

# Heimgarten

Peter Rosegger

0902  
744

v.26

Library of



Princeton University.





# Heimgarten.

Eine Monatschrift

gegründet und geleitet von

Peter Rosegger.



A. v. WALDHEIM WIEN.

Druck und Verlag von „Leykam“ in Graz.

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 7 K 20 h = 7 M. 20 Pf., mit Franco-Postzusend.  
8 K 40 h = 8 M. 40 Pf.

# Inhalt.

Seite

Ein Lied von ewigen Dingen. Erzählung aus der Einsamkeit, von Peter Rosegger	1
Eine schwere Braut. Von Josef Wichner	12
Spul der Bömnacht. Ein Geschicklein aus den Bergen, von Karl Krobath	19
Alpenglühn. Von R. Gachnang	31
Anzengruber und sein erster Wurzelsepp. Von J. K. Lecher	31
Österreichs größter Schweiger. Von Z.	37
Der Imperialismus. Von Otto Schulke	43
Wie wird es im Himmel sein? Eine Betrachtung, von Peter Rosegger	45
Auf's Rennfeld. Ein Spaziergang in der Heimat von R.	52
Der weiße Hansi. Eine naturgeschichtliche Studie aus dem Leben, von Peter Rosegger	57
Der rothe Kidl. Eins aus dem obersteirischen Volksleben, von Hans Fraungruber	61
Unmaßgeblicher Vorschlag. Von M.	66

## Kleine Laube.

„Die Wacht am Rhein.“ Von R.	67
Wer dichtet das Volkslied? Von Dr. Josef Pommer	69
Alpenluft. Von R.	72
Majestätsbeleidigung	72
Eine Stichprobe auf jesuitische Wahrheitsliebe. Von Rosegger	72
Ich halt auch ein Mensch. Antwort auf eine Zuschrift, von R.	74
Gottfried Kellers Wahl zum ersten Staatschreiber des Cantons Zürich. Mitgetheilt von R. Gachnang	74
Bliogerln	76
Wie der Funk in der Huben befehrt wurde	77
Bücher	78
Postkarten des „Heimgarten“	80

Im Verlage „Leipkam“ in Graz erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

## Rund um die Adria.

Ein Skizzenbuch von Josef Stradner.

Preis broschirt 2 K 40 h, mit Franco-Postzusendung 2 K 50 h



**Jede Hausfrau und Mutter**

ist zu beglückwünschen, die mit Rücksicht auf Gesundheit, Ersparnis sowie Wohlgeschmack Kaldreiners Kneipp-Malzhaltee (echt nur in den bekannten Originalpaketen) verwendet.

**Ob Sonnenschein! Ob finstere Nacht!**

Einzig und allein nur im

**Photogr.-artist. Atelier „Sophie“**

Kaiser Josephplatz 3 GRAZ Kaiser Josephplatz 3

finden stets photographische Aufnahmen bei elektrischem sowie bei Tageslicht statt. Ersteres nicht zu verwechseln mit Blitzlicht.

Nach 6 Uhr nur gegen vorherige Anmeldung. — Telephone 835.

# Heimgarten.



Eine Monatschrift

gegründet und geleitet

von

**Peter Rosegger.**

---

XXVI. Jahrgang.



**Graz.**

Druck und Verlag von „Ceylam“.

1902.





# Inhalts-Verzeichnis

des

## Heimgarten, XXVI. Jahrgang.

### Romane, Erzählungen und Dramatisches.

Seite

Ein Lied von ewigen Dingen. Erzählung aus der Einsamkeit von Peter Kosegger	1
Eine schwere Braut. Von Josef Wichner	12
Spuk der Bömnacht. Ein Geschichtlein aus den Bergen, von Karl Krobath	19
Joachim, der seinen Tod überlebte. Von Peter Kosegger	81
Wie ich mir eine Gehilfin erwählte. Von Otto Klein	85
Zum heiligen Brunn. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von R.	90
Die Amtsbrüder. Ein Bild aus dem steirischen Oberlande	94
In der Finster. Eine Geschichte von Peter Kosegger	161
Der Kanarienvogel. Ein Lebensbild von Karl Wartenburg	168
Agnes. Eine wahre Geschichte aus dem Mühlviertel von Louise Seidl-Derschmidt	174, 340
Allein. Eine Geschichte aus dem Weltmeere	241
Michels Brautwerbung. Eine Erzählung aus dem Alpenlande von Karl Krobath	248
Die unsichere Bergstraße. Eine Geschichte von Peter Kosegger	257
„Apport!“ Von Emil Ertl	321
Verlassen und verloren. Ein Nachtbild aus dem Volksleben von Peter Kosegger	334
Herr Rigerl und der Automat. Eine Skizze von Eduard Böhl	353
Die Ja-Sager von Dufelbach. Ein Kulturbild aus Styrien von Peter Kosegger	401
Der Greis. Eine Novelle von Hans Malser	414
Der Untersuchungsrichter. Eine Geschichte von Anton Tschekhoff	426
Der neue Ueberzieher. Eine Humoreske von Dr. Franz Seelich	430
Die Magd mit dem zugenähten Kittelsack. Eins aus dem Waldbauernleben von Peter Kosegger	481
Gregor. Eine Klostergeschichte von Peter Kosegger	561
Der Christinus-Rudi. Eine Geschichte in der Wiener Mundart von Gust. Andr. Kessel	573
Nur gemüthlich! Von Adolf Frankl	579
Fritz Friedlein. Eine alte Geschichte von Karl von Holtei	641, 721
Arbeit. Erzählung aus dem Volke	651
Irrlicht. Eine alltägliche Geschichte von Xaver Winter	729
Das gelbe Pulver. Eine merkwürdige Historie von Hans Malser	739
Bei Sedan. Von Einem, der dabei war. Von Richard Voß	805
Sie konnten zusammen nicht kommen. Eine tragische Liebesgeschichte mit gutem Ausgang von Kosegger	813
Feuer! Eine Geschichte aus Alt-Graz von Hans Malser	827
Der Seelenforscher. Von Hans Malser	881
Der Herkules in der Ebermühle. Von Louise Seidl-Derschmidt	898
Bagenlippel. Aus einem Schreibeuche mitgetheilt von Peter Kosegger	905

(RECAP)

~~ANZEIGEN~~

## Alpines und Volksthümliches aus den Alpen. Seite

Auf's Kennfeld. Ein Spaziergang in der Heimat von R. . . . .	52
Der rothe Kidl. Eins aus dem obersteirischen Volksleben von Hans Fraungruber	61
Bligerln . . . . .	76
Das Volksschauspiel in den deutschen Alpen. Eine Sommererinnerung von Anna Plotow	109
Bauernweisheit. Sprüche und Redensarten aus Steiermark . . . . .	127
Der Faschbauer in der Dopp'l. Eine Sondergestalt aus den Alpen von Josef Steiner- Wischenbart . . . . .	208
Wos 's Christkindl da kloan Grederl brocht hot. Eine Weihnachtsgeschichte aus den Alpen von Ludwig Koller . . . . .	232
Auf der Alm . . . . .	291
Sanges- und Blumenfreude im oststeirischen Landvolke. Von Rosa Fischer . . . . .	296, 383
Eine Nacht auf der Zwiesel-Alm. Dem Leben nacherzählt von Acanthus . . . . .	496
Vom Maltathale und den Brillen des Pfündners. Aus dem Tagebuche des Heimgärtners	766
Kirchen ausrauben. Von Peter Rosegger . . . . .	856
Der oststeirische Rigi-Kulm. Ein Spaziergang in der Heimat von R. . . . .	926
Ennsthaler Volksleben. Von Karl Reiterer . . . . .	930

## Land und Leute. Charakterbilder.

Der stürmische Tag. Bild aus dem Kleinleben der Großstadt von Vincenz Chiavacci	490
Allerlei Heiters aus Italien. Von Josef Wichner . . . . .	591, 669
Vertrauliches über Leo XIII. . . . .	597
Todtensitten in Lothringen. Von H. Verond . . . . .	606
Der Segen-Kaspar. Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Weinland von J. G. Frimberger . . . . .	626
Eine echte Havana. Wienerisches von Ottolar Tann-Bergler . . . . .	658
Ein Schwalbenflug nach dem Markusplatz. Aus dem Tagebuch des Heimgärtners . . . . .	663
Mein alter Lehrmeister. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger	674
Ein Ausflug auf den Feuerberg. Von Josef Wichner . . . . .	753
Das niederdeutsche Volk in seinen Sprichwörtern. Von Heinrich Hoops . . . . .	760
Die neuen Glocken. Ein Bauernbild aus dem Tatscherland von Franz Schehl . . . . .	820
Wie Sachjen singen . . . . .	876

## Cultur- und Naturgeschichtliches.

Österreichs größter Schweiger. Von Z. . . . .	37
Der weiße Hansi. Eine naturgeschichtliche Studie aus dem Leben von Peter Rosegger	57
Ein Königspaar auf dem Schaffot . . . . .	181
Von Bismarcks Humor . . . . .	275
Der deutsche Ritterorden und die Marienburg. Von Leopold v. Beckh-Widman- stetter . . . . .	835
In der Wandlung des modernen Culturlebens. Von Anton August Raaff . . . . .	842

## Zeitgeschichtliches. Plaudersames.

Der Imperialismus. Von Otto Schulze . . . . .	43
Wie wird es im Himmel sein? Eine Betrachtung von Peter Rosegger . . . . .	45
„Die Wacht am Rhein.“ Von R. . . . .	67

	<u>Seite</u>
Majestätsbeleidigung . . . . .	72
Ist halt auch ein Mensch. Antwort auf eine Zuschrift, von R. . . . .	74
Vom Kirchenstreit. Von R. . . . .	98
Können die Socialdemokraten Revolution machen? Von Fr. Raumann . . . . .	103
Ein Schulhaus für — den Waldschulmeister. Von Peter Kosegger . . . . .	123
Das Traurige ist lustig. Eine Allerseelenplauderei . . . . .	139
Zwei kritische Landpfarrer. Eingefendet . . . . .	144
Ein Gespräch mit Tolstoi . . . . .	146
Wie ich mir die katholische Kirche der Zukunft denke. Von Peter Kosegger . . . . .	187
Sommerfrische und Landaufenthalt. Von Raymond Mayr . . . . .	191
Auch eine Zeitfrage. Ein Vorschlag von Peter Kosegger . . . . .	214
Weihnachtsfieber . . . . .	230
Religiöse Gesprächsstoffe mit modernen Arbeitern. Von Arthur von Broecker . . . . .	264
Roheit. Eine Zeitstudie von Peter Kosegger . . . . .	270
Die Dichter und die hohen Berge. Von Karl Strecker . . . . .	281
Das Princip der Gewalt. Ein Appell an das Culturgewissen von Bertha v. Suttner . . . . .	362
Alle Jungfern und noch einiges. Aus „Die Zeit“ . . . . .	367
Ein Dichter-Schädel. Von R. . . . .	390
Die Dichter und die hohen Berge. Von Kosegger . . . . .	394
Lichte und Gesichte. Von M. . . . .	436
Zur Frage der Leichenverbrennung. Von Prof. Dr. Bidmar . . . . .	439
Innere Wirklichkeit. Von M. v. Weisenthurn . . . . .	511
Verdricklichkeiten des Tages. Von W. K. . . . .	514
Über unsere Gesellschaftslei. Plauderbrieff an eine junge Frau von Otto v. Lejner . . . . .	517
Bauen wir Casinos! Eine Zuschrift von A. K. . . . .	602
Sommerfrische. Von Rudolf Schreiber . . . . .	682
Rettet verlassene Kinder! Von Kosegger . . . . .	685
Besorgte Lehrer an liebende Eltern. . . . .	704
Aus dem Kampfe der Kirchen . . . . .	709
Katholischer Kirchencultus. Von R. . . . .	745
Die Burenzeit — vorüber. Von R. . . . .	792
Zu den Feuerausbrüchen auf den Antillen. Von R. . . . .	793
Zum Sängersfeste. Von P. Kosegger . . . . .	802
Touristische Zeit- und Streitfragen. Von Reinhard G. Petermann . . . . .	846, 936
Über die deutsche Schrift . . . . .	872
In der Sterbestunde. Von R. . . . .	875
Höflichkeit in der Familie . . . . .	919
Unsere sieben Sachen. Von Peter Kosegger . . . . .	921

### **Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.**

Anzengruber und sein erster Wurzelsapp. Von J. R. Lecher . . . . .	31
Wer dichtet das Volkslied? Von Dr. Josef Pommer . . . . .	69
Eine Stichprobe auf jesuitische Wahrheitsliebe. Von Kosegger . . . . .	72
Gottfried Kellers Wahl zum ersten Staatschreiber des Cantons Zürich. Mitgetheilt von Rd. Gachnang . . . . .	74
Hans Sachs II. Von Josef Wichner . . . . .	195

	<u>Seite</u>
<u>Eine mißlungene Unsterblichkeit. Von R. . . . .</u>	<u>226</u>
<u>Wie es unseren ungeliebten Gästen ergeht . . . . .</u>	<u>233</u>
<u>Etwas von Ludwig Anzengruber. Von Peter Kosegger . . . . .</u>	<u>356</u>
<u>Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Kosegger 373, 458, 533, 616,</u> <u>695, 780, 861, 944</u>	
<u>Theodor Vernaleken. Ein Gedenkblatt zu seinem 90. Geburtstage von Aurelius Polzer</u>	<u>469</u>
<u>Der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung</u> <u>der Neuzeit. Von Dr. Albert Ehrhard . . . . .</u>	<u>473</u>
<u>Ein Romanstoff. Literarisches Gespräch, mitgetheilt von Hans Malfer . . . . .</u>	<u>523</u>
<u>Anzengrubers Hochzeitstag. Eine Plauderei von Karl Gründorf . . . . .</u>	<u>529</u>
<u>Ein neues Buch zur frohen Volkschaft. Von R. . . . .</u>	<u>544</u>
<u>Alt-Heidelberg. Von R. . . . .</u>	<u>551</u>
<u>Geistliche Censur in Oesterreich . . . . .</u>	<u>553</u>
<u>Über den Ruhm des Schriftstellers. Von Challemeil-Lacour . . . . .</u>	<u>613</u>
<u>Heinrich Heines Belehrung . . . . .</u>	<u>631</u>
<u>Was sich am Morgen meines 50. Geburtstages ereignete. Von Heinrich Seidel . . . . .</u>	<u>688</u>
<u>Über Carneri. Von Th. Vernaleken . . . . .</u>	<u>707</u>
<u>Was an unserem Frankdenkmal noch zu geschehen hat. Von M. . . . .</u>	<u>712</u>
<u>Bücher und Kritik. Gedanken von Leo Tolstoi . . . . .</u>	<u>714</u>
<u>Ein „Gottloser“. Gedenkblatt für Adalbert Svoboda von Peter Kosegger . . . . .</u>	<u>772</u>
<u>Das Adalbert Stifter-Denkmal. Von R. . . . .</u>	<u>795</u>
<u>Die drei Evangelisten Kants. Von R. . . . .</u>	<u>870</u>
<u>Karl von Lutterotti. Von Franz Goldhann . . . . .</u>	<u>953</u>
<u>Bücher . . . . . 78, 156, 235, 310, 396, 476, 555, 635, 716, 797, 877, 957</u>	

### **Gedichte, Sprüche.**

<u>Alpenglühen. Von Ad. Gachnang . . . . .</u>	<u>31</u>
<u>Unmahglicher Vorschlag. Von M. . . . .</u>	<u>66</u>
<u>Alpenluft. Von R. . . . .</u>	<u>72</u>
<u>Vor einem Jahr . . . Von Anton Kenf . . . . .</u>	<u>122</u>
<u>Verrathen. Von Egon H. Strassburger . . . . .</u>	<u>123</u>
<u>Rath. Von Wichner . . . . .</u>	<u>143</u>
<u>Fliegende Schatten. Von Sophie von Rhuenberg . . . . .</u>	<u>148</u>
<u>Liebe und Haß. Sinngedichte von Otto Promber . . . . .</u>	<u>180</u>
<u>Das verspätete Lachen. Gedicht von Rudolf Presber . . . . .</u>	<u>194</u>
<u>Die Gloden von Wiehl. Ballade von Wilhelm Idel . . . . .</u>	<u>214</u>
<u>Sonnengold. Gedicht von Franz Himmelbauer . . . . .</u>	<u>226</u>
<u>Der Bur von zwei Seiten. Von E. Broßkeit . . . . .</u>	<u>228</u>
<u>Schreckliche Sonne. Spielerei von R. . . . .</u>	<u>235</u>
<u>Hochgebirge. Von August Lux . . . . .</u>	<u>290</u>
<u>Aus dem Zwinger Gärtlein. Gedichte von O. Kernstock . . . . .</u>	<u>307</u>
<u>Kindheit. Gedicht von Otto Ernst . . . . .</u>	<u>373</u>
<u>Christus in der Kunst. Gedicht von Marg Möller . . . . .</u>	<u>436</u>
<u>Neue Gedichte. Von Sophie von Rhuenberg . . . . .</u>	<u>468</u>
<u>Streiflichter. Sinngedichte von Otto Promber . . . . .</u>	<u>475</u>
<u>Etern. Gedicht von Anton Kenf . . . . .</u>	<u>502</u>
<u>Aus sonnigen Höh'n. Sinngedichte von Otto Promber . . . . .</u>	<u>522</u>
<u>Human. Von Wichner . . . . .</u>	<u>550</u>

Gedichte. Von Friedrich Marx . . . . .	589
Wie kommt dein Geschick —? Gedicht von R. . . . .	626
Irene. Gedicht von Hans Stromer . . . . .	661
Fort nachanand! Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadel, . . . . .	713
Aus der Ede. Gedicht von Otto Promber . . . . .	744
Von einem Lehrer verlang' ich. Gedicht von Karl R. Fischer . . . . .	791
Ein Lied, ein Schwert und einen Gott! Gedicht von Rosegger . . . . .	801
Klagen und Hoffen. Gedichte von Th. A. Fischer . . . . .	833
Volkslied. Von Rosegger . . . . .	869
Das Bild der Seccession. (Frei nach Uhland.) Von Franz Reim . . . . .	954

### Singvögel.

So lang ich lebe, will ich lieben. Von Otto Promber . . . . .	152
Sonntag . . . . .	152
Der Mönch. Von Josef Barbolani . . . . .	153
Ein Gedenken. Von Josef Barbolani . . . . .	153
Dichterlieb. Von A. Besser . . . . .	153
Heimweh. Von Alfred v. Wurmb . . . . .	154
Abend-Gottesdienst. Von Franz Floth . . . . .	154
Märchen. Von Anton Rent . . . . .	155
Blaue Augen — Liebesglauben. Von A. Königsbauer . . . . .	155
Vierzeiler. Von A. Königsbauer . . . . .	156
Sonnenschein. Von Theodor Nemilius . . . . .	393
Trümmer. Von Franz Floth . . . . .	393
Gebet. Von Franz Floth . . . . .	393
Alpenfriede. Von Karl Berger . . . . .	393
Frühling. Von Anton Rent . . . . .	394
Erwachen. Von Franz Floth . . . . .	471
Wanderung. Von Anton Rent . . . . .	471
Unbeachteter Stolz. Von einem blinden Mädchen . . . . .	471
Röslein und Rosalind. Von J. M. . . . .	472
Wie sich das scheue Reh . . . Von Ferdinand Pfeiler . . . . .	472
Frage- und Antwortspiel. Von Otto Julius Vierbaum . . . . .	472
Frühling wieder! Von Hermann Gango . . . . .	547
Drei Stationen. Von A. Weisk . . . . .	547
Ein heimlicher Seufzer. Von M. Steffe . . . . .	548
Kein Sommer. Von Anton Rent . . . . .	630
Im Heide-Rebel. Von Anton August Raaff . . . . .	630
Ich klagte einst . . . Von M. Steffe . . . . .	630
Gelcitwort für ein Fremdenbuch. Von Peter Rosegger . . . . .	630
Der Himmel. Von Gebell-Ennsburg . . . . .	631
Bauernschädl. Von Karl Schönherr . . . . .	631
An einen, der mir meine Berge schmähete. Von Elise Schenk . . . . .	873
Dachstein. Von Quirill Holzmeister . . . . .	873
Der kranke Bergsteiger. Von Karl Berger . . . . .	873
Maria Grün. Von Gustav Appelt . . . . .	874
Lebensdramatik. Von Andreas Königsbauer . . . . .	874
Der Gefallenen auf der Bühne. Von Andreas Königsbauer . . . . .	874
Das erste Gebot. Von R. . . . .	874
Wintertag. Von Anton Rent . . . . .	874

	<u>Seite</u>
Gottes Nacht. Von Franz Karl Ginzley . . . . .	955
Himmel und Erde. Von Franz Karl Ginzley . . . . .	955
Das Glück. Von Elfe Schenk . . . . .	955
Verleugne Dich selbst! Von Dr. Henry Meyer . . . . .	956
Dahin. Von Ferdinand Pfeiler . . . . .	956
Fernweh. Dem Alpenland ein Gruß aus dem Norden von A. R. . . . .	957

### **Verschiedene Sachen.**

Wie der Funk in der Huben belehrt wurde . . . . .	77
Das Märchen vom Prinzen Frohsinn und dem Junker Wohlgemut. Von Pauline Schrader . . . . .	133
„Du!“ Von F. St. Gunther . . . . .	149
Ein Schuster und ein Schneider. Ein Gegenbild von M. . . . .	206
Die Werbung beim Sprengzaun zu Hohenwang. Von Otto Schram . . . . .	223
Unser Herrgotts Keller. Von R. . . . .	225
Wie die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich einer Bäuerin den Schmarntopf halten mußte	230
Die testamentarische Bestimmung. Eine Geschichte von R. . . . .	305
„Dann sagen wir's der Victoria!“ . . . . .	310
Wie man beim Verlust seines Vermögens sich tröstet . . . . .	549
Sagen aus der Ost-Steiermark. Von Josef Steiner-Wischenbart . . . . .	550

### **Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.**

Eitelkeit, du schöne Tugend! . . . . .	156
Schulhaus Krieglach-Alpel . . . 160, 289, 319, 399, 479, 559, 640, 720, 800, 979, 959	
Wie wenig wir uns auf uns verlassen können. Von M. . . . .	306
Wie man um den „Glauben“ kämpft. Von M. . . . .	307
Die Steirertracht im Waisenhause. Von R. . . . .	395
Aufruf zur Schaffung einer Central-Bibliothek für die Blinden Oesterreichs . . . . .	476
Im Spitale „Humanitas“. Von Edith Gräfin Salzburg . . . . .	502
Das Schweigen des Lebens. Von Thomas Carlyle . . . . .	546
Eine Million! Von Peter Rosegger . . . . .	549
Wise — Blige . . . . .	554
An die Verehrer Josef Victor von Scheffels! . . . . .	560
Über das Fluchen . . . . .	633
Entweihung edler Wörter! Von G. v. Pfister-Schwaighusen . . . . .	634
Flüchtige Gedanken. Von Franz Goldhann . . . . .	706
Wie ich in dieser Welt mich einrichtete. Von Otto Spielberg . . . . .	710
Andenken an Bosnien. Von M. . . . .	796
Eine neue Bibelübersetzung . . . . .	796
Deutschhülmelei. Von Richard Wagner . . . . .	876
Aufruf der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung . . . . .	878
Der Menschenläufig. Pariser Idylle von Emile Zola . . . . .	914
Aus Heimgärtners Tagebuch . . . . .	952
Das vierblättrige Kleeblatt. (Eine Legende.) Von C. Koch . . . . .	955
Postkarten des „Heimgarten“ 80, 160, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 880, 959	

# Heimgarten



1. Heft.

Oktober 1901.

26. Jahrg.

## Ein Lied von ewigen Dingen.

Erzählung aus der Einsamkeit von Peter Rosegger.

Endlich bin ich da. Da, wo ich schon lange sein wollte, weil mich hier niemand findet. Und das erste, was ich hier thue ist, es der Welt hinauszuschreiben, wo ich bin.

Freilich mit Sicherheit, daß sie, die es lesen, mich allein lassen werden. Denn sie müßten — um hieherzukommen — abweichen von der schönen breiten Straße, die man mit dem Dampfwagen befahren kann, oder mit dem Selbstwagen, oder mit dem Rade, oder mit flinken Rößlein. Sie müßten einen steinigen Weg durchs Seitenthal hinauf suchen, aber endlich auch von diesem abweichen, um einen schmalen Fußsteig zu betreten, der sehr ruppig und holperig ist. Und auch auf diesem holperigen Fußsteige dürften sie nicht immer fortgehen, dürften nicht über die schöne Bergwiese hin zur Sennhütte, sondern müßten den Gang emporklettern gerade dort, wo er von wildestem Schlinggebüsch bewuchert ist. Dann müßten sie über abhängige steinige Platten kriechen, die feucht und schlüpfrig sind und müßten hinter dem Grate über Geröll niederfahren, daß die Schuhnägel Funken sprühen, weil es wohl schon dunkel wird. Dann müßten sie einen tiefschluchtigen Wildbach übersteigen, der so weiß wie Milch an den schwarzen Steinen zerschellt — und mehr Wasserfall ist, als Bach. Der Sturm hat einen Baumstamm darüber

hingeworfen, an dem stellenweise noch die Rindensehen hängen und aus dessen Splint der Moder rieselt, wenn der darauftretende Menschenfuß ihn erschüttert. Der Steg ist kirchthurmhoch über dem Wasser und aus dem Hange des Abgrundes ragen Lärchen- und Birkenwipfel herauf. Über diesen schiefen Steg müßten sie hinangehen bis ans andere Ufer, um dann an einer senkrechten Wand zu stehen, die zur Rechten in den wilden Bach stürzt, zur Linken etliche Steinvorsprünge hat, die der Ungeübte nur in der Nacht erklettern kann; am Tage würde ihn der Schwindel in den Abgrund ziehen. Die Höhe erklimmen, müßten sie endlich das unendliche Geflechte eines Knieholzurwaldes durchbrechen, am besten kriechend wie Nattern unter dem nadeligen Gefülze hin, oder mit dem Beil eine Gasse hauend, die in kurzem wieder verwachsen und verloren ist.

Wäre das alles überwunden, dann stünden sie auf einer weiten Hochebene, auf der die glatten grünen Matten hingelegt sind mit ihren leuchtenden Blumentepichen. Nach der einen Seite hin wird die Hochebene begrenzt von einem weißen Felsenriffe, über dem manchmal das Silberblättchen eines Geiers kreist; nach der anderen Seite hin schließt ein dunkler zackiger Streifen den sonnigen Plan. Dieser Streifen ist mein verkorpelter Kreuzwald. Er hat ganz niederes Bestände, aus dem viele dürre Wipfelspitzen aufragen; an manchen dieser knochenfarbigen Spitzen hängen noch einige Nistsegen, alle nach einer Seite hin. Auch im Winde bleiben diese Gewipfel starr und regen sich kaum. Wenn man durch den Wald geht und sein vermoderndes Gefälle überklettert und seine Sümpfe durchschreitet, ohne darin stecken zu bleiben, so kommt man auf einen Ager, der rings von dem ruppigen Kiefergeziern umgeben ist. Aus dem spärlichen feinen Grase des Agers stehen da und dort weiße Steinrücken und Platten hervor, die von Wasser und Eis stumpf und glatt geschliffen sind.

Auf einer dieser Platten nun liege ich, wenn sie nicht zu heiß ist, und lasse die Sonne auf mich niederscheinen, und wenn die Wipfel der Umgebung gar so weich summen und rieseln, ohne daß ein Lüftchen an meinen Körper stößt, dann schlummere ich wohl auch ein und werde erst wieder wach, wenn die Dohlen kreischen und über dem schwarzen Gezack der kühle Mond steht. Dann erhebe ich mich, gehe zwischen den Stämmen hin, trete auf die weißen Blätter und Sterne, durchbreche die weißen Spangen des Mondlichtes und komme zur Hütte.

Dieser ganze Weg dahin ist demnach so reichlich mit Gefahren geziert, daß die Touristenleute sofort aufbrechen würden nach demselben — wenn ich nur erst sagen wollte, in welchem Lande die Gegend liegt. Und das sage ich nicht. Dieser Brief wird neun Stunden davon nicht in den Postkasten geworfen, sondern in die „Ambulanz“ eines Eisen-



bahnzuges gethan, damit auch der Poststempel kein Verräther werden kann. Ich habe bei der Theilung der Erde die Einsamkeit abbekommen und wehre mich um mein Theil.

Des Morgens, wenn ich aus der Hütte trete, bringt mir die Flora ein Ständchen. Die Alpenblumen aller und aller Art sind in Scharen versammelt, um mir eine wunderbare Farbensymphonie vorzuschweigen. Und wenn ich dann dreißig Schritte hinaustrete über den weichen lieblichen Garten, darf ich den einunddreißigsten Schritt nicht mehr machen, oder ich liege siebenhundert Meter tief unten in Schutt und Schnee — selbst für die Raben zu unbequem, all die Stückchen zusammenzusuchen. Es ist also rathsamer, auf dem hohen Rande stehen zu bleiben und hinauszuschauen in die Landschaft, die von Stufe zu Stufe niedersinkt — von den Wänden zu den Almkaren, von diesen zu den Waldbergen, von diesen zu dem Hügelgelände, das in blauer Ferne sich in unermesslichen Ebenen verliert. Dort unten sind die Menschen mit ihrer Welt und da heroben ist auch einer mit der seinen. Der Unterschied ist eigentlich so gering, daß beide Welten bloß wie durch einen Heckenzaun von einander geschieden zu sein scheinen — und welch ein Bereich von Wüsten und Schrecknissen liegt dazwischen!

Die Hütte ist seinerzeit für Gemsjäger gebaut worden, aber sie steht zu hoch über den Wänden und der Gemsen Tanzboden ist bekanntlich weniger wagrecht als senkrecht. Das Ding war zu sehr Wolkenfuchtsheim geworden, und da hatte der Jagdherr gemeint, für Poeten. — Aus den Holzschlägen kommt jeden zweiten Tag ein Mann herauf mit Milch, Brot, Eiern und Salz; allemal eine halbe Stunde bleibt er bei mir, um Küche und Stube instand zu setzen — somit ist das Dasein wieder für eine Weile gesichert. Ich vermisse wenig, aber nichts weniger als die Leute. In den ersten Wochen hatte ich den Mann noch ausgefragt, wie es hergehe unten in der großen Welt der Holzknechthütte, heute brauche ich auch das nicht mehr zu wissen. Und nichts vermisse ich mehr als das Wasser. Unter einem Stein sickers zwar ein Brunnlein hervor, aber so leise, daß ich's oft nicht verstehen kann, was es sagt. Eine Gegend, die kein Wasserrauschen hat, ist eine taubstumme Person. Allerhand Gesten mag sie machen, aber so recht vom Herzen zum Herzen geht sie nicht. Durch den Mangel des Wasserrauschens verliert man beinahe mehr, als man durch den Mangel des Leuteplauschens gewinnt. Es gibt einige Menschen, die sich in Leutegesellschaft nur halb empfinden, die erst ganze Menschen werden, wenn sie mit sich allein sind. Aber auch solche müssen ein äußeres Lockmittel haben, um den ganzen Menschen aus sich hervorzuwinken. Der Vogelsang, der Gemsenpfeiff, der Hirschenschrei vermag's nicht immer, das sind persönliche Angelegenheiten dieser Thiere. Gingegen die lebendigen Laute lebloser

Dinge führen wieder eine Sprache, die dem Menschen unter Umständen mehr sagen kann als die, so von seiner Zunge kommt.

Wenn aber hier oben das Wasser schweigt, so reden die Lüfte. Die Lüfte mit ihrem weichen Säuseln im Gewirfel und ihrem Brausen in den Stämmen, mit ihrem Pfeifen in den Rissen und ihrem Stöhnen in den Felstaminen, mit ihrem Rollen in den Kären und ihrem Tosen an den Rämmen — die Lüfte mit ihrem ungeheuren Klage lied, wenn der Sturm sie niederwirft in Kessel und Schluchten — sie haben die Sprache des Weltgerichts. Der schmetternde Blißschlag ist das Geräusch eines brechenden Stäbchens im Vergleich zu dem ungeheuerlichen Laute des Orkans auf hohem Berge. Er ist mit gar nichts zu vergleichen, als mit sich selbst, und weß' Ohr nie unter seiner Macht gezittert hat, der weiß es nicht, was ich meine.

Da kam in einer Nacht — es war nach mehreren feuchtlauen Tagen — ein Gespenstchen an meiner Hütte vorbeigehuscht; ganz leise ächzte ein Fensterbalken, weiter nichts. Dann war es so still, daß ich in der Wand den Holzwurm nagen zu hören glaubte. Das Volk sagt, das wäre die Todtenuhr, oder das Todtenmannl, und wo es sich anmeldet, da — müsse man bald dran glauben. Ich glaubte aber nicht dran, sondern schlief lüde ein. Da quixten die Fensterbalken, mehrere auf einmal, und sie quixten das zweitemal, einer begann in seinen Angeln zu rütteln, an die Thür ein dumpfer Schlag. Ich machte Licht, die Flammenlanze der Kerze legte sich seitwärts, bog sich nieder wie ein Haden. Vom Tisch tanzte ein Blatt Papier empor. Aber es ist doch alles gut verschlossen. Die glattgefügtten Holzwände sind doppelt und als Zwischenlage ist eine festgestampfte Schichte von Berghen, ferner haben sie eine Verschalung nach außen und eine nach innen. Die Fenster haben zweifache Verglasung und dicke Balken. Die Decke hat zwei Blockschichten und ein doppeltes Schindeldach. Die Dielen des Fußbodens aus mächtigen Blöcken, zwischen denen man kaum eine Fuge sieht. Woher der Wind, der durch die Stube gieng? Aber draußen gab's ja Musik. Weibliche Chöre mußten es sein, die da sangen. Oder war es verhaltenes Weinen, oder das erschreckte Aufschreien einer geängstigten Kinder-schar? Oder war es der Todeschrei einer Menschenmenge, die in lichterloh brennender Halle eingeschlossen ist? Plötzlich fast still, dann wie das Dröhnen einer tiefen Orgel, hernach ein Pfeifen, als sausten tausend Niesenpeitschen durch die Luft. Und dann kam der Schlag. Weiter hin auf der Hochebene liegen hausgroße Felsblöcke, ein solcher Block, meinte ich, müsse herangerollt und an die Hütte gestoßen sein. Mich schleuderte es fast aus dem Bette und der Grund schien erschüttert, so daß der Bau einige Augenblicke beinahe schwankte. Dann Ruhe, nur das gleichmäßige Brausen eines fernen Stromes. Ich kleidete mich an, um hinauszugehen

und nachzuschauen, was geschehen war. Ich schob von der inneren Thür den hölzernen Querbalken weg, ich sperrte das Eisenschloß auf und öffnete. Als ich dann auch die äußere Thür aufmachen wollte, gieng das nicht. Sie war von außen verrammelt, oder es stemmte sich eine Anzahl Männer mit Achseln und Rücken dagegen. Durch einen plöcklichen Ruck gelang es mir doch, die Thür hinauszutauchen, in demselben Augenblick wurde ich in die Kammer zurückgeschleudert und die Gewandstücke, die an der Wand gehangen, die Hasen und Teller, die auf der Stelle gestanden, die Wandbilder, die Bücher, wirbelten über mich umher. Bei einem letzten Auslohen der Kerze sah ich noch, wie die Bettdecke durch die Stube flatterte, dann war es dunkel, und ununterbrochen brandete und wirbelte es um mich, als würde alles im Strom mit fortgerissen. Der Sturm war in der Stube; durch die Thür hereingefahren hatte er vor Wuth stöhnend und heulend auch von diesem kleinen Raum, der ihm verschlossen bleiben wollte, Besitz ergriffen. Immer wieder raffte ich mich auf und versuchte, die Thür zuzwerfen, immer wieder wurde ich hingestreckt. Im Winkel hinter der Ofenmauer kauerte ich und war neugierig, was nun geschehen würde. Nichts anderes zu erwarten, als die Behausung würde bersten und die Trümmer mit allem was drum und dran, würden in den Himmel aufflattern wie dürres Laub im Herbstwind. Über der Herdgrube war eine Pfanne gestürzt gewesen, ich stieß zufällig an den Stiel, sie flog auf, die Asche sprühte hin, und Funken darunter, so daß mein Gedanke noch war: das wird ein Fanal, das sie im ganzen Lande sehen! Dann verlor ich mich. — — Ob es mehr war, als ein Schlaf, das weiß ich nicht, aber als ich erwachte, war mir ganz wohl, ich lag hinter dem Ofen und zur offenen Thür schien ein blaßes Taglicht herein auf die Wirrnis. Nicht genug, daß da alles durcheinander geworfen, war die Hütte voll von Sand, dürrer Gezweige und anderem Wust, den der Sturm hereingewirbelt hatte. Die Luft war still und starr und lautlos. Als ich daran gieng, die Fensterbalken zu öffnen und Ordnung zu machen, flatterte aus der Tischdecke ein schwarzes Ungeheuer auf, schoss an den Wänden umher, bis es den Ausweg fand. Eine Dohle, die der Sturm hereingeworfen, oder die selbst Schutz gesucht hatte in meiner Behausung. Zu meiner großen Verwunderung stand die Hütte unverkehrt, aber zwischen der Zimmerung und dem Steingrund waren große Fugen und Spalten, mir ein Zeichen, daß der Bau thatsächlich gelockert und emporgehoben worden war. Der Himmel war trüb und zerrissen, die verknorrtten Zwergbäume standen starr und ungebroschen da, nur das dürre Astwerk war herabgeschlagen und bedeckte den Boden. Wenige Stämme waren gebroschen, zu dem alten moderigen Gefälle frisch legend. Die Luft schnitt kalt an meine Wangen. An den Rand gieng ich hin und schaute hinab. In der Tiefe lagen langgestreckte,

schmutziggraue Nebelwulste, die weit ins Land hinauslangten. Zwischen diesen Wulsten schimmerte lichter Weiß hervor, das ich anfangs auch für Nebel hielt, das aber etwas anderes gewesen ist.

Als in der Hütte alles in Stand gesetzt war, mit Ausnahme eines zerbrochenen Fensters, und als im Ofen Feuer brüllte, saß ich da und sann einmal nach über die Gewalt dieser Nacht. Ich fühlte mich wunderbar bewegt und getragen und plötzlich kam's mir an: das ist ein Lied gewesen! Ein Lied von ewigen Dingen. Eins, wie es schon lange in mir war, wie es mich gedrückt hatte und wie ich es doch nicht zu heben vermochte. Jetzt war es frei und leicht in mir, das Lied war gesungen, das in menschlichen Worten Unfassbare war ausgesprochen worden. Ich kann's nicht näher erklären — muß schon jeder in sich selbst hinabsteigen und die Spuren suchen.

Am Nachmittag desselben Tages kam mein Holzknecht wieder herauf; er hatte eine zuckende Hast an sich, er müsse doch sehen, ob die Hütte noch stünde. Es sei spassig, da auf der Höhe sei Sommer und drunten im Thal sei Winter. Für die Bauern hebe jetzt die gute Zeit an, sie brauchten dies Jahr nicht zu heuen und nicht zu schnitten. Eis und Schnee hätten schon alles besorgt, das liege schukief über Wiege und Feld. Hingegen werde es Fleischtöpfe geben wie in Egypten, denn das Vieh würde alles geschlachtet werden; weil es nichts zu fressen habe, so müsse es selbst gefressen werden. Besonders fein habe es der Dodlbrock. Der könne gleich das ganze Karwiesthal zur Tafel laden, so viel Fleisch habe er im Haus, denn sonst werde es riechend. Dem Dodlbrock habe der Schnee den Sommerstall eingedrückt und der habe ihm sein ganzes Rindvieh erschlagen. Der Dodlbrock sei auch völlig aus dem Häusel über den Glücksfall, der ihn getroffen. Da er ohnehin zeitweise ganz hinter-sinnig sei und nicht recht im Kopf!

„Schade, daß es dich nicht getroffen hat“, sagte ich zu meinem Hauswart, „weil du eine solche Freude dran hast.“

„Hau, mir kann nix geschehen!“ antwortete er sich in die Brust werfend. Wie andere auf ihren Besitz stolz sind, so ist es mein Holzknecht auf seine Hablosigkeit. Er habe sich prächtig unterhalten bei der Nacht, als der ganz' Teufel niedergegangen ist. Vorgekommen ist's einem grad, als wie wenn ein schweres Tuch thät einfallen und die Geister zerreißen es in hunderttausend Fetzen. Schier lustig haben die gebrochenen Baumwipfel herumgetanzt im Eis- und Schneesturm und man möcht' am liebsten mittanzen. Auf einmal, erzählte der Holzknecht weiter, „ist der Schnalzer, wirft's mich hin und denk mir: Gut ist's, jetzt hat dich der Bliß derschlagen. Hab' noch gesehen, als wie wenn die Wand auf mich wollt' herfallen, eine schwefelgrüne Wand. Nachher hats mir in den Händen so gebremstelt und fallen mir die Füß' ein: Hast denn keine Füß' mehr? die sind schon

hin, wirft gleich als ganzer hin sein. Hat mich gewundert, daß ich alleweil noch leb, aber kalt ist mir gewesen über und über und draußen hat der Lärchbaum gebrannt wie eine Pechfackel“.

„Also der Blik hat dich getroffen?“ rief ich aus.

„Mit getroffen, gefehlt hat er mich. Und der Sturm hat's Feuer hingejagt auf die andere Seite, sonst thät unser Schloss auch nimmer stehen. Der Meisterknecht hat fleißig Wind gefüllert — hat Mehl vor die Thür gestreut und ich sag: So laß sie nur austoben, die Bestie. Gefallt's dir denn nit, das lustige Spiel? Angst haben sie gehabt, die Ketzeigen — ich glaub' gar um ihr lieb's Leben. Muß schon was Rechtes sein, um so ein Holzknechtleben, wem's gefällt! Mir gefallts ja auch, drum mag ich's nit verschandeln mit Ängsten und Fürchten. Ein Leben, wo man sich alleweil fürchten muß, thät mir eh nit gefallen. — Ist das dāsmal die ganz Wäsch, Herr?“ Er wog das Päckchen Linnenzeug an der Hand.

„Ja Heinrich, diesmal gibts nicht mehr, hab' gestern selber Waschtage gehalten, weil es so schwierig war die Tage her.“

Nun gesellte sich unseren tiefsinnigen Gesprächen noch ein dritter Philosoph. Mit dem war aber nicht viel anzufangen. Ein zerkochter Gesell, den feigen Strohhut hinten am Nacken, die fuchfigen Haare klebten ihm auf der breiten Stirn, die Augen standen hervor, unter denselben große Säcke. Der rothe Schnurrbart hieng so buschig nieder, daß kein Mund zu sehen war; mit einer dünnen Stimme presste er zwischen den Zähnen sein Anliegen hervor, so verbissen und hämißch, als wollte er uns mit verantwortlich machen für das, was ihm geschehen. Der Dodsbrock war's, dem der Sturm den Stall und der Stall die Kinder erschlagen hatte. Unten an seiner Glendstätte hatte er alles liegen und stehen lassen und war auf die Höhe gekommen, unsern Herrgott zu suchen. Da heroben mußte er doch irgendwo sein, denn von hier hatte er hinabgearbeitet. Nachgierig schnob der Mensch gegen den Herrgott. Kann sich der Schwache rächen?

„Du Holzknecht“, sagte er mit einer fast zärtlichen Stimme, „weiß mir nix, daß ich den Herrgott — weißt, weil er mir jetzt das hat angethan — weißt, ich möcht' ihn glutpfannheiß beleidigen. Wohl wohl! Recht scharf beleidigen, den da oben!“ Er duckte sich nieder, seine Hände zitterten, seine Stirnader wurde wie ein Strick. Er will den Herrgott beleidigen.

Wir anderen wollten etwas sagen, beiden stockte der Athem. Meine Seele tastete im Dunkeln seinen Gedanken nach, diesen wilden, tollen Gedanken. Seinen Fleiß, seine Arbeit und Plag ein Leben lang, seine Gutheit, sein Gottvertrauen. Und jetzt vernichtet ihm der Obere auf

einmal allen Besitz, alle Freude, wirft ihn in den Spott des Glends. Für was? Kein Mensch wäre zu finden auf der weiten Welt, der das seinem größten Feind möcht anthun! Und zieht sich nun hinter alles zurück und läßt sich nicht sehen und hat wohl noch seine heimliche Vergnügung darüber, daß er einen armen Bauersmann so schreckbar hat zertreten. Und man kann ihm nicht an. Ja man kann es, in der Schrift steht's, in der Kirche sagen sie's — beleidigen kann man ihn. Und das will er jetzt thun auf eine ausgesuchte Weise, und weiß doch nicht, wie man's anstellt.

Der Holzknecht stützte seinen Ellbogen auf den Stiel des Besens, mit dem er eben die Stubendiele ausfegen wollte, schmalzte mit den hauschigen Lippen und sprach: „Wissen thät' ich's schon, wie man den Herrgott am allerschwersten beleidigen könnt. Mit den sieben Todsünden ist's nix, die ist er bei den Leuten schon zu sehr gewohnt, da weiß ich was Besseres. Schon immer einmal, wenn ich diese dumme Welt hab' betrachtet, ist's mir eingefallen, den Herrgott kann man mit gröber beleidigen, als wenn man glaubt, daß — daß er ist.“

So sagte der Holzknecht und dann fegte er den Rehricht zum Loch hinaus. Der Dodlbrock schaute ungewiß drein. Er hatte die bodenlose Bosheit nicht verstanden.

Dann hat der zerrüttete Mensch sich an mich gewendet. Er habe schon gehört von mir und daß ich ein studierter Herr wäre. Ich bewohne gewiß dieses Hochberghaus, um dem Herrgott näher zu sein. Ob er denn nicht auch mir schon was angethan hätte? Oder wie es mit der Sach' eigentlich wäre? Er kenne sich rein schon nicht mehr aus; vielleicht wäre es dem Obern unangenehm, wenn er, der Dodlbrock, jetzt da hinübergienge und sich in den Abgrund stürze? Da der Mensch so sprach, lugte er mich zagend und mißtrauisch von der Seite an, ob es wohl nicht am Ende ein Unrechter ist, an den er sich wendet.

„Guter Freund,“ sagte ich dann, „so wichtige Sachen bespricht man nicht stehend. Da müssen wir uns schon zum Tisch setzen und ein Glasel Enzian trinken.“ Und als er so weit war, stellte ich ihm das Ding dar: „Weißt mein Mensch. Ist der Herrgott so böse wie du meinst, so wird er sich nur freuen, wenn du dich hinabstürzest. Na den Gefallen thät ich ihm nicht. Mit dem Herrgott, das ist halt so eine Sach'. Man versteht ihn leicht unrecht. Ich habe so meine besondere Meinung. Einmal hab' ich in einem alten Buch gelesen, daß der Herrgott Leute, die er extra lieb hat, gern recht nahe bei sich haben möchte. Es verdriest ihn, wenn sie an Haus und Hof, an Feld und Vieh hängen und solches Ding lieber haben als ihn. Und wenn sie sich zu arg darin verlieben, so streckt er die Hand aus und nimmt ihnen das Spielzeug weg, daß sie ihr Angesicht wieder einmal ihm zuwenden

möchten. Verstehst du das? Sind deine Kinder nicht auch manchmal solche Spielratten, daß sie über das wichtigste Gräffelwerk des Vaters vergessen? Hast ihnen nie das Zeug aus den Händen genommen und gesagt: „Jetzt, Kinder, merkt einmal auf mich und was ich auch will!“

„Ei he — ei he —“ machte der Doblbrock ganz verwirrt. Ob es Zustimmung oder Ablehnung war?

„Auf dem Berg hätte er dich glücklich heroben“, fuhr ich selber bange über meine Rede fort, „wirft es wohl doch merken, daß du ihm heute näher bist als gestern um diese Zeit. Ihn hassen, das ist ihm alleweil noch lieber, als gar nicht an ihn denken. Du hassst ihn nur, weil du glaubst, daß er böse ist. Du hassst also nur das Böse. Und triffst deinen Herrgott nicht und kannst ihn nicht treffen. Er steht nahe hinter deiner und legt dir die Hand auf die Achsel und sagt: Doblbrock sei nicht kindisch!“

Er wendete seinen Kopf nach rückwärts und dann vorwurfsvoll gegen mich — daß es etwan nicht wahr sei, was ich gesagt hätte!

„Suchst ihn schon wieder?“ fragte ihn der Holzknecht. Dann tippte er mit dem Finger, der aussah wie ein Baumast, so knorrig und braun, an das Enziangläschen: „Ich glaub da ist er drinnen!“

„Ganz schön“, versetzte ich, „drinnen ist da einer, aber nicht der richtige.“

Der Doblbrock stürzte seinen Enzian in die Gurgel, schüttelte sich, zermalmte einen Fluch und gieng davon.

„Willst nit auch dein Strohdach mitnehmen?“ rief der Holzknecht und warf ihm den schwarzen Strohhut nach, dessen Krempe zerfasert und zerfressen war.

„Geh nur wieder hinab“, sagte ich noch hinter dem Doblbrock, „vielleicht begegnest du den Herrgott unterwegs und ihr vertragt euch miteinander.“

Aus dieser übermüthigen Rede ist ein schrecklich prophetisches Wort geworden.

Wir kümmerten uns nicht weiter um den Mann; der Holzknecht ordnete die Hütte und ich wartete schon auf die Stunden habüchtiger Einsamkeit, da man die Hochwelt mit niemandem zu theilen braucht.

Als der Holzknecht mir für die nächsten Tage etwelche Nahrungsmittel zurecht gemacht und dann noch einiges Herdholz aus dem Gefälle herübergetragen hatte, nahm er seinen Korb auf, rüttelte ihn an den Achseln fest und gieng davon. In der Stube war 's wieder still und es begann jene köstliche Langweile, in der ein Mensch sich fachte zu finden beginnt, ganz für sich selber hat. Sicher zu sein vor Post und Draht, vor Pflicht und Unterhaltung, vor Feind und Freund, und Zeit haben einmal ganz für die große Natur ringsum, in die man

seine Seele gießt, wie in ein kostbares Gefäß, aus dem man in heiligen tiefen Zügen sich dann selber wieder heraustrinkt. — Diesmal ward es anders. Kaum eine Stunde war vergangen, so kam mein Holzknecht wieder zurück, keuchend und schnaufend. Das Seil brauche er und ich möchte rasch mit ihm kommen zum hohen Steg hinab, der Doblbrock sei dort in höchster Lebensgefahr. „Nur aushalten, wenn er kommt!“ Eines Seiles erinnerte ich mich, es lag im Dachraum und ich hatte nie nachgedacht darüber, wozu es vorhanden sei. Nun ergriffen wir es, eilten durch den Wald, über den Ager, wieder durch Birmwald, an den weißen Felsriffen vorüber hinab in das schroffe Gehänge. Wie wir so in weiten Sähen wandniederwärts sprangen, so wundere ich mich noch heute, daß wir uns keiner den Hals gebrochen haben. Unterwegs im Laufen hatte mein Begleiter mir zugescrien: „Nur aushalten, wenn er kommt!“ — Über den Steg gefallen. — Am Baum hängen geblieben über dem Wasser!“

Dann wirds zu spät sein. Am Baumast kann sich kein Mensch so lange halten, und ließ er los, so stürzte er in die Wasserfälle. Wir hörten schon das Tosen aus dunkler Schlucht, wir bogen um die letzte Felstante und standen am Steg. Der alte quer übergestürzte Stamm lag wie immer mit seinem dürrn Gezack und seinen morschen Rindenstücken über der Engschlucht, in deren kalten dunklen Tiefe die Wasser kochten und schrien. Aber zu spät war es noch nicht. An dem Wipfel einer Birke, die aus dem fast senkrechten Ufergestein der Schlucht wie ein riesiger Wandleuchter herausgewachsen war, hieng der Doblbrock. Der Birkenwipfel hatte sich mit solcher Last abwärts gebogen und schwankte wie ein Palm, an dessen niederhängender Rispe eine Raupe hängt. Und wie eine große Raupe, so hieng der Mann dran, und so schmiegte er sich an die Gerte, die jeden Augenblick brechen konnte. Das zarte grüne Laub umrieselte seinen bebenden Körper.

„Aushalten!“ schrie der Holzknecht ihm zu. Aber als wir über den nassen Steg hinaustraten und das Seil hinabliefen, war es zu kurz, als daß der Doblbrock es erhaschen konnte. Er hieng zu tief unten und von Minute zu Minute, so schien es uns, senkte der Bogen des Birkenstammes sich noch tiefer in den gähnenden Abgrund hinab. Ob der Mann schwieg, oder schrie, oder betete, wir wußten es nicht, wir hörten nur das Donnern aus der Tiefe, aus der ein grauer kalter Nebel stieg.

Rathlos kauerten wir einem Augenblick da und schauten uns an. Der Steg schwankte ein wenig und aus seinen Spalten rieselte Moder in die Tiefe, gerade auf den Doblbrock, gleichsam, als sei das schon die Schaufel Erde in sein Grab. Wir krochen aus Gestein zurück und der Holzknecht bedeutete mir, daß nichts anderes übrig bleibe, er laufe ins Thal



zur Holzknechthütte um Leute und ein längeres Seil, ich sollte dableiben und mit Zurufen und Zeichen den armen Verzweifelnden trösten und ihn aufmuntern, daß er die Kraft nicht verliere.

Wollen wir nicht lieber unser Gewand ausziehen, es in Streifen reißen, zusammenknüpfen und als Verlängerung des Seiles hinablassen? — Ich glaube zu gleicher Zeit ist uns beiden das eingefallen. Während wir unser Überkleid ab- und anstreiften und mit dem Taschenmesser die ausgezogenen Hemden zerschneiden, war es, daß der Mann unten an der Birke sich einmal bewegte und sein Gesicht nach oben zu wenden trachtete. Er hatte sich mit Armen und Beinen so geschickt ins Gezweige verflochten, daß er ruhig warten konnte, falls der Birkenstamm nicht brach.

Wir können uns Zeit lassen und eine gute Leine herstellen. Er unterhält sich derweil mit dem Herrgott. — Der Gedanke kam mir freulerisch vor, doch er ist mir so eingefallen. Nach einer Viertelstunde waren wir so weit mit unserer Strickleiter, daß sie hinabgelassen werden konnte. Aber weil sein Gesicht sich jetzt zu sehr ins Laub verschmiegte, so merkte er es nicht, wie wir auch das Leinenende um sein Haupt säkeln ließen. Wir mußten wieder zurückziehen und einen dürren Ast daran binden und mit demselben an seinen Kopf stoßen. Da merkte er es und begann sich zu regen. Nun sank der Bogen tiefer, aber er brach nicht. Der Dodlbrock war wohl bei Besinnung, sachte begann er die eine Hand frei zu machen und die Leine an sich zu ziehen, um den Arm zu schlingen, sich daran zu befestigen. Fast wollten wir zu früh anziehen, da er noch nicht fertig, doch endlich war das Seil straff und stramm. Wir krochen mit unserem Ende vorsichtig an den Rand und begannen zu ziehen. Es hob sich unten der Körper und der entlastete Bogen des Birkenstammes stieg heran, höher und höher, bis der Wipfel da war und uns den Dodlbrock zurückgab. Losgelöst sank er neben uns ins Gestein und war leblos.

„Jetzt, wenn Sie einen mit hätten!“ rief mir der Holzknecht zu. Doch allmählich, als die Ohnmacht nachließ und die Lebensgeister sachte wieder zurückkehrten, gieng es auch ohne Enzian. — Eine Stunde später hatten wir den Mann unten an der Bergwiese, wo die Sennhütte steht. Dort ließen wir uns trocknen und tranken Milch. Der Dodlbrock trank so viel Milch, bis die Sennerin erklärte, es gäbe keine mehr. Und als er so weit war, gieng er schweigend, wie er war, hinaus auf die blumige Wiese, dort kniete er hin und hielt die gefalteten Hände gegen Himmel auf.

Das, liebe Freunde, hatte ich euch heute zu erzählen, es war das große Ereignis dieser meiner Sommerfrische im Gebirge. — Seither sind mehrere Wochen vergangen; es kamen so kalte Tage, daß das Brunnlein an der Quelle froh und daß über die Milchschüssel ein Mäuschen Schlittschuhlaufen konnte. Ich habe diese Weile überdauert, zumeist unter

den Wollendecken liegend, wenn ich nicht just Holz in den Ofen warf. Auch das ist vorüber. Dann kamen die hellen Nächte mit der Versuchung den Stoc nach dem Mond zu werfen; man thut's nur nicht aus Besorgnis, ihn zu treffen, zu zer schlagen und so die Erde um ihr wonnesanftes Licht zu bringen.

Jetzt, im September sind wieder warme sonnige Tage, die Felsblöcke auf der Hochebene liegen und die wetterstarren Wipfel stehen in stillem Frieden da, aus dem Boden sprossen weiße und blaue Blümlein. Die Welt unten liegt — vom Rande aus gesehen — in hellen Farben und die Luft ist so leicht und lind, daß mich jene Sturmnacht wie ein grauses Märchen dünkt. Der Doodlbrock, höre ich, bindet wieder an, aber nicht mit dem Herrgott.

## Eine schwere Braut.

Von Josef Widner.

Der Magister der Pharmacie Sebastian Kräutle, seit Jahren in der Apotheke „zum durstigen Blutegel“ bedienstet, war ein Subject, das endlich einmal zu einem Prädicate kommen und so einen ordentlichen Sag bilden wollte.

Er wollte eine Apotheke kaufen, sich selbständig machen, Chef werden.

Wenn nur so eine Apotheke, obschon „der Wert der Ware nicht groß ist“, <sup>1)</sup> nicht so heidenmäßig viel Geld kosten thät! Allerdings — der Magister und der Rothschild zusammen hatten Geld wie Mist; aber der Magister hatte nicht einmal so viel Heller wie der Rothschild Tausender, und von Gütergemeinschaft und ehrlicher Auftheilung wollte der nun einmal durchaus nichts wissen.

Also rechnete der Magister als praktischer Mensch auf einen Treffer, aber nicht auf einen, den die Lotterie alle heiligen Zeiten einmal einem dummen Kerl zukommen läßt, um wieder tausend dumme Kerle zu fangen, sondern auf eine reiche Frau, die ja zweifellos auch ein Haupttreffer ist.

Herr Sebastian Kräutle, dessen Haare nur mehr die Schläfe zierten, war alt genug geworden, um alle guten Eigenschaften zu kennen, die man vernünftiger Weise von einer Frau verlangen kann, aber er war auch im Laufe der Jahre nüchtern und bescheiden geworden und wußte als scharfs denkender Kopf, den das dumme Herz nicht mehr verwirrt, zwischen Hauptsache und Nebensache wohl zu unterscheiden.

<sup>1)</sup> Goethe, „Hermann und Dorothea“ II, 93.

Demnach mußte seine Zukünftige ein für allemal reich sein, je reicher — desto besser. Die übrigen Eigenschaften, als da sind: Jugend, Schönheit, Gesundheit, Häuslichkeit, Frömmigkeit, Gemüthstiefe, Treue u. s. w. erschienen ihm mehr oder weniger als wünschenswerte Beigaben; immerhin aber war er geneigt, um 20.000 Kronen auf die Jugend, um weitere 20.000 Kronen auf die Gemüthstiefe und ebenso weiter auf die Frömmigkeit, auf die Treue, auf die Häuslichkeit zu verzichten, ja um eine angemessene, ihm rechtskräftig zugewiesene Summe hätte er ohne Bedenken eine hundertjährige, todkrankte, sechsfache Witwe geheiratet und ihr mit all den Hilfsmitteln seiner Apotheke das Sterben möglichst leicht gemacht.

So war der Magister der Pharmacie Sebastian Kräutle gefotten, und nach diesen Grundsätzen begab er sich auf Entdeckungstreifen, inferierte er in die gelesenen Tagesblätter und verfehlte auch nicht, da zwanzig Augen mehr sehen und zwanzig Ohren mehr hören als zwei, seine Freunde und Bechgenossen in den Dienst seiner hochfliegenden Pläne zu stellen.

Der Magister Kräutle war einmal, vor fünfzehn Jahren etwa, Mitglied der akademischen Verbindung „Bibiana“ gewesen, und als „alter Herr“ liebte er es, deren Aneipabende des öfteren zu besuchen und sich von der feuchtfrohlichen Jugend geziemend ehren und — händeln zu lassen.

Da wurden ihm vom Senior eines Abends zwei fische Fische vorgestellt, zwei Brüder, die beide sich eben der Medicin verschrieben hatten, im übrigen aber die neue Freiheit gründlich genossen und demnach ihre Hauptthätigkeit einstweilen nicht in die Hörsäle, sondern in die Aneipe und auf den Fachtboden verlegten.

„Alter“, flüsterte der Senior dem Magister ins Ohr, „halte dir die Fische warm . . . da wär' was zu holen! Sind Söhne eines steinreichen Bäckermeisters aus der Provinz, und der Mann hat außer ihnen nur noch eine Tochter . . . zu 200.000 wird nicht viel fehlen, was die einmal kriegt.“

Seit diesem Abend war Herr Sebastian Kräutle von den Fischen „Suff“ und „Stuff“ nicht mehr loszubringen. In derselben Nacht noch tranken die drei Gesellen Bruderschaft und taumelten Arm in Arm heimwärts, und bald war die Freundschaft so dick, daß die jungen Herren, auf des Magisters Absichten verständnisvoll eingehend, einhellig erklärten, sie könnten sich keinen lieberem Schwager wünschen als eben ihn, und sie seien von Herzen gerne bereit, seiner Werbung durch die schönsten Briefe an die „Alten“, das heißt an ihre Eltern, Vorjubel zu leisten.

Unter solchen Umständen gedachte Magister Kräutle das Eisen zu schmieden, so lange es glühte. Er schlüpfte also in einen kohlraben-

schwarzen Frack, bedeckte seinen Mond mit einer Glanzbutte und fuhr als Brautwerber in die Provinzstadt.

Das stattliche Haus des Bäckermeisters Florian Waizmann war bald gefunden . . . ein Riesenbrot, die zwei züngelnde Löwen mit ihren Pranken festhielten, war sein Schild. Ein mehlbetheutes, appetitliches Ladenmädchen trug die Karte des vornehmen Herrn in die rückwärts gelegenen Arbeitsräume, und bald erschien in der Hinterthüre ein untersehter, breitschulteriger, bartloser Mann, dessen Rundgesicht, von der Ofenglut erhitzt, völlig der Frau Sonne glich, wenn sie in den Augusttagen auf unserer Haut Blasen zieht. Dem Magister wurde es ordentlich warm in der Nähe des strahlenden Angesichts, Zuversicht schwellte sein Herz, er zweifelte keinen Augenblick daran, daß er den Provinzler drankriegen und den „Goldvogel“ einfangen werde.

Meister Waizmann, der die Backstube mit aufgesülpten Hemdärmeln verlassen hatte, langte einen leichten Zwilchrock vom Nagel und meinte, indem er ihn anzog:

„Sie müssen schon entschuldigen, Herr, daß ich sozusagen im Schwimmanzuge vor Sie hintrete! Bei uns heißt's dazu schauen, wenn's vorwärts gehen soll. Ist die Katz aus'm Haus, halten d'Maus Kirchtag, und alsdann muß der Meister bei jeder Arbeit der erste und der letzte sein. Also . . . Grüße haben Sie mir auszurichten von meinen Buben? Ich dank' rechtschaffen. Bitte . . . gehen wir da rechts in die Stube . . . nachher können S' mir erzählen, was die zwei Hallodri machen!“

Der Magister trat in einen behaglich eingerichteten, den Wohlstand des Besitzers offenbarenden Wohnraum, nahm, der einladenden Handbewegung folgend, auf einem Plüsch-Sopha Platz und berichtete nun mit großer Redseligkeit, wie daß seine Söhne der Ausbund alles Fleißes seien, in der Anatomie großartige Fortschritte machten und von ihm selber in der Chemie unterrichtet würden. Er hoffte so, das Wohlwollen seines künftigen Schwiegervaters sich zu erwerben; dieser aber ließ sich kein K für ein U vormachen. •

„Halt aus!“ fiel er dem Lobredner ins Wort, „mit dem Fleiß meiner Buben ist's nichts — einer ist mir eh schon am Gymnasium durch'purzelt. Ich bin durch meine G'schäftsfreunde besser b'richtet, und alsdann studieren sie Anatomie auf'm Fectboden und Chemie im Bierhaus. Na . . . so ein Jahrl will ich zuschauen, weil wir's thun können und weil d' Hefen gähren will; dann aber, Herr, dann fährt ein Donnerwetter drein, das sich g'waschen hat — das können S' ihnen jetzt schon melden, wenn S' so gut sein wollen.“

Der Magister versuchte einzulenten:

„Geradeso hab' ich's gemeint mit dem „Studieren“, wie Sie's, verehrter Meister, als fundiger Stopf aufgefaßt haben. Es ist wahr . . .

der Most gährt ein wenig . . . aber . . . es wird ein guter Wein werden. Mögen Sie überzeugt sein, daß ich alles thue, um die prächtig veranlagten, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden jungen Männer auf die rechten Wege zu führen."

"Ist dankenswert", erwiderte Meister Waizmann; "aber, entschuldigen S', nur um mir das zu sagen, hätten Sie nicht die lange Bahnfahrt in Frack, weißer Cravatte und Cylinder zu machen gebraucht. Also . . . heraus damit, wenn Ihnen was auf'm Herzen liegt; vielleicht kann ich Ihnen, da Sie sich meiner Söhne so annehmen, irgendwie behilflich sein."

"Allerdings . . . liegt mir etwas auf dem Herzen . . . Ihre Söhne dürften Ihnen, wie sie mir sagten, bereits geschrieben haben, was mich in Ihr Haus führt . . . ."

"Kein Sterbenswörtchen! Die Buben haben zum Brieffschreiben keine Zeit — es sei denn, daß sie Moos brauchen."

"Ist mir sehr . . . sehr unangenehm, Herr von Waizmann, daß . . . daß ich so ohne Vorbereitung . . . ."

"Ah was . . . frisch ins Wasser g'hupft ist besser, als langsam eingetaucht, hat der Frosch g'sagt!"

"Nun gut, so will ich denn ganz offen sein! Ihre Herren Söhne waren mir schon im ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft ihrer ganzen Art nach so sympathisch, daß ich mich trotz des Altersunterschiedes zu ihnen hingezogen fühlte, und jetzt sind wir, ich darf's wohl sagen, ein Herz und eine Seele. Und nun, verehrter Meister, haben mir Ihre Herren Söhne von Ihrer Tochter, dem Fräulein Rosa, so viel Liebes und Gutes erzählt, daß . . . daß ich die Last des Junggesellenlebens nicht mehr zu ertragen vermag und kein sehnlicheres Verlangen kenne, als der ehrenwerten Familie anzugehören, deren Haupt ich schon längst schätze, und zu dem „Vater" sagen zu dürfen das größte Glück meines Lebens wäre."

Der ehrsame Bäckermeister Florian Waizmann machte Augen, als ob er ins „Narrenkastel" schaue; dann rieb er sich lange nachdenklich die Stirne mit der flachen Linken; dann sagte er:

"Herr . . . Sie entschuldigen schon . . . ich werd' aus Ihrem Gered' nicht klar. Sagen Sie mir mit zwei Worten so deutlich als möglich, was Sie eigentlich von mir wollen, damit ich weiß, wie ich d'ran bin und wo ich Sie hinthun soll!"

"Gut denn! Ich gedente eine größere Apotheke zu kaufen, mich zu verheiraten, und da bitte ich in aller Form um die Hand Ihrer Tochter."

Des Bäckermeisters Gesicht zog sich in die Länge wie der Blasebalg der Orgel, wenn er frische Luft faßt.

„Mei — ner — Toch — ter?“ fragte er gedehnt. „Und . . . . .  
kennen meine Söhne den Zweck Ihrer Reise?“

„Gewiss, Meister! Sie haben mir heilig versichert, sie könnten sich keinen lieberrn Schwager wünschen als eben mich; sie haben mich ermutigt, geradenwegs vor Sie hinzutreten und meine Werbung anzubringen; sie haben mich heute noch zum Bahnhofe begleitet . . . .“

Der Bäckermeister war aufgesprungen und machte sich, sein Gesicht verbergend, bei den schweren Fenstervorhängen zu schaffen. Ein dem Herrn Magister Sebastian unverständliches Gemurmelt klang wie: „Die ver . . . . . Spitzbuben!“

Dann wandte er sich wieder zum Brautwerber und meinte:

„Aber . . . Herr . . . Sie haben ja das Mädelt noch gar nicht gesehen!“

„Thut nichts zur Sache, Meister. Sie ist Ihre Tochter und die Schwester meiner Freunde, das genügt mir vollkommen. Ich bin nicht für das unmoralische Liebeln der jungen Leute hinter dem Rücken der Eltern; in meiner Brust lebt die Ehrfurcht vor den Eltern und die Hochschätzung der väterlichen Rechte. Darum eben schleiche ich nicht wie der Dieb ums Haus herum, um den Eltern das Herz der Tochter und sie selber zu stehlen, sondern ich trete offen vor den Vater . . . .“

„Ist aller Ehren wert“, schnitt Meister Waizmann des Magisters voraussichtlich lange Rede ab, „und alsdann bereden wir die Sach' einmal unter uns Männern! Wenn ich recht verstehe . . . . Sie wollen heiraten . . . Sie wollen eine Apotheke kaufen . . . . die zwei Dinge hängen wohl zusammen?“

„Allerdings . . . . aber . . . .“

„Gut . . . . ich bin selber ein Geschäftsmann und verstehe Sie vollkommen: Sie bringen den Magister in die Ehe mit, und meine Tochter den Geldsack . . . Kurz . . . Sie brauchen eine schwere Braut!“

„Aber . . . verehrtester Meister . . . ich bitte recht sehr, die Angelegenheit nicht bloß vom Geschäftsstandpunkte aus aufzufassen! Ja . . . ich brauche . . . Capital . . . und als praktischer Mann, wissen Sie, daß das in einer Apotheke bestens angelegt ist, aber mehr noch schätze ich alle die anderen ausgezeichneten Eigenschaften Ihrer Fräulein Tochter . . . . .“

„Die Sie gar nicht kennen? — — Mutter!“

Der Meister rief das letzte Wort zum geöffneten Fenster hinaus, und bald erschien, indes der Magister zu erklären versuchte, daß er sich aus den begeisterten Schilderungen seiner Freunde ein vollkommen deutliches Bild des Fräuleins gemacht habe, die dralle Bäckermeisterin.

„Denke dir nur, Mutter“, sagte der Bäcker unter fröhlichem Auf- lachen und vom Magister nicht beachtetem Augenzwinkern, „unsere Rosel soll Braut werden! Dieser ehrenhafte Mann, Magister Sebastian Kräutle, wirbt, von unseren Buben dazu aufgefordert, um ihre Hand, und er hofft, da der Vater durchaus nichts dagegen hat, daß auch die Mutter . . . .“

Ein sonniges Lächeln glitt wie ein wandelnder Lichtstrahl über die Züge der behäbigen Frau, die des Mannes deutendes Zeichen gleich aufgefangen hatte, sich neben dem Bewerber aufs Sopha niederließ und meinte:

„Ist uns natürlich eine große Ehre, Herr Kräutle, und die Em- pfehlungen beruhigen uns vollkommen hinsichtlich Ihres Charakters. Ich zweifle auch nicht im geringsten daran, daß Sie unserem Kinde alle Liebe und Treue erweisen, daß Sie es auf den Händen tragen würden . . . .“

„Würd' ich auch“, versicherte Herr Kräutle und machte, die linke Hand ans Herz drückend und die Augen gleich einem abgestochenen Geißbock verdrehend, gegen seine künftige Schwiegermutter eine tiefe Verbeugung.

„Aber“, fuhr die Frau fort, indem sie auf ihren Mann einen schelmischen Seitenblick warf, „entschuldigen Sie, Herr Magister, Sie sind zwar noch in den besten Jahren . . . aber ich fürchte . . . das Mädchel ist doch etwas zu jung für Sie.“

„Macht nichts“, schmunzelte der Magister, „Jugend ist ein Fehler, verehrte Frau, der mit jedem Tage geringer wird.“

„Ist richtig . . . und eigentlich soll ja der Mann älter sein als die Frau; aber, ich will als Mutter ganz aufrichtig sein, damit mich hinterher kein Vorwurf trifft, das Dirndl hat leider sonst noch allerlei Fehler — so kann es z. B. noch nicht einmal kochen.“

„Ist auch nicht nöthig“, entgegnete Herr Kräutle; „eine Dame mit . . . mit solchen Eltern braucht sich nicht in die Küche zu stellen.“

„Dann ist sie — zankfüchtig und rechthaberisch . . . .“

„Und ich — sanft wie die Haut eines Pfirsichs und nachgiebig wie ein Gummiball . . . nicht ein unguetes Wörtel soll sie von mir hören.“

„Sie ist aber auch so viel unruhig und vergnügungsfüchtig . . . .“

„Na . . . ich bin auch gerade kein Muckensänger . . . wer soll denn lustig sein, wenn's die liebe Jugend nicht ist?“

„Aber“, warf der Bäckermeister ein, indem er mit einem Blicke des Magisters Körpergröße abschätzte, „mir scheint, sie ist zu klein für Sie.“

„Ha, ha . . . kleine Frau — kleines Hauskreuz“, scherzte der Magister:

„Auch richtig“, sagte die Bäckermeisterin lächelnd; „eines aber dürfte Ihnen recht unangenehm sein: sie hat nämlich, obschon sie christkatholisch getauft ist, gar keine Religion.“

„Ah . . . pah . . . über derlei Dinge sind wir schon längst hinaus . . . da passen wir zusammen wie zwei Schalen einer Muschel!“

„Sodann ist sie . . . Vegetarianerin. Wir haben sie noch nicht dazugebracht, auch nur ein Bröcklein Fleisch zu genießen, und Wein, Bier und Schnaps verabscheut sie wie's ledige Gift.“

„O . . . ich achte alle Grundsätze, und so lange sie mich nicht zwingt . . .“

„Das dürfte sie wohl kaum thun! Entscheidend aber ist immerhin, das werden Sie wohl zugeben, ob das Mäd'el Zuneigung, Liebe zu Ihnen fühlt; denn das werden Sie uns nicht zumuthen, dass wir unsere Rosel gegen ihren Willen verheiraten!“

„Gewiss nicht“, pflichtete der Magister eifrig bei; „aber ich hoffe, da mir die Eltern mit so viel Güte entgegenkommen, mir sicher auch die Sympathien der Tochter zu erwerben, und würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich, ohne meine Absichten zu verlautbaren, dem Fräulein vorstellen würden.“

„Natürlich“, erwiderte der Meister, „erfährt die Kleine zunächst von Ihren Absichten nichts; sie ist auch in der That so unschuldig und kindlich, dass sie noch nicht einmal an's Heiraten gedacht hat, und so haben sie eigentlich, da ihr Herz vollkommen frei ist, leichtes Spiel. Doch kommen Sie, dass wir das Mäd'el aussuchen! Kann sein, dass sie gerade schläft; denn sie ist, unter uns gesagt, ein rechter Faulpelz . . . . Thekla . . . wo ist denn die Rosel?“

Der kräftige Ruf weckte im Garten vor dem Fenster ein Echo.

„Die Rosel? Gleich!“ So eine schrille Weiberstimme.

Und wieder öffnete sich die Thüre, und . . . Thekla, das Kindsmädchen, trug die schwere Braut, die zweijährige Rosel, die in all ihrer Munterkeit den Eltern ihre Patschhändlein verlangend entgegenstreckte, ins Wohnzimmer.

Mit einem Ruck war der Magister aufgesprungen und starrte, bleich und regungslos wie ein Marmorbild, auf seine Braut.

Wie das Kind aber den fahlköpfigen Brillenmann mit dem langen, blutleeren Gesichte und der glänzenden Angströhre in der behandschuhten Rechten erblickte, schrak es zurück, barg das Lockenköpferl am Busen der Thekla und hub ein mörderisches Geschrei an, so dass es auf einen Wink der Mutter nur schnell wieder hinaus getragen werden musste.

Meister Waizmann aber schnitt dem Manne, der eine schwere Braut gesucht hatte, das Wort der Entrüstung, das eben zum weitgeöffneten Munde gleich dem Wasserfall aus der Felsenklucht herauspoltern wollte, rundweg ab.



„Herr“, sagte er ernst und kraftvoll, „heute haben Sie sich die Sympathien meiner Tochter, des verspäteten Nestlings, noch nicht zu erwerben vermocht. Klopfen Sie also, ich bitte, etwa in achtzehn oder zwanzig Jahren wieder an, dann wollen wir sehen, was sich machen läßt und ob in dem Herzen der Jungfrau eine stille Neigung zu Ihnen erblüht ist. Einstweilen haben Sie's wohl verdient, daß meine etwas leichtsinnigen, aber doch patenten Jungen Sie in eine Falle gelockt und daß ich und meine Frau die Falle zugeklappt haben: denn . . . wer so gemein ist, daß er bei einer Verbindung fürs Leben nur aufs Geld schaut, dem geschieht recht, wenn er sich ordentlich blamiert und anschmiert . . . . empfehle mich!“

\* \* \*

Magister Sebastian Kräutle hatte der „Bibiana“ für den Fall, daß er der Schwager der Fuchse „Suff“ und „Stuff“ würde, die Kosten einer feierlichen Verlobungskneipe zu tragen versprochen.

Der Suff<sup>1)</sup> fand nicht statt; denn der „alte Herr“ war stuff<sup>2)</sup> und hatte sich vollständig ins Philisterium zurückgezogen.

## Spuk der Sömnacht.

Ein Geschichtlein aus den Bergen von Karl Krobatk.

**S**uchslaudon, wahr is es, was i g'jagt hab'!“ — Und dabei schlug der alte Zachäus Klinauf, der Waldhüter, auf den Tisch, daß die Gläser herumtanzten und Phylax unter der Ofenbank traumbevangen aufblinzelte. — „Und nochmals Fuchslaudon! Was meine zwa klaren Gucker g'sehen ham, lass i mir a vom Papst nit nehmen, Hochwürden. Im Münzer'schen G'deich rudelt's! <sup>3)</sup> Wixfix no amal!“

Hochwürden trank bedächtig seinen Radkersburger aus.

„Geister gibt's!“ hub er salbungsvoll an, indem er sich eine Priese in die Nase stopfte. „Gute und böje, kohlschwarze und schnee-weiße. Und die umschweben uns, denn wunderbar greift das Überirdische in das Irdische ein. Schon die alten Egypter glaubten, daß dieser Hund oder jener Sperber eine Seele“ — grabesdumpf wiederholte er — „eine Seele berge, die zur Reinigung und Buße auf Erden wandeln müsse.“

„'s ist gut, daß wir in der neuen Zeit mit unserer Seele noch nicht so auf den Hund gekommen sind,“ flocht der Oberlehrer, der

<sup>1)</sup> Suff = studentisches Trintgelage. <sup>2)</sup> Stuff = verstimmt, verbittert. <sup>3)</sup> geistert es.

Schalt, ein. „Aber mit den Nasen ist es anders. Ich hab' schon manchen Nasenjammer gehört, aus dem menschliches Weh herausklang.“

„I hab' grad letzten Freitag <sup>1)</sup> welchen g'hört — bei mir selber!“ plakte der Bürgermeister heraus.

Hochwürden aber war im besten Zuge und ließ sich nicht aus dem Concept bringen.

„Das Profane reicht nicht an das Heilige,“ fuhr er mit strafendem Seitenblicke fort. „Sagt nicht der englische Dichter: „Es gibt viele Dinge — Hatschi! — zwischen Himmel und Erde, — Hatschi! — Horatio, von denen sich eure Schulweisheit — Hatschi! — nichts träumen läßt! Das ist das rechte Wort — Hatschi! Hätt' er's nicht geschrieben, so hätt' ich's. — Hatschi!“

„Blickdoria Schwefelkies! Bin a alter Waldstrabanzer, <sup>2)</sup> glaub's aber selber so!“ erlöste der ehrsame Bachäus Klinkauf den hochwürwürdigen Herrn, den eben die Priese in seinen Grundfesten erschütterte, im Augenblicke der eifrigsten Niesfunction. „Dass i 's no amol sag: Im Münzer'schen G'deih bin i ferten <sup>3)</sup> g'standen, z'wegenst den Holzdieben, den Sakramentern.“

„Wenn's du fluchst, können dir die Geister noch mehr anhaben — Hatschi!“ unterbrach ihn der besorgte Seelenhirte.

„No, dann will i 's halt bleiben lassen, Fix Paraplü!“ entgegnete der Alte und sprach weiter. „Wo bin i denn steh'n blieben? — Waß schon — im G'deih und bei den Holzdieben, den Sak — nig hab' i g'sagt! Der Mond hat hie und da durch die Bäum' geguckt, grad so viel, dass ma zwischen den Stöcken a bissl g'geh'n hat. Schön, aber eisig kalt war's. Ra Lüstel hat sich g'regt. Mäuselstill, als ob alles Lebendige im Wald erstorben wär'. Von an Holzdieb nirgends a G'spur. I will also z' mein Lieblingsplakerl gehn und mei Tshedra <sup>4)</sup> dort in Brand steck'n. Aber was sehen meine Aug'n. Beim Kranabetstod, <sup>5)</sup> wo i gern a bissl einnapfassen <sup>6)</sup> thua, grad dort steht aner im Hemd.“

„In so aner Kält'n?“ fragte staunend das Gemeindeoberhaupt.

„Wie i g'sagt hab'. Das is eben das Wunderliche.“

„Der muass aber a Hiß'n hom,“ wandte sich nun der Bürgermeister an den Pfarrer.

„Hatschi —!“

Eiskalt is mir's z'erst übern Buckel g'lossen und glei drauf brennhass. Fallt mir sofort ein, dass jetzt die Rauchnacht sein, die zwölfe, von der Christnacht bis Dreikönige, und dass zu der Zeit der Teuxel

<sup>1)</sup> Dienstag. <sup>2)</sup> Waldbummler. <sup>3)</sup> gestern. <sup>4)</sup> Pfeife, kleiner „Nasenwärmer“. <sup>5)</sup> Wacholderstrauch. <sup>6)</sup> einschlummern, in Halbschlaf versinken.

seine G'jell'n b'jonders gern in der Welt herumschickt. O, hätt' i nur mei Kolmoni-Büschl bei mir g'habt! Vielleicht hätt' i ihn vertrieben. So is er aber ohne an Zuckazer dort g'standen. Is mir nix übrig blieb'n, als kuraschiert z' sein. Reiß mein alten Schrotter <sup>1)</sup> von der Axel, leg' an, schieß'! Er fällt nit, zuckt nit amal mit an Hagen. <sup>2)</sup> Grad so a Musg'schau hat er g'habt, wia da Grobner-Toni, den 's beim Wildern erschossen ham. Jetzt is mir in der größten Kält'n der Angsttropfen auf d' Stirn g'treten und i hätt' mi am liebsten in d' Erden verkrochen, wia a Maikäfer. Aus Angst laß i noch 's andere Rohr los. Der alte Klinkauf-Zacherl schießt fast nia fehl — aber der bei der Staud'n is no immer g'standen. Grad so is mir's vorkimma, als thät' er mi mit'n halben G'sicht auslachen, und mit der andern Halbscheid <sup>3)</sup> hat er so dreing'schaut, als wollt' er mi auffressen. Da war's mir, als hätt' er mich schon beim Cravattel. Lauspafs hab' i g'nommen, daß i mehr als amol dem Boden a Bussel geben hab'. Inma is mir vorkomm', als wär't der Geist hinter mir. Aber umg'schaut hab' i mi nit aus Furcht, daß i das Vermante <sup>4)</sup> kriegen könnt'."

"Recht hast gethan, Klinkauf," lobte Hochwürden. "Lots Weib, die neugierig war und sich umgeschaut hat, ist zur Strafe sogar in einen Salzstock verwandelt worden."

"Die Juden müssen doch ein anderes Gewicht gehabt haben, als wir, denn bei uns wiegt ein Salzstock, und wenn's auch ein weiblicher ist, mehr als ein Loth."

"Herr Oberlehrer, ich glaub' nicht, daß Sie an erwiesenen Wahrheiten unserer Religion rütteln wollen," grollte der Seelsorger, der sich wieder vom Niesen etwas erholt hatte.

"Gott behüt'! Es war nur so ein ungereimtes G'stanzel."

"Gut, daß i heunt nit hinaus ins G'deih zu geh'n brauch'," sagte mit gewissem Behagen wohlverdienter Ruhe der alte Waldfuchs zum Oberhaupte des Ortes. "Bomben und Granaten — das wär' was heunt! Um an Fünzfziger <sup>5)</sup> thät' is nit gern. Morgen is Dreikönig; folglich is heunt die Gömnacht, <sup>6)</sup> wo die Hexen ihren Sabbath haben und af Zaunstecken und Besenstielen in der Luft herumreiten. A der wilde Jager geht heunt uma mit den wilden Hund und hinta dem g'hekten Wild drein, welches schnell wie der Bliß durch d' Luft faust. Und a die Geister derer, die im Jahr heuer sterben wern, soll ma seh'n. Das wärat so a Schreck, wenn i mi selber derseh'n möcht'. I möcht' schon am bloßen Schreck sterben und wenn ma a sunst nix

<sup>1)</sup> Schrotgewehr. <sup>2)</sup> Fuß. <sup>3)</sup> Hälfte. <sup>4)</sup> Vermant — Vermeinte Kriegen heißt im Volksmunde so viel als auf irgend eine Art behergt werden. <sup>5)</sup> Fünziggulden-Staatsnote. <sup>6)</sup> Berchtanacht (Nacht vor Dreikönig, welche die Phantasie des Volkes mit den spukhaftesten Gestalten belebt.

fehlte. Müaßts aber nit glaub'n, daß i a Hasenfuß sei. I glab' nit viel an Geister und fürcht' mi nit vor ihnen; aber an g'wisse Geister glaub' i schon, an g'wisse."

Ob der letzten Bemerkung lächelte der Oberlehrer, der das Gespräch mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, etwas spöttisch. War es doch vom Klinauf-Zacherl weithin bekannt, daß er schon Todesangst bekam, wenn er den Ruf einer Todenuhr <sup>1)</sup> vernahm, kurz, daß er tief im Banne des Gespensterglaubens stak.

"Ja, ja, in der Gömnacht möcht' i nit Waldfuz <sup>2)</sup> sein und wenn i den nächsten Tag a Hofrath dafür wurat!" meinte der Bürgermeister.

"Trennet, meine Geliebten, als gute Christen Heidenthum und Christenthum, Glauben und Aberglauben," belehrte Hochwürden, indem er überlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite blickte. „Gömnacht, Hexen, wilde Jagd und Todtengesichter zu dieser Zeit alles Vorspiegelungen des bösen Erzschelms in krankhaft erregbaren Gehirnen. Da laß ich mir den Kolmoni-Segen gefallen! Der wirkt dagegen und verschreckt selbst christliche Geister, die uns erschrecken könnten."

"Laß mir mei Ansicht nit nehmen, Hochwürden, obwohl Ihr auf Geister studiert seid's und i nit. Prost Rehkriekeln und Hasenlauf! Bin im Wald alt worden und kenn' sein Zauber. In Feichten <sup>3)</sup> und Tannen, in Erchen <sup>4)</sup> und Eichen rauspelts <sup>5)</sup> oft, daß es mir gar setfam z'muth' wird. Da plauschen Geister, die im Grab ka Ruach finden, untereinander. Waß nit, sans heidniische oder christliche. I denk, 's san beide Gattungen."

Wahrscheinlich hätte der Alte noch Weiteres ausgekramt und Gereimtes und Ungereimtes an den Mann zu bringen gesucht. Aber der Discurs wurde durch einen Mann unterbrochen, der in bescheidener Entfernung vom Herrentisch Platz nahm.

"An Frack!" <sup>6)</sup> waren seine ersten Worte. Als er den gewünschten Fusel hatte, grüßte er herüber und sprach: „Und Ent, Waldhüter, hab' i vom Münzer etwas ausz'richten. Grüßen laßt er Ent und jagen, daß Ös no heunt ins G'deih geh'n müaßt's. 's ist zwögenst den Holzdieben. Sie hom letzte Nacht sechs Bam g'schlag'n und fortg'schafft. Aber nit vergessen darfst's. Sonst kriegs am End no i vom Herrn. — Das is alles. G'jogt hab' is!"

"Soll der alte Wald-Zacherl wirkli no ins G'deih zökern, <sup>7)</sup> Brandner-Hans?" fragte den Ankömmling ein Burisch mit listigem Gesicht am gleichen Tisch, ihm sein Gläschen zum „Zutrinken" aufwartend.

<sup>1)</sup> Das Käuzlein wird wegen seines näglichen Ruses vom Volke als „Todenuhr" bezeichnet. <sup>2)</sup> Waldfuchs, Weidmann. <sup>3)</sup> Fichten. <sup>4)</sup> Erlen. <sup>5)</sup> rauspelt. <sup>6)</sup> Gläschen Schnaps. <sup>7)</sup> gehen.

„Was sonst, Plunzer-Ball!“ sagte der Brandner, indem er tüchtig Bescheid that. „Man <sup>1)</sup> schon, er hat Furcht vor G'ipenstern heunt. Aber 's nußt ihm fa Herrgott. Dafür is er ja Waldfug!“ — Der Plunzer-Ball traut schnell aus und gieng.

Wie saß der Zachäus Klinkauf da! Als wär' ein Blitz vor ihm in die Erde gefahren. Verzweiflungsvoll blickten seine Augen, als wäre schon die ganze wilde Jagd hinter ihm, als sehe er sich selbst als Geist entgegentommen oder als sei er zum Präses des Hexenabbaths bestellt worden.

„Da hast's!“ raunte ihm der Bürgermeister zu.

„Das Unglück schreitet schnell,“ citierte der Oberlehrer.

„Nach christkatholischem Glauben sind heute die Geister nicht losgelassen,“ tröstete der Pfarrer.

„Fixwir, Blixdoria, Bomben, Granaten und Schwefelties — Fuchslot!“ brach endlich der Betroffene aus. „I geh' nit und i geh' nit! Wer kann von mir verlangen, daß i heunt, in der Gömnacht, ins G'deih gieng? Na g'scheiter Mensch!“

„Jeder G'scheite kann verlangen und nur einer, der nicht gecheit ist, kann sich vor nichts und wieder nichts fürchten. Ich als Pfarrer des Ortes und aller Wälder, Felder und Geister, die dazu gehören, sag' Euch noch einmal: Nichts ist los heute, als höchstens einige Raketen zum Mäusefangen. Von gestern glaub' ich's, aber heut'! — Einem heidnischen Glauben zulieb läßt der Herrgott justament nicht die Geister los.“

„Früher habt's mir glaubt, Hochwürden, und jetzt nit. Sei' weil i g'jagt hab', es is die Gömnacht heunt. Hätt' is nit g'jagt, hätt's mir jetzt a no glaubt.“

„Waldhüter, Waldhüter, freule nicht. Gestern war ein Tag, wie Gott ihn gegeben hat. Heut' ist aber ein Tag des Bösen, wo der alte Unglaube spukt. Dem Gläubigen kann er nichts anhaben.“

So der Pfarrer zur Entgegnung.

„Wir haben heute unsere Geister wohl verwahrt, sei es unter der Schädeldede, sei es im Gläschen, sei es im Wald. Nichts ist los, gar nichts, Waldzitterer,“ sagte der Vertreter der Ober-Pädagogik mit seinem eigenthümlichen Schmunzeln.

„Gehst Du nit, so entlasst Di der Münzer no af die alten Tag',“ sprach wieder weniger trostreich und gar nicht humorvoll der Gemeindevorstand mit schnell aufgesteckter würdevoller Amtsmiene. „Er lasst nit G'ipais treiben mit sich, wenn ihm die Holzdieb die Bamer der Reich' nach stehl'n. Kommt da amal der Gaurer-Gies, der junge Bursch, zu ihm und tragt si als Waldhüter an. Er könnt ihn nehmen, der

<sup>1)</sup> meine, denke.

Münzer, wenn Du thust, was Du willst, und nit thust, was er will.“ Das gab Bedenken beim Klinauf-Zacherl.

„Wenn i aber nimmer komm', wenn mi der Schreck tödtet, wenn i was derfieh?“

„Läßt er Dir eine Mess zahlen in Anbetracht der langjährigen Dienste, und der Messner wird Orgelschlagen dabei.“

„Habt's leicht reden und spotten, Herr Oberlehrer. Wärt's aber nur an meiner Stell'!“

„So gieng ich! Was ist auch dabei? Aber damit Du siehst, dafs ich mich nicht fürcht', geh' ich mit Dir, wenn's Dir angenehm ist. Ich trag' Gelüste, dieses Gespenst auch einmal zu sehen, so recht in der Nähe.“

„Ist's Ernst, Herr Oberlehrer?“ rief etwas ermutigter des Waldfuchs, in dessen Gemüth der Hoffnungsstrahl fiel, dafs sich die Gespenster vielleicht doch scheuen würden, vor zwei Paar Augen in ihrer ganzen Nacktheit zu erscheinen.

„Hab's gesagt und soll's dabei bleiben, Waldheger. Vielleicht läßt auch so ein Geist ein paar Wörtlein mit sich reden, wenn auch vielleicht nur über die Wiedergeburt gepökelter Häringe. Freuen würde es mich!“

Jetzt stand der Alte vom Walde mit jähem Ruck auf. Seine Bedenken waren noch lange nicht beseitigt — beileibe nicht — sein Respekt vor männlichen, weiblichen und vierbeinigen Gespenstern unvermindert geblieben durch alle ernsten und boshaften Vorstellungen. Doch was half's! Wenn der Gaurer-Hies Waldhüter geworden wäre an seiner Stelle, er hätte sich zu Tod gegrämt. Da schien's ihm doch vorthelhafter, sich in das Unabwendbare mit einem Anstrich von Courage zu fügen. So schnallte er sich denn seinen blumengeschmückten Leibgurt fester um die Mitte, versteckte seine Armesündermiene im Schatten des breitkrepigen Filzes und trank den Weinrest als Wegzehrung in wirbelndem Sturze aus. Den rostigen Schießprügel langte er von der Wand und erklärte sich im tiefsten Bass wanderfertig.

Schon stand er mit seinem Begleiter unter der Thüre. Da hatte er noch ein Anliegen.

„I geh' — i geh' dem Spuken entgegen! Flinten und Kanonen nützen mir, Furclaudon! Aber unbewaffnet geh' i doch nit. Mein Kolomonisegen <sup>1)</sup> hol i. Is eh nit weit zu meiner Kalupen. <sup>2)</sup> Waß zwar nit, ob er heunt was nußt, wo die heidnischen und nit die christlichen Geister los sein. Aber Schaden thut er af kan Fall. Die Götten könnten

<sup>1)</sup> Als „Kolomonisegen“ bezeichnet das Volk der Alpen meist ein ehrwürdig speckiges Gebetbuch mit Gebeten, die häufig an Todtenbetten, aber auch zur Verschreckung böser Geister, für das Gedeihen der Feldfrüchte, bei Taufen und Heiraten, kurz bei allen wichtigen Anlässen gebetet werden. <sup>2)</sup> Häuschen, hausfällige Hütte.

sich do erschrecken und i bleib' Waldwart und nit der Gaurer-Hies, der Sakramenter. Wirfix — Eidaxeln! Wenn i nur heunt die Cholara kriegen könnt', ohne z' sterben, oder z'Haus im Bett als a Scheintodter liegen möcht', der morgen wieder lebendi wird."

Leßtere sehnsuchtsvolle Worte brummte er schon in der Subcontra-Octave seines Stimmregisters, so daß sein Phylax ihn bewunderungsvoll mit seinen verschlafenen Augen anblinzelte. Dann trollte er sich von dannen, hadernd mit einer Weltordnung, die ihn in der Gönnacht in den gruseligen Wald hinauspeitschte.

\* \* \*

Wunderherrlich war die Winternacht.

Gleich Stalaktiten hiengen lange Eiszapfen von den Traufen der Häuser, schimmernd im fahlen Mondlichte. Schneidend kalt, aber krystallklar war die Luft und in blauer Höhe funkelten gleich Ämplein die zahllosen Sterne, deren Glanz sich zitternd zur Erde stahl. Dürr und kahl standen, gleichsam in stummer Trauer um sonnige Tage und unter drückender Schneelast jeufzend, die Obstbäume wie schläfrige Nachtwächter. Selbst der Häuser treue Hüter, braune, wachsame Zottelhunde, verkrochen sich vor dem Grimm des Winters heute mißmuthig im Stroh ihrer Kotten und von der Ferne klang das Drehen eines Mühlrades, über das sich schäumend in wunderbaren Perlen und Flutensträngen das Wasser des Dorfbaches ergoß, wie Nützen und Reuchen eines ermüdeten Titanen, dessen Kraft die langjährige, gewaltige Arbeit zu erschöpfen droht. Durch die kleinen, mit Eisblumen kreuz und quer durchrankten Guckfensterlein sah man wohl hie und da das matte Leuchten von Öllämplein, die — ungleich nütziger als die ewigen Lichtlein am Himmelsgewölbe — melancholisch vor einem „Haussegen“, vor einem Kreuzlein oder Heiligenbilde ihr Dasein fristeten. Bei jedem Schritt der stumm neben einander schreitenden Männer knirschte und klirrte es unter ihren in breiten Stiefeln steckenden Füßen, als würden sie tausend feine Glasscherben zertreten. Der Hauch gefror vor dem Munde und an den Bärten der Beiden hiengen im Nu feine Eiszapfen als frische Winterzier. Auch auf ihre Mützen, auf das ganze Gewand legte sich ein weißer, flirrender Überzug, so daß sie wandelnden Eismännern nicht ungleich sahen. Fester hüllten sie sich in ihre mit Hasenbalg gefütterten Winterjoppen und schüttelten sich ein ums anderemal mit schmetterndem „Brrr“ vor Frost wie übergossene Pudel, der Peger Zacherl vor allem. War's doch, als ob ihn nebstdem noch Fieberchauer vom bevorstehenden Ungeheuerlichen durchbeben würden.

Winterwald, gehüllt in Schweigen und Schatten, durchhaucht von Schauern nahender Mitternacht — wie wunderbar bist du! Aus deinem Schatten schafft die freiwaltende Gestaltungskraft des Menscheingeistes fabelhafte Gebilde, aus deinem Schweigen mysteriöse Offenbarung höherer Gewalten. Sprechend ist dein Schweigen, durchschimmert von ehrwürdiger Kunde dein Schatten.

Wie Recken grauer Vorzeit stehen deine Eichen, wie tiefergraute Greise deine weißbärtigen Birken. Und deine hochgipfeligen Fichten und Tannen strecken hoffnungsgrün ihre Zweige aus, das junge Niederholz, die Gnomen des Waldes, vorsorglich schirmend. Wie Flüstern und Seufzen geht es durch deine Kronen — Blätter und Nadeln, vom sanften Nachtwinde bewegt, halten geheimnisvoll Zwiesprache über ferne Zeit und über entschwundene Lenzesherrlichkeit. Ja, wer ihr Maunen deuten könnte: Vieles wüßte er der nüchternen Welt zu verkünden.

Vom Schnee niedergebeugt, knackt ein Ast. Aufgeschrecktes Wild huscht einem anderen geborgenen Schlupfwinkel zu. Dort wiegt es sich in leichten Schlummer, wie es die Vorjicht gebent. Dann wieder Kirchenstille wie in einem gewaltigen Dome. Durch das Gezweige stiehlt sich in silbernen Bündeln das keusche Mondlicht längs der graubraunen Säulen der hochragenden Stämme zum weißen Marmorboden der Schneefläche, die nur an einigen geschützten Stellen vom Grün der Moose unterbrochen wird. Es ist so feierlich und so geisterhaft, so kalt und so schattendüster hier heraußen in der Waldeinsamkeit um Mitternacht.

Diesen Eindrücken konnten sich auch die zwei späten Wanderer nicht entziehen, als sie ins Revier kamen. Noch immer schüttelte sich der Jeger und brummte etwas Unverständliches vor sich hin; noch immer schritt der Gefährte an seiner Seite, der furchtlose Oberlehrer, tapfer aus. In zwölf tiefen Schlägen trug der Wind die Kunde der Tageswende an ihr geschärftes Ohr. Es war Geisterstunde, und dazu noch in der Gömnacht. Deshalb bekreuzte sich nach frommem Brauch der Zacherl schnell dreimal und sah sich fortan behutsam auf Schritt und Tritt um, damit ihn kein Geist rücklings fassen könne. Nicht ferne war mehr die Stelle, wo sich das verdächtige Wesen gezeigt hatte.

Da der Schnee ziemlich tief lag und von einem Wege keine Spur war, mußten die Männer tüchtig waten. Doch auch das hatte sein Gutes. Durch die Anstrengung geriethen sie ordentlich in Hitze und feuchten, je öfter sie die Beine aus dem knirschenden Weiß zogen, wie überbürdete Locomotiven. Ihr Hauch nahm, wenn sie auf offene Waldesstellen kamen, im magischen Mondlichte recht seltsame Gestaltungen an. Fast daß sich der Alte nicht nur vor Lichtelben oder gar vor Unholden und Truden, sondern vor sich selbst gefürchtet hätte und geneigt war,



den eigenen Athem für den Rauch eines inneren unnatürlichen Feuers, das ihn heut verzehrte, zu halten.

Bald aber sollte des Bösen mehr kommen. Wehmützig und schauerlich, kläglich und ergreifend, bekannt und doch wieder nicht, zitterte ein Ton durch die Luft — und wieder einer und nochmals, in kleinen Pausen immer wiederkehrend. Es war in der Nähe des spukhaften Ortes.

Bebend wie Espenlaub war der Zacherl zusammengefahren und am liebsten hätte er gleich Reißaus genommen, wenn ihn der Oberlehrer nicht noch rechtzeitig an der Zoppe erwischt und festgehalten hätte. So zerrte er ihn denn weiter, immer weiter, unbeirrt durch das stets näher klingende Gewinsel — und dort war auch schon der Krana-  
betstoch.

„O Bogeldunst — Gurkenolot!“ unterdrückte der Heger einen gewaltsam zur Kehle steigenden Kraftfluch. „Jez' is aus, jez' is aus — er holt mi'!“

Er meinte den Geist des Grabner-Toni, der beim Wildern erschossen worden war.

Und wirklich — was stand dort, in weiße Locken gehüllt, beim Wacholderstrauch? Dorthier kamen die räthselhaften Klagetöne, dort stand eine räthselhafte Gestalt, in ihren unbestimmten Umrissen vom fahlen Mondlicht umspielt, der sich durch Lücken in der Wipfeldecke stahl.

„Er holt mi!“ wiederholte nochmals grabestief unser Zacherl recht sterbenstraurig.

„Noch 'nicht, Alter, noch lang' nicht!“ tröstete der unerschrockene Schulmann. „Erst wollen wir uns diesen Geist einmal in der Nähe betrachten.“

„Um Himmelswill'n nit! In der Bönnacht geht's glei' ans Leb'n!“ ängstigte sich der Hasensfuß noch mehr.

„Ebenso wenig, als Du Courage hast. Blic' auf! Gib mir unverzagt deinen Schießprügel, ich möchte einmal sehen, ob dieses überirdische Wesen eine kleine Oculation durch den Gewehrlauf vertragen kann.“

Und ohne erlaubende Antwort abzuwarten, nahm er gleich das gewünschte Mordinstrument von der Schulter des geknickten Kammermenschen, der, um jede Verantwortung des Greuels von sich abzuwehren, schnell seinen „Kolomonisegen“ aus der Tasche zog und, obwohl er keinen Buchstaben in dem unheimlichen Zwielichte sah, eifrigst zu beten, zu bitten, zu beschwören bemüht schien.

Der Schulmeister legte an — der Körper rührte sich nicht.

„Steh'! Rede oder ich schieße!“

Keine Antwort als wieder der gleiche seltsame Laut. Kopfschüttelnd setzte der Zielende wieder ab. Machte sich bei ihm die Überzeugung geltend, daß ihm ein Schuß keine Überraschung gebracht hätte? Und er mochte wohl so nebstbei einen Gedanken hegen, mit dem sich der Knall-effect nicht vertragen möchte. — Noch immer rührte sich der gespenstige Gegenstand nicht. Behutsam gieng der Furchtlose, unbeirrt durch den Klagesermon seines Gefährten, der sich schauernd abwandte, daher näher hinzu, die Büchse in Anschlag. Jetzt war er dabei. — Ein Rütteln — ein Pfauen und Heulen — und der Oberlehrer brach in ein schallendes Gelächter aus.

Ganz unheimlich klang dieser plötzliche Heiterkeitsausbruch im Wiederhall des Hages. Dem Waldwächter wurde es noch unheimlicher zumuthe als schon ohnehin, denn er hegte nun lebhaftere Befürchtungen für den gesunden Verstand seines Begleiters oder noch schlimmer; er währte ihn von einem schalkhaften Unhold besessen. Scheu trat er einige Schritte dem Kranabetstrauch näher.

„Zacherl, Zacherl, komm' nur herbei und wisch deine alten Augen ordentlich aus, um nicht noch einmal in die Quere zu schauen. Gefoppt hat's dich ohnehin gehörig!“

„Wos, wos — mi g'foppt?“ brummte jener wieder im Sub-  
contra.

„Und das noch in seltenem Maße! Beschau' dir nur einmal so recht dein Gespenst, den erdenwandelnden Geist des Grabner-Toni!“ In komisch-ernstem Tone sagte er letzteres und strich ein Bündholz an. „Eine ganz erbärmliche Vogelscheuche ist's, die wohl schon längere Zeit in irgend einem Stohlacker oder Hirsfeld die Spazien oder anderes gefiedertes Raubgesindel geschreckt hat und der man zum Überflusß nun auch noch ein zerlumptes Hemd umgehängt hat, um sie respecteinflößender erscheinen zu lassen.“

„Über die Geisterstimm'? Dös hobt's jo g'rod so guat g'hört wie i, Höllriegelsakrament!“

Und nun lachte der Schalk der Schulstube erst recht.

„War nichts als die nächtliche Serenade einer Rabe, die man in einem Säckchen — seht's hier — inmitten der Figur aufgehängt, um den Spuk der Bömnacht recht gruselig zu machen.“

Was für ein langes Gesicht der Zacherl machte!

„Und worum dös olls, worum?“ stotterte er, indem er den „Koloniseg'n“ zuklappte.

„Liegt auf der Hand! Während Euch dieser Popanz in die Flucht schlug, konnten die Holzdiebe ungestört stehlen und wegräumen aus dem Münzer'schen Gedeih, mein Freundchen! Während Euch der Angstschweiß auf der Stirne stand, lachten sich jene wohlgemuth ins Fäustchen. Ich

wollte wetten, daß sie es auch heute thun. Doch sie sollen sich des Schnippchens nicht ungestört freuen. Wartet Galunken — auch ihr sollt es sehen, daß heute Gömnacht ist und euch die Unholde ins Genick kommen können!“

„Was wollt's denn mochn Herr Schulmasta?“ rumpelte wieder der Schusterbass des Waldhegers aus der Tiefe des Brustkastens.

„Gleiches mit Gleichem vergelten!“ war die lakonische Antwort.

\* \* \*

Wie sich die Holzdiebe, unter denen wir voraus unseren kurzen Bekannten vom Gespräch mit dem Brandner-Hans, den Plunzer-Balkl, bemerken, heut' freuten, den „Waldfuchs“ wieder einmal hinter das Licht geführt zu haben. Mitternacht war schon vorüber. Sie hielten sich nun für vollkommen sicher und fällten hurtig einige prächtige Tannen. Dumpf klangen die Schläge in den Wald. Unverdroffen arbeiteten die nächtlichen Gesellen und es wurde ihnen sicher bei ihrem eiligen Thun nicht kalt. Daneben fanden sie aber noch immer Zeit zu manch einem Plauschwort.

„Zan Ob'r-Auffeha 1) müassens den Zacherl af's Johr mochn, denn v'rdiena thuat er's!“ sagte just der Balkl. „Hött's nur seg'n soll'n, wia's ihn g'beutelt 2) hat, weil 'r hot aussa müass'n! Hätt' ihn der Teuzel on der Nojn g'pact, hött's a nit viel ärgr sein können.“

„Er gla'bt z'viel, der Zacherl,“ entgegnete ein Nebenmann, im „Abzirkeln“ fremden Gutes dabei fortfahrend. „Ob'r a biszl on 'wos gla'ben thua i a.“

„Jo, heunt ericht b'sunders, zwögest'n der Gömnacht!“ meinte ein dritter.

„No, wenn ma ka b'sunders schlecht's G'wissen hot, geht's scho' on!“ beruhigte der Balkl. „Und wir hom's nit, denn an Reich'n a biszl a Holz wegz'nehma, werd nit z' den schwarzen Sünd'n g'hörn!“

„Ob'r so ansch is die G'schicht' do nit. Stehl'n thua ma und do konn uns a Geist scho' wos onhom!“ sprach wieder der, der vor dem Balkl gesprochen hatte.

„Heunt sull'n die Geista uma sog'n geh'n, wer im Johr stirbt,“ sprach geheimnisvoll ein noch blutjunger Holzdieb.

„Und wos ma z'thuan oder nit z'thuan hat. Und wonn ma nit folgt —“

„So stirbt man ohne Gnade, Erdengewürm!“ Eine Stimme rief's, die den Missethättern durch Mark und Bein gieng. Dumpf und

1) Oberaufseher. 2) geschüttelt.

doch so eindringlich war sie und sie gehörte einem Wesen an, das sich unbemerkt genähert und genau das Aussehen — der als Schreckgespenst für Bacherl verwendeten Bogelscheuche hatte. Selbst der zerlumppte Hut am Haupte, der Haselstock in der Hand, das Lumpenhemd als Überwurf fehlten nicht.

Und die Stimme fuhr fort: „Mit Übernatürlichem habt Ihr Spott getrieben und es sogar als Deckmantel für Euer sündiges Treiben benützt. Nicht wundern kann es Euch daher, wenn Euch die Strafe im Gewande Eures Frevelspiels erreicht. Sterben sollt ihr, Schänder der Menschheit!“

„Gnod', Herrgott — Gnod'!“ heulte der Baltl, der gleich den anderen in die Knie gesunken war.

„Gnod' — Gnad'!“ stimmten die anderen ein. „Mit sterben!“

„I hob' zehn Kinda!“

„Mei Wab <sup>1)</sup> is front und giengat ohne mi z'grund!“

„I bin a ormer Keuschler und erst dös Jahr schuldenfra wur'n!“

„Schweigt!“ gebot die düstere Stimme. „Hundertfachen Tod würdet Ihr verdient haben, weil Ihr in der Götternacht den Zorn mächtiger Geister heraufbeschworen! Doch Gnade für diesmal, so Ihr für immer ablasst vom Unrecht und noch heute das Holz, so Ihr geschlägert habt, zur Gartenpforte seines rechtmäßigen Besitzers trägt und dort sodann dreimal laut ausruft: Ebana — Ebana — Ebana! Wer nicht handelt nach Geheiß, stirbt in diesem Jahre noch. Lebt — der — Reue!“

Mit den letzten, den am dumpfsten mit Weltgerichtsposaunen versehenen Worten verlor sich die Erscheinung wieder im Dunkel des Mitternachtswaldes.

„Ebana!“ war das erste Wörtlein, das der zermalnte Plunzer-Baltl wieder fand.

„Ebana — Ebana!“ murmelten auch die anderen schauernd vor sich hin.

\* \* \*

Der Münzer machte Augen, als er am nächsten Tage zwölf Tannenbäume vor seiner Gartenpforte fand!

„Das war heut' eine Nacht!“ sagte er zum Oberlehrer, der gerade vorbeigieng. „Habt Ihr es schon erlebt, daß Holzdiebe nächtlicherweile Holz schlägern und dann an das Haus des Eigenthümers tragen? Und es war so um Zwei herum, da weckte mich aus dem besten Schlummer ein Ruf, und wieder einer und noch einer — so ähnlich wie „Thebaner“. Sollte etwa gar noch Epaminondas oder Pelopidas

<sup>1)</sup> Weib.

ipufen auf dieser irrigen Welt? So 'was ist aber auch nur in der Gömnacht möglich!"

Wie der Schalk, der Oberlehrer, Schmunzelte!

Unser Zachäus Klinauf hatte seit dieser Zeit einen niedlichen Kater. Er nannte ihn G'ipenst.

### Alpenglügen.

Es flüstert schon der Abendwind  
Mit traulichem Gefose,  
Der Falter schmiegt zum Schlummer leis  
Sich an die Alpenrose.  
Es sinkt der stolze Sonnenball  
Verschleiert tief zum Meere,  
Und feierlich steht Wall on Wall  
Der Firnenkranz, der hehre.

Der Wind treibt auf dem grünen See  
Die Wellen leis zum Strande,  
Und düster schwebt die Dämmerung  
Herauf vom tiefen Lande.  
Sie steigt hinan zur steilen Wand,  
Dran kühn der Adler hauset,  
Sie schmiegt sich um das Silberband,  
Draus frisch ein Quell erbrauset.

Da, auf der Jungfrau reiner Stirn,  
Welch unermesslich Glühen,  
In himmlisch prächt'gem Flammenschein  
Die Wangen ihr erblühen!  
Der Mantel, erst so eisig starr,  
Von Flammen übergossen;  
Er hält so leuchtend, licht und klar  
Den Riesenleib umschlossen.

Und aus der tiefen Felsenbrust  
Der mächtigen Heroen,  
Die rings umher im Kreise stehn  
Ein allgewaltig Lohen!  
Allwärts ein strahlend Feuermecr,  
Geschürt von Geisterhänden;  
Vom grünen Hang zum Firn ringsher  
Ein Glühen, Gleifen, Blendn!

Es hält der Wind den Athem an,  
Sein Rauschen darf nicht hören,  
Im Grün kein Zirpen und im Busch  
Kein Vogellaut zu hören.  
O selig, solche Pracht zu schaun,  
In Andacht tief versunken!  
O süßes, wunderbares Braun!  
O Herz, so wonnetrunken! —

Im Äther blinkt ein heller Stern,  
Da sinken all die Gluten  
Tief in der Berge hehre Brust,  
Drin fort und fort sie stuten.  
Da stürmt's und pocht's in heil'gem Wehn  
Tief unter Schnee und Eise;  
Da flammt es heiß und ungesehn  
Dem Vaterland zum Preise.

Ab. Gachnang.

### Anzengruber und sein erster Wurzelsepp.

Die „Wiener Zeitungen“ wußten in den breitangelegten Nachrufen, die sie dem vor kurzem verstorbenen Schauspieler Albin S w o b o d a widmen, viel Rühmliches von den Verdiensten des hochbegabten Bühnenkünstlers um den Dichter Anzengruber zu erzählen. Er habe den ersten Wurzelsepp, er habe diese bittere Gestalt, die in ätzender Schadenfreude gebeizt ist, die alle Heiligen von sich weist, bis auf die heilige eigene Mutter, er habe diesen so seltsamen und doch so natürlichen Charakter mit der ganzen seltsamen Natürlichkeit, wie der Dichter es wollte, auf

die Bühne gebracht und damit sei Swoboda mit zum Begründer des Ruhmes unseres heimischen Dialectclassikers geworden.

Wer sich noch an den ersten, gewaltig durchschlagenden Bühnenerfolg Anzengrubers erinnert, wer die Premiere des Pfarrers von Kirchfeld im Theater an der Wien miterlebt, wird, wenn er auch heimgegangen ist, von derselben mit der freudigen Überzeugung, ein neuer Dichter sei uns Deutschen erstanden, dieser Anerkennung Swobodas gerne beipflichten. In der That wurde das Publicum und dessen Leibkritiker, welche in den großen Zeitungen das theatralische Nachtrichteramt besorgten, durch Swobodas Wurzelsepp für den wunderlichen Poeten gewonnen, der, wie man am Tage nach der ersten Aufführung in den journalistischen Klatschkaffees von „Wissenden“ versichern hörte, weiter nichts, als Tagsschreiber bei der Polizeidirection sei, also ganz und gar nicht zur literarischen Zunft gehörte. So ganz und gar nicht, daß Anzengruber es nicht versucht hatte, sich irgend einer in der Clique einflussreichen „Feder“ vorzustellen. Diese großen Hansen der Kritik haben denn auch an jenem in der Geschichte des Deutschen Theaters ewig denkwürdigen 5. November des Heils-Jahres 1870 ihre Recensentenpflicht bei der Premiere „an der Wien“ irgend einem redactionellen Substituten zugeschoben mit dem Auftrage, im Guten, wie im Bösen geziemend vorsichtig zu sein und damit einer eventuell doch nothwendig werdenden ausführlicheren Besprechung nicht vorzugreifen. Bei uns, in der Redaction der „Presse“, schwänzte Oppenheim seine abendlichen Berichterstatterstunden und vermochte Isleib, als Supplent zu der „Gruber“-schen Novität zu gehen. Ich hatte schweren Kriegsdienst. An der Loire raufsten die Baiern unter von der Tann schon seit einigen Tagen mit dem vom neuen Kriegsdictator der Republik, Leon Gambetta, frisch aufgepulverten Franzosen; Orleans hatten die „blauen Teufel“ bereits wieder räumen müssen. Näheres über diesen ersten ernstlicheren Mißerfolg der Deutschen erwartete man mit ängstlicher Spannung von den Nachtdepechen. Der Morse-Apparat in meinem Vorzimmer blieb aber schweigsam, nur den Telegraphisten hörte ich in seinem bequemen Armstuhl schnarchen. Da fuhr unten in der Gärtnergasse ein Wagen vor; behenden Schrittes eilte jemand über die Treppe herauf und herein durch die Bureauzimmer in mein Eckelass. Also ein mit dem Hausbrauch Vertrauter; gewiß der Freund, der auf nächtlichem Seitenweg uns schon so manche wichtige Kriegsnachricht gebracht — wenn die Deutschen gesiegt. Von der Tann hat also wieder fechtum gemacht und die Rothhosen über die Loirebrücke von Orleans zurückgetrieben!

Es war aber ein anderer Siegesbote, Isleib. Der sonst so gehäbig sanfte Lyriker stürzte in einer Aufregung, die ich bisher nur ein einzigmal, zwei Monate früher, am Morgen der Capitulation von Sedan,

an ihm beobachtet hatte, auf mich zu mit dem Ruf: „Deutschland hat einen neuen großen Dichter, einen Dichter ersten Ranges!“ Und nun erzählte er von dem überraschenden Erfolge der Premiere des dunklen Unbekannten, des angeblichen Herrn Gruber, und schloß seinen fliegenden Bericht wieder mit dem Jubelruf: „Jawohl, Deutschland hat einen neuen großen Dichter und jetzt setze ich mich an meinen Schreibtisch und verkünde das den Lesern der Presse.“ Nun hatte ich zwar in zwei Sachen unbedingtes Vertrauen auf das kritische Urtheil meines gewissenhaften Kollegen, nämlich, wenn es sich um die Würdigung einer Flasche alten Rheinweines, oder einer als sensationell ausgeschrienen Erscheinung auf dem literarischen Novitäten-Bazar handelte. Isleib hatte daheim in Thüringen im Laboratorium eines verwandten Apothekers, der ein nährsames Geschäft mit der Erzeugung und dem Versand von Mainweinessenz und Weinveredlungs-Ingredienzen betrieb, sich berufsmäßig zum perfecten Weinverkoster ausgebildet, und er sprach von dem Bändchen seiner Eigenbaugedichte nur mit überzeugungsvoller Mißachtung. Aber, das war denn doch ein ganz eigen Ding, am nächsten Morgen, in aller Gottesfrüh, die Entdeckung in die Welt hineinzuposaunen, für Goethe, Schiller und Grillparzer sei ein ebenbürdiger Nachfolger erstanden. Der erste, der einmalige Eindruck kann täuschen; besonders bei einer so meisterhaften Aufführung, wie die der Premiere des Pfarrer von Kirchfeld gewesen. Ich fragte Isleib, was im Recensentenkräzel gesagt worden. „O, die — erwiderte er — die trauen sich selber vorderhand keine Meinung zu, über einen Autor, der noch gar geächt ist. Sie werden den außergewöhnlichen Erfolg constatieren, zu verstehen geben, daß derselbe zum guten Theil der phänomenalen Darstellung des Wurzelsepp durch Swoboda zuzuschreiben sei, im übrigen eine eingehende Würdigung des Stückes für später vorbehalten bleibe. So geschah es auch und alsbald verdichtete sich die heute wieder ausgegebene Legende von Swobodas Verdienst als „Mitbegründer des Ruhmes unseres heimischen Dialectclassikers“ und man schreibt jetzt, „Swoboda habe den Wurzelsepp mit der ganzen seltsamen Natürlichkeit, wie der Dichter es wollte, auf die Bühne gebracht.“

Diese Meinung theilte der Dichter nun gerade nicht. Ich war einmal Ohren-, Augen- und Thatzzeuge, wie Anzengruber, als der Wein ihm die Zunge gelöst, seinem Tischgenossen Swoboda mit feuriger Beredsamkeit auseinander setzte, er habe eigentlich mit seiner vielgepriesenen Darstellung des Wurzelsepp einen argen Fehlgriff gemacht. Der verwöhnte Mime war von der auf ihn niederprasselnden Kritik des Dichters so niedergeschmettert, daß Thränenbäche seinen Augen entströmten. Dieser kleinen Tragikomödie war ein langer, festfreudiger Commers vorausgegangen, wie solche damals die „Concordia“ bei einem für die Wiener

Journalisten- und Schriftstellergilde besonders ehrenvollen Anlässe zu veranstalten pflegte. Die drei Mitglieder des Vereines, Anzengruber, Nissel und Wilbrandt hatten im November 1878 zusammen den großen Schillerpreis erhalten. Das Richtercollegium vermochte nicht, sich nur für einen einzelnen der drei zu entscheiden; die Herren erachteten, eigentlich verdiene jeder der drei Wiener Dramatiker den ganzen vollen Preis, man habe aber leider nur einen zu vergeben; rühmlich sei es für jeden des Kleeblattes, vom literarischen Areopag deutscher Nation als gleichwertig mit zwei so bedeutenden Rivalen erklärt zu werden. Für die Theaterfreunde unserer Stadt, für jene Kreise derselben, in denen man literarisches Interesse hegt oder heuchelt, wurde dieses Verdict das Ereignis der Saison. Es sollen damals sogar wieder etliche Buchexemplare von Nissels „Agnes von Meran“ gekauft worden sein! In der Concordia rüstete man, stolz auf die Auszeichnung der drei Verbandsgenossen, einen Festabend, noch glänzender, als jener zu Ehren Berthold Auerbachs gewesen. Die führenden Männer der gelehrten, der politischen und der Künstlerwelt unserer Metropole erschienen als Ehrengäste, um den Preisgekrönten auch ihren Glückwunsch auszusprechen; vom Männergesangsverein war unter Kremers und Olschbauers Führung ein Doppelquartett gekommen „für die Tafelmusik.“ Nissel, der krank darniederlag, mußte sich entschuldigen. Die beiden anderen vom Preiskleeblatt, Anzengruber und Wilbrandt, letzterer damals Director des Burgtheaters, saßen frisch und munter auf ihren Ehrenplätzen, guckten stolzvergnüglih in das Getriebe an den drei langen Tafelreihen, ließen mit ironischer Würde die obligate Lobrede von Seite des Concordia-Präsidenten Johannes Nordmann und manch anderen Lobspruch über sich ergehen und erwiderten sie geziemend. Wie stets bei solchem Anlasse, wurde, als die Uhr weiter vorrückte, die Gesellschaft mehr und mehr angeregt; die „Exkneipe“ trat in ihr Recht und man hörte wiederum den und jenen geistreich und witzig improvisierten Trinkspruch. Den Vogel schoss da Professor Josef Baier, der Kunstgelehrte, ab mit seinem in Form und Inhalt meisterhaft eiselierten Toast auf den vierten hervorragenden Dichter Osterreichs, dem der wohlverdiente Ehrenpreis nicht zuerkannt werden konnte, weil er eben kein Dramatiker sei, auf den parnassischen Wahlbruder Anzengrubers, auf Peter Hofegger. Meinem Tischnachbar zur Seite, dem Unterrichtsminister Dr. Stremayer, griff Baier an sein steirisches Herz und die Excellenz machte einen weiten Umweg durch den Saal, um dem Sprecher im Namen derer aus der grünen Mark warm zu danken.

Auch an so schönen, erquicklichen Abenden wird es spät nach Mitternacht. Die meisten Festgenossen verabschiedeten sich, nur ein siz-zähes Häuflein richtete sich an einem Seitentisch gemüthlich ein. Dem Freunde Nordmann, der sonst doch auch bei einem soliden Überkneipen



sich nicht spotten ließ, überkam das Gruseln; er zog seinen Mantel an und mich beiseite, erklärte, ihn habe es, wenn er nicht alsbald heimgehe, und doch müsse das Präsidium der „Concordia“ bei den preisgekrönten Poeten ausharren, bis auch sie gute Nacht oder guten Morgen sagen. „Und die thun das noch sehr lange nicht. Du siehst ja, daß sie angefangen, den leichten rothen Mazner achtelweis zu trinken und statt der von uns gebotenen Havannahs Monopolstroh zu rauchen. Du mußt ausharren, dafür bist du des Vereines Vicepräsident und von den Olympiern mit der Gabe begnadet, dir niemals einen Kater antrinken zu können. — Addio!“ — Am besagten Nebentisch saßen unter anderen guten Gesellen Wilbrandt und Ferdinand Saar, ihnen gegenüber Anzengruber, die Arme übereinandergelegt und auf den Tischrand gestemmt, den Wodansbart über die Arme auf die Tischplatte herabgebreitet, die Augen in Streitlust funkelnd, die Schultern etwas eingezogen, in der angriffsbereiten Defensivstellung eines tirolischen Kobler, der vertuiselt gern die Stube räumen möchte. Ihm seitlich leerte Swoboda seine Achteln. Mein Interesse nahmen alsbald die beiden dramatischen Rivalen vollauf in Anspruch. Wilbrandt hatte sich offenbar vorgenommen, an diesem Abend den ihm persönlich nicht näher bekannten Anzengruber zu studieren; der aber sträubte die Zgelstacheln, so oft das Gegenüber ihm ein Hölzel warf. Einen grelleren Gegensatz konnte man sich auch kaum denken, als den zierlich eleganten, diplomatisch gewandten, in akademischer und uniververseller Bildung vollsatt getränkten Director von der Burg und dem urwüchsig knorrigen Autodidacten, dem in solcher Gesellschaft das Loch im Schuliaß und der ungewohnte Frack unbequem wurde. Mit zäher Ausdauer setzte Stunde um Stunde Wilbrandt seine Belagerungsarbeit fort, schob seine Schützengräben vor und engte seinen Bruder in Apollo mehr und mehr ein; dabei brachte er zahllose kleine autobiographische Fragmente über Anzengrubers Entwicklungsgang aus dem schweigsamen Manne heraus. Alles scheinbar unabsichtlich und in der denkbarst höflichen, verbindlichen Form. Für uns paar Zeitungschreiber das Muster eines Interview! Anzengrubern wollte es jedoch immer weniger behagen; das bereits drohende scharfe Ausfallgefecht wurde aber glücklich abgewendet durch Saars klugen Waffenstillstandsvorschlag, es sei jetzt fünf vorüber und Zeit, ins Kaffeehaus zu gehen.

Dort, beim Nebhendl, brachte Wilbrandt das Gespräch auf das Verhältnis der dramatischen Dichter zu den Schauspielern, denen die ersteren denn doch so viel, mehr als manche eingestehen wollen, zu danken haben. Für einen neuen Mann, der zum erstenmal sein Werk über die weltbedeutenden Bretter gehen sehe, sei es eine große Schicksalsgunst, wenn die Hauptrollen seines Stückes von hervorragenden Künstlern „creiert“ werden. Die niemals verweltende Blüte des französischen

Theaters und der lebfrischen dramatischen Production in Paris sei der beste Beweis hiefür. Swoboda pflichtete bei, Anzengruber warf ihm einen bösen Blick zu. Wilbrandt ließ sein Thema nicht mehr fallen und wagte den Ausspruch, Anzengruber werde allzeit seinem Nachbar für dessen „Creierung“ des Wurzelsepp verpflichtet sein, denn selbst ein so epochales Meisterwerk, wie der von ihm, Wilbrandt, so hochgeschätzte Pfarrer von Kirchfeld, müsse dem neuen Dichtern und Dichtungen gegenüber so mißtrauisch spröden Publicum erst durch die Bühnendarstellung bei der Erstaufführung zum würdigenden Verständnis gebracht werden. Er mache da seine ganz besonderen Erfahrungen an der Burg. Jetzt hatte Swoboda endlich auch sein ersehntes Vorbeerzweiglein und bedankte sich dafür, als wäre er zum drittenmal herausgerufen. Nun brach bei Anzengruber, der bisher die ganze Nacht über an sich gehalten, alt angesammelter und neu angehäufter Groll los, er könne dem Herrn Swoboda für seine „Creatur“ des Wurzelsepp kein „Bergelts Gott“ sagen. Sie sei vergriffen. „Wie so“, schrie der so unerwartet angerempelte Mime auf. Nun erhob sich Anzengruber, um ihm dieses „wie so“ des längeren auseinander zu setzen, die Hauptstellen seiner Darstellung kritisch zu zergliedern und uns zu zeigen, wie der Wurzelsepp gemeint und zu geben sei.<sup>1</sup> Er declamierte nämlich mit einer übernächtigen, vom vielen Rauchen heiser gewordenen Stimme einige Hauptpartien der Rolle und markierte die Mimit. Jetzt begriffen wir Anzengrubers stete Mißerfolge während seiner sechsjährigen Schauspielerlaufbahn; das waren Purzelbäume einer Überbrettkunst der Zukunft und bei alldem genial im Grundton. Swoboda hatte schon bei dem ersten kritischen Ausfall Anzengrubers zu schluchzen angefangen und weinte immer kläglich. Nur wenn Anzengruber seine Stimme lauter erhob und ihn direct apostrophierte, blickte er erschrocken auf und duckte sich dann, als fürchte er, daß der Dichter mit seiner mächtigen Hakennase ihn entern und vollends in den Grund bohren werde. Allgemach gieng sein moralischer Katzenjammer in eine regelrechte Nervenkrisis über und der Weinkrampf in besoffenes Glend. Man mußte endlich an's Ausbrechen denken; es war auch drüben auf dem Stefansplatz lebendig worden, die Stadt war erwacht.

Director Wilbrandt hatte nun, was er die ganze Nacht über sich erarbeitet, ein farbensattes Bild für seine Studienmappe, und Anzengruber seine Genugthuung für die ihn verletzende Insinuation der Wiener Kritik, den ersten durchschlagenden Erfolg des Pfarrer von Kirchfeld habe er der „Creierung“ des Wurzelsepp durch Swoboda zu verdanken.

B. R. Lecher.

<sup>1</sup> So viel wir wissen, war dem Dichter Martinellis Wurzelsepp am liebsten.

## Österreichs größter Schweiger.

**S**oltke, der große Feldherr und der große Schweiger, hatte einen Gegner, der ihm nicht an Feldherrntalent, wohl aber an Schweigen noch überlegen war. Als sie sich bei Königgrätz gegenüberstanden, ließen beide nur die Kanonen sprechen, da gab es weiter nichts zu sagen. Später hätte es viel zu sagen gegeben, besonders für Benedek — allein er schwieg — und in diesem Schweigen bestand sein großes Heldenthum.

Ludwig von Benedek, der in Galizien und Italien aus mancher Schlacht siegreich hervorgieng, wurde im Jahre 1866, als in Österreich Noth an Mann war, beordert, die Führung der Nordarmee zu übernehmen. Er that dies unter einem moralischen Zwange, er brachte seine bürgerliche und militärische Ehre seinem Kaiser zum Opfer, das wußte er im voraus und sagte es dem Monarchen ins Gesicht. Er sagte, daß er weder genügend Talent noch Kenntnisse besitze, um den großen Schlag zu wagen. Doch die Preßion war zu schwer, er gab nach. Er kämpfte wie ein Held, aber für eine große Feldherrenoperation hatte er nicht das Zeug; zudem wurde es verhängnisvoll, daß Generale höchsten Ranges in entscheidenden Momenten seiner Weisung nicht folgten. In den letzten Tagen vor Königgrätz hatte er zweimal an den Kaiser telegraphiert: „Bitte Euer Majestät dringend, um jeden Preis den Frieden zu schließen. Katastrophe der Armee unvermeidlich.“ — „Bitte Euer Majestät um jeden Preis den Frieden zu schließen!“ — Die Antwort: „Einen Frieden zu schließen unmöglich. Wenn Rückzug nöthig, ist derselbe anzutreten.“ — Dann die Schlacht und es geschah, was wir alle wissen.

Und nun erst begann Benedeks eigentliche Heldenlaufbahn — das große Schweigen. Dinge, die ihn vielfach rechtfertigen konnten — er sagte sie nicht. Schriften, die ihn rechtfertigen müßten, er verbrannte sie. Er hatte höhere Rücksichten, als die gegen sich, so sehr er auch, besonders von seiner Frau, gedrängt wurde, sich zu vertheidigen, zu rechtfertigen. Er fühlte sich als treuer Soldat, als Vasallen des Kaisers und schwieg. Er hätte — so sagte er selbst — vielen ins Gesicht schlagen müssen, würde er gesprochen haben. Man rief ihn vor das Gericht. „Ob sie mich vor's Kriegsgericht stellen, erschießen oder auf die Festung schicken, mir ist es gleich. Ich schweige. Mein Kaiser weiß, warum ich schweige.“ Der Kaiser hat den Prozeß hernach aufgehoben, aber Benedek wurde in Ungnade fallen gelassen und das Regierungsorgan erklärte, daß Benedek das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn verloren habe und daß sein militärischer Ruf vor der Mit- und Nachwelt vernichtet sei.

So trat der treue alternde Mann von der Weltgeschichte ab und zog sich zurück ins Privatleben auf seinen Ruhesitz zu Graz. An Menschenachtung war ihm bei solchen Erfahrungen viel abhanden gekommen, aber den Armen und Nothleidenden bewahrte er ein warmes Herz. Von allem zog er sich zurück. Mancher alte Freund wollte sich ihm nahen, er lehnte ihn ab. Hohe Herrschaften ließen gelegentlich vor seiner Thür ihren Wagen halten, er ließ sie nicht vor. Stolz und schweigend ertrug er sein Unglück. Im Volke genoß dieser Geschlagene von Königgrätz hohe Achtung. Ehrerbietig grüßend gieng man an dem kleinen Mann in Mplertracht und mit dem zweifach aufgedrehten Schnurbart vorüber. Für sein Begräbniß hatte er sich alle militärischen Ehren verboten, im schlichten Civilanzug, ohne Orden lag er im Sarge, und sein Schweigen redete.

Nun ist über diesen interessanten Mann ein Buch herausgekommen. „Benedek's nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet von Heinrich Friedjung. (Verlag von Gröbel u. Sommerlatte, Leipzig.) Dieses Buch erzählt kurz Benedek's Leben, seine Soldatenlaufbahn, sein Privatleben, sein Verhältnis zur Gattin, das besonders durch seine abgedruckten Briefe an sie klar beleuchtet wird. Der gewichtigste Theil des Buches ist natürlich jener, der vom Feldzuge 1866 handelt.

Benedek warnte bekanntlich vor dem Wagnis eines gleichzeitigen Krieges Oesterreichs gegen Preußen und Italien und sprach sich ungünstig über einen Theil der österreichischen Generale aus. Er schrieb darüber am 24. Februar 1866 nach Wien:

„Alte, schwache oder bequeme kommandierende Generale oder höhere Kommandanten überhaupt sind absolut von Übel, und ich kann am Ende meiner Soldatenlaufbahn nur lebhaft wünschen und sogar bis zur Seccatur wiederholen, unser allergnädigster Kaiser und König möge ehebaldigst Mitleid und Nachsicht Seines edlen Herzens überwinden und in den höheren Chargen Allerhöchst Seiner Armee gründlich aufräumen. Die besten Armeen brauchen — besonders in Zeiten wie jetzt — eiserne aber gelenkte Hände in allen höheren Commanden.“

Als ihm dann das Commando gegen Preußen „unter Anrufung seiner Soldaten- und Unterthanentreue aufgedrungen worden war“, wie er in seinem Testament schreibt, war er tief verstimmt und er schließt einen am 21. März 1866 an den Generalstabschef Benikstein gerichteten Brief mit den Worten:

„Meinetwegen kann jetzt kommen, was da will, am liebsten wäre mir aber ehrenvoller Friede.“ Noch schärfer ist dies in dem Briefe vom 5. April ausgedrückt:

„Ich glaube an keinen Krieg — wäre von den Deutschen gar zu dumm. Kann mich noch immer nicht als Armeecommandant im Norden

ansehen, daher bitte ich mich, auch mit allen halbwegs auszuweichenden Anfragen zu verschonen."

Es liegt etwas wie Fatalismus darin, daß Benedek die Zusammenziehung seines Hauptquartiers und die Organisation der Nordarmee ganz seinen Gehilfen überließ und unterdessen durch sieben Wochen in Verona blieb. Hier fühlten seine Officiere an den Ausbrüchen seiner wechselnden Laune, unter welcher Verstimmung er litt. Sie ahnten Unheil, als er den Oberlieutenant des Generalstabes Hold (den späteren Feldzeugmeister und Corpscommandanten) zu sich bescheiden ließ und sich Vorträge über die Militärgeographie Deutschlands halten ließ. In drei je einstündigen Vorträgen gab Oberlieutenant Hold dem Armeecommandanten an der Hand von Karten, die er zu diesem Zwecke entworfen hatte, den gewünschten Überblick. Es ist ehrenvoll für Benedek, daß er sich nicht scheute, bei dem jungen Officier Belehrung zu schöpfen; aber schon diese Thatfache zeigt, wie verfehlt es war, sein wohlbegründetes Widerstreben nicht gelten zu lassen.

\* \* \*

Über die Ereignisse vor der Schlacht bei Königgrätz bringt das Buch Benedeks ganz neue Aufschlüsse. Es widerlegt insbesondere die Angabe des österreichischen Generalstabswerkes, daß Benedek in einem Augenblick tiefster Entmuthigung dem Kaiser Franz Josef am 1. Juli zum Friedensschlusse gerathen hatte; seine Anschauung war vielmehr die des ganzen Kriegsrathes, und bemerkenswert ist der Antheil, den der damalige Oberflieutenant von Beck an dieser Berathung genommen hatte.

Aber Benedek galt als Sündenbock und das war über alles Unglück, das Oesterreich damals betroffen, das besondere ungeheure Unglück des Mannes. Es war nur zu ertragen im Bewußtsein eines reinen Gewissens und vom philosophischen Standpunkte aus, auf dem dieser Mann stand. Benedek war nicht der moderne Feldherr gewesen, der da in Kenntniß der Naturgesetze, der Technik der Waffen u. s. w. auf dem Papiere seine Schlachten berechnet. Er war ein tapferer Soldat alten Schlages, im Sinne, wie solche von Dichtern stets besungen worden sind. Er war, möchte ich sagen, ein antiker Charakter. Vielleicht wird ihn einst ein Dichter verherrlichen als den Helden des Schweigens.

Wie nahe ihm seine Last gieng, wer kann es ermessen?

In die abgeschlossene Welt Benedeks so erzählt Friedjung, fiel ein Lichtstrahl, als Kaiser Franz Josef in der richtigen Empfindung, Benedek sei schweres Unrecht geschehen, einen Schritt that, um den ihm bis in den Tod getreuen Führer seiner Heere zu begütigen. Im Juli 1873

besuchte Kronprinz Rudolf, damals 15 Jahre alt, auf Befehl seines kaiserlichen Vaters, in Begleitung seines Erziehers Generals Latour, den Feldzeugmeister in Graz; da er ihn nicht zu Hause fand, entspann sich ein Briefwechsel, den man nicht ohne Bewegung liest. Ein liebenswürdiges Schreiben des jungen Prinzen eröffnete ihn; aber Benedek blieb so stolz abweisend, daß er, wie seine Witwe erzählte, sich von ihr nicht dazu bestimmen ließ, dem Kronprinzen zu antworten, sondern nur den General Latour ersuchte, ihm seinen Dank auszusprechen. Darauf bat Latour den Feldzeugmeister dringend, doch unmittelbar zu antworten, was Benedek dann auch that. Die düstere Stimmung des Feldzeugmeisters spricht ergreifend aus der Versicherung, die sich in dem Briefe an General Latour findet, daß er für seine letzten Lebenstage nichts wolle und nichts wünsche als Ruhe. „Ich bin bisher mit mir selber fertig geworden — möchte darin nicht gestört werden.“

**Kronprinz Rudolf an Benedek.**

Magenfurt, 4. Juli 1873.

Lieber Herr Feldzeugmeister!

Mein geliebter Vater hat mir während meines Aufenthaltes in Graz telegraphisch den Befehl gegeben, Ihnen einen Besuch zu machen, Sie aber hievon früher zu verständigen, damit ich Sie sicher zu Hause treffe.

Als General Latour Ihnen dies melden wollte, erfuhr er in Ihrem Hause, daß Sie sich in Krapina befinden.

Ich meldete dies meinem Vater, der mich wieder telegraphisch beauftragte, Ihnen seinen Befehl an mich brieflich bekannt zu geben.

Ich komme hiemit dem Befehle meines Vaters nach, füge jedoch bei, daß es mir von ganzem Herzen leid thut, Sie nicht gesehen und gesprochen zu haben.

Mit Hochachtung und meinen freundlichsten Grüßen  
Rudolf.

**Benedek an Generalmajor Latour.**

Graz, 9. Juli 1873.

Euer Excellenz waren während Ihres kurzen Aufenthaltes in Graz so freundlich, bei mir vorzufahren.

Leider war ich abwesend u. z. im Bade Krapina-Töplitz. Gestern erhielt ich, von Krapina mir nachgeschickt, das gnädigste Handschreiben S. kais. Hoheit, des durchlauchtigsten Erzherzogs Kronprinzen Rudolf.

Ich möchte in keiner Weise unbescheiden hervortreten, glaube jedoch am besten zu thun, wenn ich Sie, mein tapferer Waffengefährte aus längstvergangener Zeit, hiemit ergebenst ersuche, S. kais. Hoheit meinen ehrfurchtsvollsten Dank zu melden für die mir erwiesene höchste Gnade.

Zum Schlusse drängt es mich, Ihnen vom Herzen und mit Freude Glück zu wünschen für die von aller Welt anerkannte Art und Weise, wie Sie Ihre Aufgabe durchführen.

Mit Hochachtung Euer Excellenz alter Kriegskamerad

Benedek, FZM.

## General Latour an Benedek.

Leoben, 16. Juli 1873.

Euer Excellenz! Hochgeehrtester Herr Feldzeugmeister!

Euer Excellenz so gütiges und wohlwollendes Schreiben, durch das ich mich ebenso geehrt als erfreut fühle, macht es mir nur möglich, Euer Excellenz mit vollem Freimuth, den Sie ja stets gut geheissen haben, zu sagen, dass es Se. k. k. Hoheit, den Kronprinzen gewiss sehr freuen würde, wenn Herr Feldzeugmeister selbst höchstdemselben antworten würden. Se. Majestät der Kaiser hatte den entschiedensten Wunsch, dass der Kronprinz Euer Excellenz sehen und sprechen solle.

Ich habe mir erlaubt, von Euer Hochwohlgeboren Schreiben an mich dem Kronprinzen gegenüber keine Erwähnung zu machen.

Erhält Se. k. k. Hoheit, der am 17. N. M. in Schönbrunn eintrifft, bis 19. kein eigenhändiges Schreiben von Euer Excellenz, so werde ich dann von dem an mich gerichteten Schreiben die Meldung erstatten.

Mögen Euer Excellenz Ihr gnädiges Wohlwollen Demjenigen bewahren, der stets in Verehrung verharren wird Eurer Excellenz ganz gehorsamster

Latour, GM.

## Benedek an Kronprinz Rudolf.

Graz, 16. Juli 1873.

Euer kaiserlichen Hoheit gnädigstes Handschreiben wurde mir von Krapina hieher nachgeschickt.

Einerseits möchte ich in gar keiner Weise aus meinen Schranken unbescheiden heraustreten, anderseits aber möchte ich höchstdemselben so gerne Dank sagen für die mir erwiesene höchste Gnade, die ich in ihrer ganzen Ausdehnung zu würdigen weiß.

Vergeben Sie daher, dass ich mich unterfange, an Euer kaiserliche Hoheit directe zu schreiben, und genehmigen Sie gnädigst den schlichten, aber tiefgefühlten Dank eines mit sich selbst und mit aller Welt längst fertigen alten Soldaten.

In tiefster Erfurcht Euer kaiserlichen Hoheit unterthänigster

Benedek, FM.

## Benedek an General Latour.

Graz, 16. Juli 1873.

Euer Excellenz freundliches Schreiben aus Leoben habe ich heute Abend erhalten. Sie müssen wissen, was sich gegenüber des Kronprinzen schickt.

In der Anlage habe ich Seiner kaiserlichen Hoheit directe gedankt für die mir erwiesene höchste Gnade, die ich in ihrer ganzen Ausdehnung zu würdigen weiß.

Wollen Sie die Güte haben, die Anlage Seiner kaiserlichen Hoheit zu übergeben.

Ich bin unlängst ins 70. Lebensjahr getreten und trage seit 7 Jahren mein hartes Schicksal, ohne vertrottelt zu sein: hoffe und wünsche nichts mehr als — so lange es geht — manchmal eine halbwegs mittelmäßige Jagd, übrigens Ruhe, und wenn es einmal sein muss, ein Ende ohne viel physische Schmerzen, die ich absolut nicht gut vertrage.

Ich konnte füglich den Kronprinzen nicht bitten, Seinem Vater, dem Kaiser meinen Dank zu sagen für die edle Art und Weise, wie er sich meiner erinnert hat, — ich kann füglich auch nicht directe an Seine Majestät den Kaiser schreiben und danken.

Können Sie's, so thun Sie es. —

Ich weiß recht gut, dass vielleicht nur sehr wenige Menschen mein Soldaten-schickjal und meinen Soldaten-Charakter richtig auffassen, — mir ist dies auch gleichgiltig, weil ich mit mir selbst im Reinen bin. Sie aber, mit Ihrem anerkannt erprobten Charakter, werden mich gewiss richtig verstehen, wenn ich Ihnen hiermit sage, dass ich gegen Niemanden einen Groll habe und dass ich für meine letzten Lebenstage nichts will und nichts wünsche als Ruhe.

Ich bin bisher mit mir selber fertig geworden, — möchte darin nicht gestört werden. Das hindert aber nicht, dass ich für die freundliche Theilnahme eines ehrlichen tapferen Kriegskameraden, wie Sie es sind, volles und warmes Verständniss habe und dass ich Ihnen dafür vom Herzen Dank sagen kann —

Wünsche Ihnen eine glückliche Beendigung Ihrer schönen Aufgabe.

Vielleicht habe ich im Spätsommer, wo ich mir die Weltausstellung ansehen will, das Vergnügen, Sie zu begegnen und Ihnen mündlich zu sagen, wie hoch Sie achtet und ich ähnt

Ihrer Excellenz aufrichtig ergebener alter Kriegskamerad

Benedek, FM.

Die Reihe dieser Schriftstücke sei mit dem Beileidschreiben geschlossen, das Fürst Bismarck der Witwe Benedeks nach dem Tode ihres Gatten sandte, und mit der Antwort der Frau v. Benedek.

**Fürst Bismarck an Julie von Benedek.**

Berlin, 29. April 1881.

Gnädigste Frau! — In dankbarer Erinnerung an Ihre mir bei früheren Gelegenheiten bezeugte Theilnahme, erlaube ich mir der meinigen bei dem schwerem Verluste, der Sie betroffen hat, herzlichen Ausdruck zu geben. Möge es Ihrem Schmerze Trost gewähren, dass nicht Oesterreich allein den Hingang des Waffengenossen Radekys tief betrauert. Der Verlust eines tapferen und seinem Kaiser treuen Soldaten wird auch bei uns als ein gemeinsamer empfunden. Gott wird Ihnen Kraft geben, die Prüfung, die er über Sie verhängt, zu tragen. In aufrichtigster Verehrung bin ich, gnädigste Frau, Ihr ergebenster Diener  
W i s m a r c k.

**Julie von Benedek an den Fürsten Bismarck.**

Graz, 2. Mai 1881.

Ihrer Durchlaucht! In meiner Herzensnoth war Ihr Gruß, Fürst Bismarck, ein wohlthuender Lichtfunken für mein krankes, düsteres Gemüth. Die zahllosen Kundgebungen von Nah und Fern, voll Sympathie und Verehrung für den theueren Verbliebenen, haben mich zu lebhaftem Dank verpflichtet, aber die hochherzigen Worte des größten Mannes der Gegenwart, jene Anerkennung aus Gegners Hand, waren so recht geeignet, meinen dahingeshiedenen Helden zu ehren. Als Benedek, begraben in Blumenpracht, so einfach und schlicht nach seinem Willen, ohne Abzeichen von Rang und Würden still dalag, sprach diese stumme Entjagung lautlos, für seinen großen Charakter. Ich persönlich verlor den edelsten Freund und blieb einsam zurück! Empfangen Durchlaucht den aufrichtigsten Dank für den Trost, den Ihre Theilnahme mir bereitet hat. Ihrer Durchlaucht ergebenste Dienerin  
J u l i e B e n e d e k.

Ist doch ein merkwürdiges Land, dieses Oesterreich. Selbst seine treuesten Soldaten werden vom ausländischen Gegner höher geachtet, als von den berufenen Landsleuten.  
Z.



## Der Imperialismus.

Von Otto Schulke.<sup>1)</sup>

Ein neues Wort, von ganz modernem Gepräge, es steht noch in keinem Universal-Wörterbuch, aber man begegnet ihm oft in der Tagespresse — es ist das Wort „Imperialismus.“

Imperialismus bedeutet Herrschsucht, aber in dem Sinne: Wer die Macht hat, der hat das Recht — nein, nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, zu unterdrücken und zu vernichten, soviel er irgend vermag.

Vor kurzem hat ein ungenannter Förderer der Wissenschaft einem Universitäts-Institut die Summe von 30.000 Mark überwiesen zur Gewährung von Preisen für die Bearbeitung des Themas: „Was lernen wir aus den Principien der Descendenz-Theorie in Bezug auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“ Bei allem schlechten Deutsch ein sehr gelehrt klingendes Thema und doch ein Mephisto im Mantel Fausts. Wir sehen uns das Gespenst etwas näher an.

Was ist Descendenz-Theorie, und welches sind ihre Principien?

Die Descendenz-Theorie ist bekanntlich eine Hypothese Charles Darwins, also nur eine Vermuthung, die er zur Erklärung vieler Erscheinungen der Natur aufstellte.

Sie läßt sich kurz so zusammenfassen: in der Welt gibt es zahllose verschiedene Arten von Wesen; diese — z. B. Kessel und Palme, Maus und Elefant — sind nicht von Anfang an vorhanden gewesen; es hat sich vielmehr erst die eine Art aus der anderen entwickelt. Von irgend einer Form ist durch eine zufällige Abänderung eine Spielart entstanden, und diese hat sich fortgepflanzt. Je mehr die Spielart vor anderen mit Vorzügen ausgestattet war, etwa durch Größe, Kraft und bessere Waffen, desto besser konnte sie sich behaupten, im Kampfe ums Dasein, im Ringen ums Futter und im Werben ums Weibchen, desto sicherer konnte sie auch ihre Vorzüge fortpflanzen. So haben sich die Arten immer vollkommener entwickelt, und von einer dieser Arten ist auch der Mensch das einstweilen letzte Glied der Reihe.

Descendenz heißt Abstammung; alle Wesen stammen nach jener Theorie in letzter Linie von einem Klümpchen Schlamm ab, dessen Theilchen sich vor Urzeiten einmal zufällig chemisch so zusammengefügt haben, daß das Gefüge organisches Leben empfing. Die Gesetze aber, unter denen die Abstammung fortgeschritten ist, lauten: Die Fähigkeit zur Abänderung ist unbegrenzt; das Passende überlebt im Kampfe ums Dasein. So Darwin.

<sup>1)</sup> Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das Deutsche Haus. Herausgegeben von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinte. Berlin. Martin Warned. 1901.

Für einen Schöpfer ist nach dieser Theorie kein Raum. Das Wort: „Gott schuf ein jegliches nach seiner Art“ wird verworfen, die Erschaffung des Menschen zum Bilde Gottes wird geleugnet. Der Mensch ist eine Art Thier, die Welt ist ewig, das Weltgesetz heißt Entwicklung, die treibende Kraft ist der Kampf ums Dasein.

Man wird vielleicht einwenden: Das ist eine wissenschaftliche Hypothese, die ihre Berechtigung hat wie jede andere, aber eine praktische Bedeutung nicht beanspruchen kann. Doch dem gegenüber ist zu bedenken: „Gedanken sind Saaten, sie reifen zu Thaten.“ Ist nicht der Krieg in Transvaal eine Frucht der Lehre Darwins? Der Kampf ums Dasein ist eben nicht nur Vertheidigungskrieg, sondern er ist vor allem Angriffs-krieg. Der Stärkere soll und muß den Schwächeren vernichten, das ist seine Pflicht. Wenn nur noch Starke da sind, erst dann entwickelt sich das Menschengeschlecht höher hinauf. Die Schwachen sind einzig und allein dazu da, den Starken zu weichen.

Hat nicht Friedrich Nietzsche genau die gleichen Folgerungen gezogen? Steht nicht der „Übermensch“, den er erfunden hat, ganz auf demselben Standpunkte? Nietzsche theilt die gesammte Menschheit in zwei Classen, Kraftmenschen und Herdenmenschen, und er ruft die Kraftmenschen auf, den Herdenmenschen ein Ende zu machen und so die Menschheit zu einer nie geahnten Blüte zu erheben.

Ein Bewußtsein für Recht oder Unrecht gibt es dabei nicht mehr; der Kraftmensch steht „jenseits von gut und böse.“ So wenig, wie der Löwe dafür verantwortlich ist, daß er der Gazelle das Genick bricht und sie frißt, ist auch der Kraftmensch verantwortlich für seine Gewaltthaten.

Der echte Engländer ist Darwinist; er scheint keinen andern Grundsatz mehr zu kennen, als den: Jeden schlagen, alles nehmen und überall herrschen. Alle fremden Erdtheile sind nur dazu da, englische Colonien zu werden. Wozu haben wir, so fragt er, die unüberwindliche Flotte und den unerschöpflichen Mammon?

Aber noch mehr. Auch seine Religion ist nur dazu da, die Zwecke der Herrschaft zu fördern. Einer der angesehensten Geistlichen, der Prediger Curcy Laffan, hat in einem Weltblatte verkündigt: „Ob die Sache der Buren eine gerechte Sache ist oder nicht, darauf kommt gar nichts an, sondern ob England in diesem Kriege ideale Ziele verfolgt und ein starkes Vaterlandsgefühl entwickelt. Und das ist der Fall. Das englische Volk ist durchdrungen von dem Glauben an die Aufgabe, die Gott ihm gestellt hat. Der Krieg in Süd-Afrika ist die Erfüllung der Bitte im Vaterunser: Dein Reich komme. Denn wo England herrscht, da herrscht das Reich Gottes, da wird das Evangelium des englischen Christus gepredigt.“

Ganz ähnlich hat sich Farrar, der Bischof von Canterbury, der Herausgeber eines großen Bibelwerks, öffentlich also ausgesprochen: „Jeder gerechte und nothwendige Krieg, wie der Krieg in Transvaal, ist nur eine Episode und eine Fortsetzung des göttlichen Kreuzzuges; er ist vergleichbar dem Kampfe der himmlischen Heerscharen gegen die Geister des Abgrundes.“ Unglaublich!

Das ist der Imperialismus. Der Hochmuth ist sein Göze, Darwin sein Meister, das Christenthum seine Maske, der Mammon seine Macht.

Und nun kommen wir zurück auf das erwähnte Preisausschreiben.

Man stelle sich vor: Diese beiden Grundsätze, das Recht des Starken und der Kampf ums Dasein, sollen die „Grundlagen“ der innerpolitischen Entwicklung der Völker und ihrer Gesetzgebung werden. Was für Gesetze werden dabei herauskommen? Die Antwort ist: Alle Schwachen und Kleinen, die man sonst geschont und gepflegt hat, werden todtgeschlagen. Krankenhäuser, Siechenhäuser, Rettungshäuser, Waisenhäuser gibt es nicht mehr. Alle kleinen Gewerbebetriebe hören auf; es gibt nur noch Fabriken und Warenhäuser, nur noch Gewaltherrscher und Sklaven. Und der Gott, der das alles regiert, ist der Mammon.

Die alten Heiden beteten unter anderm den Baal an, einen scheußlichen Gözen; ihm wurden lebendige Kinder geopfert. Der Göze Mammon im Bunde mit dem Hochmuth ist noch scheußlicher; ihm werden Recht und Sitte, Verstand und Vernunft, Religion und Glaube, Barmherzigkeit und Menschlichkeit, ihm werden ganze Völker in die Arme geworfen. Ist das nicht modernes Heidenthum?

Das ganze gegenwärtige Jahrhundert wird daran zu arbeiten haben, diesen Augiasstall vom Heidenthum zu reinigen und seine vergiftenden Folgen abzuwehren; und es wird ein wahres Wunder sein, zu sehen, wie der große Gott es anfangen wird, die Menschen durch diese Greuel hindurchzuführen und den Völkern aus ihnen herauszuhelfen. Denn geschehen wird das, wenn auch nicht in Kürze. „Noch nicht“, auch das ist ein Gesetz seiner Weltregierung.

## Wie wird es im Himmel sein?

Eine Betrachtung von Peter Rosegger.

**W**ie wird's im Himmel sein? Eine Frage, die dem Verfasser des Buches „Mein Himmelreich“ vor kurzem allen Ernstes zugegangen ist. Vor fünfzig Jahren darum befragt, würde ich haben Antwort geben können. Jetzt weiß ich's nicht mehr so genau. Aber ich will einmal gucken. Der Himmel ist eine große, große Kirche. Borne am Hochaltar

sitzt die heilige Dreifaltigkeit, umgeben von allen Heiligen Gottes. Im Kirchenschiff fliegen nackte Kindlein mit goldenen Flügeln umher. In den Bänken sitzen in weißen Kleidern die Seligen, die sich nach dem Tode wieder gefunden haben. Sie halten Lichter in den Händen und lauschen einer Musik, die über alle Beschreibung schön ist. — In diesem Sinne hätt' ich als Kind die Frage mit größter Sicherheit beantwortet. Aber schon damals fiel mir auf, dass meine Mutter, wenn sie nach schwerer Tagesarbeit rastend auf der Bank saß, manchmal sinnend den Kopf auf die Hand stützte und leise die Worte vor sich hinsprach: „Wie wird's im Himmel sein?“ — Ja, mein Gott, das mußte sie, die mir doch in allem über war, viel besser wissen, als ich. Ihre Frage erweckte in mir also den ersten Zweifel. Und später, je öfter in den Kirchen, Christenlehren und Büchern vom Himmel die Rede war, je mannigfaltiger er beschrieben wurde, je unklarer wurde mir die Vorstellung des Himmels, bis schließlich die Frage: Wie wird's im Himmel sein? ganz zurückwich vor der andern: Wird überhaupt ein Himmel sein? — Zur Zeit war ich schon mit Leuten bekannt, die wohl an einen Himmel glaubten, aber nicht an eine Hölle. Eine ewige Hölle, in welche die sündig erschaffenen Menschen sollten geworfen werden, ließe sich bei der Barmherzigkeit und bei der Gerechtigkeit Gottes ganz unmöglich denken. Die Hölle hätten wir schon auf der Welt, sagten die einen, und die anderen meinten, den Himmel müsse man sich auf der Welt einrichten können. Diese waren auf guter Fährte, giengen aber doch irre. Sie begannen ein üppiges Leben mit allen sinnlichen Genüssen. Solcher Himmel war eine Zeit lang ganz hübsch, hatte aber den großen Fehler, nicht ewig zu dauern, und dann kam die Hölle erst recht und dauerte oft länger, als vorher der Himmel. Da sahen viele ein, dass es doch nothwendig war, den Himmel in die Ewigkeit hinüber zu verlegen, hinter die Pforte des Todes, wo er dann gesichert und allen irdischen Zufälligkeiten entrückt war. Und doch blieb den Leuten auch dieser Himmel irdisch, das heißt ihren irdischen Wünschen entsprechend. Der Bauer dachte sich wohl eine unendliche Reihe fruchtbarer Kornjahre, ein beständiges Heuwetter. Der Knecht wollte immerwährend auf dem Heu liegen können und die Küchenmagd sollt' ihm Rauchfleisch und Knödeln alltäglich in die Scheune bringen. Der Wirt dachte sich vielleicht in der Ewigkeit seine Stuben ohne Polizeistunde, stets voll von Gästen, die immer lustig waren, nie rauchten und nie die Zecher schuldig bleiben. Der Invaliden-Franz, der bei Magenta sein Bein verloren hatte, war überzeugt, dass im Himmel durch die Allianz mit den himmlischen Heerschaaren Haus Osterreich die Welschen endlich doch so klein hauen würde, dass man sie „in Würsteln füllen könne.“ Kurz, die Leute stellen sich den Himmel als Fortsetzung ihres irdischen Lebens und als Erfüllung ihrer alltäglichen Wünsche vor.

Und im Grunde thun dasselbe mehr oder weniger alle, die sich einen Himmel vorstellen. Irdische Phantasie kann eben nur mit irdischen Backsteinen bauen. Selbst der Bauplatz fällt im gewöhnlichen Sinne aus. „Dort über den Sternen“, dort gibt es verfügbare Bauplätze genug und dort ist für die große Menge der Himmel auch errichtet worden. Da kamen die Naturforscher, die alles durchschnüpfeln und denen es nur um die sogenannte Wahrheit geht, obschon es gerade sie sichergestellt haben, daß das beschränkte menschliche Gehirn als zufällige und untergeordnete Materie nicht geeignet ist, die Wahrheit zu erkennen und zu tragen. Es kamen die Astronomen und maßen die Räume „über den Sternen“, wie der Geometer die Landstriche mißt, und sagten: „Fort mit dem Himmel! Hier ist noch weltlicher Bereich, hier ist kein Platz für den Himmel!“ — So wurde der Himmel immer weiter und weiter hinausgeschoben, bis er den Menschen endlich ganz aus dem Gesichtskreise verschwand. Da verstummte die übermüthige Frage: „Wie ist's im Himmel?“ sondern man fragte mit Bangen und Zagen: „Wo ist der Himmel?“ Man fragte die Priester, die Weltweisen, die Künstler und Poeten — nur den einen fragten sie nicht, den sie vor allem hätten fragen müssen. Gerade ihn nicht, der uns den Himmel gezeigt hat. Jesus, der Christ. Er hat nicht gegen das Firmament gezeigt, als er uns den Himmel wies. Er hat gesagt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ So viele, als es gottfrohe Menschenherzen gibt, so viele, als es Wünsche, Mittel und Wege gibt, die vom guten Willen geleitet zu Gott streben. So viele gibt es Wohnungen im Hause des himmlischen Vaters. Jesus, der Christ, hat uns die Ewigkeit des Himmels verheißen, aber uns mit dem Himmel nicht auf den Tod vertröstet, als ob zuerst das bittere Sterben kommen müsse, als ob vorher der Himmel nicht anfangen könnte. — Lieber Freund, die Sache liegt ganz anders und weitaus besser. Nach der Lehre des Herrn kann der Himmel schon vor dem Tode anfangen, ja er muß sogar vor dem Tode anfangen, wenn er nach demselben sein soll. Wenn der Himmel bei dir nicht schon angefangen hat, so fängt er an, sobald du willst. Heute schon, in diesem Augenblicke kann der Schleier fallen, der dir das Himmelreich verdeckt hat, das in dich, du glückseliges Gotteskind, gelegt worden ist. In deinem Herzen mußt du den Himmel suchen, in deiner Seele mußt du ihn haben. Genau in deiner selben Seele, in der die kleinen Freuden und Leiden des heutigen Tages wohnen, in der du den schänden Kummer und Ärger empfindest wegen deines Geschäftes und Erwerbes, in der du den Hang hast nach dem Beifall der Mitbürger, nach dem Ruhme in den Zeitungen, in derselben Seele, in der all die kindischen Bestrebungen und Eitelkeiten keimen, die dir heute den Vormittag ausfüllen und den Nachmittag, und in der Nacht den ruhigen Schlaf verderben. Siehe, und in derselben kleinen

Seele ist das große, ewige Himmelreich, ist der Anfang dieses Himmelreiches sobald du willst.

Wärest du soweit davon, daß du fragen könntest: Wieso ist das denkbar? Dieses elende Erdenleben soll schon das Himmelreich haben? Dieses jämmerlich verzagte, wohlhlüstige Herz soll das Himmelreich haben? Sei nicht kleinmüthig. Du hast schon oft das Wort gehört: Selig sind die Armen, die Friedfertigen, die Barmherzigen, die Geduldigen, die Demüthigen — und hast dir allerdings nichts dabei gedacht. Vielleicht nicht einmal das ist dir aufgefallen, daß es nicht heißt: Selig werden sie! — sondern das es heißt: Selig sind sie! — Jesus, der Christ hat stets in wenigen Worten so Großes gesagt, daß wir es für unsern täglichen Gebrauch gleichsam erst zerkleinern müssen und übersetzen in unsere Denkungsweise, um zu sehen, daß es nicht bloß große Worte sind, vielmehr Wahrheiten, die sich wunderbar auf unser menschliches Leben anwenden lassen.

Ja, das sei zugegeben, höre ich dich sagen, aber vor allem müsse man an Gott glauben.

Wieso glauben? Auf's Glauben halte ich nichts. Heutzutage wird viel zu viel vom Glauben geredet, und das erweckt den Zweifel. Glauben kann man nur an Dinge, die unsicher sind, die nicht bewiesen sind. Sagt jemand, daß er an die Sonne glaubt? Gott braucht man auch nicht zu glauben, denn wir wissen ihn. Schon mit unseren überaus unvollkommenen Sinnen nehmen wir ihn überall und allezeit wahr. Wenn wir erst ein größeres Herz hätten als der Regenwurm in der Scholle, wenn wir geistig große Wesen wären, dann würden wir die urgewaltige, allhöhere Gottheit, die uns umgibt, noch viel klarer sehen, als wir sie jetzt bloß ahnen können. Doch schon dieses Ahnen des Ewigen sagt uns mehr, als alles irdische Wissen uns sagen kann. — Wer predigt dir denn, an deine eigene Existenz zu glauben? Die Aufforderung, an das Sein Gottes zu glauben, ist noch viel ungereimter, als die Mahnung, an dein eigenes irdisches Leben zu glauben. Dieses ist nicht so selbstverständlich, du kannst es verneinen, weil du es vernichten kannst. Gott ist. Ich sage es mit derselben Ruhe, mit der man etwas Selbstverständliches sagt und meine, mich fast entschuldigen zu sollen, daß ich es sage.

Also sprechen wir nicht mehr: Glauben, sprechen wir: Vertrauen! Vertrauen zu dem, der alles ist und alles leitet. Vertrauen, daß wir sein sind, daß er uns nimmer läßt. Vertrauen, wenn es uns gut geht, Vertrauen, wenn es uns schlecht geht. Wir sind unsterblich, es handelt sich nicht um die wenigen Jahre, die wir unser Leben nennen, es handelt sich um das ewige Sein und Emporsteigen zur Vollkommenheit. Und da können wir nicht wissen die Mittel und Wege, die müssen wir dem überlassen, dessen Vorsehung alle Ewigkeiten überblickt. Manches,

was über uns kommt, was uns so weh thut, was wir für das größte Unglück halten, es wird nöthig sein zu unserer ewigen Glückseligkeit — ergeben wir uns im demüthigen Vertrauen.

Meinst du, daß solches Vertrauen zu einem Unbekannten der menschlichen Natur widerstrebt? Draußen im wilden Walde stand eine niederbrechende Hütte. Sie war gestützt mit zwei Holzspreizen, wovon die eine sich spaltete und die andere sich bog. In der Hütte lag auf Stroh und Lappen ein noch junges mageres Weib, das an der Lunge siechte. Am Herde hockte ein Mann, der vor Schmerz fiebernd, mit ungeschickter Hand Feuer machte, um in einer Pfanne Milch zu kochen, aber er konnte den Milchtopf, der an der andern Ecke stand, nicht erreichen, er hatte sich im Walde das Bein gebrochen, es war nicht eingerichtet und that wüthend weh. Drei Kinder von zwei bis fünf Jahren verlangten wimmernd nach Milch, das älteste sollte den Topf herüberreichen und schüttete den ganzen Inhalt auf den Boden. Der Mann that einen Verzweiflungsschrei. Das Weib beruhigte ihn, so weit ihr Athem reichte. Nun sei es dran, daß Gott einspringe, sagte sie. Sie selber hätten in Treue und Fleiß das Ihrige gethan, nun seien sie zu Ende und Gott sei am Anfang. Bis jetzt hätte sie noch Sorgen gehabt, weil sie gefürchtet, sie möchte es an etwas fehlen lassen, was ihre Pflicht sei. Nun hätten sie keine Pflicht mehr, weil sie ganz ohnmächtig wären, nun könnten sie ruhig warten auf die Hilfe Gottes. Deshalb fühle sie sich jetzt so sicher geborgen. Ein solches Reden machte auch dem Manne das Herz leichter. Wenn wirklich nun die Herrschaft Gottes angetreten sei in seiner Hütte, so werde es sich ja wenden. Daß die Kinder heute ohne Milch schlafen gehen müßten, an dem läge nichts, morgen würden Leute kommen mit Nahrung und ein Arzt mit Hilfe. Was ist geschehen? In der Nacht brach die Hütte ein und begrub das sieche Weib und die kleinen Kinder. Der Mann war am Morgen, als Holzhauer ihn zwischen den Trümmern fanden, noch so weit am Leben, um das Wort stammeln zu können: „In Gottes Namen, so ist es am besten!“ Dann war auch er erlöst.

Wenn wir's vom höheren Gesichtspunkte aus betrachten, hat Gott nicht das Beste gethan? Die Unschuld der Kinder, die Ergebung des Mannes, das Vertrauen des Weibes hat ihn gerührt. Er unternahm keine Flickarbeit an den armen Leuten, er machte einen ganz neuen Anfang.

Wer es mit Gott zu thun hat, der mißt mit anderem Maßstabe. Dem sind siebzig oder achtzig Jahre nichts, er kennt nur eine Ewigkeit, in der er mit seinem bißchen Erdenleben mitten drinnen steht. Sein Geist schreitet, manchmal vielleicht über einen Planeten stolpernd, durch die Unendlichkeit. Arm in Arm schreitet er mit Gott, der den Straucheln-

den nicht fallen läßt. In diesem unbedingten Vertrauen, bei dieser völligen Ruhe in der Kindschaft Gottes ist es gut Mensch sein. Das ist der Standpunkt, wo es leicht wird, gegen die Werte des Alltags gleichgiltig zu sein, oder wenigstens sich ihnen nicht gefangen zu geben; wo es leicht wird, die täglichen Plagen, ja selbst schwere Schicksalsschläge tapfer zu tragen, weil sie im Angesichte des Ewigen ja nur einen Augenblick währen; wo es leicht wird, die Menschen lieb zu haben, sich ihnen aufzuopfern, weil man weiß, welcher unendlichen Wert jeder Mensch als ewiges Gotteskind hat; wo es endlich leicht wird, demüthig sich dem Tode zu beugen als der niedrigen Pforte in ein besseres Sein.

Und wer in solchem Vertrauen frohgemuth dahin lebt, der hat in seinem Herzen das Himmelreich. Jenes Himmelreich von dem Jesus spricht, jenes Himmelreich, das schon auf Erden anfängt, durch den Tod nicht unterbrochen, nur gesteigert wird.

Vielleicht, denkst du nun, mein Freund, daß solcher Zustand ein Verzichtleisten auf die Freuden der Welt bedeute. Im Gegentheil, es vermehrt und reinigt die Freuden der Welt. Das naturgemäße Leben, vom göttlichen Lichte der Vernunft geleitet, wird den Körper gesund sein lassen, der gesunde Körper wird die Natur harmlos und dankbar genießen, den ebenmäßigen Freuden der Sinne wird keine Übersättigung folgen. Weil ein solcher Mensch friedfertig ist, wird er wenig Feinde haben; weil er hilfreich ist, wird auch er in der Noth nicht allein stehen; weil er gerecht ist, wird er kein Gericht fürchten; weil er demüthig ist, wird er erhoben werden, ohne je vor fremder Demüthigung zittern zu müssen. Habe und Ehre machen ihm wenig Sorgen, weil er nur geringen Wert darauflegt; die Zukunft seiner Kinder macht ihm wenig Kummer, weil sie gut erzogen sind, und ist eines unter ihnen mißrathen ohne seine Schuld, so vertraut er auf die Führung des Herrn. Die schlimmsten Übel, die manch' andern in die Verzweiflung jagen, finden in ihm keinen Angriffsapunkt, seine Seele ist voller Einfalt, Frieden und Frohheit, und diese lebensfrische Freudigkeit ist ihm ein Beweis, daß er nach dem Willen Gottes lebt.

So ähnlich sieht der Himmel aus, der von vielen so ängstlich gemieden wird. Das ist der Himmel der Friedfertigen. Nun gibt es auch Kampfnaturen, die, abgesehen von den Kämpfen um ihre persönliche Bervollkommnung, immer mit und um etwas zu ringen haben müssen. Die sollen in Gottesnamen kämpfen um ihre Freiheit, um ihr Vaterland, um ihr Volk, um das, was sie für Wahrheit halten, aber sie sollen reinen Herzens und mit treuen Waffen kämpfen und im Vertrauen auf den endlichen Sieg alles Guten — dann werden auch sie die unschuldige heilige Herzensfroheit haben, die das Reich Gottes ist.



Es ist nicht so, als ob in unserem gesellschaftlichen Leben gar so schwer dazuzukommen wäre, als ob es kaum möglich wäre, sich ein solches Himmelreich anzuleben. Von heute auf morgen ist es der Menschheit wohl nicht möglich, aber im Laufe der Zeiten, wenn die Lehrer und Führer nach dieser einen Richtung hinführen, ist es gewiss zu erreichen, schon um so leichter, weil unsere Sehnsucht nach beständigem Glück immer wach ist. Vorläufig muß der Einzelne sich an solches Denken gewöhnen — und manchem wird's gelingen. Man muß sich oft vorsagen, wie unsinnig unsere Jagd nach Geld und Ehre ist; wie unvergleichlich zufriedener, gesünder, schöner und vornehmer wir leben würden, wenn uns eine natürlichere Einfachheit der Lebensführung genügte, wenn uns nicht die Meinung fremder unverlässlicher Leute höher stünde als unser Gewissen, und wenn wir uns nicht in Haß und Rachsucht verzehrten. Dazu ein bißchen Wohlwollen für jedermann und unbedingte Treue in Liebe und Freundschaft, in Handel und Wandel — und das Himmelreich steht fest.

Natürlich nicht das vollkommene. Es gibt ja immerhin Menschen, die, von Natur ungünstig geartet, trotz edelster Lebensführung nicht zu jener kindlichen Herzensfreudigkeit kommen können. Und doch auch hier, welch ein Unterschied zwischen einem gutmüthigen und einem boshaften Hypochonder oder Pessimisten! Den Schwarzsehern wird es freilich schwer, jenes große, erlösende Vertrauen zu fassen, und doch kenne ich mehr als einen, die nach errungenem Gottvertrauen aus der Dürsterheit in den Sonnenschein gekommen sind, als ob das mit starkem Willen erlangte Vertrauen selbst das Temperament ändern könnte!

Jedem der Himmel, den er verdient. Das ist längst gesagt, und ich setze hinzu: Jedem ein Himmel, wie er ihn wünscht. So verschieden die menschlichen Anlagen, Wünsche und Erfüllungen in diesem kleinen Leben sind, so verschieden werden sie in Dingen der Ewigkeit sein. Der Bauer wird wirklich dort die beste Feldfrucht ernten, der Soldat die größten Siege erringen, der Sanftmüthige den süßesten Frieden finden, der Freund des Schönen die höchste Schönheit schauen und der Liebende die reinste seligste Liebe genießen. Jeder suche seine Fähigkeiten und Vorzüge nach aller Möglichkeit zu vervollkommen und seine Vollkommenheit wird sein Himmel sein.

In unserer Spanne Zeit wird diese Vollkommenheit, wie gesagt, nicht erreicht, aber durch unser treues Wollen und unausgesetztes Bestreben nach ihr kommen wir ihr näher, von Stufe zu Stufe, von Leben zu Leben.

Das Wo überlassen wir unbedenklich dem Herrn der Welten. Das Wie jedoch? — wie wird's im Himmel sein? — „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört, in keines Menschenherz ist es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Und doch können wir's ahnen

und doch sind wir auf sicherer Fährte nach dem Wissen, wie es im Himmel sein wird. — Wenn du, mein vertrauender Freund, einmal innerlich eine recht glückliche Stunde hast, sei es nach einer edlen Opferthat für Mitmenschen, sei es im Anschauen der Natur, sei es im Bewusstsein der Kindschaft Gottes, sei es, daß du siehst, es gelinge dir mehr und mehr, nach dem Willen Gottes zu leben — kurz, wenn du in dir eine Glückseligkeit empfindest, die mit irdischen Dingen und Interessen nichts zu thun hat, eine Glückseligkeit, die ganz selbstlos und vergeistigt ist, so brauchst du dir diese Glückseligkeit nur ins Unendliche gesteigert zu denken, und du hast eine Ahnung davon, wie es im Himmel sein wird.

## Auf's Kennfeld.

Ein Spaziergang in der Heimat.

**D**as war nicht mehr mein altes Dorfwirtshaus am Fuße des Berges. Seit ich vor fünfzehn Jahren in ihm den letzten Trunk gethan, war es vornehm geworden. Anstatt der alten gemütlichen Wirtin, die Glas und Brotkorb stets mit einem reschen „Geseigne Gott“ vorsetzte — bediente jetzt ein wortfarger Pächter. Anstatt des sauren Naturweines — gesüßter Kunstwein, anstatt der breiten Wandbänke um den großen wurmsichigen Eichentisch Strohesseln um runde mit rothen Tüchern bedeckte Tische, anstatt der alten Wandbilder — Reclameplacate. Besonders um jene Bilder that's mir leid, es waren rührend schlecht gemalte Heiligenbilder, es waren unbehilflich an die Mauer geklebte Zeitungsholzschnitte des Kaisers Josef, der Stadt Salzburg und einiger Carikaturen. Es war eine alte Landkarte der Gegend da und dergleichen mehr. Jetzt an den Wänden nichts, als illustrierte Anpreisungen von Siphons, Flaschenbier, Cognac, Chocolate, Thee, dann von Fahrrädern, Bartwuchspomaden, Champagner, kurz, von allen möglichen Genußmitteln, deren Anwendung die Landleute erst mühsam lernen mußten und glücklich auch gelernt haben, von allerlei Waren, die ein Bedürfnis nicht stillten, sondern erst erzeugten. Diese Placate, mit denen heutzutage jede Wandfläche behängt werden, sagen viel, sie sind die Todtenischeine mancher Stadtfamilie, mancher Bauernwirtschaft, die allzu bereitwillig angebissen hat. Wenn man so viele Arbeitswerkzeuge angepriesen finden würde, als Genußmittel! Aber nein — es wird mehr verzehrt als geschaffen, mehr verthan als verdient. Ist's ein Wunder, wenn's überall kracht! Die kleinen Häuser knistern, die großen krachen. Die Banken krachen, die Börsen krachen — die Revolver krachen. Bei der größeren Menschenmehrzahl trifft das zu — mehr verthan, als verdienen!

Dann natürlich müssen wir Anlehen bei der Zukunft machen, das heißt Schulden, die unsere Enkel bezahlen sollen; den Herren Enkeln aber will nicht jedermann Credit geben, erstens weil sie noch gar nicht vorhanden sind, zweitens weil es wahrscheinlich ist, daß sie Söhne ihrer prassenden und schuldenmachenden Väter sein werden. Daher fehlt der Credit, oder er versagt plötzlich; und doch sind viele Hunderte von Druckpressen mit nichts beschäftigt, als mit Herstellung von „Wertpapieren“, von Schuldscheinen, die unsere Nachkommen einlösen sollen, ohne daß sie ihre Unterschrift gegeben haben. Da habt ihr's, warum es so oft tracht.

Aber es imponiert nicht, was ich da sage, und die Leute beklagen sich, daß ich mit der allerwichtigsten Minne von der Welt Dinge behaupte, die kein Mensch bestreitet, weil sie ganz selbstverständlich sind. Der Vorwurf, Selbstverständliches zu sagen, ertrage ich allerdings leichter, als etwa den, Unwahres zu behaupten. Das Wichtige ist immer das Selbstverständliche. — Du mußt es dreimal sagen, nein, du mußt es immer wieder sagen. Es kann gar nicht oft genug gesagt werden, daß wir mehr brauchen als leisten, mehr nehmen als geben und daß wir manche Schulden machen, nicht mit der Absicht sie zu bezahlen, sondern in der gedankenlosen Annahme, daß diese Schulden irgend einmal nach unserem Tode von irgend jemandem bezahlt oder auch nicht bezahlt werden sollen.

Im Dorfwirtshause am Fuße des Rennfeldes war es, wo mir wieder einmal diese schweren Gedanken kamen. Ich stiege mit leichten schon keuchend genug den Berg hinan, und erst mit schweren! Aber der grüne Wald und die frische Morgenluft machten mir's Herz wieder leicht. Geldsorgen gehören nicht in die Natur, so lange du natürlich lebst, d. h. nicht mehr genießen willst, als was du zu erwerben vermagst. Wohl, auch ich genieße auf meinen Bergwanderungen mehr, als ich je verdiene, aber das ist kein Wegschnappen und kein Verzehren. Die göttliche Bergwelt ist für Alle da und ihre Schönheit wird nie erschöpft, so viel ich ihrer auch in meine wonnige Seele sauge.

Die Hochstimmung auf dem Bergwege ist mannigfach. Im schattigen Hang, unter alten dunkelnden Bäumen, zwischen dessen Gestämme der sonnige Äther einer Hochebene blüht, in der großen stillen Einsamkeit steht ein Marienbild mit der Inschrift:

„Wenn wir einst von dieser Erden  
Vor Gericht gerufen werden,  
O Maria, wir dich rufen an!  
Führ' dem Richter zu Gemüte,  
Was am Kreuze seine Güte  
Für uns Sünder hat gethan.“

Ist das nicht die Stimme aus einer anderen Welt? Aus einer vergangenen Zeit, in der man noch der Meinung gewesen zu sein schien,

dass der Mensch seine Schuld nicht auf irdische Nachkommen überwälzen könne, sondern dass sie ihm persönlich folgt in das Jenseits! — Zwischen den Stämmen sah ich sie stehen dort auf der Hochebene in sonniger Silberluft, die Wallfahrtskirche Maria Rehkogel. Die schönste Kirche der Mürzthalergegend. Das verstehen sie, die Jesuiten, das Kirchenbauen, die Gotteshäuser mit Pracht und Kunst zu schmücken und solcher Art auch Weltkinder an ihre Cultusstätten zu locken. Über dem Hochaltare kniet ein Reh vor dem Marienbilde. Was bedeutet das? Die Legende vom Reh, das von Jägern und Hunden gehegt bei einem Marienbild in der Wildnis Zuflucht sucht, ist eine rührende Apothese an die heilige Jungfrau, von des Waldes geheimnisvollem Harfenspiel begleitet. Ganz in der Nähe der Kirche steht nämlich ein Fichtenbaum, aus dessen curvenartig gebogenem Hauptstamme der Reihe nach eine Anzahl junger Bäume himmelwärts wächst, das Ganze in der Form einer Riefenharfe. Dieser grünende Wunderbaum, von dem vor einiger Zeit die „Gartenlaube“ ein Bild gebracht, ihn zu den berühmten Bäumen deutscher Erde zählend, wird von der Bevölkerung verehrt und die Frommen wollen bisweilen das Harfenspiel klingen hören. Auch ich habe gehorcht, aber nichts gehört als das Geschmetter eines Finkenpaares, das in der Fichtenharfe saß und in seiner Art Gott das Loblied sang.

Auch das bleibt zurück auf der Wander. Vor mir ragt hoch über Waldhängen eine Bergkuppe auf — genannt das Kennfeld. Das ist dieses Tages Ziel. Unterwegs: aus einem alten Bauernhause haben sie dort ein neues Jägerhaus gemacht, aus einer Statt der Arbeit eine Statt des Vergnügens. Diese Veränderung wiederholt sich bekanntlich tausendfach im Lande — da wird es dann freilich krachen, aber nicht bloß aus des Jägers Stutzen. Wenn etwas den Schuss Pulver nicht wert ist, so ist es der Jagdsport, dem so unzählige Existenzen zum Opfer fallen, bis endlich — auch die Jagdherren purzeln werden.

Vor dem Jagdhouse am Main saß ein junger Mensch und zeichnete die Kirche Maria Rehkogel, die mit ihrem spizen Thurm und mit ihrem Hintergrund, der Hochschwabengruppe so malerisch dalag. Es war ein Reisender, der aus Italien kam, vom Maler Dieffenbach, dessen Schüler er gewesen. Er trägt ein am Halse weit ausgeschnittenes Kleid, einen schütterten Bart und lange dichte Locken. Ohne Hut und Haube wandert er durch die Welt. Wir kamen miteinander in ein Gespräch, und wohl bald den Widerhall seiner Darlegung an mir merkend, erzählte er von einer großen Unruhe, die einst in ihm gewesen war, die ihn bei seinem Buchbindergewerbe nicht bleiben ließ. Es war ihm, als sei er der Menschheit mehr schuldig, als Bücher einzubinden. Er fühlte, dass er etwas zu sein und zu geben habe. Zuerst suchte er Rath bei den Büchern, wie er das anzufangen hätte. Doch je mehr er las, je wirrer wurde

sein Kopf, je schwerer sein Herz. Er bekam immer nur in sich hinein, anstatt daß er etwas aus sich heraus brachte. Und es war doch in seiner Seele so voll. Er hatte wenig zu nehmen, er hatte zu geben — und solchen Leuten nützen Bücher nicht immer. Oder es hätte ihm Eines sagen können, was die Wahrheit ist, was Gott ist, was der Mensch ist. Das waren Fragen, die den Burschen bisweilen der Verzweiflung nahe brachten. Eines Tages packte er sich zusammen und reiste zu Ludwig Büchner, dessen Rath erbittend. Der alte Freigeist wußte dem jungen Menschen nichts anderes zu sagen, als er solle fleißig lernen, je mehr desto besser, die Wissenschaft allein, vor allem die Naturwissenschaft werde alle seine Zweifel lösen. Das machte den armen Jungen noch verworrener, das Lernen aus Büchern weckte in ihm immer noch mehr Fragen auf, anstatt auch nur eine im Grunde zu beantworten. Es dünkte ihm, solche Herren nähmen die Erscheinung für die Sache und glaubten, alle Dinge seien in der That ganz genau so, wie sie sich den menschlichen Sinnen zeigten und sie glaubten, mit dem, wie der menschliche Verstand sie erfaßte, seien sie erschöpft oder könnten erschöpft werden. Unser Buchbinder fand in den Wissenschaften also nur Fragen, keine Antworten. Was that er? Er reiste nach Rußland, um Tolstoi aufzusuchen, den einzigen Christen unserer Zeit. Tolstoi sagte ihm: Junger Freund! Die Bücher laß bei Seite, die mußt du meiden; Bücher taugen nur für den Neugierigen, nicht für den Suchenden. Mache die Augen auf, beobachte die Natur, gib dich in Sanftmuth der Menschheit, in Demuth der Gottheit hin. Sei froh des Geheimnisses, es enthält in sich alles für dich, was du sonst nirgends findest — das ewige Leben, das ewige Glück. Nimm nicht das Messer, um das Geheimnis secieren zu wollen, sei dankbar, daß es ist. Im übrigen ergreife den Lebensberuf, der dir zusagt. Die Arbeit, die du am besten leisten kannst, wird dich befriedigen. — Der junge Mann gab die Buchbinderei auf und wurde Maler. In seinen Landschaften und Gestalten hob er das aus sich hervor, was ihn so beunruhigt, so gedrückt hatte, die Kunst löste und hob das, was er zu geben hatte, was sein Ich war. So weit es der Stift und Pinsel nicht ganz zu heben vermochte, half die Feder nach — er malte und schriftstellerte und war nun zufrieden. — Während solcher Darlegungen hatte der Stift gute Fortschritte gemacht und die Kirche mit dem spiken Thurm und dem Hochgebirge im Hintergrunde lag auf dem Blatte wunderlieblich da. Es war Seele in dem Bilde, das Auge, die Hand und das Herz einer Persönlichkeit, die sich aus den Wirrnissen zur Klarheit, aus dem Kampf zur Ruhe emporgearbeitet hatte. Nach einer halben Stunde, die für mich merkwürdig geworden war, sagten zwei Menschen, die das erste- und wohl auch das letzte- mal zusammenkamen, sich lebewohl, der Maler stieg zu

Thal, ich bergwärts. Ob auch er von mir ein Wort mitnahm, wie ich von ihm?

Weiter oben hing am Baumstamm ein Stück Papier: „Wir sind voraus. Gussl, Karl.“ Also doch! Ein halb verabredetes Zusammenreffen mit den Freunden sollte also gelingen auf dem Berge. Munter nun hinan den rücksichtslosen Bergsteig. Den Hirschen und Rehen zu lieb müssen die Menschen ihre Beine und Lungen arg strapazieren. Der Jäger war es wohl, der einen freundlicheren Schlangenweg am Waldhang nicht gestattete, so daß die Markierung schnurgerade die steinige Wasserrinne empor gieng? Wem noch genug Athem übrig bleibt, der mag fluchen über den Jagdsport, dem in diesen Bergen jetzt alles geopfert wird. Mir fehlte dazu der Athem und der Zorn blieb in der Brust. Nach einer Weile stand ich auf der Höhe des Krensfeldes. Wehe, wen hier schlechtes Wetter überrascht, es mangelt jegliches Obdach. Ich vermute, wem und warum es nicht genehm ist, wenn harmlose Leute auf den Berg steigen, um jauchzend Gottes Schöpfung anzuschauen. Es wird also nicht viel nützen, wenn ich den Touristensectionen des März- und des Murthales zurufe: Bauet doch eine Schutzhütte auf dem Krensfeld und rufet es weit in die Welt hinaus, was dieser Berg bietet. Es ist der bestgelegene Aussichtspunkt weitem, von vier Eisenbahnstationen aus in drei Stunden zu erreichen. — Meine Berggenossen wandelten auf der grünen Hochmatte und lebten der Freude! In Tirol und der Schweiz waren sie auf Viertausendern gestanden, und doch konnten sie sich hier auf dem 1630 Meter hohen Berg vor Überraschung kaum fassen. Ich beschreibe nichts. Für mich persönlich war es ein seltsamer Spass, daß man hier von einem Punkt aus in die Stadt Graz und in das Gesäuse bei Gislau niedersieht. Solche Punkte wird es nicht viele geben. Während unseres Aufenthaltes auf der Spitze giengen im weiten Umkreis vier Gewitter nieder. Eins über dem Wechsel, eins über der Raz, eins über dem Hochschwab und eins über der Koralpe. Die übrige Welt lag im hellen Sonnenschein, besonders die großen Thäler zu unseren Füßen mit ihren Ortschaften bestrahlend. Wenn die Brucker wissen wollen, welch entzückende Lage ihr Städtchen hat, so mögen sie einmal von diesem Berge darauf hinabblicken. Ja, die Steirer überhaupt werden wenige Berge haben, von denen sie ihr Heimatland so bequem und so schön sehen können, als vom Krensfelde aus. Die Aussichtsfreude ist ja freilich auch ein Sport geworden, aber einer der nicht Bauern abstiftet und nicht aus Lust an Mord Thiere tödtet.

Warum ich heute wieder so giftig auf die Herren Jäger bin? Die von der Krensfeldergegend haben mir ja weiter nichts gethan; aber wenn ich so durch unser Oberland wandere und überall sehen muß die Spuren des für Volkswirtschaft und Bergfreude so verhängnisvollen

Jagdportes, dann kocht's -- hier besonders auch noch bewegt im Angesichte des Bildnisses, wie das arme gehegte Reh Hilfe sucht bei Marien . . .

In dunkler Vorzeit hat man auf dem Rennfelde auch noch einen anderen Sport getrieben. Zwei ehrenstramme Ritter, der Bärneder aus dem Murthal und der Stubenberger aus dem Mürzthal, hatten sich im Thale angerempelt und sie stiegen. Mag sich wohl um ein Burgfräulein gehandelt haben, kurz, sie stiegen, oder vielmehr sie ritten auf den hohen Berg, der zwischen ihnen stand. Dort auf blumigem Felde thaten sie mit langen Spießen an einander rennen -- wovon der Name Rennfeld stammt. Gesiegt hat natürlich der Mürzthaler. Das verbuche ich deshalb mit besonderer Genugthuung, weil die Herren von Stubenberg die Schutzherren meiner Ahnen waren. Das klingt doch viel hübscher, als wenn ich sagte, wir sind ihre Vasallen gewesen.

Bei dem großen Rennen zu Paris um 1792 und zu Wien 1848 haben wir, die Vasallen gesiegt. Wenn's aber so fortgeht, dann kommen wir wieder unter sich. R.

## Der weiße Hansi.

Eine naturgeschichtliche Studie aus dem Leben von Peter Rosegger.

Das war keine schlechte Aufregung unter den Sommergästen. Vom Wirtstische, wo sie just beim Mittagmahl geseßen, liefen sie weg und in den Hof hinaus, wo der Mord geschehen war. Unter dem Häckselstock lag die Leiche auf dem Bauche, legte das lang beehrte Haupt und alle vier Füße von sich. Der Mörder saß oben in der dunklen Wanddecke, schnurrte und seine grünen Augen gloyten herab auf die Leute, die ihm nachtrachteten.

Das Herzbewegendste aber war noch die arme Waise, das junge weiße Kaninchen, das unweit der todten Mutter hockte, seine Ohren gegen Himmel spitzte und aufgeregert schnupperte.

Mein kleines Mädchel, das auch herbeigeeilt war, erbot sich sofort, Mutterstelle zu vertreten an dem Häselein. Aber es hieß, da müsse erst die Frau Wirtin gefragt werden, deren Eigenthum das Thier war und in deren Bereich und Gerichtsbarkeit sich das Ereignis vollzogen hatte. Da trat eine frische Wienerin hervor, fieng ohne Umstände das weiße Kaninchen ab und schenkte es meiner kleinen Martha.

Das also ist die Geschichte, wie der weiße Hansi in unser Haus kam. Bei uns gibt es auch noch einen anderen Hansi, der nicht weiße Haare und nicht rothe Augen, nicht lange Ohren und nicht vier Füße hat, sondern der ein schlanker, munterer Universitätsstudent ist. Zur

Unterscheidung von diesem nannte die kleine Martha ihr Häselein den weißen Hansi.

Der Glücksfall für das arme Thierchen war kaum geringer als der jenes Judenknaben, welcher ertränkt werden sollte, von der Prinzessin des Pharao aber aus dem Nil gefischt und dann wie ein Prinz erzogen wurde. Das Mädel nahm den weißen Hansi ins Schürzlein, trug ihn nach Hause und legte ihn auf das großblumige Sofa, wo das Thier sofort Enttäuschungen erlebte. Fürs erste waren die Blätter und Blumen des Sofas nicht genießbar, fürs zweite durfte es in dieser Herrlichkeit seiner Natur nicht freien Lauf lassen. Immer war das lästige Menschenmädel hinterher: Du garstiger Hansi! Wirst hinabgehen! Gehst! Nein, da darfst du nicht mehr auf dem schönen Sofa liegen!"

Da sagte der Hansi: „Ich pfeif' auf dein Sofa. Mir ist's viel lieber auf dem Stroh im Stall, wo ich Ruh' hab', wo mich nicht alle fünf Minuten jemand an den Ohren nimmt, an seine Larve drückt und mit mir umschmiert. Ich mag das nicht. Und dein verzuckertes Zeug kannst auch selber naschen, ich find' schon selber, was ich mag, wenn ich nur erst wieder in meiner Freiheit bin.“

So sprach der weiße Hansi, aber das Mädel verstand ihn nicht, glaubte, es sei ein leises Liebeswinkeln, und kosete und herzte ihn umsomehr.

Allmählich jedoch, als er im Garten umherlaufen durfte, als man ihm Kohlblätter vorlegte, dieselben ihm sogar unter zärtlichem Zureden an das Schnäuzchen hielt, bis er anbiß, als man Katzen, Hunde und andere drohende Ungeheuer von ihm abhielt und ihn allabendlich in das sichere Nest einer Holzkiste that, schien es der Hansi doch einzusehen, daß er bei guten Leuten war, und seine Unhänglichkeit wurde bald so groß, daß kein Mensch im Hause einen Tritt thun konnte ohne Gefahr, dem Hasen auf die Pfoten zu treten.

Und im Spätherbst, als das große Packen und Reinmachen begann und das Übersiedeln in die Stadt, gab es Conflict. Das Haupt der Familie gab die Parole aus, daß der weiße Hansi nicht mitgenommen werde, weil es ihm für die „Gesellschaft“ doch entschieden zu sehr an Bildung fehle; so reizend die ländlichen Manieren auf dem Lande wären, so anstößig wären sie in der Stadt. Gegen dieses Vorurtheil lehnte sich das kleine Mädel auf. Dürfe der weiße Hansi nicht mit in die Stadt, so bleibe auch sie auf dem Lande. Vom Hansi wolle sie sich nie wieder trennen. Und die entsprechenden Thränen dazu, während der Hansi auf den Hinterbeinen hockend sich aufrichtete, die Vorderpranken demüthig gebogen hielt und die Ohren himmelwärts rechte, gleichsam zum Schwure, daß auch er der Gönnerin treu bleiben wolle. Da hat das Haupt der Familie capituliert.



In einem verdeckten Körbchen, dessen Henkel die kleine Martha nicht vom Arme ließ, machte der Hansi nun die Reise mit in die Stadt. Das Mädchel hatte auf der ganzen Reise Angst vor dem Zollmann am Stadtbahnhofe; wenn der den Hansi nach Wert und Wichtigkeit besteuern würde, dann möchten die fünf Dukaten, die sie in ihrer Sparbüchse hat, nicht reichen. Sie war daher nicht wenig verwundert, als auf die Angabe, daß im Korbe ein lebendiges Kaninchen sei, der Zöllner mit der Hand eine wegwerfende Bewegung machte: „Passiert!“ Die Freude war gemischt mit Unmuth über die Geringschätzung: „Der gute, dumme Zollmann!“

In der Stadtwohnung angelangt, durfte der neue Hausgenosse durch alle Zimmer laufen, um sich sein Winkelchen zu wählen. Den runden Hintertheil stets in die Höhe schupfend, hüpfte er von Stube zu Stube, beguckte und beschnupperte alles und schneuste manchmal den Kopf mit den Rothhänglein und der Schafsnase hin und her.

„Nicht wahr, Hansi, bei uns ist's schön?“ rief das Mädchel. Aber dem Hasen schien weder der glatte Fußboden zu imponieren, noch der niederwallende Fenstervorhang, noch das Clavier, noch der Büchertasten mit den schönen Schnitzereien, noch der Spiegel mit dem Goldrahmen. Noch das meiste Interesse zeigte er für das Puppenwägelchen, sofort hüpfte er hinein und hockte sich neben die Puppe hin, die aber ruhig weiter schlief, bis das Mädchel sie aufrichtete zum Eigen und ihr zeigte, wer da sei. Jetzt schlug die Puppe die großen, schwarzen Augen auf und schaute in die leere Luft hinaus. Entzückt schien sie also nicht zu sein über den neuen Rivalen. Der Hase im Korb wäre auch richtig der Hahn im Korb gewesen, wenn er nicht sofort eine Dummheit gemacht hätte. Anfangs beschnupperte er das Rosakleidchen der Puppe und zerrte es aus der Ordnung, plötzlich biss er in den Schenkel, daß die Sägespäne herausrammen.

„Du!“ schrie das Mädchel und versetzte ihm einen Klaps, daß er erschrocken aus dem Korbe sprang. Damit war das herzliche Verhältnis gestört, aber nicht auf lange. Als der Hansi in der Zimmerecke an einer Papierschachtel zu knuspern begann, lachte sie schon wieder über ihn, fieng ihn ab und kraute seine Stirn. Das hatte er besonders gern da hockte er ganz ruhig auf ihrem Schoß, rührte kein Ohr und schloß die Augen.

Endlich wählte er sich in der Wohnung sein Quartier. Das Mädchel war betroffen, daß er nicht unter seinem Bettchen nächtigen wollte, nahe dem Ofen. Draußen im Vorhause, hinter der Kohlentiste hatte er sich bequem gemacht. Und tagsüber, wenn er just nicht umworben war, denn alles huldigte dem Hansi, alles überhäufte ihn mit Kosenamen, streichelte ihn im Vorbeigehen, hockte er im dämmerigen

Gelass vor der Küche und schaute ruhig vor sich hin. Stundenlang. Ich hätte dem Thiere eine solche Beschaulichkeit nicht zugetraut. Es schlief nicht, es duselte nicht stumpfsinnig, es saß mit zurückgelegten Ohren da und schaute klug in die Kammerdecke hinein. Er dachte sicher an etwas — vielleicht an seine Kindesheimat im Ochsenstall beim Dorfwirt. Vielleicht auch an die Zukunft, an die Gründung einer Familie, die in seiner babylonischen Gefangenschaft leider völlig ausgeschlossen schien. Dem Mädel ist es kaum jemals eingefallen, welch Unglück es für so ein Thierchen ist, der Liebling des Menschen zu sein. Der Mensch lohnt mit ewiger Gefangenschaft. Die beiden Kanarienvögel im Käfig wußten auch ein Lied davon zu singen. Wenn dem Menschen ums Rosen zu thun ist, da erdrückt er das Thier beinahe und meint, demselben müsse auch so menschlich zum Lieben sein. Und wenn er je nach Laune das arme Wesen vernachlässigt, vergißt, es bei Kälte und Hunger in der stummen Verlassenheit schmachten läßt, da wiederum entschuldigt er sich damit: Es ist doch nur ein Thier und ein Thier fühlt's nicht so.

Gewöhnlich, wenn jemand durch den Borraum gieng, kam der weiße Hansi hervor, schloß sich ihm an, hüpfte ihm an den Fersen nach und trachtete durch irgend eine Thür mit hineinzuschlüpfen. Sei es, daß er bisweilen gern neue Gegenden sah oder daß er wieder einmal auf einem Teppich oder Sofa ruhen wollte. Da bekam er denn mit der Schuhspitze manchen Rippenstoß oder manchen Fußtritt auf die Pfote, der ihm nicht vermeint gewesen; er mußte nicht, sondern dachte wohl, er sei selber schuld, wenn er sich so unter die menschlichen Füße begeben, die keine Augen haben. Gingegen empfand er absichtliche Neckerei sofort als eine Kränkung, stampfte mit der Pfote oder biß um sich. Als der andere Hansi, der mit den langen Beinen und kurzen Ohren, von seiner Universität nach Hause kam, gab's fortwährend Reibungen. Dieser wollte nämlich an dem Thiere mancherlei physikalische und psychologische Studien machen, zum Beispiel Versuche anstellen, wie weit bei Kaninchen die Intelligenz reiche, ob sie entwicklungsfähig wäre oder wo und wodurch bei ihm das Schmerzgefühl anhebe. Das ließ sich nun der weiße Hansi durchaus nicht gefallen und durch scharfe Bisse gab er dem Forscher zu verstehen, daß er nicht gesonnen sei, ihm ein Versuchskaninchen abzugeben!

Durch Semmelkrümchen und Nusskerne wollte der Student nachträglich wieder alles schlichten, allein der Hase gieng nicht darauf ein, er schnappte nicht nach dem Nusskern, sondern nach dem Finger. Der Student war dann auf alle Wege bestrebt, sich bei ihm einzubiedern, er gab seine Versuche gänzlich auf, er bestrebte sich, genau wie alle andern unter Rosenamen ihn zu streicheln, that's aber weißlich nicht ohne

Handschuh. Der weiße Hansi ließ sich stets ein Weilchen ruhig streicheln, lauerte aber auf Momente, da der heuchlerische Gegner sich eine Blöße gab, und wenn zwischen Handschuh und Armel die Haut offen lag, schnappte er hinein. Das unversöhnliche Gemüth fiel uns umso mehr auf, als der Hase von allen anderen sich die dreistesten Neckereien gefallen ließ. Ich möchte sehen, was ein anderer dazu sagte, wenn man ihn so bei den Ohren nähme und in die Luft höbe, wie wir es dem Hansi gerne machten. Und er verhielt sich dabei ganz ruhig. Das hatte er schon weg: je mehr man dabei zappelt, je schärfer spannt's an. Solche Thatsachen muß man rasch benützen, um Moral zu verkünden: Nimmst dich das Schicksal bei den Ohren, so halte ruhig still!

Wir waren verwundert, immer und überall zu merken, daß das Kaninchen stets genau wußte, was es wollte oder nicht wollte; die Personen unterschied es scharf, die waren ihm unsympathisch, die andern sympathisch, und daran konnte keine Behandlung, kein Bestechungsversuch etwas ändern. Das Wesen hatte Charakter!

So wie der weiße an dem schwarzen Hansi seinen unversöhnlichen Feind sah, so hatte er insgeheim eine ganz besondere Zuneigung zur Netti. Das war ein zartes Verhältnis. Schon am Morgen, wenn die immer fleißige Netti die Kleider klopfte oder die Schuhe putzte, stand der weiße Hansi daneben, machte Männchen und schnupperte. Nicht als ob ihm bloß darum zu thun gewesen wäre, ein wenig Stiefelwachs zu naschen, er wußte auch, daß die Netti ihm nachher das Schälchen Milch brachte, daß sie es war, die ihm sein Strohbettchen stets in gutem Zustande hielt, die ihn an frostigen Tagen mit in die Küche nahm und die immerfort besorgt war, daß von all den hastigen Leuten des Hauses keiner auf das kleine Wesen trete und es zerquetsche. Solches Wohlwollen schätzte er und deshalb zeichnete er die Netti mit ganz besonderer Anhänglichkeit aus. Selten war sie im Vorhause, in den Zimmern zu sehen, ohne daß der weiße Hansi hinter ihr herhüpfte und wieder seinerseits Wache hielt, daß ihr nichts geschehe. Der Hausmann einmal, als er mit seiner Scheiterkräuze in die Küche gekommen war und eine verdächtige Bewegung nach Netti gemacht hatte, der hat's erfahren müssen! Wie ein Delfin aus dem Meere plötzlich in die Luft empor-schießt, so schnellte der weiße Hansi vom Boden auf und schnappte nach der vorwizigen Hand. Nein, in diesen Dingen vergab er sich nichts.

Andererseits verschmähte auch der weiße Hansi keine Kläschereien. Er nagte an dem Schuhwerk, an den alten Papiermacheteln, an dem zerfahrenen Spielzeug des Mädels. Dieses ließ gewähren, klatschte nun sogar jubelnd in die Hände, wenn von den betagten Puppen ganze Arme und Beine weggenagt wurden oder meine schönen Bücherdeckeln zu-

schanden genagt, und entschuldigte den Hasen immer damit, daß er ein Nagethier sei. Das stand in ihrer kleinen Naturgeschichte schwarz auf weiß. Ein Paar braunleberne Schuhe, die in der Vorkammer gestanden, waren mit der Zeit gänzlich aufgeessen worden bis auf ein Stückchen Sohle, das schließlich sich nicht als Leder, sondern als ein Holzbrettchen erwies. Das wurde dem Schuster zurückgegeben mit dem Bemerkten, daß Holzschuhe wohl noch bei Naturvölkern vorkommen, bei civilisierten Nationen aber gänzlich aus der Mode gekommen seien. Worauf der Schuster sagen ließ: Sein Werk trotz dem Zahn der Zeit und der Kaninchen. Daß der weiße Hansi übrigens das Allerungenießbarste fraß, bewies seine Vorliebe für meinen Papierkorb. Sturm und Drang, glühender Gymnasten classische Dramen, wie Jung-Deutscher Bardengefänge mit Raubmord, Meuchelmord, Lustmord und Selbstmord fraß er und blieb gesund.

Eines Tages hatte der Studiosus — wohl infolge seiner Forschungen — die Behauptung aufgestellt, der weiße Hansi sei eben ein Optimist, der alles im rosigem Lichte sehe, gleichzeitig aber auch ein Philosoph, der alles nach zwei Seiten betrachte. Beweis des ersten, weil der Hase rosenrothe Augen hätte. Beweis des zweiten, weil diese Augen nicht vorn im Kopf, sondern rechts und links seitlings stünden, wodurch es natürlich komme, daß jedes der Augen gleichzeitig ein anderes Bild sehe. Im Ernste wurde von den Bewohnern des Hauses einen ganzen Tag lang diese Ansichtssache besprochen, während der Schelm aus der Universität sich heimlich freute, über seinen Todfeind eine falsche Meinung verbreitet zu haben.

Dann erlebte der weiße Hansi einen unvorhergesehenen Glücksfall, wenigstens in unseren Augen. Es kam das Frühjahr und wir nahmen ihn wieder mit in seine grüne Alpenheimat. Wir dachten, er würde vor Freude springen und hüpfen auf dem freien Hasen im hellen Himmelslichte; im Gegentheil, er hielt sich zitternd an den Kleidersäumen der Leute, er wagte sich lange nicht ins Freie. Vielleicht that seinen rothen Augen die Sonne weh. Endlich that er's doch und fieng vor dem Hause an den Gräsern an zu naschen. Sehr ungeschickt, er erwischte immer die speren, spröden Halme, biß sie ab, ließ sie wieder fallen, allmählich erst zur Einsicht kommend, welches Kraut das beste ist. Das ließ er sich dann aber auch schmecken.

Doch der Anfechtungen unter freiem Himmel gab es nicht wenige. Da galt es nicht bloß, sich gegen Wind, Regen und Steinwürfe der Nachbarsrangen zu schützen. Wie ein Bliß aus heiterem Himmel schoss eines Tages eine Schwalbe nieder, kerzengerade auf den weißen Hansi. Dieser schob sich so blichschnell über vor Schreck, daß der Vogel auch seinerseits erschrak und den beabsichtigten Angriff nicht vollführte. Von

dieser Stunde an wagte der Hase sich lange Zeit nicht auf den freien Rasen hinaus, sondern blieb stets in der Nähe einer Bank, unter die er sich drohendenfalls flüchten konnte.

Weil sich alles befehdet, was da krecht und fleucht auf Erden, so kam für den weißen Hansi ein Tag der höchsten Gefahr und Aufregung, aber dieser Tag dauerte nur eine Stunde. Die kleine Martha hatte auf der Straße einen herrenlosen jungen Hund gefunden. An dem war der Kopf so groß wie der ganze übrige Körper und die Schnauze wieder so groß als der ganze Kopf. Im ganzen war er sehr klein, schwarz und weiß gefleckt. Das Mädel trug ihn kosend auf dem Arm und fand, daß es auf der ganzen Welt nichts so Herziges mehr geben könne, als dieses „Hunderl“. Der Hase gewahrte es sofort und begann unruhig zu werden. Ein neuer Liebling? Wir möchten nun gerne wissen, welchen Standpunkt die beiden Rivalen zu einander einnehmen würden und ließen den kleinen Hund auf den Rasen hinab, drei Meter weit vom weißen Hansi. Dieser war so entsetzt, daß er erstarrte, der Hund schmiegte sich zitternd und wimmernd ins Gras — so starrten sie einander an, der eine in dem andern wohl das Schrecklichste Ungeheuer erblickend. Der Hase war ein Riese gegenüber dem nichtigen Hündchen, einen Augenblick stellte er sich stramm auf die Vorderfüße zu einer drohenden Haltung. Der Hundeknirps lauerte hin und begann sachte zu kriechen — nach vorwärts. Das gab dem Hasen einen Ruck, hoch auf von der Erde schnellte er mehrmals und hüpfte dann in großen Sätzen davon. Der größte Hase läuft vor dem kleinsten Hunde. Dem weißen Hansi wäre es ein Leichtes gewesen, mit einem Pfotenhieb das wohl kaum drei Tage alte Thierchen niederzuschlagen und damit die Herrschaft vielleicht für alle Zeit sich zu erobern — aber ein Hase thut das nicht. Und der Hund ist des Hasen Feind aus keinem anderen Grund, als weil er ein Hund und jener ein Hase ist.

Es wären die Kämpfe der Zukunft nicht abzusehen gewesen. Da kam eine Magd: Ihre Frau hätte einen jungen Hund verloren, einen scheckigen, so klein, daß er noch kaum laufen möge, weshalb er nicht weit sein könne. Ob man ihn nicht etwa gesehen hätte? Die Martha war nicht erbaut über die Reclamation, mit dem Finger zeigte sie ins Gras dort krabbelte er. Die Magd rief Freuden- und Dankesworte aus, faßte den Hund in die Schürze und trug ihn davon.

Das drohende Unheil war vorüber und für den weißen Hansi kamen wieder sonnige und friedliche Tage, die zur Zeit, als diese Hasenchronik verfaßt wird, noch andauern. Sollte sich fürder noch etwas Großes mit ihm ereignen, so wird's nicht geheim bleiben; sollte aber eine böse Rake oder ein sportlustiger Jagdhund das Ende sein, oder gar ein kaninchenfleischlustiger Zigeuner — dann schweigt die Geschichte.

## Der rotze Kidl.

(Eins aus dem obersteirischen Volksleben von Hans Fraungruber.\*)

Die Fallbichlerin, däs war a G'spoafige! Mit eppa, dafs s' ihr foa hoamlichs Bratl ohbraten oder foa Schalerl Kaffee vergunnt hätt, derweil der Mann nit dahoam gwen is; ah nit, dafs s' eppa ihren Alten aktrat verrathen hätt, was die Ringerl und Ketterl, die Mascherl und Falberl kosten, dö s' allweil ins Haus bracht hat, a na, so g'spoafig war s' nit, die Fallbichlerin, aber — die bäurische Weis hat ihr nit taugt.

Die Spenser und Joppen, die Kidln und Fürta<sup>1)</sup>, wie s' die Duchsäurin oder die Gallenloiplin angelegt haben, dieselbigen waren der hoakligen Fallbichlerin alls z'leicht<sup>2)</sup>, was extrigs hat's sein müassen. Halt ja, wohin mit'n Geld, wann d' Weiber nit wa'n? 's Anwesen hat's tragen, Kinda san foa in Haus gwen, und der Bauer, dö guate Haut, hat ihm noh was einbildt, bal' er in Sunnta mit sein ehlichen Kloadastock in d' Kircha gfahren is. Znächst kimmt er gar selber mit an Binkl unter der Treen<sup>3)</sup> daher und lacht schon auf'n ganzen Weg von Dörsf aufa in sein suzzlads Pfeifenröhrl eini. Dahoam schmeißt er 'n Binkl auf'n Tisch und schreit der Bäurin: „Adelheid, heunt han ih D'r was mitbracht!“ Die Bäurin brennt schon glei vor lauta Neugier a Loch in die Tischplatten mit ihre schwarzen Augen.

„Wa' nit aus — mitbracht hast m'r was? Ja, was lauda?<sup>4)</sup> Was wird's eppa sein?“

„An neuchen Kidl han ih D'r fast!“

„Uh, Marei — an Kidl! Wo hast'n denn fast?“

„Bein Kramer drunt“, lacht der Bauer volla Freud und schneidt 'n Spagat ausanand, „an muatsaubern rothen Kidl han ih D'r fast — fünf Gulden suchz'g Kreuzer hat er mih kost — da schau her!“

Draht s'ih die Bäurin weg und macht a Gesicht wie a Kack, der s' 'n Schnauzbart ohgschnitten haben. Bein Kramer hat er 'n fast? Den Kidl mag s' nit, gar nit anschau mag s' 'n. Woaf m'r ah so auswendi, was m'r beim Kramer für a haderwacklads Kidlzeug kriagt.

„Aber — Adelheid, nimm dena Dein Verstand in d' Händ —“

Nix is 's, sie mag ah foan Verstand in d' Händ nehma; brinzunderroth wird die schön Bäurin vor lauter Gall. „Was hast 'n ah so a Gladerwerch z'fafen? Fünf Gulden suchz'g Kreuzer für a Kidlzeug,

\* Aus „Neue Auser G'schichten“ von Hans Fraungruber. Linz. Österreichische Verlagsanstalt. Diese neueste Erscheinung unserer Heimliteratur möge der Volkfreund nicht übersehen. Eine Geschichte dieses Büchleins, „Der Einhandel und sein Sohn“ genannt, wird wohl zu den besten gehören unter dem vielen Guten, das uns unser Fraungruber schon geschenkt hat  
Die Redaction.

<sup>1)</sup> Schürze. <sup>2)</sup> zu minderwertig. <sup>3)</sup> Achsel. <sup>4)</sup> denn.

wo m'r die ganz Freundschaft durchfiacht! Ih schau m'r schon selbn um meine Kidln um — für was han ih denn mein Miligeld? <sup>1)</sup> Bal' wieder amol der Kraxentrager kimmt, werd ih D'r zoagen, was bei mir a Kidl is, daß D' es woagt, für a andersmal!" Wie a Wespen sempert die Bäurin außi bei der Thür, und der Fallbichler steht da mit sein rothen Kidl in der Hand.

"Schlagralent", fluacht er, "was fang ih hiaz an? Wann ah die Bäurin d' Hosen anhat, kann doh ih foau Kidl nit anlegen! Z'leicht is er ihr, weil er von Kramer is. Wann ih netta 's Geld wieder hätt! Brud'tragen — na! Auslachen lassen — nohmal na! Haltaus, Michel — han ih nit in Wirtshaus unt an Kraxentrager sitzen gsehn? Sakra, hiaz fällt m'r was ein!"

Der Fallbichler packt sein Binkl und zapft oh! ins Dorf; muag ihm eppa eingfallen sein, daß er an Durst hat. — — — Guat über däs. Nach'n Feierabend, wie d' Fallbichlerischen bei der Stosuppen sitzen, krasst gach a floans, punkerds<sup>2)</sup> Mandl daher und stellt sein Kraxen<sup>3)</sup> vor'n Herrenleuten auf 'n Boden.

"Schau, a Kraxentrager?" brummt der Bauer und zwinselt a weng auf sein Bäurin hin. Dö legt 'n boanern Löffel weg, pukt sih d' Händ in Fürsleck oh und steht gamrig auf. "Was hat er denn Mars, der Kraxentrager?"

's floan Mandl wischt sih 'n Schwiß oh und hebt ins Ratschen an: "Nadeln, Messer, Hastein, Schuachnägel, Fingerhüt, Kotossoaf, schöne Ketten um 'n Hals, Mieder, Leibeln, blaue Kideln, Unterkideln —"

"Mein Gad", verstellt sih d' Fallbichlerin, "wann m'r nit eh allsaud in Haus hätten —" und dabei zupft i' a weng in der Kraxen umanand, wie a Goaf, dö probiert, wie's Gras schmecken thuat.

Der Händler broat sein War' auf der Bank aus, und z'legt bringt er an rothen Kidlzeug zwegn. Den habt er wie a Heidlkind und schaut d' Bäurin andächti an. "Däs wa' was, ganz was extrigs", sagt er schön g'schmiert, "so a Muster von an Kidlzeug han ih in ganzen Gnnsthal noh nit gsehn."

Die Bäurin macht lange Äugel. "Wa' nit aus! Aft habt 's 'n eppa gar von Bruck oder von Leoben?"

Wachelt der Kraxentrager mit die Händ. "Oha, von Graz schon!"

"Gar von Graz?" dawundert sih d' Fallbichlerin. "Der wird leicht a schöns Stuck Geld kosten!"

"Gar nix kost er! Acht Gulden kost er — is däs a Geld für an Kidl, den in ganzen Gnnsthal foa Bäurin hat?"

<sup>1)</sup> Geld für den Milchverkauf. <sup>2)</sup> rundes. <sup>3)</sup> Tragkorb.

Schreckt sih wohl a weng, die schön Bäurin, vor die acht Gulden, aber was ertrigs wa's halt dena. „Saubar is er schon, der Kidelzeug, halt ja. Da siacht m'r glei, was a War is, dö von weiterher kimmt — gegen so a zausads Hadermwerch, mit den bei uns der Kramer die dummen Leut anschmiert.“

„Bal' d' Sach nohmal soviel kost, aft mag's leicht zwoamal so guat und schön sein“, bedeut der Bauer und macht a zwiespältigs G'schau, wo m'r nit woas, that er gern lacha oder woan.

„Dreimal so guat is er und dreimal so schön“, bizzelt <sup>1)</sup> d' Fallbichlerin, „und justament kaf ih 'n, daß d' andern Bäurina was z'giften haben —“

Und der Bauer ah — denkt s' ihr dabei, aber der thuat nix dergleichen. Z'erst pfeift er sih oans, aft geht er gor bei der Thür aus und stapft in Stall.

Wie der Handel richti is, kimmt der Kraxentrager nach mit an G'sicht, als saf er bis auf die Kria in Habern, und zählt 'n Bauern acht Gulden bar auf d' Hand. Der Fallbichler steckt den andern zwoa Gulden zua, aft lacht er: „Dank D'r schön, daß D' m'r mein Kidel so guat verkast hast. Auf dö Weis' haben m'r all zwoa a G'schaft gmacht, und mein' Weib is ah gholfen.“

Nach a Weil geht er in d' Stuben zruk. Steht die Bäurin bein Spiagel, probiert 'n Kidel und draht sih wie der Wetterhahn, bal' der boarisch Wind waht. „So, Fallbichler“, moant s' g'schnappi, „hiaz schau D'r guat an, was a Kidelzeug is — weils allweil glaubts, ös verstehts ah was von Weiberleutsachen, ös Mannsbilder, ös einbilderischen überanand!“ —

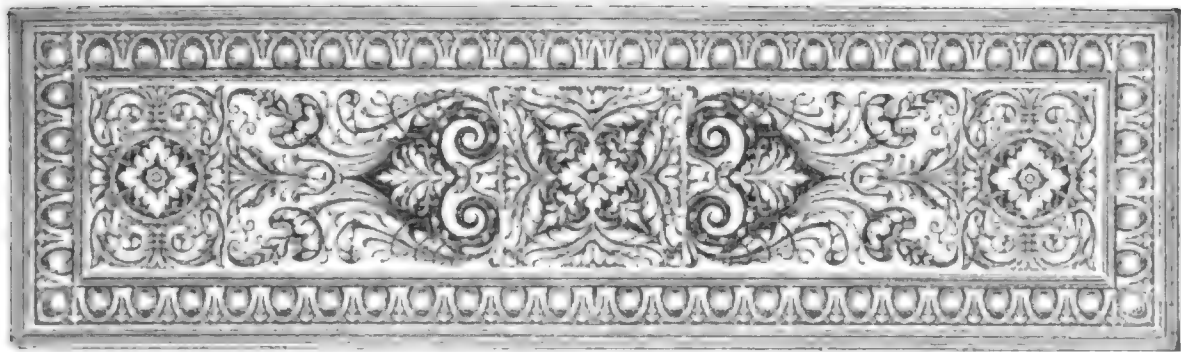
<sup>1)</sup> stichelt.

### Unmaßgeblicher Vorschlag.

Anstatt von schönen Dingen  
uns ewig vorzusingen,  
Möcht' ich beinahe rathen:  
— schweigen — thaten.

M.





## Kleine Laube.

### „Die Wacht am Rhein.“

Ein in unserem Österreich viel umstrittenes Lied. Es wird bestritten nicht etwa bloß von Deutschgegnern, wohl auch von Deutschen, besonders auch von deutschen Staatsbehörden. Warum das? Ist das Lied unpatriotisch oder hat es einen andern Fehler, den wir Österreicher nicht vertragen können? Leute, denen das Lied unbekannt ist. Könnten so etwas glauben, und es giebt viele, die das Lied wohl nach der Melodie, nicht aber nach dem Text kennen. Für solche wäre es vielleicht an der Zeit, den Sinn des Liedes einmal zu betrachten.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgellir und Wogenprall,  
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein. Wer will des Stromes Hüter sein?  
Lieb Vaterland magst ruhig sein, lieb Vaterland magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell und aller Augen blihen hell,  
Der Deutsche, bieder, fromm und stark, beschützt die heil'ge Landesmark.  
Lieb Vaterland ic.

Er blickt hinauf in Himmelsau'n, da Heldenväter niederschau'n,  
Und schwört mit stolzer Kampfeslust: Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust!  
Lieb Vaterland ic.

So lang ein Tropfen Blut noch glüht, noch eig'ne Faust den Degen zieht,  
Und noch ein Arm die Büchse spannt, betritt kein Feind hier deinen Strand.  
Lieb Vaterland ic.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt, die Fahnen flattern hoch im Wind,  
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein wir alle wollen Hüter sei.  
Lieb Vaterland magst ruhig sein, lieb Vaterland magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Das ist „Die Wacht am Rhein“. — Was gibt es Gefährliches in diesen Worten? Wenn es, vom deutschen Standpunkte aus, „Die Wacht an der Elbe“ wäre oder die Wacht an einem andern österreichischen Grenzfluß. Aber es ist „Die Wacht am Rhein“ ausgelommen bei dem großen deutschen Freiheitskrieg gegen jenes fremde Volk, das unsere Vorfahren stets den Erbfeind geheißten, durch dessen Einfälle unsere Väter oft und schwer gelitten haben und dessen österreichsfeindliche Politik noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu unserem Verderben

war. Wie begeistert haben wir im Jahre 1870 „Die Wacht am Rhein“ mitgesungen, als die Brüder den immer drohenden gemeinsamen Feind zurücktrieben hinter den Rhein und ihn zur Ohnmacht schlugen. Und nun, da wir mit dem Deutschen Reiche im engsten politischen Bunde stehen, soll das Lied bei uns unpatriotisch sein? Wenn es noch ein Eroberungslied wäre, so könnte man die Abneigung im friedliebenden Österreich begreifen, und ich wäre wohl auch der letzte, der ein solches Angriffs-Kriegslied vertheidigen möchte. Aber es ist ein Vertheidigungslied zur Bewachung der Grenze des deutschen Bodens, der Heimat. Es ist eine Wacht. Uns so wenig als dem Deutschen Reiche schadet die Mahnung Wacht zu halten, und wie so oft früher kann uns auch in Zukunft Gefahr und Noth von dorthier kommen. Wie beruhigend, daß auch wir Österreicher singen können: „Lieb Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Ich glaube, daß der beste Patriot — und es giebt deren gottlob in Österreich noch viele — sich hochbegeistert von seinem Sitze erheben und miteinstimmen kann, wenn unsere Jugend „Die Wacht am Rhein“ singt. Mich packt es immer, und ich empfinde bei diesen Klängen Dankbarkeit und Zuversicht. Und selbst wenn es nur der Hauch beispiellosen Heldenthums wäre, der uns aus dem Liede anweht: wie Maiensturm — ist denn das nichts? Geht nicht unsere Erziehung darauf aus, der Jugend Liebe zum Vaterland und Begeisterung für die Helden beizubringen? Unsere Jünglinge sollen erglänzen für die Helden der Perser, Griechen und Römer, für die Helden der Franzosen und der Russen — und den herrlichen Helden unseres Volkes in unserer Zeit sollten sie kein Preislied singen dürfen?

Aber „Die Wacht am Rhein“ heißt es, sei politisch das deutsche Nationallied geworden, und deshalb sei es, in Österreich gesungen, unter gegenwärtigen Umständen eine politische Demonstration für das Deutsche Reich. Diese Auslegung ist willkürlich und unzutreffend. Deshalb, weil das Lied im Reiche etwa zu einer Nationalhymne geworden ist, sollten es die Deutschen außerhalb der Grenze nicht singen können, ohne damit politisch zu demonstrieren? — Allerdings, es mag bisweilen mit diesem Liede demonstriert werden, das ist aber nur möglich, seit es in Österreich officiell als politisches Demonstrationlied angesehen wird. Ich wüßte, offen gesagt, kein wirksameres Mittel, die österreichischen Patrioten kopfscheu zu machen, als indem man ihnen die Geschichte und den Liederschatz ihres angestammten Volkes zu unterbinden sucht, indem man es als unpatriotisch erklärt, sich zu freuen an den weltgeschichtlichen Siegen, deren segensreiche Folgen in Politik, Gesellschaft und Volkswirtschaft auch wir in Österreich mitgenießen dürfen. Diese ungestüme Mißstunde ist so über die Maßen natürlich und menschlich, daß es für uns deutsche Österreicher wahrlich keines andern, am wenigsten unlauteren Beweggrundes bedarf, „Die Wacht am Rhein“ zu singen.

Ich denke, daß bei Festlichkeiten, bei denen „Die Wacht am Rhein“ gesungen wird, der höchste Beamte unseres Staates so gut wie der Polizeicommissär sich vom Sitze erheben und herzfriisch mitsingen sollte. Wenn schon aus keinem andern Grund, als dem der Klugheit. Selbst in jenen kleinen Kreisen, in denen dieses Lied bisweilen etwa aus „teutonischem Trost“ gesungen wird, wäre es als politisches Demonstrationlied von dem Augenblicke an unmöglich, als es behördlich sanctioniert ist. Seitdem jener Bezirkshauptmann, die Kornblume im Knopfloche, bei deutsch-nationalen Liedern fröhlich mitsingt, sind die paar hypernationalen Heißsporne seines Kreises nahezu rathlos, Blume und Lied sind ihnen „verekelt“. Hingegen singen die deutschen Männer und Frauen Österreichs in treuer, begeisterter Zuversicht: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

R.

## Wer dichtet das Volkslied?

Von Dr. Josef Pommer.

Der steirische Dichter Hans Grassberger hat in dem Vorworte seines Büchleins „Nix für unguet“, Schnaderhüpfeln, einbekannt, mit den lebendigen Schnaderhüpfeln zu wetteifern sei kein schimpfliches, wohl aber ein gefährliches Unterfangen. Und unter Grassbergers Schnaderhüpfeln, die er dem Volke nachzubilden versucht hat, und von denen manche recht frisch und natürlich klingen, ist wohl nicht einz, von dem der Kerner bei genauer Besichtigung sich über den kunstmäßigen Ursprung täuschen lassen könnte.

Hans Fraungruber, selber ein Dichter, zudem ein Volkskind und ein vortrefflicher Kenner seiner heimatischen steierischen Mundart, hat es mit dankenswerter Offenherzigkeit in seinem Aufsatz „Ich kann's nicht“ (Das deutsche Volkslied, 2. Heft 1901) eingestanden, dass er sich mit seinen eigenen Schnaderhüpfeln niemals unter seine bäuerlichen Landsleute gewagt habe, aus Furcht, vor ihnen zurückstehen zu müssen. „Es gelüstete mich manchmal, zum mindesten etliche Schnaderhüpfel, die ich selbst erdonnen, in dem Sonntagskreise zu singen. Wenn ich aber die anderen, die echten gehört, dann wagten sich die meinen nicht mehr über die Zunge. Was sie hier fremd erscheinen ließ, das vermochte ich nicht klar zu sagen, aber ich fühlte es, dass sie doch nur Stiefbrüder seien.“

Als die Romanschriftstellerin und Dichterin Augusta Vender Fraungrubers ehrliches Geständnis in der Volksliedzeitschrift las, da schickte sie mir sofort einen kleinen zustimmenden Aufsatz für „Das deutsche Volkslied“ unter der Aufschrift: „Ich kann's auch nicht“. Augusta Vender ist ein Volkskind, ihre Eltern waren Bauersleute in dem Dorfe Oberschaffenz in Baden, und sie wuchs in dieser dörflichen, bäuerlichen Umgebung auf wie irgend ein anderes Bauernkind ihres Dorfes. Durch mühevolleres Selbststudium hat sie sich später aus dieser bäuerlichen Schichte herausgearbeitet und ist Lehrerin, Erzieherin, Schriftstellerin und Dichterin geworden. Sie hängt mit innigster Liebe und rührender Treue an ihren Erinnerungen aus der Jugendzeit, sie hat eine wertvolle Sammlung von über zweihundert Volksliedern ihres Heimatdorfes mit unsäglichem Mühen und Opfern an Zeit, Geld und Nervenkraft zustande gebracht — aber dichten kann sie keine Volkslieder, so wenig sie wieder ein Bauernkind werden kann in ihrer ganzen Lebens- und Anschauungsweise. Sie „kann's auch nicht“. Und niemand kann's, wie Fraungruber richtig sagt: „A Volksliadl macht neamd, a Volksliadl wird“.

Es wird auch bei dem einzelnen Manne aus dem Volke und wächst aus seinem Hirn und Herzen ohne jede dichterische Absicht als wahres Gelegenheitsgedicht mit Nothwendigkeit und wie von selbst heraus, ganz zu schweigen von der unab-sichtlichen und meist auch unbewussten Mitarbeit, die die Gesamtheit leistet, die eine solche dichterische Volksschöpfung aufnimmt, merkt, singt, weiter verbreitet und vererbt. So antwortet der Senner, der von der Nachbarhöhe mit einem Juchzer angerufen wird, mit einem zweiten, und nun geht's los. Wie Frage und Antwort folgen Juchzer auf Juchzer, die meist alle in dem Augenblick, in welchem sie erschallen, auch eben erst erfunden werden. So rief ich vor zwei Jahren von der Höhe des Sinewell (Dachsteingebiet bei Schladming) einen Juchzer ins Thal, dem ich einen Jöbler folgen ließ. Und aus den unwirklichen verkarsteten Schluchten und Schlünden des „Steins“ antworteten mir zwei helle Stimmen, und nun gieng der Jöblerkampf an, der von Seite meiner unsichtbar bleibenden Gegentheile immer

neue und neue, mir bisher unbekannt gewesene Jodler und Zuchzer zutage förderte, von denen gewiß gar mancher erst in dem Augenblicke auch erst entstanden war, in dem er erklang. Es ist ja bekannt, wie gewandt und schlagfertig unsere Holznechte und Senner, unsere Hirtenjungen und Jäger im Erfinden von Jodlern, Zuchzern und Schnaderhüpfeln sind. Von dem berühmten bayrischen Dialectdichter v. Kobell wird erzählt, daß er sich einmal — ich glaube in St. Barthelma am Königssee — mit zwei Holznechten in einen Schnaderhüpfel-Wettkampf eingelassen habe. Nun, Kobell war ein Vertrauter seines bayrischen Heimatsvolkes, wie nicht leicht ein Zweiter, und hatte unter und mit ihm gelebt als Alpenwanderer und Jäger durch Wochen und Monate; doch auch für ihn war das Wagnis zu groß. Er wurde von den Holznechten in Grund und Boden gesungen. „A Volksliabl macht neamd, A Volksliabl wird.“

Ich fürchte nicht, daß man mir den alten scholastischen Satz entgegenhalten werde: Qui nimium probat, nihil probat, wenn ich über das Beweisthema in Folgendem sogar noch hinaus gehe, da der Beweis für die Behauptung, daß kein Kunstdichter ein Volkslied machen könne, wohl schon als erbracht gelten kann. „A Volksliabl macht neamd“, auch der Bauer nicht, nicht der Hirte, nicht der Senner, nicht der Jäger, nicht der Holznecht, wenn man sich unter Lieder-Machen vorstellt, daß einer mit der deutlich gedachten Absicht, ein Gedicht zu verfertigen an die Arbeit gehe. Nein! Wie von selbst quillt Ton und Wort ohne Absicht und klar gedachtes Ziel aus Kopf und Herz auch des dichtenden Volksgenossen der unteren Stände. So erzählte mir der treffliche Jodlersänger Heldner, der mit dem bekannten bäuerlichen Dichter Christian Blattl am Willersee bei St. Johann in Tirol lange Zeit als Schweizer, d. h. Hirte, Senne, Käsemacher, gearbeitet hatte, daß Blattl, während er die Rube molk, fortwährend Lieder erdacht habe. Und wenn die Stallmagd Lisei des Grubenbauern in der Ramsau bei Schladming des Abends ihre Rube von der Weide heimtrieb, erfand sie für sich selbst, gleichsam unbewußt spielend, immer neue und neue Jodlerweisen. Als ich aber eines Tages — mir fehlten gerade noch vier Jodler um die schöne Zahl 444 bei meiner neuen Jodler- und Zuchzersammlung vollzumachen — als ich den Moarknecht Ruepei (Ruprecht) und seinen Bruder, den Jäger Giasl, von denen namentlich der letztere ein tüchtiger Jodler war, und mir viele wertvolle Stücke überliefert hatte, als sie mir nichts mehr mitzutheilen wußten, im Scherze forderte, sie sollten reich ein paar Jodler machen, erfinden, da verstanden sie anfänglich gar nicht, was ich wollte, und als ich ihnen die Sache auseinandersetzte, da lachte der Ruepei und sagte, da sei ja „nichts dabei“. Der klügere Giasl aber hielt es gleich für unmöglich. Als ich nun fünf Litter Vier als Preis aussetzte und am nächsten Tage diesen Preis auf zehn Litter erhöhte, da gieng Ruepei ernsthaft ans Jodlermachen. Er verlor aber gar bald seine anfängliche Siegeszuversicht und zum Schlusse sah auch er ein — daß man einen Jodler nicht „machen“ könne, wie man den Stiel für eine Hacke macht. Wie sagt doch der heilige Augustinus von der Zeit? Si non rogas, intelligo; si rogas, nescio. Wenn du mich nicht fragst, so weiß ich, was die Zeit ist, wenn du mich aber fragst, so weiß ichs nicht. Ähnlich konnten auch diese beiden Naturmenschen, Ruepei und Giasl keinen Jodler machen, als es von ihnen verlangt wurde, während die Magd Lisei unaufgefordert und ohne jede schöpferische Absicht beim Heimtreiben ihrer Rube Jodler auf Jodler sich selber zur Freude erfand, einen schöner als den anderen.

Diesen Auszug entnehmen wir einem interessanten Aufsatz „Was ist das Volkslied“, den Dr. Josef Pommer, der verdienstvolle Volksliedermann, gelegentlich einer Polemik über das echte Volkslied und Schnaderhüpfel in der „Lyra“ (Wien) veröffentlichten ließ.

Trotz der vielen trefflichen Gedanken in Pommers Ausführung geht uns — wenn auch wir ein wenig dreinreden dürften — die Sache doch nicht ganz ein. Pommer behauptet, ein Volkslied, ein Schnaderhüpfel könne nur bei Naturmenschen ganz spontan und unbewusst entstehen; ein Gebildeter aber, überhaupt einer, der eins machen wolle, bringe keins zusammen. Und Fraungruber sagt: „A Volksliabl macht neamd, a Volksliabl wird“.

Das ist höchstens nur bedingt richtig. Wir fragen, warum soll just im Bauer, im Hirten, im Holznecht u. s. w. ein Volkslied entstehen können? Warum nicht auch in einem wirklichen Dichter? Es scheint, daß man vergißt, was das heißt, ein Dichter sein. Es scheint, man verwechselt den Dichter mit dem Macher und meint unter „Kunstlied“ nur einen handwerksmäßigen Verseschmied! — Wird doch überhaupt von der echten Lyrik verlangt, daß das Lied nicht „gemacht“ werde, sondern daß es naturnothwendig entstehe? Wer ein Lied „macht“, der ist überhaupt kein Dichter, das Versmachen lernt jeder Gymnasiast. Wenn nun beim wirklichen Dichter allerhand Gelegenheitslieder spontan aus dem Herzen springen können, warum nicht auch einmal ein frischer lebendiger Bierzeiler! Wenn der Dichter die Stimmung des Königs innehaben kann, warum nicht auch die des Almhirten? Und ist es denn nicht möglich, daß ein Dichter von Haus aus so volkstümlich empfindet und unwillkürlich so die volkstümliche Form schafft wie der Bauer und der Holznecht? Gewiß, der Bauer kann dichten, aber der Dichter kann es auch. — Dann wird manchmal behauptet, die Dichter echter Schnaderhüpfeln seien namenlos, man kenne sie nicht. Ja, sollte gerade deshalb, weil der Schöpfer eines Schnaderhüpfels zufällig einen Namen hat, sein Schnaderhüpfel nicht echt sein? Und wenn der Ochsenhalter Franz Hubinger plötzlich ein Schnaderhüpfel singt, das noch niemand kennt, das in Franz Hubinger entstanden ist, würde das Schnaderhüpfel von dem Augenblicke an nicht mehr echt sein, als es festgestellt ist, daß es von Franz Hubinger stammt? Nein, die Annahme, daß das echte Volkslied namenlos sein müsse, daß es immer entstehe, ohne unser Wissen, wo und von wem, daß ein Dichter, der Kunstlieder schafft, niemals ein Volkslied schaffen könne, diese Annahme hinkt. Übrigens wird wohl doch nicht behauptet, daß alle echten Volkslieder, also auch die mehrstrophigen, spontan und unbewusst entstanden seien. Die sind zwar nicht „gemacht“, aber sie sind gedichtet worden, manches wohl mit Fleiß und Mühe. Ob wir den Dichter kennen oder nicht, ist Zufall und ändert nichts an der Echtheit und dem Werte des Liedes. Ich glaube, es gibt keinen Kenner, der es mit Bestimmtheit sagen kann, ob irgend ein neues Schnaderhüpfel ein dichtender Naturmensch oder ein natürlicher Dichter aufgebracht hat. Es ist ja wahr, daß man bei den meisten unserer Volkslieder nicht den Dichter kennt, es ist auch wahr, daß die alten Bierzeiler von neueren gewöhnlich leicht zu unterscheiden sind, besonders für einen, der die alten kennt; aber daß es wirklichen Dichtern unmöglich sei, den echten Volkston so zu treffen, daß ihr Lied zum Volkslied wird, das ist zu bestreiten.

Eines Tages war in der Almhütte bunte Gesellschaft beisammen, Hirten, Holzer und Touristen. Ein tropfiger Almjodel machte mit einer Ziehharmonika Musik und gröhkte Schnaderhüpfeln. Die handelten von Weibsleuten, Soldaten und Jägern. Dann kamen auch Trußliedeln gegen die „Stadtherrn“, wovon ein paar anwesend waren.

„I halt's mit da Sun,  
Und i mag loane Stern,  
Muass allweil dran denkn,  
Mir ham no zviel Herrn!“

„Mir zan Ziachn, ds zan Zam,  
Ent das Bier und uns n Fam,  
Uns die Schalln und ent die Kern,  
Gel, so häts es gern!“

Alles lachte, am meisten aber lachte ein vollbärtiger Stadtherr, denn diese Schnaderhüpfeln, die der Almjodel nach althergebrachter Weise sang, stammten —  
von ihm.

R.

## Alpenluft.

Alpenluft hat kein Wort,  
 Hat nur ein Klingen.  
 Was man nicht sagen kann,  
 Das muß man fingen.  
 Ist auch zum Singen  
 Die Vergluth zu fein,  
 Dann jauchzet der Alpler  
 Sein Glückseligsein.

R.

## Majestätsbeleidigung.

Die Blätter berichteten über eine Verhandlung vor der Strafkammer des Landesgerichtes Mainz, in der sich der 32jährige Buchbinder B. wegen Majestätsbeleidigung zu verantworten hatte. B. war auf der Wanderschaft nach Mainz gekommen und hatte dort einem Schutzmann einen Zettel in die Hand gedrückt, auf dem er vorher einige beleidigende Worte gegen den Kaiser niedergeschrieben. Genau dasselbe Manöver brachte er damit zum drittenmal zur Anwendung und zwar jedesmal in der ausgesprochenen Absicht, Unterkunft im Gefängnis zu finden. Zuletzt ist er deshalb in Straßburg mit zwei Jahren Gefängnis bestraft worden. B. ist ein kranker Mann, der deshalb nirgends Arbeit zu finden vermag und dessen sich bisher auch die Heimatsgemeinde nicht angenommen hat. Im Straßburger Falle hatte er bei seiner Verhaftung sowohl wie in der Verhandlung vor Gericht das seiner Strafthat zugrundeliegende Motiv: im Gefängnis Obdach und Nahrung zu finden, offen bekannt, war aber trotzdem zu der schweren Strafe verurtheilt worden. Anders scheint dies in Mainz gewesen zu sein. Dort billigte ihm das Gericht mildernde Umstände zu und erkannte gegen ihn trotz der wiederholten Rückfälligkeit nur auf sechs Monate Gefängnis.

Die Moral von dieser Geschichte: Wenn du keine andere Rettung weißt, begehe eine strafbare Handlung, verlege die Gesetze des Staats, dann wird dieser selbe Staat dir Nahrung, Kleidung und Obdach geben. Achtest du aber die Gesetze des Staates, so hat er keinerlei Verpflichtung gegen dich und du hast es dir selbst zuzuschreiben, wenn du Hungers stirbst.

## Eine Stichprobe auf jesuitische Wahrheitsliebe.

Es ist kein angenehmes Geschäft, sich mit den Herren herumzanken zu müssen — aber sie thun's nicht anders. Sie wählen und verdrehen und verdächtigen so lange, bis man wieder einmal eine Stichprobe macht. Da hat der Redemptoristen-Vater Hamerle, G. Ss. R., eine Broschüre geschrieben unter dem Titel: „Der neue Don Quixote und dessen Knappe Sancho Pan'ia, oder Pastor Bräunlich und Peter Rosegger auf dem Kampfsplatze der Los von Rom-Bewegung“. Der Name Rosegger scheint mehr Reclamezwecken dienen zu sollen, denn in dem Büchlein ist wenig von ihm die Rede. Hingegen ist das Wenige mit der größten Sorgfalt entstellt. Wenn die über Pastor Bräunlich gejagten Dinge auch solche Wahrheiten sind, dann ist der Verfasser nicht zu beneiden. Ich rede nur über das, was mich angeht.

Vater Hamerle bespricht nämlich Bräunlich's Schrift: „Die Los von Rom-Bewegung in Steiermark“. Hamerle hat gerade in dieser Broschüre schwarz auf weiß sehen müssen, daß ich trotz meiner Hochachtung für Pastor Bräunlich in Bezug auf die Kirche meine besondere, ihm wesentlich gegensätzliche Anschauung habe; Hamerle mußte — wenn er sich um seinen Gegenstand je gekümmert hat — wissen, daß mein Bestreben für das Evangelium um zwanzig Jahre älter ist und unabhängig von der Los von Rom-Bewegung; daß ich in genannter Bewegung eine große Zurückhaltung beobachte und zwischen den Kirchen Frieden wünsche — das alles mußte dem Vater gerade auch aus Bräunlich's Broschüre klar vor Augen getreten sein — trotzdem beliebt es ihm, zu behaupten, daß ich dem Pastor Bräunlich bei seinem „Kriegszuge in die Steiermark treulich Anpendienste geleistet hätte“. Diese eine wörtliche Behauptung, die der Verfasser ohne jeden Beweis läßt, ist das Einzige, was den pikant sein sollenden Titel der Hamerle'schen Polemik rechtfertigen soll. Es ist also mit dem großartigen Titel auf eine Art Bauerufängerei abgesehen.

Nebenbei macht der Mann allerdings noch etliche Ausfälle auf mich, die aber mit seiner Polemik gegen Bräunlich nichts zu thun haben. So kommt er mit der ganz aus der Luft gegriffenen Behauptung, daß der gläubige Protestant Sohnrey in seiner Zuschrift „Das Land“ über „Mein Himmelreich“ gesagt hätte: „Das Buch ist für den Schriftsteller Rosegger ein wahres testimonium paupertatis, ein Zeugnis von schiefem, confusum Verständnis der Probleme deutscher Denkarbeit, daß wir als alte Verehrer Roseggers von einer wahren Verstärkung ergriffen sind“. Nun, lieber Vater, das hat der gläubige Protestant Sohnrey nicht gesagt. Er hat in seinem Blatte vielmehr sehr anerkennend auf das Buch hingewiesen. Die oben angeführte scharfe Verurtheilung stammt von dem Freigeist Wolfgang Kirchbach, demselben, der mit den Jesuiten gelegentlich noch unvergleichlich schärfer verfahren ist.

Ferner leistet sich Vater Hamerle die allerdings sehr vorsichtig stilisierte Behauptung, als ob ich Jesus Christus nicht als den eingebornen Sohn Gottes erkennen wollte. Wenn der Mann „Mein Himmelreich“, das er kritisiert, auch gelesen hat, so muß er wissen, wie ich über Jesus Christus denke! Es geht diesen Herren aber weniger um Jesus, als um ihre Angelegenheiten und gerade Hamerle ist es, der bei nichtkatholischen Christen das Vertrauen zum Evangelium zerstören möchte. Nach ihm kann es nur allein die römisch-katholische Kirche bezeugen, ob das Evangelium Gottes Wort ist oder nicht. Unsere Hüterin erklärt die Bibel nun wirklich für Gotteswort, um sie aber gleichzeitig — vor dem Volke zu verstecken!

Ein köstliches Beispielchen jesuitischer Verdrehungskunst ist das folgende. Vater Hamerle behauptet, ich hätte selber eingestanden, daß ich kein Christ sei. Er beruft sich damit auf eine meiner Briefstellen an Pastor Bräunlich: „Eine gründliche Durchsicht der Evangelien hat mir neuerdings gezeigt, was das heißt: Christ sein. Wir sind es nicht!“ Der Redemptoristen-Vater weiß nun zwar recht gut, in welcher Beziehung diese allgemeine Anklage gemeint ist und wen der Hauptvorwurf trifft, daß wir vom Evangelium so weit abgekommen sind — aber dreist sagt er's seinen Lesern hin, ich hätte selbst eingestanden, daß ich persönlich kein Christ sei! — das heißt, kein Christ sein wollen. —

Im Ganzen hat also Vater Hamerle in seinem Schriftchen nicht mehr als vier Behauptungen über mich gethan und nicht weniger als vier Unwahrheiten über mich gesagt. Nun, Jeder dient seinem Gott, wie er mag, der Eine mit dem möglichsten Ausüben seiner Überzeugung, der Andere mit dem Aufopfern seiner — Wahrheitsliebe.\*)

Rosegger.

\*) Wie wir eben hören, ist Hamerles Broschüre wegen Aufreizung zur Feindseligkeit gegen Nationalitäten, Religionsgenossenschaften, Körperschaften u. s. w. auf Antrag des Staatsanwaltes confiscirt worden.

## Ist halt auch ein Mensch!

Antwort auf eine Zuschrift.

Der Geistliche, sagen Sie, sei auch ein Mensch, und man dürfe in sittlicher Beziehung nicht mehr von ihm verlangen, als von jedem andern sündigen Menschen. Mit Verlaub, ich denke anders. Wer kein musikalisches Talent hat, der soll kein Spielmann werden. Wer in seinen Predigten von anderen strenge Moral fordert, der muß sich auf das Alleräußerste anstrengen, selbst tadellos zu sein. Jeder Führer, jeder Richter, jeder, der gesellschaftlich einen weithin sichtbaren Standpunkt einnimmt, hat eine andere und größere Pflicht als der Herdenmensch, er muß schon berufsmäßig ein musterhaftes Leben führen, er muß ein Vorbild sein. Wer die Kraft hiezu nicht in sich fühlt, der bleibe hübsch unter der Menge verborgen. Wer sich hinanwagt zu einer ehrwürdigen Höhe, der muß reiner und selbstloser dastehen können als die Durchschnittsleute, er hat ideale Aufgaben, sein Beruf ist nicht so sehr in Gefahr, von irdischen Interessen beschmutzt zu werden, als der Beruf anderer, die härter im Kampfe um's Dasein stehen. Ihm ist das Edelsein leichter gemacht als anderen. Wenn er auch natürlich ein fehlerhafter Mensch bleibt, so darf er deshalb, weil er Mensch ist, die Fehler noch lange nicht sanctionieren, ja nicht einmal mit der Phrase vom „Menschsein“ entschuldigen.

Ich glaube, daß jeder höherstehende Mensch besondere Pflicht hat, ein gutes Vorbild zu sein. Und vor allem bei dem Geistlichen verlangen wir ein Leben, das sich von dem der Alltagsleute unterscheidet und in einem höheren Bereiche steht.

So denkt auch das Volk und hat ein Recht so zu denken. Die Besseren sind empfindlich gegen die Fehler der Priester, die Schlechtern streuen sich derselben, sie fühlen sich durch die Schlechtigkeit der Vorgesetzten gerechtfertigt. R.

## Gottfried Kellers Wahl zum ersten Staatschreiber des Cantons Zürich.

Mitgeteilt von Ad. Sachnang.

Am 14. September 1901 sind vierzig Jahre verflossen, daß Gottfried Keller das Amt eines zürcherischen Staatschreibers übertragen wurde. Er gieng nur mit knapper Stimmenmehrheit aus der Wahl hervor, was beweist, daß nicht alle Mitglieder der Regierung davon überzeugt waren, es werde in dem damals zweiundvierzigjährigen Dichter der richtige Mann an den richtigen Posten gestellt. Die „Zürcher Freitagszeitung“ vom 20. September 1861 gibt über diese Bedenken willkommenen Aufschluß. Sie ist ein jezt noch viel gelesenes Blatt und war es auch zu jener Zeit. Der damalige Redacteur, Fritz Bürkli, führte eine scharfe und gewandte Feder. Er war ein vielseitig gebildeter, intelligenter Mann und zugleich Eigenthümer des einträglichen Blattes. Er brauchte sich daher in seinen Äußerungen keinen Zwang anzuthun, weder mit Bezug auf seine Gegner, noch auf seine politischen Parteigenossen, die Conservativen, und so hatte sich denn auch der neue Staatschreiber keiner allzu liebenswürdigen Begrüßung von Seiten der „Freitagszeitung“ zu erfreuen. Sie lautet, unter Weglassung einer Anzahl minderwichtiger Sätze, folgendermaßen:

„Am Vorabend des eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettages hat unsere Regierung noch einen Geniestreich begangen, wegen dessen gewiß viele sich veran-



lasst gesehen haben werden, am Vortag noch extra in der Kirche für sie zu beten. Sie wählte zu ihrem ersten Staatschreiber den Dichter Gottfried Keller. Ein unverständiges Volk nahm diese Wahl mit kopfschüttelndem Bedenken auf und wollte kaum daran glauben, setzte sich aber dann leicht über das Seltjame derselben hinweg, sich damit beruhigend, dass es am Ende Sache der Regierung sei, was für einen Staatschreiber sie haben wolle und brauchen könne.

Gottfried Keller ist, wenn man will, ein genialer Mensch, ein guter Dichter, ein geistreicher Novellenschreiber, ein wichtiger Zeitungs-correspondent. Aber alles Genie, alle Poesie, aller Geist und aller Witz ersetzen positive Fachkenntnisse nicht. Wir sagen darum, diese Wahl muss tief entmuthigen alle die, welche wissenschaftliche Fachstudien gemacht haben oder machen wollen, und alle, welche durch praktische Thätigkeit sich in die Administration hineingearbeitet haben, wenn sie sehen, dass weder Wissenschaft noch praktische Erfahrung nöthig ist, um mit einem Sprung die Stelle einzunehmen, von der man bisher geglaubt hatte, sie vor allen erfordere tiefere Einsicht. Das entmuthigt!

Wir erhalten vom Lande noch folgende Einsendung: Die von dem Regierungsrathe, wie es heißt, mit vier gegen drei Stimmen getroffene Wahl unseres berühmten Dichters, Herrn G. Keller, zum ersten Staatschreiber hat vielfach „Herb“ aufgeworfen, und die öffentliche Meinung zu Land und Stadt war in ihrer Beurtheilung, ja Verurtheilung, von einer seltenen Einstimmigkeit. Wo man nur hinkam, gieng's über die Regierung her, was ihr auch in den Sinn gekommen sei. Der eine wusste zu erzählen, Herr Dr. B. habe im Spital laut über das Unglück gejammert, dass die neue (Irren-)Anstalt im Burghölzli noch nicht fertig und in der alten kein Platz mehr übrig sei. Ein anderer meinte, nach dieser Staatschreiberwahl bleibe jetzt für die vacante Stelle des Herrn Erziehungsdirectors niemand mehr übrig als — — — Herr Dichter Herwegh! Ein dritter tröstete einen der nicht gewählten Aspiranten damit, dass derselbe nun ja „grüner Heinrich“ werden könne.

Alles mit mehrerem! — Wir möchten aber in diesen Chorus von schlechten Wägen nicht einstimmen, und wenn wir auch die getroffene Wahl nicht billigen können, und sie über unseren Horizont geht, doch uns die Bemerkung erlauben, dass schon Wahlen getroffen wurden, über die sich anfänglich mählich ärgerte und wunderte, und die dann doch nicht so übel ausgefallen sind. Hätten wir eine liederliche Regierung, so müssten wir über den Geniestreich, den sie mit der Wahl gemacht hat, unbedingt den Stab brechen und uns solches für die Zukunft verbitten. Da aber die Mitglieder dieser Regierung ohne Ausnahme sehr nüchterne, wohlwollende, geübte und ehrenfeste Leute sind, so denkt mancher: Gerade diesen ist zur Ausnahme auch etwas Apartes und Extraordinäres erlaubt und kann man es ihnen nicht so stark übelnehmen, wenn sie einmal über die Schnur hauen.

Wir wünschen von ganzem Herzen, dass der Dichter sich auch als Arbeiter bewähren möge! Geht es gut, so hat die Regierung mit ihrem Wagestück wirklich ein gutes Werk gethan; geht es schlecht, da darf sie dann zum Schaden für den Spott nicht jorgen.“ —

Zehn Jahre später, am 28. October 1871, saß Gottfried Keller bei einem festlichen Anlaß neben dem Mitredacteur der „Freitagzeitung“ in der Tonhalle. In vorgerückter Stunde, als der Ehrenwein anfing, allmählich activ ins Festgetriebe einzugreifen, fragte Meister Gottfried seinen Nebenmann nach dem Namen eines gegenüberstehenden stattlichen Herrn, der ihm ausnehmend wohl gefalle. „Das ist ja der stadtbekannt Secundarlehrer B.“ entgegnete der Befragte. „Wirklich ein charmanter Mann!“, versetzte der sonst wortkarge Keller. „Ja, ja, in manchen Beziehungen schon“, meinte der andere, „aber denken Sie nur, Herr Staatschreiber, er ist

einer der ausgesprochensten Demokraten, die wir in der Stadt haben!“ — Hierauf ein merkliches Kopfschütteln von Seiten des letzteren, verbunden mit ein paar nicht weniger als schmeichelhaften Attributen zu Handen der ihm nicht gerade zusagenden demokratischen Volkspartei, die in hohem Grade den Beifall seines Nebenmannes von der „Freitagszeitung“ erweckten. Plötzlich wendet sich Meister Gottfried gegen diesen und schmeißt ihm die Worte ins Gesicht: „Aber wüßed ihr, ihr (Zeitungs-schreiber) i der Schipfi hine, ihr sind au es heiße Lumpenpack! 1) —

Man hat sich in der Schipfe diesen Zornerguß nicht allzusehr zu Herzen genommen, denn am 10. März 1876 brachte die „Freitagszeitung“ folgende Notiz:

„Herr Staatschreiber G. Keller beabsichtigt, seinen Pegasus aus den Banden zu befreien, in welchen er seit Decennien im Regierungskalle festgebunden war. Wir wünschen ihm einen recht fröhlichen Ritt durch die grünen Auen der Poesie und die heimeligen Straßen von Selbwyla! Dass ein Correspondent des ‚Landboten‘ den beabsichtigten Rücktritt des Herrn Staatschreibers von seiner Stelle der Welt verkündete, bevor er zur Thatsache geworden, ist vielen undelicat erschienen, indem es das Ansehen gab, als wolle man dadurch Herrn Keller unmöglich machen, allfällig von seinem Entschlusse zurückzukommen.“

Drei Monate später bindet Fritz Bürkli unserem Dichter folgendes hübsche Sträußchen:

„Am 8. Juli trat Herr Dr. G. Keller als Staatschreiber zurück. Selbstverständlich wurden ihm vom Regierungsrathe seine ausgezeichneten fünfzehnjährigen Dienste aufs wärmste verdankt.“

1) „Aber wißt ihr, ihr in der Schipfe (wo die Zeitungsdruckerei war), seid auch u. s. w.“

## Blikerlu.

Gesaffa, Hollerbllia,  
Wann ih däs Dirndl siah,  
Muass ih an Zauchzer schrein,  
Mei muass sie sein!

Willst a Stammtrügl hobn,  
Därfst la Kellnerin frogn,  
Ih möchts wegn da Treu,  
Mit loa Kellnerin wogn.

Oh Jager, mei, mei,  
Geh, bild da nig ein,  
Wannst la Bign nit häst,  
Kunntst la Jager nit sei.

An faubern, an gfundn  
Herzbuabn han ih gfundn;  
Sei Liab, de is groß,  
Sei Treu, de is lloa.  
Und ih denk und ih moa,  
Dass ih 'n austrummeln los.

Die Welt is voll Glend!  
So winsest und klagst.  
Ja, siagst as denn nit,  
Dass a Weinl drauf wachst?!

Wann die Taubn und der Rab  
Quati Freundschaft machn,  
Thuat die Krah scha zan Leichenschmaus  
Krapfn bachn.

## Wie der Funk in der Huben bekehrt wurde.

Wenn ein junger Vater und ein altes Kind zusammen kommen, so ist das immer bedenklich, besonders wenn das Kind älter ist als der Vater. Da war er einmal in der Kirche, der Funk in der Huben, und sah zu seiner nicht geringen Verwunderung, wie vor dem blutjungen Cooperator die ältesten Leute knieten, Greise und Matronen, um sich Belehrung und Rathschlage fürs Leben zu holen. Er, der eine, der noch lange nicht durch war, der selbst erst vor dem dunklen, gefährlichen Stollen stand, der Leben und Lehre nur aus den Büchern kannte — er sollte erfahrenen Leuten, die ein langes Leben durchgeprobt, durchlitten und durchdacht hatten, ein Führer und Weiser sein! Nein, dabei hatte der Funk in der Huben nichts zu thun. Er hätte — wie die Leute sagen — spielend des Pfarrers Großvater sein können. Und jetzt vor ihm ein Kind sein? Nein. Da gieng er lieber gar nicht in die Kirche. Nun, das verdross aber wieder den Pfarrer. Und einmal über Feld, als er dem Funk begegnete, sprach er ihn an: „Nun, lieber Funk in der Huben, wie geht's immer? Wir sehen uns selten, wie? Das thut mir leid. In der Kirche — wenn ihr Sonntags manchmal rasten wölltet — wäre es hübsch kühl, auch gut sitzen in den Stühlen mit Rücklehne, die Musik ist auch nicht übel, dieweilen wir jetzt einen neuen Bombardon haben. Wollt ihr ihn nicht einmal anhören? Hernach dürste euch — um ganz offen zu sein — manchmal ein bißel Lehr und Weisung nicht schaden. Was meint ihr?“

Der Bauer hatte mit zwei Fingern unter seinem Hute so ein wenig herumgekrakt, er wußte auch nicht recht, sollte er den Hut abziehen oder auf dem Kopfe behalten; ihn über der Glaze zu lockern, das war jetzt der Mittelweg. „Das schon, Herr Cooperator, daß es in der Kirche gut rasten ist, aber schlafen kann ich auch zu Hause, und den Bombardon hört man eh völlig übers ganze Dorf und wegen der Lehr und Weisung ist mir der Herr halt doch ein bißel gar zu jung. So in diesen Jahren kann der Mensch halt noch nit alles verstehen. Nix für ungut, Herr Cooperator.“

Der Pfarrer hätte auf so schöne Abweisung wohl etwas zu entgegnen gehabt, doch er dachte nur: Auch wieder einmal ein Altersproß.

„Behüt Gott Funk! Laßt es euch gut gehen!“ sagte er und schritt wegzhin.

Darauf verstrich ein Weilchen. Der Funk gieng nicht in die Kirche und der Cooperator forderte ihn nicht auf. Der Mann, dachte er, ist schon alt genug, um zu wissen, was noth thut.

Da war es einmal im Spätherbst, als der Funk in seinem Baumgarten gerade meßgerte, daß der Cooperator des Weges kam, stehen blieb und die fette Sau bewunderte.

„Da gratulir ich“, sagte er, „die gibt mindestens drei Centner.“

„Ei, was versteht denn ihr von der Sau!“ gab der alte Bauer unwirisch zurück. Bei der Arbeit dreinschwagen, das hatte er nie leiden mögen.

„Nun so wünsch ich bloß, daß sie so viel wiegen möge“, entgegnete gelassen der Pfarrer und gieng weiter.

Als es nachher aber zum wägen kam, begann der Funk den Kopf zu schütteln. Er hieng den Gewichtsklumpen nicht weniger als dreimal an die Wagstange — und allemal dasselbe. Genau drei Centner! Muß doch nit so dumm sein der Cooperator. Wenn er schon davon was versteht, was nit in sein Handwerk schlägt, da wird er in seinem Fach nit der ungeschickteste sein. Wahr ist's, wer sich bei der Sau so gut auskennt, dem kann man auch die Seel' anvertrauen.

Und gieng von da an in die Kirche.


 Bücher.
 

**Die Numme Seele.** Ein Märchen aus der Innenwelt von Hugo Schwerdtner. (Wien. Braumüller. 1901.) Wir haben einen „Jungen“ vor uns, einen Mann der Seceſſion, des Symbolismus, der gehämmerten Sprache . . . aber, ſo wenig umfangreich die Dichtung iſt, einen Jungen von zweifelloſer Begabung, der volle Beachtung verdient und noch von ſich reden machen dürfte. „Das unſichtbare Weben des Gemüthes, das Sproſſen, Blühen einer jungen Seele, vom erſten Strahl der Liebesſonne jäh erweckt, das iſt der Inhalt dieſer Schrift“, die, arm an äußerer Handlung, der Menge unverſtändlich bleiben dürfte, den Kenner aber als meiſterhafte Seelenanalyſe entzücken muß. Der Verfaſſer iſt, ſo viel wir wiſſen, Arzt. In ſeinem Erſtlingswerk hat er ſo zu ſagen ſeine eigene Seele auf den Seciertiſch gelegt und ihre ſchwächſten Zuckungen beachtet; denn dieſer „Parcival“, der ausgeht, den heiligen Gral zu ſuchen, iſt er ſelber und der Gral iſt die Liebe, die der Seele die Sprache gibt. Und wie des Dichters Seele nunmehr die Sprache beherrscht! Sie iſt Muſik vom erſten bis zum lezten Worte, ſie fordert den Recitandovortrag und wandelt ſich im Aufquellen der Stimmung von ſelbſt in die Rhythmik des Liedes. Die beigegebenen Lieder ſind echte Perlen und laſſen auch vom Lyriker Sch. Bedeutendes erwarten. Die Ausſtattung, die der geiſtesverwandte Künſtler B. Löſſler unterſtützte, ſteht ſelbſtverſtändlich auf der Höhe der Zeit, hält ſich aber mit Geſchmack von den Schrullen der verſtiegenſten Neuerer fern, deren Schriftzeichen niemand leſen und deren Bilder niemand deuten kann. J. Wichner.

Die Öſterreichiſche Verlagsanſtalt Linz, Wien, Leipzig, bekannt als Hort und verdienſtvoller Förderer der „Provinzluſt“, legt eine Reihe neuer Bücher in geſälliger Ausſtattung und beſonders ſchönem Drude auf:

**Monologiſche Dichtungen** von Adolf Karl v. Ettmayr. Situationslyrik nennt ſie das Vorwort, mit kurzen Scenerien, die dem Vorleſer und der Stimmung dienen. Aus dem Buche ſpricht ein feiner Geiſt, ein ganz eigenartiges, leidenschaftliches Gemüth, deſſen formvollendete Strophen nie das Richtmaß edler Schönheit überſchreiten.

**Abendlied.** Von M. K. v. Stern. Ein Reigen neuer philoſophiſch abgeklärter und herzwarmer Gedichte des geiſtvollen Wanderers,

der trotz des Vornamens „Maurice“ zu den beſten deutſchen Lyrikern zählt.

**Anſa Landl, Da Moſſſchädl.** Zwei hübsch illuſtrirte Bände löſtlicher Mundartdichtung von Franz Höning, die mit ſchlagender Wirkung das oberöſterreichiſche Volksleben ſchildert. Der Verlag hat ein Ubriges gethan, indem er den Verfaſſer durch beſonders hübsche Ausſtattung ſeiner Werke ſeinen anderen Autoren vorzog.

**Andre Hofer.** Schauſpiel in vier Aufzügen von Franz Kranewitter. Der Tiroler Held in Holzſchuhen. Das vollſechſte Hoferbild der reichen Tiroler Literatur, wahr in allen Zügen und Motiven, wuchtig, ergreifend in ſeiner ſchlichten Größe.

**Das neue Dorf** von J. Hafner und O. Weilhart, **Und Friede den Menſchen** von L. v. Ficker. Zwei erſchütternde Dramen des Ringens gegen clericale Unduldsamkeit. Beide geſchickt und wirkungsvoll durchgearbeitet, leider in unſeren Tagen kaum aufführbar.

**Vogelſang.** Hübsch erfundene, ſehr anſprechend und lebendig erzählte Märchen aus dem Wienerwalde von W. A. Hammer.

**Weinländer.** Treffiſſigere Geſchichten voll Humor und Anſchaulichkeit von J. G. Frimberger. Das Volk der „Hauer“ wie es lebt und lebt. Der durch ſeine mundartlichen Gedichte bekannte Autor iſt auch ein vollwertiger Erzähler.

**Die Perlen der Chloë.** Eine Perlenschnur fesselnder Erzählungen und Skizzen in genialer Darſtellung von Arnold Hagenauer. Das iſt die herbe großzügige Weiſe, die eines Gottfried Keller würdig iſt.

**Gute und ſchlimme Frauen** von P. v. Schönthan, **Staub** von Ph. v. Bittersdorf. Geſammelte Feuilletons, deren graziöſe leiſtfluſſige Form ernſten und ſchalkhaften Vorwürfen ein williges Leſepublikum ſichert. H. K.

**Bergweigerln.** Gedichte in oberbayeriſcher Mundart von Wilh. Duſch. (Stuttgart, Ad. Bonz.) Ein reizend ausgeſtattetes Bändchen, das lyriſche Klänge und eine große Anzahl luſtiger Anekdoten enthält. Der Autor wird ſich größeren Erfolg ſichern, wenn er die noch häufig auftretenden hochdeutſchen Formen durch ſichere Beherrſchung der Mundart vermeidet. F.

**Der Hubmair Franzl.** Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Waldviertel von Paul Wallner. (Graz. Utr. Moser's Buchhandlung. 1902.) Der Verfasser dieser Bauerngeschichte offenbart eine ertledliche Gestaltungskraft und weiß in die Gründe des Volkes zu dringen. Dem starken Realismus steht ein idealer, stark tendenziöser Zug gegenüber. Hinter dem Namen Paul Wallner dürfte eine Persönlichkeit stecken, die sich übrigens mehr um sociale Fragen, als um Poesie bekümmert — was übrigens den Wert des Buches wenig schmälert. R.

**1500 Hendl-Bändchen!** Die von uns in ihren Neuerscheinungen oft besprochene Hendl-Bibliothek der Gesamt-Literatur überschreitet mit der nächsten Tage zur Ausgabe gelangenden neuen Serie die Zahl 1500. Der Verlag ist seinem Plane in Bezug auf den Inhalt unverrückbar treu geblieben. 1886 begonnen, haben seitdem jährlich 100 neue Nummern das Unternehmen auf seinen gegenwärtigen imposanten Stand gebracht. Jedes einzelne Bändchen ist sprechender Zeuge für das Programm: dem deutschen Volke in guten wohlfeilen Ausgaben das beste der Literaturen aller Völker zu vermitteln und einmüthig hat die Presse anerkannt, wie sehr dies dem vom literarischen Feinsinn geleiteten Unternehmen gelungen ist. Die Wahl des Inhalts für die Jubiläumsnummer 1500 bethätigt dies von neuem. Sie bringt eine vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß zusammengestellte Auswahl von Ahlands Gedichten für Schule und Haus. An die Jubiläums-Nummer schließt sich wieder ein Band wissenschaftlichen Inhalts an: „Der Koran“. Daneben steht ein dritter Band des Holländers Multatuli: „Walther in der Lehre“. Den Beschluß macht ein vaterländisches Drama „Kaiser, König und Bürger“ von Wilhelm Penzen. V.

#### Büchereinlauf.

**Bergbauern und Stadtleut'.** Geschichten aus den Alpen von Rudolf Kleinede. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

**Heimkehr.** Schauspiel aus den Tiroler Bergen in drei Acten von Margaret von Dertzen. (München. Rudolf Mohr. 1901.)

**Sündige Rechte.** Drei Einacter von Albert Dieber. (Dresden. Piersons Verlag.)

**Eine Frühlingsliebe.** Dichtung von Frig Sänger. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Maxim Gor'ki.** Ein sonderbarer Leser. Wanderung eines Teufels. Drei Skizzen. Deutsch von P. Jakoffleff. Mit Buchschmud von F. D. Behringer. (Leipzig. Richard Wöple. 1901.)

**Ingrid.** Von Selma Lagerlöf. Übertragung aus dem Schwedischen von Karl Oberländer. (Stuttgart und Wien. Josef Roth'sche Verlagshandlung.)

**Kaiser Friedrich und Marc Aurel.** Eine Vergleichung von Friedrich Crönert. (Halle a. d. S. Otto Gündel.)

**Meine Erinnerungen an Anton Bruckner.** Von Karl Grubi. (Wien. Friedrich Schalk.)

**Am Kreuzwege!** Katholisch oder evangelisch? Wohin sollen wir gehen? Ein Wegweiser für allerlei Christenvolk. (Schlesien. Pfarramt Würzburg.)

**Der ausgekniffene Jesuit.** Eine lehrreiche Beleuchtung clericaler Kampfweise und ultramontaner Argumente. Zugleich Antwort auf den „abgetrumpften Ferk“, der in Wahrheit gar nicht abgetrumpft wurde. (Graz. Verlag der Ortsgruppe Graz des Vereines der Altkatholiken in Oesterreich. 1901.)

**Noch-Rationalismus für Kranke in Stadt und Land.** Nach Krankheiten, Diätzetteln und Kochrecepten alphabetisch geordnet. Von Dr. Alfr. Baur. (Stuttgart. Muth'sche Verlagshandlung. 1901.)

Wer Verwandte oder Bekannte auf dem Lande hat und ihnen wohl will, laufe ihnen die beiden Bücher: **Granulweirpest, Goldmagerdorf.** Ein Beispiel, wie ein Dorf abwärts und wie es wieder aufwärts kommt. Zu haben von F. Achaz in Graz, Lagergasse 8.

**Der Demmering und seine Umgebung.** Achtundsechzig Ansichten, Naturaufnahmen. Begleitwort von Gerhard Bach. (Wien, J. Löwy, 1901) — soweit wir das wüthend secessionistische Titelblatt zur Noth zu entziffern in der Lage waren.

**Führer durch Gili und Umgebung.** Von Th. Fürstbauer. (Gili. Frisch Rasch. 1901.)

**Die** Vorstehend besprochene Werke etc. können durch die Buchhandlung „Reklam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Postkarten des „Heimgarten“.

**W. W. Linz:** In Ihrer Sache hat bereits Tolstoi ein gutes Wort gesagt. Er schrieb an einen Freund: „Mein theurer Freund! Ihr Brief hat mir großes Vergnügen bereitet. Besonders gut finde ich es, daß Sie mit sich selbst unzufrieden sind. Das ist das einzige Mittel, moralisch vorwärts zu kommen. Was das Heiratsproject betrifft, so kann ich nur wiederholen, was ich bereits oft gesagt habe und wovon ich fest überzeugt bin, nämlich daß der, der sich nicht zur absoluten Keuschheit aufzuschwingen vermag, gut thut, sich mit dem festen Entschluß zu verheiraten, seine Frau bis zum Tode nicht zu verlassen. Nehmen Sie sich nur davor in Acht, sich nicht durch das sinnliche Element der Ehe fortreißen zu lassen, das heißt eine Frau zu nehmen, deren Überzeugungen von den Ihrigen abweichen und die nicht genügend Demuth und Zuneigung für Sie besitzt, um die Ihrigen anzunehmen.“

**J. W. Graz:** Ja, Jedermann sollte den von Zeitungen etwa über ihn gebrachten Unrichtigkeiten kurzer Hand und scharf entgegen treten. Das beste Mittel, manchen Journalisten ihre üppige Phantasie abzugewöhnen.

\* Vielfach beklagt man sich, daß Zuschriften an mich nicht beantwortet werden. Ich habe dafür keine andere Entschuldigung als die Unzulänglichkeit meiner Zeit und meiner Kraft. Es bedürfte einer halben Ewigkeit und einer mehr als fürstlichen Macht, alle die Anfragen und Anliegen zu befriedigen, die an mich Tag für Tag herantreten. Dinge von weiterem Interesse können eventuell im „Heimgarten“ Antwort finden.  
R.

**H. S., Frankfurt:** Sie werden nicht ganz Unrecht haben mit Ihrer Meinung über „Kindermärchen“: „Nur wenige können wohl fabulieren und zumal wir abgearbeiteten Großstadt-Geschäftsleute nicht. Bekommt man nun Kinder, so sucht man mit Märchenbüchern sich auszuhelfen. Das geht gut, so lange ein Kind nicht lesen kann, lernt es nun aber, wie der unserige von selbst ohne Anleitung, lesen, so nimmt es die Bücher selbst zur Hand und sagt: Papa, du hast das und jenes weggelassen und anders erzählt. Das will man nicht gerne von einem 5—6jährigen Kinde hören. Bei uns in Deutschland

sind die besten Märchenbücher die von Gebr. Grimm und die von Lud. Bechstein. Nimmt man nun diese Bücher zur Hand, so findet man u. a. das „Fürchten lernen“. Ein Küster wird die Treppe heruntergeworfen und bricht sich das Bein — vom Galgen und daran hängenden Gerippen ist die Rede — von Halbmenschen, die aus dem Schornstein fallen — Todtenköpfen als Kegellugeln u. a. mehr. — Ein König sagt, daß er seine zwölf Söhne umbringt, wenn das dreizehnte Kind kein Mädchen ist. — „Der gute Handel“ und „Die kluge Else“ sind dumm. — Im „Fälscher-Vogel“ werden Frauen zerhackt und in Schüsseln aufbewahrt. — Im „Bruder Berthuer und Bruder Sparer“ verliert letzterer sein Geld und wird deshalb verspottet. In einem anderen wird der „Faulste“ der König! Dann wird zur Strafe in einem weiteren eine Frau in ein Faß mit eingeschlagenen Nägeln den Berg heruntergerollt. Sind das Sachen für kleine Kinder und gehören solche Dinge in ein Märchenbuch? Wenn Sparsamkeit verspottet wird und die Faulheit verherrlicht, so wirkt dies doch nicht erzieherisch! Es scheint mir fast, daß die Herren Grimm und Bechstein zu sehr Großstadtmenschen waren, zu gebildet, um noch richtig natürlich sein zu können; zu wenig mit der Natur in Verbindung, um kindlich denken zu können.“ Was die Verspottung des Geldes anbelangt, so hat das einen tieferen Sinn und ist mehr für Erwachsene, als für Kinder.

**A. H., Graz:** Wüßten keine bessere Antwort, als die Bemerkung der Gabriele Reuter in der „Zeit“: „Eine geistig nicht besonders begabte Person, die aber von heiterem gleichmäßigen Temperament und gültigem Herzen ist, wird voraussichtlich ihre Kinder besser erziehen, als eine gescheite, aber nervös überreizte und launenhafte Frau. Was nützt das klarste Wissen, die schönsten, edelsten Grundsätze, wenn man nicht die Charakter- oder Nervenkraft besitzt, sie von morgens sechs bis abends acht Uhr und wie oft auch noch in der Nacht in die That — nein, in tausend und abertausend kleine und große Thaten umzusetzen! Und das unaufhörlich, ohne je zu ermüden, gerade in den Jahren, in denen die Frau auch körperlich am stärksten in Anspruch genommen wird. Alle Erziehung ist in erster Linie Selbsterziehung des Erziehers.“

(Geschlossen am 15. September 1901.)



der Witwe schwarz weit besser stehen würde als weiß. Denn sie wird sehr traurig sein — wie kann man denn da ein weißes Kleid tragen mit rosenrothen Bändern, dieweilen sie in die Kirche geht, oder im Walde Holz sammelt, wo die Jäger sind. Nein, das thut sie nicht, sie wird sich kleiden wie sie will. Oder soll sie etwa anfangen, den Willen ihres Mannes zu erfüllen, gerade wenn er todt ist?“

Aber eine alte Ruhme hatte sie und die behauptete, mit einem letzten Willen ließe sich nicht spassen. Wenn sie die Wirtschafft erben wolle, so müsse sie auch die Bedingung erfüllen, das sei einmal in der ganzen Welt so und den größten Narren wird der letzte Wille befolgt, wenn eine Erbschafft dran hängt.

„Nein, ich will mich nicht lächerlich machen mit dem weißen Kleid. Dieser Bösewicht! Eine arme verlassene Frau, die so keine andere Freude mehr hat auf der Welt, als das bißel schwarz. Just zusleiß thut er's, dasß er mich nach dem Tode noch peinigen kann! Nein, ich trag's nicht, das weiße Kleid! Ich trag's nicht!“

„Aber Narrchen“, sagte die alte Base, „so möcht' ich doch wissen, warum du gerade das weiße Kleid nicht sollst tragen wollen. Er jagt ja nicht, dasß du's auswendig mußt tragen. Trag's einwendig!“

Das sah anders aus. Jetzt, wenn's nur schon dran wär'!

„Liebes Weib“, sagte er dann eines Tages, „du würdest es schon gern sehen, dasß ich abtrage. Muß nur noch um ein paar Wochen Nachsicht bitten. Die goldene Hochzeit möcht' ich halt noch gar so gern mit dir begehen. Weil wir halt so viel glücklich miteinander haben gelebt.“

„Geh, hör mir auf und puß dich nicht!“ rief sie aus. „Wo du mir die ganze lange Zeit her das Leben hast sauer gemacht. Und jetzt möchtest dich prahlen mit dem Glück. Na, mach' du deine goldene Hochzeit nur allein, ich thu' nicht mit.“

„Wirst eh recht haben“, antwortete er. „Müssen überhaupt erst sehen, ob wir den Tag erleben.“

„Mir ist's alle Tag' recht“, sagte sie trübielig, und meinte natürlich das Sterben. „Ich hab' genug, will endlich einmal Ruh' haben.“

Es war schwer für ihn, das Lachen zu verhalten. Sie, die seit fünfzig Jahren täglich ihren Stecken vom Baum brach — sie will Ruh' haben!

„Vielleicht findest sie bald“, sprach er. „So oder so. Nur nicht verzweifeln. Der Herrgott wird dich schon erlösen.“

„Natürlich“, loderte sie auf, „das wär' dir halt recht. Kannst wohl schon nicht erwarten, bis mich der Herrgott zu sich nimmt. Hast dir sicher schon eine andere hergerichtet. Ich unglückliches Weib!“ Ihre Finger krümmten sich, er eilte rasch zur Thür hinaus. Dort sagte er für sich: „Wenn eins gescheit ist und das andere dumm — dann gehts.“

Sie hörte es. „Wer ist dumm?“



„Aber, Weibel, wer denn? Das ist doch keine Frage! Ich bin dumm.“

Sie wendete sich ihrer Muhme zu, die am Ofen saß und Garn auf die Spule wand. Gehobenen Kopfes, mit triumphierendem Gesichte schaute sie um sich. Siegerin, wie jeden Tag!

Aber die Woche endete nicht, ohne daß etwas geschah. An jenem Abende waren sie im Zimmer beisammen. Die Muhme spulte Garn, das Eheweib spann und der Joachim saß auf dem Dreifuß und nagelte einen Bergschuh. Es begann schon ein wenig zu dunkeln, der Alte rückte den Dreifuß näher ans Fenster, um an der Ferse noch die letzten Nägel eintreiben zu können. Das geschah aber nicht, der Hammer fiel zu Boden und der Joachim lehnte sich an die Wand zurück.

„Stanzl!“ sagte die Muhme leise, „du Stanzl, schau! Was thut er denn?“

„Ja, allemal!“ antwortete das Eheweib, „sobald eine Wolke für die Sonne geht, ist's bei dem Feierabend. Man muß ihn einsalzen, daß er nicht zu sinken anhebt vor Faulheit.“

„Wenn's nur nit gar was anderes ist!“ sagte die Muhme und stand auf. „Es scheint, Stanzl, du wirst das weiße Kleid anlegen!“

Das Eheweib schob nun das Spinnrad beiseite, eilte zu ihrem Mann und sah, daß er im Sterben war. Er lehnte am Brett, er verzerrte den Mund, die Augen giengen ihm über, in der Kehle gurgelte das Todesröcheln.

Die Muhme zündete rasch die Kerze an — das Sterbelicht, die Ehefrau fuhr mit feuchtem Lappen über sein Gesicht und redete auf ihn ein. Er hörte nichts mehr, die Augen brachen ein.

„Kennst mich denn nicht, Joachim?“ rief sie. „Ich bin bei dir! — Ich, dein treues Weib. Hörst du es? Aber Mann, um's Himmelswillen! Wirst mich doch nicht verlassen! Jetzt auf einmal! O heilige Kathrina, halt ihn fest, lass' ihn nicht sterben! Joachim! Willst denn fort von mir? Was hab' ich dir denn gethan, du lieber Mann, daß du mich willst verlassen! Nur ein bißl bleib' noch bei mir und lass' mich nicht allein auf der Welt. Schau, du bist ja mein Lieb! Ohne deiner kann ich nicht leben, bist mein Lieb, mein einziges Lieb! — Willst denn richtig schon gehen? So nimm mich mit dir, Joachim, mein Joachim! Nimm mich mit! Nur einmal noch schau mich an! Ich bitte dich gar schön, thu' mich nicht verlassen. Es ist ja nur eine Ohnmacht, du wirst mir noch einmal munter! Gelt, Joachim, du wirst mir noch einmal munter! Ich weiß ja nichts, ich kann mir ja nicht helfen.“ Laut schrie sie ihm ins Ohr: „Wo ist denn 's Geld aufgehoben? In der Ledertruhen? Im Heu? Sag' doch noch ein Wort! Oder ist's im Schüttkasten? Nur einmal noch komm' zu dir selber. Fünzig Jahr' bist mir

herztreu gewesen und jetzt willst mir keine einzige Stund' mehr schenken! Verlass' mich nicht, mein lieber Mann, thu' mir das nicht an, dass du mir willst sterben!"

So klagte sie laut und ungestüm, schaute hilfsuchend nach der betenden Muhme, streichelte zärtlich den Joachim — dieser ließ Hand und Kopf hängen, wachte nicht mehr auf, schaute sie nicht mehr an — war todt.

Als die traute Ehefrau Constantia endlich dran glauben musste, hat sie ein bisschen geweint. Dann fuhr sie sich mit dem Ärmel über das Gesicht, trat fest auf den Boden und sagte hart und gelassen: „So, jetzt wär das auch vorbei, jetzt gibt's zu thun.“

Sofort entwarf sie den Plan. Sie geht ins Dorf zum Pfarrer und lässt läuten. Die Muhme muss zum Bäcker, zum Fleischer, das Todtenmahl zu bestellen. Der Todte bleibt liegen auf der Bank, wie er hingesunken ist. — Was zieht man denn gleich an, als Witwe? Das weiße ist ja noch nicht fertig. Aus dem Kasten das bessere Gewand. Trauer? Ist am ersten Tag noch nicht Sitte. Also das gewöhnliche braune Kleid mit den rothen Tupfen. Man soll nicht finden, als wäre sie vorbereitet gewesen. Aber auch zu glatt und nett soll sie sich nicht machen. Der Schreck, der Schmerz muss auch auswendig zu erkennen sein. — Eine Viertelstunde später klappt die Thür zu und der Todte ist im Hause allein.

Wie er es merkt, sie wären fort, hebt er sachte den Kopf und stemmt sich auf den Ellbogen. Dann reibt er sich mit der Hand das Kinn, die Wangen, die Stirn und murmelt: „Teufel, das ist schwerer, wie ich mir's vorgestellt hab'. Wie sie mir herumgefahren ist im Gesicht mit den nassen Bragen! — Aber im Grund ist sie halt doch eine arme Haut. Geweint hat sie wirklich — das hätte ich mir nicht verhofft. Na — ungeschickt gelegt hab' ich mich.“ Er saß auf und rieb sich das Bein. „Ganz der Fuß ist mir todt worden.“ Dann stieg er auf's Fleß, gieng hin und her und war erstaunt über das Ereignis, das er nun erlebt hatte. Es war finster geworden, aber Licht brauchte er keines anzuzünden, da brannte seine Sterbekerze. Das ist unheimlich, er zündete einen Leuchtpan an und löschte die Kerze aus. Er gieng zum Herde, ob er nicht Feuer machen sollte. Dass es heimlicher werde. Auch fröstelte ihn. — Über den Rücken rieseltes so sonderbar — wie Schüttelfrost. Pfui! Und keine Luft ist im Zimmer. Ein Fenster auf. Im Dorfe läuten sie. Was läuten sie denn im Dorf? Dass es so schauerlich sein kann, wenn man im Hause allein ist! Er will zur Thür hinaus, die zitternden Beine stolpern an der Schwelle, er fällt zusammen. Liegen bleiben darf er nicht, japperlot, das wär' gefehlt. Am Ende —! Am Ende behält sie auch diesmal wieder recht. — Er erhebt sich taumelnd, mit schüttelndem Körper trachtet er seinem Bette zu.

Nach einer Stunde kommt die Ehefrau mit den Nachbarinnen. Während sie Licht macht, ruft sie aus: „O meine lieben Leute, seht, da liegt er mir!“

Aber er lag nicht dort, wohin sie zeigte.

„Du erlaubst schon, Stanzl“, redete er aus dem Winkel zwischen schlotternden Zähnen hervor, „ich bin ins Bett gegangen. Da stirbt sich's kamodter.“

Natürlich ein Aufkreischen in der Stube und hinausstieben die Weiber zur Thür.

So hatte Joachim Zeit zum Überlegen, wie er sich nun herauswinden wollte. — Gesehen hatte er die Wirkung seines Todes — das war so eine Art Achtungserfolg gewesen. Weiter presstierte es ihm nicht. Wenn man die Leute zum Narren hält, läßt sich die närrische Welt zur Noth ertragen.

Es dauerte hübsch lange, wie sie ihn so allein ließen. Das ertrug sich jetzt recht gut, seine Todesangst hatte sich bei dem Wiedersehen mit seiner Gesponsin wieder in die Schelmerei umgewandelt. Und als sie dann erschienen, die Stanzl, die Ruhme mit den Nachbarinnen und Nachbarn, und als sie ihm mit dem Span ins Gesicht leuchteten, da reichte er ihr die Hand entgegen: „Weil du gar so fleißig gebetet hast, meine gute Stanzl, daß ich doch noch einmal zurückkommen soll — schau, da bin ich halt wieder.“

„Um eine glückliche Sterbstund betet man, alter Tepp!“ rief sie und die Sache war wieder auf der altgewohnten Höhe.

Drei Wochen später haben sie die goldene Hochzeit gefeiert, wobei die ganze Gemeinde tief gerührt war, mit Ausnahme des Hochzeitspaares. Sie brummte fortwährend über ihren Mann und that, als hielte sie ihn für den Schlechtesten. Er aber — hielt sie zum besten.

Er lebt heute noch, weiß als alter Mann viel zu erzählen. Besonders gern erzählt er das Erlebnis — seines Todes.

## Wie ich mir eine Gehilfin erwählte.

Von Otto Klein.<sup>1)</sup>

Lieber Freund!

**W**eine Verlobung hat Dich also überrascht und in nicht geringes Erstaunen versetzt? Offen gestanden, das habe ich erwartet. Wie konntest Du vermuthen, daß ich hartgesottener Junggeselle zu einer solchen That mich aufschwingen würde? Ja, sie ist wirklich und wahrhaftig

<sup>1)</sup> Aus dessen „Allerlei Ernstes und Heiteres.“ Braunschweig. Richard Sattler. 1901.

gethan. Ich bin verlobt mit dem besten Mädchen der Welt und werde den zweiten Schritt, mit dem ich die geheimnißvollen Gefilde der Ehe betrete, dem ersteren in nicht langer Zeit nachfolgen lassen.

Worauf sollen meine liebe Marie und ich noch warten? Raum ist in meiner Hütte vorhanden, die Ausstattung in Kürze vollendet, und meine Praxis, wie Dir bekannt, nicht gering, also daß wir uns recht und schlecht gemeinsam durch das Leben schlagen werden.

Nun soll ich Dir ausführlich schreiben, „woaus ich tau de Fru kam“. Mein lieber Alfred, das ist leichter gefragt als beantwortet. Die Antwort dürfte etwas länglich gerathen, und mir einige Stunden rauben, die ich, frei herausgesagt, lieber an der Seite meiner minnißlichen Frauen zubringen möchte, als hier auf dem Schreibstuhle. Na, was thut man nicht einem alten Freunde zu Liebe?

Ich will zurückgreifen in die nahe Vergangenheit und Punkt für Punkt Dir vor Augen führen, bis zu dem Moment, wo . . . wo ich eben tau min Mariken kamen was.

Es werden drei Monate her sein, daß ich mein Personal durch Einstellung einer Stenographistin und Telephonistin zu vermehren mich genöthigt sah, woraus Du, nebenbei gesagt, auf die Blüte meiner Rechtspraxis schließen kannst. Ich setze in die Zeitung ein entsprechendes Gesuch und erhalte nicht weniger als 33 Angebote, von denen ich eine kleine Zahl als unbrauchbar sofort ablehne.

Was war zu thun und wie sollte ich eine Auswahl treffen, da die eingegangenen Schreiben meist nur Namen, Wohnung und die Bereitwilligkeits-Erklärung zur Annahme der Stelle enthielten? Nur einer dieser Briefe, der eine peinlich correcte, schöne Handschrift aufwies, fiel mir angenehm dadurch auf, daß er in flüchtiger und zartester Weise Familienverhältnisse berührte, die es der Schreiberin zur Pflicht machten, Stellung zu suchen.

Guter Rath war theuer und so entschloß ich mich, die Auslese von Angeficht zu Angeficht vorzunehmen. Ich richtete an die Bewerberin ein höfliches Schreiben mit der Bitte, an einem bestimmten Tage nachmittags 4 Uhr in meinem Bureau zu persönlicher Vorstellung und Besprechung zu erscheinen.

Der Tag kam. Von dem Thurme der Magdalenenkirche hallten die vier schweren, wuchtigen Glockenschläge und ich trete in mein Arbeitszimmer.

Ich muß Dir gestehen, alter Freund, daß mir etwas sonderlich und eigen zumuthe war, als ich plötzlich unter all diesen, theils hübschen, theils häßlichen, theils großen, theils kleinen, theils zierlich gepuhten, theils einfach gekleideten Mädchen stand und zur Wahl schreiten sollte. Paris hatte es jedenfalls leichter gehabt, als er den Apfel der Schönsten

reichte, denn seine Augen waren die Preisrichter, ich aber durfte die meinen nicht dazu machen, sondern wollte streng und gerecht der Tüchtigsten und Bedürftigsten die Stelle zuerkennen.

Was hättest Du gethan, Alfred? Nun jedenfalls zuerst dasselbe wie ich: eine kurze Begrüßung, einen Dank für freundliches Erscheinen, einige Entschuldigungsworte wegen der Eigenart meines beabsichtigten Wahlvorgehens, und sonstige Redensarten wie man sie im Leben bei solchen Gelegenheiten als conventionelle Phrasen nur zu häufig gebraucht. Ich überzähle die Schar der Lämmlein, die ich in gute und schlechte scheiden will: 23 sind erschienen.

Nach einer kleinen Berlegenheitspause entwickle ich in ausführlicher Weise meine Anforderungen, rede von Arbeit und Arbeitszeiten und wende mich an die mir eifrig zuhörende Gesellschaft ganz unvermuthet mit den Worten:

„Meine Damen, nachdem Sie soeben gehört haben, welche Ansprüche ich stelle, wäre es mir lieb, zu wissen, wer von Ihnen sich mit einem monatlichen Gehalt von etwa 40 Mark begnügen würde. Alle diese bitte ich, auf jene Seite des Zimmers rechts hinüberzutreten.“

Wenige Augenblicke allgemeine Erregung und Bewegung. Als erste schreitet energisch ein stattliches, recht elegant gekleidetes Mädchen auf die angedeutete 40 Markseite. Dieses Beispiel ruft sofort eifrigste Nachahmung hervor. Wie dem Flügelmann der Compagnie reißt sich der größere Theil der Anwesenden jener zuerst Übergetretenen an. Nur ein junges, blasses Mädchen, auf das ich schon vorhin wiederholt meine Blicke hatte lenken müssen, und das in seinem schlichtgrauen, enganliegenden, bejaßlosen Kleide sich vortheilhaft aus der Menge heraushebt, zögert länger und schlägt sich schließlich als letzte zu der „compacten Majorität.“

Und als ich derart die Schäflein gesondert habe, befinden sich 6 auf der einen, 17 auf der anderen Seite. Siebenzehn bieten mir ihre Kenntnisse, Fähigkeiten und Arbeitskräfte für ein Sündengeld von 40 Mark monatlich an!

Wer so sein Wissen und Können verschleudert, den treibt dazu entweder die Noth, oder ein gewisser Wohlstand, oder aber das Bewußtsein geringer Leistungsfähigkeit. Dies bedenkend, trete ich an die Mehrheit heran, erkundige mich hier und dort nach den Verhältnissen und Ursachen, welche die Annahme einer Stellung nothwendig machen, — und richtig, meine Vermuthungen fanden sich bestätigt. Die meisten, Töchter aus guten Familien, aus Lehrer- und Beamtenkreisen, hatten nur deswegen den Gelderwerb gesucht, um sich besser kleiden und puzen und aus ihrer eigenen Tasche die Ausgaben für Vergnügungen, Theater und Bälle in reichlicherem Maße bestreiten zu können als dies die Herren Väter vermochten und wollten.

Nachdem ich die lange Reihe der Mindestfordernden durchgegangen war, wende ich mich an jenes letzte Mädchen, das meine Aufmerksamkeit schon längst erregt hatte und zögernd hinübergetreten war zu der größeren Masse, und von dem ich daher annehmen mußte, daß es, einzig der Noth gehorchend, sich mit der geringen Besoldung einverstanden erklärt hatte.

„Sind Sie vielleicht Fräulein Marie Thielcr?“ Diese Worte kamen ganz plötzlich über meine Lippen, denn in Gedanken hatte ich mir wiederholt gesagt, daß nur dies stille, bescheidene Wesen die Schreiberin jenes Briefes sein konnte.

„Ja, Herr Rechtsanwalt, ich heiße Marie Thielcr.“ Eine leichte Verbeugung und ein Blick aus den großen, klaren, in feuchtem Glanze schimmernden Augen, ein Blick, der mich ganz wundersam traf und aus dem eine Fülle anmuthsvoller Bescheidenheit und echt weiblicher Sanftmuth leuchtete.

„Nun, dann bitte ich Sie, mein Fräulein, auf die andere Seite zu jenen sechs Damen zu treten.“

Wie ein leiser Schreck durchjuckte es die zarte Gestalt der Angeredeten. Schweigend kam sie meiner Aufforderung nach.

Jetzt, mein lieber Alfred, hatte ich nun das weibliche Lager in zwei Parteien getheilt und mußte wenigstens die eine davon vorerst auf gute Art los werden.

„Meine Damen, es thut mir sehr leid, von Ihren Anerbietungen keinen Gebrauch machen zu können, denn Sie werden selbst einsehen, daß derartige Gehaltsansprüche von 40 Mark monatlich nur auf geringen Leistungen beruhen dürften, und überdies sind Sie ja meist in der glücklichen Lage, im Elternhause ein sorgenfreies Dasein zu führen. Besten Dank für Ihr freundliches Anerbieten“ und damit complimentierte ich die sechszehn verdukt dreinschauenden Bewerberinnen aus meinem Arbeitszimmer hinaus.

Nun hatte ich es auf die Zahl von sieben Stellungsuchenden gebracht, und damit war meine Aufgabe erheblich erleichtert.

Ich gehe also mit kritischen Blicken an die weitere Auslese, und siehe da, unter dem Vergrößerungsglase eingehender Prüfung erkenne ich nur zwei der Damen als besonders für mich geeignet und in der That auf Erwerb und Verdienst angewiesen. Diesen verspreche ich, da ich eine sofortige Entscheidung nicht zu treffen vermag, am nächsten Tage meinen Entschluß brieflich mitzutheilen, und athme erleichtert auf, als ich mich wieder allein in meinem Arbeitszimmer befinde. Nicht wahr, bester Freund, Du wirst mir zugeben, es war dies kein leichtes Werk diplomatischer Kunst, das ich vollbracht hatte?

Doch meine Arbeit war noch nicht gethan. Es hieß nunmehr zwischen jenen beiden Auserlesenen abwägen und wiegen; und so oft

ich auch die Wage zur Hand nahm, die Schale mit jenem braunäugigen Mädchen sank allemal tiefer und tiefer. Weshalb also erst bis morgen mit dem Entschlusse warten? Ich setze mich an meinen Arbeitstisch, nehme den ersten besten Bogen Papier zur Hand, schreibe, verschließe das Geschriebene in einem Umschlage, drücke mein Siegel darauf und adressiere an Fräulein Marie Thieler.

Mit diesem Siegel, mein Alfred, hatte ich mein Geschick besiegelt, und an diesem Stückchen Papier hing meine ganze Zukunft, was alles ich damals freilich nicht ahnte und ahnen konnte.

Den Inhalt jenes Schreibens wirst Du wohl errathen. Ich glaube, er hat etwa folgendermaßen gelautet:

Geehrtes Fräulein!

Zu meinem Bedauern sehe ich mich nicht in der Lage, Ihnen für ein Monatsgehalt von 40 Mark die Stelle in meinem Bureau zu übertragen. Sind Sie jedoch Willens, den Posten anzunehmen, so kann dies in Rücksicht auf die von mir beanspruchten Leistungen nur unter der Bedingung geschehen, daß Sie sich mit einem Monatseinkommen in doppelter Höhe einverstanden erklären.

Im Falle Ihrer freundlichen Zusage bitte ich, mir den Tag Ihres Eintritts gefälligst mittheilen zu wollen u. s. w.

Und so ist es denn geschehen.

An einem der nächsten Tage trat Marie Thieler ihre Stelle an und erwarb in ganz kurzer Zeit meine vollste Zufriedenheit und mein ganzes Vertrauen. Ich lernte ihre Familienverhältnisse kennen, bald auch ihre prächtige Mutter, die, seit wenigen Jahren Witwe, auf eine kleine Beamtenpension angewiesen und leider vielfach kranklich ist, — und, bester Alfred, von allem übrigen darf ich wohl schweigen, denn das gehört nur meiner Marie und mir an, und betrifft Dinge, die man tief im Herzen allzeit bewahrt und selbst nicht einem Freunde in nüchternen Worten enthüllt.

An dem Tage, da unsere Herzen den Bund fürs Leben schlossen und einen immerwährenden Contract eingiengen, löste ich das anderweite contractliche Verhältniß, welches mich mit Fräulein Thieler verband, — und aus dem Fräulein Thieler ist meine herzliche Marie geworden und wird bald mein noch lieberes Weibchen.

Und nun, alter Junge, laß es genug sein für heute. Komme bald und schau Dir mein Mariechen an, und wenn Du in ihre sanften, tiefen Augen wirst einen Blick gethan haben, dann gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß auch Du Dich noch einmal bekehrst und folgst dem guten Beispiele Deines alten, getreuen Freundes — —

## Zum heiligen Brunn.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

**E**ines Tages — es war an einem sommerfrohen Pfingstmontage — führte meine Base mich über die Almen stundenlang dahin. Sie trug einen Armkorb mit Brot und anderlei, in der Hand einen Gehstock und einen Rosenkranz, der am Stocke hinabpendelte. Ich trug nichts als ein freudig gehobenes Herzlein, denn wir giengen an einen Ort, den ich noch nicht kannte, der aber nach aller Beschreibung unerhört merkwürdig war.

Wir wanderten nach Heilbrunn. Dort steht hoch am Berge, zwischen Wäldern, eine große Kirche und in derselben ist ein Brunn, der die Kranken gesund macht. Meine Base und ich, wir waren beide gesund, aber die Base trug in ihrem Armkorb bei dem Brot eine leere Flasche bei sich —.

Als wir die Fischbacher Almen hinter uns und den Rosenkranz dreimal abgebetet hatten, setzten wir uns vor einer Waldkapelle nieder und aßen. Die Base hatte ihre blaue Schürze so über die Knie gespannt, daß es einen kesselförmigen Tisch gab, in dem das Weißbrot und der Kuchen lagen. Schon dieser Wallfahrtskuchen mit den süßen Störinthen brachten mich in Weibestimmung, und wie wir früher gegangen waren und gebetet hatten zu Ehren der Muttergottes, so aßen wir jetzt ihr zu Ehren den Kuchen und waren heiter. Und die Base behauptete, der Mensch könne so lustig sein wie er wolle und zeitweise auch ein bißchen thun, was man Schwachheiten nennt, wenn er nur alles unserem Herrgott zu Ehren aufopfere, so sei es ein gutes Werk. So viel ich noch weiß, war dann meine Frage, ob man Gott zu Ehr anstatt auf dem Stein zu knien auf dem Kopf stehen könne und die Füße gegen Himmel recken? „Ei ja freilich, mein Kind“, beschied die Base, „ob du die Hände bittweise gegen Himmel reckest oder die Füße, das wird alles eins sein, wenn du nur einen guten Gedanken dabei hast.“ Gute Gedanken zu haben hielt sie für sehr wichtig, und mir war nicht ganz klar, was sie unter guten Gedanken verstand. Denn ich war schon inne geworden, daß man Gedanken an gute Sachen — böse Gedanken nennt.

Wer weiß, wie tief wir uns noch in die Geheimnisse der Gottverehrung verstiegen hätten, wenn nicht hier ein Weggenosse zu uns gestoßen wäre. Der Kaplan von Fischbach, ein junger Herr mit frischrothem Gesicht, an dem die Wangen zwei Grübchen bildeten, wenn er lachte. Er war



in schwarzem Gehrock und gewichsten Röhrenstiefeln. Ich wäre fast lieber mit der launigen Base allein gegangen; denn mit dem geistlichen Herrn Kaplan zu marichieren, da ist man keinen Augenblick sicher, ob er nicht auf einmal anhebt, aus dem Katechismus auszufragen. Das that er nun aber nicht, im Gegentheil, er erzählte unterwegs Geschichten. Er gieng nämlich auch nach Heilbrunn, um am nächsten Tage dort die Messe zu lesen und Beichte zu hören — als Aushilfe bei den vielen Wallfahrern, die am Pfingstdienstag sich einzufinden pflegten.

„Wenn wir gut anziehen“, sagte er gleich zu uns, „so können wir in einer Stunde schon den Kirchturm sehen. — Wirßt Du wohl so weit laufen können, kleines Bökkel?“

Das Bökkel war an mich gerichtet, und mir wurde ganz heiß in den Wangen ob der auszeichnenden Anrede, die noch dazu ohne jeden Beigeschmack von Katechismus war.

„Und wenn wir ihn auch erst in zwei Stunden sehen“, fügte der Kaplan bei, „er läuft uns nicht davon; die Muttergottes steht auch noch am Abend auf dem Altar und erhört uns, wenn wir nur recht fleißig beten können.“

Da wir also den Alm- und Waldwegen entlang, die bergauf und thalab giengen, mit Weile eilten, so entfaltete sich ein freundliches Gespräch, bei welchem meine Base die Frömmigkeit etwas mehr hervorkehrte, als es ihr vielleicht gerade ernst gewesen, während der Kaplan ganz weltlich plauderte und lachte.

Und plötzlich fragte er: „Kennt ihr wohl auch den Ursprung von Heilbrunn? Nein? Aber der ist ja sehr schön, den muß ich euch doch erzählen.“

Ein zehnjähriger Junge und Geschichten! Ich trappelte nicht schlecht neben seiner dahin.

Der Kaplan erzählte: „Es war vor mehr als zweihundert Jahren. Da lebte in Holland ein reicher Mann. Er konnte aber seinen Reichthum nicht genießen, denn er war stockblind. Alle berühmten Ärzte und alle Arzueimittel wollten nicht helfen, da hat er gemeint, ob ihn nicht unsere liebe Frau helfen könne, wenn er recht fleißig zu ihr wollte beten. Das hat er gethan und darauf hatte er in der Nacht einen merkwürdigen Traum. Er sah eine wilde Gebirgsgegend mit finsternen Wäldern, tiefen Schluchten und hohen Bergkuppen und es träumte ihm, daß er sich sollte aufmachen und ins Land Steiermark reisen. Dort sei im wilden Birg eine Gegend, Djenegg genannt, da werde er an einem Bildnis Mariens einen Brunnen finden; mit diesem Wasser solle er sich waschen, dann würde er sehend werden. Das erstemal gab er nicht viel auf solchen Traum, als ihm aber in der zweiten Nacht gerade so träumte und in der dritten Nacht wieder, da nahm er das für eine Erscheinung und

theilte seiner Frau den Entschluß mit, ins Land Steiermark zu reisen und den Brunnen zu suchen. Die Ehefrau erkannte ebenfalls die göttliche Fügung und beide machten sich auf die Reise. Zuerst wußten sie gar nicht, wo das Land Steiermark liege. Von einem gelehrten Mann erfuhren sie, daß sie über Länder und Länder hin so lange der Mittags-sonne zu reisen müßten, bis sie in die Welt der hohen Berge kämen, die Alpen genannt. Dort würden sie das Land Steiermark wohl erfragen. Also sind sie gereist und nach vielen Wochen in die Alpen gekommen. Das war aber Tirol, sie mußten wieder viele Tage lang gegen Sonnenaufgang wandern, bis sie endlich ins Land Steiermark kamen und in die Hauptstadt Grätz. Dort fragten unsere Reisenden aus Holland nach der Gegend Ofenegg. Ja, die wäre weit hinten in den Bergen und sie sei eine rauhe Wildnis. Wohlgemuth wanderten sie die angegebene Richtung hin, bis sie durch einen hohen Graben hinaufkamen zu dem Berge Ofenegg. Aber dort giengen nun drei schlechte Steige auseinander und sie standen lange da und wußten nicht, nach welcher Seite sie sich zu wenden hätten. Da kam ein Hirtenknabe gegangen, der hatte ein nasses Haar, obschon es nicht regnete. Und als sie den Knaben fragten, weshalb er so nass sei, antwortete er, er käme just vom Bild am heiligen Brunnen, wo er sich das Haupt gewaschen habe, damit sein Kopfweh, an dem er leide, geheilt werde. So hat er sie dahingewiesen. Die Wallfahrer aus dem fernen Holland sind niederkniet vor dem Bild in der Wildnis, der Blinde hat an der Quelle sich die Augen befeuchtet und ist zur selbigen Stunde sehend geworden. Wie er den ersten Blick thut hinaus in die Berge und Thäler, da ruft er aus: O mächtiger Gott, das ist jene Gegend, die ich im Traum gesehen habe! — Solches Wunder hat der geheilte Holländer im Lande weitum verkündet, bevor sie die Heimreise angetreten. Er ist sehend geworden und hat sich des Lebens gefreut. Zum Heiligen Brunnen aber sind Undächtige gekommen von nah und fern, und viele haben dort Heilung gefunden. Bald wurde über dem Brunnen und dem Bildnisse eine Kapelle errichtet, und später ist die große Kirche erbaut worden, zu der wir heute wallfahrten.“

Als der Priester so erzählt hatte, sind wir eine Weile schweigend neben ihm hergegangen, die Base wohl in Verwunderung und Andacht vertunken, ich mit einer Frage auf der Zunge, die sich lange nicht ins Freie getraute. Endlich aber rief ich doch aus: „Ist das wahr?“

Der Kaplan schaute mich über quer an, solche vorwitzige Fragen schien er nicht gewohnt zu sein. Dann antwortete er ganz gemüthlich: „In Heilbrunn kannst du dir die ganze Beschreibung kaufen; ist ja auch die Geschichte vom Holländer dabei.“

Endlich blickte über den Waldrücken die Kirchturmspiße herüber. Da stellte meine Base den Armkorb auf den Boden, nestelte aus dem-

selben ein rothes Wollentuch, um es sich über Achseln und Brust zu legen — auf daß sie vor der lieben Frau im Festgewand erschiene. Dabei hatte sie aus dem Korb die große Flasche, wie man sie schon damals für Sauerbrunnwasser zu benützen pflegte, hervorgezogen, um zu sehen, ob sie nicht etwa Schaden genommen.

„Ah“, sagte der Kaplan, „das ist gescheit, daß ihr Sauerbrunn bei euch habt. Da darf man sich wohl ein wenig den Durst löschen.“

„Sauerbrunn ist halt keiner drinnen“, antwortete sie demüthig, „sie ist halt leer, weil ich beim heiligen Brunn Wasser hineinfüllen und mit heimnehmen werde.“

„Ihr nehmt vom Wasser mit heim?“

„Wenn was krank wird, Lent' oder Vieh, daß man gleich eine Hilf' hat.“

Der Kaplan schwieg, ich glaube gar, er hat den Kopf geschüttelt, als ob ihm die Sache nicht ganz recht wäre.

So sind wir zur Kirche gekommen. Da drinnen war der Brunnen, der in einen Kessel niederplätscherte. Viele Andächtige waren schon da, Männer und Weiber, sie knieten vor dem Altare und an den Bildnissen herum; andere standen in Reihen vor dem Beichtstuhl; andere strebten sachte vor zum Brunnen, um sich Hände und Gesicht zu waschen, mit einem angefettetem Blechschöpfer zu trinken oder Wasser in Flaschen zu füllen. Uner schöpflich rieselte aus dem Gestein die Quelle und hoch oben stand die liebe Frau, von vielen Lichtern umgeben. Während dann ein Priester in goldenem Mantel vor den Altar trat und unter Orgelbegleitung die Litanei gesungen wurde, und während die Vase in der Kirche herumschlich, um die Bildstöckeln zu küssen, stellte ich mich zum Beichtstuhl an. Als ich dahin kam, saß drinnen der Kaplan von Fischbach, unser Reisebegleiter. Das war mir unangenehm, denn das, was ich zu beichten hatte, betraf auch ihn, und es kam etwa gar so heraus, als ob ich an seiner persönlichen Wahrheitsliebe zweifelte. Aber gesagt mußte es werden: Ich sei im Glauben sündig geworden.

„Wie meinst du das, im Glauben sündig geworden?“ fragte er leise durch das Gitter heraus.

„Ich kann nicht mehr alles glauben, was geschrieben steht und was zu glauben vorgestellt wird“, antwortete ich nach der Formel.

Er wendete sich angelegentlicher zu mir und fragte nach den näheren Umständen. Da habe ich ihm zagend einbekannt, den Ursprung von Heilbrunn könne ich nicht recht glauben. Wenn die liebe Frau dem reichen Holländer schon habe helfen wollen, warum nicht gleich in Holland, warum hat er erst so weit nach Steiermark reisen müssen? Und warum wirkt sie gerade bei einem Reichen Wunder, daß er seinen Reichthum genießen könne!“

„Das Vertrauen, mein Kind!“ sagte der Kaplan, „Gott hat sein Vertrauen prüfen und stärken wollen. Wenn du das nicht fassen kannst, so bete fleißig. Die Geschichte ist freilich aufgeschrieben und verbreitet worden, daß sie die Leute glauben sollen. Aber wenn du sie gerade nicht glauben kannst, so ist das Unglück auch nicht gar so groß. Es ist ja kein Glaubensartikel. Nur nimm dich in acht! Wenn's einmal anfängt abzubröckeln, da fallen nachher immer größere Stücke. — Gehe hin und bete drei Vaterunser, drei Ave Maria und den Glauben.“

Dann murmelte er die lateinische Lossprechung und machte mit flacher Hand das Kreuz über mich.

Von der darauffolgenden Nacht ist nichts zu berichten als ein Traum. Den berichte ich aber auch nicht, weil der Träume dummer Bauernjungen wegen doch keine Kirchen gebaut werden. R.

## Die Amtsbrüder.

Ein Bild aus dem steirischen Oberlande.

Aus den Gebirgsschluchten herab springt das Wasser und geht, ins schwarze Steinbett tief gegraben, rauschend durch die Wiese des Engthals. Von dunklen Fichtenbäumen umstanden prangt der Wiese hohes Wildgras im Morgenthau. Stellenweise dampft der Boden und die hochstengeligen Blumen sind noch geschlossen. Eine feuchte Frische liegt im Thale und hoch oben am Berghang ist der blaue Schatten und der helle Sonnenschein durch eine scharfe Linie abgegrenzt. Diese Linie sinkt immer tiefer herab; oben auf der sonnigen Alm gesst der Lustschrei eines Hirten; im schattigen Thale rauscht der Bach, die kleinen Steine glatt überwallend, an den großen munter aufgischend und die triefenden Uferweiden bespritzend.

An diesem Bache steht ein kleines steinernes Haus, mit tiefen Fensterlufen, die kein Glas haben und mit einem schwarzen Schornstein, aus dem kein Rauch aufsteigt. Aus dem Baue steht ein Holzgründel, daran hängt ein Wasserrad in den Bach, aber es bewegt sich nicht. Die Hüttenthür ist zu, von Eisenhantel ist der lange Strick befestigt, an dem eine Ziege gesichert ist. Diese nascht von der Hecke einige Blätter, dann schaut sie mit ihren eckigen Augen betroffen aus über das Wiesenthal, hinauf gegen den Bergvorsprung, hinter welchem die Kirchturmsspitze herüberwinkt. Die Ziege blickt der Hausmutter nach, die den Fußsteig entlang, auf einen Stock gestützt neben dahinwankt gegen das Dörfchen. Ihren Kopf trägt sie mit einem blauen Tuche so eingebunden, daß das grämliche Gesicht halb verdeckt ist. Ein paar Arbeiter, die ihr begegnen,

sagen kurz: „Guten Morgen, Schleiferin!“ Man hört kaum, daß sie dankt. Sie ist den Leuten noch fremd, weil erst seit kurzer Zeit eingewandert. So schleicht sie an der Kirchhofsmauer vorbei, über deren Rand blühende Flieder und schiefe Grabkreuze hängen, so schleicht sie dem Pfarrhose zu. Der hat weiße Wände, helle Fenster und Blumen an den Fenstern. Sie steht ein Weilchen an der Eingangsstufe, als müsse sie Athem fangen, dann tastet sie unsicher nach der Thürklinke.

In demselben Augenblick läutet die Kirchenglocke zur Messe, der Pfarrer tritt aus seinem Zimmer. Eine schlanke Gestalt im Taffettalar, mit der weißen Halsbinde und der Tonsur im schwarzen, kurzgeschnittenen Haar. Ein hageres Antlitz mit scharfen grauen Augen; fast strenge blickt er das Weib an, was sie denn begehre jetzt, da er muß gehen, um Messe zu lesen.

„Das ist die Steinschleiferin. Was willst du denn?“

„Ein Anliegen, Herr Pfarrer“, stottert sie beklommen. „Ich werd' halt ungelegen kommen, jetzt.“

„Vielleicht nachher. Du kannst derweil ja der Messe beiwohnen.“

„Ich will später kommen“, sagt sie heiser und wendet sich abseits. Der Pfarrer blickt ihr nach, sie ist mühselig und scheint Kummer zu haben. Da soll man sie doch anhören noch vor der Messe. Vielleicht kann sie dann ruhiger beten.

„Steinschleiferin!“ rief er ihr nach. „Komm doch herauf. Setz dich ein wenig da auf die Bank. Wenn du nicht allzulange brauchst, so sage mir halt, was du für ein Anliegen hast.“

Sie torfelte heran, er setzte sich zu ihr auf die Bank. „Aber so schnaufen, Frau. Bist du denn so arg gelaufen.“

„Das ist jäh gekommen“, sagte sie nun und schob ihr Tuch etwas zurück von dem Gesicht, so daß die großen traurigen Augen enthüllt waren. „In der heutigen Nacht ist mein Mann gestorben.“

Der Pfarrer legte erschrocken die Hände zusammen. „Der Steinschleifer. Aber mein Gott, er war doch nicht krank!“

„Schon etliche Wochen hat er umgezogen, dahier hat ihm die Luft schlecht gethan, wir haben's nicht geachtet. Erst vor drei Tagen ist's so arg geworden.“

„Aber daß du mich nicht zum Versetzen gerufen hast! So ohne Empfang der Sacramente sterben lassen! Das ist ganz unverantwortlich!“ Der Pfarrer war erregt aufgestanden.

Das Weib blieb sitzen und sagte: „Der Herr Pfarrer weiß es nicht, daß wir evangelisch sind.“

„Evangelisch!“ wiederholte der Priester, sein Wort war nur ein Hauch. „Die Steinschleiferleute evangelisch! Und das habt ihr nicht gesagt?“

„Wir sind nicht gefragt worden. Und haben auch besorgt, daß es uns den Anfang könnte erschweren, wenn's die Leute wissen, daß wir nicht ihren Glauben haben.“

„Und warum kommst du denn jetzt zum katholischen Pfarrer?“

Da knickte das Weib ein und begann zu schluchzen.

Er saß da und blickte sie an. Und da ihr Weinen immer heftiger und kläglich wurde, so legte er auf ihre bebende Schulter seine Hand und sagte: „Du willst für ihn ein Grab haben wollen auf unserem Kirchhof. Schau, das sollst du haben. Nur einsegnen kann ich ihn nicht, das verbietet mir meine Kirche.“

„Geht heut' wieder einmal nix vorwärts!“ rief von der Kirchenecke herab eine schrille Stimme.

Der Pfarrer stand rasch auf. „Mein Küster commandiert. Also, Frau, wenn es sonst nichts ist. Beruhige dich. Ein Vaterunser werde ich auch für ihn beten.“

Sie stammelte ihren Dank. Jetzt sei ihr eine Last ab, daß ihr Mann in christlicher Gemeinschaft ruhen könne. Nach Windedt um den Pastor habe sie bereits die Magd geschickt. —

Und zwei Tage später, da sitzt unter der Linde, die hinter der Friedhofsmauer steht, ein alter Mann in schwarzem Anzug. Ein Handbündel hat er neben sich liegen auf dem Rasen, darauf hin stülpt er seinen Filzhut. Mit dem Sacktuch fährt er sich über's spärliche Haar, er ist müde geworden in der Tageshize den weiten Weg von Windedt her. Nun wickelt er aus dem Papier ein Stück Rauchfleisch hervor und beginnt daran zu kauen, dieweilen er die stille Waldgegend betrachtet, in der er wohl fremd zu sein scheint. Der Pfarrer hat diesen Mann von seinem Hause aus beobachtet, dann geht er die Treppe herab zu dem Fremden und ladet ihn ein, mit ins Haus zu kommen.

„Das Begräbniß“, sagt er, „ist meines Wissens doch erst um drei Uhr. Bishin können Sie sich im Zimmer ja viel bequemer machen, als da auf dem Rain.“

Der Fremde hat sich erhoben und grüßt den Pfarrer höflich.

„Ich irre mich doch nicht“, sagt dieser. „Sie sind der Herr Pastor aus Windedt. Na, dann ist es schon recht, dann machen Sie mir das Vergnügen, Herr Amtsbruder.“

Gar gerührt folgt der evangelische Pastor dem katholischen Pfarrer ins Haus, ins freundliche Zimmer, wo er sich auf dem Ledersofa niederlassen muß. Dann wird Frau Clara gerufen, daß sie ein Glas Wein bringe. Die Wirthschafterin läßt den Hausherrn in den Vorgang rufen. „Aber, Herr Pfarrer!“ sagt sie dort, „Sind Sie denn nicht gescheit? Den lutherischen Pastor! Gott behüte uns vor allem Übel, da kann man lang warten, bis ich für einen solchen Gast Wein bringe!“

„Warten wollen wir aber nicht“, sagt der Pfarrer, „seien Sie bloß einmal so gut, Frau Clara, und geben mir den Kellerschlüssel. Ich will schon selber etwas holen.“

„Es ist das Fass noch nicht angeschlagen,“ sagt die Wirtschafterin.

„Das macht nichts, nehm' ich halt eine von den bestaubten Flaschen.“

Na, da geht sie doch lieber selber und bald haben die beiden Herren ein gutes Glas Wein zwischen sich und führen ein gemüthliches Blandern.

Von kirchlichen Dingen reden sie nicht, wohl aber von der Berg-  
gegend und den Partien, die man da machen könne. Bald stellt es sich  
heraus, daß die Herren große Naturfreunde sind, die von der Alpen-  
thierwelt und von den Steinarten was verstehen. Der Pastor ist ein  
begeisterter Botaniker und der Pfarrer führt ihn nachher in seinen Garten  
und zeigt ihm seltene Bergpflanzen, die er selber ausgehoben hat im  
Gebirge und nun im Garten betreut. Sie besprechen eine Alpenpartie,  
die sie demnächst miteinander machen wollen.

Endlich ist es für den Pastor Zeit, zur Schleiferhütte hinabzugehen,  
wo mittlerweile sich schon Leute versammelt hatten zur Bestattung. Sie  
waren nicht wenig erstaunt, als nun statt ihres Pfarrers ein fremder  
schwarzer Pastor daherkam, um den Sarg einzusegnen. Niemand hatte  
gewußt, daß der Steinschleifer evangelisch gewesen war. Aber niemand  
schlich deshalb jezt davon, alle blieben da und hörten die schönen er-  
hebenden Worte, die der Pastor sprach. Wie er nun einen kurzen Über-  
blick hielt über das Leben des nun still gewordenen Mannes, wie er  
ihn dem christlichen Gedenken der Gemeindegossen empfahl und wie er  
von der Urständ sprach, wo sie dereinst alle als Brüder im Herrn vor  
dem Erlöser stehen werden. — So etwas, meinten sie, müsse nächstens  
doch auch ihr lieber Herr Pfarrer sprechen bei einem Begräbnisse. Noch  
mehr überrascht aber waren sie, als in dem Augenblick, da der Zug sich  
in Bewegung setzte, oben im Kirchturm die Glocken anfangen zu läuten.  
Der Küster hatte sich anfangs geweigert, für einen Lutherischen läute er  
die geweihten Glocken nicht.

„So lasse nur den Strick aus, damit ich läuten kann“, sagte der Pfarrer.

Nein, das thäte sich doch wohl nicht schicken, meinte der Küster  
und läutete selber. Der Pfarrer aber schloß sich dem Leichenzuge an und  
als am Grabe der Pastor das Vaterunser betete, faltete auch er die  
Hände und betete mit. —

Wo ist das geschehen? In einem Thale des Oberlandes steht ein  
Dorf, dort ist es geschehen. Und wann? Heute nicht, das kannst du dir  
denken, mein Leser, auch gestern nicht. Es ist schon längere Zeit her,  
daß so etwas möglich war. Sollte die Kirche wieder einmal christlicher  
werden, als sie heute ist, dann wird's wieder möglich sein.

## Vom Kirchenstreit.

Als im August dieses Jahres in Böhmen, Mähren, Wien u. s. w. die Katholikentage vorbereitet wurden und gleichzeitig auch die Protesttage gegen dieselben, konnte man gespannt sein, was da geschehen würde. Die Reclame war laut, die Tage erschienen. Das Volk lief zusammen und geschehen — ist nichts. Viele schallende Reden hüben und drüben, aber nicht ein einziges bedeutendes Wort. Mit Ausnahme etwa des Geständnisses eines katholischen Pfarrers im Hinblick auf die Los von Rom-Bewegung. „Der Herrgott haut uns nicht umsonst, wir haben es vielfach verdient.“ Dieses Bekenntnis war zur Zeit die einzige That der Clericalen, die gute Früchte bringen dürfte. Alles andere der Versammlungen war längst bekannte Phrase, mehr oder minder pathetisch wiederholt. In all den tausend Köpfen nicht ein urwüchsiger Gedanke, nicht eine erleuchtende Idee, nicht ein packender, weiterhin zündender Ausspruch. Immer und überall die alte Leier: das Geschimpfe gegen die Andersdenkenden, das Verdächtigen und Verleumdern der gegnerischen Kirche, vielfach auf Grund der Einzelsfälle unwürdiger Vertreter, zumeist das Verdammn der Kirche schlechthin. Das ganze Verfahren hüben wie drüben ist ein systematisches Aufreizen zum Haß. Zudem man den Gegner niederzieht, glaubt man seine eigene Kirche zu erhöhen. Dafs wirkliche Erhöhung einer Kirche nur durch praktisches Ausüben ihrer thatsächlichen, ihrer christlichen Vorzüge geschehen müsse — wem fällt das ein? Wohl auch jene Streiter, die aus nationalen Gründen das Unchristenthum der katholischen Kirche bekämpfen, versäumen es, das Christenthum der evangelischen Kirche in Wort und That zu verherrlichen. Sie scheinen mit der evangelischen Gesinnung viel zu wenig vertraut zu sein; für den thatsächlichen Gegenstand ihres Streites, für das Christenthum haben sie zu wenig Interesse, und indem man um die Becher ringt, verschüttet man den Wein.

Wie erringt man denn die wahren, dauernden Siege, nur mit des Gegners Schwäche oder doch auch mit eigener Kraft?

Dieser negative Charakter des heutigen Kirchenstreites hat keine Aussicht auf einen großen, moralischen Erfolg. Der Geist der Verneinung baut das Reich Gottes nicht. Es wirkt einfach abstoßend, wenn ein katholischer Prediger die Übergetretenen wie den Teufel schlecht macht, oder wenn ein protestantischer Redner die katholische Kirche als das abscheulichste Ungeheuer auf der Welt bezeichnet. So machen es nicht einmal die Krämer auf den Jahrmärkten, diese loben wohl ihre eigene Ware, beschimpfen aber wenigstens öffentlich nicht die des Concurrenten. Wenn



es im geschäftlichen Concurrenzkampfe schon nicht angeht, daß einer den anderen geradehin zu beschimpfen, zu schädigen sucht, wie soll das erst im Ringen um das Heiligste erlaubt sein?

Aber das Heiligste, um das geht es den Vorkämpfern ja gar nicht. So viel und echt religiöses Empfinden bei dieser Bewegung im Volke auch zum Vorschein kommt, so tief aus dem Herzen wohl bei manchem der Ruf steigt: Endlich zurück wieder zum Christenthum! — in der Kampfart der vorderen Reihen ist so ganz und gar nichts Christliches zu spüren. Alles Versöhnende wird gemieden hüben und drüben, man will nicht Ritt, man will Scheidewasser — und hat dafür seine Gründe. Wollte man das Äußerliche beiseite lassen, in den Kirchen selbst, als auch im Kampfe, wollte man den christlichen Urgrund der katholischen wie der evangelischen Kirche hervorkehren, man würde sehen, wie nahe sie nebeneinander stehen. So nahe, daß man beide mit einem handbreiten Buche decken kann. In dem Buche „Mein Himmelreich“ habe ich es versucht, ohne Rücksicht auf Politik und Polemik den positiven christlichen Geist der beiden Kirchen in den Vordergrund zu stellen. Was geschah? Der protestantische Pastor hielt es für ein katholisches Buch und der katholische Priester für ein protestantisches. Für ein christliches hielten es die Laien. Das ist bezeichnend für die Parteien. — Was ist denn das Trennende zwischen diesen Kirchen? Immer nur das Weltliche, das Politische und das Formenwesen. Nicht der Glaube. Das apostolische Glaubensbekenntnis, und zwar wörtlich, haben beide Kirchen gemeinsam! —

Wenn der rohe Kampf nur der weltlichen Seite wegen geführt würde, es wäre noch zu verstehen, aber man will das nicht wahr haben. Der katholische Clerus sagt: Wegen Gott! und thut es der weltlichen Herrschaft des römischen Priesterkönigs wegen. Der Protestant sagt auch: Wegen Gott und denkt an weiß Gott was.

„Wegen Gott“ wieder einen Religionskrieg entfachen wollen im zwanzigsten Jahrhundert? Dann hätten wir uns um Civilisation und Sittlichkeit umsonst echauffiert, dann hätten wir lieber auf der Bärenhaut sollen liegen bleiben. Wer die Bestie im Menschen wieder aufweckt — sie ist für alles zu haben. —

Man kann sich kaum ein religiöses Buch mehr denken, das nicht eine Streitschrift ist und wittert in jedem neuen Erbauungsbuch Polemik. Um nochmals auf „Mein Himmelreich“ zu kommen, habe ich in demselben ohne Nebenabsicht gesprochen von meinem persönlichen Verhältnisse zu Gott, das mir eine einheitliche Weltanschauung ermöglicht und gestattet, im Frieden mit den Mitmenschen zu leben, auch wenn sie anderer Meinung sind. Ich lasse jedem seinen Glauben und bekenne den meinen. — Das war nun den kirchlichen Streitern nicht recht. Solche verlangen immer, daß man sich um den Glauben anderer bekümmere, nicht aber um den eigenen.

Als Typus der Gattung ein Convertit im Reiche draußen, der in seinen Streitschriften noch jesuitische Unduldsamkeit mit jungerhafter Rücksichtslosigkeit vereinigt. Der nannte meine religiöse Auffassung, die mir Klarheit, Beruhigung und Zuversicht gibt, etwas pharisäerhaft: „träumerische Verworrenheit, die man nur einem Dichter zugute halten müsse.“ Als ob wir die tiefste und geheimnisvollste Sehnsucht des Menschenherzens nach Gott und Ewigkeit nur so in mathematische Formeln bringen könnten! Ich hinwiederum empfinde in den kalten Kampfschriften solcher Reden den Mangel jener „träumerischen Verworrenheit“, auch Symbolik und Mystik genannt, die der Grundton aller Religion ist. — Ach, daß wir es wieder ganz verlernt haben, das Recht der Persönlichkeit an anderen zu achten!

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß es zelotische Gegner gibt, die ihren Lesern oder Zuhörern glauben machen wollen, mein Buch möchte gern für ein kirchenpolitisches Werk gelten! Kirchenpolitik! Das fällt mir nicht im Schlafe ein. Kirchenlicht zu sein überlasse ich Dichten, die sich am Salze kirchendogmatischer Gelehrsamkeit vollgesogen haben. Nein, als Kampfmittel ist „Mein Himmelreich“ nicht zu brauchen, das besagt wohl schon deutlich sein Vorwort. Es ist ein persönliches Bekenntnis, eine Beichte, die man anstatt dem Priester einmal seinem Volke ablegt.

Obgleich der Grundzug aller wirklichen Cultur Friede ist, gebe ich zu, daß es Kampf geben muß, auch kirchlichen und religiösen. Ich selbst ziehe gelegentlich derb zu Felde gegen Einrichtungen, die sich als faul und verderblich erwiesen haben, um aber das Gute und Fördernde desto freudiger anzuerkennen. Manchmal muß ja mit aller Kraft etwas niedergedrungen werden, um freien Weg für die Entwicklung zu gewinnen. Für die Entwicklung, nicht für die Revolution! Nur nicht rohen Kampf zu aller Zeit und um jeden Preis. Kampf des Kampfes willen — das ist ein Frevel. In den kirchlichen Lagern aber wird jetzt verlangt, daß alles kämpfe, selbst der Feldpater anstatt mit dem Kreuz mit dem Schwerte. Im weltlichen Staate — wenn alles Soldat sein muß, wer soll denn das Brot schaffen? Und wenn in der christlichen Kirche alles streitet, wo bleibt denn die Liebe? Die Liebe gehört sozusagen doch auch zum Christenthum.

Leute, die sonst mit dem Evangelium nicht auf vertrautem Fuße stehen, das eine wissen sie, nämlich das Christus gesagt habe: „Nicht den Frieden bringe ich euch, sondern das Schwert!“ Sie meinen also, daß die Apostel mit Feuer und Schwert die Religion der Liebe hätten ausbreiten sollen! Nun, da waren die Inquisitoren ja auf dem richtigen Wege. Ich denke anders. Mit dem Ausspruch wiederholte Christus seinen Jüngern nur, was er ihnen so oft gesagt hatte: Ihr werdet meiner wegen nicht in gesellschaftlichem Frieden leben können, sondern Verfolgung

leiden. Nicht als ob sie selbst das Schwert führen sollten, sondern daß sie damit getödtet werden würden. Bei dem Worte der Schrift: „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu streuen und sehnlich wünsche ich, daß es brenne!“ denkt doch kein Mensch an thatsächliche Brandstiftung, sondern an das Feuer der Begeisterung. Wenn es heißt: „Ich werde Familien auseinanderreißen, daß der Sohn wider den Vater, der Bruder wider den Bruder ist“, so ist damit wohl nur angedeutet die natürliche Folge der neuen Jesulehre, die so sehr von der alttestamentarischen abweicht, Treue so scharf von Heuchelei, Liebe so streng vom Buchstaben scheidet und also auch Familien entzweien kann. Selbst das Wort des so oft in Gleichnissen und Bildern sprechenden Heilandes ist nicht stets buchstäblich zu nehmen, sondern im Sinne seiner göttlichen Sendung, die Liebe und Frieden bringt. Wenn das Christenthum das nicht brächte, wozu wäre es noch? Zank und Streit haben wir ohnehin genug.

Und ist denn nicht auch ein anderes Wort vorhanden? Warum citieren die Herren nicht: „Wer das Schwert liebt, wird durch das Schwert umkommen!“?

Wer sich laut und leidenschaftlich als Christ angibt, für den rechten Glauben einsteht, der muß sich auch christlich und gläubig bescheiden, der kann seine Sache doch nicht mit dem Schwerte der Rohheit und Verleumdung ausfechten, sondern im Geiste der Liebe, der Demuth und des Vertrauens. Wenn er das nicht kann, wenn es gegen seine Natur geht und gegen seinen Willen, wenn er sich nur an Haß und Rache erfreut, dann ist er kein Christ. Und wer kein Christ ist, der braucht auch keine christliche Kirche, keinen Kampf um die Kirche, ob sie nun römisch heißt, oder deutsch, der begeht eine dumme Heuchelei, wenn er die „allein seligmachende“ Religion predigt oder wenn er vorgibt, das Evangelium verbreiten zu wollen.

Nun kommt wieder einmal ein Schriftkundiger: War denn Jesus so bescheiden und demüthig? Hat er den Pharisäern zu Jerusalem nicht die leidenschaftlichsten Brandreden gehalten? Wohl, das hat er, aber gegen wen? Gegen Heuchelei und Lieblosigkeit. Gut, bekämpfet auch ihr an euch und euren Gegnern Heuchelei und Lieblosigkeit, nur vergesset nie, daß ihr als irrende Menschen gegen Menschen streitet, die — wie ihr selbst — sehr oft das Rechte wollen und das Unrechte thun. Jesus hatte leicht „Brandreden“ zu halten, er war ohne Fehl.

Wie anders das, was menschlich ist. Die römisch-katholische Kirche behauptet, daß allein sie von Gott sei. Wie hehr stünde sie da, wenn sie demgemäß alle Anfeindungen ihrer Gegner mit würdevoller Ruhe über sich ergehen ließe und nur ihrem hohen Berufe lebte! Nun aber sehen wir, daß gerade auch ihre Vertreter herabsteigen zu den niedrigen weltlichen Kampfmitteln, und das bringt manchen Gläubigen auf den

Gedanken, diese Kirche müsse eben doch nicht über eine besondere göttliche Kraft verfügen, weil sie gar so menschlich kämpft. Und die Protestanten sollten wissen, dass das Himmelreich nicht mit einem Feldzuge zu erobern ist, wie etwa Elsass-Lothringen.

Wenn es wirklich nicht ist, ihr Clerikalen, dass ihr diesen Kirchenstreit vor allem für Rom und seine weltliche Macht kämpfet; wenn es nicht wahr ist, ihr deutschkirchlichen Vorkämpfer, dass es euch hauptsächlich um Politisches geht — wenn euch wahrhaftig um menschenveredelnde Religion zu thun ist — gut. Dann öffnet eure Kirchen und bietet das Beste, was ihr habt. Nicht das Bestehendste und Einschmeichelndste, sondern das Gediegenste, das Vorbild der Vollkommenheit. Dann wird man sehen, welche der Kirchen die besten Früchte trägt an Gott- und Weltfroheit, an Opfermuth, an Vaterlands- und Volksliebe, an Treue und Stärke. — Die Leute sind jetzt aufgewacht, denken wieder einmal nach über Religion und Kirche und das ist der große Segen der gegenwärtigen Bewegung. Und wenn die Schwesterkirchen, die des heiligen Petrus und die des heiligen Paulus, dann so nebeneinander dastehen in ihrer Schönheit und sittlichen Größe, so werden die Menschen vermöge ihrer ihnen von Gott verliehenen Vernunft wählen, jeder je nach seiner Natur seine Kirche. Die gewählte wird das Mitglied liebevoll annehmen und die nicht gewählte wird neidlos denken, dass im Hause des Vaters viele Wohnungen sind.

Ich höre lachen. Über den Optimismus lacht man, und die Friedensvermittler, sagt man, würden zwischen den harten Mühlsteinen der beiden streitenden Kirchen zermalmt werden. Ich ergänze das Gleichnis. Nicht die Mühlsteine sind das Nährende, sondern das zermalmte Korn gibt Brot. Jene Millionen Menschen, die in der Religion Trost und Kraft suchen, wenden sie sich an die Streitenden, Zornigen? Nein, sie wenden sich an die Mildten und Liebenden. Der Streitende schreckt den Leidenden zurück.

Wie lange aber will man denn streiten? Bis der Streit ausgetragen ist? Glaubt man eine der sich befehrenden Kirchen je aus der Welt schaffen zu können? Einig wird man in der Religion niemals sein, so lange verschiedenartige Menschen auf Erden wohnen. Muss denn die Verschiedenartigkeit der Empfindungen, der Wünsche, der Weltanschauungen gleich immer zu Zank und Hader führen? Ist denn darum das Christenthum in die Welt gekommen, damit bis ans Ende der Zeiten darin gebalgt und gerauft werde? Ich denke, es ist vom Himmel gekommen, damit auf Erden ein Reich sei, wo Friede ist. R.

## Können die Socialdemokraten Revolution machen?

Von Fr. Naumann.<sup>1)</sup>

Bernstein sagt dem Proletariat, daß es selbst bei Erreichung der Macht nicht imstande sein würde, die Umwandlung der Gesellschaftsordnung zu vollziehen. Er schreibt:

Trotz der großen Fortschritte, welche die Arbeiterklasse in intellectueller, politischer und gewerblicher Hinsicht seit den Tagen gemacht hat, wo Marx und Engels schrieben, halte ich sie doch selbst heute noch nicht für entwickelt genug, die politische Herrschaft zu übernehmen.

Wenn er damit sagen will, daß eine bis jetzt abhängige Klasse, deren Zugehörige in Lohnarbeit ihr tägliches Brot erwerben, sich in der weitaus größten Mehrzahl ihrer Glieder keine politische Führerfähigkeit erwerben konnte, so hat er zweifellos recht. Es kann aber zugestanden werden, daß auch andere Classen nur einen geringen Bruchtheil politisch leitender Köpfe besitzen. Auch die aristokratischen Classen überlassen ihre politischen Geschäfte einer Minderzahl von Personen, oft Leuten, die gar nicht im engeren Sinn ihre Classenangehörigen sind. Es würde denkbar sein, denkbar, wenn auch vielleicht nicht wahrscheinlich, daß eine siegreiche Arbeiterklasse die nöthigen Kräfte für eine Dictatur des Proletariates aus der Mitte des seitherigen Beamtenthums und Bürgerthums finden würde. Sie selbst würde freilich im Anfang nur wenige aus ihr geborene Köpfe in die Staatsleitung senden können, denn Staatsleitung ist bekanntlich kein Handwerk, was man in vierzehn Tagen nebenbei lernt. Wir wollen aber, um unsere Untersuchung nicht unnöthig zu beschweren, zugeben, daß es an sich möglich sei, daß eine siegreiche revolutionäre Bewegung auf längere Zeit am Ruder bleiben kann. Wieviel sie in diesem Fall wirtschaftlich würde verändern können, gehört nicht hierher. Zugestanden ist nur, daß eine zahlreiche, gut disciplinierte, in sich einheitliche Demokratie im Fall des Sieges auch ihre politischen „Handlanger“ würde finden können.

Aber anders steht es mit der Vorfrage: ist ein revolutionärer Sieg der Demokratie unter unseren vorhandenen geschichtlichen Verhältnissen überhaupt möglich? Von der Beantwortung dieser Frage hängt alles weitere ab. Ist es möglich, daß die Socialdemokratie im Sturm, bei irgendwelcher politischen Lage, die

<sup>1)</sup> Aus dessen im Verlag der „Hilfe“, Berlin, Schöneberg erschienenen höchst lehrreichen Buche „Demokratie und Kaiserthum“. Ein Handbuch für innere Politik. Das Werk ist ein Versuch zur Versöhnung der Demokratie mit dem deutschen Kaiserthum. Unsern Beifall kann es insofern nicht völlig haben, als es das Deutsche Reich nur auf die zwei Stützen Militarismus und Industrie stellt.  
Die Redaction.

Herrschaft in Deutschland an sich reißt, die bisherigen Fürsten und Verfassungen stürzt und sich an die Stelle der jetzt herrschenden Schichten setzt, kann sie die Macht, die Souveränität ergreifen, kann sie die ganze alte politische Welt aus den Angeln heben, dann ist auch ihre ältere Taktik richtig. Kann sie es aber nicht, dann soll sie aufhören sich als revolutionäre Partei zu bezeichnen und mit dieser Bezeichnung ihren Anhängern die Sachlage zu verdunkeln!

Es würde zu einer politischen Untersuchung dieser wichtigen Grundfrage schwerlich passen, wenn wir gegenüber der Revolution moralische Gesichtspunkte hervorheben wollten. Ob eine Revolution berechtigt ist, ergibt sich aus ihrem Erfolge. Unsere ganze Gegenwart ruht auf vergangenen Gewaltthaten. Es gibt keine einzige politische Macht, die nicht Menschenblut vergossen hat, um bestehen zu können. Jeder deutsche Einzelstaat hat seine rothe Geschichte. Überall sitzen entthronte, mediatifizierte, gestürzte alte Herrschaften. Auch das neue Deutsche Reich ist durch Blut und Annectierung entstanden. Bismarck war gegenüber dem früheren Deutschen Bund ein rücksichtsloser Revolutionär. Mit demselben Rechte, mit dem er Kronen brach und Urkunden zerriss, können neue Mächte das jetzige geschichtliche Recht verletzen. Es fragt sich eben nur, ob es Mächte gibt, die dazu geschichtlich berechtigt sind. Geschichtliches Recht hat, solange die Welt steht, nur der Stärkere gehabt. Preußen hatte recht, weil es siegen konnte. Wenn es nicht siegen konnte, so war das Vorgehen König Wilhelms I. und seiner politischen und militärischen Helfer ein geschichtlicher Frevel, ein Sturz in den Abgrund, eine zwecklose, unverantwortliche Opferung von Blut, Recht und Gut. So aber ist heute und für alle absehbare Zeit die Lage der Demokratie: sie darf um keinen Preis Revolution machen, weil sie bei jedem Versuche verlieren muß!

Wir reden, indem wir dies sagen, von Deutschland. Es ist sehr wohl möglich, daß in einem anderen Lande die Vertheilung der Kräfte anders ist. Es sei verstattet, einen Augenblick auf Belgien hinzuweisen. Dort fanden, wie man weiß, im Sommer 1899 Straßenkumbgebungen statt, deren Erfolg die Zurückziehung einer conservativ-clericalen Wahlrechtsverschlechterung war. Es scheint nun zwar in diesem Zeitpunkt, als ob der Erfolg kein dauernder sein würde, aber auch schon die vorhandene vorübergehende Einwirkung genügt, um zu behaupten: es gibt Fälle, wo im modernen Staat das Proletariat als Machtfactor direct auftreten kann. Die parlamentarischen Mittel der vereinigten Liberalen und Socialisten reichten gegenüber der vorhandenen feindlichen Majorität nicht aus. Petitionen an den König hatten wenig Aussicht auf Erfolg. Der parlamentarisch gewöhnte König regierte eben parlamentarisch-clerical. Die Regierung hatte alle Mittel des Militärs und der Polizei in Händen.

Nach jeder rein äußerlichen Berechnung war es ausgeschlossen, daß das demonstrative Auftreten der Socialisten etwas erreichen werde. Wenn es dennoch etwas erreichte, so lag das an der inneren Unsicherheit und Gefühlsweichheit der Herrschenden. Sie konnten bei dem Charakter ihres Volkes dem Eindruck nicht widerstehen, den es in der Kammer machte, als der ehrwürdige socialistisch-demokratische Professor Denis die Leiden der im Spital liegenden zerschossenen unschuldigen Opfer des Straßenkampfes schilderte. Mit dem ganz unpolitischen Motive des Mitleides gegenüber wenigen unglücklichen Personen siegte, wenigstens zeitweilig, die Demokratie.

Man kann sich diesen belgischen Vorgang nicht vergegenwärtigen, ohne an die Revolution von 1848 in Berlin zu denken. Auch damals entschied die Unsicherheit und Gefühlsweichheit Friedrich Wilhelms IV. den halben Sieg des liberalen Bürgerthums. Es gibt eben in der Geschichte unberechenbare persönliche Stimmungen sowohl bei Herrschern wie bei Parteien. In der französischen Revolution gab es eine Nacht voll ungeahnter Opferbereitschaft der Priviligirten. Kann darum nicht auch eine deutsche Demokratie auf ihr gutes Glück trauen und auch da der Revolution entgegengehen, wo sie keine Aussichten zu haben scheint?

Es ist in der That die Speculation auf das Unerwartete beim Fragen nach den Aussichten einer Revolution nicht völlig auszuschließen. Bei allen großen Umwandlungen der Vergangenheit gab es Wagnis und festes Erfassen zufällig kommender günstiger Augenblicke. Aber auch zufällige Ereignisse kommen nur denen zu Nutze, die stark genug sind, sie zu verwerten. Das aber leugnen wir völlig, daß die Socialdemokratie in Deutschland auch nur entfernt den Grad von Kraft habe, der zur gewaltsamen Eroberung der politischen Oberherrschaft gehört.

Vielleicht scheint es zwecklos, über diesen Satz erst länger zu sprechen, da man kaum jemals in Deutschland einen politisch unterrichteten Menschen findet, der das Gegentheil behauptet. Da wir aber beabsichtigen, von dem Zugeständnis aus, daß eine Revolution unmöglich ist, weitgehende Folgerungen zu ziehen, so dürfen wir es uns nicht erlassen, dieses Zugeständnis auf seine Sicherheit hin zu prüfen.

Vorausgeschickt muß werden, daß im Zeitalter des Verkehrs bei Staatseisenbahn, Staatstelegraph, Staatspost das Übergewicht der Staatsmacht von vorneherein größer ist als in jedem früheren Jahrhundert. Unter allen Umständen hat die Staatsleitung Kräfte genug, um die Staatsverkehrsanstalten zu hindern, der Revolution zu dienen. Man würde den politisch in Brand gerathenen Ort verkehrspolitisch isolieren. Das übrige Land würde vom Kampfplatz kaum soviel Nachricht bekommen, als Europa durch den englischen Kabel vom Krieg in Transvaal. Bei Pro-

clamierung des Krieges würde der Zeitungsvertrieb durch die Post eingestellt werden. Wo sind die Kräfte, die trotzdem die Betheiligung der Provinzen zu wecken imstande wären?

Bedacht muß ferner werden, daß die Abschneidung der Zufuhr durch den Gütertransport der Eisenbahn jede Großstadt binnen wenigen Tagen zur Verzweiflung treiben kann. Es genügt, an die Folgen mangelnder Milcheinfuhr für die Kinder zu denken. Natürlich würde die arme Bevölkerung durch eine solche Maßregel am härtesten betroffen werden, da sie vielfach auf Credit lebt und über keine Lebensmittel im Haushalt verfügt. Ohne Lebensmittel ist aber bekanntlich die größte Wuth, die allerdings durch diese Abschneidungen entstehen würde, wehrlos.

Schneidet der Staat die Zufuhr ab, so schneidet die Revolution die Gas- und Wasserleitungen auf. Sie hat ja Arbeiter genug, die wissen, wie das gemacht wird. Niemals früher hat es ein so unheimliches Revolutionsmittel gegeben als dieses, aber allerdings ein äußerst zweischneidiges Mittel, bedenklicher fast für die Lebenserhaltung und Disciplin der Kämpfer als der Vertheidiger.

Eine moderne Großstadtrevolution ist nicht ein Zwischenspiel, wie es die früheren bürgerlichen Revolutionen in Berlin, Dresden, Leipzig und Frankfurt waren, wie es auch der schon erwähnte Straßenaufmarsch in Brüssel war; eine Revolution, die um die Souveränität kämpft, ist ein Ringen auf Leben und Tod, ungeheuer in ihren Zerstörungen, wie der Krieg der Zukunft, dessen Greuel niemand sich genügend vorstellen kann. Nur eine Revolution größten Stiles kann im Staate etwas ändern. Eine solche aber wird in Grund und Boden geschossen, ehe sie wirklich aufsteigt. Auch wenn man zugeben wollte, daß im Heer genügend socialdemokratische Gesinnung vorhanden sei, so würde es aller seitherigen Erfahrung widersprechen, wenn man glauben wollte, daß im Momente des blutigen Kampfes die Truppe zweifelhaft sein könnte. Sobald etliche Soldaten durch Steinwürfe und Revolverschüsse getötet sind, bemächtigt sich des Heeres ein Geist unbarmherziger Kampfesgier. Dazu kommt, daß das Officiercorps geschlossen gegen die Revolution steht und daß man die Truppen sorgsam auswählt, die man ins Feuer schickt. In dieser Hinsicht hat Fr. Engels recht, indem er die Erfahrungen von 1848 bespricht:

„Seitdem hat sich sehr viel verändert und alles zugunsten des Militärs. Sind die Großstädte bedeutend größer geworden, so noch mehr die Armeen. Paris und Berlin sind seit 1848 nicht ums Vierfache gewachsen, ihre Garnisonen aber um mehr als das. Diese Garnisonen können vermittelst der Eisenbahnen in 24 Stunden sich mehr als verdoppeln, in 48 Stunden zu Riesenarmeen anschwellen. Die Bewaffnung dieser enorm verstärkten Truppenzahl ist unvergleichlich wirksam geworden.



1848 der glatte Percussionsvorderlader, heute der kleinkalibrige Magazin- hinterlader, der viermal so weit, zehnmal so genau und zehnmal so rasch schießt wie jener. Damals die relativ schwach wirkenden Vollkugeln und Kartätschen der Artillerie, heute die Percussionsgranaten, deren eine hinreicht, die beste Barrikade zu zertrümmern.“

Nur da können Revolutionen Erfolg haben, wo der Staat als Staat schwach geworden ist. Das ist er bei uns in keiner Weise. Das ganze letzte halbe Jahrhundert bedeutet ein beständiges Stärkerwerden der Staatsenergie. Das neue Deutsche Reich ist kein wackliger Bau wie etwa das Österreich von 1848, und selbst dieses hat sich gehalten. Man steht auch auf den obersten Stufen der Staatsverwaltung diesen Dingen anders gegenüber als früher. Wilhelm II. würde kein Friedrich Wilhelm IV. sein. Das ganze besitzende Bürgerthum würde wie ein Mann zur Krone stehen, so oft es vorher über sie gescholten haben mag. Die Zusammenballung der staatserkhaltenden Kräfte würde ungeheuer sein, die Niederlage unsagbar blutig, die Folge ein aristokratisch-despotisches Zwangsregiment von tyrannischer Macht. Indem Deutschland die Revolution bekämpft, würde es um sein Staatsleben als Volk unter Völkern kämpfen, denn im Kaiserthum liegt die Möglichkeit seiner politischen Zukunft nach außen.

Dazu kommt, daß nach unserer Meinung die Mehrzahl der Proletarier gar nicht revolutionär ist. Viel revolutionärer als der Industriearbeiter ist der in Verzweiflung gerathene Handwerker und Kleinbauer. In diesen Leuten ist weniger Sinn für den ruhigen Fortschritt der Organisation. Der gelernte Arbeiter aber hat mehr Blick für die Nothwendigkeit der Ordnung in complicierten Verhältnissen. Gerade der großindustrielle Arbeiter ist gewöhnt, den Mechanismus der volkswirtschaftlichen und technischen Arbeit zu sehen und wird sich sehr scheuen, von der Zerstörung der Staatsmaschine Besserung des Gesamtbetriebes zu erwarten. Auch hat er heute nicht mehr, wie in den Tagen des communistischen Manifestes, nichts anderes zu verlieren als seine Ketten. Er hat eine gewisse Lebenshöhe erklommen, die zwar unzureichend ist, aber dennoch einen unleugbaren Fortschritt gegen früher bedeutet, er hat, wenn auch unter Polizeichikanen, Verbände und Cassen, und er hat politisch etwas, was bei allen früheren Revolutionen fehlte: das allgemeine Wahlrecht zum Reichstag.

Das allgemeine Wahlrecht ist geradezu ein Sicherheitsventil gegen Revolutionen. Es gibt der Masse die Möglichkeit, ihre Kraft in Perioden von höchstens fünf Jahren zu erforschen und der Welt zu zeigen. Damit fällt der dumpfe Gedanke älterer Zeiten hinweg, als gäbe es unzählbare, unbefiegbare große Gewalten in der Tiefe.

Je breiter der Umkreis der Parteizugehörigkeit wird, desto mehr wächst die Idee, auf dem Boden des gegenwärtigen Staates parlamentarisch-politische Erfolge zu erringen. Die socialdemokratische Partei war in ihrer Gesinnung am revolutionärsten, als sie am kleinsten war.

Die Unmöglichkeit, der Demokratie in der gegenwärtigen Geschichtsperiode in Deutschland durch Revolution zum politischen Siege zu verhelfen, ist von der Socialdemokratie seit langer Zeit eingesehen worden. Mit achtungswertester Sorgfalt vermeidet die Parteileitung alles, was zu Revolten führen könnte. Sie weiß, daß sie nur den Gegnern dienen würde, wenn sie irgendwo kleinere blutige Zusammenstöße auch nur ihrerseits dulden würde. Nie bis jetzt in der Weltgeschichte ist eine große Volksbewegung so discipliniert entstanden wie der demokratische Socialismus in Deutschland. Nichts ist dummer und unrichtiger, als wenn in der conservativen und capitalistischen Presse die Socialdemokratie nach wie vor als das rothe Gespenst hingestellt wird. In Wirklichkeit ist sie keine revolutionäre Partei mehr.

Thatsache ist, daß eine demokratische Revolution in Deutschland unmöglich ist. Eine Verschlechterung der Wirtschaftslage kann den Radicalismus der Gesinnungen wieder etwas steigern, aber die politische Kraft der Demokratie nicht erhöhen.

Davon, daß etwa die Socialdemokratie die Zeit eines unglücklichen äußeren Krieges in der Weise der französischen Commune von 1871 benutzen würde, rede ich nicht, denn das geschieht in Deutschland niemals. Ein Krieg nach außen macht uns alle sofort mit Naturgewalt zu einer geschlossenen Einheit und keine Agitation würde, selbst wenn sie wollte, imstande sein, die dann aus Millionen Arbeitern hervorbrechende opferbereite Vaterlandsliebe zu hemmen.

Es ist also in der That nichts als eine Redensart, wenn man von der revolutionären Socialdemokratie redet. Die socialdemokratischen Führer haben sich aber aus Rücksicht auf ihre eigene Vergangenheit und auf den Rhythmus, der im Wort Revolution liegt, nicht entschließen können, das Wort „revolutionär“ außer Gebrauch zu setzen. Sie erklären Revolution als Evolution und nennen das den „wissenschaftlichen Sprachgebrauch“ oder sie behaupten, daß das Endziel an sich „revolutionär“ sei und daß man nur nicht wissen könne, ob man mit oder ohne Gewalt zu ihm gelangen werde. Bernstein hat recht, wenn er dieses Verfahren eine Zweideutigkeit nennt. Man nimmt ein Wort, das nach allem bisherigen geschichtlichen Sprachgebrauch dem vorhandenen Staat den Krieg auf Leben und Tod ankündigt, und wundert sich dann, wenn der Staat dieses Wort im alten üblichen Sinne auffasst. Weil die Socialdemokratie „revolutionär“ ist, kann der Staat immer wieder gegen sie mobil machen.

Revolutionäre dürfen sich nicht beschweren, wenn auf sie geschossen wird, denn sie erklären ja selbst, indem sie diesen Namen brauchen, schießen zu wollen, sobald sie können. Sie erklären den Krieg und werden sentimental, wenn die Kriegserklärung angenommen wird! Links halten sie die alte rothe Fahne hoch und rechts schwenken sie das weiße Tuch der Parlamentäre, indem sie die Revolutionsfahne als Reformprogramm bezeichnen! Diese Unklarheit hat etwas Unwürdiges an sich, selbst wenn man imstande ist, sie geschichtlich zu verstehen. Es ist Zeit, hohe Zeit, daß die Demokratie ihre veralteten und zwecklosen revolutionären Eierschalen abwirft. Erst wenn sie das thut, kann sie ein positives demokratisch-politisches Programm gewinnen.

## Das Volksschauspiel in den deutschen Alpen.

Eine Sommererinnerung von Anna Plotkova.

Wenn man aus dem breiten, lachenden Thale des Inn zu dem Gebirgsstock aufsteigt, der Tirol vom Baierland scheidet, führt der Weg nahe an der Grenze in ein stilles Waldthal empor. An dem klaren, warmen Septembermorgen, an dem ich ihn dahinschritt, war er weich und voll Schlamm, denn es hatte in der Nacht stark geregnet. Aber wenn ich hier und da vor einer Pfütze, die die ganze Wegbreite einnahm, zagend stehen blieb, so schritten die Bauersleute, die mir ab und zu entgegen kamen, tapfer hindurch. Sie giengen auf bloßen Füßen und trugen ihre Schuhe in der Hand. Mit einem fröhlichen „Grüß Gott“ stiegen sie an mir vorbei, hinab in den sonnenbeschienenen Markt, den ich eben verlassen hatte, und aus dem jetzt feierliches Glockengeläute herausklang, denn es war Sonntag und die Leute wollten zur Messe.

Auch ich hatte ein Ziel, dem ich unverdrossen entgegenstieg über den steilen, schmutzigen Pfad. Ob ich's erreichen würde, darüber dachte ich nach im Wandern, denn ich war auf einer Entdeckungsreise. Nicht den mich umgebenden Naturschönheiten galt sie, obwohl auch die mich lockten, nicht hinauf in die Berge wollte ich heute, sondern mitten zwischen sie hinein. Bald grüßte zur Rechten tief unten aus dem Grunde ein großer blaugrüner Alpensee herauf, mit Buchten und Inseln und herrlichen Buchen und Ahornen zwischen den Tannen und Lärchenbäumen und ein andermal schimmerte es zur Linken silberig und geheimnisvoll zwischen den Stämmen hervor. „Siebenseen“ heißt man das Hochthal in den stillen Waldgebirgen. Wie Wächter stehen sie rings um dieses stille Thal, und über ihren Wäldern und Matten ragen die Spitzen der Hochalpen herein, der Fünfsack und das Sonnenjoch grüßen ganz nahe

herüber. Und in dieser abgeschlossenen Stille wollte ich sie suchen, die blaue Blume der volkstümlichen Kunst. Hier hoffte ich sie sammt ihren Wurzeltrieben zu finden.

Oft genug war ich ihr im letzten Winter in Berlin begegnet. Unter den vielen ästhetischen Genüssen, die dort geboten werden, und die unsereiner von berufswegen alle genießen muß, unter dem vielen Marzipan und den Paprikagerichten ist die bäuerliche Kunst das derbe Schwarzbrot, das der übersättigte Feinschmecker nicht ohne Behagen kostet. Und eine ganze Blütenlese solcher Kunst hat man uns in den letzten Jahren vorgeführt — da waren die Tegernseer und die Schlierseer, die Schwarzwälder und die Elssasser Theatergesellschaften, ganz abgesehen von den zitherspielenden, singenden und schuhplattelnden Tirolern in den verschiedenen Ausstellungen und Bierconcerten. Aber waren die Darbietungen dieser Gesellschaften schlecht, so wußte man nicht recht, wo hier die Natur von der Dressur erstickt war, und waren sie gut, so begann sich oft bereits die feine Grenzlinie zu verwischen, die zwischen Dilettantenkunst und Berufskunst besteht. In der Berufskunst aber hört das locale Interesse auf; sie ist international, zum mindesten interprovinziell. Wollte man ein klares Bild von der Entwicklung dieser bäuerlichen Kunst gewinnen, so müßte man sie daheim aussuchen, in den stilleren Bergdörfern, wo man noch unter sich und für sich spielte und die Spieler nicht auf Kunstreisen giengen und sich von der Cultur der Städte antränkeln ließen.

So war ich denn auf meiner Ferienwanderung durch die bairischen und Tiroler Alpen an keiner Dorfbühne vorübergegangen. Ganz Unnehmbares sah ich in Garmisch — aber freilich, das ist jetzt ein berühmter Luftcurort und in dem kleinen Theater drängt sich ein vornehmes Fremdenpublicum, dem zuliebe man auch an Wochentagen spielt und sich dabei bemüht den Dialect einzuschränken und dafür Künstleralluren anzunehmen.

Einfacher waren Theater und Darsteller in Partentirchen; hier sah ich Raucheneggers „Jägerblut“ von einheimischen Arbeitern nicht übel gespielt. Besonders der Darsteller des Dorfbaders bot eine gute charakteristische Leistung und stand dem berühmten Kaver Terosal in dieser Rolle nicht viel nach. Aber auf meine Erkundigung hin hörte ich, daß der junge Mann Schriftfeger sei. Einen Buchdrucker aber kann man nicht mehr zu den Bauern rechnen — das war also auch keine unverfälschte dörfliche Kunst.

Natürlich gieng ich auch nicht an der Oberammergauer Passion vorüber.

Nicht so gewaltig mehr hat sie mich ergriffen, als da ich sie das erstemal vor zehn Jahren sah. Aber vielleicht liegt das daran, daß ich inzwischen so viel älter und kälter geworden bin. Vielleicht kommt es

auch auf Rechnung der Hauptdarsteller, die mit denen vor zehn Jahren nicht den Vergleich aushielten. Aber der Judas und der Kaiphas waren wieder vorzüglich und manche der Volksscenen gelangen über alles Erwarten gut. Der Chor sang unter Mayrs Anführung so innig und rein, daß die innerliche Ergriffenheit nicht ausblieb. Diese steigerte sich noch, als in der Kreuzigungsscene ein Unwetter heraufzog und die Darsteller oben trotz Hagelsturm, Donner und Blitz keinen Zoll breit wichen, nicht die geringste Unruhe zeigten, sondern ihre Aufgabe mit der größten Sicherheit durchführten. Dazu gehört dann noch neben aller Frömmigkeit ein starkes Kunstgefühl. Und eine eigenartige Kunst, die nirgends in der Welt ihresgleichen hat, ist dieses Passionspiel der Oberammergauer. Durch Tradition, Übung und Bergeistigung haben sich die Bewohner dieses Alpendorfes zu einer Künstlergemeinschaft ausgebildet. Aber stellt die Passion so die höchste Blüte der volkstümlichen Kunsttrichtung dar, so war ich umso begieriger die feinen Wurzeln zu entdecken, aus denen eine so starke und eigenartige Kunst erwachsen konnte.

Würde ich sie heute finden?

Drei Stunden wanderte ich bergauf und bergab durch die herrlichen Lärchenwälder, dann lichtete sich endlich der Taun, die Berge traten, einen weiten sonnigen Thalkessel bildend, auseinander, und in diesem lag abermals ein See, und an seinen Ufern tauchten einzelne Bauerngehöfte auf. Andere Höfe lagen weiter hinten im Thal, da wo der Weg langsam wieder bergan stieg. Andere zogen sich an den sonnigen Lehnen der Berge hinauf bis weit droben, von wo die Häuser nur noch als weiße Punkte herabglänzten. Vier Stunden hat die Gemeinde Siebensee im Umfange.

Drunten im Thalgrunde breitet der Hechtsee seine blaugrünen Gewässer bis zum Fuß der Berge aus. Ich wanderte eine Weile an seinem Ufer dahin bis zu dem Hause, das mir ein krausköpfiger Bub als Wirtshaus bezeichnet hatte. Da hielt ich Einkehr. Von außen sah das Haus traulich aus mit grünumrankter Veranda, die sich in dem klaren Wasser des Sees spiegelte. Aber drinnen weilte es sich nicht so gut. Ein Bierwirt aus München hatte es gepachtet und sich seine Gäste mitgebracht: großstädtische Sommerfrischler. Da noch eine halbe Stunde an der Mittagszeit fehlte, saßen und standen sie plaudernd auf der Veranda umher und nichts wußten sie an diesem herrlichen Sonntagmorgen in der großartigsten Natur vorzubringen als den ödesten Klatsch. Die Damen bewunderten gegenseitig die Toiletten und die Herren sprachen von der Angelbeute und dabei angelten sie gegenseitig nach Bewunderung mit jener naiven Offenheit, die den stillen Beobachter immer zum Lachen reizt. Endlich war ihr Essen fertig und sie giengen in den Saal, um ihren Mund anderweitig zu gebrauchen. Wir Gäste von der Landstraße

mußten fast noch eine Stunde warten bis man auch uns gnädigst ein Eßjen brachte: der Schweinsbraten war hart, die Kartoffeln kalt — und Compot — gab's keines mehr. Als es ans Zahlen gieng, war die Kellnerin nicht zu erlangen. Einem alten norddeutschen Herrn riß die Geduld. Sechsmal hatte er sie gerufen und sie war nicht zu ihm gekommen. Nun gieng er ohne zu zahlen fort. Da bekam sie plötzlich Beine und lief auf der sonnigen Landstraße schreiend hinter ihm her. Er aber blickte sich nicht um, sondern schritt gelassen fürbaß, so daß sie ihn nur athemlos laufend erreichte.

„Das war die Strafe!“ sagte er ruhig und zahlte seine Beche und ein Trinkgeld.

Auch ich war froh, dem ungastlichen Gasthause entronnen zu sein, das sich stolz: „Hotel zur Seefahrt“ nannte. Dagegen schien mir jede Bauernschenke anheimelnder.

Der Weg stieg wieder bergan. Eine halbe Stunde höher hinauf am Plage neben der Kirche lag das stattliche Dorfwirtshaus, da kehrte ich ein, denn der Tag war heiß und ich hatte brennenden Durst. Die saubere, flinke Wirtin machte mir schnell einen Kaffee und brachte ihn mir selber in die kühle Lindenlaube, von der aus ich die Straße und den Kirchplatz überblicken konnte. Eben war der Nachmittagsgottesdienst zu Ende und die stattlichen Gestalten der Siebenseer verließen die Kirche.

Manch hübscher Bursche und manch frisches Deandl war darunter, den stattlichen Frauen standen die schwarzeidenen Flügelhauben ausgezeichnet. Sie hielten nicht Einkehr im Wirtshause, wie es sonst wohl Brauch, sondern stiegen die langsam ansteigende Landstraße weiter empor. Auf den hübschen Gesichtern unter den kleidsamen grünen Hüten lag ein Ausdruck froher Erwartung. Jetzt dröhnte ein Pöllerchuss durchs Thal und weckte das Echo der Berge.

„Gleich fangt's Theater an!“ sagte die Wirtin eifrig. „Dös sollten's anschauen gehn, dös ist a schöns Gespiel.“

Nun machte ich mich auf den Weg. Vorher trat ich aber einen Augenblick in die Kirche ein. Es ist meine Weise, auf meinen Wanderungen womöglich an keiner Dorfkirche und an keinem Friedhof vorüberzugehen ohne wenigstens einen Blick hineinzuworfen. Denn diese Cultstätten verrathen mir in ihrer stummen Sprache viel vom Wesen und Denken der Anwohner jetzt wie zu Zeiten ihrer Vorfahren. Manche Ortsgeschichte hab' ich schon von Grabkreuzen abgelesen und manches Glaubensbekenntnis von dem Schmuck einer kleinen Dorfkapelle. Hier in Siebensee war es ein ernstler, den Schrecken der Verwerfung kühnlich spottender Sinn, der mir entgegentrat. Die Vorhalle der Kirche war ein Beinhaus — von den Wänden blickten Todtenschädel und Arm- und Beinknochen in systematischer Ordnung. Und in der Kirche selbst waren



einandergereicht. Natürlich waren auch die Margarethe Maultasch und Kaiser Maximilians Errettung von der Martinswand nicht vergessen und der dramatische Aufbau gipfelte in der Vorführung der Schlacht am Iselberge und der Apotheose Andreas Hofers. Das von einem Schulprofessor verfasste Drama war ein rechtes Schulstück, ohne dramatisches Leben, ohne innerlich entwickelte Handlung mit einer papierernen, farblosen Sprache. Und doch wußten ihm die Spieler Leben einzuhauchen. Nicht daß sie alles gut gemacht hätten. Der Kaiser, die Fürstinnen, Herzoge und Würdenträger wurden so hölzern und stocksteif dargestellt, wie vielleicht die drei Könige aus dem Morgenlande bei einem Krippenspiel, und die Darstellung moderner Stadtmenschen, bei Gelegenheit der Einweihungsfeier des Hofer Denkmals auf dem Iselberge, mißglückte gänzlich. Die Carricatur lag diesen Naturmenschen gar nicht. Dagegen gelangen alle Scenen, in denen einfach Menschliches mit Ernst und Würde oder mit natürlicher Innigkeit, Frohmuth und Begeisterung zum Ausdruck kommen sollte. Die Scenen am Herdfeuer der alten Semnonen und Rhätier, die Staatsitzung beim ersten Einfall der Römer und die altheidnische Trauungszeremonie wurden mit schlichter Wahrheit und Würde wiedergegeben und als diese braven Landleute sich selber spielen durften in den Scenen des Befreiungskampfes von 1809, da verstanden sie wirklich ihre eigene Begeisterung auf die Hörer zu übertragen.

Wieder machte ich die Bemerkung, daß wie auf sämtlichen Bauerntheatern die Männerrollen besser gespielt wurden als die Frauenrollen. Die Männer, die als Soldat, als Handelsmann, von berufswegen ins Leben hinauskommen, erwerben sich mehr Beweglichkeit und Selbstsicherheit als die in einem ohnehin gebundenen Stand von Sitte und Vorurtheil eingeengten Frauen. Die einzige Frau, die in Siebensee ihre Rolle mit freier Würde zu geben und mit tieferem Gehalt zu füllen wußte, war ein ältliches Mädchen, das eine Priesterin der Hertha darstellte.

Sonst fiel mir unter den Darstellern noch ein hochgewachsener, hagerer Mann mit schmalem, blassem Gesicht, einem spärlichen blonden Bart und ernsten blauen Augen auf. Er schien die Seele des Ganzen, denn er hatte fast in jedem Act zu thun. In den Zwischenpausen trat er als Sprecher vor den Vorhang und vermittelte in kurzer, wohlbedachter Rede den geschichtlichen Zusammenhang der einzelnen, losen Scenen den Zuschauern. Sein ernst-gefälliges Wesen, sein natürlicher Anstand, seine wohlgefezte Rede und sein schwarzer Rock ließen mich vermuthen, daß es der Schulmeister des Ortes sei. Ich erkundigte mich danach in meiner Umgebung.

„Na“, hieß es, „dös is der Reutherbauer, der Reppinger Sepp, der studiert die Leut ein. Und bei der Passion, wenn mr ham, macht er den Herrn Christus.“



Nun begann mich der Mann lebhafter zu interessieren. Als die Vorstellung mit Rothfeuer, Büchsenknallen und Jubelschreien beendet war und die Landleute hochbefriedigt das Theater verließen, ließ ich mir den Reppinger Sepp rufen. Er kam, wie er war, in Hemdärmeln und auf Strümpfen.

Unterm Nussbaum, an der Südseite es Theaterhügels, fand das merkwürdige Interview statt. Da nahm ich auf dem Bänklein neben dem Reutherbauer platz und ließ mir die Geheimnisse seiner Kunst offenbaren.

Der Reutherbauer erzählt:

„Auch hier gibts alle zehn Jahre ein Passionspiel, die Darsteller bilden die Theatergesellschaft, die augenblicklich aus achtzehn Familienhäuptern besteht. Die Theilnahme am Spiel ist in den Familien erblich. Stirbt die männliche Linie einer Familie aus, so wird ein neues Mitglied gewählt. Ich selber bin solch ein Zugewählter. Um in der Übung zu bleiben, führt die Theatergesellschaft in der Zwischenzeit weltliche Stücke auf. Nur im Sommer wird ‚gespielt‘, denn im Winter sind die Wege zu arg, da käm’ niemand zu uns herein. Und wir müssen doch die Unkosten decken.“

„Sie müssen eine schöne Einnahme haben?“ warf ich ein.

„Wir spüln alle nur aus Liebe zur Sach’, keins kriagt an Kreizer. Wann mr an Überschuss ham, wirds für die Ausschmückung der Kirche und für unsere Waisen verwandt. Geuer ham mr aber siebenhundert Gulden Unkosten.“

„Waren Sie einmal in Oberammergau?“ fragte ich.

Er seufzte ein wenig. „Na, däs kunt i net, aber in München war i amol. Münchner Herrschaften, die mi in der Passion geseh’n, hab’n mi eing’loden. Da war i im Hoftheater, die Kunst hat mir’s anthoan, da müassen wir uns halt frei schamen. Ja, wer so spüln kunt!“

Ich blickte den Reutherbauer an. Seine blauen Augen flammten und auf dem braunen, hageren Gesicht lag ein Hauch von Durchgeistigung. Mit der schüchternen Anmuth der Bewegung, die ihm eigen, mit dieser sanften, fast schmerzlichen Bescheidenheit, mit der leicht gebeugten Haltung und dem unschuldig offenen Blick der blauen Augen, die doch, wie ich eben gesehen, leidenschaftlich aufleuchten konnten, mochte ich mir diesen Mann als eine annehmbare Christusfigur denken. Lag doch auch auf der freien Stirn die Kraft des Nachdenkens, und der Ernst des Lebens hatte feine Linien eingegraben.

„Jeder thut, was er kann, Reutherbauer. Das genügt“, sagte ich. „Für ein Liebhabertheater spielen Eure Leute recht gut. Die Margarethe Maultasch scheint freilich mit ihrer Schleppe auf keinem guten Fuß zu stehen, ich hatte ewig Furcht, sie würde darüber fallen.“

„Wohl, wohl. Sie ist Kubdirn drent beim Riesbacher. Da ist's so vüll nass im Grund, und sie geht dös ganze Jahr mit geschürzte Röck und Holzschuh und muss üba die Lach'n spring'n, drum hats den dalketen Gang und hupft umeinand wie a Grasspuffer.“

„So, Kubdirn ist die Herzogin von Tirol in Civil. Nun, da kann man nicht mehr verlangen. Was sind dann die anderen Spieler?“

„Bauern, Holzknechte und Mägde. Die Zeit zum Probiern ist halt a knapp, so lang die Feldarbeit drängt, denn die Wochen über müssen's hart schaffen.“

„Dann muss ich Euer gutes Zusammenspiel bewundern, und ich sehe, Ihr spielt ohne Souffleur — wie sie den Vorsager beim Theater nennen.“

„Ja, dös gibts net, wer nit lernt, derf nit spülln.“

„Wo habt Ihr denn Eure hübschen Decorationen und Costüme her? Etwa von München?“

„Na, dös mach'n mr halt selber. Die Kulissen hat a Siebenjeer gmolt, der in München in der Studi war. Und die Kitteln hobn die Weiberleit gnäht. Die Nähkathi hat's zugeschnitten. Schau, da kimmts grad daher.“

Ich nahm die Gelegenheit wahr, mir die Nähkathi, die eben das Theater verließ und mit einem freundlichen „Grüaß Gott“ an uns vorübergien, näher anzuschauen. Es war jenes ältliche Mädchen, das so würdig die altgermanische Priesterin verkörpert hatte; wie sie eben den Mund zum Gruße geöffnet hatte, bemerkte ich, dass ihr ein Vorderzahn fehlte und dass sie längst über die erste Jugend hinaus sei. Aber das that ihrem Ansehen keinen Eintrag, sie wusste etwas zu leisten, in der Kunst wie im Leben, und ich empfand aufrichtige Hochachtung vor der armen Dorfschneiderin, die mit den geringen ihr zu Gebote stehenden Mitteln nach einigen alten Abbildungen die historischen Costüme mit der Genialität eines Meininger Regisseurs beschafft hatte.

„Wenn Ihr nun schon alles selbst macht, fragte ich, von wem ist dann das Stück?“

„Das ist von einem Wiener Schulprofessor, unser Ortslehrer hat nur die Musik dazu gemacht und die Chöre einstudiert. Früher hat der seither verstorbene Professor Weizenhofer unsere Stücke gemacht, die waren volkstümlicher. Das heutige verstehn uns're Leute halt nit so.“

„Nun, Reutherbauer“, sagte ich, „wenn Ihr schon alles selber macht, so solltet Ihr noch einen Dichter unter Euch haben, dann wär' alles in Eurer Kunst Euer eigen.“

Darauf ward der Reppinger Sepp plötzlich still. Über sein hageres Gesicht flog ein rother Schein und um seinen Mund zuckte es verrätherisch. Und dann machte er mir ein Geständnis. Sie hätten schon unter

sich einen, der sich an kleineren Sachen versucht habe. Nun sei er bei einem fünfactigen Stück und das hoffe er im nächsten Winter zu vollenden. Vorläufig wisse aber kein Mensch davon.

„Außer uns zweien, Neutherbauer!“ sagte ich scherzend, denn ich wußte plötzlich, daß der Dichter vor mir saß. „Wollt Ihr mir nicht eine Probe Eures Talentes zeigen? Ich verstehe ein wenig von solchen Sachen.“ Noch einmal flammte die Röthe in des Mannes Gesicht auf. Dann hob er plötzlich den gesenkten Blick und sah mir lange und fest in die Augen.

Mit raschem Entschluß reichte er mir seine Hand. „Euch traue ich! Es seids nit so wie vülle Stadtleut, die den Bauer zur Zielscheibe ihres Spottes und Wißes machen. Ein Urtheil, frei und offen, hört' ich wohl gern und thät' mich frei darnach richten. Ich thät' so gern jemand um Rath fragen, aber da herin gibt es keinen, der so Sachen recht versteht. Der Lehrer ist nur für die Musik. Manchmal hab' ich eine Scene meinem Freund, dem Müller-Jakob, vorgelesen. Das ist ein Sinnierer; der hält auch Zeitungen, und dann reden wir über das, was darin steht, und den Weltlauf.“

Mit dem hab' ich auch letzten Winter Roseggers ‚Waldschulmeister‘ gelesen. Ich hab' das Buch dreimal hintereinander gelesen; das ist eine Salzschreibweise; das les' ich am liebsten. Ich weiß, wie winzig klein ich bin. Und doch erfüllt mich oft eine Leidenschaft, meine Gedanken, welche ausspruchslos in meinem Herzen liegen, in Worten wiedergeben zu können.“

Es gibt Namen, die wie ein goldener Schlüssel ganz fremde Herzen willig öffnen, so daß zwei, die sich zu ihnen bekennen, vom Augenblick an sich gegenseitig anschauen wie alte, bewährte Freunde.

„Neutherbauer“, sagte ich mit plötzlichem Entschluß, „kann man in Eurem Dorfwirtshaus übernachten? In dem bei der Kirche, meine ich.“

Der Neutherbauer bejahte.

„Dann will ich die Nacht hierbleiben und Ihr sollt mir heute abends noch etwas von Euren Dichtwerken vorlesen. Es wird doch irgend ein stiller Platz beim Wirtshaus sein?“

Der Reppinger Sepp ward wieder so eigenthümlich verlegen, ich merkte, daß ihm eine Frage auf den Lippen brannte, die er sich nicht zu stellen getraute. So half ich ihm und fragte: „Wo liegt denn Euer Hof?“

„Eine halbe Stunde aufwärts gegen die Berg hin. Die Straße geht grad dran vorbei, die über das Joch des Fünfsacks ins Innthal führt, wenn Ihr auf Sprud zu wollt, ist's näher. Und meine Frau thät sich recht freuen —“

„Nun wohl, Neutherbauer“, sagte ich, „ich will in Eurem Hause übernachten!“

Eine Viertelstunde später stiegen wir zum Neutherhof hinauf. Als wir die Felder hinter uns hatten, begann der Weg am Walde anzusteigen. Es gieng ziemlich steil hinan, aber als ich einmal verschnauwend stehen blieb und umblickte — welch ein Bild! Unten das weite Siebenseer Thal mit dem karggrünen Hechsee und den freundlichen weißen Häusern in den Obstgärten, die Kirche mit dem schlanken Thurm, dessen rothes Zwiebeldach in der Abendsonne wie Feuer glühte, drüben die Matten des Sonnenjochs, von denen der klare Hechtbach herabkam, der gen Bayern eilte und in der Ferne die Spizen und Schroffen des wilden Gebirgs.

„Wie schön ist's hier!“ sagte ich entzückt.

Er lächelte froh. „Ja, unser Tiroler Land! Wie oft habe ich hier schon gestanden und denkt, so schön kann es nirgends sein auf der Wölst.“

Er öffnete die Thür eines Almzaunes. „Hier fangt mein Feld an.“

Ich blickte über die welligen Matten hinauf bis zu dem Haus, das einladend und traulich unter schattigen Nussbäumen auf einem ebenen Ager lag.

„Neutherbauer“, sagte ich, „Ihr wohnt in einem Paradies, Ihr müßt sehr glücklich sein!“

Er lächelte wehmüthig. „Es fehlt wohl hienieden jedem etwas zu seinem Glücke. Ich bin arm oder, besser gesagt, voll Schulden. Mein Vater war ein einfacher Holzknecht; er heiratete und es gab acht Kinder ab. Er mußte sich mit solch großer Familie ein Anwesen kaufen und war alles schuldig. Er zog uns alle acht Kinder redlich auf. Ich als Ältester übernahm das Gut sammt Schulden und muß mich tüchtig plagen. Doch ich bin gesund und sozusagen zufrieden.“

Wir waren jetzt ganz nahe ans Haus herangekommen und plötzlich stürzten zwei krausköpfige Buben im Alter von zehn und acht Jahren mit lautem Jubelruf meinem neuen Freunde entgegen. Der Große sprang zu seinem Halse empor, der Kleinere umklammerte seine Knie. Dicht hinter ihnen kam die Bäurin, eine schöne, stattliche Blondine, zu Anfang der Dreißig, einen etwa fünfjährigen, sehr hübschen Buben an der Hand führend, der in seiner rosigten Frische ihr auffallend ähnlich war, während die beiden ältesten Buben mehr des Vaters Art hatten.

Auch die Bäurin bewillkomnte ihren Mann herzlich und reichte ihm den Jüngsten zum Kusse hinauf. Und nun sah er plötzlich reich und glücklich aus.

Der Neutherbauer machte mich in seiner herzlichen und würdigen Weise mit seiner Frau bekannt, und bald saß ich mit der Familie beim ländlichen Abendessen in der holzgetäfelten Stube.

Es war ein sehr trauliches Zimmer. Niedrig zwar, aber geräumig, mit Fenstern nach Osten und Süden. In der Ecke, wo vor dem Crucifix eine kleine ewige Lampe brannte, standen auf dem Sims zwei Epheu-

töpfe. Ihre grünen Blätterranken umzogen das Bild des Gekreuzigten wie ein Rahmen, kletterten dann an der Decke entlang und umrankten gefällig die Fensteröffnungen. Neben der Thür, die ins Innere des Hauses zu den Schlafkammern führte, stand eine uralte Kasten- uhr im eichenen Gehäuse. Auf der anderen Seite, neben dem riesigen, grünen Kachelofen hiengen einige Geweihe von Gemsen und Hirschen und darunter ein Stutzen und ein paar alte Tiroler Landsturmsäbel. Auch eine Zither hieng dort. Die andere Ofenecke nahm ein riesiger alter Eichenholzschrank ein. Sein Fachwerk war oben offen. Da standen auf den Brettern wohlgeordnet in zwei Reihen eine Anzahl Bücher. Sonst unterschied sich das Zimmer in nichts von den üblichen Bauernstuben Tirols. Die umlaufende Holzbank war da, der sauber gescheuerte mächtige Eichenholztisch, an dem wir aßen, und die gradlehnigen unbequemen Holzstühle davor. An den Wänden, zwischen den Fenstern, hiengen die Bildnisse Kaiser Franz Josefs und Andreas Hofers.

Das Gefinde saß auch mit am Tisch — ein grauköpfiger Alter, der Ochsenknecht Girgl und zwei Mägde, von denen die jüngere, saubere, auch beim Spiel mitgethan hatte.

Der Neppinger Sepp gefiel mir als Hausvater außerordentlich. Die Art, wie er das Brot schnitt und seinen Leuten darreichte, hatte etwas so Gütiges, daß sie es alle mit dankbarem Lächeln empfingen wie eine besonders gute Gabe. Und doch war es nur grobes Schwarzbrot, das sie in ihre Milchschüssel brockten. Die Unterhaltung war nicht sehr lebhaft, meine Gegenwart drückte auf die Leute. Um sie zutraulicher zu machen, fieng ich mit den Kindern zu plaudern an. Der kleine blonde Schelm hatte es mir gleich angethan.

„Was willst du werden?“ fragte ich ihn.

„Ein Theaterspieler!“ lautete die Antwort.

„Auf's Jahr komme ich in die Schul', dann lern' ich Sprichln und Liedln; dann darf i a mitspüll'n.“

„Wen willst du denn machen?“

„Den Schutzengel; der hat so schöne Flügeln. Das Lied von den rothen Kirschen kenn i schon. Aber auf unserm Baum wachsen gelbe.“

„Und was willst du werden?“ fragte ich den Zweiten, einen braunen Lockenkopf.

„A Zaga wie der Ohm Ferdl. Er nimmt mi mit asn Fünzfack zum Gamsln-Schiaßn. Do kriag i an Stuzn!“ sagte der Bub leuchtenden Auges.

„Und du?“ fragte ich den Ältesten.

„Bauer!“ antwortete der Andredl ohne Besinnen; er sprach das Wort mit wahrer Inbrunst aus.

„Schau, das ist gut“, sagte ich. „Lernst denn brav?“ „Ja, geigen lern i jeßt!“ erwiderte er strahlend.

Er hat also auch etwas von des Vaters Gemüth, dachte ich befriedigt.

Als abgeessen war und die Frau sich auf eine Weile entfernt hatte, um ihre Kinder zur Ruhe zu bringen, holte der Reutherbauer ein blaues Heft aus dem alten Eichenschrank am Ofen und begann mir vorzulesen.

Der Anschlag war gut, es zeigte sich inniges Empfinden, eine kernhafte Gesinnung und eine bewegte Handlung. Hier und da eine kindliche Unbeholfenheit der Form, eine Gebundenheit des Ausdruckes, die sich noch nicht weit über das Allgemeingiltige zu erheben wagte und das Tiefere nur mitklingen ließ wie den Accord einer Melodie. Da konnt ich ein wenig rathen, lösen und klären helfen und auf den Weg zeigen, der einzuschlagen sei. Es war merkwürdig, wie gut wir uns verstanden.

Und zum Schlusse ermunterte ich ihn herzlich fortzufahren.

„Ich weiß wie vüll mir fehlt“, sagte der Reppinger Sepp bescheiden, ich war wohl ein schlechter Schüler, und die Schul' war auch nicht gut zu meiner Zeit. Nun wird's nie mehr, wie es sollt!“

„Reppinger Sepp“, sagte ich tröstend, „die Welt geht vormwärts auch in Tirol. Laßt Eure Buben tüchtig was lernen!“

„Ja, das sollen sie!“ bekräftigte er. Es klang beinahe wie ein Schwur.

Es war endlich Zeit das Fremdenzimmer aufzusuchen, das oben an der Gallerie für mich bereitet war. Aber noch lange stand ich an das hölzerne Geländer gelehnt und schaute in die mondbeglänzte Landschaft hinaus. Im zarten silbernen Licht standen die Bergriesen vor mir, geheimnisvoll umweht von den duftigen Schleiern der Nacht. Wie so oft sann ich den unerforschlichen Rätjseln der Ewigkeit nach — deutlich vernahm ich das Plätschern des Röhbrunnens unten im Hofe und vom Ende des Hauses her, aus der Kammer Girgls drangen die leisen Klänge der Zither, womit sich der Alte die schlaflosen Stunden der Nacht kürzte. Es war mir, als vernähme ich das Rauschen des Urquells der Poesie, aus dem die Volksseele geschöpft von Anbeginn und aus dem sie sich laben wird zu allen Zeiten. Jenes Borns, aus dem das erste rythmische Stammeln des Berghirten quoll, der seine Lust und seine Qual in die Winde sang und ebenso das Lied des unsterblichen Sängers, dessen Sang die Jahrtausende überdauert hat.

Ich schlief süß und fest in dieser Nacht. Am nächsten Morgen nahm ich zeitig Abschied von meinen neuen Freunden, die mir noch ein Stück Weges das Geleite gaben. An der Grenze des Gehöftes kehrte die Bäurin mit den Kindern um, der Bauer begleitete mich noch bis zur Passhöhe hinauf.

Eine Weile schritten wir schweigend durch den morgenfrischen Wald; er hatte die Büchse umgehängt und so fragte ich ihn, ob er gern auf die Jagd gehe?

„Ja“, sagte er und seine Augen leuchteten, „wir Tiroler haben halt alle Jagerblut in uns. Aber oftmals hab' ich noch größere Freud daran die Thiere zu beobachten, zu sehen wie die Vögel, Rehe und Hasen so ganz vertraut im Wald umeinander hüpfen, spielen und sich Nahrung suchen, röhren und singen. Ich bewunder' und beneid' sie, weil sie so ganz ohne Haß mitammen leben.“

„Nun, Reutherbauer“, sagte ich forschend, „ich denke Ihr haßt doch auch keinen Menschen, dazu scheint Ihr mir ein zu guter Christ, denn ich halte dafür, daß Ihr einer von den rechten seid, die nicht bloß mit den Lippen beten?“

„Ich bin Katholik und halte streng an den von meinen Eltern eingepägten Christenpflichten, bin aber gewiß kein Betbruder“, entgegnete der Reppinger Sepp ernst. Begegnet mir im Leben, wer immer es auch sei, welchen Glauben er hat, ich frage niemand danach, betrachte jeden Menschen als meinen Nebenbruder. Wer mit mir freundlich und wirklich gut ist, den liebe ich, und sollte es auch sogar ein Jude sein.“

„Brav, Reutherbauer“, entgegnete ich, „das ist eine rechtschaffne Weltanschauung. Bleibt, wie Ihr seid in Eurem Dichten und Trachten und aus der heißen Liebe zu Eurem Vaterland, zu Euren Bergen und Euren Mitmenschen wird Euch noch manch schöne Dichtung emporwachsen. Vielleicht nennt man den Joseph Reppinger noch einmal in der Litteratur. Und so lebt wohl, draußen im Reich habt Ihr von nun an eine Freundin.“

Wir schüttelten uns die Hand, denn wir waren beim Wegkreuz angekommen, das die Pafshöhe bezeichnet. Der Weg ins Innthal lag breit und bequem vor mir. Und während ich hinabstieg, übersann ich, was der Tag in Siebensee mich gelehrt.

Eine gefestete Weltanschauung auf schlichter Frömmigkeit gegründet, Liebe zur Natur und Liebe zur Heimat und ein fröhliches Gemüth mit seiner Lust an Sang und Tanz, das sind die Wurzeln, aus denen in den deutschen Alpenländern die volkstümliche Kunst erblüht.

## Vor einem Jahr . . .

Vor einem Jahr! — Die ersten Alpenrosen  
Erglühten an dem bergverlorenen See,  
Über der Felsenstirn, der regungslosen  
Lag als Silberkrone Firnenschnee.  
Am Ufer flüsternten die Soldanellen  
Die frohe Kunde, dass die Sommwend kam,  
Und Märchenlieder jangen mir die Wellen  
Vom Königskinde, das den Hirten nahm.

Ich glaubte sie. — Und immer schöner, reiner  
Tönte der wunderfame Zauberfang,  
Als würde nie befehlen der Verneiner,  
Dass in den Lüften sterbe dieser Klang.  
Und sprach zu mir: „Du sollst die Blumen brechen  
Und sollst sie bringen einer blonden Maid,  
Und Sorge nicht, die Blumen werden sprechen!“  
So rauschte es in Märchenfeligkeit!

Die Wellen sprachen von der giebelreichen,  
Ehrwürdig-alten, kleinen Bürgerstadt,  
Von hellen Locken, die dem Golde gleichen,  
Und einer Maid, die diesen Goldschatz hat.  
Und Alpenrosen, Enzian, Brunellen  
Und blauen Speik ich um den Bergstock wand . . .  
Und immer lodender die blauen Wellen  
Erzählten von des Glückes gold'nem Land.

Der Bergstrom stürzte tosend in die Tiefe  
Und seinen Wellen folgt' ich ohne Rast,  
Mir war, als ob des Schicksals Stimme riefte:  
„Nun ist genug, was du gelitten hast,  
Du hast geglaubt, gehofft und endlich werde  
Auch dir bescheert, woran sie glücklich sind!“  
Die Wellen redeten von einem Herde,  
Von einem Weibe und von einem Kind.

Und durch den Hochwald bin ich ausgezogen  
Und zwischen Tannen zeigte sich das Thal,  
Als himmelhoch die Abendwolken flogen,  
Flammendurchglüht vom letzten Abendstrahl.  
Ich gieng durchs Städtchen. — Abendglocken klangen  
Und in dem winkeligen, alten Haus  
Bin über dunkle Stiegen ich gegangen  
Und brachte einer blonden Maid den Strauß.

\* \* \*

Ein Jahr vergieng . . . Die Alpenrosen blühen  
Und Märchen trägt der Bergsee an den Strand  
Und wieder greift ins flammenrothe Blühen  
Der Alpenrosen frevelnd meine Hand.  
Doch nicht zum Strauß will ich sie heute binden,  
Ich glaube nicht mehr an das Märchenreich:  
Im Bergstrom laß ich lachend sie verschwinden,  
Wo er die Blüten hinträgt, gilt mir gleich. —

Anton Reut.



## Derrathen.

Von Egon G. Straßburger.<sup>1)</sup>

Bursche, das darfst Du nicht,  
Bursche, das sollst Du nicht,  
Bursche sei klug!  
Mädel gibt's überall,  
Mehr wie genug.

Wirf Dich ins Wasser nicht,  
Stürz' Dich ins Brunnlein 'nicht,  
Peter, laß' sein!  
Soll es zum Sterben gehn:  
Dann in den Wein.

Nimm auch kein Pulver nicht,  
Nimm auch kein Messer nicht,  
Pfeif' nur ein Lied,  
Wisch' Deine Thräne ab —  
Wenn sie das sieht!

Bring' keine Sorg' ins Haus,  
Suche was Schönes aus,  
Peter sei klug!  
Mädel gibt's überall,  
Mehr wie genug! . . .

<sup>1)</sup> Aus dessen Gedichtsammlung: „Von der Lieb.“ Straßburg. J. Singer.

## Ein Schulhaus für — den Waldschulmeister.

**M**ariel — Hansel!“ ruft die Mutter schon seit fünf Minuten an dem Bettchen der Kinder. Sie soll diese Kinder wecken für den Schulweg, aber sie ruft es so flüsternd, so ängstlich, um mit ihren Weckrufen die Kleinen aus dem süßen Schläse am Ende doch nicht zu — stören. Doch es ist sechs Uhr, die Noth gebietet der Liebe. „Mariel! Hansel! Auf! Es muß sein!“ Derb muß sie an der Decke rütteln, bis die Kinder wimmernd erwachen. Ganz schlaftrunken müssen sie aus dem warmen Nest in die spröden Kleider, sollen dann ihr kleines Frühstück verzehren, aber der Schlaf wäre viel süßer als die Milchknocken. Dann die Schulsachen in den Zegger, die zwei Stück Brot als Mittagsmahl dazu, dem Knaben noch den Wettermantel des Vaters umgehungen und dem Mädel das große, alte Wollentuch der Mutter und hinaus in die dunkle, kalte, stöbernde Winterfrühe! So weit die Mutter in der blassen Dämmerung den Kindern nachblicken kann, thut sie's. Sie empfiehlt ihre kleinen Lieblinge in den Schutz Gottes — man weiß nie, wenn sie so mühsam fortstapfen im tiefen Schnee, ob sie wieder heimkommen!

Dem die Schule liegt hinter dem hohen Bergjoch in der Waldwildnis drüben; an zwei Stunden werden sie zu thun haben, wenn Wind und Schneetreiben heute überhaupt den Übergang nicht unmöglich macht. Zehn Stunden dann der Erwartung und Angst, bis sie zur Abenddämmerung voller Schnee und Hunger doch wieder, aber ganz erschöpft nach Hause kommen.

Das ist ein Schultag in Krieglach-Alpel — ein gewöhnlicher, keiner von den besten, keiner von den schlimmsten! Es kommt vor, daß die Schulkinder unterwegs zu den Schülern von weiterstreuten Nachbarhäusern stoßen; wenn aber die meisten schlechten Wetters wegen daheim bleiben, dann müssen die paar Kindlein allein vorwärts durch den Wald, über die Schluchten, über die sturmumbrauste Höhe, jenseits über kahle Blößen und Buschbestände hinab den Weg zu finden suchen, bis sie glücklich das einsame Schulhaus erreichen. Es kommt vor, daß die Kinder nicht nach Hause kommen in der Abenddämmerung, daß man ihnen entgegengehen muß mit Schneeschuhen und Schaufeln und daß man sie findet unter Baum oder Busch enge aneinander geschmiegt und mit wirbelndem Schnee bedeckt — zum süßen Hinüberschlafen in die Ewigkeit.

So ist es heute in der Ortschaft Krieglach-Alpel, die von dem schönen verkehrreichen Mürzthale stundenweit entfernt hoch oben im Gebirge zwischen den großen Wäldern liegt. Es ist einmal besser gewesen, die gute alte Zeit, dort war sie wirklich einmal. Vor fünfzig Jahren, als anderswo die Leute von Gendarmen in die Kirche getrieben und die Volksschulen unter dogmatischem Religionsunterricht erstickt wurden, haben die Alpler da hinten oben ganz aus eigenem Antrieb ein Schulhaus gebaut, eigenmächtig einen Lehrer gewählt und sich also eine freie Schule gegründet. Kein Katechet kam hinauf ins Gebirge, aber als zu Ende des Schuljahres alle Schüler der Gegenden nach Krieglach zur Religionsprüfung zusammenkommen mußten, haben die Alplerkinder vom Evangelium mehr gewußt, als die Bürgerkinder von Krieglach, die wöchentlich zweimal ihren gründlichen Religionsunterricht über Kirchendogmen gehabt. Aber auch im Lesen, Schreiben und Rechnen waren die Bergkinder weit voran.

Allmählich mit der Erstarkung des Weltverkehrs änderte sich die Zeit, die Landwirtschaft. Die Bergbauernhäuser wurden verkauft, abgestiftet, die Leute wanderten aus, die Felder wurden zu Wald. In der Ortschaft Alpel, wo einst weitem zerstreut an vierzig bewohnte Häuser gestanden hatten, gab es deren nur mehr zwanzig und bald noch weniger. Die Schule hatte aufgehört, wer seine Kinder in eine der stundenweit entfernten Nachbarschulen von Krieglach, Trabach oder St. Kathrein am Hauenstein schicken wollte, der konnte es — wenn sie angenommen

wurden — thun, die übrigen konnten ihre Kinder wild aufwachsen lassen, es krährte kein Hahn danach. Steuerzwang gab es wohl auch in Alpel, aber Schulzwang gibt und gab es dort nie.

Zu Anfang der Siebzigerjahre fanden sich in Krieglach-Alpel noch vierzig Schulkinder; der steiermärkische Landesauschuss interessierte sich für diese Ortschaft, wollte dort die gesetzlichen Bestimmungen einführen und in das leergewordene Schulhaus einen Lehrer stellen. Da sollen die Alpler sofort ein paar Kinder über die Grenze gegeben haben, so dass die Zahl vierzig nicht voll war und sie zu einer Ortsschule nicht mehr gezwungen werden konnten. Es hatten sich fremde Einflüsse geltend gemacht. In den Achtzigerjahren fiel das leerstehende und verfallende Schulhaus in den Besitz eines Wiener's, der dort Bauerngründe erworben hatte. Dieser wollte den noch bestehenden Bauern das Schulhaus neu hergerichtet wieder zurückgeben und es war gute Aussicht, einen Lehrer zu bekommen, alles ohne dass es der Gemeinde einen Kreuzer kosten sollte. Es waren damals in der Gegend etwa dreißig schulpflichtige Kinder. Die Bauern haben aber das Anerbieten abgelehnt; sie könnten die Kinder bei der Arbeit nicht entbehren, sie seien doch nicht sicher davor, dass ihnen später Kosten erwachsen würden und die Neuschule sei nicht viel wert. Man merkte leicht, woher der Wind gieng. Das Schulhaus wurde abgerissen und Alpel blieb ohne Schule.

Jenes Geschlecht, das die Volksschule entbehren zu können glaubte, ist nun zugrunde gegangen. Die Bauern, die heute in Alpel sitzen, stammen größtentheils aus der freien Alpelschule der Fünfzigerjahre. Wie andere die Schule als Last empfunden hatten, so empfinden es diese als noch viel größere Last, keine Schule zu haben und ihre Kinder in die entfernten Nachbarorte schicken zu müssen, wo sie nur geduldet sind und jeden Augenblick ausgeschult werden können. Die Ortschaft Alpel zählt heute an fünfundzwanzig schulpflichtige Kinder. Allem Anscheine nach wird diese Zahl nicht mehr weiter sinken, eher steigen, denn was an Bauerleuten etwa noch niedergeht, das wächst an Holz-, Köhler- und Jägerleuten hinzu, und mancher Anzeichen nach werden, wenn auch nur im Pachtverhältnis, neue Ansiedlungen entstehen. Gute Straßen verbinden die entlegene, humus- und wasserreiche Gegend mit den volkreichen Gauen, und manche Leute kommen zur Einsicht, dass es sich in diesem schönen Waldlande bei einiger Arbeitsamkeit und Bescheidenheit ruhiger leben lasse, als im Daseinskampfe übervölkterter Thäler. So wird sich's wieder jachte bessern. Doch zu einem wirklichen Aufschwunge gehört die Schule.

Also sind die Bordersten der Ortschaft Alpel eines Tages zu mir, ihrem engsten Landsmanne und einstigen Schulbankgenossen, gekommen, und haben mich um Gotteswillen gebeten, ich möchte helfen, dass sie eine Schule bekommen. Eine eigene Schule in Alpel.

„Liebe Freunde, so leicht das vor dreißig und zwanzig Jahren gegangen wäre, so schwer geht es heute.“ Die Sünden der Vorfahren müssen jetzt gebüßt werden, das sehen sie ein und doch werden sie nicht müde zu bitten um eine Schule. Selber können sie sich kein Haus bauen, dafür sind sie viel zu arm; die Pfarrgemeinde Krieglach ist mit anderen Schullasten überladen und kann bei der jetzt bestehenden Schülerzahl zu nichts gezwungen werden. Die zumeist wohlgearteten und befähigten Kinder müssen mit vielen Beschwerden, unter Umständen mit Lebensgefahr die entfernte kleine Schule besuchen, was obendrein nur mit häufigen Unterbrechungen ganz ungenügend geschehen kann. Einzelnen ist der Schulbesuch überhaupt unmöglich und sie wachsen analphabetisch in die Zukunft hinein, bestimmt zum verachteten Fußschmel, zur Ausbeute für andere.

Das darf nicht sein. Wir Glücklicheren müssen mit unseren Armen niederlangen zu denen, die am tiefsten stehen, am schwächsten sind und doch die Berufung haben, an unserer großen gemeinsamen Sache mitzubauen. Wir müssen ihnen aufhelfen, und segensreicher als jede andere Wohlthat ist die der Schule.

So habe ich den Leuten von Alpel gesagt: „Ihr sollt eine Schule haben, so viel an mir liegt, ich setze mich dafür ein.“ Und mein bisheriges Bemühen war nicht ohne Segen. Ein passender Bauplatz ist gefunden, ziemlich im Mittelpunkt der Gemeinde, auf sonniger Matte am Waldrand, bei den frischen Wässern des Thales, aber geschützt vor Überschwemmung und Sturm. Ein guter Fahrweg aus Krieglach führt nahe vorbei und die Poststraße ist eine Viertelstunde weiter oben an der Berglehne. Ein hochmöggender und hochherziger Unrainer hat das Bauholz zugesichert. Ein humanitärer Verein, der sich für Krieglach-Alpel besonders interessiert, wird einen bedeutenden Theil der Baukosten decken. Ein uneigennütziger Baumeister ist auch gefunden. Eine Großbuchhandlung im Deutschen Reich hat mir eine passende Schulbibliothek zugesagt. Das weitere liegt noch auf meiner Schulter und ich hoffe, es wird mich nicht erdrücken. Große Opfer werden nicht verlangt, und die bereitwilligen Freunde, die mir den Plan ausführen helfen, werden sich finden.

Haben wir das Schulhaus beisammen — ich denke, es soll ein fester freundlicher Bau werden, der bei unterschiedlichen Anlässen die geistige Stätte der wieder aufstrebenden Gemeinde bilden kann — dann kommt die Lehrerfrage. Es wird meine erste und vielleicht auch meine letzte Bitte sein an das Land Steiermark, um hinreichendes Gehalt für einen tüchtigen Lehrer in Alpel. Die Gemeinde soll möglichst entschädigt werden dafür, daß sie bisher so lange Zeit, trotz der drückenden Steuern, die sie zu zahlen hat, an Bildungsmitteln leer ausging.

Der künftige Lehrer in Alpel wird in mancher Beziehung die Aufgabe des Waldschulmeisters Andreas Erdmann haben — eine schwere und bedeutsame Aufgabe. Wäre ich noch jung und hätte lehrämtliche Schulung, ich würde es versuchen. Ich würde versuchen, das Ideal eines Poeten praktisch auszuführen. Es dürfte mir selbst im günstigsten Falle schließlich wohl kaum anders ergehen, als dem armen Andreas Erdmann, aber etwas bleibt doch hängen an dem Volke, wenn man ihm liebevoll sich und sein Bestes opfert.

Peter Hofegger.

## Sauernweisheit.

Sprüche und Redensarten aus Steiermark.

„Hast du dir's Aug abgebrochen?“ fragt man scherzweise einen Menschen, der ein verletztes oder krankes Auge mit einem Tuch verbunden hat.

„Er hat das Mitlachen umsonst“, sagt man von einem, der sich an der Unterhaltung Anwesender nicht weiter betheiligt, als daß er im Lachen miteinstimmt.

„Bei einem Bienenstich muß man lachen, sonst bleibt der Stachel stecken“, ein weiser Rath, zum Schmerz gute Miene zu machen.

„Mir ist der Stimmstock umgefallen“, pflegt man zu sagen, wenn man der Einladung zum Singen wegen Heiserkeit nicht folgen kann.

„Wenn man kleine Brotschnitten iszt, so wird man vergeßlich.“

„Der kleine Finger hat mir's gesagt“, heißt es, wenn etwas später Eingetroffenes vorher geahnt worden ist.

„Der hätt' mir bald d' Seel aus der Haut gejagt.“ Bezeichnung eines großen Schreckes.

„Eine, die sich aufs Salzfaß setzt, kriegt jeden, den sie haben will.“

„Dümmer wie neun Tag' Regenwetter“, sagt man von einem urdummen Menschen. Und: „Zum Sterben ist er zu dumm, man muß ihn mit einem Strohschaub todtstoßen.“

„Er steht da, wie wenn er Narren feil hätte“, heißt es von einem, der zwecklos lange auf einem Fleck stehen bleibt.

„Sag ihm's, sonst kriegt er einen Gamerknebel.“ Man soll ihm das Geheimnis anvertrauen, damit er aus Neugierde nicht geschwollen wird.

„Er bleibt sitzen wie ein Gugelhupf“, betrifft einen, der an gleicher Stelle lange hocken bleibt.

„Jeder Mensch hat am Himmel seinen Stern; stirbt er, so lischt der Stern aus.“

„Irrlichter sind Seelen ungetaufter Kinder.“

„Aus Nachtvögeln schreien die verlornen Seelen.“

„Dem ist auch das Brot in den Honigtopf gefallen“, heißt es von jemandem, der unerwartet zu einem Vortheil gekommen ist.

„Die Leut' reden gar viel, wenn der Tag lang ist“, man müsse sie bloß reden lassen.

„Gott hat Mann und Weib erschaffen; wer den Mönch erschaffen hat, weiß man nicht.“

„Jeder kann zu seinem Heu — Stroh sagen.“ Jeder mag seine eigene Sache nennen und bewerten, wie er will.

„Wer mit eines andern Löffel iszt, der bekommt die Kraft dessen, dem der Löffel gehört.“

„Wer rücklings schreitet, der führt seine Vater und Mutter in die Höl'.“ Als ob die Sünde der Rückwärtslei doch auf die Eltern zurückfiele.

„Eine Jungfrau muß einen ausgelöschten Span wieder anblasen können.“

„Ein Junggesell muß ein bis zum Rand volles Gefäß tragen können, ohne etwas zu verschütten.“

„Keine Mutter ist so arm, sie hält das Kindel warm.“

„Nach einem Raben soll man nicht mit Ackererde werfen“; wohl weil der Rabe als Teufelsvogel gilt, der die Scholle entheiligen würde.

„Feuer, das der Bly entzündet hat, kann kein Mensch löschen.“

„Die Hand, die sich gegen den Vater vergriffen, muß aus dem Grab hervornachsen.“

„Tröste dich, 's wird schon wieder gut, bis d' heiratest.“ Ein beliebtes Beschwichtigungswort für Kinder.

„Sollst leben so viele Jahr, als der Fuchs auf dem Schweif hat Haar.“

„Der Fuchs hat den Schweif in den Suppentopf gesteckt“, sagt man, wenn die Suppe räuchelt.

„Wenn die der Teufel holt, muß er eine gute Reißzang haben!“ Wird bei bösen Weibern gesagt.

„Der wird mit Oberwölzer Salbe geschmiert.“ Er bekommt Prügel.

„Lopp seiß Kristas, hobbs ah an grean Ofn?“ Alter Jurgruß beim Betreten eines Hauses.

„Laßt den Bindbaum pumpern, damit die Rüben wachsen.“ Wird im Herbst gesagt, wenn von der Garbensuhr die Bindstange auf die Tenne geworfen wird.

„Wir warten schon mit der linken Hand“, heißt es, wenn man zu essen beginnt, bevor der letzte Gast erschienen ist.

„Verloren wie des Juden Seel.“ Größte Bekräftigung eines Verlustes.

„Du mußt auch von einer jeden Laus ein Biegel haben.“ Als Vorwurf gegen jemand, der an allem Möglichen sein Antheilchen haben will.

„Da geht der Raß 's Haar aus!“ Ein gemüthlicher Ausruf der Rathlosigkeit in kritischen Umständen.

„Dein Reden ist für die Raß.“ So viel als umsonst.

„Was weißt du, wo die Raß 's Loch hat!“ Zurechtweisung für einen naseweisen Menschen.

„Ich nehm' meine Red' zurück.“ Beliebte Form von Abbitte.

„Wenn die Raß Flügel hätt', wär' schon längst kein Spaß mehr auf dem Dach.“

„Wenn das Wenn nit wär', wär' der Kuhmist Zucker.“

„Die Raß zum Schmer stellen.“ Den Bock zum Gärtner machen.

„Der beißt unserem Herrgott schier die Zehen ab“, wird von Betbrüdern und Betschwestern gesagt.

„Der schnadert wie ein heißer Stein (im Wasser).“ Wird von einem unermüdlichen Schwächer gesagt.

„Schau, daß du weiter kommst und sag, du wärst da g'west!“ Abfertigung.

„Wird schon werden, wie's werden will.“ Leichtfertiges Gehenlassen.

„Da sitzt der Teufel drauf“, sagt man beim vergeblichen Suchen eines nächstliegenden Gegenstandes.

„Den hab' ich mir zu leihen genommen!“ Den habe ich gezüchtigt.

„Die Beten in der Hand und den Teufel im Sack.“ Bezeichnung für einen hinterhältigen Frömmeling.

„Muß mir schon einen Knopf in die Nase machen“, sagt der Vergessliche, wenn er sich etwas merken soll.

„Du bist g'rad recht zu einem Auswaschschaffel“, für einen Menschen, den man geringschätzt.

„Nur brav essen! Mit dem Essen muß man sich derhalten. — Die alten Weiber derhalten sich zwar mit dem Spinnen.“

„Alleweil muß ich daheimbleiben wie's Weihbrunnkacherl!“ Klage eines nie vom Hause Fortkommenden.

„Die Gnad' von Gott, das Brot vom Hof — die Schläg' vom Bauern.“ Seufzer eines Knechtes.

„Eilf Ochsen und ein Bauer sind dreizehn Rindvieher.“

„Fall nit herunter! — Macht nix, ist unten auch steirisch.“

„Zeigst du mit einem Finger auf einen Stern, so stichst einem Engel das Aug' aus.“

„Wer einen Geist erlöst, muß bald sterben.“

„Der ist so schlecht, daß ihn kein Mistkäfer mehr anschaut.“

„Auf, auf, der Schinder hätt' die Haut gern!“ Beliebter Wackruf im Bauernhof.

„Eßt, meine lieben Gäst, mir ist leid, daß ihr das eßt!“

„Guten Morgen! — Guten heut! — Kommen zwei gute Täg' zusamm'.“

„Nachher ist der Gais g'streit!“ Dann ist die Sache geschlichtet.

„Du Klagst, kriegst ein rothes Köckel!“ rufen Kinder einem Angeber zu.

„In der Red' um a Haarl, in der Sach' um a Farl (Ferkel)!“ heißt es bei einem Geschäftshandel, wenn Wort und Sache nicht übereinstimmen.

„Leck Salz, nachher wirst durstig!“ Abweisender Bescheid.

„Der Zwiebel hat sieben Häut', das alte Weib neun.“

„Der schaut mich an, wie eine Kuh ein neues Thor.“ Für einen, der blöde dreinguckt.

„Ein Hab-ich ist besser wie neun Hätt-ich.“

„Wer gut schmiert, fährt gut.“

„Was weiß der Ochz von der Muskatnuss!“

„Er hat die Kuh mit dem Kalb gekauft.“ Eine Schwangere geheiratet.

„Der schaut aus, als wenn er Mureck hätt' angezündet.“ Bezeichnung für einen verdächtigen Menschen.

„Der weiß auch schon, wo der Batel den Most holt“, sagt man von einem Knaben, der nicht mehr unschuldig ist.

„Wo der Teufel nichts ausrichtet, schickt er ein altes Weib.“

„Heut krieg ich Geld, weil mich die Dirn beißt (die hohle Hand juckt).“

„Heut' werd' ich noch was Neues hören, weil mir die Ohrwascheln kitzeln.“

„Ich werd' bald einen seltsamen Weg gehen, weil mich die Fußsohlen jucken.“

„Wer etwa jetzt denkt auf mich, weil ich so stuggazen (schlucken) muß?“

„Wer lang hat, läßt lang hängen“, sagt man von einem reichen Verschwender.

„Was der Kopf vergißt, müssen die Füß büßen.“

„Die sind mit der Kirche um die Fahn' gegangen.“ Haben es umständlich und verkehrt gemacht.

„Das Nachrichten (Nachfüllen in die Schüssel) erhält dem Bauern den Knecht.“

„Da muß eine alte Kuh lachen.“

„Der Faule trägt sich todt, der Fleißige geht gnod (oft).“



„Der hat Lachen und Weinen in einem Sack beisammen“, bezeichnend für rührselige Menschen.

„Dem geht's z' Herzen, wie dem Josef das heiße Schmalzkoch.“

„Der hat die ganze Scheiben verfehlt“, ein Bild vom Schießstand für irgend ein völlig verfehltes Ziel.

„Man kann nicht alles gleich aus dem Finger zuzeln“, als Entschuldigung, wenn etwas Unmögliches nicht geleistet werden kann.

„Die hat Holz bei der Hütten“, sagt man von einer hochbusigen Weibsperson.

„Unser Herrgott will nicht, daß Weißbrot auf dem Baum wächst.“

„Unser Herrgott wird schon wissen, warum er der Gais den Schweif nicht hat wachsen lassen.“

„Spulen im Sack, Stroh im Holzschuh und ein Dirndl im Haus kann man nicht leicht verstecken.“

„Den Kalkstein kennt man gleich, sobald man Wasser drauf schüttet.“

„Der richtige Mensch kommt heraus, sobald du ihm etwas dawider thust.“

„Besser demüthig gefahren, als hochmüthig gegangen.“

„Der Koch gibt dem Kellner die Wurst, der Kellner lischt dem Koch den Durst.“

„'s gibt nie die ganz' Läng.“ Es reichen die Mittel nicht aus.

„Das dauert von zwölfe bis Mittag.“ Kürzeste Weile angedeutet.

„Das Beckmannl stellt sich ein.“ Der Schlaf ist da.

„Stubenfadeln und Ähndlkinder werden nix nutz.“ Ferkel, die in der Stube gehalten, und Kinder, die von Großeltern verzärtelt werden, taugen nichts.

„Das ist der Herr Teufel!“ Abschwächung des Fluches.

„Einem Besoffenen und einer Heusuhr muß man aus dem Weg gehen.“

„Er läßt nichts liegen, wie glühendes Eisen“, sagt man von einem Mauerer, vor dem nichts sicher geht.

„Wer lange fragt, was er geben soll, der gibt nicht gern.“

„Er kriegt ein Ausgemachtes.“ Er wird ausgeholten.

„Er lügt so oft, als er's Maul aufmacht.“

„Ja, Narren hat's geregnet!“ Als abweisender Bescheid.

„Gib dem kleinen Duben einen Kreuzer und geh selber.“ Sich selber ist man der verlässlichste Bote.

„Frag die Leut' und geh der eigenen Nase nach.“ Höre anderer Meinung und handle nach eigener Überzeugung.

„Wenn's Glück will, kalbt der Ochz.“

„Wenn's Unglück will, geht eine leere Butten los.“

„Das ist just so viel, als ob man einen Bettelbuben in die Höl' schmisst“, sagt man, wenn jemand etwas Unnützes unternimmt.

„Dem geht's Maul wie eine Brechel“, heißt es von einem Schwäher.

„Sie haben ihn auf dem Bandel gehabt.“ Sie haben ihn zum Narren gehalten.

„Er hat sich verwundert wie die Maus beim Bögerl.“ Bewunderung über ein unversehenes Glück.

„Auf eine Lüge gehört eine Ohrfeige.“

„Ein Wetter, daß man keinen Hund möchte aus dem Haus jagen.“

„Hat mir die Haut über die Ohrwaschel gezogen.“ Hat mich über-  
vorthelt.

„Wann die Katz nicht zu Haus ist, haben die Mäuse Sonntag.“

„Das ist Ehr' genug.“ Das ist Angebot genug.

„Ist er weit hin — bin ich weit her.“ Gegen einen, der sich mit seinen weiten Reisen prahlt.

„Dem Ross scheint die Sonn' durch die Rippen.“ Magerkeit.

„Wer lange hustet, wird alt.“

„Er lügt sich in seinen Beutel.“ Er redet sich selber zu Schaden.

„Das steht ihm, wie einem Esel das Zithernschlagen.“ Für etwas sehr Ungereimtes.

„Viel Landsleut', viel Hundsfött.“

„Man soll sich nichts verreden, als das Nasenabbeißen.“

„Gustus (Geschmäcker) und Maulschellen sind ungleich.“

„Er hat's auf die leichte Achsel genommen.“ Hat sich nichts draus gemacht.

„Der hat im kleinen Finger mehr wie der andere im Kopf.“

„Mit der Gabel ist's ein' Ehr', mit dem Löffel kriegt man mehr.“

Es gilt nämlich als feiner und vornehmer, mit der Gabel zu essen als mit dem Löffel.

„Der eine hat's Geld, der andere den Beutel.“

„Sie spielen hinter einem Hütel.“ Von Leuten, die heimlich zusammenhalten, um andere zu übervorthelten.

„Der ist gut um den Tod schicken“, Spott auf einen langsamen Boten.

„Das Sterben spare ich mir auf zuletzt.“

## Das Märchen vom Prinzen Trostinn und dem Junker Wohlgemut.

Von Pauline Schrader.

Es war einmal ein Prinz. Der war der Sohn eines mächtigen Königs. Als er nun ein großer, schöner Jüngling geworden war und er immer nur in seines Vaters Schloß gelebt hatte, sehnte sich sein Herz danach, die schöne weite Welt kennen zu lernen, und er bat seinen Vater um Urlaub für eine Reise weit in die Welt hinein.

Der alte König trennte sich nur schwer von seinem Sohne, da es sein einziger war. Aber der Jüngling bat so lange, bis er ihn ziehen ließ.

Er gab ihm aber ein glänzendes Gefolge mit von Hofherrn und Grafen, die seinen Sohn beschützen sollten vor allen schlimmen Gefahren, die ihm etwa draußen begegnen könnten.

Das gefiel unserem Prinzen aber wenig; denn er hatte sich gerade darauf gefreut, unerkannt und mit leichtem Gepäck wie jeder andere Wanderer die unbekannte Fremde kennen zu lernen. Aber er mußte sich fügen; denn sein Vater wollte ihn nicht anders ziehen lassen.

So wurde denn Alles glänzend gerüstet, und an einem schönen Sommermorgen ritt der Prinz und sein Gefolge aus den Thoren des Schlosses.

Das war ein glänzender Anblick; denn die Pferde hatten lauter goldene und silberne Decken, und die Reiter hatten nur seidene und sammtene Kleider an. Das funkelte und blitzte nur so in der Sonne. Dicht hinter dem Prinzen ritt der Oberceremonienmeister. Der sagte ihm immer, wie er sich benehmen sollte und zeigte ihm die Leute, die er grüßen sollte und die er nicht grüßen sollte. Und daneben ritt der Hofdoctor. Der sagte ihm immer genau, wann er schnell oder wann er langsam reiten sollte und gab ihm lauter weise Lehren, wie er sich verhalten sollte, wenn er gar zu sehr schwitze oder zu großen Durst habe, und neben dem Doctor ritt der Diener mit dem Mantel des Prinzen. Wenn nun der Wind ein wenig blies, warf er ihn schnell seinem jungen Herrn über die Schulter.

All das verdross dem Prinzen über die Maßen und anstatt den herrlichen Morgen zu genießen, dachte er nur daran, wie schön es sein müßte, wenn er allein mit leichtem Gepäck lustig und munter seines Weges reiten könne.

Zu Mittag kamen sie durch einen Wald und an einem grünen Abhange wurde ein rothes Zelt aufgeschlagen. Dann rüsteten die Diener ein Mahl von all den schönen Vederbissen, die ihnen die Frau Königin mitgegeben hatte. Das schmeckte zwar alles vortrefflich, aber der Prinz aß diese schönen Sachen alle Tage, und so wäre ihm ein Butterbrot und ein Apfel aus seiner Manteltasche als Wegzehrung gerade als etwas ganz Besonderes erschienen. Als sie alle gut gespeist hatten, und die Reisenden von der Hitze des Tages, dem weiten Ritt und der guten Mahlzeit recht ermüdet waren, so breitete man zu einem Mittagschläfchen seidene Decken und weiche Kissen auf das Moos, und bald lag Alles in friedlichem Schlummer.

Nur der Prinz konnte nicht schlafen. Ihn ärgerten die seidene Decken und weichen Polster, die er ja jeden Tag hatte, und ihm dachte, es müsse sich weit herrlicher auf dem kühlen, grünen Moosboden ruhen. Als er aber den Oberhofmeister ansah, der neben ihm lag und aus Leibeskräften schnarchte, mußte er lachen; denn der Oberhofmeister war sonst ein sehr gravitätischer Herr und jedes laute Wort jagte ihm einen heißen Schrecken durch die Glieder. Und nun machte er selbst einen Spektakel über die Maßen, und dazu saß ihm sein Schlafkappchen schief auf den Ohren! Dieses fröhliche Lachen gab dem Prinzen seine gute Laune wieder; er stand auf und gieng ein Stückchen tiefer in den Wald spazieren.

Plötzlich hörte er ein jämmerliches Geschrei, und als er näher eilte sah er einen kleinen, grauen Mann und eine Wildsau im Kampfe. Der Prinz riß schnell seine Armbrust von der Schulter und streckte das wüthende Thier mit einem wohlgezielten Schusse zu Boden. Der graue Mann aber dankte ihm mit vielen Worten und fragte ihn, was er hier allein in diesem weiten Walde mache. Der Prinz aber merkte bald, daß er es mit einem Zauberer zu thun hatte, erzählte ihm, wer er sei und fragte ihn, ob er nicht ein Mittel wisse, seine lästigen Begleiter los zu werden. Der Zauberer aber strich sich über seinen grauen Bart, dachte ein wenig nach und holte dann aus seiner Tasche eine Dose mit Schnupftabak.

„Diese Dose“, sagte er, „mache ich dir zum Geschenk, weil Du mir so freundlich geholfen hast. Nchte sie nicht zu gering; denn sie kann dir auf deiner Reise von großem Nutzen sein. Willst du nämlich einen Menschen aus deiner Nähe entfernen, brauchst du ihm nur eine Prise davon nehmen zu lassen — alsbald wird ihm beim Niesen die Nase abfliegen und vor ihm hertanzen und sich ihm nicht eher wieder aufsetzen, als bis er an dem Orte angelangt ist, wo du ihn hinwünschest.“ Der Prinz dankte ihm aufs beste und beschloß sogleich, einen Versuch mit dem Zauberpulver zu machen. Als Alles wieder reisefertig war und

stättlich gerüstet auf den Pferden saß, bot er jedem zur Erfrischung eine Prise an.

Er begann dabei beim Oberhofmarschall und hörte erst beim letzten Küchenjungen auf, und als der letzte Küchenjunge hochgeehrt, die Prise aus des Prinzen Dose genommen hatte, fieng der Oberhofmarschall an zu niesen und nach ihm der Oberceremonienmeister und der Hofdoctor und so weiter bis zum Küchenjungen. Und da flogen sie alle hin, die lustigen Nasenspitzen, und tanzten in der Luft, immer zurück den Weg, den sie gekommen, und jeder eilte und haschte nach der seinen und so hastete alles der eigenen Nase nach. Der Prinz aber freute sich, daß er allein und fröhlich seinen Weg fortsetzen konnte.

So ritt er nun weiter und es schien ihm, als wäre die Welt nun mit einemale nochmal so schön wie vorher. Die Vöglein, die er vor dem vielen Pferdegetrapp und Geschwäg gar nicht gehört hatte, jauchzten aus den Zweigen; die Eichelhäfen huschten auf den Bäumen herum und die Bäume selbst breiteten freundlich und schützend ihre breiten Zweige über seinen Weg. Die Sonnenstrahlen glitzerten hindurch und tanzten so lustig, und es wurde ihm so froh zumuthe, daß er anfieng, mit den Vöglein um die Wette zu jauchzen.

„Trapp, trapp, trapp“ kam es da mit einemale hinter ihm her und ein Reiter jagte zu ihm heran, schwenkte sein Hütchen und fragte, ob er ihn nicht mitnehmen wolle. „Bon Herzen gern!“, sagte der Königssohn; „wenn du ein lustiger Geselle bist. Wie heißt du denn?“ Der Fremde aber lachte und sang:

Ich bin der Junker Wohlgemut,  
Ein armes aber frohes Blut!  
Zum Diddelbun Dei!

Das Herz nicht schwer!  
Der Ranzen leer —  
Ei sagt mir doch, was besser wär!  
Zum Diddelbun Dei!

„Und hast du auch Schulden nicht dabei?“ jubelte der Prinz. „Sonst will ich sie dir bezahlen; denn ich bin ein Prinz und du gefällst mir!“

„Und bist Du auch ein Prinz“, sagte der Junker Wohlgemut, „so hast du auch deine Sorgen; denn ich ritt dir vorhin dicht im Nacken, als du mit deinem Gefolge des Weges zogst und merkte wohl, was in dir vorgieng!“ So ritten sie denn selbender fröhlich durch den duftenden Wald.

Gegen Abend kamen sie vor ein altes, graues düsteres Schloß, und da sie müde und hungrig waren, klopfen sie an die Thüre; doch niemand öffnete. Junker Wohlgemut aber, der einmal zaubern gelernt hatte, klopfte dreimal und rief:

„Graugespinnst und Sorgenlauf —  
Thürlein, Thürlein! thu dich auf!“

Da kam mit schlürfenden Schritten ein altes häßliches Weiblein daher, das fieng an zu schelten und zu zanken und fragte, weshalb man es in seiner Ruhe störe. Junker Wohlgemut aber zauberte wieder und rief:

„Tag sei schwarz und Nacht sei licht!  
Schnell aus meinem Angesicht!“

Da verschwand die Alte mit einem greulichen Fluche. Nun giengen sie in das Schloß hinein und kamen durch viele, große Säle, immer einer bei dem andern. Aber alle waren düster und grau und die Fenster waren dicht verhangen, so daß selbst bei hellem Sonnenschein kein freundlicher Strahl hindurchdringen konnte.

Und im letzten Zimmer da saß ein langer hagerer Mann mit finsterem Gesicht und neben ihm saß ein Mägdlein mit braunen Locken und traurigen Augen und mußte ihm aus einem alten großen Zauberbuche vorlesen; über ihnen aber in der Ecke saß eine Gule, die rief „Uhu! uhu!“

Da erschrak der Prinz. Junker Wohlgemut aber fragte den Alten höflich, ob sie nicht über Nacht im Schlosse bleiben könnten und der Alte nickte, aber sagte kein Wort, sondern brummte nur ein wenig in seinen Bart.

Nun lief das braune Mägdlein hinaus, holte allerlei gute Speisen herbei und deckte den Tisch.

Prinz Frohsinn jedoch nahm eine Geige aus der Ecke und spielte alle lustigen und fröhlichen Melodien, die er wußte, und Junker Wohlgemut nahm das braune Mägdlein bei der Hand und sie tanzten miteinander. Als sich der Prinz nun einmal umschaute, war der düstere Mann verschwunden und das Mägdlein mit den traurigen Augen auch.

Da setzten sie sich vergnügt zum Essen nieder und aßen alle die guten Speisen, die auf dem Tische standen.

Der düstere Mann aber hatte auf einem Kasten gefessen, der war ganz voll Gold, damit wollte er die Leute fangen, die zu ihm kamen.

Wer nun auch nur eine Handvoll davon nahm, der war ihm auf ewig verfallen und konnte nicht wieder aus dem Schlosse heraus, sondern mußte Zeit seines Lebens darin bleiben.

Prinz Frohsinn und Junker Wohlgemut aber liegen ruhig das Gold in der Truhe liegen. Doch da sie nun müde waren, sahen sie sich um, wo sie wohl schlafen könnten. Sie giengen in den Saal nebenan; dort standen zwei große, schneeweiße Betten, da legten sie sich hinein und schliefen die ganze Nacht.

Am andern Morgen, ehe noch der Hahn dreimal gekräht, standen sie auf und rüsteten sich zur neuen Wanderung.

Als sie über den Hof giengen, stand das braune Mägdlein am Brunnen und sang:

Sonne und Wind —  
 Ich armes, armes Kind!  
 Kam da ein froher Knab —  
 O läg ich doch im Grab!  
 Was fang ich an?

Da küßte sie Junker Wohlgemut, steckte ihr ein Ringlein an den Finger und sang:

Sonne und Wind —  
 Ehe noch drei Mond verstrichen sind,  
 Komm ich und hole dich!

Nun wanderten die Beiden weiter in die Welt und immer weiter und erlebten viele, schöne Abenteuer. Zuletzt, als des Prinzen Urlaub schon fast abgelaufen war, kamen sie eines Tages in eine ganz fremde Gegend und mit einemmale befanden sie sich mitten in einem herrlichen Garten.

Sie stiegen nun von ihren Pferden ab, banden sie an einen Baum und giengen tiefer in den Garten hinein. Bald kamen sie auf eine Anhöhe und im Grunde lag eine Wiese, die war voll der herrlichsten Blumen. Im Schatten eines Baumes war ein alter Brunnen; an dem Baume aber hieng an goldenen Stricken eine Schaufel, darauf saß eine wunderschöne Prinzessin und strahlte ihr langes goldenes Haar und sang dabei.

Nun wollte Junker Wohlgemut, wie es so seine Art war, zu ihr hineilen, um ihr seine Reverenz zu machen. Jedoch der Prinz war so befangen, als lebte er in einem Traume; denn die Prinzessin war so schön und ihr Anliß strahlte wie die Sonne. Die Prinzessin aber sang:

Bin ich auch schön und jung,  
 Grämt ich mich lang genug.  
 Myrthenstrauch, Thymian —  
 Kam doch der Freiersmann!  
 Thymian, Myrthenstrauch,  
 Kam er und küßt mich auch!

Nun konnte sich der Prinz nicht länger halten, eilte zu ihr, küßte sie und fragte, ob sie seine liebe Frau werden wolle.

Die Prinzessin aber erschrak und erzählte, sie sei die Prinzessin Engelschön und sie könne nicht fort von hier; denn ein böser Zauberer hielte sie gefangen. Kaum hatte sie das gesagt, so kam auch schon ein häßlicher Zwerg gesprungen, riß sie von der Schaufel, schimpfte auf die fremden Wanderer, die hier auf anderer Leute Eigenthum herum-

liefen und schleifte die Prinzessin mit sich fort in ein Haus, das lag am Ende des Gartens versteckt hinter den Bäumen.

Prinz Frohsinn und Junker Wohlgemut aber beriethen sich nun miteinander, verkleideten sich als fremde Zauberer und giengen in das Haus des hässlichen alten Zwerges.

Sie erzählten ihm, sie kämen aus fremden Landen und hätten ein Zauberpulver zu verkaufen, wie es kein besseres auf der weiten Welt gäbe, dabei hielt ihm der Prinz die Dose mit seinem Zauberpulver hin, damit er sie probieren solle. Kaum aber hatte der Alte die Prise genommen, als er schon anfieng zu niesen und die Nase tanzte vor seinem Gesicht.

Schnell wünschte ihn der Prinz dahin, wo der Pfeffer wächst und der Alte mußte laufen, ob er nun wollte oder nicht.

Dann liefen beide schnell zu der Prinzessin, eilten mit ihr aus dem Hause und der Prinz setzte sie zu sich aufs Pferd, worauf sie schnell davon ritten. Und da nun auch des Prinzen Urlaub abgelaufen war, ritten sie auf das Schloß seines Vaters und hielten Hochzeit miteinander, und der alte König freute sich mit ihnen; denn er hatte schon gefürchtet, sein Sohn sei in der weiten Welt umgekommen.

Junker Wohlgemut aber ritt nach dem düsteren Schlosse im Walde; denn die drei Monde, in denen er wieder zu dem braunen Mägdlein zurückkehren sollte, wollten eben zu Ende gehen.

Als er vor das Schloß kam, stand da ein dunkler Wagen, ganz schwarz verhangen; denn der düstere Mann war eben gestorben. Neben der Thür aber auf einem Stein saß das Mägdlein und weinte und sang:

Ich armes Mägdlein, o weh!  
Ich wollt, ich läg im tiefen See!  
Drei Monde sind um,  
Mein Herz ist so schwer!  
Ach wüßst' ich doch,  
Wo mein Liebster wär!

Mein Mütterlein ist lang schon todt —  
So einsam ist's, du große Noth!  
Drei Monde sind um,  
Mein Herz ist so wund!  
O Mutter, läg ich bei dir im Grund!

Und sie sang so traurig, daß einem ganz weh ums Herz wurde und man die Thränen im Auge fühlte. Als sie aber den Junker Wohlgemut erblickte, trocknete sie sich schnell ihr Gesichtchen und sie nahmen sich bei der Hand und giengen hinein in das Schloß.

Da öffneten sie weit die verhangenen Fenster, daß die Sonne recht hell in alle Ecken scheinen konnte und da sahen sie mit einemmale, daß alle Zimmer auf das prächtigste eingerichtet waren.



Da gab es wunderbare Tapeten und Teppiche und kunstvolle Möbel aus Ebenholz und wo die Gule gefessen hatte, war jetzt ein herrliches Bild. Das war so schön, daß es mit seinem Glanze das ganze Zimmer erfüllte.

Als sie sich nun alles angesehen hatten, wurde die Hochzeit gerüstet.

Und alles, was Junfer Wohlgemut sah und erlebte, war schön und gut, denn er trug in sich das wahre Zaubermittel — ein frohes, sich gerne bescheidendes Herz.

## Das Traurigsein ist lustig.

Eine Allerseelenplauderei.

„**F**ei, das Traurigsein ist lustig!“ sagte jener Bauernbursche, als die Bäurin auf der Bahre lag, man daher mitten in der Woche Feiertag hielt und er unter dem Apfelbaum lag und seine Beine ausstreckte.

„Das Traurigsein ist lustig!“ sagt zu Allerseelen die große Menge, die sich Feiertag macht und hinausströmt auf die Friedhöfe, um dort das übliche Volksfest zu halten. Ist der Pöbel — und ich meine jenen aller Stände — doch immer dort dabei, wo es zu sehen gibt, wo etwas nicht Alltägliches vorkommt. Da kommt er tänzelnd heran, rauscht und schwächt, und lacht und spöttelt, und stolpert heute spöttelnd über zerbrochene Grabkreuze. Weihrauch und Wachsdunst weht dahin zwischen den Grabmonumenten, vermengt mit dem Dufte der vor dem Thore schmorenden Kastanien. Die Leute tragen Kerzen, Kränze und naschen dabei, und die Gespräche, die sie führen, sind hohl wie die Gräfte, aber nicht so wehevoll. Der an und für sich so schöne Todtencultus artet aus, wie jeder Cultus ausartet, sobald er den niedrigen Neigungen der Menschen dient. Die Friedhöfe werden zu Allerseelen zum Corso, die Grabhügel und Monumente zu prunkenden Krämerauslagen und mit dem Lustwandelnden schlüpfen zur Pforte herein die Schwächen und die Laster, und die Leute — ich meine nicht die Menschen — wollen mit ihrer blöden Neugierde und ihrem abgegriffenen Witz ihr Mütchen nun auch einmal an den Todten fühlen. Aber hübsche Damentoiletten gibt es und manchem interessanten Blaszgesichtlein steht die schwarze Robe gar so gut — und alles nach dem Modejournal, damit die Trauer heuer nicht etwa denselben Schnitt habe, wie im vorigen Jahr. Und vor Taschendieben wird gewarnt! Die Todten da unten dürfen sich gar nicht einmal

darüber beklagen, denn als sie hier oben waren, haben sie es gerade so gemacht.

Dem Tode müsse man mit Humor begegnen, sonst beiße er, hat einmal einer gesagt. Recht gut gemeint, aber solche Maulkörbe sind rar, und so unterhaltsam manche den Tod finden, wenn sie ihn auf des Nachbarn Hügel hocken sehen, wenn er in die Nähe kommt, so beißt er doch.

Der Tag hat seinen Humor, aber der ist von anderem Schlage als jener der vergnügungslustigen Allerseelenbummler. Das ist wohl oft ein unbeabsichtigter Humor, der durch seine Einfalt rührt, mitunter aber auch einer, dem der Tod so wenig imponiert, daß er mit ihm schäkert.

Und auf den Todtenschädel eine Narrenkappe zu stülpen, das ist so ziemlich das Beste, was der Mensch zustande bringt.

Wenn eine Schmiedemeisterin im Raabthale (Steiermark) auf das Grabkreuz ihres Betters schreiben läßt:

„Hier ruht mein Oheim Peter Paule,  
Sterben müssen wir alle,  
Thue frumb leben  
So Wirth dir Gott geben  
Antonia Pirstlingerin.“

so ist das sehr ernst gemeint und rührt uns nur das Ungeschied im Dichten, welches selbst vor der großen Perspective der Ewigkeit so ausfällt, daß, wie der Böhme so schön sagt, „der Tod drauf is.“

Gleichfalls ernst, aber etwas leichtfertiger gehalten ist die Grabchrift:

„Hier ruhet Hanna Brandnerin, geborne Buntnerin.  
Was Gott will, ist mein Ziel.“

Auf einem Kirchhofskreuz im Lavantthale (in Kärnten) steht zu lesen:

„Hier ruhet der ehrsame Johann Misegger, er ist auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschossen worden aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger.“

Hieraus kann man deutlich ersehen, wie wichtig eine richtige Interpunktion selbst im Tode noch ist. Ein einziger fehlender Punkt kann hier den ehrsamem Schwager Anton Steger ins Criminal bringen, trotzdem er aus aufrichtiger Freundschaft gehandelt hat.

Auf einem Martertäfelchen im Tirolischen steht, unter dem Mantel der Naivetät schon das bewusst Scherzhafte. Dort heißt es:

„Sie isch am 10. Merzen 1861 eine Schneelahn niedergangen und hat 5 Perjon und 3 Böhme derschlagen.“

Und gar ein wenig boshaft ist die Grabchrift zu Ödenburg:

„Hinter dieses Kirchhofs Gittern  
Liegt Hans Klaus,  
Er trank manchen Bittern“

— und weiter unten die Schlusszeile:

„Reich des Leidens aus.“

Und etwas tückisch ist auch die Denkschrift auf dem Kirchhof in Kirchdorf bei Plan:

„Hier liegt der Schulmeister Mathias Klug,  
Der Kinder, Weib und Orgel schlug.“

Der Mann aus dem Volke ist ein geborener Epigrammendichter; weil er aber mit dem Papier nicht umzugehen weiß, schreibt er seine oft recht gepfefferten Sinnsprüche auf die Bretter der Botivtafeln, auf die Wände der Häuser, selbst auf Backwerk und Lebkuchen und besonders gern auf Bahrläden und Grabkreuze, wohl wissend, dass — wo mit solchen Pflügen die Herzen gefurcht sind — seine Weisheit am besten fruchtet.

Doch die Grabkreuze können auch zu anderem dienen, und jene Bäuerin in der Gemeinde B. (Steiermark), der es nicht um den Humor, sondern um was ganz anderes zu thun war, hat die Sache sehr gut gemacht. Sie ließ ihrem verstorbenen Gatten „zum Zeichen ewiger Treue“ einen schönen Grabstein setzen, auf welchem sie dem Todten folgende Worte in den Mund legt:

„Der Tod riß mich von dir,  
Du Weib, so brav und bieder,  
O, wein und bet bei mir,  
Dann geh und heirat wieder.“

Praktischer hat wohl keine Witwe den Grabstein ihres Seligen ausgenüßt.

Die Süddeutschen sind ein poetisches Volk, die können das Verse-machen nicht einmal vor dem klappernden Rippenhans lassen. Den Nord-deutschen fällt nicht so viel Gereimtes ein und sie müssen in Grabchrift-sachen zu den großen Dichtern ihre Zuflucht nehmen, so dass ihre Kirchhöfe wohl erhebender, aber lange nicht so lustig sind, als jene in den Alpen.

Ich habe einen jungen Tanzmeister aus Wien gekannt, der seine freien Sommermonate dazu benützte, um — originelle Grabchriften zu sammeln. Ein Tanzmeister! Ich habe ein junges Mädchen gekannt, das ihre Blumen nur auf den Friedhöfen pflückte. Man weiß ja, wie üppig

an diesem „guten Orte“ die Blumen gedeihen. Es ist gute Erde, denn Gott düngt seinen Acker mit dem Salze der Thränen. Ich habe endlich ein Kind gekannt, das sich, so oft es konnte, von dem Elternhause fortstahl, auf den Friedhof schlich und dort — Erde aß.

Es ist ein dämonisches Band, das uns an die Todten knüpft, nicht an ihre Gedanken, sondern an ihre Erde. Und wiederum ist es ein dämonisches Band, das uns davon zurückhält. In einer solch unbehaglichen Stellung muß denn der Humor dran. Die Alten haben es mit diesem Humor viel besser verstanden, wie man aus den bekannten „Todtentänzen“ sehen kann; sie meinten, der Tod sei des Lebens nicht wert. Wir Neuen nehmen die Sache viel geschraubter, und wenn Leute unter uns sind, die da predigen: das Leben sei des Todes wert, so ist das ihr fürchterlicher Ernst.

In den Alpen, bei Lofer und Saalfelden herum herrscht eine Sitte, die Bretter aufzubewahren, auf denen ein Todter während seiner achtundvierzigstündigen Aufbahrung gelegen hat. Das Bahr- oder Leichbrett, wie es heißt, wird mit dem Namen des Verstorbenen und mit dem Datum des Todes („Leichbrett des ehrsamten N. N., gestorben am . . . . Gott verleihe ihm die ewige Ruhe“) bezeichnet und an die Wand des Hauses genagelt. So findet man in jener Gegend manches Haus, an welchem mehr als ein halbes Duzend solcher Bretter hängen, große und kleine, und die im Winde unheimlich knarren und an die Wand klopfen. Memento mori! rufen sie fort und fort, bis es die Leute gewohnt werden und ihnen das Denken an den Tod gar nichts Unbehagliches mehr hat. Das nenne ich Abhärtung. Die Gleichgiltigkeit für Leben und Sterben, die würde uns die Welt am erträglichsten machen. Aber wir treffen's nicht; entweder wir beben vor dem Grabe, oder wir springen muthwillig in dasselbe hinein.

Nun, das soll jeder halten, wie er will und kann. Wem die Friedhöfe ein humoristisches Volksbuch sind, dem ist's gut; wem sie zu einem Erbauungsbuch werden, dem ist's besser. Bei uns handelt es sich darum, daß wir uns Liebes thun, so lange wir leben, und dafür sind die Stummen in den Gräbern die lautesten Prediger. Wir stehen an den Gräbern als Verzeihende, oder als Abbittende. Denn quitt ist, wenn das Auge bricht, Soll und Haben selten. Hat der Lebende gut, so ist er meist gern bereit, zu streichen und fühlt dabei im brennenden Herzen eine Kühlung, wie von Palmenfächeln in der Wüste. Hat jedoch der Todte gut, dann stürmt der Lebende oftmals den Katafalk und das Grab und weint und schreit und wirft alle seine Liebe hin, auch jene, die er noch Mitlebenden schuldig ist, wirft die so lange vergrabene Liebe hin, aber sie prallt vom Sargdeckel ab und alle Brücken sind zerbrochen. Herrenlos zittert diese Liebe in der Thräne, in der Kerzenflamme, in der Blume; dem sie

vermeint, der nimmt sie nimmermehr und so kehrt sie zurück in das Gemüth des Lebenden und wird eine unstillbare Pein, und da gibt es nur ein Mittel, ihrer Qual loszuwerden, nämlich sie noch einmal auszusenden, und zwar nicht mehr über das uferlose Meer des Todes, sondern nach den grünenden Gestaden der Mitlebenden. Bei den Todten holen wir uns die Liebe für die Lebendigen und das ist des stillen Schlafers Vermächtnis: Was ihr uns schuldet und schenken wollt, gebt es denen, die um euch noch sind, sie können es brauchen. Denkt daran, daß die Tage rasch vergehen, da ihr sie habt, und daß kein Gutmachen und kein Nachholen ist, wenn sie nicht mehr sind. Wir hegen euch Groll und Liebe nimmer, geht und thut, was ihr an den Gräbern berent, nicht gethan zu haben.

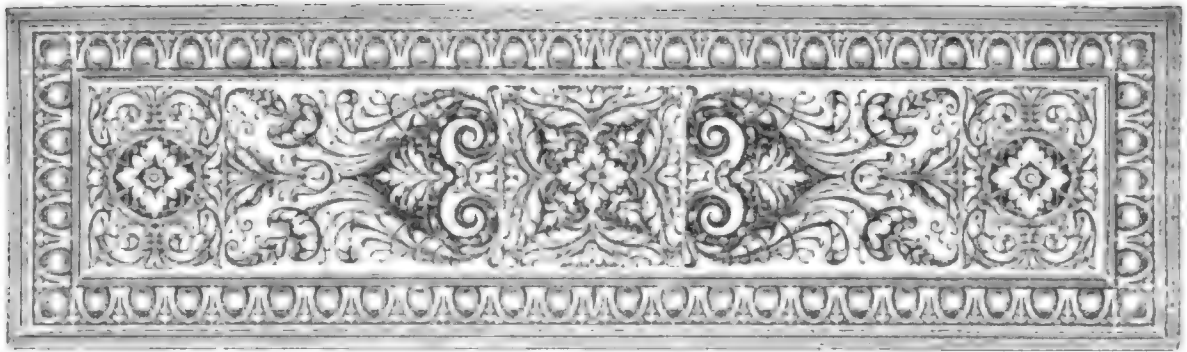
Greift das an, dann ist das Traurigsein, der Todtencultus, nicht allein lustig, sondern auch fruchtbar. Als Kinder der Zeit dürfen wir ein so großes Capital, wie es unsere Todten sind, nicht todt liegen lassen. Wir müssen daraus Zinsen schlagen.

### Rath.

Und siehst Du wo ein Wespennest,  
Stich nicht hinein, das ist das best!  
Und wurlt wo ein Ameisenhauf,  
Ich rathe Dir, leg' Dich nicht drauf!  
Ja, rennt Dich wo ein Dohle an,  
Sei so gescheit, mach' frei die Bahn!  
Weich auch dem Ziegenbocke aus,  
Wenn's regnet, bleibe schön zu Haus —  
Was brennen mag, das rühr' nicht an,  
Dann hast Du all' Zeit wohlgethan!

Wichner.





## Kleine Laube.

### Zwei kritische Landpfarrer.

(Eingefendet.)

Der Pfarrer von U. besuchte seinen Amtsbruder zu D. Diesmal aber kam es nicht sobald zum Tarok, denn der zu D. war in schlechter Laune.

Gerade habe ich mich gisten müssen! rief er und warf dem Ankömmling ein Zeitungsblatt zu.

Der Pfarrer von U. So so, Du ärgerst Dich noch über Zeitungen.

Der Pfarrer von D. Und über mancherlei anderes. Hast Du diese Notiz schon gelesen? Nicht. So lies sie.

U. Schön Dank, ich lese keine liberalen Blätter.

D. Ich für gewöhnlich auch nicht, aber diese Nummer hat mir der Dechant von R. geschickt. Du wirst gestatten, daß ich Dir die Geschichte vorlese.

U. Nun, wenn es schon sein muß. Ich halte still.

Der Pfarrer von D. las aus dem Blatte das Folgende:

(Verweigerung der Einsegnung.) In unserer Stadt hat sich in diesen Tagen ein Fall ereignet, der sehr bezeichnend ist für die Art und Weise, wie von gewisser Seite der „Loß von Rom“-Bewegung in die Hände gearbeitet wird. Ein braver und guter Mensch, der sich die Zuneigung aller Derer gewonnen, die Gelegenheit fanden, ihm persönlich näher zu treten, wird durch den Tod von schwerem Leiden erlöst und einer seiner Söhne begibt sich zu dem katholischen Seelsorger, um die Einsegnung der Leiche zu erbitten. Diese Bitte wird ihm abge schlagen. Warum? Der Verstorbene hat bestimmt, daß seine Leiche zur Verbrennung nach Gotka überbracht werde und die Kirche ist, wie ihr Vertreter erklärt, gegen die Feuerbestattung, obwohl sich bei der Beisetzung im Schoße der Erde in Jahrhunderten und Jahrtausenden ganz genau derselbe Proceß vollzieht, wie bei der Verbrennung in wenigen Minuten. „Aber“ — bemerkt der junge Mann — „es handelt sich hier um einen der letzten Wünsche, die mein Vater vor seinem Tode geäußert hat.“ — Gleichviel — erhält er zur Antwort; wenn ein derartiger Wunsch nicht in Übereinstimmung mit dem Ritus der Kirche steht, so braucht man ihn nicht zu berücksichtigen. Nun — bemerkt der junge Mann weiter — so bleibt uns nichts übrig, als uns an den protestantischen Seelsorger zu wenden. Er erhält die Abfertigung, daß die Kirche sich in ihrem Verhalten durch derartige Einsprüche

terungsversuche nicht bestimmen lasse. Der junge Mann ersucht um eine schriftliche Erklärung der Verweigerung der Einsegnung und nachdem man ihm auch diese Bitte abgeschlagen, begibt er sich zum protestantischen Geistlichen. Hier erhält er die Erklärung, daß man gerne zu der Einsegnung bereit sei, sobald die Weigerung der katholischen Kirchenbehörde in einer bestimmten Form vorliege. Noch einmal sucht nun der Sohn des Verstorbenen in Begleitung von zwei Vertrauensmännern den hochwürdigen Vertreter des katholischen Bekenntnisses auf und erst nachdem derselbe im Beisein dieser zwei Zeugen auf seiner Weigerung zu beharren erklärt hatte, kann die Einsegnung der Leiche durch den protestantischen Geistlichen erfolgen, der dabei vom Herzen kommende und zum Herzen gehende Worte findet. Dies die Thatfachen; sich über dieselben ein Urtheil zu bilden, bleibe dem Leser überlassen.

Der Pfarrer von U. hatte aufmerksam zugehört.

D. Nun, was sagst Du dazu?

Der von U. sagte nichts, tippte aber mit dem Zeigefinger auf die Stirne.

D. Manchmal fällt einem wirklich das Sprichwort ein: Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit.

U. Es ist eine Thorheit.

D. Es ist ein Frevel. Jetzt, in dieser gefährlichen Zeit. In meinem Sprengel haben gestern wieder drei Personen den Austritt erklärt, unter Hinweis auf dieses neuerliche Beispiel von Unduldsamkeit. In der Stadt drinnen sollen sie seither wieder zu Duzenden fallen. Ich frage nur einen Menschen, war diese Provocation nöthig? Gesah sie zur Ehre Gottes? Ist sie im Sinne der Kirche? Demeist sie einen Vorzug der Kirche? Wurde damit eine Seele gerettet? Nein. Wohl aber trägt sie bei zur Verbitterung im Volke. Darum sage ich, es ist ein Frevel.

U. Vergiß nicht, daß der Priester in diesem Falle das Recht hatte, die Einsegnung zu verweigern.

D. Wer zwingt ihn denn, von dem Rechte Gebrauch zu machen?

U. Ich denke auch, es stand in seinem freien Belieben, die Einsegnung zu verweigern oder zu vollführen.

C. Er entschuldigt sich bei dem Sohne des Verstorbenen auch gar nicht damit, daß er die Function nicht vornehmen dürfe, er sagte nur, man brauche in diesem Falle den Wunsch nach Einsegnung nicht zu berücksichtigen. Also offenbare Böswilligkeit. Die Familie soll dafür gestraft werden, daß der Mann für sich die Feuerbestattung gewählt hatte. Aber das ist noch nicht alles. Der würdige Collega hat nicht bloß selbst die Einsegnung verweigert, er hat auch die Einsegnung von anderer Seite verhindern wollen. Er wußte, daß ohne amtliche Erklärung der Verweigerung seinerseits der evangelische Geistliche die Handlung auch nicht vornehmen dürfe, er verweigerte also nicht bloß die Einsegnung, er verweigerte auch die Erklärung, daß er sie verweigere. Ich frage Dich, ob das christliche Gesinnung ist, oder auch nur kirchliche Klugheit?

U. Es war ein großer Fehler.

D. Den unser Parteiblatt sofort zu rechtfertigen versuchte, anstatt ihn zu rügen — so daß dadurch eigentlich der ganze Clerus zum Mitschuldigen gemacht wird.

U. Das ist ja auch ein Fehler, daß jede persönliche Verirrung, wie solche allen Menschen begegnen kann, jeden schwarzen Fleck eines katholischen Priesters die clericale Presse sofort weiß zu waschen trachtet.

C. Dadurch kommen wir alle miteinander in den Geruch eines heuchlerischen Pharisäerthums. So müssen die Leute glauben, daß wir an andern jedes Vergehen verdammen, an uns selbst aber jede Dummheit oder Schlechtigkeit entschuldigen. Giegt

doch unser Blatt so weit, der endlich vor Zeugen gemachten Verweigerungserklärung die Gültigkeit abzusprechen, weil sie mündlich und nicht schriftlich gemacht war! Den betreffenden Gesetzesparagraphen, ich glaube es ist der vom 25. Mai 1868, legt das Blatt so aus, als ob es durch das gestellte oder das verweigerete Ansuchen nur in dem freien Belieben eines katholischen Seelsorgers läge, anderen ConfeSSIONen die kirchliche Function zu gestatten oder zu verbieten.

U. Wenn es sich um einen Katholiken handelt, allerdings.

D. Gut. Nun könnte man sagen, daß es sich im vorliegenden Falle um einen Katholiken gar nicht handelte. Wenn die Feuerbestattung ganz und gar antikirchlich ist, so hat der Mann, der sie wählte, sich dadurch ja von der katholischen Kirche entfernt. Man kann ihn als ausgetreten, vermöge unserer Satzungen sogar als excommunicirt betrachten — damit ist der katholischen Seelsorge auf ihn das Anrecht erloschen.

Du bist ja ein geliebener Advocat! lachte der Pfarrer von U. seinem Amtsbruder zu, selbst der sophistische Tropfen fehlt Dir nicht. — Nach meiner Meinung ist hier nicht die juridische Seite Hauptsache, sondern die menschliche, die christliche. Dem betreffenden Priester stand es frei, duldsam oder lieblos zu sein — und er ist lieblos gewesen. — Es ist noch nicht zwei Wochen her, daß der Dechant von R. einen Selbstmörder eingeseget hat. Wie dankbar waren die armen Hinterbliebenen und mehr als Einer ist damit für die Kirche gewonnen worden. . . .

Zudem, sagte der Pfarrer von D., haben bei dieser Gelegenheit unsere Blätter sich noch einen Schnipser geleistet. Ich weiß nicht, wie Du über die Feuerbestattung denkst, ich möchte nur wissen, ob Du auch der Ansicht bist, daß sie von den Freimaurern ausgeht?

U. Was älter ist, die Feuerbestattung oder die Freimaurerei, das weiß jedes Schulkind. — Nun, daß unsere katholischen Parteiblätter in der kirchlichen Polemik nicht die glücklichste Hand haben, ist leider eine bekannte Sache.

D. Büßen aber müssen es wir, jeder einzelne Seelsorger und büßen muß es die Kirche selbst. Ob schon weder dogmatisch noch antikirchlich gegen die Feuerbestattung etwas eingewendet werden kann, im Gegentheil. Du weißt es, wie Vieles für sie spricht — daß man trotzdem so starr auf der Erdbestattung besteht, könnte auf die Vermuthung bringen, daß die Kirche mit den Friedhöfen ein gutes Geschäft machen muß. Ich aber bleibe dabei, alles muß vermieden werden, was auch nur den Anschein haben könnte, als wären wir eigennützig, geldgierig. Es scheint, lieber Amtsbruder, daß wir einen neuen dreißigjährigen Religionskrieg kriegen. Die Leute des zwanzigsten Jahrhunderts fragen aber weniger nach dem Dogma, als nach der Moral. Wenn unsere Kirche siegen will, so muß es durch die Moral geschehen.

U. Ganz einverstanden. Und ich glaube, jetzt ist's Zeit, daß wir uns zum Spielchen setzen.

## Ein Gespräch mit Tolstoi.

Ein Pariser Journalist, Jules Huret vom „Figaro“, hatte im Jahre 1892 mit Tolstoi eine interessante Unterhaltung, die er nun veröffentlicht. — Es herrschte damals eine schreckliche Hungersnoth in Rußland, und Tolstoi hatte sich in die am meisten vom Elend heimgesuchte Gegend, nach Tambow begeben, um, im Vereine mit seiner Tochter, dort Getreide an die Armen zu vertheilen. Huret erwartete den russischen Philanthropen in Mekatyn. Ich gieng ihm — so erzählt er — bis zur Schwelle des Hauses entgegen und stellte mich ihm vor. Er streckte mir die Hand hin mit einem



Begrüßungslächeln auf seinem ehrfurchtgebietenden Gesicht. Bekleidet mit einer grauen Leinenblouse, die in der Mitte mit einem Gürtel zusammengeschnürt ist, mit einer Tuchmütze, hohen Stiefeln, einen Stock in der Hand — so erschien er mir wie ein Pilgrim der Humanität, der er ja wirklich ist. Ich beglückwünschte ihn über sein gutes Aussehen und seinen jugendlichen Ausdruck, und meine Complimente waren wirklich aufrichtig, denn trotz seines langen pfeffer- und salzfarbenen Bartes sah er aus wie ein Mann in den besten Jahren. Seine leuchtenden Augen mit dem tiefen forschenden Blick waren von dichten, struppigen Augenbrauen beschattet. Er nahm mein Compliment nicht an.

„Sie müssen mir keine Complimente machen,“ sagte er. „Es ist unnütz und mir gleichgiltig. Ich bin 65 Jahre alt und ich würde mich gar nicht darüber freuen, nicht so anzusehen.“

Guret fuhr dann mit Tolstoi und dessen jüngster Tochter, einem jungen Mädchen von 23 Jahren, in einem Coupé dritter Classe nach Tula, und unterwegs konnte der Franzose allerlei Kluges von Tolstoi hören. Von Zola sagte er: „Ich habe in einem russischen Blatt Stücke aus seinem ‚Zusammenbruch‘ gelesen. Es ist nicht sehr stark, es ist langweilig. Er hat Märsche und Gegenmärsche hineingebracht, es ist nicht sehr interessant. ‚Germinal‘, ja, das ist schön und stark.“ — Navachol hatte eben seinen Streich vollführt, und überall sprach man von den Anarchisten. Tolstoi leitete seine Auseinandersetzungen mit folgenden Worten ein: „Es geht mir viel zu schlecht, um nicht zufrieden zu sein mit dem, was kommt. Denn alles, was an Stelle des jetzigen Zustandes kommen kann, dürfte besser sein als das, was ist.“ Er billigte aber die „Propaganda der That“ durchaus nicht. . . . Elisée Réclus, der große Geograph und Anarchist, ist kein Terrorist,“ sagte er, „er würde niemals einen Gewaltact begehen. Ich bin ebenso. Aber ich bin neugierig, was Krapotkin und seine anarchistischen Freunde mir auf das Folgende antworten würden: In der Welt gibt es für den Menschen zwei moralische Zustände, der eine besteht darin, seine materiellen Genüsse zu vermehren, der andere darin, sie so viel als möglich einzuschränken, damit sie den intellectuellen Genüssen keinen Abbruch thun. Oder, anders ausgedrückt, es gibt zwei Arten von Menschen auf der Erde: Diejenigen, die materiell viel genießen wollen — dazu gehörte ich einst — und die anderen, die nur ihre moralischen Vergnügungen entwickeln wollen — zu diesen gehöre ich jetzt. Wenn ich ein kostbares Mittagessen mit allerlei feinen Fleischsorten und seltenen Weinen einnehmen will, muß ich das Mahl suchen, muß ich mir Übles zufügen, um die Mittel dazu zu erwerben. Während dieser Zeit beschäftige ich mich nicht mit meinen Mitmenschen, da lebe ich als Egoist und erniedrige mich. Nun also! Erträumen Krapotkin und Réclus eine Gesellschaft, die sich aus Leuten der ersten oder der zweiten Art zusammensetzt? Die Ersteren werden sich den Zweiten nicht unterwerfen. Übrigens, sind die Zweiten so sicher aufzufinden? Denn es gibt da kein Mittel Ding: der Mensch strebt immer danach, seine Genüsse zu vermehren, ob sie nun physisch oder moralisch sind, denn das ist die einzige Art, wie man leben kann. Er kann nicht stillstehen, Stillstand wäre Tod.“

„Sie glauben also an den Fortschritt?“ warf der Franzose ein.

„Ich glaube, daß die Dinge sich umbilden, sich verbessern können. Aber ich glaube nicht, daß der Fortschritt der Dinge mit dem Fortschritt der Ideen parallel geht. Wer sagte doch einmal: Denken Sie sich einen Lamerlan, einen Barbarenfürsten in unserer Zeit mit dem Telegraph, dem Telephon zu seiner Verfügung — wer würde seinen Herrscherlaunen entgehen? Und das ist richtig. Sehen Sie, was zur Zeit in Rußland vorgeht. Es herrscht eine schreckliche Hungernoth in den Provinzen, die wir eben verlassen. Was würde aber zum Beispiel die Bauern von

Charkow verhindern, die ihreseits eine überreiche Ernte haben, ihr Getreide möglichst theuer hieher zu verkaufen, wo die Hungersnoth wüthet? Das wäre durchaus nicht gesetzwidrig, da sie ja auch Zeiten haben, in denen sie ihr Getreide sehr billig loschlagen müssen. Aber sie haben keinen Nutzen daraus gezogen. Der Telegraph hat gespielt, ist über ihre Köpfe hinweg von den großen Speculanten benützt worden und diese haben den elektrischen Funken benützt . . . Der wissenschaftliche Fortschritt nützt also den Massen gar nichts, er bringt nur Vortheil für die Bösen. Und da deren Moralität eine sehr niedrige ist, gibt es in der That keinen Fortschritt, sondern nur einen Scheinbaren.“

Auch über die Frauen und deren Emancipation hat Tolstoi seinem französischen Gegenüber noch einige kräftige Worte gesagt: „Nach meiner persönlichen Erfahrung sind die Frauen dem Manne nicht ebenbürtig. Aber gerade dies ist ein Grund mehr, ihnen dieselben Rechte zu verleihen. Man muss sie eben dazu erziehen. Es ist gerade so mit dem Recht der Männer, deren Intellect, deren Moral zurückgeblieben ist. Wenn man sie in der Erniedrigung und Untertänigkeit belässt, das ist noch kein Grund, dass sie nicht doch eines Tages fortschreiten. Man erziehe sie! Erzieht in ihnen das Bewusstsein ihrer Würde und ihrer Rechte . . . Es ist kein Zweifel, die Frauen sind den Männern nicht ebenbürtig. Niemals hat es Frauen gegeben, die Religionen begründet haben, die große Philosophen gewesen sind. Ihr Gehirn ist zu schwach . . . Aber, noch einmal, das ist kein Grund, sie in socialer Abhängigkeit zu erhalten. Alle menschlichen Wesen müssen gleich sein, wenn nicht das Christenthum von Grund und Boden aus in Trümmer gehen soll. Die slavischen Frauen fangen übrigens an, sich ihrer socialen Pflichten bewusst zu werden. Zur Stunde sind eine Menge Damen, junge Mädchen aus unseren ersten Familien in die von der Hungersnoth heimgesuchten Provinzen geeilt, um Speisegelegenheiten, öffentliche Anstalten für die Armen ins Leben zu rufen. Ich habe im Herbst damit begonnen, ich darf mich dessen rühmen, ich habe das Beispiel dazu gegeben. Sehen Sie, das ist nun für sociale Reformen ein vortrefflich bereiteter Boden. Wenn die vom Glück Begünstigten so ganz nahe das Elend mit eigenen Augen gesehen haben, dann ist es unmöglich, dass sie die Mission des Reichen auf der Erde verkennen können.“

Mit diesem Wort entließ der russische Weltweise seinen französischen Edermann.

## Fliegende Schatten.

Von Sophie von Rhuenberg.

Ich weiß nicht, wie lange die Ewigkeit ist, aber sie ist sicher nicht so lange als der Zeitraum, den wir wartend im Vorzimmer eines Ministers zubringen.

\* \* \*

Von der Wiener Luft im Sommer lässt sich nur eines jagen: Sie ist dort am besten, wo sie nicht hinkommt.

\* \* \*

Die erste und die letzte Liebe sollten über den Rauch der Seelen niemals hinauszugehen.

\* \* \*

Das einzige Glück, das die Ehe dem Weibe gibt, ist: reuelos Mutter zu werden.

\* \* \*

Fordere von dem Manne niemals Treue! Das Wort allein schon ist für ihn eine Quelle des Unbehagens.

\* \* \*

Das herrliche an der Jugend ist, daß sie keine Vergangenheit hat!

\* \* \*

Willst Du recht viel Erbärmlichkeit und niedrige Kleinlichkeit kennen lernen, so stelle Dich an die Spitze eines Vereines.

\* \* \*

Für einen Ehrenmann kann jeder Schurke gelten, — wenn er nur puncto Geld reine Hände hat.

\* \* \*

Das ewig Männliche ist die Untreue, das ewig Weibliche: dies immer wieder zu vergessen.

\* \* \*

Nur die Thiere sorgen dafür, daß die Dankbarkeit nicht ausstirbt.

## „Du!“

Von F. St. Gunther.<sup>1)</sup>

Es waren einmal zwei Männer, die begegneten sich täglich früh auf der Straße, wenn sie zur Arbeit und abends, wenn sie zur Ruhe gingen. Anfangs trabten sie wortlos an einander vorüber und nahm keiner von dem anderen Anmerkung. Späterhin fiel es eines Tages dem einen von beiden ein, den Hut zu ziehen, und von da an grüßten sie sich höflich. Und wiederum vergieng eine Zeit, da brachte sie ein Zufall ins Gespräch. Sie fanden dabei, daß sie eigentlich allzwei dieselben Neigungen, die gleichen Lebensansichten hätten. Und sie gefielen sich gegenseitig und wurden bald Freunde. Ihre Freundschaft war innig und fest, denn sie gründete sich auf Achtung. Eines Abends aber, als sie bei einem guten Glase Wein einander gegenüberjaßen, da sprach der eine also:

„Wie kommt es nur, daß wir uns noch immer mit dem kalten, fömlichen ‚Sie‘ anreden? Zwei Freunde, wie wir, sollten sich doch duzen!“

Und der andere erwiderte:

„Daran hab' ich längst gedacht. Wenn's Ihnen also recht ist, so nennen wir uns von heut' an Du!“

Da fielen sie einander in die Arme und küßten sich und stießen dann mit den Bechern an und glaubten, nun könne sie nichts mehr trennen als der Tod. Aber noch ehe ein halbes Jahr um war, da giengen sie wieder ohne Gruß an

<sup>1)</sup> „Auf dem Königberg.“ Kleinigkeiten aus der Großstadt von F. St. Gunther. Einz. Oesterreichische Verlagsanstalt.

einander vorüber wie im Anfange. Nur blickten sie jetzt nicht mehr wie damals gleichgiltig vor sich hin, sondern ein jeder feindselig zur Seite . . . Sie hatten eben ihre Freundschaft überschätzt. So fest war sie nicht, um — das Duwort ertragen zu können.

Diese Geschichte ist nicht nur wahr, sie ist sogar viel wahrer, als andere wahre Geschichten. Denn sie hat sich nicht einmal ereignet, sie trägt sich täglich und stündlich von neuem zu. Solange zwei Leute auf dem „Sie“-Fuße stehen, ist die allerletzte Schranke zwischen ihnen nicht gefallen. So vertraut sie auch sein mögen, es zeigt sich der eine dem zweiten doch nur gleichsam in Feiertagsstimmung, in einem freilichen Festkleide. Heißt's aber einmal „Du“ und „Du“, dann ist ein Werktag wie der andere, und keiner scheut sich, dem Freunde sein eigentliches, sein Alltagswesen rücksichtslos zu offenbaren. Dieses ist jedoch bei den allerwenigsten Menschen derart, daß es ein gleichmäßig und unabänderlich erfreulicher Anblick wäre. Die meisten sehen eben im Todenkittel und in Wasserstiefeln etwas anders aus als im feingebürsteten Bratenrocke. An sich selber will das freilich nicht leicht einer feststellen, an den übrigen aber merkt er es doppelt rasch und scharf. Dann wundert er sich, und seiner Bewunderung folgt Unbehagen und dem Unbehagen Verdruss und Mißachtung. So werden oft die scheinbar schönsten Herzensbünde gesprengt gerade durch jenes Band, das sie unauflöslich zu machen bestimmt war.

Ob meine lieben Wiener Landsleute — ich meine ganz natürlich nicht jene paar Schock, die zu denken pflegen, sondern jene Hunderttausende, die es im allgemeinen nicht thun, die aber doch das „Volk von Wien“ zu bilden glauben und es ja schließlich und endlich auch sind — ob also meine lieben Landsleute schon einmal von dieser Thatsache Ahnungen gehabt haben? Ich zweifle sehr daran. Denn sonst könnten sie wohl nicht so freigibig mit dem vertraulichen „Du“ sein, daß sie unbedenklich dem Nächstbesten oder Nächstschlechtesten antragen.

„Wo gehst D' denn heut' auf d' Nacht hin?“ hörte ich erst unlängst einen meiner Bekannten im Gasthause zu einem recht schäbigen Geiellen sagen, den ich nie vorher gesehen hatte, der sich aber gemüthlich und breit an unseren Tisch drängte.

„Ich weiß's noch net, wahrscheinlich aber zum Stahlener“, antwortete jener. „Kommst Du vielleicht a hin?“

„Nein, ich hab' heut' Regelabend.“

„Ah so! Alsdann Servus!“

„Servus! Gute Unterhaltung! Und grüß' mir Deine Frau!“

„Auch so viel!“ Und weg war er.

Ich fragte meinen Bekannten, wer der Herr sei.

„Wer er is?“ erhielt ich zur Antwort. „Ich glaub', ein z'grund'gangener Spengler. Aber g'wiss könnt' ich's Ihnen net sag'n. Ich kenn' ihn net weiter.“

„Erlauben Sie mir“, wandte ich ein, „Sie haben sich ja mit ihm geduzt!“

„Ja, ja, wir sagen Du zu einander. Seit der letzten Sylvesterfeier. Damals war die ganze G'sellschaft b'joffen, na, und da haben wir halt alle Bruderschaft 'trunken.“

„So! Der Herr schaut mir nämlich nicht sehr vertrauenerweckend aus.“

„Mir auch net, das können S' glauben. Ich möcht' auch nix mit ihm z'thun hab'n. Aber ‚Du‘ zu ihm z'sagen, mein Gott, die G'fälligkeit kann man ihm ja erweisen . . .“

Der Mann war wenigstens aufrichtig und mußte auch genau, was er von dieser ausschließlich wienerischen Spielart vertraulichen Verkehrs zu halten habe. Aber es gibt Leute, die so unvermittelt und unüberlegt geschlossene Freundschaften ernster nehmen zu müssen vermeinen und trotzdem in vergnügter Laune jedem Haus-

knecht oder Straßentlehrer die Duzbruderschaft von weitem entgegenbringen. Es sind zum Beispiel in Wien Gasthäuser, in denen die Stammgäste nicht nur sämtlich untereinander und mit dem Wirte, sondern auch mit der Kellnerschar, vom Zahlkellner angefangen über den Speisenträger und Piccolo bis zum Eszeugputzer hinab, auf dem Duzfuße stehen.

Es ist dann ganz anmuthig anzuhören, wenn der behäbige Greis dem flinken Jungen zuruft: „Geh', Schani, bring mir noch ein Viertel Vollgespritzten!“ und der Knabe im fleckenbesäten Frack hinwirft: „Lass' mich nur noch meine Cigaretten austranken!“

So lautet nämlich die Antwort, wenn der Dienende — gut aufgelegt ist. In übler Stimmung wird er wohl einmal erwidern: „Hol' Dir's selber, Herr von Sumfinger!“

Ich muß gestehen, daß Zwiegespräche dieser Art mich immer peinlich berühren. Wer mich deshalb für einen eingefleischten Aristokraten hält, an dem die Geisteskämpfe des verflossenen Jahrhunderts spurlos vorübergegangen sind, der befindet sich auf dem Holzwege. Es hieße beinahe Porzellan nach Peking tragen, wenn mir einer vorhalten wollte, daß unter dem schwierigen Vorhemde eines Kellners oder unter der blauen Schürze eines Schankburschen ein ebenso waderes Herz schlagen könne wie unter dem modernsten Gehrocke. Ich bin ganz derselben Ansicht und hoffe, bis zu meinem Lebensende an ihr festzuhalten. Aber schmutzige Hemden und grobleinene Schürzen sind weder unerläßliche Vorbedingung noch sichere Gewähr für wadere Herzen.

Wenn ich gelegentlich einmal erkenne, daß ich einem braven Kerl mit schwierigen Händen und tüchtiger Gesinnung eine beträchtliche Freude bereiten könne, wenn ich ihm vorschläge: „Sagen mir Du zu einander!“ — so werde ich ihm höchstwahrscheinlich den Gefallen erweisen. Aber ich glaube bald und habe mich schon einigemale davon überzeugt, daß sich sorgenvolle und mühebeladene Arbeiter gar nicht sehr nach der oft zweifelhaften Ehre sehnen, mit den sogenannten „besseren“ Leuten in so vertrauliche Verührung zu kommen. Es zwingt sie vielmehr meist nur die weinfrohe Kofetterie der Herren von Sumfinger dazu. Wie ja überhaupt natürliches Taktgefühl in der Regel nur bei den geistig Höchststehenden und den Untersten zu finden ist — dort aber, wo sich der vielberufene Mittelstand breit macht, äußerst selten.

Wahre Freundschaft mit Gleichgesinnten, Gleichstrebenden wird wohl häufig das Bedürfnis nach allerletzter und allerfestester Versiegelung durch das Duwort haben. Aber solche wahre Freundschaft wächst nicht auf der Straße, noch in übelriechenden Bierstuben, sie leimt auf anderem Grunde. Freunde hat man wenige, Bekannte unter Umständen sehr viele. Für diese letzteren genügt, glaubt es mir, die Anrede mit „Sie“ vollkommen. Und „Sie lieber Mensch!“ klingt noch immer weit besser als gelegentlich „Du alter Haderlump!“

Daß rein praktische Erwägungen hin und wieder auch hier die bessere Einsicht aus dem Felde schlagen können, gebe ich gerne zu.

„Warum haben Sie denn gestern abends mit dem blöhdummen Kerl, dem Riesensellner, Bruderschaft getrunken?“ habe ich einmal einen Bekannten gefragt.

„Weil er Geld hat“, sprach dieser salbungsvoll und bedächtig. „Ich habe Absichten mit ihm. Aber es ist so peinlich, jemanden anzupumpen, wenn man Sie zu ihm jagen muß. Auf Du und Du fühlt man sich weniger beengt und da geht es weit leichter . . .“

## Singvögel.

Vor so und so viel Jahren ist im „Heimgarten“ der „Poetenwinkel“ gestiftet worden. Diese gar ungebührliche Bezeichnung hätte eigentlich für das nur allzu zuthunlich heransflatternde Federvolk eine Vogelscheuche sein sollen. Hat aber nicht viel geholfen. So haben wir den „Poetenwinkel“ wieder aufgehoben und dafür den Schild „Singvögel“ eingeführt. Wir wünschen für diese Abtheilung nur geringen, aber auserlesenen Zuspruch. Wir wünschen Nachtigallen. Sollte zu viel anderes, zwitscherndes Gevögel herankommen, so müßten wir einen Späzenschrecker aufstellen. Heute hat's keine Noth.

### So lang' ich lebe, will ich lieben.

Im tiefsten Grunde meiner Seele  
Tönt mir zuweilen lieblich zart  
Gleich wie aus Nachtigallenlehle  
Ein Lied von frommer Kinderart,  
Und fühl' ich mich vom Glück vertrieben,  
Rief's mir in's Ohr gar mild und weich:  
So lang' du lebst, sollst du auch lieben,  
So lang' du liebst, bist du auch reich!

Die Schätze aller Pharaonen,  
Die Frachten, tief im Meer versenkt —  
Sie alle können nicht entlohnen  
Ein Herz, das seine Liebe schenkt!  
Wär' auch kein Glückstern mir geblieben  
Und träfe mich auch Streich um Streich:  
So lang' ich lebte, wollt' ich lieben,  
So lang' ich liebte, wär' ich reich!

O Gnadenjonne treuer Liebe,  
Du bist das Kleinod dieser Welt!  
Du bist im hastenden Getriebe  
Der Port, der uns zusammenhält!  
Drum hab' ich mir in's Herz geschrieben  
Ein Verschen, ernst und mild zugleich:  
So lang' ich lebe, will ich lieben!  
So lang' ich liebe, bin ich reich!

Otto Promber.

### Sonntag.

O göttlicher Tag, o heiliger Tag,  
Wie bist du der höchste der Tage!  
Wenn ruhet die Arbeit, wenn Segen sich legt  
Stillsfeiernd in's Herz und auf's Haus:  
Dann quillt uns herab, wie der Thau aus der Höh',  
Des Wortes belebende Kraft.  
Inmitten der Heiland dann selber tritt ein —  
Goldselig beglückend und spricht:  
O freut euch, o freut euch, es ist nicht mehr weit  
Die Herrlichkeit Gottes, für alle bereit — —  
Frohlocket Erlöste des Herrn.

## Der Mönch.

Rote Blätter in dem Klostergarten  
 Glühen in des Herbstes fahler Sonne,  
 Flattern durch des Kreuzgangs off'ne Bogen  
 Zu den Füßen eines jungen Mönches.  
 Dieser spricht voll Wehmuth zu sich selber:  
 „Was im Frühling keimend auferstanden,  
 Was im Sommer wuchs und grünt' und blühte,  
 Hat der Herbst mit rauher Hand gebrochen.  
 Aber nächstes Jahr wird's wieder keimen —  
 Ach, einst stand auch mir die Welt in Blüten . . .  
 Doch es kam ein rauher Frost gezogen  
 Über Nacht, ertödtend meinen Frühling,  
 Und die Blüten starben vor der Zeit.

— — — — —  
 Kommt ein Tag, sie wieder zu erwecken — ?“

Josef Barbolani.

## Ein Gedenken.

Ist trübe auch der Himmel,  
 Und Regen rieselt grau,  
 Bleibt doch die alte Heimat  
 Eine wunderfelige Schau.

Sitz' ich dann wohl in der Ferne  
 Mit meinen Gedanken allein  
 Und schaue hinaus in die Sterne,  
 Dann werden sie bei mir sein.

Und fahr', wie die Jahre schwinden,  
 Ich auch in die Lande weit,  
 Sie wissen mich immer zu finden,  
 Die Bilder der Jugendzeit.

Und wie der Sterne Leuchten  
 Durchdringt der Wolken Nacht,  
 So lächelt ein trautes Antlitz:  
 „Jetzt hab' ich dein gedacht!“

Josef Barbolani.

## Dichterlieb.

Die Seele spannt die Flügel aus  
 Und trägt mich nachts von hinnen,  
 Sie trägt mich weit — bis an dein Haus, —  
 Du schläfst so friedlich drinnen.

Und wie ich Inie' so leise dir  
 Zu Schlafeshäupten nieder,  
 Da träumst du einen Traum von mir,  
 Von Thränen feucht die Lider.

Und in den heißen Thränen ruht  
 Dein Denken und dein Fühlen,  
 Dein tiefer Gram und deine Glut,  
 Die nimmermehr zu fühlen.

Es ist wie Diamantenschein —  
 Ich bücke tief mich nieder, —  
 Die Feder tauch' ich da hinein  
 Und schreibe meine Lieder.

Mit meinem Raub' flieg' ich davon,  
 Dein Traum ist auch zu Ende, —  
 Doch morgen leg' den Dichterlohn  
 Ich froh in deine Hände.

Geheimnisbängen faßt dich an,  
 Vor dem, was ich gefungen, —  
 Du weißt nicht, wo ich schon und wann  
 Mit diesem Leid gerungen.

A. Seifert.

### Heimweh.

Es ist fürwahr kein leeres Wort  
 Das Wort von treuer Heimatlieb,  
 Weilst ferne du an fremdem Ort —  
 Dann wacht er auf der alte Trieb.

Pocht an dein Herz dir ohne Raft  
 Und pocht so ungestüm und wild  
 Und bleibt im Innern dir zu Gast  
 Und zeigt dir deiner Heimat Bild.

Zeigt dir ein Bild so klar und licht,  
 Wie's nie vor deinem Aug' noch stand —  
 Und durch die Seele flammend bricht  
 Ein heißer, weher Herzensbrand.

Alfred v. Wurmb.

### Abend-Gottesdienst.

Der Abendschein ist im Verglüh'n,  
 Still ist die weite Runde,  
 Ich halte nach des Tages Mäh'n  
 Die heilige Feierstunde.

Das hohe Kreuz am Felsenrand  
 Sieht mahrend in die Tiefe,  
 Mir ist, als ob die Felsenwand  
 Zum Gottesdienst mich riefte.

Zu Füßen mir am Wegestrain  
 Blüht einsam eine Blume,  
 Ich schau in ihren Stern hinein  
 Zu Gottes Ehr und Ruhme.

Die Steine reden Gottes Wort —  
 Ich denke meiner Sünden,  
 Doch hör' ich jene Quelle dort  
 Gar mild Vergebung künden.

Der Sommertag war lang und heiß,  
 Die Blume steht um Labe,  
 Ich bringe ihr zu Gottes Preis  
 Vom Quell die Opfergabe.

Die Blume hebt ihr Angesicht  
 Dankbar zum Abendsterne, —  
 Ich sende still ein Lobgedicht  
 Hinauf zur Himmelsferne.

Franz Roth.



### Märchen.

Ich weiß einen goldenen Goldregenbaum  
Im Königsgarten am Weiherfaum.

In Maienflammen er prangend steht  
Und seine goldenen Blüten verweht  
Im Sonnengolde der Maienwind.

Ich weiß ein herrliches Königskind  
Viel schöner als alle Blüten sind,  
Mit goldener Krone im goldenen Haar,  
Das spielt mit dem Wind am Weiherrand  
Und nimmt ihm das Gold mit weißer Hand.

Im Fliederbusche versteckt ich war:  
„Du schöne Prinzessin Goldenhaar!  
Du siehst der goldenen Blüten viel  
Am Weiherrand im Maienspiel . . .“

Prinzessin sah mich im Fliederbusch,  
Auf einmal war sie bei mir — husch — husch,  
Und wußte nicht, was sie sagen sollte,  
Und gab mir wortlos alles Gold.

Ich weiß einen goldenen Goldregenbaum  
Im Königsgarten am Weiherfaum . . .

Anton Reul.

### Blaue Augen — Liebesglauben.

Sie hat ein blaues Augenpaar,  
So hell und klar und sonderbar,  
Da schaut sie mich so seltsam an  
Mit ihrem blauen Augenpaar.

Mir wird so heiß, mir wird so weh,  
Wenn ich in diese Augen seh,  
Wenn sie sich drehn voll sprüh'nder Lust,  
Voll Herzeleid und Liebesweh.

Was weiß ich wie der Zauber geht,  
Und weiß kaum wo der Kopf mir steht,  
Sie hat mit ihren Augverdrehn  
Leibhaftig meinen Kopf verdreht.

A. Königbauer

### Vierzeiler.

Und hol ih a Deandl liab,  
Liab ih a frisch,  
Auf dass ih foa aufwarmtes  
Bussler derwisch.

Da Bussler mei Dirndl,  
Grad an gozigs gei mir,  
Dö andern dö sang ih ma  
Nacher scho für (vor).

Nix gwiss sog ih woas ma net,  
Holdriadium,  
Und wos ih woas, sog ih net,  
Da war ih dumm!

Gut angeschriebn bin ih überall,  
So wie sih sih ghirt,  
Aber bjunders halt, bjunders guat  
Drentn beim Wirt.

H. Königsbauer.

### Eitelkeit, du schöne Tugend!

Kaiser Dom Pedro war ein Kaiser Josef II. der Brasilianer. Er that manches, was Fürsten nicht thun, aber thun sollten. Unter anderem auch manchmal den lieben Unterthanen drastisch ihre besonderen Fehler zu versehen geben! Dom Pedro, der mit den Armen und Elenden herzliches Mitleid fühlte, wollte den vielen Krüppeln und Gebrechlichen in der Hauptstadt seines Reiches eine Zufluchtsstätte gründen. Ein Ausruf um Beihilfe zu dem Werke wurde erlassen, blieb aber fast unbeachtet, nur ganz spärlich flossen die Gaben. Da entschloß sich der Kaiser, denen, die 100.000 Milreis zeichneten, den Barontitel zu verleihen, die, welche 250.000 Milreis zeichneten, zu Grafen zu erheben. Und siehe, jetzt strömte das Geld in Hülle herbei! Der Tag der Einweihung kam. Eine große Menge war versammelt. Erwartungsvoll blickte man nach dem Giebelfeld, dem einzigen Stück des schmucken Baues, das noch verhüllt war. Endlich fiel die Hülle, und die neuen „Edelleute“ lasen sich selbst zur Beschämung: „Die menschliche Eitelkeit dem menschlichen Elend.“

Wie sehe es — wenn den Gründern stets die verdiente Ehre angethan würde — mit den Dachgiebeln unserer Wohlthätigkeitsanstalten aus? Eitelkeit, du schöne Tugend! ohne dich müßten noch viel mehr arme Leute zugrunde gehen. Sonst waren arme Leute die Stufen der Reichen in den Himmel. Heute sind sie die Stufen zum Herrn Baron.



Karl Hoffmanns Pflanzen-Atlas nach dem Linne'schen System. 3. Aufl. (Stuttgart. J. Hoffmann. 1901.) Lieferung 1—7. Alle Freunde unserer lieblichen und nützlichen Blumen- und Pflanzenwelt — und welcher Leser des „Heimgarten“ wäre dies nicht? — werden uns Dank wissen, wenn wir sie mit dem unter obigem Titel erschienenen Werke bekannt machen, das thatsächlich dem Bedürf-

nisse entgegenkommt, die heimische Flora genau und gründlich kennen zu lernen. Wer hätte beim Spaziergange oder auf einem Ausfluge nicht schon dieses Bedürfnis empfunden, wenn er durch eine schöne seltene Blume im Walde oder auf der Wiese erfreut wurde. Das vorliegende Werk hat schon in zwei Auflagen sich als überaus nützlich bewährt und die nun wieder in schmucker Ausstattung

erscheinende dritte Auflage wird ihm zweifellos viele neue Freunde zuführen. Obgleich die streng wissenschaftliche Anordnung der Pflanzen nach dem berühmten, in der ganzen Welt gebräuchlichem Systeme Linnés eingehalten ist, wird doch jedermann auch aus nicht wissenschaftlichen Kreisen dieses belehrende Pflanzenbuch aufs beste benutzen können. Den wichtigsten Bestandtheil desselben bilden die in vortrefflichem Farbendruck ausgeführten Tafeln, welche das Bild der Pflanze und Blume nach der Natur getreu wiedergeben und dieselbe auf den ersten Blick erkennen lassen. Von diesen schönen Tafeln enthält jedes Heft vier und sind somit in den erschienenen 7 Lieferungen schon 28 Tafeln enthalten, welche zahlreiche Pflanzen in gelungenem Bilde wiedergeben. Der beigelegte Text enthält die nähere Beschreibung der Pflanze, deren Blütezeit, Fundort und alles über dieselbe Mittheilenswerthe. Auch sind im Texte Detailzeichnungen einzelner Bestandtheile der betreffenden Pflanzen enthalten, welche für eingehendere Untersuchung zur näheren Aufklärung und Belehrung dienen. Den hier vorliegenden 7 Lieferungen werden in Kürze die übrigen folgen, das ganze Werk wird in 16 solcher Lieferungen abgeschlossen sein und ein höchst brauchbares schönes Hausbuch bilden, das man namentlich auch für die reifere Jugend als sehr nützlich Buch empfehlen kann, das aber auch für jeden Naturfreund ein sehr wertvolles Handbuch bilden wird. Es ist Hoffmanns Pflanzen-Atlas die beste und schönste, sowie auch billigste deutsche Publication, welche auf diesem Gebiete vorliegt.

Dr. A. Schl.

**Der Trommler von Düppel.** Erzählung aus der Nordmark von Johannes Dose. Mit Abbildungen von Fritz Bergen. (München. J. F. Lehmanns Verlag. 1901.) Die Erzählung spielt zur Zeit des großen Kampfes im Jahre 1864, in dem durch die Tüchtigkeit unserer Heerführer und die Tapferkeit unserer Soldaten Schleswig-Holstein von dem Jahrhunderte alten Dänenjoch befreit und seinem großen deutschen Vaterland zurückgegeben wurde. Der Held der Erzählung gewinnt die Herzen der jugendlichen Leser vom ersten Augenblick seines Auftretens an; der Zumuthung seiner dänischen Lehrer, sein Vaterland zu verleugnen, leistet er mit mannhafter Entschlossenheit Widerstand und wird dafür vom Gymnasium „infam relegiert“. Kurze Zeit darauf bricht der Krieg aus, der Gymnasiast meldet sich freiwillig zum Eintritt in die Armee und nimmt als „Trommler“ an dem Kampf um die Befreiung seines Vaterlandes rühmlichen Antheil.

V.

**Wied un sied.** En plattdütsch Geschichtenbook. Von Friedr. Freudenthal.

(Bremen. Karl Schönemann.) Klaus Groth jagte bereits 1890 in einer längeren Besprechung eines Freudenthal'schen plattdeutschen Buches: „Wer Gestalten dieser Art, wie sie uns hier so vortrefflich vorgeführt und geschildert werden, aus eigener Anschauung kennt, der verwundert sich, wie viel und wie genau der Verfasser beobachtet hat; dem Unkundigen schließt das Buch eine belehrende Reihe ländlicher Bilder auf. Und wahrhaft tröstlich ist es, dass man bei dieser Art naturalistischer Darstellung alle Menschen lieb gewinnt, auch wenn sie in Glend und Unwissenheit stecken. Auch die Sprache des Verfassers ist zu loben, sie ist echt, aus dem Volksmunde erhorcht und volksthümlich wiedergegeben, weder hochdeutsch verziert, noch je ins Rohe herabgezogen.“ Diese Worte Klaus Groth's können auch auf Freudenthal's neuestes plattdeutsches Buch „Wied un sied“ Anwendung finden. Freudenthal zeigt hier wieder, dass er mit zu unseren besten plattdeutschen Erzählern zu rechnen ist.

V.

**Dr. Himmloda und Pflug.** Zwei hienzische Gedichte von Johannes Ebenpanger. (Oberwarth. Ludwig Schobisch. 1901.) Das erste dieser Gedichte steht höher als das zweite, in welchem der Verfasser deutsche Göttermythe aufbaut auf schwankem Grunde eines Volksbrauchs zu Pfingsten, der aber anderwärts zu anderen Jahreszeiten vorkommt. Das Wichtigste der Dichtungen ist die hienzische Mundart, die der Verfasser genau wiederzugeben bemüht ist, soweit das bei diesem ganz eigenthümlichen deutschen Dialect im Bereiche der Möglichkeit liegt. Die hienzischen Hexameter lesen sich, bei richtiger Aussprache und die kann nur ein Hienze, ganz lustig.

M.

**Kraft zum Heil.** Sieben Predigten über Römer, Capitel 1, Vers 16. Von Robert Urschbacher. (Bern. Schmid & Franke. 1901.) Der Vers des Römerbriefes lautet: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.“ — Über diesen Text enthält das Buch sieben herrliche Predigten, auf die unsere christliche Welt angelegentlich aufmerksam gemacht wird.

R.

Heute liegt uns ein eigenartiges Werk von M. von Hochfeld, „52 Sonntagsgedanken“ (Berlin. W. Vobach & Co.) vor. Dasselbe wendet sich an alle, die sich nicht an dem Alltagsgetriebe wollen genügen lassen, in deren Herzen inmitten der Unrast des modernen Lebens noch die Sehnsucht wohnt nach etwas Besserem und Höherem, als uns diese Welt zu bieten vermag. Es ruft uns zu, sich auf uns selbst zu besinnen und den Staub des alltäglichen Lebens von der Seele abzu-

schütteln. Wir finden in dem Buche, wenn der Ausdruck erlaubt ist, „Gedanken, die am Wege liegen“, die, an die kleinen Mühseligkeiten des Lebens anknüpfend, über dieselben hinausführen und in dem Herzen des Lesers Ewigkeitstöne anklingen lassen möchten. V.

**Blut der Nächte.** Von Fried. Benz. (München. Lyrit-Verlag.) Könnte stellenweise auch heißen: „Schäume eines Liebestollen“. Ein ganz Moderner, der allerhand Talente haben mag, nur keines zum Dichten. M.

**Dr. Johann Nep. Vogl's Volkskalender für 1902.** Redigiert von Josef Wichner. (Wien. Karl Fromme.) Reichhaltig als Nachschlagebuch, ganz vortrefflich der Inhalt, besonders der von der Feder des Herausgebers stammende Theil. Es ist textlich der feinste Volkskalender, den wir haben. Dem Bilder schmuck leisten wir den besten Dienst, wenn wir schweigen. M.

**Dr. Jarisch' Volkskalender zur Förderung katholischen Lebens und Sinnes.** Einundfünfzigster Jahrgang 1902. (Wien. St. Norbertus-Verlagshandlung.) Vor 50 Jahren tauchte ein illustrierter katholischer Volkskalender auf, den der Schulrath Jarisch herausgab. Er bestand im Concurrenzkampfe, und wenn auch mit wechselndem Erfolge, blieb er bis jetzt am Leben. Der neue Jahrgang 1902 ist nun soeben erschienen. Propst Karl Landsteiner, der bekannte vaterländische Schriftsteller, hat die Redaction übernommen und den Jahrgang mit mehreren Beiträgen aus seiner Feder und Gaben anderer, besonders in der katholischen Welt bekannter Autoren ausgestattet. V.

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft mit ca. 24 Bildern. (München. Vereinigte Kunstanstalten N.-G.) Dieses Prachtwerk hält sich auch mit den zuletzt erschienenen Heften auf der rühmlichen Höhe wie im Beginn. Es wird uns eine überreiche Folge durchaus sehr guter Naturaufnahmen in technisch vollendeter Wiedergabe und sorgfältigstem Drucke geboten. Wer die wirklich niedrigen Anschaffungskosten für dieses schöne Unternehmen opfert, verschafft sich damit ein Werk, dessen Bilderreichthum ihn ungemein reich belohnt. Die Bilder bringen uns in bunter Folge bald die Alpen, bald den eigenartigen Norden Europas, in Heft 5 auch die montenegrinische Bergwelt zur Anschauung. (Hier möge bemerkt sein, dass das Bild 116 nicht Cetinje, sondern das Dörfchen Njeguš wiedergibt, das zwischen Cattaro und Cetinje liegt.)

Interessante Gipfel und einzelne Gebirgshöhe herrschen im Inhalte des achten Heftes. Der originelle Doppelgipfel des Wagnmann, die schön gerundete Kuppe des Gaisbergs, die eis- und schneeumgürtete Königs Spitze, die Thürme der Ferneda- und Langlofelgruppe sowie andere Dolomitnadeln — kann man sich wohl größere Gegensätze denken? Eine der kolossalsten Felscenerien im gesammten Alpengebiete, das 2000 m tief zum Spiegel des Eibsees abstürzende Massiv der Zugspitze, präsentiert sich in seiner ganzen gewaltigen Wirkung auf einer andern Tafel des Heftes. Die Nachbarschaft des Wettersteingebirges hütet eine ganze Anzahl kleinerer Seen, die sämmtlich einen eigenen, aber immer andersgearteten Reiz besitzen. Wie verzaubert, fast gespenstisch, liegen sie versteckt im Walde, aus dem ihr blaues oder grünes Auge dem Wanderer plötzlich entgegenblickt. Der merkwürdigsten einer ist der Steingringsee, vom Eibsee nur durch einen schmalen bewaldeten Naturdamm getrennt. Grünbemooste Riesenstämme, ein ganzer vernichteter Wald, liegen am Boden des Sees und scheinen dem zudringlichen Auge ein versunkenes, uraltes Geheimnis zu bergen, das auch noch der immer regungslos glatte Spiegel des blaugrünen Sees vor jeder unberufenen Verührung schützt. Die Freunde der Alpenwelt und ihrer unererschöpflichen Wunder werden wohl schon sammt und sonders Abonnenten des obengenannten prachtvollen Bilderwerkes sein, das seither keinen ihm gleichkommenden Concurrenten besitzt. V.

**Primeln. Aphorismen.** Von Marie Crescence Gräfin Cappy. (Salzburg. Eduard Höllrigl. 1901.) Nicht viel originelle, umsomehr aber gesunde Gedanken, die nur der Ausführung bedürfen, um den Menschen gut und die Erde zum Himmel zu machen. M.

**Lessings Werke.** Mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holtzof, dem Bildnis des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) Im Gegensatz zu manchen anderen Ausgaben enthält der Band die sämmtlichen Schriften Lessings und ist eingeleitet durch eine Biographie, die in großen, doch erschöpfenden Zügen das Leben und Schaffen des Dichters anschaulich schildert. V.

#### Büchereinflauf.

**Das deutsche Lied.** Eine Geschichte aus den nationalen Verhältnissen Böhmens von Anton Dorn. (Weimar. Hans Listendör. 1901.)

**Aus der Zeit der Stockprügel und Savollen.** Von F. von Borbeck. (Wiesbaden. Rud. Vieweg & Comp.)

**Erzählungen und Märchen in Schweizer Mundart.** Für Kinder von 4 bis 7 Jahren von L. Müller und H. Blesi. (Zürich. Art. Institut Orell Füssli.)

**Heißes Blut.** Fünf Novellen von Gabriel v. Annunzio. Deutsch von Fritz Brandé und Th. Gewert. (Stuttgart. Franke'sche Verlagshandlung.)

**Aus meiner Welt.** Novellen und Skizzen von Paganetti-Hummeler. (Wrt.-Neustadt. Karl Blumrich. 1901.)

**Maxim. Gor'kij. Tschelkashy Doleyn. Lied vom Falken.** Drei Erzählungen. Deutsch von E. Berger. (Leipzig. R. Wöple. 1901.)

**Hendel-Bibliothek. Neue Erscheinungen. Der Koran.** Von Theodor Fr. Grigull. — **Gedichte.** Von Ludwig Uhland. — **Kaiser, König und Bürger.** Von Wilhelm Henzen. — **Walther in der Lehre.** Humoristischer Roman von Multatuli.

**Aus Paul List' Verlag, Leipzig: Sonnensunken.** Novellen und Erzählungen von Natalie von Eschstruth. — **Nach äußerem Schein.** Roman von Philipp Weegerhoff. — **Die Madonna von Grunewald.** Roman von Max Kreher.

**Auf dem Rüniglberg.** Kleinigkeiten aus der Großstadt. Von F. St. Günther. (Inz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Chanatos.** Mythische Tragödie in drei Acten von Hugo A. Revel. (Dresden. Pierjon. 1901.)

**Der Belavenkrieg.** Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Hiln. (Wien. W. Braumüller. 1901.)

**Wilde Ranken.** Sang und Sage für unmoderne Leute. Von Theodor Armilius. (Gotha. Gustav Schloßmann. 1901.)

**Von der Lieb'.** Gedichte von E. G. Straßburger. (Straßburg i. E. Josef Singer.)

**Madonna.** Gedichte von Richard Scheid. (Dresden. E. Pierjon. 1900.)

**Gedichte.** Von Wilhelm Tanno. (Dresden. E. Pierjon. 1901.)

**Klingende Accorde.** Gedichte von Edgar Reimérides. (Dresden. E. Pierjon. 1901.)

**Licht und Leben.** Von Otto Engelhardt. Klingende Gedanken, Sinnsprüche und Satyrisches. (Dresden. E. Pierjon.)

**Gedichte, Märchen und Skizzen.** Von Otto zur Linde. (Dresden. E. Pierjon. 1901.)

**Aus der Jugendzeit.** Gedichte von Theodor von Krastil. (Wien. Karl Konegen. 1901.)

**Aus dem Lande der Liebe.** Gedichte von Rudolf Pressler. (Berlin. Dr. Eysler u. Comp. 1901.)

**Sonnenschein und Welterleuchten.** Gedichte von Paul A. Greubing. (Dresden. E. Pierjon. 1901.)

**Allerlei neue Bismardianer.** Von D. Adolf Rohut. (Leipzig. V. Eischer Nachfolger.)

**Het Sandleven in de Seltkonde.** Door W. E. Velpaire. (Gent. A. Siffer. 1901.) Eine Broschüre über Rosengers „Jakob der Letzte“.

**Andenken an meine Schulzeit.** Herausgegeben von der Lehrer-Conferenz des Schulbezirks Krems. Unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner. Verfaßt v. Bernhard Werth. (Krems a. D. Verlag des Bezirks-Schulrathes.)

**Dierzig Jahre in der Kirche Christi.** Von Charles Chiniqui. Deutsch von Georg Friedrich. (Barmen. J. B. Wiemann.)

**Wider unsern Erbfeind! Aussprüche hervorragender Männer über die Alkoholfrage.** Gesammelt von Dr. Hermann Blocher. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

**Antialkoholschriften.** Aus dem Verlage Friedrich Reinhardt, Basel. — **Die Alkoholfrage.** Von G. v. Bunge. — **Die Trinksitte, ihre hygienische und sociale Bedeutung.** Von Dr. A. Forel. — **Der Einfluss der geistigen Getränke auf die Kinder.** Von Adolf Frik. — **Wie wirkt der Alkohol auf den Menschen?** Von Dr. J. Gaule. — **Alkoholgenuss und Verbrechen.** Von Otto Lang. — **Wir Frauen und der Alkoholismus.** von Dr. Anna Bayer.

**Volkswirtschaftslehre.** Von Friedrich Streißler. (Leipzig. Siegbert Schnurpfeil.)

**Die Chemie als Wissenschaft und in ihrer praktischen Anwendung.** Von Dr. W. Baringer. (Leipzig. Siegbert Schnurpfeil.)

**Festnummer der deutschen Alpenzeitung.** (München. Kastner u. Löffler 1901.)

**Vorgeschichte, Gründung und Geschichte der Schollensfelder Oberrealschule.** Von Prof. Moriz Kuhn. (Wien.)

**Die Aquarellmalerei.** Von Max Schmidt. (Leipzig. Th. Griebens Verlag. 1901.)

**Die vorstehend besprochenen Werke etc.** können durch die Buchhandlung „Lehtam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Schulhaus Krieglach-Alpel.

Für den Schulhausbau in Krieglach-Alpel sind bei Peter Rosegger in Graz bisher eingegangen in Kronen:

Dr. A. Svoboda, München 20, Johann Robitschek, Wien 20, Consul Böhler, Rapsenberg 400, H. Bührten, Wartberg 200, R. Dietsch, Mülhhausen i. E. 20, Assessor Oswald, Veitich 200, Franz Goldhann, Graz 50, von einem Freunde der Alpler und der Volksschule 10, Dr. A. G., Rindberg 20, Buchhandlung Reinhardt, Basel 95, A. Rappus, Lübeck 117, Verein „D'Oberlander 200, C. Anter-nied, Wien 4, Schnoez, Würzburg 12, Lichtenstern, Ingolstadt 12, Sammlung in Marein 13, E. Cz., Graz 1, Major Goldhann, Graz 10.

Von der Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag: Gustav Mörzl, Wien 20, Toni Schruf, Mürzzuschlag 20, Dr. Hans Ertl, Mürzzuschlag 4, Johann Schmölzer, Bruck a. d. M. 5, Johann Schruf, Spital a. S. 5, Sofie und Albrecht von Boyneburg, Graz 10, Herr Sallagar, Mürzzuschlag 2, Hermann Ritter von Kremmer, Ribegg (durch Sammlung) 5, Tischgesellschaft „Hotel Lloyd“ (durch Sammlung) 4, Frau Helene Leppich 10. — Zusammen 1489 Kronen.



\* Es ist aufgefallen, dass für den Mörder des Präsidenten Kinley nicht mehr jenes öffentliche Interesse zu merken gewesen als bei früheren Attentätern, so tiefe und allgemeine Theilnahme auch für das Opfer vorhanden war. Die Wiederholungen derselben Verbrechen stumphen ab. Möchten sich nur auch die Blätter abgewöhnen, solche Individuen wiederholt vorzuführen. Wir wollen lesen, dass sie gefasst und in den Narrenthurm geworfen worden sind, weiter wollen wir nichts von ihnen hören.

**B. B.,** Scriptig Ihr sonst gut geschriebener Aufsatz über die Zuverlässigkeit des Gewissens ist ansehnlich. Das Gewissen eines Menschen sagt ihm allerdings ganz genau, was gut und böse ist. Aber es kommt vor allem darauf an, welche Vorstellung der betreffende Mensch je nach seiner Art und Erziehung von gut oder böse überhaupt hat. Gut oder böse sind subjective Auffassungen, bei verschiedenen Menschen ganz verschieden. Das Gewissen sagt uns also nicht, was gut oder böse an sich ist, sondern was es für gut oder böse hält.

**M. H.,** Jena. Dass unsere Studenten für Literatur keinen Sinn haben, ist zu bestreiten. Nur sind sie nicht consequent und halten es jeden Tag mit einem anderen Dichter: heute ganz Bierbaum, morgen ganz Koye Qua!

**G. V.,** Graz. Ihre Meinung, dass ich Geld für Kirchenbauten geben könne, ist zwar sehr großartig aber leider grundfalsch. R.

**B. M.,** Linz. Jener angezogene Vers Hamerlings lautet:

„Unglückseliges Rom, das in solchen gefährlichen Zeiten Solcherlei Rüstzeug hat. Nicht schlagen die Reiter und Freinde.  
Nein, nur die Söldner der Kirche, die schlagen die Dauben dem Fass aus!“

**D. F. in A.** Dankend abgelehnt wegen Raummangels.

**Hd. W. F.** Uns nicht bekannt.

**H. A. B.** Wenns Ihnen Spaß macht. Also:  
Die gute Küche.

„Warum hast du denn heute bei der Baronin die Speisen gar so begeistert gelobt?“

„Im Vertrauen, lieber Freund: So lange ich lebhaft sprach, brauchte ich nicht zu essen.“

**Hd. J.,** Wien. St. V., Wien. A. V., Graz. Beschränkung geboten. Solange meine Schulhausorgen für Krieglach-Alpel nicht geschlichtet sind, kann ich sonst nirgends mithalten. R.

Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. October 1901.)



## Im Iser Thale.

Von Anton von Peter Schlegel.

**Z**wölft, nach Isern Thaleu wagt er si. Icher Icher lang war  
 er im Nyl geseit ganz Icher an der Icherpurgung, wo die  
 Icher Icherung liegt. Wast in der Icherpurgung Icher er Icher  
 geseit mit geseit mit dem Icherpurgung, Icher in Icher  
 war die mit Icher die, „Icherung?“ Icher die geseit. „In Icher,  
 die die Icher Icherung mit die mit die Icherung!“

Die die Icher, die Icherung geseit Icher zu Icher, die  
 Icher er Icher, Icherung die, die die Icher Icher, die die im Icher  
 Icherung Icher ganz geseit Icher, die Icher mit Icher die Icherung  
 Icher Icher. Die Icherung Icherung Icher Icher, Icher mit Icher, weil  
 er nicht Icher mit die Icher, Icher die, Icher er Icher. Die Icher  
 die Icher Icherung geseit, die Icherung zu Icher, Icher die die  
 nicht zu Icher Icher Icher — Icherung mit er die Icher mit  
 Icher die Icher Icher lang nicht mit Icher Icher in Icher Icher  
 Icher Icherung auf der Icher die. Icherung Icher er in Icher  
 Icher die mit der Icher die mit dem Icher Icherung Icher, mit  
 Icher Icher Icher Icher Icherung mit die Icher die Icherung  
 mit die die Icherung Icher, Icher er, Icher die mit ganz nicht. Die

wissen wolle, was ein schönes Land sei, der müsse nach Steiermark gehen. Er selber gieng aber nicht hin, einzig nur, weil er sich vor dem Weibsbild fürchtete. Vor der treuen Mariandl in der Schimmelhütte.

Als er nun trotz mancher Botschaft, die er aus daheim erhielt, von der Mariandl nichts mehr hörte, da begann er zu hoffen, sie würde gestorben sein, und zwar eines seligen Todes, weil er ihr ja den Himmel wünschte. Und als er von einem Better Bericht erhielt, er solle doch endlich wieder einmal nach Hause kommen, in der hohen Au gebe es Arbeit genug und guten Verdienst; und als ihm endlich noch sein liebster Jugendfreund, der Sim auf dem Vogel schrieb, daß er Hochzeit mache mit einer vom Teichhof, und ihn einlud, zu solchem Ehrentage zu kommen, da widerstand der Hansjörg nicht mehr länger. Denn, dachte er, der Teichhof und der Sim im Rogelhof stehen dreiviertel Stunden weit von der Schimmelhütte — wenn er vorsichtig ist, so fällt er ihr vielleicht doch nicht in die Arme — besonders wenn sie schon gestorben ist.

Also hat es sich eines Abends zugetragen, daß von der Reichsstraße bei der Johannestapelle ein gut zusammengestiefelter Mann mit einem Rückenbündel seitlings bog und anwärts stieg gegen die hohe Au. Er hatte es für alle Fälle so eingerichtet, daß er nächtlicher Weile nach Franzensfeld kam, um dort beim Better zuzusprechen. Das Betterhaus war gleich anfangs am Dorfe.

Es dunkelte schon stark, als er über das niedere Heidekraut dahinschritt zwischen einzelnen Lärchen. Den Weg kannte er doch wohl noch von alters, oder vielmehr von jugends her. Der Himmel war grau und hängend, auf den Bergen lagen die Nebel, denn es war im Herbst. So gieng der graue Tag rasch in die braune Nacht über und zwischen den Waldstämmen war die Begrüßung nur mehr durch das größere Dunkel zu erkennen, das zwischen den noch matt sichtbaren Schaften hervorgähnte. Aber bald standen auch mitten in diesem Dunkel Bäume, an die unser Wandersmann hätte stoßen müssen, wenn er nicht als Holzknecht einen besonderen Instinkt gehabt und die Stämme eine Spanne vorher geahnt als berührt hätte. Sein Haupt wich ohne gelenkt zu werden ganz von selber den niederhängenden Ästen aus, daß sie nicht in seine Augen schlügen. Ob schon man die Augen eigentlich umsonst im Kopf hat — wenn nicht möglicherweise morgen doch wieder ein Tag kommt. Die Füße mußten auch ihren Tastsinn aufstecken, um die Wagenfurchen des Weges einzuhalten. Aber diese Furchen waren gar nicht mehr da, dafür Baumstöcke, Moderhügel und Steine. Endlich querüber ein mattlichter Streifen, aber es war nicht der Weg, es war ein niedergelegter, geschälter Baumstamm. Er stieg darüber hin, doch da kam der zweite lichte Streifen und der dritte, und noch viele und der Hansjörg hatte einen ganzen Holzschlag



zu überklettern. Er machte sich nicht viel draus. Das Thal war ja eben, wenn auch waldig und stellenweise etwas ruppig, durchkommen mußte er. Einigemale hatte er durch den Wald einen Knall hallen gehört; das waren gewiß Pöllerschüsse beim Sim auf dem Rogel, zur Feier der morgigen Hochzeit. Dieser Schall war auch ein Wegweiser, der Hansjörg gieng stets seinem Ursprunge nach. Nun verlegte er sich nur mehr aufs Tasten. Alle Finger wurden ihm zu Fühlhörnern, mit denen er die Baumstämme, die Scheiterstöcke, die Felsblöcke, die Reifighäusen, die Erdruppen gleichsam sah. Er stieß an nichts, er stolperte über nichts; bei Tageslicht geht man manchmal unglatter, als er in der Finsternis, die so dicht war, daß man daraus hätte Mühren schnikeln können.

Ein Wind, der sich erhoben hatte und in den Wipfeln rauschte, sagte ihm, daß er in einem Walde war — sonst hätte es auch eine Höhle können sein, in der hölzerne Säulen waren und Gestrüppe niederhiengen. Er wollte es aber noch immer nicht wahr haben, daß er den Weg verloren hätte — mitten in seinem Heimatsthale. Plötzlich stand er an und konnte nicht weiter. Vor ihm eine rauhe feuchte Wand mit Strauchwerk. Der Hansjörg dachte: Wahrscheinlich ist auch links und rechts dasselbe Hindernis, der kürzeste Weg ist immer gerade aus, und er kletterte die Wand hinan. In der Nacht ist kein Felsen himmelhoch und keiner abgrundtief, so stieg er sachte anwärts bis zu einer Scharte, und zwischen Steinmassen hin. Er horchte wieder einmal dem Windrauschen, das war noch, also gab's über ihm freien Himmel, nicht etwa Felsengewölbe. Aber wenn der Mensch just ein Streichhölzchen im Sack hätte, übel wär's nicht. Eine lange Weile hatte er sich so hingetappt, da gieng es nun niederwärts, es kam Erlengebüsch mit den glatten Zweigen und weichen Blättern, es kam feuchter Rasen, es kam Stein und Sand und jählings schwuppte sein Stiefel ins Wasser.

Aha, jetzt hatte er's. Am Flusse war er, an der Lising, die durch die hohe Au fließt. Nun durfte er bloß an diesem Wasser entlang gehen, da mußte er zuerst nach Rothschach kommen und dann nach Franzensfeld. Er tastete einen Stein, darauf setzte er sich, um einmal zu rasten. Es wird einem öd bei diesem närrischen Klettern und Schleichen. Auf Schleichwegen zu gehen, das sind wir weder in Steiermark noch in Borarlberg gewohnt worden. Nehmen wir einmal einen Schluck vom höllischen Feuer! — Eine platte Beutelflasche hatte er bei sich, da drinnen war Wachholderner! Es ist immer gut, wenn Einer auf der Reise einen Kameraden mit hat. Nehmen wir noch einen Schluck. Nur schade, daß dieses Feuer nicht leuchtet. Na, wenn's nur warm macht. Warm ist uns zwar ohnehin, aber ein bißel Kurasch wollen wir anzünden. Ob's wahr ist, das vom verhexten Schimmel, daß er einem

bei der Nacht jah über die Achsel schnauft! Es wird vielleicht nicht wahr sein. Nehmen wir halt noch einen Schluck! Die Mariandl, wenn sie so auf einmal da thät' stehen im weißen Todtengewand und mit der Sterbekerzen in der Hand! Und sagen thät: Jetzt, Hansjörg, mußt mir mir . . .! Mit einem Ruck trank er die Flasche aus und dann versuchte er's wieder mit dem Weiterkommen.

Aber Donner und Dachstein, das war ein un guter Weg — oder vielmehr gar keiner. Rechterhand schwuppten immer die Wellen des Flusses an die Beine, linkerhand Sand, Gestein, Gestrüpp, dann wieder stellenweise glatter Wiesenboden, bis neuerdings Gestein und Gestrüpp kam. Einmal war eine Wasserwehr zu übersehen, wobei er scharf an einen Balken stieß, der aber — näher betastet — ein verdorrter Baumstrunk war. Es ist wohl ein Unglück, wenn der Mensch nicht Tabak raucht, so hat er für die Stunden der Bedrängnis kein Feuerzeug bei sich. Die Richtung aber konnte er jetzt nicht mehr verfehlen, den Fluss entlang. Langsam und beharrlich tastete er sich voran — immer wieder Sand, Gestein, Strupp, Wiese. Endlich würde er wohl an eine der vielen Brücken gerathen, die die Lising hat, dann war er ja am Wege und mußte doch schließlich nach Franzensfeld kommen. Doch es war keine Brücke und kein Steg, nur bisweilen ein kleiner Zufluss und stellenweise eine jener Wasserwehren, wodurch Seitenbächlein auf Getreidemühlen geleitet werden. Wiederholt stieß er sich an den dran aufragenden Balken, der dann allemal ein durrer Baumstrunk war. Da könnte der Mensch endlich doch gewizigt werden, daß er weiß, wie bei solchen Wehren stets ein Balken aufsteht, um beim Wasserdurchlaß das Staubreit festzuhalten. Nein, das hätte er sich nicht gedacht, daß noch in der letzten Stunde dieser Heimweg so widerwärtig sein werde! Es war gerade, als ob es nicht sollte sein, als ob ihn sein guter Engel zurückhalten wollte: Geh nicht nach Franzensfeld — sie packt dich sofort! — Dann aber sagte er sich wieder: Du mußt zeigen, daß du aus der Fremde kommst und nicht abergläubisch bist. Ein Mann der einmal in Borarlberg war, und sieben Jahre lang, der hat keine so dummen Geschichten mehr im Kopf, der kehrt nicht um, der wird schließlich auch noch mit einem Weibsbild fertig. Im schlimmsten Falle kann er ja sagen, er ist schon verheiratet und hat in Borarlberg eine ganze Stuben voll Kinder. Damit schreckt man sie am sichersten zurück. Also nur muthig voran.

Eine Stunde oder länger mußte er schon der Lising entlang gegangen sein. Er hätte gerne genau gewußt, wie lang. Mehrmals hatte er unwillkürlich seine Sackuhr hervorgezogen, um an ihr zu sehen, daß er — blind war. Wenn er wieder einmal an eine Wehr kommt, vielleicht findet man dort ein moderiges Stück Holz, das immer einmal so

schön blau glöst — dann kann er sehen, wie viel Uhr es ist. Jedenfalls muß er bald in Nothschach sein. An der nächsten Wehr war aber kein moderiges Holz, sie schien fast neu zu sein. Diese Wehren an der Lising muß alle ein und derselbe Zimmermann gemacht haben, weil sie — so viel er tastet — ganz gleich gebaut sind. Selbst der Baumstrunk fehlt bei keiner. Natürlich, man nutzt, was da ist. Ob man den Fluß nicht durchwaten könnte, um am andern Ufer vielleicht einen besseren Weg zu finden? Reißend scheint er nicht zu sein, aber tief. Er versuchte es einmal, trachtete aber gleich wieder zum festen Boden zurück, es war doch zu bedenklich. Wie oft hat er einst aus diesem Bach Forellen und Krebse gefangen! Weiter oben ist er auch viel reißender, da schwuppert er nicht bloß, da rauscht es auch. Vielleicht haben die Hohenauer den Fluß jetzt reguliert, wie man es in Borarlberg macht. Zwar, das Ufer ist nicht darnach — Sand, Steine, Gestrüpp und immer sofort. — Wie ein Nachtwandler kam er sich vor, der Hansjörg. War er doch in seiner Kindheit nächtig oft stundenlang auf dem Backtrog geessen und erst zu sich selber gekommen, als er das mattschimmernde Biered des Fensters sah und dadurch gewahr wurde, daß er nicht in seinem Bette lag. Heute aber — wie sehr er seine Augen anstrengte, kein Fenster war zu sehen, alles pechschwarze, undurchdringliche Dunkelheit.

Ist es am Ende nicht doch am besten, er legt sich ins Gestrüpp und thut wie andere Leute auch, wenn es finster ist? Ganz lächerlich kam es ihm vor, daß er im Heimatsthal unterwegs sollte verbleiben müssen! Wenn er nicht etwa gar in eine stoffremde Gegend gerathen war? Nein, das war platterdings nicht denkbar, er hatte, als es noch licht gewesen, alles gesehen und genau erkannt. Bei der Abbiegung von der Reichsstraße sogar die roth angestrichene Bretterkapelle mit dem heiligen Johannes von Nepomuk, dem er als Knabe einmal einen der fünf Sterne aus dem Kopfkranz gebrochen hatte. Heute noch fehlte dieser Stern am Haupt des Heiligen. Vielleicht gerade ist es darum so finster. Mit dem Lichte sollte man nie Frevel treiben, nicht einmal mit einem gläsernen Stern. Ach, wie dumm der Mensch ist in der Finster!

Das Gescheiteste noch also, er legt sich hin. Aus seinem Rucksack den Wettermantel hatte er gezogen, dann hin ins Gesträuch, den Rucksack unter Häupten, den Mantel über sich — aaah, das ist gut! So schlafen die Fürsten! —

Niesen mußte er. Kam das von den nassen Stiefeln, oder vom Ertzweig, der auf sein Gesicht niederhieng und ihn an der Nase kigelte? Als er genießt hatte, machte er die Augen auf und sogleich wieder zu. Wie ein feuriger Hammer schlug ihm das Licht ins Auge. Er sprang auf, rieb sich das Gesicht und schaute. Die Felsenspitzen leuchteten in der Sonne, an den bewaldeten Berghängen schwebten Nebelstreifen, um

ihn war steiniger, mit Strauchwerk bewachsener Grund, dort ein Felsriff, dort ein Teich, weiter hinten stand eine Mühle, und ringsum ebener Wiesengrund. Auf Steinwurf nahe von dem Erlgebüsch, in dem der Verirrte sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, gieng ein schöner, breiter Fahrweg. Weiter hinten im Thal die weißen Giebel von Franzensfeld.

Wo war denn aber die Lising? der Fluß, an dem er in der Nacht stundenlang dahingegangen?

Ja, mein lieber Hansjörg! Man mag noch solange in Borarlberg sein, es hilft nichts, wenn's finster ist. Ein Duzendmal um den Teich bist du herumgegangen, in der Meinung, es wäre das Ufer der Lising. Mach' dir nichts draus, der Wille war gut. Und jetzt brauchst du nur dort zum Wege hinüberzugehen, um in einer halben Stunde am Ziel zu sein. — Nein, jetzt wollte er sich aber justament den Teich ansehen. Noch einmal schritt er also zwischen Wasser und Land dahin. Sand, Gestein, Gestrüpp, Rasen — all die bekannten Gegenden, die er nachts nur betastet, nun sah er sie wirklich. Kam auch zu dem einmündenden Bächlein, das er für die vielen zulaufenden Nebenflüsse, kam zum Wasserabfluß, den er für die zahlreichen Wehren gehalten hatte. Stellte sich auch an den verdorrten Baumstrunk, der ihm in der Nacht so feindselig im Wege gestanden war und lachte sich gewaltig aus.

Er lachte, der Teich schwupperte im Morgenwind, und von einer Höhe herüber trachte der Frühgruß zum Hochzeitstag. Bis auf zwanzig konnte der Hansjörg zählen von dem Augenblick an, als der Rauch aufsprang bis zum Knall. So weit war es noch bis zum Sim auf dem Kogel. Also sagte er: „Adieu, Teich, und ein andersmal foppe du einen andern!“ Dann machte er sich mit Wasser, Kamin und Bürste so schön als möglich, und gieng auf glattem Wege im Sonnenschein dahin. Nun wollte er, schon auch um der Schimmelhütte nicht zu nahe zu kommen, geradeswegs auf den hochzeitlichen Kogelhof zu.

Als er am Teichhofe vorbeikam, sah er im Garten ein Frauenzimmer, das hatte ein blaues blumiges Gewand an, eine rothe Rose im Haar, und pflückte Nelken und Rosmarin. Und das war sie. Augenblicklich hatte sie ihn erkannt, bevor er noch abbiegen konnte hinter die Hausecke.

„Hoi ho, da ist der Lapp!“ rief sie mit überlautem Lachen. „Hau, dem geschieht recht! So lang hat er gezetscht (gezögert), bis ers verzetst hat. Geschieht ihm schon recht! Warum zetst er so lang! Nachtragen werd ich ihm's nit. Jetzt hat ers! Jetzt kann er zuschauen. Geschieht ihm schon recht! — Hau, grüß' dich Gott, Hansjörgl! Bist auch wieder einmal im Land?“

Frisch und herb stand sie da. Jünger war sie nicht geworden, aber auch nicht viel älter. Er reichte ihr die Hand über den Zaun. Wie herzbrecherisch leid es ihm thue, daß er zu spät kommt! wollte er schon

sagen, während die innere Stimme warnte: Thu's nicht, Hansjörg, red' nicht so! Sie könnte heute noch umfattern, den Sim stehen lassen und dich herpacken! — Denn es war nicht anders, sie die Mariandl von der Schimmelhütte war die Braut, die heute mit dem Sim auf dem Rogel Hochzeit hielt. Als er dann den Bräutigam sah, wie der in seiner steirischen Tracht da stand, ein hirschlederner Kerl vom Knie bis zum Brustblatt, ein grünwollener unten und ein graulodener oben, da konnte ihm der Hansjörg die Hand nicht fest genug drücken, dankbar für die Freundschaft, daß er das Weibsbild weggeheiratet und ihn zur Hochzeit eingeladen hatte.

„Aber die von der Schimmelhütte! du hast mir doch geschrieben, daß es eine vom Teichhof ist!“

„Oh freilich, weil die Mariandl in diesem Jahr beim Teichhofer im Dienst gewesen ist. Der Alte ist lang krank gewesen und hat den armen Teufel niemand pflegen wollen. Sagt die Mariandl, den Menschen kann man nicht so verderben lassen, und ist aus ihrer Schimmelhütte zu ihm und hat geschaut auf ihn wie die Mutter auf's Kind — man kann's nicht anders sagen. Schon früher habe ich immereinmal gedacht auf sie, jetzt weil sie so gutherzig auch noch ist, habe ich zugegriffen.“ So der Sim, und setzte die Frage bei: „Hat sie nicht auch dir einmal gefallen?“

„Na, und wie! Schon bis da herauf!“ versicherte der Hansjörg und legte die Schneide der Hand an seine Gurgel. Und nach der Trauung, als alle bei den Hochzeitskrapsen saßen, gestand der Hansjörg, daß er den weiten Weg aus Borarlberg eigentlich besonders darum gemacht habe, um nachzusehen, wie es seiner Mariandl geht. Denn weil er sie nicht vergessen könne und weil er doch endlich, da er sich ein Sachel erspart, Ernst machen wollte mit der Heirat. — Jetzt konnte er loslegen mit seiner Lieb' und Treu', jetzt war keine Gefahr mehr. Und wenn sie wackelig wird, und der Sim eifersüchtig, umso besser. Sie wurde aber nicht wackelig, sondern stützte ihren Ellbogen auf seine Achsel und sagte ergötzt: „Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß sehen, was übrig bleibt. Und übrig blieben, mein lieber Holzknecht, ist mit ein bißel was für dich.“ Dabei machte sie mit ihren Fingern vor seiner Nase einen Schnalzer.

Es war gut, daß die Pfeifen der Spielleute drein gedudelt haben. Dem Hansjörg that es jetzt beinahe leid — wie sie dasaß, rund und frisch, munter und gutherzig — daß er sie verpaßt hatte. Weil er's hier aber nicht so machen wollte wie unten beim Teich, alleweil rings um und um, so fand er es schon am nächsten Tage an der Zeit, um ein Häusel weiterzugehen. Und zwar so zeitlich, daß er nicht am Ende wieder in die Nacht käme und sich elendiglich fortappen müsse in der Finster.

## Der Kanarienvogel.

(Ein Lebensbild von Karl Wartenburg.<sup>1)</sup>)

Ein Philosoph hat behauptet, daß die Luft das gefährlichste Gift sei. Denn sie zerstöre alles, an ihr verwittere alles.

Der kleine, eisgraue Obsthändler hinter seinen Körben in der Mauernische des Gymnasiums bewies aber, daß sich Weltweise irren können . . .

Seit länger als einem Menschenalter saß er dort in der Luft, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, bei jedem Wetter, im Sonnenbrand, wie im Schneegestöber. Er blieb immer derselbe, und wie vor vielen Jahren hörte man auch jetzt sein freundliches: „Rothe, schöne Äpfel, gute Haselnüsse, frische Pöcklinge. Wollen Sie nicht kaufen, junges Herrchen?“

Neben den Körben lag auf einer Strohmatte ein alter, großer, brauner, langhaariger Hund, der dem Alten die schweren Körbe auf einem kleinen Handwagen von der Vorstadt bis zum Gymnasium ziehen half . . .

Der alte Obsthändler hieß Friß Hiller. Aber unter diesem Namen kannten ihn kaum drei Menschen in der Stadt. Sprach man aber vom Kanarienvogel, so wußte jeder, wer damit gemeint war. Diesen Spitznamen hatte man ihm beigelegt, weil er im Sommer einen jener unverwüßlichen gelben Ranking-Überwürfe trug, wie sie in den Dreißigerjahren als sogenannte Staubmäntel in der Mode waren.

Dem Verkaufsstand des Kanarienvogels gegenüber, auf der andern Seite des Platzes erhob sich ein altes, vornehmes Patrizierhaus mit vielen kunstvollen Schnörkeln, wie sie im vorigen Jahrhundert von reichen Handelsherren gern gebaut wurden. Über dem Thorweg dieses stattlichen Gebäudes lief ein breiter Sims hin, auf welchem man in Sandstein gearbeitet den Merkur und die Minerva sah. In diesem Hause war der Kanarienvogel zu Ende des vorigen Säculums als der einzige Sohn des reichen Handelsherrn Hiller geboren worden.

Die Firma Hiller genoß weit und breit einen großen Ruf. Sie war eine der größten Colonialwarenhandlungen Mitteldeutschlands, welche das ganze Hinterland in ihrem Bereiche versorgte. Der kleine Friß sollte aber nicht Kaufmann werden. Sein Vater hatte mit ihm Größeres

<sup>1)</sup> „Aus dem Herzen eines Thierfreundes.“ Von Karl Wartenburg. Herausgegeben von G. Kalb. Gera. Richard Kalb. 1901.

im Sinn. Er sollte studieren, Rechtsgelehrter, Senator, Diplomat, vielleicht auch Minister werden. Es war das zur Zeit der ersten napoleonischen Kriege in Deutschland, in einer Periode, in welcher die alten Kastenvorrechte gebrochen, auch dem jungen, bürgerlichen Talente die höchsten Staatsämter erreichbar schienen. Fritz war Quartaner und elf Jahre alt, als ein furchtbarer Schlag alle diese Pläne zerstörte . . . . Eines Tages, im Sommer 1806, hatte der Kaufherr Hiller, der überall seine Correspondenten hatte, einen Brief aus Paris empfangen, welcher eine äußerst wichtige Nachricht enthalten mußte. Denn der Kaufherr schloß sich nach dem Empfange desselben stundenlang mit seinem alten Buchhalter in sein Comptoir ein.

Gleich darauf giengen außerordentlich große Aufträge auf Kaffee, Thee, Zucker und Gewürze nach Hamburg und Amsterdam ab. Herr Hiller war in freudigster Stimmung. Er hatte durch jenen Pariser Brief eine Mittheilung erhalten, die nur sehr wenigen bekannt war, den Plan von der beabsichtigten Continentsperre, welche der Kaiser Napoleon gegen alle englischen Waren einführen wollte. Welcher ungeheuren Gewinn ließ sich erzielen, wenn plötzlich alle Colonialwaren um das Drei- bis Sechsfache im Preise stiegen . . . .

Und in der That, am 24. November 1806 erschien das Blockadedecret des Kaisers, zugleich aber auch ein Befehl, den der so bedächtige Kaufherr nicht vorgesehen hatte, daß alle vorhandenen Waren englischen Ursprungs confiscirt und vernichtet werden sollten.

Am Weihnachtsabend erschienen französische Commissäre und Zollbeamte des deutschen Rheinbundsstaates, dessen Unterthan Hiller war, und confiscirten seine ganzen, ungeheuren Borräthe, die meist englischer Herkunft waren.

Am anderen Tage fand man den Handelsherrn mit durchschossenem Kopfe in seinem Bette und seine Witwe sagte die Zahlungsunfähigkeit der Firma F. Hiller an . . . .

Alles wurde versteigert, auch das große, prächtige Familienhaus der Hiller.

Die Witwe zog in ein kleines Stübchen in der Vorstadt, Fritz aber kam in die Volksschule und dann zu einem Tischler in die Lehre. Seine Mutter weinte über ihre vernichteten Pläne bittere Thränen.

Fritz tröstete sie aber. Es wäre ganz gut, daß er nicht studiere, denn das koste nur viel Geld, wenn er Tischler werde, könne er dagegen bald etwas verdienen und sie unterstützen. Nach drei Jahren hatte Fritz ausgelernt und er gieng auf die Wanderschaft. Eines Tages erhielt die Mutter einen Brief von ihm aus Berlin, worin er schrieb, daß sein Meister, der ein großes Möbelmagazin habe, ihn als Compagnon annehmen wolle. Dann vergieng einige Zeit, in der Fritz nichts von sich

hören ließ, bis ein Schreiben an die Frau Witwe Hiller ankam, in welchem ihr die Charité-Verwaltung meldete, daß ihr Sohn Unglück gehabt und durch eine Kreissäge drei Finger verloren habe und jetzt krank in der Charité liege. . . .

Bald darauf kam der Frix selber an, blass, schmalbädrig, mit verstümmelter linker Hand, aber kreuzfidel.

„Weißt du, Mütterchen“, lachte er, „Compagnie ist Lumperie, heißt's im Sprichwort. Selber ist der Mann. Tischlern kann ich nicht mehr, aber meine Rechte ist noch gesund; ich habe eine schöne Handschrift und habe erfahren, daß der Stadtrath einen Schreiber sucht. Man hat da sein gewisses Einkommen.“

Er meldete sich und bekam die Stelle, allerdings nur auf Kündigung . . . .

Ein Jahr später starb seine alte Mutter. Frix fühlte sich sehr vereinsamt. Täglich besuchte er der Mutter Grab. In einem schönen Frühlingstage traf er ein junges, schönes Mädchen auf dem Gottesacker, dessen Mutter auch kürzlich gestorben war. Frix und Julie trafen sich hier öfters, wurden einander gut, und eines Tages bat Frix Juliens Vater, der ein kleiner Rentier war, um deren Hand. Der kleine, dicke Mann zog den Schlafrock über den Leib zu, schob die Brille in die Höhe, nahm eine Prise und sagte: „Ich will's mir überlegen.“ . . . .

Das klang hoffnungsvoll und Frix verlebte einen herrlichen Sommer.

Täglich gieng er mit Julie abends spazieren und man betrachtete sie allgemein als Brautleute . . . . Aber — die Politik, die schon einmal in seiner Kindheit eine so große Rolle in seinem Schicksal gespielt, machte ihm wieder einen Strich durch die Rechnung . . . .

In Paris brach die Julirevolution aus, von deren Brand bekanntlich auch Funken nach Deutschland herübersprühten und in einer Anzahl Länder und Städte Aufstände entzündeten ließen.

Als Frix an einem Septembermorgen aufs Rathhaus gieng, fand er die Straßen voller aufgeregter Menschen, welche laute und heftige Reden führten, und am Abend gab es einen furchtbaren Krawall mit Fenstereinwerfen, Schlägereien mit der Polizei und Singen der Marseillaise. An den Ecken wurden Placate mit Beschwerden der Bürgerschaft angeschlagen. „Zu viel Steuern, zu viel unnützes Schreibervolk auf dem Rathhaus!“ hieß es darin.

Der Rath, bestürzt durch den Aufruhr, verhiess Abhilfe. Einige nicht fest angestellte Unterbeamte wurden entlassen, unter ihnen Frix Hiller. Als Frix am Abend seine Braut besuchte, zog Juliens Vater den Schlafrock fester um den Leib, schob die Brille höher, stopfte zwei Prisen Tabak in die Nase und brummte: „Bemühen Sie sich nicht,



Herr Hiller, mit der Brautschaft ist's vorbei, das Mädchel heiratet den Seifensieder Mündel drüben an der Ecke", und er gieng nach der Thür, während seine Tochter im Nebenzimmer schluchzte und weinte.

Fritz schlich traurig nach Hause. Am andern Morgen aber war er wieder ruhig und gefasst . . . .

„Es ist ein wahres Glück“, sagte er zu seiner alten Wirtin, „dass sie mich jetzt vom Rathhaus fortgeschickt haben . . . Wie schlimm wäre es, wenn sie mir den Laufpass gegeben hätten, wenn ich eine Frau hätte.“

Eine Zeit lang nährte er sich nun kümmerlich von Privatschreiberei. Eines Tages aber kam er freudestrahlend nach Hause und verkündete seiner Wirtin, dass er als Corrector in einer Buchdruckerei angestellt sei, in welcher eine neue Zeitung gedruckt wurde. Die Zeitung verdankte ihren Ursprung demselben Ereignis, welches Fritz um seine Stellung gebracht hatte, jener Volksbewegung. Liberale Bürger hatten das Blatt gegründet, das für freie Ideen eintrat. Über zehn Jahre war Fritz Hiller nun schon Corrector. Er hatte nur ein sehr bescheidenes Gehalt, aber für ihn reichte es aus, denn an das Heiraten dachte er nicht mehr. Er war indessen auch zu grauen Haaren gekommen, sein Gesicht aber glänzte noch roth wie ein Weihnachtsapfel, und seine blaugrauen Augen blickten fröhlich in die Welt. Da kam das Jahr 1848! Der „Volksfreund“ — so hieß die Zeitung — nahm einen mächtigen Aufschwung. Fritz Hiller bekam eine Gehaltszulage von fünf Thalern monatlich.

Das hatte er, sagte er zu dem Factor der Druckerei, dem Krawall zu verdanken, der ihn um seinen Schreiberposten und seine Braut gebracht, denn ohne Krawall wäre keine Zeitung entstanden und er nicht Corrector geworden.

Eine gewisse Anhänglichkeit an seine ehemalige Braut besaß er übrigens immer noch. Jeden Sonnabend kaufte er bei ihrem Mann, dem dicken rothblonden Seifensiedermeister sich ein Stückchen Mandelseife . . .

Um die Zeit, es mochte gegen Anfang der Fünfzigerjahre sein, fand Hiller an einem Frühlingstage bei einem Spaziergang längs des Flusses einen ganz jungen Hund, den böse Buben ins Wasser geworfen hatten, um ihn zu ertränken, der sich aber wieder ans Ufer gerettet hatte . . . .

Der Corrector nahm das durchnäßte, zitternde Thier mit nach Hause. Hatte er doch nun an den langen Abenden einen Gesellschafter . . . .

„Aber Herr Corrector“, füstelte der dicke, geizige Seifensieder mit seiner dünnen Stimme, als sich Hiller bei ihm sein Stückchen Seife holte, „wer wird sich denn in den theuren Zeiten noch einen Fresser anschaffen?“

Fritz lachte im ganzen Gesicht.

„Schadet nichts, ich habe ja Zulage bekommen.“

Aber auf die Jahre 1848 und 1849 kam die Reaction und der auferstandene Bundestag. Der „Volksfreund“, der tapfer für die demokratischen Ideen ins Zeug gegangen war, bekam einen Preisproceß nach dem andern und im Sommer 1854 wurde das Blatt verboten, die Druckerei geschlossen, der Verleger verhaftet . . . .

Fritz Hiller war wieder brotlos . . . .

„Hektor, was fangen wir an?“ frug er seinen Begleiter, der indessen zu einem großen, starken Thier herangewachsen war, als er mit ihm an einem schwülen Nachmittag durch Busch und Feld gieng und dabei sein Mittagmahl, ein Stück Schwarzbrot und Blutwurst, das er mit Hektor theilte, aus dem Papier wickelte . . . .

Es war die letzte Nummer des „Volksfreundes“ . . . . Eben wollte er sie wegwerfen, als sein Blick auf einem Inserat haften blieb . . . .

„Wegen Kränklichkeit des Besitzers ist ein Victualien- und Obsthandel bei Anzahlung von fünfzig Thalern sofort zu verkaufen. Näheres bei dem Besitzer: Margarethengasse 10.“

Hillers Augen glänzten.

„Hektor“, sagte er, dem Hund den Rest seines Brotes gebend, „das ist ein Wink des Schicksals!“ Auf dem Wege nach der Margarethengasse dachte er bei sich, welches Glück es für ihn sei, daß der „Volksfreund“ gerade jetzt verboten worden sei, wo der Victualienhandel zu verkaufen war.

Jetzt hatte er doch wieder eine Nahrungsquelle. Denn er konnte das Geschäft bar bezahlen. Er hatte nicht fünfzig, sondern hundertundfünfzig Thaler auf der Sparcasse . . . .

Schon am nächsten Wochenmarkt saß das kleine, grauhaarige, magere Männchen mit dem rothbackigen Gesicht und den freundlich blickenden blauen Augen in seinem gelben Mantel hinter seinen Körben . . .

„Kaufmannsblut verleugnet sich nicht“, sagte er zu seinem Nachbar, „mein Vater hat gehandelt und ich bin zu guterleht auch wieder Kaufmann geworden . . . .“ Jahre waren seitdem vergangen. In der Politik, welche in dem Leben des Kanarienvogels eine so bedeutame Rolle gespielt, hatten sich große Veränderungen zugetragen. Der deutsche Bundestag war verschwunden, das französische Kaiserreich zusammengekracht, der Kanarienvogel aber saß sammt seinem alten Hund noch immer hinter seinen Apfelförben . . . .

Doch war er in der letzten Zeit öfters nachdenklich und warf sorgenvolle Blicke auf seinen treuen Begleiter, den alten Hektor.

„Was habt Ihr denn, Kanarienvogel, seid Ihr krank?“ frug ihn ein Nachbar . . . .

Der Alte schüttelte seinen grauen Kopf. Krank sei er gerade nicht, aber er fange an, alt zu werden. In ein paar Monaten sei sein achtzigster Geburtstag. Er könne jeden Tag sterben und was solle dann aus seinem alten Hunde werden?

Erübrigt habe er nichts. Ja, wenn er noch ein paar hundert Thaler hätte, die würde er einer guten Seele vermachen, die dafür nach seinem Tode für seinen Hund sorgen müsse, denn lange werde es der Hektor auch nicht mehr treiben.

„Spielt in der Lotterie, Kanarienvogel“, lachte der andere, „Ihr habt ja immer Glück gehabt!“

Über das durchfurchte Gesicht des Alten zuckte es freudig. Er verstand den Spott nicht.

„Nachbar, Ihr habt Recht. Ich war immer ein Glückskind. Ich will mein Glück einmal versuchen.“ Noch an demselben Abend kaufte er sich bei einem Collecteur ein Achtel der sächsischen Lotterie. Sein ganzes Barvermögen, fünf Thaler, waren dafür draufgegangen. Das Los steckte er in einen ledernen Beutel, den er um den Hals trug. Die Ziehung begann. Es war die fünfte und letzte. Jeden Abend lief er in den Laden des Collecteurs, um die Ziehungslisten einzusehen . . . Aber vergebens suchte er sein Los unter den gezogenen Nummern. So war der letzte Ziehungstag gekommen . . .

Es war in den späten Nachmittagsstunden eines rauhen Octobertages . . . Kanarienvogel saß mit seinem Hund hinter seinem Obstkrum . . . Der Herbstwind jagte kalt und heulend über den öden Platz. Den alten Mann froh und sein Hund lag zusammengerollt wie ein Igel zu den Füßen seines Herrn.

Da kam leuchtend der Lottocollecteur über den Platz gerannt . . .

„Kanarienvogel . . . Kanarienvogel . . .“, schnaufte er athemlos . . . „Euer Los . . . Euer Los . . . Es hat die achtzigtausend Thaler gewonnen . . .“

Der Kanarienvogel starrte den Collecteur sprachlos an.

„Auf Ehre und Seligkeit . . .“, betheuerte dieser, „wo habt Ihr es?“

Mit zitternden Händen tastete der Alte nach dem Beutelschen auf seiner Brust, aus dem er das Los hervorzog . . .

Dann hob er seine Körbe auf den Wagen, spannte den alten Hund davor und sagte: „Hektor, für dich ist nun gesorgt. Heute machen wir Feierabend.“

\* \* \*

Er hatte Feierabend für immer gemacht. Der alte Kanarienvogel kam nicht wieder auf seinen Platz. In der Nacht überfiel ihn eine

Lungenentzündung . . . Als ihm ein paar Tage später der Collecteur seinen Gewinnantheil, gegen 9000 Thaler, brachte, flog ein wehmüthiges Lächeln über das Gesicht des kranken, alten Mannes . . .

„Nun brauche ich's nicht mehr. Heute Nacht ist mein alter Hektor gestorben.“

Den andern Tag war auch der Kanarienvogel todt. Das Geld erbte der Fiscus.

## Agnes.

Eine wahre Geschichte aus dem Mühlviertel von Louise Seidl-Derschmidt.

### I.

Der Reiterhof liegt weltfern zwischen hügeligem Wald- und Wiesengelände. Weitab davon läuft die Bezirksstraße, nur ein schmaler, von Schulkindern und Kirchenbesuchern ausgetretener Pfad verbindet das Gehöft mit derselben und mit den umliegenden Ortschaften. Die nächste davon ist eine Stunde entfernt.

Ein alter fester Bau, dieser schmucklose Hof.

Das Wohngebäude ist niedrig, aus massigen Granitquadern wie für die Ewigkeit erbaut. Die Mauern sind nicht geweißt, sondern zeigen die grobkörnige glitzernde Granitstructur, nur die Fugen der unregelmäßigen Bausteine sind mit Kalk verstrichen.

Der Thürstock ist nicht ohne Kunst aus etwas feinerem Granit gemeißelt und zeigt zwischen der Jahrzahl seiner Entstehung die Buchstaben J. K. in erhabener Arbeit. Ein hohes Giebeldach, mit Stroh gedeckt, zieht sich wie eine Kapuze über das Gemäuer, welches einige Fenster mit Blumentöpfen aufweist.

Der längstverstorbene Erbauer hielt nicht viel von schönen Wohnräumen, geräumige Borrathskammern waren ihm wünschenswerter, darum übertrafen die an das Wohnhaus angebauten Wirtschaftsgebäude das letztere bedeutend an Umfang. Und die nachfolgenden Besitzer waren mit dieser Einrichtung zufrieden und ließen alles, wie sie es vom Vater und Ahn übernommen hatten.

Ein dichter Spätherbstnebel schwebte über dem Hügellande, man sah kaum zwanzig Schritte weit; darum konnte auch die alte Bäuerin, die mit ihrem Spinnrade an einem der kleinen Fenster saß und spähend ins Grau hinausblickte, lange nichts gewahren.

Sie wartete heute mit besonderer Ungeduld, denn es war ihr Namenstag.

Da pflegte ihr einziger Sohn, der Bauer, ihr Mutterherz durch ein kleines Angebinde zu erfreuen, wozu ihm der „Kathreiner Kirta“ in dem zwei Stunden entfernten Markte Königsau Gelegenheit gab.

Bei dem gewohnten Besuche des „Kirta's“ dachte er halt doch an sein Mutterl. War sie ihm doch alles, besonders seit dem Tode seines Weibes und der bald darauf erfolgten Verheiratung seiner zwei Töchter! Sohn hatte er keinen, das war ein Leid für den Besitzer des großen Anwesens.

Endlich löste sich aus dem Nebelgrau ein unbestimmter Schatten, dessen Umrisse allmählich eine Mannesgestalt erkennen ließen, und als Mutter Kathi mit Bestimmtheit sehen konnte, daß dies der Erwartete sei, war dieser bereits wenige Schritte vor dem Hause angelangt.

Die Alte schob das Spinnrad beiseite, um den Mittagstisch für den Sohn zu decken. Sie und die Diensteute hatten längst gegessen.

„Wird wohl schon verdörret und verstanden sein“ sagte sie zu dem Eintretenden, „wegen was kommst auch nicht ehender? Gewiß bist wieder beim Bräuer geseßen?“

„Greint nicht, Mutter“, entgegnete der Sohn, „ich bin heut gar gut aufg'legt.“

Die Mutter musterte des Sohnes Miene; ja, er sah fröhlich aus.

Er war kein junger Mann mehr, der Reiterhofer, und auch gerade von den Schönsten keiner: Eine untersekte, kräftige Gestalt unter Mittelgröße, ein rundes, glattrasiertes Gesicht mit gutmüthigen Blauaugen, graumeliertem Haar, kurz gesagt, ein Oberösterreich-Bauer, wie der Durchschnitt in jener Gegend.

Aber der Mutter mochte er heute doch besonders wohlgefallen.

„Gut aufg'legt bist?“ fragte sie forschend. „Warum denn?“

„Weil ich mir eine Bäuerin gfunden hab“, antwortete der Bauer lächelnd.

„Thust mich völlig erschrecken, Sepp!“ sagte die Mutter und setzte sich auf die Ofenbank, „wie ist Dir denn das so schnell eingfallen? War doch jetzt niemalsen eine Red' davon. Aber sitz' nieder und thu' essen!“

Sie schob ihm die Schüsseln zu. Beim Essen hatte er nicht Zeit zum Erzählen, er konnte seine Worte sammeln. Die Mutter unterbrach sein Schweigen nicht und wartete. Als er noch immer nichts verlauten ließ, gieng sie, ihm ein Krüglein Most zu holen.

Sie stellte es vor ihn hin und er reichte ihr ein Päcklein.

„Da Mutterl, hab ich Euch was mitgebracht. Viel ist's halt nicht!“

Sie entnahm aus dem Papier ein dunkles Seidenhalstuch.

„Dank Dir schön, mein guter Sepp, thut mich rechtichaffen freuen.

Aber geh, sag mir doch — — —“

„Kommt schon noch, die Neuigkeit! Wißt 's Mutterl, eine so Feine und Schöne hab' ich mir ausgesucht, daß es in neun Pfarren keine mehr gibt.“

„Na, wen denn?“

„Haben thuts wohl nichts!“

„Das wär' das wenigere! Wenns nur ein guts Gemüth hat für Dich, Deine Freundschaft und ein bissel halt für mich auch!“

„Eine Bauerstochter ist's auch nicht. Aber darum scher' ich mich nicht. Wenns mir nur gfallt, um andre Leut frag ich nicht!“

„Wenn Du mir doch einmal sagen möchtest, wer's ist!“

Die Antwort wollte dem Sepp nicht recht heraus. Fast kleinlaut sagte er endlich: „Die Bräuer Agnes halt.“

Die Mutter starrte den Sohn sprachlos an.

„Ja, bist denn Du doch noch gscheit? So ein jungs Dirndl, nicht älter als unser Nani, dein' ältere Tochter! Und eine Kellnerin! Was denkst Dir denn? Ist das ein Stammstand? Jetzt bist Du bald Fufz'gi und sie, wenns viel ist, kann zwanz'g Jahr alt sein.“

„Wird eb alle Tag älter!“

„Hättst Dir um die Rosenberger Marie gschaut, das wär' eine Bäuerin für dich.“

„Die ist mir z' neidig und hat rothe Haar!“

„Bild' Dir nichts ein! Häufig schön gnug wärs für Dich und klug und praktisch zu der Wirtschafft.“

„Ich hab schon g'redt mit der Agnes.“

„So ein Dirndl! Und die Freundschaft! Hab ihre Mutter kennt, als sie jung war, die ist weiter nicht viel wert gewesen. Ein Kind um's andre und überall ein' andern Vater dazu.“

„Für ihr Mutter kann's nichts, 's Madl ist brav.“

## II.

Im Bräuhaus war Bürgertag.

Die gewöhnliche Stammtischgesellschaft hatte durch einen Handlungsreisenden Verstärkung erhalten und war bemüht, die braunäugige Agnes in beständiger Thätigkeit zu erhalten. Alle richteten es so ein, daß stets nur ein Glas leer war, wenn sie zum Einschenken kam; und während sie in die Schenkammer gieng, um dieses zu füllen, leerte wieder ein anderer seinen Rest. So mußte sie immer ab und zu gehen. Sie that dies mit sanftem, gutmüthigem Lächeln und hatte für jedes Augenblinzeln der Gäste eine freundliche Erwiderung. Es gelang das Vorhaben durchaus nicht, die allzeit ruhige Agnes einmal „aus dem Häusel“ zu bringen.

„Ist ein zu guts Dirndl“, sagte einer, „die kann ja gar nicht harb sein.“

„Aber der Schuster Franzl dort drüben und der Woltererhiesl, — die machen dafür umso finstere Gesichter, weil die Agnes heut keine Zeit für sie hat“, neckte ein anderer.

In der That gieng es am Nebentische, wo sich sonst gewöhnlich die Jugend lebhafter unterhielt, als die gesezten „Manner“, ziemlich einsilbig her. Agnes nahm im Vorübergehen die leeren Gläser, als sie aber das des Woltererhiesl erfasste, wehrte dieser ab.

„Mir bringst ein Stamperl!“

Agnes stellte das Krügel auf einen Nebentisch. Als sie mit den vollen Gläsern der anderen Gäste wiederkam und auch dem Hiesel den Brantwein brachte, raunte ihr dieser zu:

„Heut muß ich noch was reden mit Dir. Schau, daß D' bald fertig wirfst am Herrentisch. Soll die Kosi dort einschenken.“

„Das geht nicht! Kommst halt, wenn alle gangen sind. Denken kann ich mir eh, was D' willst.“

Um zehn Uhr verließen sich die Gäste, und Agnes begleitete den Handlungsreisenden in sein Zimmer.

„Nun, schöne Agnes“, meinte dieser, „wie steh' ich heute in der Gnade?“

Er faßte sie um die Mitte.

„Wenn Sie doch nicht gar so eine fade Soß wären! Schauns, Sie sind so ein appetitliches Mädel!“

„Da sind leider lauter Fasttag' bei mir“, sagte Agnes mit unschuldigem Augenaufschlag; und wie sie ihm das hübsche schmale Gesichtchen zuwandte, benützte er den Augenblick und küßte sie schnell und wiederholt.

Mit lautem Gekreische machte sich nun Agnes los und stürmte die Treppe hinab, als ob das wilde Meer hinter ihr drein wäre. Aber es folgte ihr nichts als das laute Lachen des Reisenden.

„Was hast denn wieder?“ fragte die Bräuerin ärgerlich, welche eben die Hausthür sperrte.

„Der Reisende“, stammelte Agnes noch ganz athemlos, „hat mich nicht in Ruh' lassen“.

„Deswegen brauchst ja nicht so zu rennen; thätst Dich ernsthaft benehmen, dann traut sich eh keiner heran.“

Die Bräuerin probierte noch einmal das Thürschloß, schob den Kiegel vor und suchte dann ihre Schlafkammer auf. Agnes aber gieng durch die Küche in die Mägdekammer und hatte dort nicht lang zu warten; es klopfte an das hinten auf den Hof hinausgehende Fenster, der Hiesel war da.

Als Agnes das Fenster öffnete, schwang sich Hiesl vom Stallbuche aufs Fensterbrett. Aber zu den beim Fensterln üblichen Zärtlichkeiten schien er heute nicht aufgelegt zu sein. Er schob Agnes kurz zurück, als sie ihm die Arme schmeichelnd um die Schulter legen wollte.

„Jetzt laß das Gethu“, sagte er barsch, „und red aus, obs wahr ist, daß du den Reiterhofer heiraten willst“.

„Wer hat Dir das gesagt?“ wich Agnes aus.

„Die Spaken pfeifens auf dem Dach, die Buben singen Schnaderhüpfel drauf, und das Gespött, das ich seit Kathrein aushalten muß, ist zum Ausderhautfahren. Jetzt sag, isß wahr?“

Agnes griff nach Hiesls Hand.

„Schau, Schau“ sagte sie, — „meine Mutter ist so viel dafür eingesprengt. Ich käm auf ein' schönen Bauernhof und gern habn kann ich Dich ja darum doch“.

Schaute der Hiesl gar verblüfft drein. Agnes konnte seine Miene beim schwachen Mondschein gut erkennen.

„Ah, da schau her!“ sagte er nach einer Pause, — „eine Solche bist Du? (Das Solche war in der Rede wohl dreimal unterstrichen.)“

„Ja weißt, mit uns zwei“, fuhr Agnes fort, „hätt's ja doch nie was werden können. Einstweilen wenigstens nicht. Ich hab nichts und Du hast nichts — —“

„Und das sagst mir heut? Wer hat mich denn eingefädelt und mir schönthan über die Magen, bis ich der Narr worden bin, der verliebt', der Dich nicht lassen kann und wenn er sich dem Teufel verschreiben sollt? Hast Dus z'erst nicht gwußt, daß ich nix hab.“

Agnes sah mit einem schillernden Blick zu ihm auf.

„Gwußt hab' ich 's wohl, — aber leicht ist mir's gangen wie Dir, wie ich Dich gsehen hab, war mein Denken: Der muß mein sein, und gilt's meine Seligkeit.“

Sie schmiegte ihr blaßes Köpfschen an seine Brust; er that sich Gewalt an, sie nicht an sich zu pressen. Aber er überwand sich. So war sie immer. Wenn er böse werden wollte, nahm sie ihn durch ihre Schmeichelreden und ihre Leidenschaft aufs neue gefangen.

„Also wie soll's werden?“ fragte Hiesl. „Willst's nicht doch lieber mit mir probieren und eine ehrbare Heirat schließen, in Bescheidenheit und Armut zwar, aber in Lieb' und Treu?“

Agnes schüttelte den Kopf.

„Das geht nicht mehr. Der Reiterhofer hat schon mein Wort. Und zum Hungerleiden hab ich keine Anlag. Jetzt hast noch die Wahl: Entweder oder!“

„Das soll heißen: Entweder dich lassen ganz und gar oder zum schlechten Kerl werden. Schamst dich nicht?“



„Ich nehm' ihn jetzt schon, den Reiterhofer. Und wenn Du mich überhaupt einmal ein bißel gern ghabt hast, so wird Dir der Weg hinauf zu mir wohl nicht z' weit werden! Wer weiß — sie flüsterte fast unhörbar — machts der alt' Sepp noch lang! Ich mein, er hat eh kein' gar guten G'sund. Und mein guter Freund kannst ja immer sein und bleiben. Oder willst nicht?“

„Nein, in drei Teufelsnamen! Kein so schlechter Lump mag ich nicht sein. So solls aus sein zwischen uns!“

Ohne Gruß stürzte Hiesl vom Fenster der treulosen Liebsten davon.

### III.

Die Hochzeit der Agnes Peyreder mit dem Josef Kastner (mit Hausnamen Reiterhofer genannt) fand im Februar desselben Winters noch statt und wurde mit dem üblichen Festfrühstücke, welches man im Bräuhaus einnahm, eingeleitet.

Als die Glocken zusammenläuteten, standen trotz der strengen Kälte an allen Hausthüren und vor den Häusern die Zuschauer in Gruppen, welche die schöne Braut und den reichen Bräutigam sehen wollten. Der Spassmacher des Ortes, der „böhmische Wenzel“, hatte sich sogar eine Hanswurstkleidung angethan. Da sein Weib Schneiderin war, kam das scheckige, aus lauter Stoffmustern hergestellte Narrenkleid auf keine hohen Kosten. Der Wenzel feuerte Freudenschüsse in die Luft, jauchzte und schlug einen Purzelbaum vor dem Brautzuge, als derselbe in ehrfamer Ordnung aus dem Bräuhaus in die Kirche zog.

Der Organist hatte eine der beliebtesten Messen ausgesucht, eine „alte, schöne“, mit vielen Läufen, Verzierungen und allem Pomp, dessen die ländliche Chormusik nur fähig war. Er gab seinen Töchtern die bereits wartend auf den Sängerstühlen saßen, die Noten hin.

„Nehmts Euch z'samm, Dirndln“, sagte er, „heut' tragts was“.

Die drei Mädchen aber hatten es gar wichtig und steckten ob des heutigen Ereignisses die Köpfe zusammen.

„So einer“, sagte die Älteste, „so einer kanns freilich g'rathen! Gegen eine Kellnerin kommt man nicht auf“.

„Hab nur kein' Reid, Nani“, versetzte die zweite Schwester, ich hab auch keinen, wengleich der Reiterhofer mir vorigen Fasching schön gnug than hat beim Veteranenball. So gehts einem halt, wenn man nicht gleich ja sagt.“

„Schaut nur, dort sitzt ihre Mutter schon unten“, unterbrach sie die Jüngste, „ganz vorn im Bürgerstuhl sitzt und ein seiden' Kleid hats an. Das Bettelmensch!“

Agnesens Mutter war eine ledige Person von nicht mehr zweideutigem Rufe.

„Warum ist denn die nicht bei der Hochzeitsg'sellschaft?“

„Weißt es denn nicht, da gehört die Brautmutter nicht dazu, das bringt Unglück.“

„Die Hochzeit“, sagte die Älteste wieder, „wird wohl auch so kein Glück bringen, wenigstens für ihn nicht“.

„Und für den Moltererhiesl auch nicht“, entgegnete die Schwester. „Der sitzt heut' beim Fallhuber und hat schon einen Mordsrausch.“

„Jetzt kommens!“

„Aber eins ist wahr, sauber schauts aus, die Agnes. Und scheinheilig stellt sie sich auch genug. Die thut, als wenns nicht fünfe zählen könnt!“

In der rauschenden Introduction, die der Organist mit Hilfe aller lärmenden Register zu Ehren der eintretenden Brautleute anstimmte, gieng das Mädchengeflüster ungeahndet verloren, doch als der Priester zum Staffelngebete von den Altarstufen herunterschritt, hieß es, die Noten bereit halten und richtig „einzusetzen“.

„Dass Ihr mir beim Kyrie nicht umschmeißts!“, warnte der Vater, „ihr Waschen!“

Die Trauung verlief ohne Störung, ebenso das Hochzeitsmahl mit seinen vielen Gängen.

Wohl kam gegen die Abendstunde der Moltererhiesl in einem schwer zu beschreibenden Zustande ins Bräuhaus und schien nicht übel Lust zu haben, im Verein mit einigen Marktburschen Stänkereien anzufangen. Doch sein Rausch hatte das gefährliche, das Rausstadium schon überschritten und gieng in Sentimentalität über. Mit schweren Seufzern über die schlechte Welt und die unaufrichtigen Weibsbilder stierte er, in sich selber hineinbrummend, in sein Weinglas, um endlich, mit dem Kopf auf den vorgelehnten Armen ruhend, sich dem erlösenden Schlafe hinzugeben.

So was sollte man nicht erzählen! heißt's. Und ich sage: So was sollte nicht geschehen! —

## Liebe und Haß.

Einngedichte von Otto Propper.

Pfleg' Milde und Treue  
 Tagtäglich auf's neue,  
 Doch laß' dich nicht werfen;  
 Und schwühlt es, so träum' nicht —  
 Vor allem versäum' nicht,  
 Den Degen zu schärfen!

\* \* \*

Lebst du der Menschheit g'rade recht,  
 Sei frohen Muth's;  
 Doch macht sie ohne Grund dich schlecht —  
 Was thut's?

Ob sie dich noch so grimmig hassen —  
 Blick fest und heiter in die Welt!  
 Nur der, der vor sich selber fällt,  
 Ist ganz verlassen.

Den heißt ihr gut. Den nennt ihr schlecht.  
 Wie ungerecht!

Hier wird verdammt. Dort wird verehrt.  
 Wo liegt der Wert?

Ob man mich liebt, ob man mich haßt —  
 Ich bin gefaßt!

Mancher liebt mich, den ich meide,  
 Mancher haßt mich, den ich achte,  
 Und wenn ich es recht betrachte:  
 Peinlich sind mir alle Beide.

Möchte der, den ich verehere,  
 Mich von ganzer Seele lieben,  
 Und mich der beiseite schieben,  
 Den ich selber gern entbehre.

## Ein Königspaar auf dem Schaffot.

**D**u einer Zeit, da die sociale Entwicklung in Europa manchmal droht, aus reformatorischen Bahnen in revolutionäre überzugehen, ist es recht heilsam, einmal einen Blick auf die französische Revolution zu thun. Ein solcher Blick hat mir freilich die idyllische Ruhe des letztvergangenen Sommers zerrissen, weil ich Thomas Carlyles großes Werk: „Die französische Revolution“, (Otto Hendels „Bibliothek der Gesamtliteratur“) gelesen hatte. Doch die Erschütterung, die diese geniale Darstellung in jedem Menschen verursacht, läßt uns in unseren gesellschaftlichen Bestrebungen besonnener und geduldiger werden, andererseits aber auch die terroristischen Bestrebungen unserer Zeit um so leidenschaftlicher verabscheuen. In dieser Absicht greife ich jetzt aus Carlyles Werk die Schilderung heraus, wie Frankreichs Königspaar Ludwig und Marie Antoinette von den Revolutionären hingerichtet worden ist. Uns geht das umsomehr zu Herzen, als die Königin eine Österreicherin war, die herrliche Maria Antoinette, die Tochter Maria Theresias. Das Erhebende der furchtbaren Tragödie, die wir uns in Erinnerung rufen, liegt darin, daß diese gekrönten Häupter wahrlich wie Könige gestorben sind.

Carlyle erzählt:

Nachdem die Sitzungen Tag und Nacht gewährt, fällt das Urtheil. Tod. Kein Aufschub. Tod innerhalb vierundzwanzig Stunden.

Garat, der Justizminister, muß mit dieser ernstern Botschaft nach dem Temple gehen. Wiederholt ruft er aus: „Quelle commission affreuse, Welch schrecklicher Auftrag!“ Ludwig wird nur mehr „Louis Capet“ genannt. Er bittet um einen Beichtvater, um noch drei Tage Leben zur Vorbereitung auf den Tod. Der Beichtvater wird bewilligt, die drei Tage und jede Frist abgeschlagen.

Ein Beichtvater ist gekommen. Abbé Edgeworth, ein Irländer von Geburt, den der König seinem guten Rufe nach kannte, ist bereitwillig zu dieser heiligen Handlung herbeigekitt. Laß denn die Welt hinter dir, du unglücklicher König; sie, mit ihrer Bosheit, wird ihren Weg gehen, den deinigen, den vermagst nur du zu gehen. Ein Schweres noch bleibt übrig: der Abschied von unsern Lieben. Geliebte Herzen, von derselben grimmen Gefahr umgeben, hier zurücklassen zu müssen! Lassen wir den Leser mit den Augen des Kammerdieners Cléry durch jene Glasthür, vor der auch die Municipalität wacht, blicken, und die grausamste Scene sehen:

„Um halb neun Uhr öffnete sich die Thür des Vorzimmers, die Königin erschien zuerst, ihren Sohn bei der Hand führend, dann Madame Royale und Madame Elisabeth; sie warfen sich alle in die Arme des Königs. Stille herrschte einige Minuten, nur durch Schluchzen unterbrochen. Die Königin machte eine Bewegung, Seine Majestät ins innere Zimmer zu führen, wo Monsieur Edgeworth wartete, ohne daß sie es wußten. ‚Nein,‘ sagte der König, ‚laßt uns ins Speisezimmer gehen, nur dort kann ich Euch sehen‘. Sie giengen hinein, ich schloß die Thür, die von Glas war. Der König setzte sich nieder, die Königin zur Linken, Madame Elisabeth zur Rechten, Madame Royale beinahe gegenüber, der junge Prinz stand zwischen seines Vaters Knien. Sie neigten sich alle zu ihm hin und umarmten ihn oft. Diese schmerzliche Scene dauerte einunddreiviertel Stunden, während welcher wir nichts hören konnten; wir konnten nur sehen, daß immer, wenn der König sprach, das Schluchzen der Prinzessinnen von neuem ausbrach und einige Minuten lang anhielt, und daß dann der König wieder zu sprechen begann. „Und so soll denn unser Beisammensein, unser Abschied zu Ende sein! Die Schmerzen, die wir einander verursachten, die armen Freuden, die wir getreulich theilten, und all unser Lieben und Leiden, unser irrendes Mühen unter der Erden-sonne, sind vorbei. Du geliebte Seele, ich soll nie, nie, durch alle kommende Zeit, Dich wieder sehen!“ — Nie! O Leser, kennst du dies harte Wort?

Beinahe zwei Stunden dauert dieser Schmerz, dann reißen sie sich los. „Versprich, daß Du uns morgen wieder sehen willst.“ Er verspricht es: — „Ach ja, ja, noch einmal; und nun geht, Ihr Geliebten, ruft Gott an für Euch und mich!“ — Es war hart, aber es ist vorüber. Er wird sie nicht sehen morgen. Die Königin warf einen Blick

auf die Cerberus-Municipalen, als sie durchs Vorzimmer gieng, und mit der ganzen Heftigkeit eines Weibes rief sie unter Thränen: Vous êtes tous des scélérats.“

König Ludwig schlief fest bis um fünf Uhr am Morgen, wann Cléry ihn dem Auftrage gemäß weckte. Cléry ordnete ihm das Haar. Während dies geschah, nahm Ludwig einen Ring von seiner Uhr und streifte ihn wiederholt über seinen Finger; es war sein Trauring, den er jetzt der Königin zurücksenden muß als ein stummes Lebenswohl. Um halb sieben nahm er das Sacrament und blieb mit dem Abbé Edgeworth im Gebet und Gespräch. Er will seine Familie nicht wiedersehen; es wäre zu hart zu ertragen.

Um acht Uhr treten die Municipalen ein. Der König gibt ihnen sein Testament, Aufträge und Effecten, die sie anfangs brutal sich weigern entgegenzunehmen. Er gibt ihnen eine Kasse Goldstücke, hundert- und fünf und zwanzig Louisdor; diese sind Malesherbes zurückzustellen, der sie geliehen hatte. Um neun Uhr sagt Santerre: die Stunde ist gekommen. Der König bittet, sich noch für drei Minuten zurückziehen zu dürfen. Nach Verlauf von drei Minuten sagt Santerre wieder: die Stunde ist gekommen. „Mit seinem rechten Fuße auf den Boden stampfend, antwortet Ludwig: Partons, laßt uns gehen.“ — Wie der Wirbel der Trommeln jetzt hereindringt durch die Mauern und Bollwerke des Temple, ins Herz einer königlichen Frau — bald eine Witwe. So ist er denn gegangen, und hat uns nicht wieder gesehen? Eine Königin weint bitterlich, eines Königs Schwester, es weinen eines Königs Kinder. Über all diesen viere schwebt auch der Tod, alle werden elend umkommen außer einer; sie, als Herzogin von Angoulême, wird leben, — nicht glücklich.

Am Thore des Temple waren einige schwache Stimmen zu hören, vielleicht von mittheidsvollen Weibern: „Grace! Grace!“ Überall sonst auf den Straßen herrscht Grabesstille. Kein Unbewaffneter darf hier sein, die Bewaffneten, wenn auch einige Mitleid fühlen sollten, wagen nicht, es irgendwie auszudrücken; jeder ist durch seine Nachbarn eingeschüchtert. Alle Fenster sind geschlossen, niemand wird gesehen an ihnen. Alle Läden sind geschlossen. Kein Wagen rollt diesen Morgen durch die Straßen, außer einem einzigen. Achtzigtausend Bewaffnete stehen in Reihen, wie bewaffnete Statuen, es starrt von Kanonen und Kanonieren mit brennenden Lunten, aber ohne Wort oder Bewegung; es ist alles wie in einer in Schweigen und in Stein verzauberten Stadt: der eine langsam rollende Wagen mit seiner Escorte der einzige Laut. Ludwig liest in seinem Andachtsbuche die Gebete der Sterbenden. Das Klässeln dieses Todtenmarsches in der großen Stille dringt scharf an sein Ohr, aber der Gedanke möchte sich gerne zum Himmel erheben und die Erde vergessen.

Seht den *Place de la Révolution*, einst *Place de Louis Quinze*, seht die Guillotine nahe bei dem alten Piedestal, worauf einst das Standbild jenes Louis sich erhob! Als die Glocke zehn Uhr schlägt, starrt es weit herum von Kanonen und Bewaffneten, hinten drängen sich die Zuschauer, darunter Orleans *Égalité* im Cabriolet. Schnelle Boten, *hoquetons*, eilen alle drei Minuten nach dem Stadthause. Nahebei sitzt der Convent — rachebereit für *Lepelletier*. Achlos für alles liest Ludwig seine Gebete der Sterbenden; erst nach fünf Minuten hat er sie beendigt, dann öffnet sich der Wagen. In welcher Stimmung ist er? Zehn verschiedene Augenzeugen geben zehn verschiedene Berichte darüber. Er ist im Widerstreite aller Stimmungen, jetzt wo er am schwarzen Wahlstrom und Abgrund des Todes angelangt ist: in Schmerz, in Zorn, in Ergebung, kämpfend um Ergebung. „Sorgen Sie für *Monsieur Edgeworth*“, befiehlt er kurzweg dem Lieutenant, der bei ihnen sitzt; dann steigen die beiden aus.

Die Trommeln wirbeln. „*Taisez-vous, Stille!*“ ruft er „mit fürchtbarer Stimme, *d'une voix terrible.*“ Er besteigt das Schaffot, nicht ohne Zaudern; er trägt einen dunkelbraunen Rock, graue Beinkleider, weiße Strümpfe. Er streift den Rock ab, steht da in weißwollenem *Kamisol*. Die Scharfrichter treten heran, um ihn zu binden, er widerseht sich, stößt sie zurück; *Abbé Edgeworth* muß ihn daran erinnern, wie der Erlöser, an den die Menschheit glaubt, sich darein ergab gebunden zu werden. Man bindet ihm die Hände, der Kopf wird entblößt, der verhängnisvolle Augenblick ist da. Er tritt vor an den Rand des Schaffots, „mit sehr rothem Gesicht“, und sagt: „Franzosen ich sterbe unschuldig, ich sage es Euch hier vom Schaffot herab und im Begriff vor Gott zu erscheinen. Ich verzeihe meinen Feinden, ich wünsche, daß Frankreich —“ Ein General zu Pferde, *Santerre* oder ein anderer, sprengt vor, mit erhobener Hand: „*Tambours?*“ Die Trommeln übertäuben die Stimme. „Scharfrichter, thut Eure Pflicht!“ Die Scharfrichter, besorgt selbst gemordet zu werden (denn *Santerre* und seine bewaffneten Reihen werden zuschlagen, wenn sie's nicht thun), ergreifen den unglücklichen Ludwig, sie ihrer sechs, verzweifelt, er allein sich verzweifelt wehrend, und binden ihn an ihr Brett. *Abbé Edgeworth* bückt sich nieder zu ihm, sprechend: „Sohn des heiligen Ludwig, fahre gen Himmel!“ Das Beil klist nieder, eines Königs Leben ist hinweggemäht. Es ist Montag, der 21. Jänner 1793, Ludwig war 38 Jahre, 4 Monate und 28 Tage alt.

Scharfrichter *Samson* zeigt den Kopf. Wilder Ruf „*Vive la République*“ erhebt sich und schwillt an, Mützen steckt man an *Bajonnette*, Hüte werden geschwenkt, Studenten vom *Colleg der vier Nationen* nehmen den Ruf auf, drüben auf den *Quais*, verbreiten ihn über ganz

Paris. Orléans fährt weg in seinem Cabriolet, die Stadträtthe reiben sich die Hände und jagen: „Es ist gethan, es ist gethan“. Man taucht Taschentücher, Pikenspihen in das Blut. Genter Samson, obgleich er es hernach ableugnete, verkauft Locken vom Haar; Tuchflecken von dem braunen Rocke werden noch lange nachher in Ringen getragen. — Und so ist in etwa einer halben Stunde alles abgethan und die Menge hat sich hinwegbegeben. Pastetenbäcker, Kaffeeverkäufer, Milchträger lassen ihre gewöhnlichen alltäglichen Straßentrufe erschallen, die Welt geht ihren Gang, als ob dies nur ein gewöhnlicher Tag.

Und dann die Königin.

Marie Antoinette, die Tochter einer Kaiserin, vergibt sich nichts an ihrer Würde in ihrer äußersten Verlassenheit und dieser Stunde der äußersten Noth. Ihr Blick, so wird gesagt, blieb ruhig, als die gräßliche Anklage verlesen wurde; „man bemerkte, wie sie zuweilen ihre Finger wie beim Clavierspielen bewegte.“

Mit welchem Interesse nimmt man aus jenem trüben Revolutionsbulletin selbst wahr, wie sie sich als eine Königin benimmt. Ihre Antworten sind rasch, deutlich, oft von lakonischer Kürze; eine Entschlossenheit, die voll Verachtung geworden ist ohne aufzuhören, würdevoll zu sein. hüllt sich in ruhige Worte. „Sie bestehen also beim Zeugnen?“ — „Meine Absicht ist nicht Zeugnen: es ist die Wahrheit, was ich gesagt habe, und bei der beharre ich“. Der schändliche Hébert hat über so viele Dinge sein Zeugnis abgelegt, auch über eines, betreffend Marie Antoinette und ihren kleinen Sohn, — womit die menschliche Sprache sich besser nicht weiter befudeln sollte. Einer der Geschworenen erlaubt sich zu bemerken, daß sie darauf nicht geantwortet hat. „Ich habe darauf nicht geantwortet“, ruft sie mit edler Entrüstung aus, „weil sich die Natur sträubt, zu antworten auf eine solche Beschuldigung gegen eine Mutter. Ich berufe mich auf alle hier anwesenden Mütter“. Robespierre brach, als er davon hörte, in etwas beinahe wie einen Fluch aus gegen die brutale Dummheit dieses Hébert, auf dessen elenden Kopf seine elende Lüge zurückgefallen ist. Um vier Uhr am Mittwoch Morgen, nach zwei Tagen und zwei Nächten Verhör, Reden an die Geschworenen und anderen Verdunkelungen ihrer Beratungen kommt als Resultat das Todesurtheil. „Haben Sie etwas zu sagen?“ Die Angeklagte schüttelte den Kopf, ohne zu reden. Die Lichter sind herabgebrannt, und mit der Nacht geht auch die Zeit einem Ende entgegen, und es wird Ewigkeit und voller Tag werden. Dieser Saal eines Tinville ist dunkel, übelbeleuchtet, außer da, wo sie steht. Schweigend entfernt sie sich, um zu sterben.

Zwei Processionen oder königliche Fahrten, dreiundzwanzig Jahre auseinander, haben uns oft seltsam berührt durch ihren Contrast. Die erste Fahrt ist die einer schönen Erzherzogin und Dauphine, die ihrer

Mutter Residenz verläßt im Alter von fünfzehn Jahren, der Erfüllung von Hoffnungen entgegengeht, wie sie damals keine Gvatochter hegen konnte. „Am Morgen“, sagt Weber, ein Augenzeuge, „verließ die Dauphine Wien. Die ganze Stadt drängte sich hinaus, anfangs in stiller Betrübniß. Sie erschien; man sah sie zurückgelehnt im Wagen, ihr Gesicht mit Thränen benetzt, ihre Augen bald mit ihrem Taschentuche, bald mit ihren Händen bedeckend, zu wiederholtemal ihren Kopf hinaussteckend, um noch einmal den Palast ihrer Väter zu sehen, wohin sie nie zurückkehren sollte. Sie nickte dem guten Volke, das sich herandrängte, um ihr Lebewohl zu sagen, ihr Bedauern, ihre Dankbarkeit zu. Dann brach man auf allen Seiten nicht bloß in Thränen, sondern in Geschrei aus. Männer wie Weiber überließen sich dem Ausdruck ihres Schmerzes. Auf allen Straßen von Wien hörte man Töne der Klage. Der letzte Courier, der ihr folgte, verschwand, und die Menge strömte auseinander.“

Das junge kaiserliche Mädchen von fünfzehn Jahren ist jetzt eine frühgealterte entthronte Witwe von achtunddreißig Jahren geworden, grau vor der Zeit. Dies ist die letzte Fahrt:

Wenige Minuten nach dem Ende des Processus riefen die Trommeln in allen Sectionen zu den Waffen. Um Sonnenaufgang war die bewaffnete Macht auf den Beinen, es wurden Kanonen aufgestellt an den Enden der Brücken, auf den Plätzen, Kreuzungen, vom Palais de Justice an bis zum Platz de la Révolution. Um zehn Uhr zogen zahlreiche Patrouillen durch die Straßen, dreißigtausend Mann Infanterie und Cavallerie standen unter Waffen. Um elf Uhr wurde Marie Antoinette herausgebracht. Sie hatte ein Morgenkleid an von piqué blanc: wie eine gewöhnliche Verbrecherin wurde sie zum Richtplatz geführt, gebunden, auf einem Karren, begleitet von einem constitutionellen Priester im Laiengewand. Zahlreiche Abtheilungen Infanterie und Cavallerie escortierten sie. Diese und die doppelte Reihe Truppen den ganzen Weg entlang schien Marie Antoinette mit Gleichgiltigkeit zu betrachten. Auf ihrem Gesichte war weder Niedergeschlagenheit noch Stolz sichtbar. Auf die Rufe „Vive la République“ und „Nieder mit der Tyrannei“, die sie den ganzen Weg begleiteten, schien sie nicht zu achten. Sie sprach wenig mit ihrem Beichtvater. Die tricoloren Fahnen auf den Häusern beschäftigten ihre Aufmerksamkeit in den Straßen du Roule und Saint-Honoré, auch beachtete sie die Inschriften an den Häuserfronten. Als der Platz de la Révolution erreicht war, wandten sich ihre Blicke nach dem Jardin national, ehemals Tuileriengarten; ihr Gesicht ließ in jenem Moment Zeichen lebhafter Erregung erkennen. Sie bestieg das Schaffot mit Muth genug; um ein Viertel nach zwölf Uhr fiel ihr Haupt; der Scharfrichter zeigte es dem Volke unter allgemeinen lange anhaltenden Rufen: „Vive la République!“



## Wie ich mir die katholische Kirche der Zukunft denke.

**D**ur stillen Sommerszeit, wenn man so hinwandelt durch Wald und Flur, Ruhe im Herzen, da denkt man mehr nach über die Welt, als im Winter, da man mitten in ihr lebt. Wenn man sonst ungarut war von ihr oder entrüstet über sie — im Frieden der Einsamkeit macht sie einem bloß Sorge. Wohin mit der Welt? Wo hinaus mit den Aufgaben, die sie sich stellt? Wohin führen die dunklen Wege, die sie einschlägt? Und wohin der heiße, wilde Streit, den sie — mit sich selber führt?

In vielfacher Beziehung ist dieser Streit einer um des Kaisers Bart. Aber er ist auch ein Anlauf zum Besserwerden. Denn laut und ununterbrochen schreit das Gewissen des modernen Menschen: Es kann vieles, vielleicht alles in unserem Leben besser werden, und es muß besser werden.

Manchmal hat's den Anschein, als lebten wir im Zeitalter der Revolution. Doch mich dünkt, wir leben in einem besseren, in dem der Reform. Alles, was Leben hat, entwickelt sich. So muß eine Wesenheit, die nach dem Glauben von Millionen Menschen das stärkste Leben hat, sich entwickeln können bis zu jener Wirklichkeit und Wirksamkeit, die sie haben will und soll.

Die katholische Kirche. Sie ist heute wieder die Unruhe der Geister geworden. Viele lieben sie, viele hassen sie, viele fallen von ihr ab, viele hoffen, daß sie sich reformieren wird. Denn nach ihren mittelalterlichen Grundsätzen ist es undenkbar, daß sie die Geister und Herzen des zwanzigsten Jahrhunderts erobert. Sie will es aber und sie hat — wie sie selbst sagt — für sich kein größeres Gebot als das, den Völkern der Erde das Christenthum zu geben. Das Eisen schmiedet man heute im Feuer, wie im Mittelalter, aber man schmiedet es mit neuen Werkzeugen und in neuen Hütten. So muß es auch die Kirche thun.

Reform der Kirche! Man spricht das Wort, ohne dabei gerade viel zu denken. Wir fragen: Wie soll sie sich reformieren, um dem Gewissen unserer Zeit zu entsprechen und doch die alte katholische Kirche zu bleiben?

So saß ich eines Tages auf der Waldbank und schrieb Gedanken hin. Gedanken, die vor mir tausendmal und viel besser werden gedacht worden sein. Das macht nichts, ich dachte sie doch aus dem Innern

heraus, folgte nur meinen persönlichen Wünschen und sah die reformierte christkatholische Kirche also vor mir stehen:

**Kirchliches.** Jede einzelne Gemeinde wählt sich den Pfarrer. Er wird vom Bischof bestätigt. Der Diözesanclerus wählt den Bischof. Er wird vom Papste bestätigt. Die Bischöfe aller katholischen Länder wählen den Papst, der im Sinne des Oberhirtenamtes vom Evangelium bestätigt ist und der sich selber seine Beiräthe wählt. Der Papst ist das Oberhaupt, in allen kirchlichen Dingen die letzte unantastbare Instanz. Diese Verfassung ist der äußeren Einheit wegen nöthig. Als Menschen und Christen ist zwischen Priester und Laien kein Unterschied.

Die Priesterweihe, nicht vor dem dreißigsten Jahre des Wehlings vom Bischof erteilt, ist im Principe unauslöschlich, kann aber im Falle antikatholischer Gesinnung des Geweihten weltlich gelöst werden. Die Priesterehe ist gestattet, freiwilliger Verzicht aber eine Tugend. Die Priester sind im Privatleben Bürger des Staates, in dem sie wohnen, und haben auch ihr Recht auf Politik. In ihrem kirchlichen Amte aber ist jede Politik ausgeschlossen. Die Kirche ist eine Stütze des Staates und genießt den Schutz des Staates. Im übrigen sind sie voneinander unabhängig.

Alle materiellen Bedürfnisse der Kirche hat das katholische Volk zu bestreiten. Jeder Katholik hat je nach Stand und Einkommen jährlich seinen Beitrag zu leisten. Die Priester beziehen ihr entsprechendes Gehalt. Für religiöse Handlungen, als Taufen, Trauungen, Begräbnisse u. s. w. darf kein Geld genommen werden. Für den Katholiken bleibt es Sitte, nach geschlossener lösbare Civilehe sich auch kirchlich trauen zu lassen, wodurch die Ehe unlösbar wird.

Pfarrkirche und Friedhof sind Eigenthum der Kirchengemeinde. Alle Katholiken, auch Selbstmörder, haben — wenn es gewünscht wird — mit dem kirchlichen Segen bestattet zu werden.

Freiwillige Orden und Klöster sind gestattet, wenn dieselben rein religiösen Zwecken dienen. Für dieselben können Geschenke und Stiftungen gemacht werden. Doch ist das Klostervermögen, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, in die Hand des Staates zu legen für gemeinnützige Zwecke, die vom Orden vorgeschlagen und vom Staate ausgeführt werden. Das gilt auch für ein allenfalls überschüssiges Vermögen der Bisthümer. In solchen Fällen verringert sich besonders die kirchliche Jahressteuer der Laien. Widmen Orden und Klöster sich gemeinnützigen Zwecken in Schule, Krankenpflege u. s. w., so läßt ihnen der Staat ein entsprechendes größeres Vermögen zu.

Der Gottesdienst wird in der ganzen katholischen Welt möglichst einheitlich, doch je nur in der Landessprache abgehalten. Künstlerische Ausstattung der Kirchen ist nicht bloß gestattet, sondern auch erwünscht.

Der Gottesdienst soll mit tiefer Feierlichkeit begangen werden, doch soll das Gepränge niemals weltlichen Charakter annehmen. Die kirchlichen Ceremonien beim Gottesdienst bleiben beibehalten, insoferne sie symbolisch einen christlichen Gedanken ausdrücken oder eine gemüthserhebende Stimmung erzeugen.

Religiöses: Grund der Christkatholischen Kirche ist das Evangelium. Es ist der Leitfaden für Geistlichkeit und Cultus und steht jedem katholischen Christen in seiner Muttersprache ganz und unverkürzt frei.

Das neugeborene Kind wird auf Wunsch der Eltern durch die Taufe in die katholische Kirche aufgenommen. Dieser Bund wird, wenn der Mensch zur Vernunft kommt, bei der Firmung erneuert. — Das Messopfer mit dem Altarsacrament wird begangen zum Gedächtnisse des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Das Geheimniß vom eingeborenem Sohn Gottes darf nicht durch scholastische Auslegung profaniert werden. Bei der Communion bewirkt der Glaube an die Gegenwart Gottes und der innige Wunsch nach Vereinigung mit Gott das Wunder der Vereinigung. — Bei der Ohrenbeichte kann der Beichtvater anstatt Gottes die Sünden vergeben, wenn Bekenntniß, Reue und Vorsatz des Sünders vollkommen sind. Der Beichtvater vermeidet jede unpassende Frage, stellt nur solche Fragen, die ihm zur sittlichen Einflußnahme pädagogisch absolut nothwendig scheinen. Rückhältige und zweideutige Fragen und Bekenntnisse, auch wenn sie wohlgemeint wären, sind in der Beichte gänzlich ausgeschlossen. Die Sündenvergebung kann nur von einem ganz freiwilligen, offenen Bekenntnisse und von einer durchaus aufrichtigen Reue abhängig sein. — Zur Beichte wird niemand gezwungen, doch kann jeder erwachsene Katholik beichten und communicieren, so oft es sein Herz verlangt. Außerdem wird alljährlich einmal in feierlicher Weise von der Gemeinde ein allgemeines öffentliches Sündenbekenntniß abgelegt.

Leitfaden einer Christkatholischen Predigt ist stets das Evangelium; der Prediger wendet es an auf die Zeitumstände und auf die besonderen Anliegen der Gemeinde, mit dem Zweck, die Zuhörer geistig zu stärken, sittlich zu erheben, in der Liebe zu Gott und Menschen zu erwärmen. Jede Polemik gegen Personen, Kirchen oder Körperschaften, sowie auch gegen die wissenschaftliche Forschung ist ausgeschlossen. — Außer der Predigt gibt es die Christenlehre, bestimmt zum gegenseitigen vertraulichen Aussprechen zwischen Priester und Laien in religiösen Dingen, besonders über die den Laien etwa dunklen Sätze der heiligen Schrift. — Der Religionsunterricht in den Schulen behandelt die Geschichte des Christenthums, die Einrichtung der Kirche mit möglichster Vermeidung dogmatischer Erörterungen, die bei den stehen bleibenden Dogmen von der Erbsünde, der unbefleckten Empfängniß, der Dreifaltigkeit u. s. w.

Sache des Theologen sind. Diese Gegenstände eignen sich nicht für volksthümliche Betrachtungen.

Hauptsache des Religionsunterrichtes ist und bleibt Erweckung des Vertrauens zu Gott und Erziehung des Schülers auf Grund der Lehre Jesu zur Sittlichkeit.

Die sogenannten guten Werke sind nicht als solche verdienstlich, sondern nur, insoferne sie den Ausübenden sittlich fördern oder dem Nächsten zum Wohle gereichen. Gute Werke können aus Liebe zu anderen geübt werden und sind als Bethätigung der Liebe Gott wohlgefällig. Doch eigentlich übertragbar auf andere sind die menschlichen Verdienste nicht. Auch können die guten Werke als solche, wie Beten, Fasten, Almosengeben nur in Sonderfällen als Buße gelten. Buße heißt Besserung. Jeder Ablass hängt von der sittlichen Besserung ab. Auf andere Weise ist er nicht zu erlangen. — Fegefeuer und Hölle sind Drangsale körperlicher oder geistiger Natur, von Gott angeordnet, um die Menschenseelen zu prüfen, sie von dem Vergänglichen loszulösen und zum Ewigen zu führen.

Das Gebet ist die Erhebung des Geistes zu Gott. Es kann gebetet werden im Gemüthe, in Gedanken, Worten und Gesängen, für sich allein und gemeinsam. Es kann in vorbereiteten Formeln gebetet werden, wenn der Betende dabei Befriedigung findet. Unhaltendes Lippengebet, geeignet, die Andacht einzuschläfern und die heiligen Worte zu profanieren, gilt als unchristlich. Gebetworte ohne Innigkeit haben keinen Wert.

Die Heiligen werden als sittliche Vorbilder verehrt; zu ihnen beten heißt, in Gesinnung ihnen nachzustreben auf dem Wege Christi. In diesem Sinne können ihre Bilder hochgehalten, ihre Gedächtnistage begangen werden. — Die Verehrung Mariens, der Mutter des Heilands, steht obenan. Ihr zu Ehren können Kirchen gebaut, Feste gefeiert, Processionen und Wallfahrten unternommen werden, aber immer nur in der Meinung, daß alle Verehrung der Mutter in letzter Linie dem Heiland selbst gegeben wird. Alle Vergöttlichung der Heiligen, aller Heiligen-Cultus, soweit er von der Anbetung Gottes ablenkt, ist unzulässig. — —

Das wäre so in allgemeinen Zügen das Ideal christkatholischer Herzen. Es wird nun Leute geben, die sagen: Aber das ist zu wenig der Reform. Die denkenden Katholiken haben vieles überhaupt nie anders verstanden. Der Cleriker aber wird ausrufen: Mein Lieber, das ist weit gefehlt! Und er wird, wenn er unser Programm überhaupt beachtet, eine schwere Menge von Einwendungen machen und in diesen Vorschlägen grobe Sacrilegien und Ketzereien finden. Sacrilegien und Ketzereien habe ich nun ganz gewiß nicht begehen wollen; man müßte

es meinen Träumen wohl anmerken, daß sie dem treuen Wunsche nach kirchlicher Reform entspringen, einer pietätvollen Reform, die auch eine Aussöhnung mit anderen christlichen Kirchen bedeutet. Wenn wir nach hundert Jahren wieder aufstehen und fragen könnten, wie es mit der katholischen Kirche steht — ich glaube, wir würden in ihr viele der hier vorgeschlagenen Punkte verwirklicht finden.

Doch schon heute — die Esse loht, das Eisen glüht. Es ist Zeit zum Schmieden!  
Peter Rosegger.

## Sommerfrische und Landaufenthalt.

Von Raymund Mayr.

**S**ie waren soeben vom Lande zurückgekehrt und saßen in ihrem behaglichen Speisezimmer beim Abendbrot.

„Weißt du, Rudolf“, begann sie, „in der Stadt ist es doch am besten, man hat seine Bequemlichkeit, seine Freunde, seine Unterhaltung, während es auf dem Lande höchst langweilig ist — das ewige Einerlei von Spazierengehen und Essen.“

„Du bist undankbar, Emma! Du würdest die Behaglichkeit unseres Heims und die Freuden der Stadt nicht so angenehm empfinden, wenn Du sie nicht einige Zeit entbehrt hättest. Du darfst auch nicht vergessen, daß Dir der Sommer die Freunde entführt und die Stadt verödet. Und Du drängtest ja selbst aufs Land.“

„Es gibt aber auch Sommerfrischen mit Gesellschaft und Unterhaltung; Du hast die allerlangweiligste ausgesucht, der jeder Comfort fehlte, die nicht einmal Eisenbahnstation ist!“

„Das habe ich allerdings gethan und mit Vorsatz. Mir war es nicht um eine Sommerfrische, sondern um einen Landaufenthalt zu thun.“

„Das ist doch dasselbe“, warf Emma ein.

„Nicht so ganz. Unter Sommerfrische verstehe ich ein Stück Stadt- leben auf dem Lande, das Verquicken von städtischen Genüssen mit den ländlichen, etwas Modernes mit seinen Ansprüchen und Brutalitäten; unter Landaufenthalt hingegen die Sehnsucht nach Ruhe, die Freude an der Schönheit, das Sichversenken in die Natur.“

„Das ist schön gesagt, mein Freund, aber etwas weniger Natur und mehr Bequemlichkeit wäre mir lieber gewesen.“

„Du bist doch sonst nicht so sehr aufs Bequeme erpicht. — Und haben wir unsern Landaufenthalt nicht voll und ganz genossen? Auch Du, Emma — Du kannst es nicht leugnen! . . . Laß mich sprechen.“

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und kreuzte die Hände in den Schoß.

„Wir haben einsam im Walde gewohnt, in einem schmucken Häuschen, romantisch, wie Du es liebst, den dunklen Wald um uns mit seiner kleinen Wiese. Das hat Dir ja so gefallen. Morgens, wenn wir vor dem Hause das Frühstück einnahmen, wie jubelte alles um uns in thaufrischer, sonnenheller Pracht, wie jubelte mein Herz! Du selbst warst eine lieblich blühende Rose.“

„Nun schmeichelst Du gar, und ich werde wohl deinen Landaufenthalt anerkennen müssen.“

„So begann der Tag. Gibt es einen schöneren Morgenkaffee? Einen bessern vielleicht. — Mit einem Buche gingen wir dann in den Wald, Du im einfachen Morgenkleide, einer Nymphe des Waldes gleichend. Wie froh warst Du immer, nicht Toilette machen zu müssen, und ich darüber nicht minder. Ist dies nicht wahr?“

Sie nickte.

„Auch der Wald hatte keine Toilette, keine Promenadewege, keine Plätze mit Bänken, Tischen und galanten Widmungen und keine gepuzten Menschen in seinem stillen Revier. Wir saßen auf weichem Moos, ich las Dir aus Stifters Studien vor, und dann träumten wir so hin und lauschten auf das Weben um uns her — bis die Sonne hoch in den Wald schien, und vom Dorfe herauf die Mittagsglocke uns zu Tische rief. Da saßen wir wieder allein auf der Veranda, allein, Emma!“

„Aber, lieber Rudolf, wir sind doch nicht auf der Hochzeitsreise.“

„Ich meine, wir waren ohne lästige Gesellschaft, von der man auf dem Lande so oft zu leiden hat; man kann sich da nicht so abschließen wie in der Stadt.“

„Siehst Du, Rudolf, das Gebot der Nächstenliebe macht sich auf dem Lande stärker geltend, und man soll sich ihm nicht entziehen. Und ist es nicht angenehmer, gebildete Menschen um sich zu haben?“

„Das möchte ich bestreiten, weil ein solcher Verkehr gewisse Rücksichten fordert, Zwang auferlegt und daher meine Ruhe stört. Auf dem Lande habe ich lieber keinen Nächsten, damit ich ihn nicht zu lieben brauche, denn auch die Nächstenliebe ist von aufregender Art. Wie gemüthlich war unser Essen, bei dem uns die Wirtin selbst mit rührender, ungetheilter Aufmerksamkeit bediente — die gute Frau lebe hoch! — Wie anheimelnd war es ohne Speisefarte! Und wie unterhaltend war es auch: vor uns lag der große Wirtschaftshof mit seinem bunten, fröhlichen Leben. Da war alles Hausgethier in Eintracht versammelt, eine harmlose — Gesellschaft, die keine Medisance treibt und kein nervenreizendes Parfum um sich verbreitet, von Heu und Stall duftete es gesund und kräftig. Mit innigem Vergnügen sahen wir auf das Treiben

hinunter; du warfst den Hühnern Brotkrumen zu und freustest Dich über das Getümmel um dieselben: es kam der Hahn gravitatisch geschritten und rief seine Hühner, die Enten watschelten in Eile herbei, furchtsam flogen die Tauben umher, um ein Krümchen zu erhaschen. Weiterhin sprangen Käzchen anmuthig über'n Hof, das lebhafteste Treiben scheuend und einen erhöhten Standort suchend; vom Felde kamen die Pferde heim, müd mit hängenden Köpfen, und der Hund sprang freudig bellend an ihnen empor, die Schwalben flogen hin und wieder, zu ihren Nestern in den Stall und hierauf in die Veranda — weißt Du, die kleine, herzige Brut im Nestchen?"

Emma war nachdenklich geworden; sie hatte als Thierfreundin sich immer an diesen Scenen im Hofe ergötzt, Rudolfs Schilderung rief dieselben nun wieder in ihrer Erinnerung wach, und sie freute sich wieder kürlich daran. Rudolf fuhr fort:

„So war jeder Tag eine Kette von behaglichen Stimmungen für uns, in denen wir schwelgen konnten, so recht curmäßig zur Beruhigung unserer Nerven. Und wollten wir Abwechslung, so machten wir eine Fußwanderung in ein nächstes Thal, oder in einen ferneren Ort, oder wir erwarteten in unserm Dorfe die Post.“

Emma lachte hell auf: „Das nennst Du Abwechslung? Die Postkutsche, die langsamen Schrittes in den Hof fuhr, daß ihr kaum die Hühner auswichen, und aus der eine Bäuerin stieg, um gemächlich ihren Kaffee zu trinken und dann im selben Tempo weiterzufahren?“

„So sprichst du jetzt; als wir noch in unserer ländlichen Ruhe eingesponnen waren, brachte die Postkutsche — auch für Dich — Leben und Abwechslung in dieselbe, sie brachte Briefe, hie und da einen lieben Gast — das war doch genug für unsere idyllisch gestimmten Gemüther. Ein Eisenbahnzug hätte uns in Aufregung versetzt, wie ein Windhauch die ruhigen Wellen kräuselt, der Sturm sie im Tiefsten aufwühlt. Und welche Abwechslung und Aufregung hätte ein niedergehender Luftballon hervorgerufen! Denke nur.“

Sie sah ihn groß an.

„Das stete Einerlei, die tiefe Ruhe — wir waren glücklicherweise auch von Automobilen verschont — hat uns Leib und Geist gekräftigt und für die Abwechslungen der Stadt gestärkt. Meinst Du nicht, Emma! . . . Und doch, wenn wir des Abends durch die Felder giengen, und sein stiller Frieden uns umwehte, alle Laute mit mildem Zauber uns umdämmerten, vom Klang der Glocken bis zum Bellen der Hunde, bis zum Zirpen der Grillen, und wenn die heilige Nacht heraufzog mit ihrem Sternenheer und ihren duftigen Schleiern, und wir wandelten heim in unser einsames Waldhaus durch den schweigenden Wald — da fühlten wir wie auf leichten Flügeln uns emporgetragen in das Reich

der Schönheit und seligen Friedens. Und in unserem Waldhaus war's uns, als sei alle Menschenwelt mit ihrem Hasten und Eilen, mit ihrer Lüge und ihrem Haß uns ewig fern und als brauchten wir nimmer zu ihr zurückzukehren. So webten goldene Träume in unserem Zimmer, und draußen rauschte der Wald . . . Ich glaube, Emma, Du empfindest keine Leere, kein Bedürfnis nach der Gesellschaft der Sommerfrische."

Sie sah leuchtenden Auges zu ihm auf und nickte ihm leise zu: „Du hast Recht, lieber Mann! Und nächstes Jahr gehen wir wieder in unser Waldhäuschen auf Landaufenthalt.“

### Das verspätete Tadeln.

Von Rudolf Preßler.<sup>1)</sup>

Herr Ritter Volko von Strippenstein  
Trank Abends gern seinen Gumpen Wein.  
Und saß er beim fröhlichen Kruggeficht,  
Dann war ihm ein kräftiger Wit schon recht.  
Und wenn ein Knappe ein Scherzwort fand,  
Das Ritter Volko mühlos verstand,  
Dann brachte der wadere Zechgenoss  
Durch Brillen zum Wackeln sein Ahnenschloß.  
Er brüllte, bis unten beim Schwanenwirt  
Die Buzenscheiben fein mitgellirrt.  
Der Schwanenwirt nickte — er kannte den Ton —  
Und sprach zu dem Buben: Nu lauf', mein Sohn,  
Und schaff' ein Fäßlein vom heurigen Wein  
Ins Schloß zum Ritter von Strippenstein;  
Da zehen sie durch, ich weiß es, die Nacht,  
Denn dort hat wer einen Wit gemacht.

Doch war ihm ein Wit zu hoch und zu schwer,  
Dann grübelt Herr Volko wohl hin und her,  
Stand zornig auf und nahm sein Licht,  
Gieng zu Bett und grüßt' keinen Menschen nicht.  
Und wenn er dann tief in den dämmernden Tag  
Schwer schnaufend neben der Burgfrau lag,  
Da plötzlich, wie mit Blitzeschein,  
Fiel ihm der Sinn der Pointe ein.  
Dann saß er im Bett auf und brüllte hinaus,  
Dass die Thüren krachten im ganzen Haus,  
Die Hund' in den Hütten, die Hengste im Stall,  
Die Knecht' in den Stuben erwachten all'.  
Dann sprach wohl der Kunz zu dem Melchior  
Schlaftrunken: „Zum Fenster, mir kam's so vor,  
Als ob Ritter Volko in seinem Bett  
Just eben die Pointe begriffen hätt'!“

Und als Ritter Volko nach Menschenart  
Gestorben, da hat man ihn aufgebahrt.  
Kunz aber und Melchior hielten zur Nacht  
Bei Ritter Volko die Todtenwacht.  
Und dass sie kein Schlaf überfällt und quält,  
Hat Melchior dem Kunz einen Wit erzählt,  
Ganz leise — nur einen; doch der war arg.  
Ritter Volko lag still und steif im Sarg . . .

<sup>1)</sup> Aus dessen wunderlicher Gedichtsammlung „Aus dem Lande der Liebe.“ Baden. Dr. Cysler & Co.



Es kamen sechs Knappen am Morgen darauf,  
 Sechs Knappen, die hoben die Bahre auf;  
 Sechs Knappen, die trugen ins Land hinein  
 Den Ritter Volko von Strippenstein.  
 Und zwischen dem Kunz und dem Schwanenwirt  
 Dieng emsig betend der Seelenhirt,  
 Dieweil Herr Volko offenbar  
 Ein Christ blieb, wenn er nüchtern war.

Sechs Knappen traten dem Sarg zur Seit',  
 Die Todtengräber standen bereit.  
 Der Schwanenwirt weinte; ihm war nicht wohl  
 Vor Trauer und Jammer und Alkohol.  
 Vom Schloß her das Glöckchen leutete drein —  
 Da regt sich Herr Volko von Strippenstein.  
 Er setzt sich auf und er lacht und brüllt,  
 Dafs alle ein höllisches Grausen erfüllt.  
 Die Hund' in den Hütten, die Hengste im Stall,  
 Die rissen an ihren Ketten all'.  
 Es haben die Kiefern dem Pfarr' und Wirt  
 Und allen sechs Knappen vor Angst geklirrt.  
 Nur der Kunz und der Melchior sahen sich an,  
 Sie wußten genau: wie, wo und wann.  
 Von jenem argen Witz, den zur Nacht  
 Dem Kunz der Melchior beigebracht,  
 Fiel dem todten Volko von Strippenstein  
 Zwölf Stunden später die Pointe ein.

## Hans Sachs II.

Von Josef Widner.

**W**enn ich als Redner des „Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines“ in alle Theile des Landes hinauspilgere, um die Ziele und Zwecke des Vereines klarzulegen, um dem Vereine Freunde zu werben, um die Lust an veredelnder Unterhaltung und bildender Lectüre zu wecken und so in die Wagschale des ach! so realen Lebens ein Quentchen Idealismus zu werfen, so hat, obschon ich als Vertreter eines großen Vereines eigentlich keine Privatgeschäfte betreiben sollte, der Poet in mir doch allweil seine Nebenabsichten.

Ich habe meine Freude daran, dafs es mir, den sein Lehrberuf ja an die Stadt fesselt, doch manchmal gegönnt ist, mit dem Volke Fühlung zu nehmen, seine ursprüngliche Art zu schauen, meiner Feder Stoffe aus dem vollen Menschenleben zuzuführen, und so bringt der Volkschriftsteller in mir von seinen Reisen des öfteren einen Gewinn heim, den er in seiner Selbstsucht nicht an die Vereinsleitung abgeliefert.

Denn da oben im Quellgebiete der Thaya, des Kamp und der Krems, da drüben in den Schluchten des Wienerwaldes oder an den Abhängen des Schneeberges, Ötchers und Dürrensteines, da gibt es

noch — je weiter von der Bahn, desto häufiger — Originale an Leib und Seele, deren Züge der Zeichner, deren geistige Eigenart der Schriftsteller mit Vergnügen festhält.

So habe ich denn neulich, da ich das Netz auswarf, einen Fang gethan, über den zu reden sich's immerhin lobnen mag: ich habe Hans Sachs II. entdeckt . . . von Hans Sachs I. freilich in ganz bedeutendem Abstände . . . immerhin aber einen poetisch veranlagten Schuster, und den will ich nun in all seiner rührenden Eigenart dem Leser vorstellen.

Es war in Weitra, einer kleinen Stadt des niederösterreichischen Waldviertels, nicht weit von Groß-Schönau, wo Robert Hamerling seine Knabenjahre vor dem Eintritte in die Klosterschule des Stiftes Zwettl verlebte.

Wir waren unser drei im Auftrage der Hauptleitung des „Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines“ ausgezogen, um in Weitra einen Zweigverein ins Leben zu rufen, und die von allen Ständen, auch von der hochwürdigen Geistlichkeit besuchte Versammlung ließ uns durch den lebhaftesten Beifall, den sie unseren Ausführungen zollte, hoffen, daß der ausgestreute Same auf fruchtbares Erdreich gefallen sei.

Ich sprach über die Absichten des Vereines, der fern vom Streite der Parteien eine über den Rahmen der Volksschule hinausgehende sachliche Weiterbildung des Volkes erstrebt und u. a. hauptsächlich durch Gründung von Volksbüchereien und Veranstaltung von Vorträgen wirken will; Freund Schneid, der seit Jahren in der selbstlosesten und aufopferndsten Weise für den Verein wirkt, erläuterte die Grundsätze, nach denen wir die Büchereien einrichten, und betonte die sociale Bedeutung der vom Vereine ins Leben gerufenen Koch- und Haushaltungsschulen; Freund Holzappel führte, gleichsam eine Probe eines anregenden, volkstümlichen Vortrages bietend, die aufmerksame Zuhörerschaft, indem er den farbenprächtigen Lichtbildern unseres Skioptikons erklärende Worte gesellte, längs der Nordküste Europas und Asiens durch Eis und Schnee und mitten durch gefräßige Eisbären in die Behringstraße und an Japan und China vorbei in größter Eile durch den Indischen Ocean, das Rothe Meer und den Canal von Suez wieder in heimatische Gewässer; der Gesang- und Orchesterverein von Weitra bereitete zur Abwechslung einen erwünschten Ohrenschaus und verwandelte so allmählich den Volksbildungs- in einen Volksunterhaltungsabend, der bei gehobener Stimmung zu unserer größten Freude hier und da ein Talent mitten aus dem Volke zum Vorschein brachte, das für gewöhnlich unter dem wuchernden Unkraute des alltäglichen Lebens verborgen lag.

Da erwies sich einer als geschickter Vorleser mundartlicher Dichtungen, ein anderer trat als Schnellzeichner oder gar als Zauberer auf, wieder einer gab ein gefühlvolles oder ein schurriges Liedlein zum

besten, und wenn auch die Wahl der Vortragsstoffe nicht immer vom feinsten Takte zeigte und die Form des Gebotenen manches zu wünschen übrig ließ, so war es doch bei einem ersten Versuche klug, die Augen ein wenig zuzudrücken in der Überzeugung, daß sich etwelche Ecken und Kanten wohl allmählich abschleifen dürften.

Ein mit dem ersten Flaume nicht gar verschwenderisch ausgestatteter grüner Jüngling jedoch, vielleicht ein Schreiber oder ein Raseur-gehilfe, der sich durch seine Aufdringlichkeit allfort bemerkbar machte und als Komiker und Veranstalter von nicht gar feinen Ulken stets die erste Geige spielte, erregte mein Mißfallen umsomehr, als er sich einem armen Handwerker gegenüber, der all den Vorträgen und Besprechungen mit auffallender Theilnahme gefolgt war, eine Taktlosigkeit zuschulden kommen ließ, die nur zu deutlich offenbarte, daß er als ein durchaus oberflächlicher Mensch keiner tieferen Gemüthsregung fähig sei.

Wie nämlich etwa der Ausrufer einer Thierbude, um die Neugierde zu wecken und den Geldbeutel zu öffnen, als Marktschreier ein Vieh herausgreift und von demselben die seltsamsten Dinge zu berichten weiß, so brachte der flaumbärtige Jüngling mit der Haltung und dem Bewußtsein unendlicher Überlegenheit ein älteres, offenbar kindlich harmloses Männchen auf die Bühne und trieb mit ihm sein Gespött.

„Meine Herrschaften“, schrie er und wies auf das halb verlegen, halb schalkhaft lächelnde und knickende Mämlein, „hiemit habe ich die Ehre, Ihnen vorzuführen ein Wunderwesen ersten Ranges, den Stolz unserer Gemeinde, die Zierde des Waldviertels, Hans Sachs II., der als Schuster wie als Dichter gleich Vortreffliches leistet und Ihnen sofort Proben seiner Kunstfertigkeit ablegen wird. Hat jemand vielleicht zerrissene Schuh? Hans Sachs flickt sie im Nu. Hat jemand vielleicht eine kranke Kuh? Hans Sachs weiß ein Trostlied dazu. Sie sehen, daß ich in der Nähe dieses genialen Mannes selbst zum Dichter werde, da eine geheimnißvolle Kraft von ihm ausströmt. Jetzt aber mach dein Compliment, Hans Sachs, und zeige, was du kannst!“

Während so der junge Gerngroß sich, ohne es zu ahnen, vor jedem edlen und zartfühlenden Menschen — klein machte, raunte mir ein Nachbar zu, Hans Sachs der II. sei ein Flickschuster und zugleich ein leidenschaftlicher Reimschmied, und es sei kaum zu sagen, welcher von diesen zwei Künsten er — weniger mächtig sei. Jedenfalls sei ihm seine Schrulle, die nichts eintrage, in der Ausübung seines Gewerbes hinderlich, da er sich des öfteren mitten in der Arbeit vergesse und, anstatt die Brandsohle zu klopfen, ein Gedicht daraufschreibe, das die schlechte Arbeit nicht besser mache und seine wenigen Kunden auch noch verschauke. Im übrigen sei er ein harmloser Narr . . . Punktum und Streusand drauf.

Nun, da die Welt nach Better Morre und anderen Philosophen ja nur ein großes Narrenhaus ist, so hielt ich es als einer dieser Narren nicht unter meiner Würde, dem „narrischen“ Schuster als einem unserer so zahlreichen Brüder noch weiter meine Aufmerksamkeit zu schenken, der sich nach einer wiederholten, etwas linkschen Verbeugung nicht ohne Humor mit folgenden Worten vorstellte:

„Ich bin Seiner Nachderlängst Engelbert Freiherr von Willerstorfer, Besitzer vom ledernen Denkfennig, Inhaber und Director der I. Herren- und Damen-Schuhwaren-Reparaturanstalt zum Hans Sachs II. in Weitra und Doctor der I. Heilanstalt für schwer- und leichtverwundete Stiefel und Schuh' und Dichter dazu, Besitzer von vier Schlössern, davon sind zwei Ruinen und zwei gut, gehört eins zur Bodenthür und eins zur Stubenthür.

Hans Sachs II. nennt man mich,  
Weil ich gern poetisiere;  
Als Willerstorfer kennt man mich,  
Stiefel und Schuh' ich repariere.

Was nun aus mir geworden ist,  
Gab die Poesie mir ein:  
Ich bin ja jetzt kein Schuster mehr,  
Ein Doctor will ich sein.

Das Honorar ist mächtig sehr,  
Was ich mir laß bezahlen,  
Doch — zahlt man mehr, als ich verlang',  
Nehm ich's mit Wohlgefallen.

Drum bringt in meine Heilanstalt  
Die Patienten alle zu mir;  
Nach meiner neusten Heilmetho'  
Ich alle gut curier'.

Das war denn doch Volkspoesie, an der selbst Herder nichts auszufehen gehabt hätte . . . dieselbe Verklärung des irdischen Glends durch den Goldglanz des Humors, mit dem etwa der arme Kleinbauer, dessen Geldbeutel weinschen ist, am Sonntag bei seiner besseren Hälfte auf den Mittagstisch einen Liter „Stangelbrunner“ „anfrimt“. So verwandelt das Flickschusterlein von Weitra kraft der Zaubergewalt seiner Phantasie sein Loch von einer Werkstätte in den Operationsaal des Doctor Eisenbart oder gar in den Empfangsaal eines Aristokraten, und ein Lächeln hilft ihm über manch ein Leid hinweg . . . sehr im Gegensatz zu vielen unserer „Modernen“, die nur des Lebens Nachtseite malen und mit Behagen jedes mit Blumen und Ephen überwachsene Grab auffcharren, um uns Fäulnis, Würmer und Gerippe zu zeigen und unsere Nase, die sich eben am Dufte der Rose erquicken wollte, mit Gestank zu füllen.

Und — die Form oder vielmehr Formlosigkeit? Mein Gott, der Freiherr von Willerstorfer hat, wie er mir später in vertraulichem Gespräch klagte, keine Poetik studiert und sich nicht an Platens eisglatte Form geschult, und so verschlägt's ihm nichts, wenn seine Versvieher einige Füße zu viel oder zu wenig haben und die Reime nicht recht variieren wollen . . . das haben alle wirklichen Naturdichter so gemacht, und also ist gerade so eine Formlosigkeit ein sicheres Kennzeichen echter Volkspoesie.

Dass sich aber der Freiherr v. Willerstorfer auf seinen angemessenen Adel nichts einbildet, dass Hans Sachs II. hoch über den kleinlichen Ranges- und Standesunterschieden der Ameisen-Menschen steht und demnach ein wirklicher Poet ist, erwies er durch den Vortrag des Gedichtes:

#### Der Seelen-Adel.

Wer geadelt wird von seinem Souverain,  
Sehr stolz darauf thut wohl ein solcher sein;  
Iedoch — den adeln thut im Himmel Gott der Herr,  
Dem ist's gewiss wohl eine größ're Ehr'.

Denn wer ein edles Herz in seinem Busen birgt  
Und keine Ungerechtigkeit noch hat verwirkt,  
Dess' Gewissen ihn mit keinem Vorwurf tabelt,  
Ein solcher Mensch, der ist von Gott geadelt.

Wer mühevoll und schwer verdient sein Brot,  
Sich und die Seinen schützt vor Noth,  
Den ehren mehr die Schwielen seiner Hand,  
Als manchen im Knopfloch sein Ordensband.

Was meint wohl der geneigte Leser? Will es ihn nicht bedünken, dass der kleine Flickschuster, der „harmlose Narr“, über seinen „Impressario“, den flaumbärtigen Schreiber oder Raseurgehilfen, thurmhoch emporwächst?

Dann verargt mir's wohl auch niemand, dass ich mich an jenem Abend mit Hans Sachs II. angelegentlicher unterhielt, als das Vereins-Interesse mir gebot, und dass menschliche Neugierde und herzliche Theilnahme mir keine Ruhe ließen, bis ich des Waldviertler Naturdichters Biographie schwarz auf weiß vor mir auf meinem Pulte liegen sah.

Ja fürwahr — Hans Sachs II. hat sich herbeigelassen, mit entschuldbarer Unbehilflichkeit und rührender Kindlichkeit sein Lebensbild zu zeichnen, und ich will, was er mir an der Wende des Jahrhunderts als Neujahrsgabe geboten hat, den fühlenden Lesern nicht vorbehalten.

Freilich muss ich allzu verschrobene Satzglieder hie und da etwas einrenten; sonst aber will ich den Freiherrn von Willerstorfer so reden lassen, wie ihm trotz aller noch so widrigen Umstände der Schnabel gewachsen ist . . . der Leser mag sich sein Urtheil selber bilden, ohne dass ich ihn im geringsten zu beeinflussen versuchen will.

„Es war“, so erzählt Hans Sachs II., „am 7. November 1844, gerade an meinem Namenstage (!), als ich das Licht der Welt erblickte. Meine Vaterstadt ist Weitra in Niederösterreich im Viertel ober dem Mannhartsberge; das Stamm- und Vaterhaus liegt in der langen Gasse und trägt jetzt die Nummer 44, welches Haus schon mein Urgroßvater sein Eigenthum nannte. Dieser war von Allentsteig bei Zwettl gebürtig und heiratete als Schuhmachergehilfe seine Meisterin, die als Witwe das Haus und Geschäft besaß. Er hatte meines Wissens zwei Söhne. Der eine war auch Hausbesitzer und Weberfactor; den andern ließ sein Vater studieren, er sollte Priester werden.

Mein Großpapa war hochstudiert,  
 War schon im Alumnat;  
 Kein Priester wollt' er werden nicht,  
 Er scheute wohl den Cölibat.

Also ist er ausgetreten und lernte bei seinem Vater die Schuhmacherprofession, übernahm nach dem Tode seines Vaters Haus und Geschäft, verehlichte sich und arbeitete mit zwei bis drei Gesellen und Lehrlingen, fuhr mit seiner Ware auf die Jahrmärkte in die herumliegenden Städte und Marktflecken, kam auch nach Krems, Stein und Gföhl auf die Märkte; denn das Marktfahren war früher allgemein, auch mein Urgroßvater und Vater sind auf die Märkte gefahren.

Mein Großvater hat auch mit Leder gehandelt; mein Onkel, auch ein Schuhmacher und erster Gemeinderath, ebenfalls.

Mein Großvater war als ein studierter Mann Bürgermeister. Er hatte drei Frauen. Von der zweiten, die vier Söhne hatte, stammt mein Vater. Der war bestimmt, Haus und Geschäft zu übernehmen, und da der Großvater, 62 Jahre alt, starb, mußte mein Vater, erst 21 Jahre alt, von Wien, wo er als Schuhmachergeselle arbeitete, sofort nach Hause und sich eine Braut suchen. Man hat ihm eine Kürschnerstochter von Weitra empfohlen, und die hätt' er auch bekommen. Sie waren schon dreimal verkündet und in drei Tagen hätte die Trauung stattfinden sollen; da jedoch mein Vater erfuhr, daß seine Braut ein Liebesverhältnis mit dem Kürschnergesellen ihres Vaters hatte, so wurde die Trauung rückgängig gemacht. Dann machte man meinen Vater auf eine Müllermeisterstochter aufmerksam, namens Theresia Stidl, von der sogenannten Schläglmühle in Brühl, jetzt Eigenthum des Fabrikanten Hadl bei Weitra.

Die Mutter war 20, der Vater 21 Jahre alt, als sie heirateten, und waren 42 Jahre mitsammen verheiratet. Es waren unser 8 Kinder, 5 Töchter und 3 Söhne. Ein Bruder namens Felix starb bald nach der Geburt, drei Schwestern und ein Bruder haben geheiratet, zwei Schwestern und ich blieben ledig.

Ich bin jetzt im 57. Lebensjahre und muß deshalb ledig bleiben, weil ich mit meinem kleinen Verdienste, durchschnittlich 80 Heller (!) im Tage, keine Frau ernähren könnte und keine reiche Braut, die mich glücklich machen würde, nicht bekommen könnte, da ich noch dazu von kleiner Person bin; denn:

Ist man klein und sein Geschäft minder,  
Ist man verachtet wie ein großer Sünder.

Darum lieb' ich statt dem Weibchen  
Die göttliche Poesie,  
Die mög' stets treu mir bleiben  
Und mich verlassen nie!

In meinen Kinderjahren war ich fast immer kränklich; ich hatte die sogenannte englische Krankheit und konnte mit sechs Jahren noch nicht gehen.

Als mich meine liebe Mutter mit sechs Jahren in die Schule trug, um mich dem Stadtpfarrer und dem Schulmeister zu zeigen, daß ich zum Schulbesuche noch nicht fähig sei, da weinte ich, da mich die Mutter wieder nach Hause trug, so gerne wäre ich schon in der Schule geblieben.

Erst mit acht Jahren habe ich das Schulgehen angefangen, und es haben mich der Herr Katechet und der Herr Lehrer auch sehr gern gehabt. Ich war gerade kein Vorzugsschüler — man kann sagen: mittelmäßig; beim Sprechen habe ich ein wenig gestottert. In meinen Zeugnissen ist der Schulbesuch, das sittliche Betragen und das Schönschreiben mit „sehr gut“, die übrigen Lehrfächer alle mit „gut“ notiert. Es gab dazumal nur drei Classen, die kleine, die mittlere und die große Schule. In den Lesebüchern waren die Lesestücke von keinem Dichter oder Schriftsteller unterzeichnet, auch sonst wurde uns vom Herrn Lehrer gar nichts von den Dichtern u. s. w. erzählt. Die Lectüre meiner Eltern war nur Gebetbuch, Evangelium, biblische Geschichte — von Poesie, Weltgeschichte, Politik u. s. w. keine Spur. Auch vom Zeichnen war zu meiner Zeit in der Schule keine Rede. Aber ich habe selbst ohne Anregung zu Hause immer gezeichnet und gemalt; das war mein größtes Vergnügen, und es wäre auch mein Wunsch gewesen, ein Maler zu werden.

Da kam einmal ein Werkzeughändler aus Winterberg in Deutschböhmen. Der sah meine Zeichnungen und versprach mir, er wolle mich in die dortige Glas- und Porzellan-Malerei als Lehrjunge unterbringen. Ich freute mich schon sehr darauf, und der Lehrer entließ mich auch mit fünf Jahren aus der Schule; da kam aber der Mann nach einem halben Jahre wieder mit dem Bericht, daß man dort keine fremden Lehrjungen nicht aufnehme, sondern nur von loco dort.

Da sagte mein Vater: „Nun mußt halt doch ein Schuster werden!“

Weil also nichts anderes übrig blieb, so mußte ich mich in Gottes Namen in mein Schicksal ergeben und Schuster werden. Da wir zu Hause nur ordinäre Marktware und Bauernarbeit machten und ich ohnehin keine rechte Freude daran hatte, so lernte ich auch nicht viel. Im Frühjahr 1862 wurde ich, nachdem ich vier Jahre gelernt und auch die Wiederholungs- oder Sonntagschule besucht hatte, freigesprochen und gieng im Sommer desselben Jahres nach Wien in die Fremde, um mich im Geschäfte mehr auszubilden oder, was der eigentliche Zweck war, wenn sich was schicken sollte, ein für mich passenderes Geschäft zu lernen. Davon haben mich aber meine Geschwister in Wien abgehalten, indem sie sagten, ich solle mich in meinem Geschäfte zusammenehmen und dabei bleiben, um nicht noch einmal drei bis vier Jahre Lehrzeit durchmachen zu müssen.

Nun so habe ich vom 17. bis 20. Jahre durch 2½ Jahre in Noth und Elend zugebracht; dann mußte ich nach Hause, theils wegen der Mutter, die an der Wassersucht litt, theils weil ich selber so heruntergekommen war, daß ich kaum mehr gehen konnte, und auch wegen der Militär-Affentierung.

Ich habe in Wien sehr wenige gute Tage gehabt. Oft mußte ich halbe und ganze Nächte arbeiten; schlafen mußte man zu zweien, Frühstück und Nachtmahl sich selber kaufen. Da ich nicht geschwind und nicht geschickt war, verdiente ich mir in der Woche höchstens 1 fl. 50 kr. bis 1 fl. 80 kr. Davon brauchte ich ein paar Zehnerl zur Reinigung der Wäsche, jede Woche 20 bis 30 kr. fürs Geschäft z. B. Borsten, Ahlen, Bohrer und was der Schleifer und Feilhauer kostete, und wenn ich mir noch ein paar Zehnerl abzwicken wollte für die Sonn- und Feiertage, daß ich mir doch ein Glas Bier und ein Gollasch oder ein Paarl Würstl kaufen konnte, so gabs zum Nachtmahl höchstens ein Stück Brot und um zwei bis drei Kreuzer Speck oder Butter dazu. Von meinen armen Eltern konnte ich doch keine Unterstützung verlangen, und den Geschwistern und anderen Verwandten wollte ich auch nicht kommen, und so trug ich meine Armut und mein Elend in stiller Geduld und Ergebenheit. Daß ich mir neue Kleider und Wäsche kaufen konnte, davon war schon gar keine Rede; ich mußte mich schon so fortretten mit der Kleidung, die ich von Hause mitgebracht hatte. Erst wie ich wieder daheim war, kaufte ich in einem Geschäfte übertragene Kleider, Hose, Rock, Gilet und Hut um beiläufig 10 fl.; etwas hatte ich mir erspart, das übrige gab eine in Wien bedienstete ledige Schwester drauf.

In Wien sagte mir mancher Meister: „Ihr Vater hat sehr gefehlt, daß er Sie zum Schuhmacherhandwerk gezwungen hat; denn wenn Sie



das leisten wollten, was ein anderer leistet, so wären Sie bald unter der Erde.“

Und wenn man klein ist und kann sich mit der Arbeit nicht recht helfen, so wird man noch von manchen Gesellen, ja sogar von Lehrlingen gehänselt und verspottet, und wenn einer nicht so viel machen kann, als der Meister verlangt, so heißt es wandern von einem Meister zum andern. Selten war ich wo länger als 8 bis 14 Tage oder drei Wochen. Bei einem Meister, der selbst ein armer Schlucker war und für andere Meister arbeitete, bekam ich nebst Bett, Frühstück und Mittagmahl einen Wochenlohn von 50 fr. (sage: fünfzig Kreuzer), und doch blieb ich längere Zeit — denn ich war nur froh, daß ich nicht allweil wandern mußte. Ich war auch der einzige Geselle.

Ich muß noch erwähnen, daß ich mich nachmals mit dem Gedanken befaßte, in ein Kloster zu gehen, da man dort auch Schuhmacher beschäftigt, oder als Laienbruder; man hat mich aber wieder davon abgeredet. Auch habe ich mich mehreremale um eine Diurnistenstelle beworben sowohl beim Bezirksamt als auch beim Herrn Notar — ja Schnecken! Man hat es mir wohl versprochen, hat aber, wenn eine Stelle erledigt war, wieder andere aufgenommen.

Wie schon erwähnt, kam ich nach 2½ Jahren, es war 7. Jänner 1865, krank und elend nach Hause. Da hat die Mutter verschiedene Hausmittel angewendet, daß ich mit Gottes Hilfe wieder gesund wurde, ordentlich gehen, dem Vater im Geschäfte helfen und die leidende Mutter bei ihren häuslichen Arbeiten unterstützen konnte. Im nächsten Jahre starb die Mutter, und dann waren der Vater und ich ganz allein in einem kleinen Häuschen mit nur einem Zimmer. Verschiedene Unglücksfälle hatte die Eltern schon vor langer Zeit gezwungen, das Stammhaus zu verkaufen. Zwölf Jahre, von 1866 bis 1878, lebte ich mit meinem Vater, war bei ihm Geschäftsführer, Koch, Stubenmädchen und Ökonom mit einem durchschnittlichen Wochenlohn von einem Gulden. Von diesem Verdienste habe ich Woche für Woche, an die Zukunft denkend, wenn ich nämlich allein sein würde und daß ich niemandem zur Last fallen will, ungefähr die Hälfte fruchtbringend angelegt und mir so durch die zwölf Jahre, da ich bei meinem Vater war, ein hübsches Sämmchen von einigen hundert Gulden erworben.

Nach dem Tode meines Vaters blieb ich noch acht Jahre ganz allein in dem kleinen Häuschen mit der prächtigen Aussicht auf Feld und Wald, und sind mir halt allweil die Gedanken gekommen und die Reime, daß ich des Schuhwerks wenig acht gegeben und so manchen Kunden verloren hab.

War auch oft recht traurig:  
Da ich bin so ganz allein  
In meinem stillen Kämmerlein,

Da schleicht sich oft die Wehmuth  
In mein betrübtes Herz hinein.

Doch die Poesie und etwa ein gutes Buch haben mich allweil getröstet und mir meine Einsamkeit lieb gemacht; ich hab's empfunden, daß es Gott halt doch gut mit mir meint, und ich hab' gedankt:

O Schicksal, liebes Schicksal,  
Nimm meinen Dank voraus;  
Den einsam und im Stillen  
Reißt nur der Dichter aus!

Etwa ein Jahr lang war auch eine ältere ledige Schwester bei mir, nachdem sie in Wien 30 Jahre als Köchin gedient hatte. Da mietete ich in der Stadt eine größere Wohnung um 28 fl. und später sogar eine um 40 fl. jährlich, wo wir's sehr schön hatten und Raum genug: Zimmer, Cabinet, Küche, Boden und Schupfen. Jedoch die Schwester zog ohne vernünftige Ursache wieder weg — sie war sehr nervös und dabei sehr böß!

Da mir die Wohnung für mich allein doch zu groß und zu theuer war, so zog ich in die jetzige Wohnung (Kirchengasse Nr. 98), wo ich nun schon im 14. Jahre bin und jährlich 26 fl. bezahle.

Meine Ersparnisse haben sich innerhalb 30 Jahren durch wiederholte Erbantheile so vermehrt, daß ich gegenwärtig etwa 1000 fl. besitze. Da ich jedoch, wie gesagt, im Tage durchschnittlich nur 80 Heller oder 40 kr., im Jahre 300 Arbeitstage gerechnet, nur etwa 120 fl. verdiene und, um menschenwürdig (!) leben zu können, doch gegen 200 fl. brauche, so muß ich halt zusehen, bis — Null von Null glatt aufgeht.

Meine Jahresausgaben muß ich mir auf folgende Weise eintheilen:

Wohnungsmiete . . . . .	26 fl.
Holz und Licht . . . . .	14 "
Mittagskost (pro Tag 15 kr.) . . . . .	55 "
Frühstück, Nachtmahl und Brot . . . . .	40 "
Kleidung — durchschnittlich . . . . .	10 "
Wäsche und Wäschereinigung . . . . .	10 "
Verschiedene Auslagen . . . . .	10 "
Recreationsgeld . . . . .	35 "

das thut zusammen 200 fl.

Leute, die da meinen, ein armer Mensch brauche kein Vergnügen, verargen es mir wohl, daß ich auf Recreation so viel ausbe — solche Leute haben kein Herz und keinen Verstand!

Ich bin kein Vieh, das an die Krippe gebunden ist, täglich dreimal seine Portion frisst und dafür den Karren zieht und dumm dreingloht; ich bin ein Mensch mit Leib und Seele, und so arm und so klein und so verachtet ich bin, ich habe als Leib Durst nach einem Glas Bier und als Seele Durst nach der Wahrheit und Schönheit.

Alsdann: An Sonn- und Feiertagen gehe ich nach dem Gottesdienste in ein anständiges Gasthaus auf ein Glas Bier und verschaffe mir auch, wenn sich Gelegenheit bietet, einen geistigen Genuss, z. B. Theater, Concerte oder Liedertafeln. Auch dem Volksbildungsvereine bin ich beigetreten, und die Volksbibliothek wird an mir den eifrigsten Leser finden.

Dass es mir für mein Dichten an Spott und Missachtung nicht mangelt, das haben Sie, Herr Professor an dem Abend, wo Sie in Weitra waren und der Wurstel mich auf die Bühne führte, selber gehört und gesehen — ja . . . ja:

Ich hab' gar oft zum schlechten Lohn  
 Von dummen Leuten nur Spott und Hohn;  
 Jedoch — ich hab' meine Freud' daran,  
 Drum dichte ich Verse, so viel ich kann.

Und eine Aussicht habe ich doch noch! Als Bürgersohn kann ich, wenn ich ein höheres Alter erreichen sollte, auf das Bürgerhospital Anspruch machen. Da bekommen die Pfründner nebst einem kleinen Kammerl und Holz per Tag 16 Kreuzer — wahrlich zum Leben zu viel und zum Sterben zu wenig!

Nun — ich denke mir: „Der liebe Gott verlässt die Seinen nicht!“

Soweit die „Selbstbiographie Hans Sachs II.“, deren Urschrift ich unter meinen literarischen Schätzen verwahre.

Es fällt mir nicht im Traume ein, die Dichtungen Hans Sachs II. zu veröffentlichen und so die Zahl der in neuester Zeit entdeckten Naturdichter und Naturdichterinnen in Goldschnitt um einen zu vermehren — ich würde damit weder dem alternden Freiherrn von Willerstorfer noch der deutschen Literatur einen Dienst erweisen, wie der Kundige aus den wenigen Proben ersehen dürfte.

Ein Gedicht aber, wie der gefühlvolle Leser empfunden haben dürfte, ein rührendes Gedicht ist sein armes Handwerkerleben voll bitterer Noth und harter Entbehrungen, ist sein vergebliches Ringen und sein schmerzliches Entjagen, ist die Idylle seiner Werkstatt, in der er seine Verse auf die Schuhsohlen schreibt, in der seine Seele mühsam die Schönheit sucht, indes sich die Hand mit Pech und Kleister besudelt, und darum glaubte ich dem Leser das mit kindlicher Naivität gezeichnete Bild nicht vorenthalten zu dürfen.

Manchmal krampt sich einem das Herz in Unmuth zusammen, wenn man sieht, wie blutige Armut, Unverstand, Krankheit, Böswilligkeit und andere Feinde einträchtig zusammenwirkten, dass ein nicht unbegabtes Menschenkind die in ihm liegenden Keime nicht zur Blüte und Frucht bringen konnte; dann aber versöhnt uns wiederum des guten Männleins reiches Gemüthsleben, seine rührende Genügsamkeit und Kleinfreudigkeit, seine Ergebung und sein kindliches Gottvertrauen, und wenn es zwischen den Zeilen fast wie Stolz und Poetenselbstbewusstsein auf-

flackert, so wollen wir ihm diese ideale Freude nicht trüben, da wir ja gar oft mit weit nichtigeren Dingen großthun.

Wohl . . . dem alternden Flickschuster, dessen selbst die Kinder spotten, wird nach menschlicher Boraussicht hier auf Erden keine rosige Zukunft mehr lächeln, er wird seine poetischen Anlagen nicht mehr entfalten können, er wird sein armes Dasein in ehrlicher Arbeit fortfristen, bis seiner schwieligen Hand der Hammer und die Feder entfallen, bis sich ihm die Pforten des Bürgerhospitals aufthun und bis sein Haupt im unangestrichenen Holzfarge auf Hobelspänen ruht: aber — Hans Sachs II. ist doch ein besserer Mensch als viele, die seiner spotten, und er ist glücklicher als alle, die im Golde wühlen und im Genuße den Überdruß finden.

Die stille Werkstätte und einst das Pfündnerstübchen verklärt der Goldstrahl des Ewigen im Menschen und des Gottesfriedens, der denen versprochen ist, die reinen Herzens sind gleich den vielliebten Kindern.

Mögen diese Zeilen dem Waldviertler Flickschuster und Naturdichter Freunde werben und etwelche Freude bereiten!

## Ein Schuster und ein Schneider.

Ein Gegenbild.

Vor langer, langer Zeit, als die Leute noch „modern“ gewesen sind, war einmal ein Schuster und ein Schneider. Der eine war natürlich nicht Schuster, sondern Fußlederwaren-Fabrikdirector, und der andere war nicht Schneider, sondern Inhaber eines Kleider-Etablissements. Die beiden Männer waren Freunde, das heißt, sie tranken täglich im Restaurant ihr Bier mitsammen, spielten Tarock und duzten einander, um gegenseitig nach Belieben grob sein zu dürfen. Die besondere Freundschaft aber bestand darin, daß der Eine dem Andern zum Namenstag ein Kistchen Havannas verehrte, und der andere dem einen ein Kistchen Regalita.

Jeder dieser Männer hatte ein Weibchen. Die Schustersfrau war blaß und schwarzbraun, weshalb sie der Eheherr — spaffeshalber natürlich — den „schwarzen Drachen“ hieß. Die Schneidersfrau war rundlich und röthlich, weshalb ihr zärtlicher Gatte sie — aus lauter Zärtlichkeit, versteht sich — seine „blonde Bestie“ nannte. Jeder dieser glücklichen Ehemänner hatte mit der Seinen einen Knaben, die um diese Zeit zwei oder drei Jahre alt waren. Das war nun des Glückes vollauf genug; würde es noch größer werden, so könnte es schon einigermaßen wehe thun. Es wäre in den Nächten das helle „Kinderlachen“ zu lebhaft, es würde die Schönheit und Gesundheit der Frau darunter

leiden, es dürfte nicht mehr so in den lustigen Tagen hineingelebt werden, sondern man müßte an das Sparen denken. Aus Liebe also zur Frau und zu seinem Knaben hatte jeder der Ehemänner für sich beschlossen, es gut sein zu lassen.

Die Ehepaare lebten also fromm und eingezogen nebeneinander dahin. Allein da der Mensch doch bisweilen weiblicher Ansprache bedürftig ist, so saß der Schuster manchmal bei der einsamen blonden Schneidersfrau im Garten und der galante Schneider begleitete die schwarze Schustersfrau vom Theater oder vom Concert nach Hause.

Und da ereignete es sich im Laufe der Zeit, daß der Schuster an dem Werte der Eingezogenheit irre wurde. An seiner Frau giengen Veränderungen vor, die eine ungeahnte und ungewollte Perspective in die Zukunft aufschlossen. Er nahm daher einen Riemen und jagte den „schwarzen Drachen“, der sich aufangs noch wehren wollte, vom Hause fort. Sie nahm ihren dreijährigen Knaben und schwankte weinend des Weges hin unter den halbabgestorbenen Pappeln.

Wie nun überhaupt die beiden Freunde ein auffallend ähnliches Schicksal hatten, so trug es sich um diese Zeit zu, daß auch der Schneider an seiner rundlichen Ehefrau Beunruhigendes wahrnahm, daß er darüber in eine so gewaltige Entrüstung gerieth, als je ein Schneider gerathen ist und daß er mit seiner Elle die „blonde Bestie“ zum Tempel hinaustrieb. Die Arme nahm ihr zweieinhalbjähriges Knäblein mit und wandte klagend dahin unter den Kastanien.

Weil es nun aber einen Punkt gibt, wo die Pappelallee und die Roskastanienallee sich schneiden, so trafen sich an diesem Punkt die beiden verbannten Ehegattinnen und klagten einander ihr Leid. „Aber ich weiß, was ich thue!“ sagte jede dann für sich und gieng ihres Weges.

Die Schneidersfrau kam zum Schuster und beehrte dreist, daß er sie nun bei sich behalten müsse, und die Schustersfrau beschwor den Schneider, sie nicht zu verlassen. —

So schön haben die beiden Freunde sich ihr häusliches Leben eingerichtet. Weil der Culturmensch niemandem auf der Welt so grenzenlos falsch und so rasend feind ist als — sich selber.

Unsere Geschichte ist natürlich nur scheinbar zu Ende, sie ist die Einleitung zu Romanen und Dramen, die sich allenthalben abspielen in der Gesellschaft. Jeder „Unschuldige“ kann seine „Bestie“ nicht so aus dem Hause jagen. Mancher grämt sich zum Todlachen.

„Den Weibskleuten“, sagte uns einmal ein erfahrener Kräuterstecher, „muß man nicht Zeit lassen, untreu zu werden. Man muß sie beschäftigen mit Kindergebären.“

M.

## Der Salschbauer in der Dopp'l.

Eine Sondergestalt aus den Alpen von Josef Steiner-Wischnbart.

### I.

Die Umgebung von Kapendorf gehört zu den reizendsten Gegenden des Landes. Es ist dort ein anmuthiger Thaltessel voll Dörfer und Weiler, auf die der Fuchsberg, Glanzberg, Pühnerspiz u. s. w. gar stolz herunterschauen. Da liegt das alte Dorf Kapendorf, wo einst ein farbenreicher, dreitägiger Markt, der „Maxlonkirchttag“, stattfand. Heute ist er nicht mehr der einst größte Jahrmarkt des Landes, doch hat er noch ein kleines „Merlach“ (Überbleibsel) vom alten Maxlon in der zweiten Octoberwoche.

Da strömten einst aus weiter Ferne Händler und Schaubudenbesitzer zu. Am Morgen des ersten Markttages, als am St. Maximilianstag, erschien der Gerichtshalter des Schlosses Brachstein und las im Namen des Burgherrn die uralten Rechte und Freiheiten, welche an diesem Tage zu Gunsten des Jahrmarktes und Volksfestes in Kraft traten, dem versammelten Volke laut vor und nun jauchzte das Volk vor Lust. Nach dem Gottesdienste wurde hierauf unter besonderen Feierlichkeiten die Freieung des Marktes, ein hölzerner Arm mit gezücktem Schwert, auf hoher Stange herumgetragen und zuletzt auf dem Marktplatz aufgestellt und hiezu ein starker Mann zur Bewachung der Freieung postiert.

Nebst Quacksalbern, Krämern, Gauklern, Bürgern und Bauern mit Kind und Regel fanden sich beim Volksfeste auch die besten, weitberühmten Musikanten auf der Geige, der Zither oder der Schwegelpfeife und die geschicktesten Stänker und volksthümlichen Komödianten ein. Bei diesem Anlasse verdingte der Bauer seinen Knecht, der Hammerherr seinen Arbeiter, der Bürger seine Gesellen durch Angabe des Leihkaufs. Heiraten wurden angeknüpft, Haus- und Waldhändler geschlossen. Auf der Schießstätte, wo sich die besten Schützen versammelt hatten, knallten die Stutzen. Auf mehr als zwanzig Tanzplätzen wirbelte die lustige Jugend beim „Steirertanz“ und draußen auf der „Ganswiese“ maßen die Burschen ihre Kraft in regelrechtem Ring- (Kaxen-) und Boxkampf. Zählte es ja doch zu den Hauptvorrechten des „Maxlonkirchttag“, daß an diesen Tagen jedermann mit seinen Gegnern Streit und Schlägerei beginnen dürfe. Der Besiegte mußte

sodann mit Handschlag und Ehrenwort geloben, sich nicht zu rächen und sich friedlich zu verhalten.

Nachts wurde aber der großartige Schwerttanz aufgeführt, und zwar von hundert Männern mit den blanken Schwertern in der Rechten. Zwischen den Männern tanzten, Fackeln in den Händen, blumengeschmückte Mädchen und Weiber in romantischer Tracht mit silberflimmernden Gürteln und aufgelösten Haaren. Alles bewegte sich im Rhythmus der Musik, was ein großartiges Schauspiel bereitete.

Später wurde der Schwerttanz eingestellt, der Markt verlor viele Freiheiten und Vorrechte und heute ist in Ragendorf der in der Morgenstunde beginnende „Maxlonkirchttag“ um Mittag zu Ende. Ja — das machen die „schlechten Zeiten“! Auf dem Schutt des alten Jahrmarktes leben im Volksmunde noch Sagen von den lustigen „Maxlonern“. Ein solcher war der Faschbauer, kurzweg Fasch genannt, in der „Dopp'l“, einem Wiesenthal bei St. Jakob.

Der Fasch war weit und breit bekannt ob seiner launigen Einfälle und es that ihm's keiner nach. Das kleine Männchen mit den großen silbernen Westenkнопfen und den schweren Thalersäcken, welche in unserer Zeit wegen ihrer Cassierung unangenehm, wegen ihres Besitzes jedoch angenehm wären, spielte überall den guten Ton an. Die Leute sagten, „er sei zweimal Fasch“ (Faschingnarr) — aber wenn er vor dem gestrengen Amtmann stand, wagte er keine Widerrede. Dafür war er draußen wieder voll Spässe und wo ein Schabernack zu spielen war, that er es.

Einmal fuhr er vor einem Hochzeitszug mit einem ungeschmierten Karren. Das Quieten und Anarren des Gefährtes übertönte das Todeln und Jauchzen des Hochzeitszuges. Alles ärgerte sich über ihn, er aber rauchte vergnügt seinen „Thorangel“ und fuhr „stad“ weiter. Die „Brautmutter“ beschwor ihn, daß er zur Strafe dafür in der Sterbestunde und in Ewigkeit — wie sein Karren — so „raugaz'n“ sollte.

Die alten Leute sagten auch, daß er einmal — es war im Winter — seine fetten Ochsen auf das Eis jagte, um sie abruttschen zu sehen. Ein Ochs brach sich dabei Fuß und Horn und mußte geschlachtet werden. Der Beweggrund dieser That war, weil die Bäuerin, die für den Haushalt sorgte, ihm die Frage stellte, wo er ein „Schlagrindl“ hernehme, da das Fleisch in der Speis ausgegangen sei. Nun hatte er ein „Schlagrindl“.

Daß er ein großer Sonderling war, wußten seine Dienstboten zu erzählen. So geschah es, daß er eine Magd entließ, weil ihr beim Heurechen der Rechen aus den Händen fiel. Sie mußte sofort aus dem Hause und ein Knecht führte ihren Kleiderkasten thalab, wobei die Magd den Wagen zurückhalten sollte. Unterwegs weinte diese; es war

ihr beim Fasch in der Dopp'l nicht schlecht gegangen. Der Fasch selbst gieng hintendrein mit boshaftem Lächeln. Endlich fragte er die Magd, warum sie weine. Sie antwortete: „Wo soll ich meinen Kasten abladen, ich hab' ja keinen Dienstplatz!“ „Und ich brauch' eine Magd“, sagte der Fasch, ließ den Wagen umkehren und weidete sich an dem Anblick der erstaunten Magd, die sich die Fopperei zwar nicht gerne gefallen ließ, jedoch bald wieder zufrieden auf der Faschwiese Heu rechte.

Ein anderekmal mußte seine Gattin um Mitternacht aufstehen und für das große Dienstpersonal seine Lieblingspeise, Selchfleisch und Knödel, kochen. Dann weckte der Faschbauer selber alle und rief sie zum großen Hausisch, wo sie schlaftrunken und mit gespannter Miene sich vorher satt essen sollten, bevor sie das Weitere hören würden. Die Knödel waren bald weg und der Meierknecht erbat sich die weiteren Befehle. „Jetzt könnt ihr wieder schlafen gehen“, sagte aber der Bauer. Man kann sich im ersten Augenblicke die Überraschung vorstellen, aber bald lachten sie über den Genuß der guten Knödel und giengen ver-  
vergnügt wieder in das warme Bett. Nur der grämige Meierknecht und die Faschbäurin selbst murrten über die tollen Einfälle und diesmal getraute sie sich (o Wunder!), ihrem Ehegatten eine Predigt zu halten. „Sonst“, so sagt die Nachbarin, die Jörgmannin, „ist die Faschin-  
muttin a g'lass'ne (geduldige) Hausmutter.“

Derlei Anekdoten müßte ich noch viele vom „Fasch in der Dopp'l“. Passt auf! Ich laß für mich den „Brückenwirt“ erzählen. Er kann das Erzählen gar so gut, wenn er fünf, sechs Krüglein vom eigenen Weingarten hinter sich hat. Und vom Fasch erzählt er gerne, wie er mitten im Sommer auf einem Schlitten in der Stadt Welz hielt und wie er beim „Marlonkirchtag“ in Ragendorf das Wahrzeichen des großen Jahrmarktes, nämlich die „Freiung“ stehlen wollte, eine damals stolze That, um mit dem Wahrzeichen auch den Markt sammt Volksfest und Freiheiten auf einen anderen Ort zu übertragen.

## II.

Ich war Stammgast beim „Brückenwirt“. Wenn es draußen recht sauer hergieng und der Reichenbach trübe Wellen um die Brückenpfeiler schlug, der Nebel bis zum Schloß Brachstein herunterhieng, dann war es beim „Brückenwirt“ am schönsten. Der alte Wirt rückte sein grünes Sammtkäppi mehrfach zurecht, hieng sein Pfeifchen vom rechten Mundwinkel in den linken und begann zu erzählen. Nun was?

„'s is wulta lang aus. 1) Mein' Ähndl sein Ähndl kann's noch

1) Wir wollen an den Unebenheiten und Bedenlichkeiten der Mundartschreibung nichts ändern, weil sie andererseits ihr Interessantes hat. Die Red.



derlebt hab'n. Mein Ähndl hat aber oft davon derzählt, was der Fäsch in der Dopp'l für a G'ipoafsvog'l g'wes'n is. Dos war so z' Mogdalena (22. Juli) und großer Kirchtog in der Stodt Welz. Bia frühra olli Kirchtäg guat b'sucht war'n und der Dch'nbauer ah nette Beiguschl (Gürtel) voll Tholer jedsmol hoamtrog'n hot, war's a im selbig'n Mogdalenatog in der Stodt so vull, i sog's Ent, zan datret'n. Brod is der Kirchgong ausg'wes'n, der Ploß dehta vuller, kimmt ban Stodtthor a wunderlicher Zug einher. Do zia g'n a Poor foaste Dch'n an — Schlitt'n, jekt mitt'n in Soma. Bia dö's frogt af d' Stoa, daß d' Funk'n sliag'n. Den Weibern hot's g'graust, d' Mannerleut hab'n aber g'lacht, denn auf'n Schlitt'n is der Fäsch in der Dopp'l g'fess'n, mit Pelz und Haub'n und seine Füß sein in großmächtige Patsch'n g'stekt. D' Dch'n hot sei' Fuatererbua g'führt. Alles hot 'n Fäsch hol kennt, denn die Bauern von der Dopp'l seind gut bekannt im Welzertal. Mitt'n auf'n Stodtploß hot er sei' Fuhrwerk steh'n g'lass'n und hot g'sunga:

Jekt hob' ma zwar Soma  
Und worm war's sist ah,  
Ober mei' Olte hot g'fagt,  
Dass es nit a so war.  
I kunn, mi vathoan  
In mein' dummen Spenser (Kod)  
Und wer müßad mi pfleg'n,  
Wenn i hätt 'n Trenser (Katarth).  
I sag drauf: Ich fahr heunt  
Af'n Kirchtog nach Welz,  
Da sagt sie: I bitt dih,  
Leg an selm den Pelz.  
Zu an Pelz g'hört a Schlitt'n,  
In die Galsch'n (Wollschuhe) die Füß,  
Über'n Schäd'l a Haub'n,  
Dass i nit dastiaß. —

Na — weil scho mei Olte  
Den Pelz hot herg'richt,  
Wos mach' i desholb noh  
Zu da volgad'n G'sicht?  
I fahr halt so suat  
Auf an Leitermag'n,  
Aber Wag'n und Pelzhaub'n  
Hab'n sich nit vatrag'n.  
I hon halt an Schlitt'n  
Derfangt her nach Welz.  
So lum i herg'ritt'n  
In Haub'n und Pelz.  
Nix für unguat, ös Welzer,  
Habt's es selber erfohr'n,  
Dass ba dö schlecht'n' Zeit'n  
Der Bauer is g'frorn.

Daß da oll's g'lacht hat, versteht sich. Da Fäsch is hol' vafschwund'n, denn sonst hätt'n ihn die Deaner von Amtmo' abg'schafft, denn ma hot nia wiss'n könnna, wos der Herrschoft recht war oder nit. Der Fäsch hat seine foast'n Dch'n guat vataast.

Is eahm net ollimol ja guat ausgonga — den Fäsch in der Dopp'l.

Is wieder Maxlonmarkt g'wes'n zu Kaz'ndorf und alle, die was z' kaf'n oder zu verkaf'n g'hab't hab'n, sein af Maxlon gonga. Bor'n Dorf auf der Gmoanwies'n war schon oll's voll mit Kramerständ und die Lofa (Menge) Leut. — — — Draußt am Eck der Wies'n, wo die Freiong aufg'stekt war, a hölzerner Arm mit'n Sab'l und 'n Kampfschild (Adler) vom Kaisa, is a storka Knecht als Wachter mit Busch'n und sliagande Bänder aufg'stellt g'wes'n, auf daß ka Fremder das Kirchtogzoach'n hätt' stehl'n könnna; selb' wär' für die

Kaz'ndorfa a wulterer Streich, weil mit der Freiuug der ganze Kirchtag übergangen wär', wohin die Freiuug g'schafft wurd'. Ein solcha Wacha hat als Lohn zwoa Silberthaler, a Gamslederhos'n und beim Ab'ndtonz ein' „freien Steirisch'n“ kriagt. Es hat a baumstorka Laggl sein müass'n und lusti dabei; denn olle Augenbrenzler (Augenblicke) hat er schrei'n müass'n: „Juhu! Heunt is Maxionerisch!“ Da seind halt gar so gern stämmige Burschen va da Umgebung um die Freiuug umundum g'stand'n und hab'n den Freiuugwacher tragt (geseht). Sie wollt'n eahm die Freiuug wegnehma. Ob Ernst oder Gspusi, is Wurst — der Freiuugwacher hat nit felt'n damisch zug'haut.

Guat. Der Fesch in der Dopp'l is heunt a auf'n Maxlonkirchtag. Aber heunt war's eahm nit soviel um die Bergscheden als um sunst was. Er hat heunt ganz was anders im Peischl. Nau — was wird's sein? Er hat vor etlich' Woch'n mit'n Nachbar a G'welt thon. Das G'welt hat a Poor schöne Och's'n g'gult'n, er — der Fesch bring's z'samm, dass der Maxlonkirchtag 's lextmal in Kaz'ndorf abghaltn wird, künsti in der Dopp'l. Er nimmt die Freiuug mit'n Wacher.

Am Kirchtag war der Fesch wirkli guat auflegg, er fast do a Poor Schuh für d' Dienstbot'n, dort a Seid'ntüschl für d' Bäurin, do an Kupferkessel, dort a Haussel; er braucht monigs (manches) und Geld hot er, das is d' Hauptsack! Man sogt, dass beim Fesch die Kaz' mit'n Geldbeutel umlaufad.

Was i weiter vazahl'n will? Der Fesch is öster der Freiuug nahe kema, aber er hat dabei an ries'nhaften Goliath als Wacher g'seh'n, der hot zu d' Maxlonerjodler toa guate Stimm g'habt. Dem Fesch fehlt schon bol der Trost (Hoffnung). Wie er so simmelt (denkt), wie er die Freiuug nehma kömmt, fällt eahm was Wunderlich's ein.

Auf etlich' Thaler lasst er's nit ankema und so hat er bold a poor Mordsjuzfarenmocher aus a Komödiantenbude aussag'layt und in aner Viertelstund gibt's a große Sehenswürdigkeit am Maxlonkirchtag. Da geht a unends große — mir scheint sechs Fuß hat sie g'habt — Ritterg'stalt in Panzer und Schild durch das Gletoch (Menge) und draht possierlich 'n groß'n Kopf mit'n marzialischen Schnauzel (Schnurrbart).

Wenn nit da Buagermoaster va St. Nikasi 'n größt'n Kopf hat, so hat ihn g'wiss der Ritter z' Maxlon g'habt. Dort, wo die Freiuug aufg'steckt is mit Busch'n und Bänder, bleibt der Ritter steh'n und singt an kernsteirisch'n Stänker:

Buama, hobt's Schneid?  
Seid's nit loamlolad (träumerisch).  
Es traut's Ent nit z' wehr'n,  
Wenn Ent a Flachlander podad.  
Dulje!

A poor Kaufer vom Steinberg seind roth worn wie 'n Hiaslbauern sein Brustfleck, dass a Komödiant die Bergler so stänkt. A Weil roat'n's, was für a G'spoass mocht, den groß'n Voller umz'werfen und sein Kopf hoanz'trog'n. Der Komödiant stänkt weiter. Da fahrt a schneidiger Kampf auf'n Ritter, schmeißt (wirft) ihn in d Läng' und a poor andere hau'n ihn durch. Die Leut' sein umundum g'stand'n, hab'n g'schaut und g'lacht und der große Naz — der Freiungwächter — hat a g'schaut und auf sei' — Freiung vageff'n.

Es is a endloser Spectak'l g'wes'n. Der Freiungwächter schreit: „Juhu! Heunt is maxlonerisch!“ und schaut auf die Freiung. Sie is — weg. Der Fäsch hat's guat ang'stellt, 's Freiungschnipf'n, nau und jetzt springt er damit gegen die Dopp'l und wenn er amal über'n Bach is, darf 'n toa Raß'ndorfa mehr nach.

Aber Glück muss ma hab'n. Der Freiungwächter Naz hat ihn springa g'seh'n und hianz noch wie a Cav'lerie a Duzend baumstörke Raß'ndorfa. Schon is der Fäschbauer ba da Bachstatt und will mit der Freiung drüberschwimma, da erfasst eahm a lange Hand, reißt'n z'ruck, dass er meggerzt (stöhnt) und in etlich Minutu seind olli Buam do mit rothe G'sichta und lange Gascht'n. „Jetzt, Fäsch, jetzt hab'u ma dich!“

Der Naz nimmt die Freiung und die Beigusch vom warmen Leib und zählt die Thaler, die er drin findet. Die andern bind'n den Fäsch wie an Babrecha, führ'n ihn nach Maxlon (Raß'ndorf), wo Gericht g'holt'n wird über den übermüthig'n Fäsch.

Das Urtheil is hort: Der Viertelrichter dictiert eahm funfz'g Stockstreich und Aufstellung auf'n Kirchtagspranger vor'n Stieg'wirt bis Sonn'untergang. Helf'n thuat eahm nix.

Die Stockschläg' sein overzählt, jetzt kumt er auf'n Pranger. Und noch was: Die Maxloner sez'n dem Fäsch noch den groß'n papiernen Ritterkopf auf und seitdem heißt's, wenn aner aus was immer für a Ursach an größer'n Kopf kriagt: „Der kriegt einen Ritterkopf!“

So erzählte uns der „Brudenvirt“. Der Fäschbauer ist schon längst gestorben und seine Nachkommen wissen wir nicht. Das Bauerngehöft steht stattlich und führt noch immer den Vulgarnamen „Fäsch in der Dopp'l“. Bei der Abenddämmerung hört man zuweilen ein Knarren und „Raungaz'n“ wie das eines ungeschmierten Karrens und man bekreuzt sich und denkt an die (lustige) Seele des alten Fäschbauers.

## Die Glocken von Wiehl.

Ballade von Wilhelm Adel.<sup>1)</sup>

Und geht ihr vom Rhein die Sieg hinauf  
Und die Agger ins Thal der Wiehl,  
Da grüßt euer Ohr ein süßer Klang,  
Ein herrliches Glodenspiel.

So traut erklingen die Glocken von Wiehl  
Und auch so ernst und bang,  
Es bebt das Herz vor Wonne und Weh  
Bei dem wunderbaren Klang. —

Einst kamen auf einer Wanderfahrt  
Zwei Kölner Kaufherrn ins Thal,  
Als feierlich der Glocken Geläut  
Erscholl wie ein Choral.

Bewundert lauschten die beiden Herrn  
Den Tönen so voll und rein;  
Sie pflogen Rathz und lehrten bald  
Beim Pfarrer des Dorfes ein.

„Herr Pfarrer, wir hörten nicht schöner Geläut  
Auf unsrer weiten Reif’,  
Die Glocken taugten für unsern Dom,  
Sagt an: was ist ihr Preis?“

Der Pfarrer schickt zu den Schöffen hin,  
Die kommen an in Eil’.  
„Nein, unsere Glocken missen wir nicht,  
Die sind uns nimmer feil.“

„Wir bieten“, der eine Kaufherr spricht,  
„So viele Thaler Euch an,  
Als man von Köln bis her nach Wiehl  
Aneinander legen kann.“

Da tritt ein würdiger Greis hervor:  
„Ihr Herrn, laßt ab vom Gebot!  
Mehr als die blanken Thaler thun  
Die alten Glocken uns noth.“

Sie riefen uns in Lust und Leid  
Gar traute Weisen zu;  
Bei ihrem Schalle trugen wir  
Die Väter zur ewigen Ruh.

Und uns soll auch ihr lieber Klang  
Geleiten durchs Leben hinfort,  
Bis unsre Kinder uns tragen hinaus  
An einen kühlen Ort.“

Da giengen stumm die Kölner Herrn  
Hinweg mit finstern Gesicht;  
Sie trugen, wie die Sage erzählt,  
Die stolze Weigerung nicht.

Und der andre von ihnen, ein heißes Blut,  
Rief an des Wegeskehr:  
„So mögen bersten die Glocken Euch!  
Eine Heze schick’ ich Euch her.“

Und eine Heze kam ins Dorf  
Und kam in stiller Nacht  
Ganz ungefehnt in den Thurm hinauf,  
Auf schlimmen Schaden bedacht.

Mit rothem Faden sie murmelnd umwand  
Der größten Glocke Rund, —  
Da plötzlich erhebt sich ein grimmiger Sturm,  
Erschütternd den Thurm bis zum Grund.

In die Glocken fährt er, die schwingen sich wild  
Und schmettern, die sie bedroht,  
Die Heze, jäh in die Tiefe hinab,  
Da fand sie graufigen Tod. —

Noch heut’ erklingen die Glocken von Wiehl  
So traut, so ernst und bang,  
Es bebt das Herz vor Wonne und Weh  
Bei dem wunderbaren Klang.

<sup>1)</sup> Gestalten und Bilder. Dichtungen von Wilhelm Adel. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. Herausg. von  
feinempfundene und edelgeformte Poesien. Die Redaktion.

## Auch eine Zeitfrage.

Ein Vorschlag von Peter Rosegger.

**S**or einigen Jahren habe ich sowohl im „Veimgarten“ als auch in der  
„Zeit“ eine allgemein interessante Frage berührt, die hier, mittlerweile  
von mehreren Seiten beleuchtet neuerdings vorgeschoben werden soll. —  
Unsere kleinlichen Zeitfragen werden nachgerade langweilig, so gebe ich  
mich nur noch mit großen ab, und das, was ich meine, ist eine buch-  
stäbliche „Umwälzung“, eine wirkliche Revolution — aber eine, die

nicht weh thut. Ich will nämlich eine große Veränderung in unserem Jahreslauf haben, doch eine, die heimlich vor sich gehen kann, ohne daß man's merkt. Jetzt könnte man doch schon ein bißchen neugierig sein, wo ich hinaus will. Wohlau!

Es kommt mir nämlich darauf an, daß unsere Kalender in den nächsten vierzig Jahren etwas schneller fahren sollen — nicht etwa, um neue Jahrhunderte rascher einzuholen, nein, aus einem viel wichtigeren Grunde. Es käme nur auf ein klein bißchen Schnellerfahren an, auf ein ganz unauffälliges. Entgleisungen, Zusammenstöße, nichtfahrplanmäßiges Eintreffen und derlei Unzukömmlichkeiten sind ausgeschlossen. Es handelt sich bloß darum, die Sonne einzuholen.

In allem Ernste, ich bezwecke nichts Geringeres, als mit unserem bürgerlichen Jahr das Sonnenjahr einzuholen.

Bitte mir nur einen Augenblick zu folgen, ist nicht so schlimm, als es aussieht. Wir wissen, daß unser bürgerlicher Kalender mit dem natürlichen Jahre in Zwiespalt steht. Das natürliche Jahr, also das Sonnen- oder astronomische Jahr, beginnt stets mit 22. December, das bürgerliche Jahr zehn Tage später. Ganz willkürlich, ohne natürlichen Grund setzt das Kalenderjahr um ganze zehn Tage später ein, es könnte gerade so gut um vierzehn Tage oder drei Wochen später einsetzen, so wie die Russen thatsächlich am 23. Tag des Sonnenjahres ihren — ersten Jänner, ihren Neujahrstag haben. Den Russen und Griechen soll es in dieser Rückständigkeit schon lange nicht mehr behaglich sein, und man hört, daß sie ihr Jahr mit unserem bürgerlichen Jahre vereinigen wollen. Also es regt sich. Wenn nun aber schon einmal gerückt wird, warum wieder auf halbem Wege stehen bleiben! Warum nicht alle gemeinsam so weit rücken, bis es gründlich stimmt?

Der gegenwärtige Zustand, daß wir das Jahr erst anfangen, nachdem es schon zehn Tage vorher angefangen hatte, ist eine Schlampererei. Sogenannte geschichtliche oder sociale Factoren, die diese zehntägige Verspätung des bürgerlichen Jahres verursachen, braucht man nicht gelten zu lassen, die Natur war vor der Geschichte und die Sonne vor den Kalendermachern da. Nach Gottes Plan fängt das Jahr mit der Sonnenwende an. Der kürzeste Tag, heute der 21. December, ist der letzte Tag des Jahres; der erste wachsende Tag, heute der 22. December, ist der erste Tag des neuen Jahres. So ist's von Naturwegen.

Man glaubt wohl, die Verschiebung des bürgerlichen Jahres auf das natürliche Jahr würde großen Umständlichkeiten begegnen, z. B. Verlegung der kirchlichen Feste, Differenzen im Amts- und Geschäftsleben, Umrechnung in historischer Forschung u. s. w. Wenn auf dem heutigen 22. December der Neujahrstag stünde, so müßte der Christtag doch auf den 4. Jänner zu stehen kommen und dieselbe Verschiebung aller

übrigen „unbeweglichen Feste“ durch das ganze Jahr. So glaubt man. Ist aber nicht richtig. Der Christtag bleibt stehen, wo er steht, nämlich auf seinem angestammten 25. December, immer eine Woche vor dem Neujahrstage. Ebenso bleibt jeder andere Kalendertag auf seinem alten Platze. Mein Plan, den ich bald verrathen werde, verzichtet auf jede merkbare Veränderung, ja er könnte sie gar nicht brauchen. Einzig nur die Kalendermacher unter sich haben die Sache durchzuführen, ohne daß andere Leute etwas davon zu wissen brauchen.

Wir haben nämlich einen Schalttag. Man hat nie recht gewußt, wozu dieses Möbel gut ist, es stand bisher nur so herum; zumeist war es nicht da, und wenn man sich an seine Abwesenheit gewöhnt hatte, war es plötzlich wieder da und machte Unordnung. Die Gelehrten wußten allerdings, daß der Schalttag zur Regulierung des Jahres bestimmt sei, und daß er so ungefähr alle vier Jahre einmal im Monat Februar eingeschaltet werden müsse. Es gibt astronomische Verwickelungen, die hier nicht weiter angerührt werden sollen, nur so viel, daß der Schalttag zur Schlichtung solcher Verwickelungen für das bürgerliche Jahr höchst nothwendig ist. Für die Länge wäre er nicht zu entbehren. Aber so ein Weilchen, etwa so an dreißig, vierzig Jährchen, getraue ich mir ohne Schalttag auszukommen. Und mit diesem einstweiligen Verzicht auf den Schalttag sind wir mit unserer Idee, das bürgerliche Jahr mit dem natürlichen zu vereinigen, gerettet.

Wenn wir den Schalttag, der sonst in jedem vierten Jahre wiederkehrt, auf vierzig Jahre lang ausfallen lassen, ganz ausfallen — was ist die Folge davon? Wir verlieren in diesen vierzig Jahren zehn Tage Kalenderzeit. Das heißt, diese vierzig Jahre zusammen sind um zehn Tage kürzer als sonst vierzig Jahre sind, diese vierzig Jahre werden um zehn Tage früher zu Ende gehen, also, daß der Sylvestertag des Jahres 1941 dort steht, wo heute der Thomastag ist, auf dem 21. December — auf dem kürzesten Tag des Jahres.

Das bürgerliche Jahr wäre in diesem Falle mit dem astronomischen Jahre vereinigt.

Und zwar ohne alles Blutvergießen. Ohne jegliche Anstrengung, man brauchte nicht das mindeste zu machen, nur etwas zu unterlassen, nämlich zu unterlassen, den Schalttag einzuschalten. An der ganzen Reform würde das Publicum gar nichts anderes wahrgenommen haben, als daß vom Schalttage nicht die Rede war und daß das Sprichwort lügt, nach welchem zu Neujahr „der Tag schon wieder um sieben Hahnenschreie länger sei, als am Thomastage.“

Und all das der sieben Hahnenschreie wegen? Allerdings. Wenn es so wenig Umstände macht, soll man doch einmal die Uhr nach der Sonne richten. Die „Richtigkeit“ geht ja sonst dem Sohne des Maschinen-

zeitalters über alles, und auf die „Wahrheit“ fliegt bekanntlich der moderne Geist wie die Fliege auf den Zucker. Nun aber die Mißlichkeiten meiner Umwälzung. Leute, die am 29. Februar geboren werden, hätten vierzig Jahre lang keinen Geburtstag. Was fiengen da berühmte Größen an, die schon mit dem Dreißigsten ein Geburtsjubiläum feiern wollen! Zudem würden wir über die Änderung hinaus um zehn Tage früher alt werden und anderseits um zehn Tage länger leben — man weiß nicht, wie man's nehmen soll.

Die Geschichte kann, dachte ich, aber doch irgendwo einen Haken haben, an dem ich, der Nichtastronom und Nichtkalendermacher, am Ende hängen bleibe; denn, wenn es so leicht gienge, wäre es gar nicht denkbar, daß es nicht schon längst gemacht worden ist. Ich fragte also einen Gelehrten. Bei meinem alten Freunde Rudolf Falb fragte ich an, der in solchen Dingen was versteht, ob denn die Gleichrückung des bürgerlichen und des astronomischen Kalenders durch etwa vierzigjährige Ausschaltung des Schalttages thatsächlich möglich wäre? Antwortete Falb: Warum denn nicht! Vom astronomischen Standpunkte aus ist es möglich. Aber einen anderen Haken hat's, und zwar einen recht krummen. (Also doch!) Bei einer Kalenderverbesserung handelt es sich nicht bloß um die Zukunft, sondern auch um die Vergangenheit, nicht bloß um die fortlaufende Datierung, sondern auch um die Berechnungen und chronologischen Feststellungen nach rückwärts. So hat mir zum Beispiel die Differenz zwischen unserem und dem russischen Kalender bei Gruierung eines Erdbebendatums viel Ärger verursacht, indem ich oft nicht feststellen konnte, ob die Meldung im alten (russischen) oder neuen Stile zu verstehen sei. Auch der Historiker und der Chronologe würde in manchem Falle in dieselbe Verlegenheit gerathen. Es ist daher das Interesse aller dabei Betheiligten, Störungen und Unterbrechungen in der Datierung nach dem gegenwärtigen Kalender möglichst zu vermeiden. In keinem Falle werden die Astronomen auf Deinen Vorschlag eingehen. Für sie insbesondere wäre der ideale Gewinn viel zu theuer verkauft; die vierzig Jahre würden als eingeschobener Keil sie fortwährend zu neuen Reductionen zwingen, mit welchen sie ohnehin schon überhäuft sind. In Zukunft müßte bei Rückwärtsrechnungen stets auf diese vierzig Jahre besonders Rücksicht genommen werden. Nicht bloß Rußland, auch wir hätten an der Calamität eines alten Stiles zu leiden. Der unänderliche Zweck aller Kalenderverbesserung ist, den 21. März dauernd an die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche zu binden. Im übrigen ist jede Abänderung des gegenwärtigen Kalenders aussichtslos.

Also Falb. Und das soll alles sein, was sich gegen meinen Vorschlag einwenden läßt? — Falb hat von seinem Standpunkte aus Recht, er will für seine Sache den alten, bequemen Weg. Wenn jedoch die

Gelehrten immer so gedacht oder immer so Recht behalten hätten, wo wären wir heute? Nicht über den allerersten Kalender hinaus, denn schon die erste Verbesserung hat den damaligen Gelehrten alle jene Mühe verursacht, die eben einmal nöthig ist, um Unrichtigkeiten zu corrigieren. Falb sagt selbst, daß die Differenz zwischen unserem und dem russischen Kalender vielen Ärger verursacht. Also darum fort mit allen Differenzen, hin zur Einheit. Die Russen, wenn sie sich in Zukunft unserer Zeitrechnung anschließen wollen, müssen sich eben auch einmal auf das Umrechnen verlegen, und wir werden es ebenfalls thun, wenn's darauf ankommt. Das Ideal für die Gelehrten ist ja gewiß auch das jekige bürgerliche Jahr nicht. Denn das hat auch eine ganze Menge Haken. — Kurz, ich habe meinem gelehrten Freunde in Berlin nicht zugegeben, daß aus gewohnter Herkömmlichkeit, aus der Bequemlichkeit im Rechnen, in aller Zukunft von Neuerungen abgesehen werden müsse. Das wäre ja gerade, als seien wir arbeitsmüde, als zahle es sich nicht mehr aus, als sei ohnehin schon bald aller Tage Abend. Ich meine aber, die Weltgeschichte fängt erst an, und wir sollen im Kleinen wie im Großen unverdrossen alles ausbessern, was uns verbesserungsfähig scheint. Allerdings gebe ich zu, daß mein aufgeworfenes Thema nicht der Zeitfragen brennendste ist. Möglicherweise gibt es gesellschaftliche Einrichtungen, die von der Natur noch weit mehr abweichen als der bürgerliche Kalender. —

Außer Falb hat sich nun aber auch noch ein anderer Gelehrter in Berlin gemeldet, dem mein Vorschlag nicht recht passen will. Professor Dr. Wilhelm Foerster schrieb auf meinen Vorschlag eine Entgegnung, der zwar auch an manchen Stellen Einwände gemacht werden könnten, die aber zur allseitigen Beleuchtung der Frage hier ohne weitere Bemerkung abgedruckt werden soll.

Foerster schreibt:

„Von Peter Rosegger ist der Vorschlag gemacht worden, den letzten Tag des Jahres künftighin mit dem kürzesten Tage zusammenfallen zu lassen und den hiezu erforderlichen Rückgang des Neujahrstages auf den 22. December durch Weglassung der Schalttage in den nächsten 40 Jahren zu erreichen.

Es ist sehr zweckmäßig und nachahmenswert, daß der Urheber dieses Vorschlages demselben sogleich eine Gegenäußerung beigefügt, die er bei seinem alten Freunde Rudolf Falb eingeholt hat. Da ich mich in der letzten Zeit, auch in der Öffentlichkeit, wiederholt mit Fragen der Kalenderreform beschäftigt habe, möchte ich mir erlauben, eine kleine Ergänzung zu den kritischen Äußerungen Falbs, denen ich sonst durchaus zustimme, an dieser Stelle hinzuzufügen.



Roseggers Vorschlag entspricht ganz und gar den Grundgedanken, nach welchen die Menschheit von jeher ihre Kalendereinrichtungen zu ordnen gesucht hat. Bei den ersten Begründungen des Sonnenkalenders und auch bei manchen reformatorischen Erneuerungen desselben in alten Zeiten ist es entweder die Winter-Sonnenwende oder die Frühlings-Tagundnachtgleiche gewesen, an welche man den Jahresanfang angeknüpft hat. Auch die Lage unseres jetzigen Neujahres geht aus einem früheren Anschluss an die Winter-Sonnenwende hervor und ist nur, lange vor der Einführung des Julianischen Sonnenkalenders, in jenen Zeiten, in denen die astronomischen Bestimmungen und die Schalteinrichtungen noch unentwickelt waren, und in denen die schwierigen Ausgleichungen zwischen dem uralten Mondkalender und dem allmählich an seine Stelle tretenden Sonnenkalender die Anordnungen der Jahreseinteilung so vielfach erschwerten und unsicher machten, fast zufällig von dem Anschluss an die Winter-Sonnenwende ziemlich weit abgeirrt. Bekanntlich schwankten die Neujahrszeiten des altrömischen Kalenders, welcher seinem Ursprunge nach ein Mondkalender und nur näherungsweise an das Sonnenjahr angeschlossen war, um starke Bruchtheile eines Monats bis zu mehr als einem ganzen Monat in dem natürlichen Sonnenjahre hin und her. Die Lage des Neujahres zur Winter-Sonnenwende in dem ersten Jahre, mit welchem die maßgebende Einführung des reinen Sonnenkalenders durch Julius Cäsar begann, schloss sich dem damaligen Jahresanfange gerade dieses einzelnen altrömischen Mondjahres mit einer ziemlich willkürlichen Einschaltung an, und diese in gewissem Grade zufällige Lage des ersten Neujahres im natürlichen Sonnenjahre war nun im Sonnenkalender vorläufig fixiert. Weiterhin folgte diese Lage des Neujahres alsdann der langsamen fortschreitenden Verschiebung, welche infolge der Ungenauigkeit der von Cäsar angenommenen Jahreslänge das Kalenderdatum im natürlichen Sonnenjahre erlitt. Bis zur Zeit der Gregorianischen Reform hat auf diese Weise das Neujahr sich noch um zehn Tage und bei dem Fortgebrauche des fehlerhaften Julianischen Kalenders in den osteuropäischen Ländern um zwölf Tage (vom nächsten Jahre ab werden daraus sogar dreizehn Tage) von der Winter-Sonnenwende weiter entfernt, als es bei der Einführung des Sonnenkalenders durch die damalige zufällige Lage des Mondjahres der Fall war.

In dem nunmehr für Jahrtausende nach der wirklichen Jahreslänge geordneten Gregorianischen Kalender ist auch jene allmähliche Vergrößerung der Abweichung des Neujahres von der Winter-Sonnenwende im Jahre 1582 durch Weglassung von zehn Tagen wieder beseitigt und auch das Neujahr in der anfänglichen Lage zu dieser Sonnenwende für die Zukunft andauernder fixiert worden.

Fragen wir uns nun, ob hierdurch wirklich so erhebliche Übelstände bedingt werden, daß wir dem größten Theil der Culturwelt das außerordentlich große Übel einer Stetigkeitsunterbrechung ihrer Zeitrechnung wiederum zumuthen dürfen.

Zur Zeit der Gregorianischen Reform war eine solche Unterbrechung zu Gunsten der Einführung einer endlich viel richtiger ermittelten Jahreslänge an Stelle einer Kalenderform, welche von dem natürlichen Sonnenlaufe unablässig weiter abirren mußte, vollberechtigt, und sie geschah durch die vorerwähnte Weglassung von zehn Tagen in derjenigen Weise, welche in solchem Falle viel zweckmäßiger ist, als eine auf viele Jahre vertheilte Ausnahmemassregel. In letzterer Hinsicht ist es eine Illusion, anzunehmen, daß durch eine langsam verlaufende Störung der Stetigkeit des Functionierens einer solchen Einrichtung geringere Noth bereitet wird, als durch einen einmaligen Schnitt. Sowohl in der Gegenwart, als auch späterhin, wenn diese Gegenwart zur Vergangenheit geworden ist, würden durch anhaltende Abweichungen jener Art gerade Irrungen und Schädigungen von einem viel verwickelteren und undurchsichtigeren Charakter in der Zeitrechnung verursacht werden als durch eine einmalige scharfe und eclatante Unterbrechung.

Rosegger selber betrachtet die gegenwärtige Lage des Neujahrs eigentlich auch nur als einen Schönheitsfehler. Nun hat gewiß die Schönheit, das heißt in diesem Falle eine gewisse Symmetrie menschlicher Einrichtungen mit dem Verlaufe eines großen Natur- und Himmelsvorganges, eine sehr hohe Bedeutung im geistigen Leben der Menschheit und hierdurch auch in ihrer wirtschaftlichen Existenz. Aber Rosegger findet in dieser Beziehung selber das richtige Lösungswort, wenn er sagt: „Möglicherweise gibt es gesellschaftliche Einrichtungen, die von der Natur noch weit mehr abweichen, als der bürgerliche Kalender.“ In der That ist dieser Gesichtspunkt der entscheidende, und zwar nicht bloß für die von Rosegger erwogene Kalenderreform, sondern auch für eine größere Anzahl von anderen Vorschlägen, welche an die Stelle der historisch gewordenen Besonderheiten zahlenmäßig einfachere Gebilde setzen wollen.

Überdies fehlt der Menschheit noch die gehörige Organisation, um jene so tief eingreifenden Veränderungen der gewohnheitsmäßigen Einrichtungen wirklich gleichmäßig und sicher zur Durchführung zu bringen. Es liegt aber auf der Hand, daß nur eine vollkommen glatte und universelle Durchführung solcher Veränderungen in der ganzen Menschenwelt die für mehrere Generationen außerordentlich verlustvolle Bilanz derselben einigermaßen erträglich gestalten und die Erwartung rechtfertigen könnte, daß schließlich die Vortheile solcher Unterbrechungen der Stetigkeit der Einrichtungen die zugleich verursachten Nothe und

übel überwiegen werden. Immerhin kann der Hinblick auf solche Möglichkeiten und auf die Herbeiführung der Voraussetzungen, deren Erfüllung bis dahin nöthig ist, die ganze ideale Spannkraft der Menschen, welche auf die Verwirklichung alles Reineren und Besseren gerichtet ist, steigern und verfeinern helfen.

Nur einen Gesichtspunkt möchte ich Rosegger gegenüber noch hervorheben, der ihm, wie es scheint, entgangen ist. Ich habe anerkannt, daß sein Vorschlag eine auch historisch begründete formale Bedeutung hat; aber in Zukunft würde doch ein Zusammenfallen des Neujahres mit dem ersten Tage nach der Winter-Sonnenwende nicht entscheidend dadurch zu rechtfertigen sein, daß das Neujahr alsdann mit dem ersten wachsenden Tage zusammenfiel. Das konnte doch nur so lange gelten, als die Menschheitscultur sich ausschließlich auf der nördlichen Erdhalbkugel entwickelte. Auf der südlichen Erdhalbkugel würde das beiden Halbkugeln gemeinsame Neujahr am ersten Tage nach unserer Winter-Sonnenwende mit dem ersten abnehmenden Tage zusammenfallen, so daß dort die Lage des Neujahres die entgegengesetzte Bedeutung hätte, nicht das alljährliche Emporstreben der Licht- und Lebensentwicklung zu eröffnen, sondern das jeweilige Abwärtsgehen. Auch für die südliche Erdhalbkugel würde aber der obige Gesichtspunkt der bloßen Symmetrie bei einer solchen Lage des Neujahres seine Geltung behalten. Bei näherem Zusehen erkennt man allerdings, daß diese Symmetrie nur im ideal-mathematischen Sinne durch eine solche Einrichtung gewahrt sein würde. Da nämlich bei allen Ausstrahlungen von Licht, Wärme u. s. w., durch welche Lebensentwicklung bedingt wird, das Minimum oder das Maximum dieser Wirkungen sich stets gegen die Eintrittszeit des Minimums oder des Maximums der ursächlichen Licht- und Wärmestrahlungen u. s. w. verspätet, so liegt eigentlich ein Neujahr, welches später fällt als der bezügliche Wendepunkt der Licht- und Wärmestrahlung, symmetrischer innerhalb des jährlichen Verlaufes der periodischen Lebenserscheinungen als ein Neujahr, welches mit jenen Wendepunkten zusammenfällt. Diese realere Symmetriebedingung würde aber allerdings erst dann in genügendem Grade erfüllt sein, wenn unser Neujahr etwa auf den Anfang des Februar gesetzt wäre. Man kann also den gegenwärtigen Sachverhalt durch Betrachtungen dieser Art auch nicht genügend rechtfertigen. Er ist eben nicht auf dem Wege strengster Überlegung entstanden, sondern nur conventionell fixiert worden.

Einige Worte möchte ich hier noch in Betreff radical verstandesmäßiger Behandlung solcher und ähnlicher Reformfragen überhaupt zur Erwägung geben. In Zeiten, welche so schwer wie die jetzigen mit der gemeinsamen Prüfung und Besserung unläuglicher moralischer und wirtschaftlicher Nothstände betraut und belastet sind, sollte man diejenigen

allgemein angenommenen gewohnheitsmäßigen Einrichtungen, bei denen irgendwie erhebliche Übelstände noch kaum zum Bewußtsein der Gesamtheit gekommen, geschweige denn überhaupt mit Sicherheit nachgewiesen worden sind, nicht ernstlich in Frage stellen, wie es ja Rosegger auch so fein vermieden hat.

Nur dann, wenn innerhalb der Culturwelt noch keine einheitliche Geltung solcher Einrichtungen erreicht ist, und wenn durch die bezüglichen Verschiedenheiten auf allen Seiten unablässig erhebliche und unnöthige Frictionen moralischer und intellectuellder Art, sowie Verluste und Hemmungen wirtschaftlicher Art verursacht werden, nur dann ist man berechtigt, sogar in so stark belasteten Zeiten wie die unsrigen, energisch auf Reform und Abhilfe im Sinne voller Einheitlichkeit und Zweckmäßigkeit dieser Einrichtungen der Culturwelt zu dringen.

Zu Reformen letzterer Art gehört jedenfalls die gänzliche Beseitigung des alten, auf einer so fehlerhaften Jahreslänge beruhenden, Julianischen Kalenders und die Beseitigung der Verschiedenheiten und der großen Unzweckmäßigkeiten der Ansetzung des Osterfestes.

Ei es mir gestattet, in Betreff des Osterfestes noch einige Worte der Erläuterung hinzuzufügen.

Die Veränderlichkeit der Lage des Osterfestes im Sonnenkalender, welche sich bekanntlich vom 22. März bis zum 25. April erstreckt, ist noch ein Rest des alten Mondjahres, welches für die ältesten Culturen eine ganz andere und viel größere Bedeutung gehabt hat als für die unsrige. Alle Welt ist darüber einig, daß es im hohen Grade wünschenswert ist, hiefür Abhilfe zu schaffen, und daß die Abhilfe mit jedem Jahre dringender erforderlich wird, weil die Bedeutung einer regelmäßigen und übereinstimmenden Zeiteinteilung für den gesammten inneren und äußeren Wohlstand der Menschenwelt mit der Steigerung des Verkehrs und der Arbeitsentwicklung immer größer wird.

Sehr eindrucksvoll hat hierüber der berühmte Nationalökonom Wilhelm Roscher in Leipzig in seinem Buche „Geistliche Gedanken eines Nationalökonomens“ das Folgende gesagt: „Der Wunsch, Ostern auf einen bestimmten Sonntag in unserem Sonnenkalender festzustellen, ist ein wohlbegründeter, zumal die mit dem bisherigen Schwanken zusammenhängende Unsicherheit so vieler wichtiger Zeitpunkte auch eine Menge von Streitigkeiten, eigennützigen Auslegungen des Zweifelhaften veranlaßt und oft schwere sittliche Versuchungen darbietet.“ Wie groß diese moralischen und wirtschaftlichen Übelstände sind, haben bereits seit mehreren Jahren eifrige Bemühungen der Königlich sächsischen Handels- und Gewerbekammern und seitdem auch anderer wirtschaftlicher Corporationen in der Öffentlichkeit dargethan, so daß ich mir ein näheres Eingehen hierauf ersparen kann, indem ich nur noch in aller Kürze Folgendes

bemerkte: Die den Schwankungen des Osterdatums entsprechenden Schwankungen von Markt-, Pacht-, Mietsterminen, von Schuljahrsanfängen und dergleichen sind von allen Sachverständigen, zumal in Deutschland, als sehr große Übelstände anerkannt, und auch da, wo man sich ihrer nicht deutlich bewusst wird, wirken sie als eine empfindliche Belastung des Arbeitslebens.

Bereits seit mehreren Jahren wird in immer weiteren Kreisen über den Vorschlag verhandelt, das Osterfest künftig in der ganzen Culturwelt gemeinsam am dritten Sonntag nach dem Frühlingsäquinoy zu feiern, wonach hinfort der Ostersonntag sein Datum nur zwischen dem 4. und dem 11. April ändern, also der Zeitraum von einem Ostersonntag zu dem folgenden im allgemeinen unveränderlich 52 Wochen betragen und nur von Zeit zu Zeit, nämlich durchschnittlich alle fünf oder sechs Jahre einmal, um eine Woche länger sein würde.

Vom Vatican und von Seiten vieler anderen in der katholischen Kirche und in den übrigen Kirchengemeinschaften hochstehenden und weitblickenden Männer ist dieser Vorschlag auch bereits in gründlichste Erwägung gezogen, und es ist auch außerhalb der katholischen Kirche die Neigung offen bekundet worden, einem Vorgehen des Papstes in dieser Richtung sich freudig anzuschließen. In der That ist dem Papstthum in dieser Frage das besondere historische Vorrecht einer Initiative zuzuerkennen im Hinblick auf die hohen Verdienste, die es sich in der Person Gregors XIII. um die ganze Culturwelt erworben hat, als es damals auf Grund der Rathschläge ausgezeichneten sachverständiger Männer unsere gegenwärtige Kalendereinrichtung schuf, welche jedenfalls einen großen Fortschritt der Annäherung der Zeitrechnung an den wirklichen Verlauf der maßgebenden Himmelsvorgänge darstellt und uns für die nächsten Jahrtausende diesen Anschluß mit der Genauigkeit eines Tages verbürgt.

## Die Werbung beim Sprengzaun zu Hohenwang.

Von Otto Schram.

Es sah Frau Agathe zu Hohenwang  
Als Wittib auf dem Schlosse;  
Doch währte ihr Witwenstand nicht lang,  
Bald kamen schon hoch zu Roffe  
Die Werber in Scharen herangerückt,  
Im Geiste schon jeglicher hochbeglückt,  
Denn jung war und schön Frau Agathe.

Als Frau Agathe die Kunde ward,  
Geschmeichelt und stolz sie's vernommen,  
Dass ihre Freier so dicht geschart,  
Da hieß sie sie herzlich willkommen;

Den Tag ließ sie ihnen verkündigen auch,  
An welchem nach Hohenwanger Brauch  
Die Werbung sie wolle empfangen.

Es mußte ein Freier zu Hohenwang  
Die Braut sich kühnlich erringen:  
Zu Roffe mußte in schnellstem Gang  
Er einen Zaun überspringen  
Mit vollem Becher und voller Wehr,  
So Reiter wie Ross gepanzert schwer,  
Kein Tropfen im Becher durst fehlen.

Ob alles geschehen, so wie sie befahl,  
 Sieng Frau Agathe zu sehen;  
 Den Graben fand sie noch viel zu schmal,  
 Den Zaun, den ließ sie erhöhen.  
 Dann sprach sie: „Den Ritter möchte ich  
 schaun,  
 Der sprengen kann hier über den Zaun,  
 Ohn' etwas dabei zu verschütten.“

Es kommt der Tag, und wie zum Streit,  
 Wie vor dem Kampfspiel zu schauen,  
 So stehen, wie sie das Los gereiht,  
 Hier Ritter aus allen Gauen.  
 Ein Herold verkündet laut den Beginn,  
 Es reitet der erste zur Dame hin,  
 Der Mundschenk füllet den Becher.

Die Dame spricht huldvoll: „Ich fühl' mich  
 geehrt,  
 Herr Ritter, durch Euer Freien;  
 Ihr wisset, was Hoh'nwanger Sitte begehrt,  
 Und wollt Euch dennoch nicht scheuen.  
 Damit Ihr's aus meinem Munde wißt:  
 Sobald einen Tropfen Ihr vergießt,  
 Muß ich meine Hand Euch versagen.“

Nun reitet zu und macht es gut;  
 Schon manchem ist es gelungen,  
 Gar mancher hat mit frischem Muth  
 Die Braut sich so errungen.  
 Ich wünsch' Euch zu dem Ritte Glück;  
 Bringt mir den Becher voll zurück.“  
 Drauf reicht sie ihm die Rechte. —

Es hatten der Reihe nach schon acht  
 Den Zaun übersehet vergeblich;  
 So sicher sie auch den Sprung gemacht,  
 Doch mehr oder minder erheblich  
 Erscheinet im Becher die leere Wand  
 Vom Weinesspiegel bis zum Rand,  
 Und strenge prüft Frau Agathe.

Doch als der neunte geritten kam,  
 Da schlug Frau Agathe züchtig  
 Die Augen nieder und blickte, vor Scham  
 Erröthend, nur ganz flüchtig  
 Ins Antlitz ihm, und es erklang:  
 „Ihr freit um Agathe von Hohenwang,  
 Das will mich höchlich beglücken.“

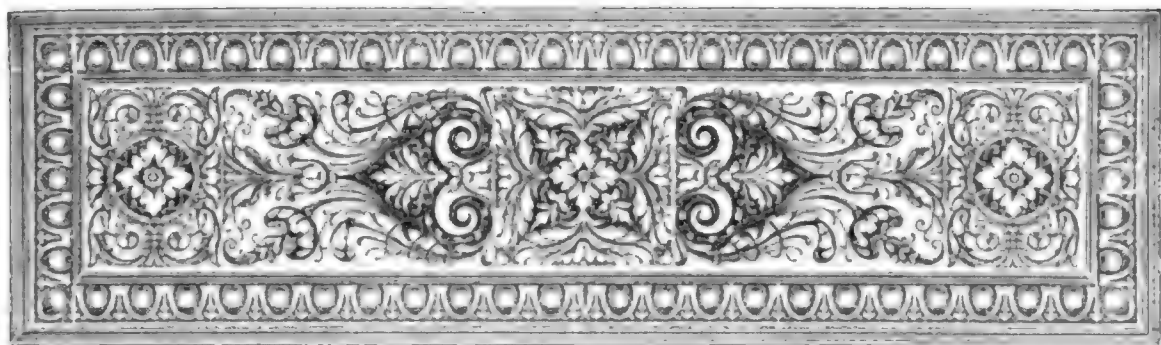
Ihr wisset, Herr Ritter, wie man freit  
 Nach Hohenwanger Sitte.  
 Es gebe Gott Euch sein Geleit  
 Auf Eurem Werberitte.  
 Bringt mir den Becher voll bis zum Rand,  
 Auf daß ich Euch reichen kann meine Hand,  
 Erlöset von qualvollem Dangen.“

Sie reichte darauf ihm die Rechte hin;  
 Den Ritter, der sie erfasste,  
 Des Antlitz wie Kohle zu glühen schien,  
 Durchzuckte es, und er erblasste —  
 Wie ist doch ihr Händedruck hart und kalt! —  
 Doch lehrt in sein Antlitz die Röthe bald —  
 Er hält einen faustgroßen Kiesel.

Er reitet von ihr mit dankbarem Blick,  
 Er zeigt sich als kühnster der Reiter,  
 Den Zaun überieht er mit großem Geschick,  
 So sicher wie kein zweiter —  
 Und doch fehlt des Weines ein halber Zoll! —  
 Im Nu ist der Becher wiederum voll, —  
 Und Braut ist die schöne Agathe. —

Noch heißt man zum Sprengzaun die Schenke  
 im Thal,  
 Im ewig grünen Steier.  
 Blick ich zwischen Waldriesen, schier ohne Zahl,  
 Des Schlosses zerfallend Gemäuer,  
 Dann denk ich: „Wenn's dir schon beschieden,  
 so stürz  
 Hernieder zum Sprengzaun und bis in die  
 Mürz —  
 Ich tauch' wie der Stein um Agathe!“

Doch müssen beim Tauchen wir nicht wie  
 der Stein  
 Hinab nach der Tiefe nur streben;  
 Wir können tauchen in steirischen Wein,  
 Um höher uns drauß zu erheben,  
 Da unser Herrgott, weil er uns liebt,  
 Zum Wein uns auch Freude zum Singen gibt  
 Und viele schöne Agathen.



## Kleine Laube.

### Unsers Herrgotts Keller.

„Josef! Um zwei Uhr werden die Herrschaften von der Rennbahn da sein. Bereite ein zweites Gabelfrühstück mit Caviar und Austern. Auch ein paar Flaschen Sekt einführen.“

„Zu dienen, Excellenz!“

Hierauf machte der alte Excellenzherr seinen Spaziergang, um das erste Gabelfrühstück noch knapp vor dem zweiten zu verdauen. Man muß auch seiner Gesundheit etwas zuliebe thun. Es war ein heißer Julitag, der Herr schritt langsam und behäbig die Straße entlang, trug in der einen Hand den Hut, in der andern den seidenen Sonnenschirm, dachte an seine Pferde, an seine Tugenden und an seine Jagdhunde, womit er morgen eine Probe anstellen will.

Ein fahrender Gefelle begegnete ihm, zog vor dem Herrn seine Mütze und grüßte höflich.

„Gu'n Tag, gu'n Tag!“ rief der Excellenzherr leutselig, denn er war immer sehr wohlwollend, besonders wenn er gut verdaute.

„Warm heut, Euer Gnaden, sehr warm heut!“ näselte der fahrende Gefelle, wischte sich mit einem zusammengeballten rothen Sacktuch den staubigen Schweiß vom braunen Gesicht und dachte: Vielleicht gibt er mir doch ein Zwanzighellerstück auf ein Glas Bier. Da die Excellenz aber in anderen Gedanken versunken zu sein schien, so rief der Gefelle überlaut: „Wenn bei so 'ner Hitze nur dieser verdammte Durst nicht wär'!“

„Durst haben Sie!“ schnarrte der Herr, „na, dann gehen Sie gerade aus, hernach links um die Scheune, dort steht der Brunnen. Just einmal den Eimer heraufziehen. Na, gehaben Sie sich!“

„Vergelt's Gott!“ antwortete der Handwerksbursch und bei sich: Alter Filz, Wasser finde ich auch selber, wenn ich mag.

Die Excellenz schritt süßpaß und war zufrieden mit dem erziehlichen Rathe, den er gegeben. Alles hat Durst heutzutage. Alles will Bier, Wein und weiß der Himmel was! Nicht übel, wenn sie manchmal an des lieben Herrgotts Keller erinnert werden. Wer Durst hat, für den ist frisches Wasser das allerbeste. Ein bißchen mehr Frugalität, meine Herren Landstreicher! — Da der Gefelle dahin war, blieb er stehen, klemmte den Schirm zwischen die Beine und brannte sich eine feine Regalitaß an.

Um zwei Uhr saß er wieder bei den jungen Herrschaften im Gartensalon. Nachdem der erste Durst mit einigen Flaschen Tafelbier gelöscht war und man wohlgemuth den Austern zusprach, winkte der Excellenzherr dem Josef, daß er den Sect bringe. Da der Diener aber ein zweitesmal in Sicht kam, ohne eine Silberköpfige mitzubringen, wurde der Herr ungeduldig.

„Sofort, Euer Gnaden, sofort“, versprach der Josef schüchtern.

„Saperlot, ist es denn so weit in den Keller?“

„Ich habe die Flaschen eingekühlt, Excellenzherr, im Brunneneimer. Und wie ich sie jetzt hervorholen will, sind sie weg. Puß weg!“

„— — So! — — So! — — Na, dann werden sie in unsers Herrgotts Keller einen Liebhaber gefunden haben.“ — Daß dich der Satan! — Aber zum schlechten Spiel gute Miene. — „Josef, spute Dich! Hole andere Flaschen!“ R.

## Sonnengold.

(Gedicht von Franz Himmelbauer.<sup>1)</sup>)

Ich stand auf einer Straße, die blühende Bäume besäumten. Vorne fiel sie steil ab, für die Blicke aber, die den Gang nicht sehen konnten, schien sie in den Äther aufzugehen. Ohne wie die langen, ebenen Landstraßen in einen Punkt zusammenzulaufen, brach sie jäh ab, und über ihrem Boden erhob sich das Gewölbe des Himmels. Es ist einer jener Punkte, an denen der Wanderer sich gerne sagt, daß drüben, wo die Straße aufhört, das Weltmeer rausche. Jetzt aber war dort, wo die beiden letzten Bäume standen, die letzten Streifen des Sonnenkörpers gesunken, und ungeblendet konnten die Blicke in den Glanz des unendlichen, himmlischen Goldmeeres tauchen, das er zurückgelassen. Es war wie ein Leuchten der Ewigkeit . . .

Zwei Liebende gingen traumverloren an mir vorüber. Ein blühender Jüngling, ein blühendes Mädchen, ein herrliches Bild reinsten Liebe, ewigen, überirdischen Menichenglüdes. Ihre Arme waren ineinander verschlungen, die Augen aber hingen in Verzückung an dem himmlischen Golde. Meine Blicke folgten ihnen. Scharf hoben sich ihre schlanken Gestalten von dem goldenen Grunde ab. Doch wie sie weitergingen, schien das Gold auf sie hereinzustürzen. Ich sah nur mehr zwei leichte Schatten, von Millionen goldener Strahlen umstritten. Dann schienen sie aufgegangen im Reiche des Lichtes, ich sah sie nicht mehr, und langsam verblasste die goldene Farbe.

Und mir war es, als wäre jener überirdische Glanz die Pforte des Himmels gewesen, die sich geöffnet hatte, um zwei reine, glückliche Menschenkinder in die leuchtenden Hallen der Ewigkeit aufzunehmen.

<sup>1)</sup> Aus Franz Himmelbauers „Waldsegen“. Österr. Verlagsanstalt Linz, Wien, Leipzig.

## Eine mislungene Unsterblichkeit.

Warum die Leute das Sterben nicht schon gewohnt sind? Seit Menschengedenken sterben sie, jeden Tag sieht man ihrer hinsterven, keiner bleibt übrig. Es gibt nichts Alltäglicheres, nichts Gewöhnlicheres auf Erden als Sterben. Und trotzdem. Sobald's an Einen kommt, welches Ausbäumen dagegen, welcher Schrecken! Die ganze Natur widersetzt sich gegen sich selbst, denn nichts natürlicher, als



Sterben! Ist denn hier keine Vererbungstheorie zu spüren? Der Tod vererbt sich, weshalb nicht auch das ruhige Bewußtsein seiner Selbstverständlichkeit? Ist denn die Anpassungstheorie nicht da? Sich dem Unvermeidlichen gelassen anzupassen, wie der Frühlingsfrohe sich dem Herbst, dem Winter, dem Alter anpaßt. Das Zweckmäßige vollzieht sich. Aber ist nicht ein friedliches Sichfügen in die Verwandlung zweckmäßig?

Das Unnatürliche und Gräßliche dieser Sache liegt darin, daß die meisten Menschen eines unnatürlichen Todes sterben. Sie sterben nicht an Altersschwäche, was ein Einschlafen am Abend ist. Sie sterben nicht am Ende des Lebens, sondern mitten im Leben — und das thut weh. Und sie sterben in der Meinung, daß das Sterben todt mache. Dieses Vorurtheil aber ist für uns Kinder des Lebens unerträglich.

Also die Einen fürchten das Sterben wegen des ewigen Nichts, in das sie zu versinken glauben. Andere fürchten es wegen des künftigen Lebens, in welchem ihnen Strafen für die Sünden dieses Lebens drohen. Noch Andere fürchten das Sterben, weil es sie von allem losreißt, was ihnen hier lieb gewesen ist. Und endlich gibt es auch solche, die das Sterben deshalb fürchten, weil es so unermeßlich weh thun soll. Der körperliche Schmerz, meinen sie, werde so groß, daß er nicht mehr auszuhalten ist und deswegen sterbe man an ihm. Man mag solchen vorstellen, der Tod sei ja eben das Aufhören des Schmerzes, es nützt nichts, sie fürchten sich. Man mag sagen, der Tod gehe euch Menschen überhaupt nichts an, lebendig nicht, weil ihr seid, und todt nicht, weil ihr nicht mehr seid — auch dieses halbkluge Wort hilft nichts, sie fürchten sich. Sie fürchten sich das ganze Leben lang gräßlich vor dem Sterben, fürchten sich krank und fürchten sich todt, und das ist die größte Angst ihres Lebens. Sie vermögen das leidvolle Leben oft kaum zu ertragen und doch ist von allem Leide das größte die Furcht vor dem Ende dieses Leides. So wunderbar ist der Mensch!

In Frankreich ist ein Buch erschienen von Jean Finot: „Die Philosophie der Langlebigkeit“, das Alfred Fried ins Deutsche überetzt hat und das vor Kurzem in Berlin herausgegeben wurde. Dieses Buch stellt sich die Aufgabe, den Menschen die Todesfurcht anszureden. — Wenn es nur glücklicher dabei wäre. Im ersten Theile geht es an, das ist der Theil der Langlebigkeit. Da wird eine Reihe von Fällen aufgezählt, wie die Leute 150, 200 ja 300 Jahre alt wurden, wie wir unser Leben vielfach verlängern könnten, wenn wir glaubten, lange zu leben. Wenn man nur einmal über eine gewisse Zeit hinauskäme, ohne sich zu fürchten, im hohen Alter dann stelle die Todesfurcht sich überhaupt nicht mehr ein und das Sterben werde zu einem unbewussten Verdämmern. — Dann aber beginnt das Buch zu sprechen von der Unsterblichkeit. Nicht von der der Seele, diese läßt es als unmodern aus dem Spiele; sondern von der Unsterblichkeit des Körpers. Thor, was ängstigest du dich vor dem Tode, wenn es gar keinen gibt, wenn es nur eine Verwandlung ist! Freue dich doch, denn dein Körper wird auch im Grabe leben, anstatt ein Leben wird er viele tausend Leben haben, denn aus deinem Körper entwickeln sich Millionen von Wesen, die sich in ihrer Art des Lebens freuen! Dann wird beschrieben das Gewürme und Geziefer, das aus dem sich zerlegenden menschlichen Körper hervorgeht, und in dem sich also unser Leben fortsetzt. Das Buch glaubt allen Ernstes, mit dieser längst abgebrauchten materialistischen Sache uns Menschen zu beruhigen, ja sie wie einen Gewinn darzustellen, weil wir ja für das eine Leben, das wir verlieren, tausend andere Leben erzeugen. Diese platte Verstandlosigkeit in Sachen des menschlichen Herzens ist kaum zu glauben, oder sollte wirklich der Verfasser selbst sich damit trösten,

dass er aus einem Menschen zu Wärmern wird, wovon obendrein einer vom andern nichts weiß oder einer den andern vielleicht auffrisst. Ebenso gut könntest du ja schon heute als Mensch sagen: diese Kröte oder dieser Theil von der Kröte ist mir ebenso lieb, als mein menschliches Ich, denn es ist ja mein Stoff und wie ich den Naturgesetzen unterworfen. — Das mag in der Theorie eine alles umfassende Weltliebe ergeben, aber praktisch für das menschliche Geschlecht ist diese Liebe nicht. Sie kommt in der That nicht vor, und auch der Verfasser jenes Buches wird unvergleichlich mehr Interesse für die menschliche Art gehabt haben als für die Infusorien und Mikroben des Grabes.

Die Unsterblichkeit, die wir Menschen uns wünschen, ist die persönliche Unsterblichkeit. Wir wollen uns unser bewusst bleiben oder wieder bewusst werden, wir wollen unsere menschlichen Eigenschaften, die Fähigkeiten, im menschlichen Sinne glücklich zu sein, mit uns nehmen ins andere Leben hinüber, in diesem Sinne wollen wir fortbestehen. Von dieser Unsterblichkeit sprichst du aber nicht, du guter armer Jean Finot. Und kannst nicht davon sprechen, weil du die altmodische Seele verworfen hast, oder ihrer nicht achtest. Du magst dich mühen und plagen wie du willst, uns die Unsterblichkeit des Körpers und die „Schönheit“ derselben glaubhaft zu machen und uns damit zu trösten — es ist ganz umsonst. Deine Schilderung des Lebens im Grabe kann uns wohl ein noch größeres Grauen einflößen, allein uns damit zu beruhigen, das kannst du nicht. Jener große Wohlthäter, von dem du sprichst, der den Menschen ersehen soll, um ihnen das Sterben leicht zu machen — du bist es nicht. Du bist ein Mann, der aus vielen bekannten Büchern ein Buch gemacht hat, dessen Titel die Leute locken soll, und dessen Inhalt sie enttäuschen wird.

R.

## Der Bur von zwei Seiten.

Von C. Brasch.

### Bur in englischer Beleuchtung.

Ein Bur ist ein elender Tropf,  
Hat einen bösen, wilden Kopf;  
Sein Auge glüht in stetem Haß,  
Wird nimmermehr durch Mitleid naß.

Nichts weiß ein Bur von heil'ger Scheu,  
Bricht jedermann versproch'ne Treu,  
Beleidigt jedes Volk der Welt  
Und ist der Schlichkeiten Held.

Wie er ist, ist auch seine Brut,  
Die weiter nichts als schießen thut  
Und dann mit wuthentbranntem Blick  
Zerstört der Völker Heil und Glück.

Von europäischer Cultur  
Hat er auch noch nicht eine Spur.  
Er ist so wie ein Hottentott,  
Der Völker Scheusal, Schmach und Spott.

Und wollen wir ihm freundlich nah,  
So wehrt er sich im wilden Wahn.  
Und weist von sich die größte Macht,  
Die aller Welt das Heil gebracht.

Der Bur hat Gold in seinem Land,  
Und dazu fehlt ihm der Verstand,  
Die Schätze an das Licht zu ziehn;  
Wir helfen gern ihm bei den Müh'n!

Wie gerne würden wir ihm nah  
Mit einer großen schönen Bahn.  
Und Rhodes, unser bester Freund,  
Hat es so treu mit ihm gemeint.

Und doch versteht die böse Brut  
So gar nichts von der Liebesglut,  
Mit Füßen tritt sie gar ihr Glück  
Und weist uns immerfort zurück.

Bei solchem schlimmen, bösen Stand  
Ward bange uns im eignen Land;  
Wir schafften viel Soldaten hin,  
Kanonen auch im Friedenssinn.

Wir rüsteten recht mit Bedacht,  
Da gaben alle Buren acht  
Und stürzten sich mit Tigerklaun  
In unsere friedlich süßen Gaun.

Nun freilich war es unsre Pflicht,  
Den echten Höllenböjewicht  
Mit Krieg und Brand zu überziehn.  
Und sicherlich, wir kriegen ihn.

Wir haben ja ein großes Heer,  
Kanonen groß und furchtbar schwer,  
Und Bulter bullert mächtig drein,  
Dass alle Buren ängstlich schrein.

Was auch die böje Welt uns sagt,  
Wir kämpfen frisch und unverzagt;  
Der böje Bur muss von dem Thron  
Und dann winkt uns der goldne Lohn.

Steht unser Heer mal nicht so brav,  
So hilft uns stets der Telegraph,  
Das, was uns nicht so recht gefällt,  
Verschweigen wir vor aller Welt.

Das Goldrevier, es zieht uns an,  
Wir jagen alle Kräfte dran  
Und haben wir es erst einmal,  
So achten wir nicht mehr der Qual.

### Bur in deutscher Beleuchtung.

Der Bur ist stets ein Ehrenmann,  
Der alles thut, was er nur kann,  
Um Fried und Eintracht zu erhalten;  
Er meidet gern die Kriegsgestalten.

In ihm ist ein gar frommer Sinn,  
Er gibt sich ganz dem Vater hin,  
Der ihn und sein Volk kann beschirmen  
In Nöthen und in Kriegesstürmen.

Es ist in seiner Männerbrust  
Zu Weib und Kind viel Lieb und Lust,  
Er blickt mit Muth und Gottvertrauen  
Auf seines Landes liebe Gauen.

Dass er den Engländer hasst,  
Der stets als ungebetner Gast  
In seine Länder ist gekommen  
Und schließlich alles ihm genommen,

Das kann der Dümme schon verstehn,  
Das ist auch wirklich nicht mehr schön,  
Das ärgert auch die braven Buren,  
Sie schützen muthig ihre Fluren.

Und ihrer Söhne tapf're Schar  
Folgt froh dem sieggewohnten War.  
Dem heim'schen Herd weicht jeder eben,  
Was er besitz, Gut, Blut und Leben.

Die Mütter bieten gern die Hand  
Dem stark bedrohten Vaterland,  
Die adern, säen mit den Kleinen,  
Dabei sieht man sie oftmals weinen;

Sie stehen Rache auf die Brut,  
Die ihnen immer Unrecht thut  
Und sicher wird der Herr der Schlachten  
Auf das Gebet der Ärmsten achten.

Troh aller stolzen Prahlerei  
Der Engländer bleibts dabei:  
Der Sieg ist bei den braven Buren,  
Und täglich sieht man neue Spuren  
Von Gottes Herrlichkeit und Macht,  
Der über sein klein Völklein wacht.  
Sie mögen sich den Kopf zerrennen,  
Bis endlich sie die Schuld erkennen.

Die Goldgier hat sie angelockt,  
So dass verblendet und verstockt  
Sie wieder einen Raubzug planten,  
Den auch die Buren zeitig ahnten.

Und ihre Sache steht nicht schlecht;  
Sie kämpfen für ihr gutes Recht,  
Die ganze Welt wünscht ihnen Segen  
Und viele gute Christen legen  
Sich fürbittend beim Vater ein,  
Der sicher hören wird ihr Schrei'n,  
Und jene Ärmsten herrlich retten  
Wird aus des stolzen Feindes Ketten.

Drum Heil den Buren, die ihr Land,  
Beschützen mit geübter Hand,  
Gott lass es ferner so gelingen,  
Dass sie mit ihm den Feind bezwingen.

Dann schenk er ihnen auch ein Herz,  
Die armen Heiden allerwärts  
Zu Jesu Christo hinzuführen,  
Dass sie auch seinen Namen zieren.

## Wie die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich einer Bäuerin den Schmarntopf halten mußte.

Eines Tages gieng die Kaiserin allein spazieren, und als sie schon tüchtig müde war, lehrte sie in eine einsame Bauernhüte ein, um ein wenig auszuruhen. Dort stand am Herde eine bejahrte Bäuerin, die emsig in einem Topfe rührte. Die Kaiserin bat um die Erlaubnis, sich niedersehen zu dürfen, und ließ sich dann mit der Bäuerin in ein Gespräch ein. Während des Gespräches fuhr die Bäuerin fort, ihren Teig in einem Topf energisch zu bearbeiten, aber der Topf wollte nicht parieren, sondern machte alle Drehungen des Kochlöffels mit, bis endlich die alte Frau die Geduld verlor. „Na“, sagte sie gereizt, „auf diese Art wird aus dem Schmarn nichts werden. Schauen Sie, liebe Frau, Sie haben jetzt ohnehin nichts anderes zu thun, kommen Sie her und halten Sie mir ein wenig den Topf, dann wird die Geschichte gleich gehen.“ Die Kaiserin trat lächelnd an den Herd und hielt den Topf, während die Bäuerin den Teig umrührte. Binnen kurzem war der „Schmarn“ fertig, welchen auch die Kaiserin kostete und natürlich „ausgezeichnet“ fand. Dann verabschiedete sie sich mit herzlichem Danke für die Gastfreundschaft der Bäuerin. Als zu Mittag der alte Bauer nach Hause kam und zufällig nach dem Fensterbrett hinblickte, taumelte er förmlich vor Schreck zurück. „Mütterchen“, fragte er, „wie kommt den das hieher?“ Auf dem Fensterbrett lag eine Banknote. Stotternd erzählte die arme Frau, was geschehen sei, und schilderte, so gut sie konnte, das Aussehen der Dame. „Weib!“ rief der Bauer, „also ist es doch wahr, daß bei Euch Weibern das Haar lang, der Verstand aber kurz ist?! Das war ja die Kaiserin!“ — „Jesus Maria!“ schrie die Bäuerin, „und ich habe mir von der Kaiserin den Topf halten lassen, dafür kann ich vielleicht gar noch in Arrest kommen.“

## Weihnachtsfieber.

Der Teufel war höllisch erbozt über die deutsche Weihnachtsfeier. Denn kein christliches Fest that ihm soviel Abbruch wie dieses, an dem kindliche Glaubenseinfalt mit deutschem Familiensinn und christlichem Liebesseifer sich innig verschwister hatte. Drum tauchte er in der Hölle tiefsten Grund, um ungestört darüber zu grübeln, wie er die deutsche Weihnacht verderben könnte. Er grübelte lange. Endlich aber zuckte über sein finsternes Antlitz ein Blich diabolischer Freude. Jetzt hab' ichs! sprach er bei sich, als er wieder auftauchte. Und sogleich gieng er ans Werk. Und siehe, fortan kam, so oft die Weihnachtszeit nahte, eine Unruhe über die Menschen, wie wenn einen das Fieber überfällt. Von Jahr zu Jahr ward sie stärker, die fiebernde Unruhe. Am schlimmsten wurden die Geschäftsleute davon ergriffen. Bei ihrer vielen ward bald die Weihnachtsaison ausschlaggebend für das Geschäft des ganzen Jahres. Schon monatelang zuvor grübelten die Chefs, welche neue Überraschungen sie auf den nächsten Weihnachtsmarkt werfen könnten. Dann füllten sie ihre Warenräume bis oben hin mit Weihnachtsartikeln, und hinaus flogen nach allen Windrichtungen die Prospective zu Hunderttausenden, daß die Papierkörbe überall zu klein wurden und selbst die Kinder nicht mehr wußten, wo anfangen und aufhören mit der Bewunderung all der schönen bunten Bilder, die der Briefträger täglich brachte. Je näher Weihnachten rückte, desto schöner schmückten sich die Ladenfenster. Welch eine Mannigfaltigkeit, Welch eine Pracht! Und ein Geschäft überbot immer das andere an Auswahl und Geschmac. Draußen zog die stauende Menge

von Laden zu Laden. Drinnen aber gab's ein Hasten von früh bis spät, treppauf, treppab, ein Anbieten und Feilschen, ein Auspacken und Wiederwegpacken. Das Personal kam nicht mehr zur Ruhe, wochentags nicht, sonntags nicht. Ja auch die mühsam erkämpfte Sonntagsruhe mußte dem Weihnachtsfieber weichen. Die Glocken riefen wie sonst zu sonntägiger Ruhe im Gotteshaus, aber wer hatte Zeit zum Ruh'n? O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Klang's hier und da aus Kindermund von der Straße in den Laden hinein. Aber wer merkte dort etwas davon? Höchstens ein müdes, bitteres Lächeln lodten die trauten Klänge auf den Mienen der abgehetzten Verkäufer hervor. Für sie und ihre Principale bedeutete Weihnachten nur noch Geschäft, Geschäft und wieder Geschäft. Das Fest der reinsten Liebe war zur Orgie der nackten Gewinnsucht geworden. O Teufel, dein Plan war höllisch fein!

Das Weihnachtsfieber wütete aber auch auf den Straßen und in den Häusern. Überall, wohin man sah und horchte, ruheloze Menschen! Niemals gab es ungemüthlichere Tage in den Familien als vor Weihnachten: Der Vater kurz angebunden, die Mutter nervös, die Kinder aufgereg't. Groß und Klein zermartert sich, was man den Eltern, den Geschwistern, den Onkeln und Tanten und Vettern und Vasen zu Weihnachten für eine Freude machen könnte. Jedes Jahr mußte es womöglich noch etwas Schöneres und Kostbareres sein, als das Jahr zuvor. Und war die Qual der Wahl vorüber, dann gieng's ans Kaufen, ans Malen und Sticken, ans Sägen und Pappen bis tief in die Nächte hinein. Um sich einander Liebe zu erweisen, wurden die Leute ungenießbar für einander, tagelang, wochenlang. Und wenn man an Weihnachten dachte, dachte man an das viele Geld, das man dafür ausgeben mußte, und an die vielen Arbeiten, die noch fertig zu machen waren, und ob man wohl auch für die Tante K. ein genügend großes Geschenk hätte, oder den Geschmack des Onkels J. treffen würde. Oder man dachte: Was werde ich wohl bekommen? Wird die reiche Vase N. mich auch nicht vergessen? Wenn ich das und das nicht bekomme, ist mir die ganze Weihnachtsfreude verdorben. Zumal die Dienstboten und sonstigen Angestellten lernten mit Weihnachten nur den Gedanken an reichliche Geschenke verbinden. Ach, selbst die Kinder wußten bald kaum mehr von Weihnachten, als daß sie da viele schöne Sachen bekommen. Das Christkind wurde ihnen zum Bringer von Spielen und Süßigkeiten. So ward im Weihnachtsfieber das sinnige Weiswerk zur unsinnigen Hauptsache, und die menschliche Liebe schoß ins Unkraut, daß der göttlichen kaum noch gedacht ward. Nun konnten auch Juden und Atheisten Christfest feiern. So oft es jetzt Weihnachten wird in deutschen Landen, tönen wohl die Glocken und die Orgeln brausen, die Chöre und Gemeinden singen Jubelhymnen, die Christbäume glitzern, aber die Menschen sind abgespannt oder zerstreut. Die Weihnachtspredigt ruft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude“ — aber die Männer denken an den Erfolg des Weihnachtsgeschäfts, die Frauen an den Festbraten, die Kinder an ihre Puppen und Bleisoldaten. Die einen seufzen über die vielen Bescherungen, die sie mitmachen müssen, die anderen aber großen über die dürftigen Gaben, die ihnen geworden. Nur etliche im Lande knien wie einst die Hirten von Bethlehem vor der Krippe und beten an vor dem gottseligen Geheimnis: Gott geoffenbart im Fleisch! Und in den Lobgesang der himmlischen Heerscharen tönt's gellend aus dem Abgrund: Triumph, ich habe sie zerstört, die deutsche Weihnacht! — — Diese Klagen des Pfarrers Cordes in Frankfurt werden auch bei uns verstanden werden. Es ist wirklich soweit gekommen, daß die Leute vor diesem einst so sehr ersehnten Feste ausrufen: Ach, wenn nur erst Weihnachten vorbei wäre!

## Was Christkindl da kloan Grederl bradht hot.

Eine Weihnachtsgeschichte aus den Alpen.

„Nuada, kimmt a denn no nit bold, da Boda“, frogt die kloa Grederl scho zan hundertsten Mol und zan hundertsten Mol woasß die ormi Führerliesel loa Dntwort auf d' Frog. An iadsmol mochts an tiafen Beschaza (Seufzer), an iadsmol hebts schön rogl an zan woan. Hort kimmts an ormen Weibel an, dös oftig Frogn von der kloan, ober si kanns da Grederl do net verwirn, „dass um an Bodarn frogt! Frogts do selba in liab'n Herrgott an jedn Tag tausendmal, wo a is, ihr Hansl? Ob a denn neama kimmt, ihr Hansl?“

Acht Tag wirds her sein, sidera (seit er) furt is mit'n fremden Herrn, der eahm la Nuach nit gebn hot, in Hansl, bis a 's zuagebn hat, an auffzuführen über d'Eisfelda am Berg. Soll no neamd drohen g'wen sei, in Winter, wann der Schnee olli Schluchten und Löcha zuadekt am Eis und wann Weg und Steg wegen an Haspeln umigla zan steigen san. Umsist hot er'n gworn, in Fremden. Umsist hot er g'fagt, er than nit fährn und gang's um d' Seligkeit. No mei, um d' Seligkeit is' nit ganga, oba wie da Herr an fungelnogneugen Fußzger aus da Priastof'n gnumma hot und g'fagt hot: „Führerhan'l, da se (eben dieser) gehört bei, wann ma murgn ob'n stengan am Berg“, da is's um an sewin Fußzger ganga. Gypreizt hot a si neama, da Hansl, sei Griasbeil (ein mit Eisen beschlagener Bergstock) und seine Steigeisen bot er si gholt und hor si hergricht zan gehn.

Und wie si da Hansl still zan Furtgehn gricht hot, hots jungi Weibel angfongt zan Fibern und gach springts auf: „Hansl, mei guata Hansl, hiazt willst wirkli suat vo mir, hiazt is da da Fußzger liaba as Dei Leb'n, Dei Weib, Dei Kind? Mei Hansl, bleib do, i woasß, wanns ma hiazt furtgehst, sieh a Di neama. Lacht dasriast ja oder dahumast (erhungert) ma oben am Eis, am wilden.“

„Sei gscheidt, Liesl“, hot da Hansl drauf g'fagt. „füa mi selber hät is lacht nit than, aba füa Di und die kloane in Gottsnam will is thoan; murgn, wanns zwischen Liacht'n geht, bin i ja wieda bei Dir.“ — Auf d' Wangen hot er's no küßt, sei Liesl, asten hat er die kloan Gretel no g'herzt und ihr die schwarzen Hor gstrendelt, asten is er hufi (hurtig) nauaghaspelt ba da Thür. D' Liesl hot schön rogl (still, ruhig) angehebt, z'woan. Wird nit long angstanden sei, hots an Klefcha ba da Thür gmacht: der Hansl wor no a mol do. „Nur amol no will is holzen de kloane“, hot a g'fagt, hot's Hascherl an sei storki Brust druckt und asten is a wieda furt, oba kumma is a neama.

Noch an acht Täg'n war a a no' nit do'. Do' hot si' d' Liesl denkt, hiazt lob in valurn, mein Hansl. Si' hot nix mer thoan mög'n als woan, woan um an Monn, um an junwan. Rümmt hot si' neamt um's oanschtig Weibel und so is 's holt olloan blieb'n mit 'n Woasß, in kloan, und mit 'n Load, mit 'n großen.

Asten hot d' Liesl ihr Kind g'numma und is ins Dorf abi zan Amtmonn und hot ausg'fagt, wie da Hansl furt is mit 'n fremden Herrn und neama lema is. D' Red' hot's ihm verschlaen, in orman Weibel, wie s' ast'n in Amtmonn bitt' hot, er sullt ihr Lent' mitgeb'n zan suach'n, lacht sind'n i' 'n no' lebendi'...

D'rauf beutelt da Monn sein weissen Kopf und moant: „'s is loa Mensch in Dart heunt, sein olli in da Kirch'n in Nochbadorf“. — Und do fallt's da Liesl gach ein, 's is ja Christtag heunt: „Jo, do is freili' la Hilf nit, wann neamt dohoam is“, moant s' mit an vazweifelten Locha, dann draht sa si' schön stad hoamzuah.

Intameg'n roat's (geht sie zu Rathe): „Heunt hob i no wos zan essen fürs Kindl, fürs ormi, oba was wirds dennu murg'n sei?“ Dahoam setzts i' a si still in Winkel und woant weita. So is da Tag vaganga und wia's zwischen Liacht'n geht, steht d' Liesl stad auf und geht zan Fenster. — Dort lahn'ts und lost naus in die kohl'schwarz'i Nacht, in der da Heiland za di ormen vairr'ten Menschen is kimma. Da sohrt af oamal an helllichte Sternreispen uban Himmel obi und vaschwindt hintan Berg. Da wer'n da Liesl wieda d' Augen wasser'i. „Wia d' Sternreispen so schöu und liacht bist ma a Du kema, mei Hansl, oba a af so furzi Zeit!“ Asten gehts wieder zan Winkel, wo 's kloan Menschl scho heidelt und moant: „Schlof nua zua, Halscherl, orms, vaschlaft denna wal unser Load! Lanna-bam host loan kriagt heunt, Liachtlan hobn a nit süa Di bruna; Dei liaba Boda liagt oben am Eis und Du bist a Woasl. Wannst D' morgn aufwachst, frogst mi lacht wieda um an Bodan und i — kanns da wieda nöt jog'n woa is!“

Asten geht's wieda zum Fensta, jo mei, schlofen konn's nit, hot koa Raft und ka Ruah, immeramol sohrt's mit 'n Füata ubas G'sicht: „Ferschten (voriges Jahr) wor di Christnocht freili onascht, do wor jo da Hansl do!“

Wias holt do roat und roat, wiad af oamal ba da Thüa ungsüm anduscht. Gach sohrt's in d' Höh', d' Liesel, mit oan Soz is ba da Thüa, mit oan Ruck mocht's as af und — steht vor 'n Hansl.

Bert (zuerst) schaut's 'n a Weil on, ob as richti is, da Hansl, asten oba küßt's 'n und holst'n und woas si völli nit z' helfen va lauta Freud'. Lange Zeit hob'n's nix g'reb't oll' Zwoa, bis as dazält hat, da Hansl, wia's guat aussikema jan afn Berg, wia owa asten a damischa Schneesturm dahergaustert (dahergestürmt) is und in Weg af da oan Seiten vawacht hot, dass af da entan Seiten ins Thal obifohrn hätten müass'n. Halbtodt war'n's in a oansichtig's Bauernhaus kema. Dort hätt'n ja si in's Heu g'legt und ondarn Tags in da Fruah hätt'ns hoam zua wöllu. S'je woa umigla g'wen, von weg'n an Schnee, der in da sewin Nacht 's Bauernhaus eing'schneibt hätt'. Erst heunt hätt'n ja si durchorbat'n kinna.

Wia da Hansl dös dazählt, mocht die kloani Grederl im Bett an tiefen Geschaza, mocht d' Augen af, ruast noch da Muada und frogst: „Is a denn no net do, da Boda?“ — „Jo, mei Menschl“, juchazt d' Liesel, „grob wos liabe Christkindl do und hot unsan wieda brocht!“ Ludwig Koller.

## Wie es unseren ungebetenen Gästen ergeht.

Wer dem „Heimgarten“ unverlangt Manuscript schickt, der ist zu bedauern. Er mujs sich zu Tod ärgern.

Fürs erste weiß er nicht, ob die Sendung richtig angekommen ist, denn er bekommt keine Empfangsbestätigung. Das Postrecepisse hat er in der Hand, aber es hilft ihm nichts. Das Recepisse ist wohl ein Manuscript, aber nicht das seine. Nach kurz oder lang, je nach Tragbarkeit seiner Geduld, erkundigt er sich beim „Heimgarten“, ob die Sendung eingelangt sei, gelesen wurde, Verwendung finde? Er bekommt keine Antwort. Da wird er vor Ärger schon etwas blau. Nach einer Weile schreibt er wieder, fragt, wo sein Manuscript verbleibe und ersucht im Nichtverwendungsfall um Rückendung. Nun wird ihm vielleicht kurz mitgetheilt, dass — wie in jedem Heimgartenheft zu erschen — unverlangt eingeschickte Manuscripte nicht abgedruckt werden, dass weder Redaction noch Verlag dafür Würge leisten, dass das betreffende Schriftstück in dem Administrationslocal zu Graz in Steiermark abgeholt werden könne. — Wer nun kann aus Ostpreußen oder West-

phalen oder der Schweiz nach Graz gehen, um sein Manuscript zu holen? — Der Einsender wird vor Ärger grün. Am Ende hat er sogar Freimarken beigelegt. In diesem Falle läßt sich vielleicht der Heimgarten-Schreiber erweichen, wöchentlich ein paar Stunden zu opfern, all' die Sachen einzupacken, zu adressieren, aufzugeben. Aber es kann auch sein, daß, selbst wenn der Einsender nach Graz reist, um seine Schrift zu holen, er sie nicht findet, hier nicht und nirgends mehr in der Welt. Denn der „Heimgarten“ weiß nichts davon. — Nun wird der Autor vor Ärger gelb; er schreibt an den „Heimgarten“ einen Brief, den sich derselbe, wie er meint, nicht hinter den Spiegel stecken wird. Der „Heimgarten“ steckt ihn auch nicht hinter den Spiegel, sondern läßt ihn in den Papierkorb sinken. Hat der Bramte ein gutes Herz, so bedauert er aufrichtigst den Verlust des Manuscriptes, hat er ein böses, so schreibt er grob zurück: „Was wollen Sie denn? Haben wir Sie ersucht, uns etwas zu schicken? Wie kommen wir dazu, für alle Schriften, die man uns aus aller Welt zu schicken beliebt, verantwortlich zu sein? Wir haben dafür keine Leute, keine Zeit, keine Bestimmung. Pakete, die den Vermerk ‚Manuscript‘ tragen, lassen wir ja unangenommen zu rückgehen, andere müssen wir vom Postboten annehmen, weil auch Krebse drinn sein können, und sehen uns dann betrogen, anstatt Krebse — Manuscripte! In jedem Heimgartenheft wird angelegentlich gebeten, nichts zu schicken, wir haben keine Zeit und keinen Raum dafür, auch der Hofegger nicht, der ist überbürdet, abgehebt und wüßte selbst mit den besten Dichtungen nichts anzufangen. Also lassen Sie uns zufrieden und merken Sie sich's, was am Schlusse eines jeden Heftes zu lesen steht.“ — So schreibt der Heimgarten-schreiber. — Jetzt wird der Einsender blau, grün und gelb zugleich, besonders über die Zumuthung, den „Heimgarten“ ansehen zu sollen, vorn und hinten. „Unverlangt eingefandte Manuscripte werden nicht berücksichtigt“, das steht wohl schon bald auf jeder Zeitschrift, und er meint, es wäre nur so eine Redactionsphrase, die nicht ernst genommen wird. Manchmal bringt man ja doch auch etwas Unverlangtes an. Aber natürlich, wenn die Herren so ungeschicklich sind! — Allerdings, das sind wir, aber weniger aus Bosheit, als aus Nothwehr. Wir können und wollen uns nicht lebendig begraben lassen unter Poesie, und wäre es die schönste; wir möchten lieber in Prosa noch ein wenig weiter leben, das Wischen freie Zeit, das wir haben, unser in Bücherstaub halb erblindetes Auge lieber ins Grüne und in den sonnigen Himmel versenken, als auf gut oder schlecht geschriebenes Papier.

Also, liebe Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen aller Herren Länder, schicket uns nichts. Uns rührt keine Schmeichelei und kein Schimpf, keine Geschichte, die „einer wahren Begebenheit nachzählt ist“, und keine Dichtung, die „dem Herzen entsprang“. Uns rührt keine Einfalt, die vom Dichten leben will und keine Großmuth, die Beiträge „gratis“ anbietet. Uns rührt nichts und darf nichts rühren, weil die Möglichkeit fehlt, die Sachen unterzubringen und auch weil es gefährlich ist, „junge Talente“ aufzumuntern, die dann unter dem Literatenproletariat verkommen. Wir haben schlimme Erfahrungen gemacht.

Aber das Blatt muß doch gespeist werden? Allerdings und bisweilen hat es einen wahren Wolfshunger. Doch es ist gesorgt. Es besteht ein alter, kleiner Mitarbeiterkreis, den unsere Leser nicht aufgeben wollen; einer oder der andere Autor ist dem Verlage sogar verpflichtet, eine gewisse Fülle zu liefern. Wissen wir irgendwo wen, der uns paßt, so wird er eingeladen und dann natürlich demnach behandelt. Aus neuen Büchern, die bekannt werden wollen und das Bekannwerden verdienen, möchten wir auch gerne manchmal mit Verstattung und Quellenangabe etwas vorführen, das mit unseren Absichten übereinstimmt. Dann ist's genug. Es gibt Blätter, deren eine Tagesnummer mehr Raum hat, als bei uns ein ganzes



Monatsheft. Solche brauchen allerlei Füllung, je mehr, je bunter, je besser. Dort ist auch der ungebetene Gast manchmal willkommen.

Ich fasse unsere Bedrängnis in den einen Nothruf zusammen: Dem „Heimgarten“ nichts schicken. Wer sich ungeladen einfindet, der erlebt Verdruss!

Ein Heimgartenschreiber.

Diesen Nothruf habe ich nicht ohne Widerwillen aufgenommen, doch um uns und andere vor Ärger und vielleicht vor Verlust zu bewahren, muß wieder einmal gründlich gewarnt werden. Also auch ich bitte, Manuscripte welcher Art immer an den „Heimgarten“ und an mich unaufgefordert nicht senden zu wollen.

Peter Rosegger.

## Schreckliche Sonne.

(Spielerei.)

Siehe, Siciliens südliche Sonne  
Scheint schön!  
So strahlt sie, Schnee schmelzend, seit Sommern.  
Sentimentale Seelen sind felig.  
Sehen sie solcher Sonne schweren Schaden?  
Segenslos fengt sie sämtliche Saaten,  
Schadet schwächtigen Seklingen sehr,  
Selbst starken, strogenden Stämmen.  
Schmachtende Sängler — sonst singend —  
Siechen, sinken, schreien sterbend:  
Schreckliche Sonne!

R.



**Ideale Lebensziele.** Kritisches, Geschichtliches und Philosophisches von Adalbert Svoboda. (Leipzig, L. G. Naumann, 1901.) Wer dieses Werk nur flüchtig durchsieht, der thut ihm unrecht. Nicht bloß, weil es wert ist, gründlich gelesen zu werden, sondern noch mehr, weil er einen unrichtigen Eindruck gewinnt. Er wird einen einseitigen Standpunkt sehen, eine subjective Weltauffassung, die alles, was ihr entgegensteht, mit absprechendem Spotte behandelt. Einem Spotte, der leicht so weit geht, daß der Leser mit gefestigter Anschauung und pietätvoller Veranlagung sich verletzt fühlt. Es ist ein durchaus jarcassischer Geist, der dieses Buch geschrieben und der vermöge seiner stellenweisen Schärfe den Eindruck des Engherzigen und Unduldsamen hervorbringt. Eine Sache, die ich nicht loben kann! Doch gemacht! Wer das große, zweibändige Werk gründlich kennen lernt, der lernt nicht ein Buch, sondern eine Persön-

lichkeit kennen, die mit den höchsten Idealen der Menschheit erfüllt ist, die lauter Wohlwollen und Liebe athmet. Der durch das ganze Werk gehende leidenschaftliche Zug gegen die Gottidee bedeutet im Grunde nichts anderes, als den Jörn, daß diese höchsten Ideale zu allen Zeiten arg mißverstanden und mißbraucht worden sind und also zum Unglück der Menschen wurden. Und dabei passiert's halt auch diesem Mann, mit dem schmuckigen Bad das Kind auszuschütten. Ja, obschon der Verfasser auch kurzweg Gott und Unsterblichkeit leugnet — sein Werk ist doch eine Folge von beiden und der Einheitsgedanke ist Licht, Liebe, Lebensfreude. Mit Recht am herbsten ist das Buch gegen Heuchelei, Tyrannei und Despotismus. Da zuden Iodernde Blige, die nachgerade in ihrem glühenden Freimuth entzündend sind. Im Besonderen ist das Werk „Ideale Lebensziele“ ein Schatz von geschichtlichen, naturgeschichtlichen und philosophischen.

auf das Beste zusammengetragenen Dingen, die den Leser anregen, erheben, oft auch erheitern. Denn in den ernstesten Abhandlungen spielen mitunter die Richter eines feinen Humors — ein Zeichen, daß der Verfasser oft auch über seinem Stoffe steht und olympisch souverän wird. In dieser hohen Stimmung erkennt er auch anderen das Recht der freien Persönlichkeit zu, das er für sich so glänzend ausübt. R.

**Der Erlöser.** Trauerspiel von J. Brand. (Bern. 1901. Neulomm & Zimmermann.) Dieses Drama schildert uns Jesus, sein Wirken und seinen Untergang. Der Erlöser ist nicht der im Sinne der confessionellen Lehren, sondern ein Erlöser von „allen Übeln“ in dieser Welt. Er vermag es aber nicht, das messianische Reich zu gründen und wird von den Gegnern des Gottesreiches angeklagt und in den Tod geliefert. — Der Charakter ist groß angelegt und psychologisch richtig und consequent durchgeführt. Sicherem Vernehmen nach beabsichtigt der Autor eine Analyse seines Erlösers vom Standpunkte der Psychologie abzufassen, weil Recensionen, die in Schweizer Blättern erschienen waren, ihn nach dieser Richtung auf das Heftigste angegriffen und behauptet hatten: sowie Brands Erlöser handeln die Menschen nicht, auch habe er nach seiner Beurtheilung und auf seinem Kreuzwege durch sein Weinen und sein Bitten um Gnade eine unwürdige Haltung an den Tag gelegt, so daß ein Huf und alle die andern, die für ihre Überzeugung den Tod gefunden haben, mit ihrer Standhaftigkeit ihm weit über seien. Dem gegenüber wäre wohl zu bedenken, daß Jesu Lage eine ganz andere war als beispielsweise die des Huf. Dieser hatte Tausende von Anhängern und Monate der Vorbereitung; er starb, nachdem er den Widerruf verweigert hatte. Er freute sich darauf, öffentlich seinen Muth zu beweisen, weil er glaubte, seine vielen Anhänger würden dadurch zum Kampfe ermuntert. Jesus dagegen stürzte vom siebenten Himmel über Nacht herab. Bevor er starb, mußte er sehen, daß selbst Petrus leugnete, ihn auch nur zu kennen; Tausende riefen nach seinem Tode, nicht einer, Nikodemus ausgenommen, sprach für ihn; die drei Frauen ausgenommen, beschimpfte ihn jeder Mann; das Volk, für das er hätte sterben müssen, war gegen ihn — für was und für wen hätte er Märtyrer sein sollen und Heros? Ja, vor drei Minuten erst mußte er noch auf den Landpfleger hoffen; er glaubte sich schon gerettet; da hört er, daß auch seine Botschaft an Procla ihn nicht rettet, sondern zugrunde gerichtet hat! Von da an erst verfällt er der Verzweiflung und unmittelbar darauf wird er, jammerlich gezeißelt und gemartert, zur Richtstätte

hinausgeführt! Caserio, Lucheni, Czolgosz fühlen sich als Märtyrer; sie sahen ihren Tod voraus; sie freuen sich zu sterben, sie sind noch eitel, sie gehen einem schmerzlosen Tode aufblasen entgegen, wie viele vor ihnen, viele nach ihnen, mit dem Bewußtsein, daß unter den Anarchisten viele Tausende sie bewundern und zu neuen Thaten angespornt werden, die vielleicht schon beschlossen sind. Wem aber hätte Jesus, wie die Dinge eben damals waren, mit Heroismus dienen, wem damit imponieren sollen? — Trotzdem aber wird es gut sein, wenn der Verfasser seinen Vorsatz zur Ausführung bringt und bei einer zweiten Auflage oder im Falle einer Aufführung seines Dramas die Sache ändert und allenfalls bloß bei einigen Schmerzenslauten es bewenden läßt. Seine Leser sind durch einige Ergänzungen oder vielmehr gelungene Deutungen der in den Evangelien berichteten Originalreden klargelegt und enthalten ein socialreformatorisches Programm, das in der nationaljüdischen religiösen Tradition wurzelt. Des Helden Irrthum liegt in einer optimistischen Beurtheilung der Umstände, der ihm nahestehenden Personen, wie seiner eigenen Erfolge, sein Unternehmen aber, zeugt von einem hohen Adel der Gesinnung und tiefem Haß gegen alles Schlechte. Viele Scenen sind von ergreifender Wirkung, so z. B. die Schlusscene im ärmlichen Gemache der Mutter Maria, die aus schweren Träumen erwachend, das Bild ihres eben gekreuzigten Sohnes an der Wand erblickt und, seine Stimme vernehmend, bewußtlos hinstürzt. Viele Volksscenen, so die zu Bethanien, der Einzug in Jerusalem, die beiden Gerichts-scenen sind voll Leben und hintereißender dramatischer Wirkung. Der Verfasser, ein gründlicher Kenner der Bibel, hat eingehende wissenschaftliche Studien gemacht und gibt in einem Anhang, in den Anmerkungen Seite 149—155 seines Buches, darüber Aufschluß und Rechenschaft. Philosophie, Dichtkunst und socialwissenschaftliches Studium haben zusammengewirkt, um ein Werk zu schaffen, das auch von der Gestaltungskraft des Verfassers zeugt. Es ist deshalb wohl sehr zu bedauern, daß die strengen Zustände unserer heutigen Theaterzensur eine Bühnenedergabe dieses ungeschliffenen, auf rein biblischer Grundlage beruhenden Passions-spieles leider für ausgeschlossen erscheinen lassen. Diese, von der bisherigen kirchlichen Auffassung abweichende, nur auf dem Evangelium fußende Darstellung Jesu von der Bühne herab, müßte auf unsere heutigen corrupten Zustände in unserer mit Unrecht sich christlich nennenden Gesellschaftsordnung eine Wirkung ausüben, die derjenigen der Tempelreinigung wohl an Kraft nicht nachstünde. Wenn man von einigen Härten im Dialoge und einigen bühnentechnischen Unbe-

holsenheiten absehen will, so kann und darf man ruhig sagen: Es ist ein Werk, das durch sein warmherziges Eintreten für die Rechte derjenigen, zu denen Jesus gesprochen: „Kommet her zu mir, ihr alle, die ihr mühselig seid und beladen, ich will euch erquiden“, wie durch einen gewissen muthigen Zug ins Große unsere vollste Beachtung verdient, denn es spricht die Sprache der Menschheit und dies ist die einzige Sprache, die einen Wiederhall auszulösen vermag in unseren Herzen. Darum müßte dieser Erlöser einen Wiederhall finden auch bei denjenigen, denen heute und bislang die Religion Privatsache ist.

— pl —

**Charlotte von Schiller** Ein Lebens- und Charakterbild von Dr. Hermann Mosapp. (Stuttgart. Max Kiehlmann.) Eine vorzügliche Ergänzung zur Erkenntnis Schillers und seines Lebens. Der Leser fühlt sofort beim Lesen dieses prächtigen Werkes, daß dasselbe mit reinsten Liebe geschrieben ist, der sich ein tiefes Eindringen in das innere Geistesleben Schillers und seiner Gemahlin einigt. Sämmtliche erreichbaren Quellen wurden von Mosapp aufs Neue selbstständig durchforscht und jede Einzelheiten, welche auch nur im Leisesten zur Charakteristik der Gattin Schillers beitragen konnte, ward mit vornehmer Verständnis an gehöriger Stelle dem neuen, originellen Buche nutzbar gemacht. Dabei verstand Mosapp, indem er den Rahmen seiner Biographie eng eingrenzte, aber dennoch in demselben alles Wissenswerte plastisch hervortreten ließ, im schönsten Sinne spannend und volksthümlich zu bleiben. Es gelang ihm, ein ganz vollendetes, ergreifendes Bild auszuführen. Mehrere Bilder sind gediegene Zierden dieses der Verherrlichung einer unserer besten deutschen Frauen gewidmeten literarhistorischen Wertes.“

A. L.

**Grafnodln.** Erzählungen und Gedichte in obersteirischer Mundart von Carl Janitschek. (Leoben. L. Rühlner. 1901.) Für einen Verfasser, der — Janitschek heißt, sind diese steirischen Dichtungen besser als gut. Die Mundart behandelt der Verfasser ungezwungen und natürlich. Der Gehalt ist nicht gleichwertig, zumeist sind es Waidmannsgeschichten, die besonders in der Jägerwelt viel Anklang finden dürften.

M.

Neue Ausgaben der Österreichischen Verlagsanstalt Linz, Wien, Leipzig:

**Auf dem Rönigberg.** Kleinigkeiten aus der Großstadt von F. St. Gunther. Nach G. A. Kessel, dessen „Wiener Vorstadtschichten“ und „Arme Karren“ an dieser Stelle dem Leserkreise warm empfohlen wurden, endlich wieder ein Wiener Schilderer, den man lieb

gewinnt! Das ist die sinnige Altwiener Art, die den Finger mahnend auf ein Gebrechen legt, aber sorgsam bedacht ist, daß es nicht schmerzt. Ich schelte nur eure Thorheiten, scheint der Verfasser zu sagen, aber ich liebe euch trotzdem. Das Buch muthet an wie ein wildes Lächeln auf einem ernststen Gesichte. Und daß Gunther ein Dichter ist, beweist vor allem die reizende Skizze „Kotter Tiroler.“

**Die Aerzte.** Roman von Heinrich v. Schullern. Das Buch schildert in höchst anziehender Weise den Kampf des ideal angelegten Landarztes Dr. Hellmann mit den Enttäuschungen der Wirklichkeit. Tief sittlicher Ernst und eine hinreißende Begeisterung für den humansten aller Stände heben dies Werk auf eine höhere Stufe. Niemand wird das Buch Schullerns, eines Arztes und Poeten, ohne mächtige Bewegung aus der Hand legen.

F.

**Wiener Sonette und andere Lieder.** Von J. A. Luz. (Dresden. E. Pierson.) Ein seltsames Buch, klein aber fein. Eine einsame Individualität, der zartesten Stimmungen fähig, traumhaft und doch männlich. Der Dichter ist ein Alleingehender, aber man wird ihn noch zu begegnen suchen. Bisher ist er nur ausserlesenen Kunstkreisen als besonders begabter Aesthetiker bekannt geworden.

F.

**Gedichte.** Von D. Mayer und D. Staudigl. (Wien. A. Pichler.) Ein kleiner Kranz schwungvoller und warmempfundener Lieder, dem literarischen Verein Ostarrichi zur Feier seines zehnjährigen Bestandes zugeeignet.

F.

**Phantasieflüde.** Von Fr. Haslwander. (Dresden. E. Pierson.) Der moderne Geschmack rennt auf allen Wegen um, in Absonderlichkeiten zweifelhafte Befriedigung zu suchen. Die gute alte Art ist vielen altväterisch geworden. Und gerade der überhasteten Phantasie thut es wohl, sich wieder einmal in dem üppigen Urwalde märchenhafter Gestaltungen zu ergehen, wie ihn Haslwander vor uns aufbaut. Farbenpracht und Erfindungsreichtum dieser Geschichten, wie sie namentlich „der Waldkönig“ besitz, weisen auf den Maler hin, der den Pinsel mit der Feder vertauschte und mit schwelgerischem Behagen seine Gestaltungsgabe ungebunden schalten läßt.

F.

**Kalender des Deutschen Schulvereines.** Redigiert von Hermann Gango. Ein literarisches Jahrbuch wahrhaft vornehmer Art, von feinem, künstlerischem Sinne zusammengestellt. Unter den Mitarbeitern finden sich Mosegger, Saar, Milow, Perfall u. a. Dr. Pommer hat einen köstlichen Aufsatz „Das Bewußt-Kunstmäßige in der Volksmusik“ beige-steuert. Die gediegene Aus-

stattung dieses besonders empfehlenswerten Jahrbuches macht dem Verlage A. Pichlers Witwe & Sohn in Wien alle Ehre. F.

Aus dem Verlage „Lehram“ in Graz liegen uns folgende empfehlenswerte Kalender für 1902 vor: Der „Grazer Schreibkalender“ 118. Jahrgang. Er ist in der That ein Familienhausbuch mit einer reichen Auswahl von Aufsätzen zur Belehrung und Orientierung des Staatsbürgers, Geschäftsmannes und Odonomen, sowie für Handel und Industrie. Wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze lieferten u. a. Kojegger, Ferdinand Ebhardt, Dr. Franz Martin Mayer, Anna Werchota, Gustav Budinsky, Franz Scherkl, Dr. Lude, Hans Fraungruber, Franz Goldmann, Marietta von Martlovics, Josef Jahn, Julius Hansel u. a. Außer einem Farbendruckbilde enthält der Kalender noch eine Fülle von Text-Illustrationen. Von den beliebten Blockkalendern sind „Lehrams Wochen-Notizblockkalender“ mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon-, Stempel-, Post- und Telegraphentaxen zum Aufhängen und Stellen eingerichtet, und der kleinere „Tages-Blockkalender“ wegen ihrer ebenso praktischen wie eleganten Ausstattung sowohl für den Salon als auch für das Bureau berechnet. „Lehrams eleganter Taschenkalendar“ in elegantem Leinwandbande mit Goldschnitt. „Lehrams Briefstaschenkalendar“, „Grazer Taschenkalendar“ gebunden, mit Schuber, die unentbehrlichen, reizend ausgestatteten „Lehram'schen Portemonnaiekalender“ mit Goldschnitt und je einer Photographie, in Metallband und Lederband. „Lehrams Blattkalender“, aufgezogen, zum Aufstellen auf dem Schreibtisch. „Wandkalender“, aufgezogen, große und kleine Ausgabe, sind nicht minder beliebt und verbreitet. Endlich sei der altehrwürdige „Neue Bauernkalender“ (Wandkalender) mit seinen naiven Tagesmarken genannt.

**Ärmer Jahrbuch 1902.** Herausgegeben von E. F. Grotthuss. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.) Dieses ganz eigenartig ausgestattete Jahrbuch, das in seinem Kunstschmuck das Beste des Alten mit dem Besten des Neuen verbindet, bringt in Originalbeiträgen wertvolle Sachen und bietet nebst poetischen und wissenschaftlichen Gaben eine gedrängte Jahresübersicht über die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit. R.

#### Büchereinkauf.

**Felix Holweß.** Roman von J. C. Geert. (Stuttgart. J. C. Cotta. 1901.)

**Der kleine Pastor.** Von J. M. Barrie. Übersetzt von M. Barnewitz. (Gr. Lichterfeld. Berlin. Edwin Runge.)

**Alex. Gradaus, der Geniale.** Eine Feriens-

laune von Max Brentano. (Berlin. Rich. Edstein Nachf.)

**Die Schiffbrüchigen auf den Chinjans-Inseln.** Von Capt. Marryat. Deutsch von Prof. Dr. L. Frehtag. Mit Illustrationen von Aug. Braun. (Leipzig. Richard Wöpkle.)

**Im Kannengrund.** Eine Künstlergeschichte von Konrad Eitel. (Wien. Georg Szekelski.)

**Albin Indergab.** Roman von Ernst Zahn. (Frauenfeld. J. Huber. 1901.)

„Ihr, die Ihr Euch Herren der Schöpfung nennt“ und andere Humoresken und Erzählungen von Gräfin A. Baudissin. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Maria Magdalena.** Die Geschichte einer Sünderin aus der Zeit Christi. Von Dietrich Borwerk. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1902.)

**Hans Hammer.** Ein Drama in drei Acten von Johannes Mac. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Die Hoffnung auf Regen.** Eine Fischertragödie in vier Acten von Herm. Heijermans jun. (Halle a. S. Otto Hendel.)

**Schau- und Reimspele** von Friedrich Wilhelm Kuther. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Gestalten und Bilder.** Dichtungen von Wilhelm Idel. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1900.)

**Alinginsland.** Heitere Gedichte von Demetrius Schrug. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

**Hoehrhain.** Liedercyclus mit verbindender Declamation. Dichtung von R. Gachnang. Für Männerchor componiert von J. R. Krenger. (St. Gallen. Zweifel-Weber.)

**Aus Höhen und Tiefen.** Gedichte von Edmund Kaden. (Freiburg. S. Verlagsch'sche Buchdruckerei.) Bergmannslieder, für Bergleute Ausnahmepreis.

**Dichtungen von Peregrinus.** (Dresden. E. Pierson.)

**Ius der Stille.** Gedichte von Eduard Demmer. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Grifellinde.** Eine Dichtung von Nikolaus Welter. (Luxemburg. M. Gux. 1901.)

**Gemmen und Posten.** Tagebuchblätter aus Italien von Heinrich Bierordt. (Heidelberg. Karl Winter. 1902.)

**Bibliothek der Gesamt-Literatur des In- und Auslandes.** (Halle a. d. S. Otto Hendel):

**Serminal.** Roman von Emile Zola.

**Erzählungen** von Christian Elster. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. C. Poestion.

**Kleine Geschichten für große Leute** von L. Budde.

**Salotto.** Drama in vier Acten.

Karl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg. 1902:

**Drei russische Frauengestalten.** Von Fürstin Schahovskoy-Gleboff:

**Strechneff.** Übersetzt von Frida Arnold. Mit Vorwort von Kuno Fischer.

**Vom Heimwege.** Ritornelle von Georg von Dergen.

**Auf der grünen Colleserde.** Roman aus dem 16. Jahrhundert von Margarethe von Dergen.

**Goethes Leben und Werke.** Von Ludwig Geiger. (Einzeldruck aus: Goethes sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Mit zwei Bildnissen Goethes, einem Gedicht in Facsimile und einem Registerband.) Leipzig. Max Hesses Verlag. 1901.

**Franz Grillparzer.** Sein Leben und seine Werke von August Ehrhard. Deutsche Ausgabe von Moriz Reder. (München. S. F. Bed'sche Verlagshandlung. 1902.)

**Josef Viktor von Scheffel und seine Familie.** Nach Briefen und mündlichen Mittheilungen von Louise von Kobell. (Schneehingen-Heidelberg und Wien. Verlag des Scheffelbundes. 1901.)

**L'Aigle et l'Aiglon, Napoleon I. und sein Sohn.** Der Lebensroman eines Enterbten. Ein Zeit- und Lebensbild nach bisher noch wenig bekannten Quellen in ganz neuer Beleuchtung dargestellt und mit zahlreichen Originalporträts, sowie anderen Illustrationen versehen von Moriz von Kaiserberg. (Leipzig. Schmidt und Günther.)

**Festschrift zum achtzigsten Geburtstage Garneris: Darwin in der Ethik.** Von Dr. Adolf Harpf. (Leoben. J. Hans Prosl und Comp.)

**Plauderbriefe einer jungen Frau.** Von Otto von Leizner. (Leipzig. C. F. Amelang. 1901.)

**Das Bild von Bais.** Von Dr. Emil Fischer. (Bamberg. Handelsdruckerei.)

**Mirze Wichmann.** Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit. Von Edith Nebelung. (Berlin. Agel Junker. 1901.)

**Deutsche Literaturbilder.** Herausgeber: Karl Maria Klob und Oskar Vach. Anziehend geschriebene, übersichtlich gehaltene Aufsätze über ältere und neuere Literatur in bunter Folge mit Bildnissen und Textproben. (Wien. XII., Tivoligasse 56.)

**Österreichische Bürgerkunde.** Von Ludwig Fleischner. (Wien. Prag. F. Tempsky. 1902.)

**Deutsch-evangelische Volksschauspiele.** Anregungen von Fritz Lienhard. (Berlin. Georg Heinrich Meyer.)

**Betrachtungen über das Wesen und den Grund der Culturentwicklung und der auf dieselbe günstig oder ungünstig einwirkenden Factoren.** Von Dr. J. Wernitz. (Leipzig. R. F. Koehler. 1901.)

**Der Socialdemokrat Johannes Wedde.** Von Joh. Herm. Müller. (Hamburg. Alfred Jarsson. 1901.)

**Der Kürmer.** Monatschrift für Gemüth und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthaus. (Stuttgart. Greiner und Pfeifer.)

**Bohnreys Dorf-Kalender.** Herausgegeben im Auftrage des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande. (Berlin. Trowitsch und Sohn.)

**Illustriertes Jahrbuch für deutsche Frauen.** 1902. (Stuttgart. Karl Weber & Co.)

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Bergswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft mit feinsten Ansichten aus der Bergswelt auf Kunstdruckpapier. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. G., München.)

**D. Hübners Geographisch-statistische Tabellen für 1901.** (50. Jubiläums-Ausgabe.) Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Fr. von Juraschel. (Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

**☛** Vorstehend besprochene Werke u. können durch die Buchhandlung „Leptam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Schulhaus Kriegladt-Alpel.

(2. Ausweis.)

Übertrag 1489 Kronen. — Ferner bei Rojegger in Graz eingegangen in Kronen: Frau Sorg, Graz 12. Frau Vanik, Graz 2. Zwei Ungenannt, Graz 2. Frau Therese Fürst Asten, 400. Frau Prantner, Graz 4. St. Lorenzen i. M., Sammlung eines bekannten Unbekannten 12. Herr Lehrer Rindler, Proleb, Sammlung 6. Eine arme Kirchenmaus, Graz 2. Frau Esfinger, Wien 100. Rosegger-Vorlesung, Graz 1178. Fr. J., Graz 6. Heini Einspinner, Graz 5. Ad. Ritter von Bachosen, Wien 200. Hofrath von Grimbürg, Wien 50. Director Julius Fint, Graz 10. Ingenieur Ad. Lohr Prag 20. Frau Therese Scheinigg, Klagenfurt 5. Oskar Siedek, Wien 90. Frau Stadlinger, Wien 10. Hauptmann Wessener, Spalato 20. Hofrath Rozek, Graz 10. Frau Müller, Spital a. S. 20. A. Morawik, Spital a. S. 10. Frau Therese Klein, Abbazia, Theilbetrag eines Concertes 140. Pfarrer Rappus, Sammlung Bruck 26. Lehrer Artner, Fehring 2. Finanzrath Gufmann, Freiburg i. B. 35. Prof. Konrad, Wels 6. Eine Sammlung

vom Burentisch, Graz 15. Frau Richter, Paris 11. Kathol. Pfarrer L. M. 2. Baron Conrad, Graz 10. Frau Fellingner, Wien 50. Unter-Türkheimer-Gesellschaft, Stuttgart 7. Frau Flächer, Wien 20. Handelsangestellte Würzzuschlag 12. C. C. Wien, ein armer Mann 5<sup>0</sup>/<sub>0</sub> seines Taglohnes 20 h. Ein niederösterreichischer „Null-Annerl“ 80 h.<sup>1)</sup> — Zusammen 4000 Kronen.

Ferner für das Schulhaus zugesagt: Otto Markiewicz, Berlin, Einrichtung des Schulzimmers und der Lehrerwohnung. Bildhauer Schmidt, Wien, Wandcrucifix. Johann Zsch, Wien, Papier- und Schreibrequisiten. Emil Fischl, Wien, Flügellampe. Herr Ladek, Wien, Jugendbücher. Verlag Hirsch, Konstanz, für Bücheranschaffung besonders 50. Oppenheim, Wien, Schwämme und Schultafelwischer. S. Ehrlich, Wien, Meidinger Füll-Ofen fürs Schulzimmer.

Graz, am 13. November 1901.

<sup>1)</sup> Während, doch bitte ich die armen Leute, Andere nicht so zu beschämen, sondern ihre blutigen Kreuze für sich selber zu behalten. R.

## Postkarten des „Heimgarten“.

H. O., Hannover. W. W., Innsbruck. H. A., Dresden u. a. Bitten in diesem Hefte zu lesen das äußerst interessante Stückchen: „Wie es bei uns ungebetenem Gästen ergeht.“

J. H., Iglau. Rührt nichts, die Dummheit in der Welt bleibt constant, trotz aller Bildung. Es scheint im Naturhaushalte stets das gleiche Quantum nöthig zu sein, nur daß der Schauplatz und die Form verschieden sind. Um wie viel der Mensch gescheiter sein kann als das Thier, um so viel kann er auch dümmer sein.

\* Eine wadere Frau sendet uns die folgenden Worte: „Als Burenfreundin gestatte ich mir, da ich nicht selbst an den Versammlungen der Männer theilnehmen kann, folgende Fragen zu stellen: Was nützen uns die täglich sich mehrenden neuen Kirchen, wenn die Völker trotz ihrer Jahrtausende währenden Religionsübung bis heute noch nicht die Kraft erlangt haben, die Regierungen zu zwingen, die aller-einfachsten Gesetze der Menschlichkeit zu schützen, welche doch die Grundlage jeder Religion bildet. Die ganze Welt ist angeblich voller Sympathie für die Buren und sieht mit verschränkten Armen im 20. Jahrhundert diesem schmachvollen Treiben des Geldsackes zu. Gibt es keinen gangbaren Weg, die Regierungen zum Einschreiten zu zwingen? — Eine deutsche Frau.“

H. M., Hermagor. Die „Wolfbauernkinder“ finden sich in „Tannenharz und Fichtennadeln“ 3. Auflage; den Traum vom Schulmeister unter dem Titel: „A Schulmoaster is do“ im „Stoansteirisch“, 2. Auflage.

(Geschlossen am 15. November 1901.)

W. A., Dresden. Als „Heimgarten“-Leser sollten Sie wissen, daß ich persönliche Zuschriften nicht beantworten kann. R.

M. M., Graz. Kaufen Sie sich das Büchlein „Aus dem Herzen eines Thierfreundes“ von Karl Wartenburg. Verlag R. Kalb, Markranstädt. Darin werden Sie manches finden, was Sie in der deutschen Literatur vergeblich suchen.“

A. F. C. Natürlich heißt im Steirischen „ferten“ oder „fert“ nicht gestern, sondern voriges Jahr.

J. W. Napoleon, wissen Sie, hat auch sein Gutes gehabt. Sie erinnern sich an den Ausspruch eines Preußenkönigs: Er — Napoleon I. — „fürstete die Fürstenbinder und bürstete die Fürstentinder.“

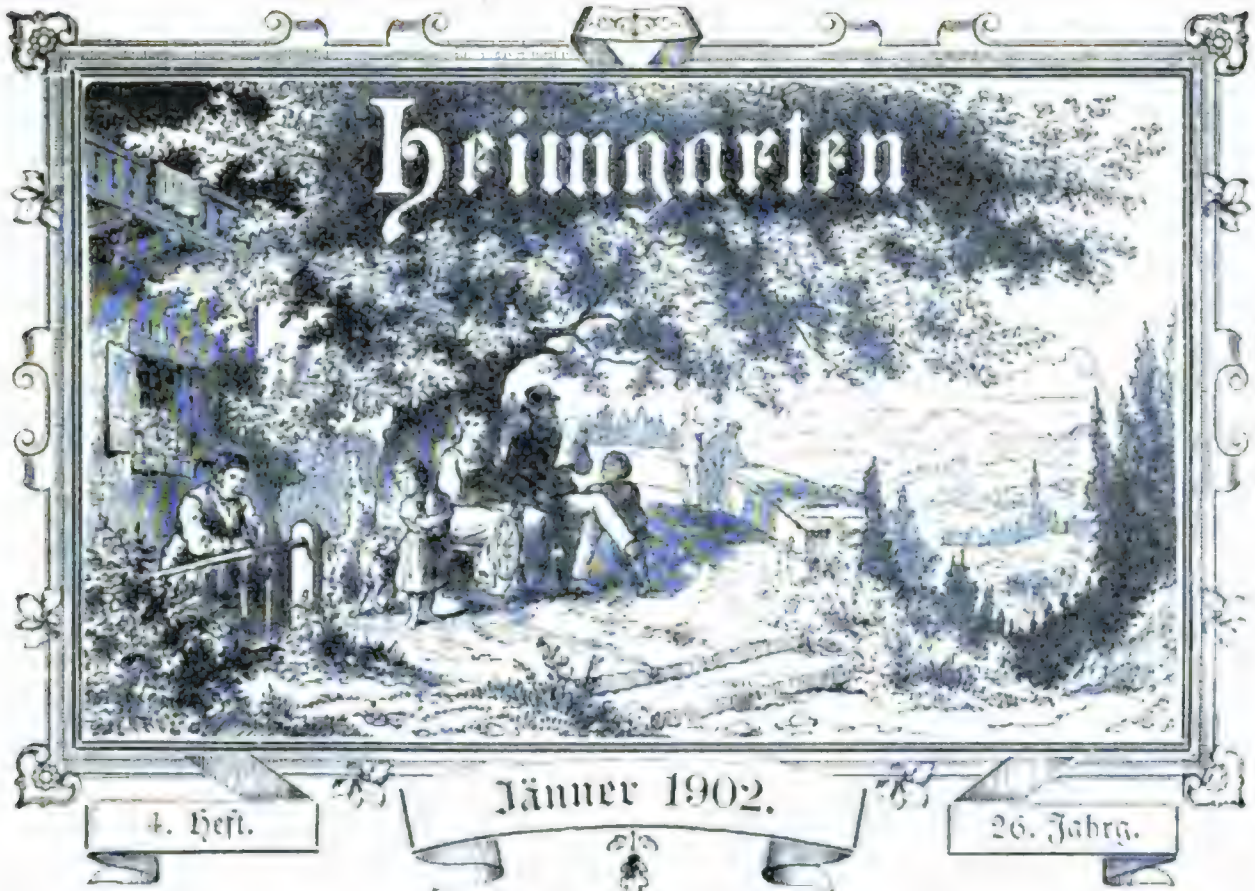
J. M., Wien. Als Touristen-Vergspruch entweder:

Der Menschen Einheit  
Besiegt die Steine.  
Der Berge Kleinheit  
— Das Gemeine.

oder: „Gegen der Menschen Kleinheit —  
Der Berge Kleinheit,  
Gegen der Berge Wildheit —  
Der Menschen Einheit.“

Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.



## Allein.

Eine Geschichte aus dem Weltmeere.

„Liebe Schwester!

Weil Du seit unserem Abschied, und das ist rund ein Jahr her, keine Nachricht von mir bekommen hast, so wirst Du wohl denken, daß ich nicht mehr am Leben bin. Und möchtest leicht recht haben. Wunder wäre es keins. Wenn ich Dir nur gefolgt hätt', wie Du abgerathen hast, jetzt weiß ich erst, was ich trotz allem Unglück gehabt hab daheim. Zur selben Zeit hab ich's alleweil nur besser haben wollen, jetzt möcht ich gar nichts mehr, wie sterben, und wie damals so kann ich auch jetzt meinen Wunsch nicht erreichen. Bei mir heißt's einzig nur warten und leiden, ewig wird's wohl nicht dauern und wenn's einen Himmel gibt, und ich komm einmal hinein, so verlang ich mir nicht mehr, als wie meine Heimat und meine Leut.

Das Land wo ich jetzt bin, heißt Brasilien und ein Vergleich mit daheim ist wohl keiner zu machen. Ich mag gar nicht anheben zu erzählen, wie anders es da ist. Ich thu in einer Sumpfgegend Wassergräben graben seit einem halben Jahr und verdiene mir dabei mehr Geld, als ich brauch, weil die Arbeit mein Liebstes ist, daß ich nicht verzweifele, und nach Unterhaltung und Vergnügen frag ich nimmer. Denk' Dir, meine gute Schwester, ich bin allein. Meine liebe kleine

Ungerl ist nimmer bei mir und das muss ich Dir erzählen, weil's mir noch immer 's Herz abdrucken will. Ich schreib mich hart, aber wenn ich noch lang warten thu, so kann ich gar nicht mehr, weil man hier die deutsche Sprache vergißt. Lernet dafür auch keine andere, wenn man mit keinem Menschen umgeht, wie sie da — aber nit von der besseren Gattung — aus allen Ländern zusammenkommen.

Aber das ist alles nichts. Das trifft andere auch so. Ich hab mein eigenes Unglück, das für einen einzigen Menschen zu schwer ist. Und doch hab ich schon tausendmal Gott gedankt, dass mein Weib das nimmer erlebt hat. Freilich, wenn sie noch thät leben, kunnt vieles anders sein, kunnten vielleicht gar noch in der Heimat sein, allzwei mit dem Kind. Das weißt ja alles, nur von unserem armen kleinen lieben Dirndel weißt Du's nicht.

Ist es nicht gerade an ihrem achten Geburtstag gewesen, wie wir von Triest abgereist sind? Du hättest sehen sollen, wie sie in ihrem blauen Staturöckel gehüpft ist und die Handeln zusammengepatscht hat vor Freud: Nach Amerika! nach Amerika! Wie sie in allem ihrer Mutter ähnlich gewesen ist, so hab ich ja immer gesagt, die wachst auf zu meinem Trost und ist's auch im fremden Land, wo dieses Kind bei mir ist, da bin ich daheim. Also unterwegs. Viele haben die Seekrankheit bekommen, die kleine Ungerl immer pumperlgesund und voller Fagen, da oft ein Schock Matrosen umhergestanden ist auf dem Zwischendeck und sich an dem Mädcl unterhalten. Ernsthaft ist sie nur worden am Abend, ehe wir auf unseren Bündeln eingeschlafen sind und sie ihr Gebetlein für die Mutter gebetet hat. Einmal, wie ich drei Tage lang im Fieber bin gelegen, ist sie nit von mir gewichen, hat mir alles so gut und so geschick zugetragen und versorgt wie eine Große — ganz wie ihre Mutter, wenn ich krank gewesen bin — und hat mich mit ihrem lieben Plaudern aufgeheitert und hat mir das Haar gekämmt mit den zarten Fingerlein und hat immer einmal ein schnelles Küßel gethan auf meine Stirn. Oft sind die Officiere stehen geblieben und haben uns betrachtet, und die kleine Ungerl ist so der Liebling geworden von allen, dass uns eine eigene Kammer angewiesen worden ist, obschon ich nur für's Zwischendeck gezahlt hab.

Aber für so ein rührsames Wesen, wie ein gesundes achtjähriges Kind, ist ein Schiff viel zu klein, auf die Leitern, aus Strickwerk, wie es überall aufgespannt, ist sie hinaufgeklettert, bin oft in Ängsten gewesen, es kunnt ihr was g'schehen, die Matrosen haben gelacht über den „kleinen tapferen Kerl“, und schad, dass es kein Bub wär. So sind wir schon vier Wochen auf dem Wasser gewesen, nichts als Wasser und nichts als Wasser. Immer einmal in weiter Fern ein Schiff oder der blaue Streifen einer Insel, der aber bald wieder vergangen ist. Die



Stürme, die ich, wie Du weißt, so gefürchtet, sind nicht arg gewesen und mein kleines Mädel hat immer hell gejauchzt, wenn sie Papierballen ins Meer geworfen hat, die nachher auf den Wellen lustig auf und nieder geschaukelt sind. Oder hat sich gefreut über die Seemöven, die unserem Schiff nachgeflogen, oder über die Delfine und andere Thiere, die aus dem Wasser aufschnellen. Aber endlich, wenn alles ruhig ist gewesen und immer das Gleiche, das Gleiche, da hat das Mädel doch angefangen zu fragen: Vater, wann kommen wir denn nach Amerika?

Und da ist's gewesen, daß am Segelmast ein schweres Tau gespannt wird. Es dröhnt und summt, so scharf wird es gespannt. Da reißt es entzwei, schnell auf das Deck nieder und trifft mein kleines Dirndl am Kopf. Das thut einen kurzen Schrei, taumelt hin, zu Boden — und vorbei ist's gewesen. Ich versteh's nit, wie ich das heut so ruhig aufschreiben kann.

Meine liebe Schwester! Unsere kleine Angerl hat's getroffen. Alles ist zusammengelaufen und der Schiffsarzt hat zwei Stunden lang gearbeitet. Es ist umsonst gewesen. Wie ein weißes Engelein ist sie dagelegen auf einem großen Bündel Garn, weiß bis in den Mund hinein zu den weißen Zähnelein und die Augen halb geschlossen und nichts mehr zu ihrem Vater, kein Hauch und kein Blick. Kühl und immer kälter ist ihr Handerl geworden in der meinen, bis sie mich endlich haben weggebracht — weiß nit, was dann gewesen ist.

So viel weiß ich wohl, daß ich noch einmal gestanden bin unter dem Mast und hingeschaut hab auf das gerissene Tau, das mein Dirndl erschlagen hat und jetzt wie eine todte Schlange dagelegen ist. Und hab umhergeschaut, auch auf die Garnbündel hin — und ist nit mehr dagewesen. Ins Meer habt Ihr mir's geworfen! soll ich geschrien haben und nachspringen wollen über Bord. Sie haben mich gehalten und gesagt, mein Kind thät in der Cabine liegen. Und ist's gelegen auf seinem Bett und blaß und kalt und das liebe Gesichtl ist schon fremd gewesen. Da hab ich wohl dran glauben müssen.

Und immer sind Leut um mich gestanden und all auf dem großen Auswandererschiff haben mich gekannt und untereinander gesagt: Das ist der Vater von dem erschlagenen Kind.

Sonst ist es Brauch auf den Schiffen, daß man die Todten ins Meer senkt, weil wir aber nicht gar weit von einer Insel gewesen sind, hat der Captän angeordnet, daß dort mein Dirndl sollt begraben werden. Auf einem Boot sind wir aus Land gefahren, unser drei Mann mit der Angerl. Eingewickelt in Segeltuch ist es gewesen und mit einem weißen Band umbunden, und vorn an der Brust ein hölzernes Kreuzl geheftet, das eine Auswandererfrau gespendet hat. So auf die fremde Insel. Es ist eine kleine unbewohnte Insel gewesen und aus dem Sand stehen ganz weiße Felszacken auf, die wir aus der Ferne für Segel

gehalten haben, aber es sind thurmhohe Steinriffe wie in unseren Alpen. Und hab ich auf der Insel eine Grabstatt gesucht für mein Dirndl. Am Ufer ist Sand — da nicht. Weiter hinten sind die wunderlichen Bäume und Sträucher, die in diesen Gegenden wachsen, auch schöne wilde Rosen — hab ich schon wollen den Spaten einhauen, und ringelt sich eine zischende Schlange an den Stiel, und hab ich mir gedacht, da nicht. Vor den Schlangen hat sie immer so arg Entsetzen gehabt. Bin ich weiter gegangen auf der Insel, über Sand und Muschelboden und Steine und über das schreckliche Geschlänge der Pflanzen. Wilde Vögel hab ich pfeifen und andere Thiere schreien gehört, oft ganz in der Nähe gröhlen wie Schweine, aber keines gesehen. Und dieweilen die zwei Kameraden bei der Angerl Wacht gehalten, bin ich in die Felsen hinaufgestiegen und hab gesucht nach einem Platz, wo wir rasten können. Zwischen drei oder vier Steinzinken ist so eine enge Stelle und da hab ich angefangen zu graben in dem verwitterten Gestein. Ist einer von den Zweien heraufgekommen, hat mir wollen helfen. Nein, laßt mich, ich mach das Grab allein. Ganz warm und heil ist mir worden bei dieser Arbeit, seit mein Weib in der Ewigkeit ist, hab ich ja das Bett herrichten besorgt. Immer einmal hab ich mich aufgerichtet, meine Ellbogen an den Spatenstiel gestützt, hinausgeschaut auf das weite blaue Meer und gedacht: Ist doch das ein wunderliches Geschäft, auf einer einsamen Insel im Meer sein Kind eingraben! — Gegen Abend ist es fertig gewesen; schön ist das Ding nicht worden, aber tief. Sie haben das Angerl hinaufgetragen und hinabgelegt und hab ich ihnen die Schaufel aus der Hand genommen: zudecken wollt ich schon selber. Sie möchten zurückgehen aufs Schiff und ich thät mich bei ihnen und allen tausendmal bedanken für die christliche Lieb. Zum Angerl hab ich keinen Abschied hinabgerufen, weil ich mich daneben wollt niedersehen auf einen Stein und sitzen bleiben, so lang es Gottes Willen ist. Die zwei Kameraden sind aber nicht von mir gegangen und ich sollt schnell machen, weil das Schiff wollt weiterfahren. Auf mich braucht Ihr nicht zu warten, sag ich, mein Verbleiben ist hier. Sie haben mir noch Zeit gelassen, haben ein paar Vaterunser gebetet, haben mich nachher an den Armen genommen, einer links und einer rechts, und haben mich fortgeschleppt von meinem kleinen Dirndl. Das ist in der Einsam zurückgeblieben, am Strand hab ich noch einmal umgeschaut auf die weißen Felszacken, vom Schiff aus hab ich noch einmal zurückgeschaut auf die Felsen, wo mein Kind ruht ganz allein zwischen den Steinen und wilden Thieren und wie es der Vater, mit dem es so freudig ist ausgezogen, treulos verlassen hat — allein auf dem Weltmeer.

So, meine Schwester, hab ich's müssen erleben. Du bist ja selbst Mutter, denk, es wär Dein Kind. Denk's nit, Schwester, es ist wie

sieben Messer in der Brust. Zehnmal hab ich mich hingesezt, um Dir's zu schreiben, aber vor lauter Jammer nit können. Jetzt klage ich nicht mehr, jetzt, wenn der Feiertag kommt, seze ich mich auf einer Berghöhe nieder und schau hinaus aufs Meer, nach der Gegend hin, wo jene Insel liegt. Santa Maria haben sie die Matrosen geheizen, aber Du findest sie auf keiner Karte, sie ist zu klein. Und ich kann sie von meinem Berg aus nimmer und nimmer sehen, sie liegt viel hundert Meilen im Meer.

Von der Zeit nach dem Unglück weiß ich nicht viel zu sagen. Auf dem Schiff bin ich krank geworden, nach Wochen ins Südamerika gekommen. In der großen Stadt Rio de Janeiro, im Spital bin ich achtzehn Wochen krank gelegen. Ein deutscher Kaufmann hat sich um mich angenommen, bin nachher auf seiner Schiffsrhede in Arbeit gewesen, bis ich mit einem Kameraden aus Böhmen in die Leichgräberei gekommen bin, wo jetzt mein Aufenthalt ist. Meine Adresse ist zu machen an den Herrn Wilhelm Kinde, Kaufherr in Rio de Janeiro, von dort bekomm ich den Brief schon, aber weiß nicht, wie lang's mit mir so fortgeht. Ich hab halt vor, bei einer guten Gelegenheit nach Santa Maria zu reisen, aber es ist kein Schiff, das dahin geht und wenn eins nicht zufällig dahin kommt, wie damals unser Auswandererschiff, so thun sie's überhaupt nicht. Also schläft unser Angerl dort weltverlassen und wenn es am jüngsten Tag aufsteht, wird es wohl verwundert um sich schauen, dass es allein ist. Mein Gott, solche Gedanken sind hart. Vor etlichen Tagen sind es zweihundert Meter Länge gewesen, was ich gegraben hab. Ist mein Fürnehmen gewesen, ich rast mich paar Tage aus. Aber es hat nicht sein können, so hab ich alleweil ihre Stimm gehört: Vater, Vater! Kommt denn gar nimmer zu mir, lässt mich ganz allein! Dass ich wieder zum Arbeiten hab müssen anheben, wenn ich nicht verrückt werden will. Denk mir oft, 's Beste wäre, so lange und ohne Aufhören arbeiten, bis du hinfallst und nichts mehr weigt von der ganzen Welt. Im Himmel wirst sie wohl finden. Aber, liebe Schwester, ich bin halt nicht genug Christ, und ich kann's nimmer aus dem Kopf bringen, dass das Angerl auf der Insel liegt mit Leib und Seel und auf den Vater wartet. Und tausendmal bereue ich, dass ich meines Kindes Grab verlassen hab.

Jetzt hab ich Dir mein Kreuz geschrieben, helfen kann mir wohl niemand. In andern Stücken geht's mir nit schlecht, aber das ist alles nichts. Mein einziger Trost, dass alles einmal ein Ende nimmt. Ich schließe mein Schreiben und sage: Gott zum Gruß, liebe Schwester. Ich wünsche, dass es Dir gut soll gehen in der lieben Heimat.

Dein getreuer Bruder

Matthias."

So lautet der Brief, der vor etwa zwei Jahren eingelangt ist an die Frau Johanna Loregger, Beamten'sfrau im großen Eisenwerke Donawitz bei Leoben. Was hat Frau Johanna bitterlich geweint um den armen Bruder und das liebe kleine Angerl. Dann schrieb sie ihm einen Brief, daß er heimkommen möchte. Im Eisenwerk fände er Arbeit gegen guten Lohn, und sie die Schwester wolle ihm sein Kreuz tragen helfen. Da auf diesen Brief keine Antwort kam, so schrieb sie ihm nach einem Jahre das zweitemal und schickte ihm Reisegeld. Dasselbe kam nach fünf Monaten zurück mit dem Bescheid, daß Adressat nicht auffindbar sei.

Da ließ Frau Johanna eine Messe lesen für seine arme Seele. Aber es war nicht das Ende, plötzlich kam von Bruder Mathias wieder ein Brief. Gut sah er nicht aus, dieser Brief. Er bestand aus verschiedenen zufälligen Papierstücken, wie man sie findet, oder lange im Sack umherträgt. Mit schlechtem Bleistift waren sie beschrieben und dann in einen gelben halbsteifen Bogen eingeschlagen und mit einem schwarzen Bindfaden zusammengebunden. Eine Freimarkte trug der Brief nicht, hingegen, eine Menge Poststempel, weil der Name Steiermark zu unleserlich geschrieben war.

Und dieser Brief hat folgenden Wortlaut:

„Auf Santa Maria.

Oh' das Schiff abgeht, Schwester, will ich Dir noch paar Zeilen schreiben. Werden wohl die letzten sein auf dieser Welt, wollen uns nichts draus machen. Meinen Brief vorigen Jahrs wirst Du erhalten haben, wo ich Dir geschrieben, daß mir unser Angerl auf der Reise verunglückt ist. Jetzt ist mein Wunsch erfüllt. Ich bin bei meinem Dirndl. Mit dem Geld, was ich mir hab' verdient in Brasilien, hab ich ein Boot mit sechs Matrosen aufgenommen und sind zweiundzwanzig Tag gefahren. Gemeint hab ich schon, sie wär nimmer zu finden, die liebe Insel Santa Maria. Und weil auch schlechte Fahrt, so wollten die Matrosen umkehren. Bin ich grob worden und sie müßten ihr Wort halten, da haben sie mich ins Meer werfen wollen. Ich bitt noch um Geduld für drei Tag. Es ist so um Weihnachten gewesen, aber die Tage sind hier ganz anders und zum Christabend wollt' ich bei meinem Kind sein. Und schau, dasmal hat mich Gott nit verlassen, endlich sind die weißen Felsen aufgetaucht an der Kimmung. Wie wenn ich auf die Heimatserden thät treten, so ist mir gewesen, wie ich auf den Sand gestiegen bin. Meine mancherlei Sachen auf dem Rücken, hab ich die Matrosen abgelohnt und gesagt, sie möchten zurückfahren, oder hin, wohin sie wollten, um mich hätten sie sich nimmer zu kümmern.

Liebe Schwester, und dann bin ich landwärts gegangen über Sand und Muscheln und über die Schlinggewächse hin den weißen Felsen zu.

Ich glaub, seit wir dazumal fort sind, ist kein Mensch hier gewesen. Kein Menschenfuß, nur wilder Thiere Spur. Wie vor zwei und ein halb Jahren, als ich sie allein gelassen, so still und ewig weit ist der blaue Himmel. Ich steig schnell zwischen den Fackeln hinauf, als ob ich noch kommen müßt, eh sie aufwacht. Kann Dir nit sagen, Schwester, wie glücklich mir ums Herz ist gewesen. Jetzt komm ich zum Plahl hinauf und jetzt sitzt auf dem Grab ein Tiger. Ein großmächtiger, gefleckter Tiger sitzt auf dem Grab meiner Angerl. Zuerst hat er den Kopf hingelegt gehabt auf dem Boden, wie er mich wahrnimmt, hebt er ihn und gloyt mich schreckbar an und setzt langsam die Tazze vor, als wollt er auffspringen und mich zerreißen. Meine Pistole habe ich im Bündel und kann sie nicht laden, weil mir Händ und Füß haben gezittert. Ein Glück, daß das Boot noch nicht fort ist, so lauf ich hinab und sie möchten kommen und das wilde Thier umbringen. Ustdann sind sie hinauf, der Tiger ist immer noch gelegen auf dem Grab und einer hat den Revolver auf ihn dreimal abgeschossen. Das Thier ist aufgesprungen, ein paarmal um die Felszacke herumgeschlichen und dann jäh auf den Matrosen her. Der wäre verloren gewesen, wenn nicht der Zweite und der Dritte zuspringen und mit dem Tiger schaudervoll ringen thät, daß ich gemeint, nimmer könnten wir uns erwehren. Selber über und über blutend, haben sie ihn mit Messern endlich todt gestochen. Ist gelegen auf dem steinigen Grab, die weißen Steine ganz roth, und hat seine Tazze hingelegt, als wollt er im Tod noch was beschützen. Und ist's mir zu Sinn gekommen: Jetzt hast du ihren getreuen Hüter umbringen lassen. Und hab ich ein grenzenloses Herzleid gehabt, daß dieses Thier wegen seiner getreuen Wacht hat sterben müssen. Unten im Sand wird es begraben, während ich an seiner Stell auf dem Grab Dir diese Zeilen schreibe. Die Matrosen werden den Brief mitnehmen und ich werd mich häuslich einrichten auf dieser Insel bei meinem lieben Dirndel. Die Sachen, die ich mit hab, werden eine Weil reichen, nachher will ich auf der Insel Früchte suchen und Fische fangen und wie der Robinson, weißt Du, von dem wir als Kinder das Buch gelesen haben, hausen, so lang es Gott gefällt. Seit ich wieder bei meinem Angerl bin, ist alles gut. Wie gut werd ich schon in der heutigen Nacht schlafen bei ihrem Bett und auf einmal wird sie das Panderl austrecken, mir um den Hals legen und sagen: Vater, Vater! bist doch gekommen zu deinem Dirndel.

Leb' wohl, liebe Schwester, und wenn Du einmal auf den Kirchhof gehst, wo mein Weib ruht — wir lassen sie grüßen.

Mathias."

## Michels Brautwerbung.

Eine Erzählung aus dem Alpenlande von Karl Krobath.

Keiner war ihr recht, der tschodrigen Leni. Der eine war ihr zu hager, der andere zu wohlbeleibt; ein Dritter hatte ein Wärzchen am unrechten Fleck und ein Vierter gar Nothhelferfuß'. Noch einem anderen fehlten die klingenden Klappen im Beutel, während dieser oder jener, dem manche gutmelkende Kuh im Stalle stand, um einige Jährchen zu früh post Christum natum auf die Welt gekommen war. Bei Sanct Spiridion und Pamphilus — so gab es bei jedem einen Tadel und keiner konnte sich der unbeschränkten Gunst der Leni brüsten.

Hatte es auch zeitweilig den Anschein, als würde der oder jener bevorzugt, so kam doch nur zu bald eine eiskalte Ernüchterung hinterher, die ihm die Freite gehörig verleidete, mehr als etwa ein klastertlanger Bandwurm oder einige Schock Trichinen im Leibe. Nun Gott — ein blygsauberes Dirnlein (und das war die Leni wie nur je eine zu St. Marein!) konnte sich schon etwas herausnehmen und hatte immer noch Auswahl unter den Freiern wie unter den Zwetschen zu Matthäi herum.

„Und wonn i a kan Nichtign kriag, so werd i halt Kräutlerin, wia dö Tschaua-Urschl ane is!“ entgegnete sie trohig, wenn ihr eine Adla<sup>1)</sup> wohlmeinende Belehrung darüber gab, daß der Himmel die hoffärtigen Dirnen mit Vorlieb durch „Überzähligwerden“ strafe.

Freilich, sie hatte leicht zu spotten, zu lachen und zu foppen, die Leni mit ihren spottleichten achtzehn Jährchen am Rücken, mit ihren braunen, blygenden Schlangelangen und dem morgenglutrothen Spöttelmäulchen. Sie brauchte noch nicht nach dem ersten Fältchen in der lebensvollen Wange und dem ersten Silberfädchen im nachtdunklen, sich in hunderte von Schlanglein ringelnden Haar Auslug halten — noch lange nicht. Sie wollte nicht gebunden, sondern frei wie das Alpröslein am Felsbange, wie das Schwarzblättchen in der Hecke und wie der muntere Falter im Sonnenschein des Lenzes sein. Sie wollte durchs Leben tollern, und tändeln und scherzen wollte sie, so lang es gieng. Erst wenn ein erschlaffendes Spätsommergefühl sie an das Altlichwerden gemahnen würde, erst dann wollte sie ans Heiraten und Ernstmachen denken — dachte sie insgeheim, und das nur höchstens alle heilige Zeit einmal.

Und das war der Michel: dürrbeinig und von schlottrigem Gange, mit mehlsackartigem Oberkörper und einem Kopf, der am ehesten Ahn-

<sup>1)</sup> Großmutterchen.

lichkeit mit einem Kürbis hatte, den spielfrohe Knaben ausgehöhlt, mit Augen und Mund versehen und irgend ein trauriges Licht dahinter gesteckt hatten. Die medicäische Venus, wenn sie auf Erden gewandelt wäre, hätte er sicher nicht in Versuchung geführt oder Freyas Blut-  
 augen mit Wohlgefallen auf sich gelenkt. Man hielt ihn allgemein für einen „Tosker“, <sup>1)</sup> und doch war er gar nicht so dumm, als er aussah, der Michel. Er war mit seinem Verstand nicht hundert Meilen hinter dem Mond versteckt, wengleich er — wie bereits angedeutet — kein „Übermensch“ war. Seine Zunge drehte sich bei manchen Wörtern, ehe er sie zur Welt stolperte, wohl wie ein Mühlenrad herum und die Lippen mußten ihre zeitweiligen Verzerrungen den grasenden Wiederkäuern ab-  
 gespitzt haben. Aber, was er sagte — das hätte noch dümmmer sein können, noch weit dümmmer. Mancher glaubte ihn zu foppen, dabei wurde er selbst an der Nase gezupft, und zwar vom Michel, dem tolpatschigen, unausgebakenen, bald spöttisch grinsenden, bald wieder tief verachtungsvoll in dieses jammervolle Erdenthal blickenden Dorfvagabunden, der bald bei dem einen und bald bei dem andern Bauern in Schicht stand, einen Tag zum Verzweifeln langsam herumtschurte, <sup>2)</sup> zwei Tage dafür aber planlos in Wald und Feld herumtorkelte. <sup>3)</sup>

Der Michel stand auf Freierrfüßen. Die Leni wollte er haben, und justament die! Er ließ aber niemand recht merken davon, und das war gut so, denn sonst hätte ihn ganz St. Marein, einschließlich der Kirchturmsspiße, ausgelacht. Aber Thatsache war's, daß er Tag- und Nachtszeit, wenn er seine „Wasserspaken“ <sup>4)</sup> bei einem Bauer hinunterwürgte oder wenn er sein Stampel unter dem in Farbendruckherrlichkeit beim Höllestein-Wirt prangenden St. Florian verzipfelte, wenn er arbeitete oder faulenzte, stets nur an die Leni dachte. In der Kirche hockte er im äußersten Winkel, ließ aber die Leni nicht aus den Augen. Auf dem Tanzboden schlich er sich zu den Musikanten und nahm geduldig alle Püffe der tanzenden Paare hin, nur um die Leni beobachten zu können. Bei einem andern wäre das aufgefallen, beim Michel nicht. Wer kümmerte sich darum, wohin der mit seinen Glogaugen stierte?

Die Mutter der Leni war Keuschlerin. Zum Getreidedreschen nahm sie öfters den Michel auf und das gab dann Festtage für denselben. Da kam er tags einige Duzendmale mit der Leni zusammen und schwang sogar einigemal den Schwengel mit ihr gemeinsam auf der Tenne. Bei dieser Gelegenheit war's gewesen, daß er seinen Gefühlen Ausdruck verliehen hatte.

„D' Ruah beim Walch-Bauern hot g'fälbert. — Was't's schon?“ hatte er vielsagend begonnen und den Dreschflegel in die Erde gelehnt.

<sup>1)</sup> Idioten. <sup>2)</sup> tschuren, träge arbeiten. <sup>3)</sup> herumtorkelte. <sup>4)</sup> Roderln.

„Dank für d' Auskunft!“ war ihm zur Antwort geworden.  
 „Mußt's ja am besten wissen, wennst an Bruader kriagst.“

„Aber so a herzigs Kalble — na!“ Dabei hatte er mit dem Kopf gewackelt und mit den Augen schelmisch blöd geblinzelt. „So herzig, Leni, so herzig! Na — aber herzig bist jo Du a, Leni, viel herziger als 's Kalble vom Walcher und viel schöner als d' neue Kirchenorgel — schöner als oll's z'jomm auf dera Welt!“

Das war unzweideutig eine Liebeserklärung nach seiner Ansicht gewesen. Die Antwort darauf hatte ihn auch nicht entmutigt.

„Saubere bist jo Du a, Michl-Nachl, schon weil Du so verzwickte Augen und a Göscherl, rein zum Busslan vergrobn host.“ Und sie lachte kugelrund dabei.

„Geh, is wahr? Got mir no niamd g'sogt, aber wenn Du 's sogst, so gibt's aus.“

Er hatte den Hut vom Kopf gezogen, ein Zeichen, daß er etwas Besonderes vor hatte.

„Wirst wohl an Monn<sup>1)</sup> nehmen bald, Leni?“

„Warum nit, Michel, wenn i an kriag, der mir b'sonders guat zu G'sicht steht, wie Du.“

„Wie i! — Jesus, Marei und Josef, i werd narrisch, ober nit z'wegenst der Narrischheit, sondern vor lauter toller Freud!“

„Thua Dir nix on vor Schreck in der Gil! Du gfallst mir, Michel, im Ernst zum Todtlachen.“

„Donn — donn — donn, Leni, ka andre wie Di!“ hatte er hervorgeschluckt und sich dabei gewunden, als hätte er jäh Herzbeutelkrämpfe bekommen. „I werd' — i will — i thua —“

Die Mühlradbewegung der Lippen überstolperte sich an der Wucht der Gefühle. Er hatte gepustet, wie der goldbeladene Esel Philipps von Macedonien, wenn er über das Himalayagebirge hätte marschieren müssen. Dann erfaßte ihn ein Husten, und schließlich nieste er, daß es nur so donnerte.

Dazwischen lachte die Leni, daß ihr die Thränen aus den blickenden Augen liefen. Es gab einen Höllenspektakel, und keines der beiden bemerkte die Keuschlerin, die herbeigeeilt war und am Thor ihr Haupt verwundert ein- um's andermal schüttelte.

Endlich hatte der Nasenreiz Michels nachgelassen.

„Wonn, Leni, wonn?“ frogelte er. „Z'wegenst dem, wos d' eh schon waßt —“

„Nix waß i, gor nix, ols dajs Du — a Kreuzköpfl überanond bist.“

„No donn — mein Mund is jo ka Schweinsblotter<sup>2)</sup>; i fog's: wonn moch ma denn d' Hochzat?“

<sup>1)</sup> Mann. <sup>2)</sup> Schweinsblase.



Und dabei hatte er auf die Leni losschießen gewollt, hatte sich im Weizenstroh verwickelt, fiel längsüber zu Boden — und plötzlich fauste eine tüchtige Tracht Schläge auf seinen unaussprechlichsten Körpertheil.

„Du Sakramenter Du!“ schrie die Alte, die den Dreschflegel aus der Ecke geholt und in Thätigkeit gesetzt hatte, in heiligem Zorn. „Blabst eppa, mein Dirndl is af dem gleichen Mist g'woachsen, wie Du. Af der Stell gehst und loss Di nimmer blicken, Tappkopf, Du verflixter.“

Und der Michel war gegangen — und hatte dabei glücklich vor sich hin gelächelt. Was machten ihm die Schläge, da er wußte, daß ihn die Leni wollte und er sie. Über den kleinen Vorfall aber beobachtete sowohl die Keuschlerin, die den Namen ihrer Tochter nicht mit dem des Michel in Verbindung gebracht wissen wollte, als auch die Leni selbst in der gleichen Erwägung, endlich auch der beglückte und so schmerzvoll aus seinen Himmeln geschleuderte Michel tiefes Stillschweigen. So ahnte die nüchterne Welt es nicht, welch' einen neuen Freier die Leni bekommen hatte.

In dem geheimgehegten Wunsche, mit der Erwählten bald wieder einmal allein zusammenzutreffen und über die Hochzeit sich ausreden zu können, schwand Tag um Tag dem Michel dahin. Es vollendete sich ein Jahr und noch ein halbes seit dem Liebesbekenntnisse und dessen klatschenden Folgen. Er kam um kein Jota weiter, der immer in dem Gedanken an die Leni stillvergnügt lächelnde Michel. Er schwor sich, wenn ihm in seinem träge arbeitenden Gehirn Gedanken und Bedenken trüber Art aufstiegen, duzendmal vor, daß die Leni ihm Treue und Liebe bewahrt habe und sie nur z'wegen den Leuten verberge, wenn sie sich, falls sie den Michel von weitem erblickte, laut lachend umdrehte und einen andern Weg einschlug.

Dann aber urplötzlich kam das Schreckliche: die Leni hatte gewählt!

Er wollte es anfangs nicht glauben, der arme, verrathene Michel, als er es beim Brantweiner<sup>1)</sup> hörte; er schüttelte nur ein- ums andermal den Kopf und starrte mit blöden Augen zum Bilde des heiligen Florian hinaus.

„Den Tschurtschenberger Lipp nimmt sie, der so arm wie a leerer Opferstock is!“ hörte er erzählen.

„Saubar is er a nix — nit a G'spur!“

„Und reden thuat er so schütter (spärlich), als warat jedes Wort von ihm a Dufoten!“

„Wie is es denn so kummen?“

„Waß der Teufl! Ober so seint die Weibsbilder! Z'erst hot sie ihn gor nit wollen und jezt is sie gonz verschossen in ihm.“

„Er muaf a Zaubertraukl ongwendet hobn.“

<sup>1)</sup> Brantweinschänker.

„Vielleicht hot ihm die olte Hex im Unterdorf gholfen!“

„Gor ka Spur!“ sagte nun gewichtig der alte Nachtwächter Benz, der bis dahin kein Sterbenwörtel gesprochen hatte. „I allan waß es und sunst niemand!“

„Erzähl's selben!“ rief es von allen Seiten neugierig. „Wia war's?“

Der Alte lämmelte sich im vollen Werte seiner Wichtigkeit in dieser brennenden Frage auf den Tisch.

„So war's! Ihr wißt's jo, dajs ma in der Johannis-Nacht den b'stimmten Bräutigam im Tram sehen kann. Dos Dirndl muuß den ganzen Obend ka Wörtel, wenn's ihr a no so druckt, über d'Lippen kummen lassen und fleißi beten im Stilln. Um a Elfe herum muuß sie donn zu aner Brucken gehn, über dö a Todter zum Freithof g'trogen worden is. Durt muuß sie zum Wasser obisteigen, durt niederknien, dreimol d' Hond ins Wasser tauchen und dreimol Kreuz mochen. Donn muuß sie z'haus gehn, sich glei z'Bett legn und ohne no a Wörtl gredt z'hobn, d' Decken übers Gesicht ziagn -- und in der Nacht siegt sie den Bestimmten gonz gewiß im Tram. Siegt sie niemonden, so bleibt sie ledig wia's Amen im Vaterunser.“<sup>1)</sup>

„Jo, wos hot ober dos mit der Leni z'thun?“ forschte ein Ungeduldiger.

„Natürli, dös könnt's nöt erwarten!“ fuhr der Nachtwächter fort. „Die Leni hot's g'thon -- noch dem Bräut'gam g'frot hot sie!“

Ein allgemeines „Ah!“ und „Oh!“

„Gseh'n hob is! Da gibt's ka Ah und ka Oh! Die Leni hot 's thon in der Johanni-Nacht, wia is derzählt hob. I hob grad aus-g'ruaf'n g'habt: ‚Segt's kane Bären und kane Wölf? -- Elf is ans weniger als Zwölf!‘<sup>2)</sup> Gleim (gleich) drauf hob' i die Leni aus'n Haus schleichen gsegn. Neugierig bin i wurn, wohin dö so spot no geht. Und zan Feuerbachlan is sie gongen, wo da Weg zan Freithof geht. Früher hot sie den Lipp und Kan nit mögen -- nach Johanni wor sie in den Lipp gonz verruckt!“

„Sie hot ihn g'sehen!“

„Jo, sie hot ihn g'sehen!“ Darüber war jetzt die ganze Runde einig. Man beachtete es gar nicht, dajs der Michel hinauschwankte wie ein Betrunkener, obwohl er nur die Halbscheit seines Stamperls geleert und das andere stehen gelassen hatte -- ein unerhörter Fall bei ihm.

„Heilig's Kreuz“, schluchzte er, an einen Pfosten gelehnt; „ihn hat sie gsehen in der Johanni-Nacht und mi nit! -- Oba i loss sie nit -- i loss sie nit -- und wenn i sterben sollt' desweg!“

<sup>1)</sup> In den Alpenländern vielfach verbreiteter Volksglaube.

<sup>2)</sup> Der Stundenruf der Nachtwächter ist vielfach humoristisch gefärbt. Voranstehender Elfsuhr-Ruf ist wohl auf verspätet nach Hause schwanke Zecher gemünzt.

Das war am Donnerstag-Abend gewesen, und Sonntag sollte die Hochzeit der Leni sein. Die Burschen des Dorfes hatten sich schon verabredet, die Braut, welche als junge Frau des Eschurtschenberger Lipp in das Nachbardorf auf dessen bescheidenes Anwesen übersiedeln sollte, wenn sie aus der Kirche kommen würde, mit einem Seidenbände „abzufangen“ und nach altem Brauche nur gegen ein ansehnliches Lösegeld, welches der Bräutigam zu zahlen hat, freizugeben. Auch Lenis Mutter hatte sich schon halbwegs in den Gedanken, daß ihr Herzblättchen nur Eschurtschenbergerin werden sollte, zurechtgefunden, als es — es war am Vortage der Hochzeit — ungelent an die Wohnstübenthüre der Keusche pochte. Das Gespräch drinnen wurde mit den Worten: „I hob Dir Dein Willen g'lossen. Hättest höher 'naus können, und aus ollem wird nix wegen dem talkigen Tram in der Johanni-Nacht!“ abgebrochen.

Der Michel patschte in die Stube. Er sah blaß und verstört aus. Den Hut vergaß er am Kopfe und vor Erregung stotterte er nur mühsam die Worte hervor.

„I kumm — i kumm —“

„Wos willst do!“ fuhr ihn die Keuschlerin barsch an, als sie sich von ihrem Erstaunen etwas erholt hatte. „Du waßt no — oder host af d' Wicks (Prügel) vergessn?“

Der Michel schüttelte sich, als würde ihn Frost überlaufen.

„Hob nit vergessn — ua! Ober i kumm — kumm —“

„Um wos kummst denn, Patsch?“

„Um d'Leni kumm i — Brautwerb'n kumm i!“

Wieder wurde die Alte ganz sprachlos, diesmal noch mehr vor Ärger als vor Erstaunen.

„Brautwerb'n kummst? Sunstn natürli willst nix ols d' Leni? — Schau, schau, Leni, wos Du für Werber host!“ polterte sie endlich spöttisch. „Geh zan Lipp, Michl, vielleicht losst er Dir sie ob!“

„Muatta, da Lipp is a braver Bursch! Ma soll mit ihm ka G'ipött treibn!“

„Dank schön — dank schön für die Belehrung! — Wos mochst denn Du no do?“ wandte sich die Alte wieder ingrimmig an den Michel.

„Brautwerb'n!“

„Jeytn moch' oba gschwind, doss D' furtkummst, Du — Du Patsch!“ schrie noch erregter die Keuschlerin.

„D' Leni hot jo glogt, doss i ihr gfoln thua! I bitt Ent, göbt sie mir! — I losst sie nit, wenn i a sterbn mügfst!“

Er sank vor der Alten aufs Knie und schluchzte. Sein Schluchzen klang wie ein Gemenge verschiedener Thierstimmen. „I losst sie nit!“ konnte man nur entnehmen.

„Jetzt is es gnua, Murr! Geh furt, geh aus mein Haus — furt — furt!“

„I geh nit — nit — i will so long bittu — bis mir's d' Leni selber sogt — früha geh i nit!“

„Schau Di amol in an Spiagel und noch a sog selber, ob ma so a Boglscheuchen gern hoben könnt! So a Dirndl wia mei Leni und der Michel, von dem ma nit waß, ob er schiach oder dummer is!“

Noch immer lag der Michel am Boden.

„I geh nit — bevur mir's die Leni nit selber sogt!“ leuchte er hervor.

„No, so sag's dem Loder endli, damit er furtgeht und nit no länger seine Foren mocht!“ sagte die Erbohte zur Dirne, die nachdenklich und nicht ohne Rührung am Fenster stand und ihr Gesicht hinter einem Rosenkrautstock halb verborgen hatte. „Z'wegenst mir is er jo nit kummen, sundern z'wegenst Dir!“

Nun trat die Leni hervor und gerade vor den Michel hin.

„Michel, sei gscheidt — draus konn nix werden, woß Du Dir einbild'st! Du erbarmst mir, oba i muuß es Dir jetzt schon sog'n: an G'späß hob i gmocht mit Dir und nix sunsta! Wenn i gwußt hätt, wia Du's auffassen wirst, hätt i ihn nit gmocht. Tröst Di, Michel! I heirat den Lipp, denn der is ma b'stimmt und nit Du! — So, jetzt waßt's!“

Im Wesen Michel's vollzog sich eine unheimliche Veränderung. Er stand mit einem Ruck auf und ward lässlich im Gesicht. Sein Blick, sonst so ausdruckslos, sprühte in wildem Feuer.

„Mogst mi — oda mogst mi nit?“ stieß er hervor.

„Es geht nit, Michel, die gouze Welt würd' uns auslochen“, entgegnete das Mädchen von geheimem Grauen erfaßt.

„Du mogst mi nit! Leni — Leni, oba i loss Di nit — loss Di nit. I kumm no amol um Di werbn!“

Er stürzte ohne Gruß, wie er gekommen, zur Thüre hinaus.

„Hob jo immer gsagt, Leni, mit an Loder is ka G'späß z'machen!“ brummte die Keuschlerin ärgerlich.

\* \* \*

Die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen den Rest des Tages in Anspruch. Es gab noch so Vieles zu ordnen, zu kochen und zu scheuern, daß es, ehe es die geschäftigen Frauen: Mutter, Tochter und einige Dirnen, die zur Aushilfe aufgenommen worden waren, recht merkten, Nacht geworden war.

Eine schöne Nacht in der Alpenwelt Kärntens. Verlorene, vom Wiederhall getragene Kuhhornklänge irrten durch das nächtliche Grauen

der Wälder zum friedvollen Thal herab. Einzelne verspätete Käfer surrten noch sommerzaubertrunken durch jene würzig-starke, tannenduftige Luft, die den Alpenbewohner stählt und mit zündender Lebensfreudigkeit erfüllt. Das Mondlicht bestreute die weißen Bergeshäupter mit Silberschimmer und stahl sich traulich in die Hütten, wo die Alten in stillem Sinnen in das Zwielficht starrten, während die Jugend unter der Dorflinde jene bald übermüthig frohen, bald wehmüthig weichen Weisen sang, die aus den schmalen Alpenthälern ihren siegreichen Lauf in die weite Welt hinaus gemacht und liederfreudige Herzen tausendfältig entzückt haben. Einige Paare drehten sich um den Dorfpatriarchen aus der großen herzblättrigen Familie, die wetterharte, vielverzweigte Linde, während durch helle Tauchzer aufgestört einige verdrossene Leithammel mißmuthig ihre Schellen, zur Ruhe gemahnend, erklingen ließen.

Allgemach wurde es auch unter der Linde still. Das Mondlicht konnte nun einsam seine Seidenfäden um das schlummernde Thal spinnen.

Leni hatte ihr Hochzeitskleid hergerichtet, den Myrthenkranz und das Gebelbuch, hatte alles mit Weihwasser besprengt und war dann in ihre Kammer zur Ruhe gegangen. Sie sann noch lange und durch ihre Träume gaukelten jene Bilder stillen, häuslichen Glückes, die sie sich im Wachen mit allen rosigen Farben freudiger Hoffnung ausgemalt hatte. Doch plötzlich wurde sie unruhig; sie wälzte sich von einer Seite auf die andere. Angstvolle Laute kamen über ihre Lippen und abwehrend gegen ein böses Traumbild erhob sie die Hände.

Sie sah den Lipp blutüberströmt am Boden liegen. Auf seiner Brust kniete, mit spöttischem Grinsen auf dem breiten Gesichte — der Michel. Ein um das andermal rief er: „I loß sie nit! I nit!“ und würgte mit seinen langen, knöchigen Fingern den Lipp. Sie wollte zu Hilfe eilen. Doch sie war gefesselt durch eine unsichtbare Macht. Sie stemmte sich mit allen Kräften gegen dieselbe an — immer verzweifelter, immer mehr erlahmend. Da fühlte sie sich, als sie eben selbst zu sterben meinte, plötzlich losgelassen. Sie stürzte auf Michel zu, der sich hohnlachend von seinem Opfer erhob — und erwachte.

Schweißgebadet richtete sie sich im Bette auf. Sie währte noch zu träumen.

Eine blutrothe Lichtflut erhellte die Kammer. Es knisterte und prasselte, ein durchdringender Geruch verbreitete sich mit jeder Minute stärker; inzwischen wurden im Dorfe angstvolle Stimmen laut und ein Signalhorn gellte wie ein marktdurchbebender Entsezensruf durch die Nacht.

„Jesus, Marei — Hilfe, es brennt!“ schrie Leni zu Tod erschrocken und sprang mit jähem Ruck auf.

„Es brennt!“ klang es wie ein dumpfes Echo von der Thür her — — —.

Das Mädchen wandte sich um und stand — dem Michel gegenüber, bebend, im leichten Nachtkleid.

„Es brennt — bei Deiner Reuschen!“ wiederholte er und sah sie unverwandt dabei an.

„Michel — heilige Dreifaltigkeit! — was willst bei mir zu derer Stund und beim Brond?“ rief Leni, vor Schrecken einer Ohnmacht nahe.

Der Michel kehrte sich unbeholfen um und schob den Riegel der Kammerthür vor. Dann sagte er langsam, mit seinem in solcher Stunde entsetzlichen Stottern:

„I loss Di nit — i loss Di nit! — Werbn bin i kummen — no amol!“

Der Feuerschein machte sein Gesicht noch abstoßender; es schien mit Blut übergossen zu sein. Hastig fuhr er mit den Händen in der Luft herum und sein Auge glück einem ruhelosen Irrlicht. Das war nicht mehr der gutmüthige Halbcretin von ehemals, der alle Wiße geduldig über sich ergehen ließ und selbst zeitweilig einen blöden Spass machte, der vor sich hingrinste oder auch zornig, aber durchaus nicht furchteinflößend in die Welt sierte — das war ein Mensch, dessen wenigen Verstand eine fixe Idee verwirrt hatte und der unzurechnungsfähig und doch wieder gewissermaßen planmäßig an die Ausführung eines unheimlichen Vorhabens gieng.

Langsam tappte er der Dirne näher, die immer weiter zurückwich, bis sie endlich an dem vergitterten Fenster stand, durch das, da es nicht geschlossen war, vom Wind gepeischte Funken stoben.

„Michel, i bitt Di, Michel, sog: was willst bei mir jekten? Loss mi ause — konn kaum othmen mehr vor lauta Hiß und Rauch. Willst, doss ma olle Zwa sterben — so elend im Feuer!“

Auch der Idiot keuchte. Aber langsam, immer noch trotz der Helle wie im Dunkeln um sich tappend, kam er auf die Leni zu, bis sie sich Aug in Aug gegenüber standen. Sie stieß einen gellenden Hilferuf aus — der Michel umklammerte sie. Seine dürrn Arme hielten sie wie in einem Schraubstock. Draußen hörte man die Spritzen ansfahren. Zischend brauste das Wasser in der Glut auf. Es fielen schon einzelne Balken des leichten Holzdaches ein.

„I loss Di nit — i nit!“

An der Thüre wurde gerüttelt; sie war von Michel versperrt worden und der Riegel war aus Eichenholz und ungemein fest.

„I hob a Feuer gmocht, Leni. Da seh' ma uns und könn' ma uns onwarmen. Hu! Brennt lusti — z'wegenst der Brautnocht! I loss Di nit!“

Er umklammerte sie noch fester.

„Sterbn, Leni, sterbn!“

Hakenschläge erdröhnten gegen die Thüre. Die ganze Kammer war in Rauch gehüllt.

„Leni, um Himmels willen, gib Antwort, wenn Du no om Leben bist!“ rief eine Stimme draußen.

„Hilf! Lipp — hilf!“ schrie das Mädchen noch, dann sank ihr Haupt mit geschlossenen Augen auf die Brust herab.

„I loss Di nit — i loss Di nit!“

Draußen tönten immer mächtiger die Schläge. Michel betrachtete das Opfer seines Wahnes mit seinen unheimlich funkelnden Augen — er merkte kein Lebenszeichen mehr. Nun legte er Leni langsam, wie ein Kind, daſs ihr kein Leid mehr widerfahre und sie sich nicht durch jähren Fall beschädige, auf den Boden nieder und kniete zu ihr.

„So, Leni, jeka loss i Di!“

Dröhnend fiel die Thür ins Zimmer. Rauchgeschwärtzt stürzte Lipp herein.

„Leni — Leni, Rettung! — Wo bist? — Leni!“

Er konnte vor Rauch die Kammer nicht gleich überblicken. Ein Windstoß segte aber durch die offene Thür in das Zimmer und ließ ihn die beiden Gestalten am Boden sehen. Wie ein Rasender sprang er auf seine Braut zu. Ohne Michel zu beachten, schloß er die theure Bürde in seine Arme und schwankte mit ihr, aufs Äußerste erschöpft und halb erstickt, ins Freie.

Der Michel war zurückgeblieben. Er starrte auf den Boden, als läge das Mädchen noch immer dort. Leise, herzerschütternd stammelte er vor sich hin: „Jekn loss i Di, jekn loss i Di, Leni!“

Ein Krach — ein erneutes Prasseln und Knistern — ein Rauchen und Zischen der Wasserstrahlen.


Michel war unter den flammenden Trümmern begraben worden.

Sawohl, Michel — so hat Deine Brautwerbung geendet!

Die Leni aber hat sich erholt und ist jetzt das glückliche Eheweib des Lipp Tschurtschenberger.

## Die unsichere Bergstraße.

Eine Geschichte von Peter Rosegger.

ie Straße, von der hier erzählt werden soll, muß der Leser nicht nothwendig passiert haben, es geht auch so. Es genügt zu wissen, daß diese Straße über den Dreibuckelberg führt, der zwischen Kreisstadt und Siedeldorf steht, daß sie stundenlang ist und daß der einsame Wanderer sich vor Räubern fürchten darf, ohne ausgelacht zu werden. Denn

es begegnet ihm auf dem ganzen Wege niemand, der ihn auslachen könnte, nicht einmal ein Räuber. Die Fuhrleute, als die Roheisenführer aus dem Oberland und die Mostführer aus dem Unterland und die Behentsammelwagen, natürlich nicht zu rechnen. Auf der ganzen Strecke über Heideland, Almen und Legsföhrenbestände nicht ein einziges Haus, mit Ausnahme der Wegmachershütte, die unter einigen Fichten in der Nähe eines Brunnentrogess steht und für den alten Wegmacher und seine Tochter nur als dürstiger Unterstand dient, die Woche über. Aber auch nur für die Nacht und bei besonderem Unwetter. Ansonsten aber sitzen die zwei Leutchen an irgend einem Felswändlein, wie sie hin und hin am Wege stehen und zerschlagen mit ihren langstieligen Schlägeln die größeren Steine in kleinere, sichten diese in Schotterhaufen, darauf sie zu Mittag sich wie auf ein Sofa setzen und aus dem Zwillingstopf ihre Mahlzeit verzehren. Den Alten sehe ich in grauem Zwilchgewand, von den Steinen kaum zu unterscheiden. Die Junge aber will unterschieden werden, sie möchte von den lustigen Fuhrleuten nicht für einen Stein gehalten werden. Deshalb hat sie, die Barfüßlerin, gerne ein lichtblaues Kittlein an und ein rothes Tuch über dem Busen. Also rief ihr jener Mostführer „guten Tag!“ zu und knallte mit der Peitsche. Wenn es war, daß der alte Wegmacher weiter oben oder weiter unten mit der Nadeltrube die Straße schotterte und die Junge allein bei ihrem „Steinschlagen“ saß, ließ der Mostführer wohl auch einmal die Pferde rasten, setzte sich zu ihr, befühlte mit zwei Fingern den Rand des rothen Tuches und fragte, was es gekostet habe. Weil aber Steinschlägerinnen das Schlagen schon gewohnt sind, so schlug sie ihm auf die Finger — aber durchaus nicht mit dem Eisenschlägel, sondern mit der Hand, ganz glimpflich, so daß es der Zutäppische auf Weiteres ankommen lassen wollte. Nämlich auf die Frage, ob sie das schöne rothe Tuch ihm denn nicht verkaufen wolle? Er habe einen Schatz und möchte, daß derselbe auch so was Schönes über der Brust trage. Da gab sie zur Antwort, das Tuch allein sei nicht feil.

Desselben Weges kam auch manchmal ein Landwächter, so einer, wie sie vom Kreisgericht im Lande herumgeschickt werden, um über Sicherheit und Ordnung zu wachen, so wie auch, um Räuber, Mörder und andere Missethäter einzufangen, die den Nächsten schädigen oder die gute Sitte verletzen. Der Landwächter hatte einen schwarzen Federhut auf, trug ein Bajonnet an der Seite und hinten ein Schießgewehr, deren weiße Riemen sich auf der breiten Brust kreuzten, weswegen er von Leuten, denen solche Gestalten missliebige sind, die Kreuzspinne genannt wurde. Auch hatte der Mann am Riemen ein paar Handschließen hängen für solche, denen die Einladung, im Namen Seiner Majestät freundlichst mitzukommen, nicht genügte.



So marschierte dieser Landwächter denn auch manchmal durch diese Gegend, um auf der langen Straße über den Dreibuckelberg nach dem Nechten zu sehen. Saß bisweilen auf dem Schotterhaufen bei den Steinschlägerleuten und erkundigte sich, ob sie keinen Spitzbuben gesehen. Der Alte wußte keinen rechten Bescheid zu geben, denn er konnte die Spitzbuben von den anderen Leuten nicht unterscheiden, „weil's halt leider Gottes noch immer keine Spitzbubenuniform gibt“. Die Junge hingegen meinte, dem Landwächter schalkhaft zublinzelnd, fast alle Mannsbilder wären Spitzbuben, ausgenommen — und machte vor dem Kaiserlichen einen Knix. Nun, in manchen Stücken wollen auch die Kaiserlichen keine Ausnahme machen und so meinte er, daß es auf dem Steinhaufen nahezu besser sitzen sei, als auf der Holzbank in der Wachtstube.

Und eines Abends, es war schon spät, marschierte der Landwächter wieder einmal die Straße entlang von Siedeldorf gen Kreisstadt. Er war heute in nicht geringen Sorgen. Unten auf der Heide hatte er den alten Wegmacher begegnet, der die stumpf gewordenen Steinbrecheisen zum Dorfschmied tragen mußte, um sie schärfen zu lassen. Da wolle er über Nacht in seinem Dorfhäuschen bleiben und am nächsten Morgen wieder in den Steinbruch hinaufgehen. Der Landwächter fragte nicht weiter, obschon es eigentlich seine Pflicht gewesen wäre. Umso größer ward aber seine Besorgnis, die Junge möchte über Nacht allein — mutterseelenallein — in der Wegmachershütte verbleiben müssen und Gefahren ausgefakt sein. Denn, wer bürgt, daß nicht ein schlechter Schelm oder ein Zigeunergesindel des Weges kommt und die arme Einsichtige überfällt? Wem obliegt es, wachsam zu sein, das Stromervolk abzapfen und abzufassen?!

Und als er zur Hütte hinauf kam und im Fensterchen den Lichtschein sah, gieng er hinein. Der unversperrte Borraum war enge und die Kammer mochte wohl auch nicht viel geräumiger sein. So machte er sich's bequem im Vorgelass auf dem Brett, zog aus seinem Glanzledertournisterchen Brot, Speck und Schnaps und hielt Abendmahl.

Wohl dem, der Freunde hat, die ihn auch in der Gefahr nicht verlassen! Vom Mostführer war es durchaus nicht ein müßiges Tändeln gewesen, wenn er auf dem Schotterhaufen mit der jungen Steinschlägerin scherzte. Jetzt, als er unten beim Wirt in Siedeldorf sein Fuhrwerk eingestellt hatte und als der alte Steinschläger in die Bechstube trat, um einen Krug Most zu trinken, obschon weder Samstag noch Sonntag war, fiel ihm wie ein Steinschlägel der Gedanke aufs Herz: Die Junge oben allein? Er verzehrte aber gelassen seinen Schafbraten, trank ein Glas Sausaler-Wein dazu und schloß dann mit dem Wirt ein Apfelmostgeschäft ab. „Er trinkt sich wie Sausaler“, versicherte der Führer,

„wirft es schon sehen, Wirt, Deine Gäste werden's auch sagen.“ Der Wirt verstand und so war der Handel richtig. Bald darauf verzog sich der Mostführer, durch das Gehöfte hindurch, und hinten hinaus und im Dunkeln die Bergstraße anwärts. Er gieng länger als eine Stunde. Es stieg über dem Waldrücken der Mond auf, den bald die Wolken verdeckten. Es strich ein lauer Wind — Wetterwind. In solchen Nächten achtet man weder Most, Mond noch Wind — sein Herz gehörte der Freundschaft zum verlassenen Dirndl. Endlich kam er zur Steinschlagerhütte. Sie war dunkel, daneben rieselte der Brunnen und in den Fichten rauschte der Wind. Er drückte mit der flachen Hand vorsichtig an die äußere Thür — sie wich lautlos zurück. Er stand im Gelass und horchte. Es war ganz finster, er wollte aber nicht stolpern, ihr nicht einen Schreck einjagen, wenn keiner nöthig ist. Ein Zündhölzchen strich er über den Oberschenkel, da gieng ihm ein Licht auf — aber was für eins! Auf dem Sigbrett lag ein Mantel mitsammt Tornister, Gewehr und Bajonnet. — Na also! So wird sie ja ohnehin bewacht.

Den Augenblick, als der Wind lebhaft rüttelte an der Hütte, nahm er wahr, um die Sachen zusammenzuraffen; mit denselben eilt er zur Thür hinaus, hastig hinan unter die Fichten, und dort —. Der Mostführer war Soldat gewesen, in der Reserve stand er noch, so wußte er mit Uniform und Waffen umzugehen. Eilig zog er den Mantel des Landwächters an. Den Federhut setzte er sich auf's Haupt, schob das Sturmband unters Kinn, hieng die Bajonnetscheide um, das Messer selbst steckte er an das doppeltgeladene Gewehr. Die Handschellen öffnete er und hieng sie bereit an den Riemen. — So! Jetzt sind wir die Kreuzspinne, jetzt werden wir einmal Mücken fangen! Und Landwächter — und was überhaupt ins Netz geflogen ist. — Er wieherte vor Vergnügen, der Spass, den er vor hatte, war zu lustig!

Der Mostführer in solcher Rüstung schlich an die Thür in das Vorgelass und klebte ein brennendes Wachszündstäbchen an den Gewehrfolben. So schlich er und pochte mit starker Faust an die innere Thür. Drinnen ein Gepolter.

„Wer ist's?“ kreischte eine weibliche Stimme.

„Patroul ist da!“ rief der Mostführer, stieß die Thür auf und drang mit vorgehaltener Waffe ein.

Der in Unordnung gerathene Landwächter lachte zuerst überlaut, denn er glaubte einen Kameraden vor sich zu sehen, der einen Scherz machte. Als er aber bemerkte, daß es seine eigenen Sachen waren, mit denen der Gegner anrückte, daß er es möglicherweise mit einem Wahnsinnigen oder gar einem Eifersüchtigen zu thun hatte, vergieng ihm das Lachen. Der Mostführer erklärte den Landwächter für verhaftet.

Der letztere wollte sprechen, der andere aber bedeutete kurz und fest: „Geredet wird nix. Wenn's dem Herrn nit recht ist, so druck' ich los.“

Der Landwächter versuchte Einwände, wollte alles auf die spasshafte Achsel nehmen; lauerte dabei auf einen Moment, sich der Waffe zu bemächtigen, was aber bei der Gewandtheit des andern aussichtslos, nur gefährlich schien. Und als der Feind zu fluchen begann und immer wüßter fluchte, hub der Landwächter an zu bitten. Dabei faltete er die Hände und das war dem Mofsführer just recht. Eine schnelle Schlingung, ein Einschnalzen der Feder, und der arme Sünder war gefesselt mit seinen eigenen Handschließen.

„Gut ist's!“ sagte der Mofsführer, als dieses Stück gelungen war und er ein frisches Kerzchen anzündete, „jezt wollen wir uns gemüthlich unterhalten. Nachher spazieren wir miteinander aufs Kreisgericht.“

Die junge Wegmacherin war nicht mehr da. Auf einen Augenblick hatte er sie vorher gesehen gehabt, aber ohne das rothe Tuch, das er kaufen wollte. Die Wollendecke hatte sie an sich gerissen, zum Loch hinaus war sie gewirbelt in die schüßende Nacht — zweien guten Freunden auf einmal entkommen.

Mit einem wehmüthigen Seufzer hob der Mofsführer seine Stimme und sagte zum Landwächter: „Also, gehen wir!“

Freilich wohl gut, daß der drohende Regen nicht gekommen, daß eine laue Nacht war — so thaten es die einfachen Kleider ganz prächtig, in denen der Gefangene wie ein Hampelmann vor dem Bewaffneten einher-schritt. Unterwegs wurde er mehrmals aufgeregt und wollte die Offensive ergreifen.

„Aber Bübel, was fällt Dir ein!“ beruhigte der Mofsführer. „Den Mof laßt man erst laufen, bis er gejesen (gegohren) hat. Ein Bissel Puße thun! Und Dir's auf längere Zeit merken, daß man anderen ihre Weibsbilder in Ruh' laßt!“ — Das könnte ich mir eigentlich auch selber merken, redete jezt vorlaut sein Gewissen drein, denn mich gienge sie, die da oben, weiter auch nichts an. Aber der Richter versteht auch einen Spass.

„In der Rocktasche, die Du anhast, steckt eine silberne Sackuhr“, sagte dann milden Sinnes der Gefangene, „sie gehört Dein, wenn Du — mir meine andern Sachen jezt gibst!“

„Du, das ist mir zu gefährlich!“ lachte der Mofsführer, „Du könntest den Spieß umkehren.“

„Ich versprech' Dir —“

„Das hilft nichts, weil ich's nicht glaub'. Am gescheitesten ist's, Du machst flink voran, daß uns der Tag nicht g'längt, eh' wir ins Stadtl kommen. Weißt, die Stadtfrauen, das sind neugierige Dinger,

die möchten's gleich wissen wollen, wer es ist, der in Strümpfen, den der Landwächter dahertreibt."

Also keine Rettung, der Landwächter gab sich drein. Noch gibt's eine höhere Macht!

Und dann war es, als dem Kreisrichter, der beim Kaffee saß und Knaster stopfte, der Bericht hinterbracht wurde, der Landwächter hätte wieder einmal einen aufgelegten Spitzbuben gebracht, und sie thäten warten draußen im Saal. Da gieng der Richter sogleich hinaus, denn die aufgelegten Spitzbuben waren ihm noch die lieberen der Gattung. Der gefesselte Landwächter kauerte hingeduckt an der Wand, er erkannte ihn augenblicklich; der Mostführer in der Uniform stand soldatisch da, legte seine Hand an die Schläfe und rapportierte: „Herr Kreisrichter! Ich habe in der vergangenen Nacht diesen Menschen bei jemandem gefunden, bei dem er nichts zu thun hat. Er hat was anderes zu thun, als wie so was, und er hat einen Amtsmißbrauch begangen, Herr Richter! Und deswegen habe ich ihn abgefangen und eingeführt, daß er seine Straf' kriegt. Da ist er.“

Der Richter war ein kleiner, buckeliger Mann mit grauem Schnurrbartbusch, der immer fröhlich lachte und dabei ein gar strenger Herr war. Als bald durchschaute er die Angelegenheit. Den armen Sünder ließ er in seinem lustigen Gewand stehen, wie er stand, und verhörte ihn nicht. Hingegen befahl er freundlich dem Mostführer, die Waffen abzulegen und sie dem Gerichtsdienner zu übergeben. Als dieses geschehen war, lachte der Richter und sprach: „Mir scheint, das ist ein schwieriger Fall. Du, der Du den da gebracht hast, bist wohl der Landwächter! Dann ist der da, den Du eingeführt hast, nicht der Landwächter, hat also keinen Amtsmißbrauch begangen. Du hast den Mann also unrechtmäßiger Weise festgenommen und sollst deshalb gebürend gebüßt werden.“

„Herr Richter!“ antwortete der andere: „Ich bin nicht der Landwächter, sondern heiße Sebastian Grünauer und bin Fuhrmann zu Siedeldorf. Ich habe den Landwächter abgefangen, weil er oben in der Wegmachershütte einen Amtsmißbrauch begangen hat, den ich nicht weiter zu sagen brauch', weil sich's der Herr Richter selber denken kann.“

„Ich kann mir's denken“, lachte der Richter munter auf, „aber ich denke halt auch etwas anderes, mein Lieber! Die Gesekyparagraphen sind mir augenblicklich nicht im Kopf, Sie werden schon entschuldigen, die Sache wird nachher ohnehin schriftlich gemacht. Wir stellen jetzt den Fall fest. — Sie können sich niedersetzen, wenn Sie wollen. Thun's lieber stehen? Na, ist auch gesünder. Das Ding ist so: Wenn Sie nicht der Landwächter sind, sondern ein Fuhrmann, so geht Sie der Amtsmißbrauch des Landwächters nichts an. Sie haben den Mann ge-

fesselt, also ihn an seiner freien Bewegung gehindert, Eingriff in die persönliche Freiheit. Haben ihm auch gedroht — Vergehen gegen die persönliche Sicherheit. Strafbar. Sie haben einer Amtsperson den gebührenden Respect verweigert, haben sich sogar an ihr thatsächlich vergriffen — Verbrechen der Auslehnung gegen die Obrigkeit, Verbrechen der Gewaltthätigkeit im allgemeinen, der Gewaltthätigkeit gegen ein behördliches Organ im besonderen. Strafbar. Sie erlauben schon“, unterbrach sich der Richter und nestelte dem Fuhrmann am Rock was zurecht, „das Knötzel ist nicht vorschriftsmäßig geknüpft. — Nun, was ich sagen wollte. Sie haben dem Landwächter Kleidung, Waffen und so weiter weggenommen — Verbrechen der Entwendung persönlichen Eigenthums, Verbrechen des Raubes landesherrlicher Gegenstände. Schwer strafbar. Sie werden also entschuldigen, Sebastian Grünauer, daß ich Sie ohne weiteres unter Anwendung besonderer Milderungsgründe — zu acht Monaten Arrest verurtheile. — Zu Hause alles wohl? Na, legen Sie jetzt ab. — Zetlitschek, geben Sie dem Sternbacher seine Sachen, daß er sich zurechtbringt und den Mann gleich auf Numero Sieben führen kann.“

Als der Mostführer sich sehr bald darauf in dem wohlverwahrten, schattigen Stübchen fand, war er just einmal verblüfft. Ich habe ja bloß einen Spass getrieben, dachte er, und das vom Herrn Kreisrichter wird wohl doch um Gotteswillen auch Spass sein! Als er aber nachher das schriftliche Urtheil zu Gesicht bekam: Im Namen Seiner Majestät und mit dem großen Gerichtssiegel — da wurde ihm übel. Das Bitterste war noch, daß er den Landwächter Sternbacher bitten mußte, falls dieser wieder den Weg über den Dreibuckelberg mache, beim Wirte in Siedeldorf einen Brief zu bestellen. Bis er wieder frei sei, würde er für diese Gefälligkeit eine Maß zahlen. Der Landwächter zeigte sich bereitwillig.

Dann stellte er auf seiner Nummer Sieben — Zeit hatte er dazu — mancherlei Betrachtungen an, und machte Vorsätze, was er in seinem Leben nie wieder thun werde. Er werde sich nie mehr in etwas mischen, was nicht seine Pferde und seine Mostfässer betrifft. Er werde nie mehr einen weiten Weg gehen, um bei der Nacht eine Wegmachers-tochter zu beschützen. Am allerwenigsten aber werde er je noch einmal einen Standarm zu Gerichte treiben.

## Religiöse Gesprächsstoffe mit modernen Arbeitern.

Von Arthur von Broecker.

### I.

**A**uf der Höhe der Zeiten steht Jesus Christus, unverdrängbar, unerseklich, der Retter der Welt, voll Ewigkeitskraft für Jahrtausende. Durch alle Sünde der Menschen, in alle Noth, in Todesgrauen hinein strahlt, was er der Erde bringt. Und weil wir so tief davon durchdrungen sind, daß in seiner Person allein der Menschheit volles Licht, Erlösung und ewiges Leben zufließt, haben wir auch den heißen Drang, das „Beste in der Welt“ denen nahe zu bringen, die im Nebel der Zweifel und in der Nacht der Gottesferne irren. Und sein Gebot verpflichtet uns: Hinaus in die Welt!

Wenn mit Recht ernstes Bemühen dran gesetzt wird, in Sprache und Gedankenwelt der Heiden einzudringen, um daran anknüpfend das Evangelium zu bringen, wie viel mehr müssen wir gründlich und weiterherzig die Masse von Vorurtheilen, Bedenken und Zweifeln studieren, die die aufstrebenden Scharen der modernen Arbeiter in unserer eigenen Vaterlande gegen Christenthum und Kirche hegen, um sie Christus zu nähern. Denn um das gleich zu sagen — es sind keine „Flausen“ und „Vorwände“, sondern wirklich ernst zu nehmende geistige Kämpfe und Bedenken, die die edleren unter ihnen haben, die sie hindern, Christen zu sein.

Wenn das das rechte Christenthum wäre, was sich Tausende unserer der Kirche entfremdeten Arbeiter als Christenthum vorstellen und leider als Christenthum gesehen haben, müßten auch wir das Christenthum ablehnen. Aber es gibt Gott sei Dank ein besseres Christenthum, das wir alle haben sollen.

Wie kann man sich jenen modernen Arbeitern nähern, ihnen wahres Christenthum zu zeigen versuchen? Es steht fest, daß diese Kreise nicht in die Kirche, Bibelstunde, Evangelisationsversammlungen kommen. Sie wollen nicht bepredigt, beredet, bestürmt werden, sie sind sehr mißtrauisch gegen „Arbeit an ihnen“ — sie verlangen nach Aussprache, nach Lösung ihrer Zweifel durch gründliche verstandesmäßige Belehrung, sie wollen reden, klagen, schelten, anklagen — und dann hören. Nicht die aristokratische Art, daß der Pastor spricht und die andern schweigen, sondern die moderne demokratischere Art, daß beide discutieren, als Männer, Freunde, Wahrheitsfucher — das ist die Methode für den modernen Arbeiter.

Selbstverständlich muß die schlichte persönliche „Gemeindefeelsorge“ alles thun, Vertrauen zu erwecken; sie hat wahrhaftig große, ernste Aufgaben! Aber spricht sich bei solchen Besuchen der moderne Arbeiter leicht aus? Er schweigt, ist höflich oder abweisend; aber seinen Gedanken kommt man schwer nahe. Durch christliche Blätter, die vertheilt oder in die Wohnung hineingeworfen werden, ist wenig zu erreichen. Unsere christlichen Sonntagsblätter reden eine dem modernen Arbeiter unverständliche Sprache, sie sind zum Theil zu idyllisch, zu alterthümlich-bibliozistisch, zu gesalbt-pastoral, zu pietistisch oder zu methodistisch. Wo haben wir für den modernen Arbeiter geeignete religiöse Blätter, religiöse Schriften? Dies Gebiet ist fast ganz un bebaut. Traktate werden als „Traktätchen“ verspottet — darum Discussionsabende!

## II.

Darf ich, um dem ersten Problem zu dienen, ganz einfach einmal von den Versuchen erzählen, die ich in allwöchentlich vom September vorigen Jahres bis Ende April vorigen Jahres stattfindenden Männer-Discussionsabenden in Halle angestellt habe?

Die Abende fanden im Gemeindefaal statt und wurden unter dem eben angeführten Namen in den Zeitungen annonciert mit dem jeweiligen Thema und dem Zusatz: „Freie, frische Discussion von energisch volksfreundlichem Standpunkt. Männer mit Zweifeln und Bedenken, denen an einer streng sachlichen Debatte liegt, willkommen.“ Der Besuch schwankte zwischen 13—79, Durchschnitt 30, aber es kamen mit Ausnahme einzelner Mitglieder des Evangelischen Arbeitervereines, einiger weniger kirchlicher oder dem Christenthum bereits freundlich gegenüberstehender Arbeiter, ein paar Männern aus dem bürgerlichen Lager, in der Hauptsache die, die man vor allem haben wollte und sonst nicht bekommt: moderne Arbeiter, mehr oder minder socialdemokratisch beeinflusst, bildungshungerige, denkende, grübelnde Leute, voller Fragen und voll gespanntesten Interesses. Die neuen Themata ergaben sich immer aus der Discussion. Wir behandelten in dem halben Jahre folgende: „Warum haben manche Männer Mißtrauen gegen das Christenthum?“, „Glauben und Wissen“, „Der chinesische Krieg im Lichte wahren Christenthums“, „Was wollte Jesus? — Wer war er?“, „Christus und Buddha“, „Was ist von Luther zu halten?“, „Ist das Alte Testament veraltet?“, „Gibt es einen persönlichen Gott?“, „Wie vertragen sich die Ungerechtigkeiten in der Welt mit der Gerechtigkeit Gottes?“, „Was ist eigentlich gut und böse?“, „Darwin und Christenthum“, „Thiergeist, Menscheng Geist, Gottesgeist“, „Kann man ohne Gott gut sein?“, „Christenthum und Krieg“, „Dickson und Carlyle — ein Kampf um Gott“, „Warum

gibt es so viele Christliche Secten?", „Kann sich der Mensch überhaupt ändern?“ Ofter auch ein Thema an mehreren Abenden. Das ganze Unternehmen war erleichtert durch meinen seinerzeit erfolgten Protest gegen die Buchthausvorlage vom Christlichen Standpunkt im Interesse der ungehinderten besonnenen Entwicklung der die Arbeiter disciplinierenden und geistig hebenden Gewerkschaften, durch verschiedene energisch sociale Discussionreden bei Volksversammlungen, um das echte Christenthum zu vertheidigen und zu vertreten und durch die „Modernen Flugblätter für männliches Christenthum“, <sup>1)</sup> die sich speciell an die dem Christenthum fernstehenden modernen Arbeiter wenden und immer zur Gratismitnahme an den Discussionsabenden auflagen.

Die Arbeiter sprachen sich gern und lebhaft aus, anfangs wohl scharf und ablehnend, stark bedenklich, voller Zweifel. Einigemale im vorigen November schlugen zwei äußerst verbissene Gegner einen recht unangenehmen Ton an. Als sie wegblieben, weil sie sahen, daß sie damit nicht durchkommen konnten, wurde der Ton der Discussion immer sachlicher, freundlicher und edler. Von allen Seiten wurde einem schließlich Vertrauen und Sympathie entgegengebracht. Die Stimmung hatte sich allmählich durchaus auf die Seite echten Christenthums geneigt. Die Leute sagten das offen. Selbst der Hauptoppositionsredner, der sonst das Christenthum als veraltet hingestellt hatte, sprach sich am Schluß der Discussionsabende in einer Weise über das Christenthum günstig aus, daß es eine Freude war. Das Nähere sind persönliche Erfahrungen, die einen in stillem Herzen erquickten und nicht vor die Öffentlichkeit gehören. Ich bin für den Verlauf des ersten Versuchs sehr dankbar. Bald soll Fortsetzung erfolgen.

### III.

Die Vorurtheile moderner Arbeiter gegen das Christenthum liegen theils auf religiösem und wissenschaftlichem, theils auf praktischem und socialelem Gebiet.

Die modernen Arbeiter setzen Christenthum gleich mit Kirchenthum, mit allem, was christliches Gewand trägt, Orthodogie, den Geistlichen insgesammt. Christlicher Glaube ist ihnen Annehmen, was die Kirche lehrt, Glaube an den Buchstaben der Bibel als das unfehlbare Gotteswort; katholischer und evangelischer Glaube unterscheiden sich bloß durch durch Masse, die geglaubt werden muß; katholische Verirrungen, wie Jesuitenorden, Inquisition, Bartholomäusnacht, Priesterherrschaft werden

<sup>1)</sup> Moderne Flugblätter für männliches Christenthum. Herausgegeben von A. v. Broecker in Halle an der Saale. Nr. 1: Ist das Christenthum etwas für den aufstrebenden Arbeiter? Nr. 2: Was denken die jungen Männer vom Christenthum? Nr. 3: Vertragen sich die Nöthe in der Welt mit der Liebe Gottes? Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen.



darum einfach dem Christenthum angerechnet. So erschüttern z. B. Nachrichten von Verfehlungen der Pastoren, Luthers scharfe Äußerung: „Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann besser, denn andere mit Beten,“ die Verbrennung Servedes durch Calvin in ihren Augen das Christenthum. Die vielen Secten, die die Einheit der äußeren Kirche zersplittern, erregen in ihnen Zweifel, wo nun das rechte Christenthum sei. Das pietistische Jenseitigkeitschristenthum erscheint ihnen als die normale Gestalt und die verwerfen sie: hier Ungerechtigkeiten, dort der himmlische Lohn, inzwischen alles in Sanftmuth tragen. — Gibt es überhaupt einen Gott? Eine schöne Phantasie — aber die Wissenschaft hat bewiesen, daß es keinen Gott gibt. Die Naturwissenschaft hat bewiesen, daß es keinen Gott gibt. Die Naturwissenschaft hat mit Fernröhren und Forschungen Gott nicht gefunden. Darwin hat die Entwicklung der Lebewesen aus einfachen Naturgesetzen gezeigt. Da ist kein Raum für Gott. Die Natur ist Gott. Ein persönlicher Gott — das soll wohl bedeuten ein Wesen mit Händen und Füßen u. s. w. An so etwas sollen nun denkende Männer glauben! Daß Gott Persönlichkeit in einem gewaltigeren, über alles Sinnliche, Raum und Zeit erhabenen Sinn ist und nicht wie wir, kommt diesen Leuten nicht in den Sinn. Sie berufen sich vielmehr auf die Anthropomorphismen des alten Testaments, namentlich die Abrahams-geschichten (Gott aß mit Abraham u. s. w.). Da sie altes und neues Testament insgesammt als wörtliches „Gotteswort“ annehmen zu müssen meinen, ihnen die geschichtlichen Unterschiede nicht klar sind, rechnen sie dem Christenthum alle Nebel des alten Testaments an.

Nur ein Punkt steht den modernen Arbeitern fest; die Achtung vor der Person Christi. Fast niemals wagt man, ihn anzugreifen. Man versteht ihn freilich gewöhnlich falsch: Christus war ein Proletarier, der für die Proletarier eintrat, ein Revolutionär, der erste Socialdemokrat, die Kirche hat das vergessen, ihn aber vergottet. Bei der Hochachtung der Arbeiter vor Christi Charakter muß man einsehen, das echte Christenthum ihnen zu zeigen: Christus, der Heilige und Reine, der war, wie kein Mensch war und doch jeder sein sollte, ist der Freund der Sünder, ihre Seelen von Egoismus, Sünde und Verzagttheit zu retten; er bringt ein neues Leben, zeigt allen, die ihre Schuld ernstlich bereuen, ein reines Herz erstreben und Gott ganz gehorchen wollen, Gottes herrliche Vaterliebe, die vergibt, rettet und beseligt; er ist durch sein Leben und Sterben der gewaltige einzige Offenbarer Gottes, des Herrn der Welt, mit dem wir ewig im Bunde stehen sollen.

Dem allen folgten die Besucher der Abende mit großem Interesse. Sie athmeten auf, als man ihnen zeigte, wie Glaube etwas ganz anderes ist, als blinder Autoritätsglaube, jene Verfehlungen der Kirche und

speciell auch der katholischen Kirche, arger Ungehorsam gegen Christi klaren Willen, das bloße Jenseitigkeitschristenthum eine ungesunde Blüte, die sich mit dem starken Eichbaum des mannhaften Kämpfer-Christenthums im Sinne Christi nicht vergleichen darf. Daß die Darwin'sche Theorie als reine Naturwissenschaft mit dem religiösen Gehalt der Schöpfungsgeschichte gar nicht collidiert und auch nicht gegen diesen auszuspielen ist, daß nur die Lebensanschauung des Materialismus, die sich öfters mit Unrecht auf Darwin beruft, im Widerstreit mit dem Christenthum stehe, schlug doch allmählich durch. Den Unterschied des Alten vom Neuen Testament erfaßten sie schließlich; Propheten und Psalmen müssen Eindruck machen.

In der vorzüglichen Schrift von Pfannkuche „Was liest der deutsche Arbeiter?“ wird als das den modernen Arbeiter am meisten interessierende Thema „Moses und Darwin“ — um eine ganze Linie von Gedanken kurz zu bezeichnen — hingestellt. Ich möchte dem hinzufügen auch „Christus und Buddha“. Dies Discussionsthema hat neben dem „Gibt es einen persönlichen Gott?“ an unseren Abenden am meisten „gezogen“. Überhaupt die religionsgeschichtlichen Vergleiche, die Fragen nach der Originalität und der Superiorität Jesu über andere „Religionsstifter“ (auch Confucius und Zoroaster) interessierten sehr.

#### IV.

Unter den auf praktischem Gebiete liegenden Vorurtheilen der modernen Arbeiter steht obenan die quälende Frage: „Wie vertragen sich die Noth in der Welt mit der Liebe und Gerechtigkeit Gottes?“, das alte Hiob'sche Problem. Dann „Christenthum — und doch Krieg?“ Es ist ein Zeichen, daß das Christenthum keine Kraft hat und nirgends rein ist, wenn der Krieg nicht aufhört, wurde geäußert. Die „Hunnenbriefe“ spielten bei unserer Debatte eine große Rolle. Tolstoi wurde herangezogen. Die Ablehnung des Krieges war sehr energisch und einstimmig. — Ferner natürlich die Anklage: wie sich die sociale Reaction und Hinderung des Arbeiteraufschwungs denn mit dem Christenthum vertragen? Worauf einfach erwidert werden mußte: Gar nicht, Mißbrauch des Christenthums! Ich wünsche einmal alle die Herren, die sagen „dem Volke muß die Religion erhalten werden“, sich selbst aber zu gut für sie halten, in einen solchen Arbeiterdiscussionsabend hinein. Jede freie deutsche Socialpolitik, die das Emporkommen der Arbeiter durch Selbstorganisation auf gesetzmäßige Weise sichert, hilft indirect Vorurtheile gegen das Christenthum zerstören, besonders wenn diese Socialpolitik von christlichen Männern und Geistlichen gefördert wird.

Probleme, wie die Abgrenzung von Selbsterhaltungspflicht und Nächstenliebe, die Durchführbarkeit der Feindesliebe, die Absolutheit der Begriffe „gut“ und „böse“, die Fragen, ob sich der Mensch überhaupt ändern könne oder nicht lediglich seiner Natur folge, die ihn unter Umständen zu Verbrechen nöthige, ob das Christenthum den Menschen wirklich ändern könne, ob die Verhältnisse den Menschen gut oder böse machen, ob man Gott brauche, um gut zu sein (Problem der Gesellschaft für ethische Cultur), ob im alten Testament nicht manches sittlich bedenklich sei (Vielweiberei zc.), all das bohrte schon längst in den Köpfen. Die Berufung auf Nietzsche ließ man fallen, als der arbeiterfeindliche Standpunkt desselben klar zu Tage lag.

Gewiß ist der praktische Materialismus eine gewaltige Macht in der Arbeiterschaft, aber in anderen Volksschichten sicher nicht weniger. Daneben aber gibt es ohne Zweifel viel geistiges Fragen und Grübeln über die höchsten Lebensfragen gerade in der aufstrebenden gelehrten Arbeiterwelt. Ja, ich glaube, daß der „Kampf um die Weltanschauung“ wohl fast nirgends so heiß feurig und faustisch durchgekämpft wird als hier. Die Arbeiter unterhalten sich gern miteinander über solche Dinge, hassen mit julianischem Haß das ihnen vorschwebende Bild von Christenthum, aber sie interessieren sich doch wenigstens dafür und stehen deshalb Gott gewiß näher als alle blasierten Lebemänner — und die Heuchler in kirchlichem Gewand. Der Bildungstrieb ist oft einfach ergreifend. Wenn nur stets das echte Christenthum im Sinne Christi ohne orthodoxe Heß, pietistische Enge und methodistische Drängnis männlich, frisch und brüderlich in Wort und That in aller Einfachheit vertreten wird, wenn die Arbeiter mehr Gelegenheit finden, sich über die großen religiösen und sittlichen Fragen frank und frei auszusprechen und über sie auf energisch volkfreundlicher Grundlage und mit liebevollem Eingehen auf ihre Zweifel orientiert werden, wenn wuchtig für eine durchgreifende freie Socialreform von christlichen Kreisen in der Öffentlichkeit gewirkt wird und dabei namentlich — nach englischen Erfahrungen — die Ausübung des Coalitionsrechtes in gesetzlich gesicherterer Weise vertreten wird, wenn in Religions- und Confirmandenunterricht überall statt Dogma und Kirchenlehre das Leben Jesu, des Meisters und Retters von Sünde, Noth und Tod, anschaulich, kräftig und praktisch hervortritt und damit die Arbeiterzweifel bei der Jugend bereits im Keime erstickt werden: dann wird man sehen, wie der viel missverstandene, verbitterte moderne Arbeiter in seinen besseren Vertretern sich freudig dem wahren Christenthum erschließen wird. Und bei der Führerschaft, die die denkenden gelehrten Arbeiter innerhalb der Arbeiterkreise haben, und dem ungeheuren Zusammenhang der Arbeiter unter sich, wird sich eine Umstimmung der Gesinnungen leichter verbreiten, als in anderen Volksschichten.

Aber noch einmal: Zweierlei ist zu einem solchen religiösen Frühling in der Arbeiterschaft nöthig: eine klarere, heroischere Erkenntnis und Hervorhebung dessen, was Jesus selber wollte, und tieferes, kenntnisreicher und volksbrüderlicheres Verständnis des modernen Arbeiters, seiner Zweifel, seiner Nothe, seiner Sehnsucht. („Die christliche Welt.“)

## Rohheit.

Eine Zeitstudie von Peter Kosseger.

Überhand Schlimmes habe ich erfahren in meiner Kindheit bei den Waldbauern: Armut, Krankheit, Sturm, Frost, Arbeitslast, Strenge und manchmal auch Hunger. Es war alles zu ertragen. Unerträglich ist mir nur Eins gewesen: Die Rohheit. Sie kam nicht oft vor, am wenigsten in meinem Vaterhause. Wer ein Thier schlug oder gegen den Hausgenossen ein grobes Schimpfwort ausstieß, oder eine Schamlosigkeit begieng, der wurde vom Hausvater ganz ruhig aber unabänderlich fortgewiesen. War es jemand, den er nicht fortweisen konnte, so kam die Birkenruthe zur Anwendung. Die Ruthe? Aber war das nicht wieder Rohheit? Nein, das war Liebe — brennende Liebe. Sie wurde des Jahres kaum einmal geübt. Es war nicht nöthig. Die Gefittung, wovon man heute in den „Culturstätten“ nur noch den Namen kennt, da hinten in den entlegenen Waldbauernhäusern hat sie damals wirklich geherrscht. Immerhin jedoch gab es in der Gegend einige wüste Lummel, bei denen Gefühl oder Temperament als grobes, freches Wort oder als rohe, widerliche, gewaltsame Handlung zum Ausdruck kam. Wenig mag ich erzählen, von solchen Gesellen; nur einmal stellte ich einen dar und zwar in meiner berühmten Erzählung: „Die schöne Lenerl“ (Grazer Kunst I.). Das war gerade genug. Und die wenigen dieser Gattung, die im Waldlande herumspukten (im zweifachen Sinne), waren der Ärger meiner Jugend. Die Verbheiten fochten mich nicht an, auch nicht die Zornausbrüche, bei denen ja auch manchmal dreingeschlagen wurde — nur die boshafte Rohheit, die Freude an der Rohheit, das absichtliche Beleidigen anderer, das rücksichtslose, gleichsam mit stoßenden Ellbogen Hervordrängen persönlicher Rüpelhaftigkeit, das vollmaulige Geschimpfe über mißliebige Personen — derlei widerte mich gründlich an, und diese paar Bosenickel waren mit ein Beweggrund, von der Bauernwirtschaft los- und unter gebildete Menschen zu kommen.

Doch nicht allemal ist es gut, aus dem Regen unters Dach zu flüchten — die Trausen sind oft noch viel schlimmer. Die ersteren

Stadtjahre waren soweit ja ganz anmuthig, dann aber, so um die Achtzigerjahre gieng's an. In den „besseren“ Kreisen begann sich eine Rohheit zu regen, mit der verglichen die häuerliche Lämmelhaftigkeit noch reiner Salonton war. Die „stinkenden Böhm“, die „Saujuden“ und die „verfluchten Pfaffen“ purzelten nur so von den noch flaumlosen Lippen akademischer Bürger, selbst an öffentlichen Orten. Die Anrempelungen harmloser Spaziergänger wurde eine alltägliche Geistesübung. Zu jener Zeit — noch jung und schon so feig! — begegnete ich eines Nachmittags am Grazer Lugeck mehreren Studenten. Darunter fiel mir eine besonders stattliche Erscheinung auf, die mindestens um einen Kopf größer sein mußte, als ich. Anfangs hatte sie nichts Gewaltthätiges, als daß sie meinen Blick „gefangen nahm“, plötzlich aber blieb sie stehen, starrte mich an und sprang mit zwei großen Schritten gegen mich: „Herr, was fixieren Sie mich so infam?“

„Ich — Sie? allerdings, ich habe Sie angesehen und mir gedacht: Schau, der ist wenigstens um einen Kopf größer als ich. Mein Gott, wenn's nicht wahr ist, so bitte ich tausendmal um Verzeihung!“

Anfangs wußte er nicht recht, was von dieser Antwort zu halten wäre, als ihn aber seine Collegen mit sich fortzogen, versichernd, daß Genugthuung geleistet worden sei, legte er noch einen Blick der Verachtung auf mich nieder und gieng mit den anderen die Zeile hinab.

Dieser Fall gehört noch zu den gemüthlichsten. Sonst pflegt auf eine solche und ähnliche Anrempelung auch die Ehre des Gerempelten wackelig zu werden und beide haben größte Mühe, die schreckliche Schmach von sich abzuwaschen. Der Student muß halt forsch sein, er muß seine Stacheln hervorkehren, alle seine Borsten aufstrammen: Kommt nur her, rühr mich nur an! Er darf sich nichts gefallen lassen. Aber aus diesem Sich-nichts-gefallen-lassen ist mancher schon selber gefallen, ohne jemandem gefallen zu haben.

Seit dem großen Sieg vor dreißig Jahren ist den Deutschen der Stamm ein wenig zu stark gewachsen und viele glauben, weil man die Franzosen mit Zuschlagen besiegt habe, besiege man mit Zuschlagen auch alles andere. Die gesitteten Menschen stehen abseits und blicken mit traurigem Lächeln den Balgereien zu, den Orgien der Brutalität in Wort und That, mit denen man die Welt erobern will. Gerne reden sie sich auf Bismarck aus, der auch so forsch gewesen sei. Ja, forsch ist der schon gewesen, aber damit hat er das Reich nicht gegründet. Er hatte auch noch etwas anderes aufzuwenden, das unsere jungen Reden nicht haben. Wenn zur scharfen Zunge ein feiner Takt, zur derben Faust ein guter Kopf nicht kommt, dann gibt's bloß Flegel.

Vom Herzen gönnt man dem Studenten seine Burschenherrlichkeit. Man freut sich über sein strammes begeistertes Einstecken für Freiheit,

Ehre und Volksthum, denn das ist das Zeichen hochgesinnter Seelen. Man freut sich seiner schneidig idealen Auffassung von Politik, das Zeichen erwachender Thatkraft. Man freut sich seiner studentischen Geselligkeit und Uffe, das Zeichen harmlosen Frohmuthes und weltüberlegenen Humors. Und wenn er manchmal über die Schnur haut, einem würdigen Geseßparagraphen ein Bein stellt oder ihm die Narrenkappe aufsetzt, so lacht man, und der Polizeimann macht alle drei Augen zu. Aber auch die Burschenherrlichkeit hat ihre Grenzen, nicht etwa vom Wachmann, nicht von der öffentlichen Meinung gezogen, sondern vom eigenen Rechtsbewußtsein!

Vor einiger Zeit sind in Graz bei helllichem Tage auf offener Straße Studenten überfallen worden, die ruhig ihres Weges giengen. Aber nicht etwa von einem Rudel besoffener „Kothier“, sondern wieder von Studenten und zwar von Collegen derselben Universität. Der Angreifer waren mehrere Hundert, der Angegriffenen — sechs oder acht wehrlose Burschchen! Es wurden ihnen die niedrigsten Schimpfnamen ins Gesicht geschleudert, es wurden ihnen die farbigen Bänder von der Brust, die Klappen vom Kopfe gerissen, sie wurden geschlagen mit Fäusten, Stecken und Hundspießchen! So las man's in den Berichten, in den amtlichen Darstellungen. Und warum? Warum dieser unerhörte gewaltsame Angriff? Weil die sechs Burschchen einer Verbindung angehörten, die von den übrigen Studenten im Verächts war. Einer Verbindung von clerical Gesinnten und Theologen, die als Studenten die üblichen Waffen trugen, ohne aber Duelle einzugehen. Die anderen jedoch meinten, wenn sie sich nicht schlügen, so dürften sie auch keine Schläger tragen, wenn sie nicht ihre Farben und Gesinnung trügen, so dürften sie gar keine tragen! Als ob in der Studentenwelt nicht auch so vieles andere hohler Pflanz wäre! Darf der Student denn überhaupt gleich dreinschlagen, weil er einen Schläger trägt? Watet der Student denn in den grundlosen Sümpfen der Wildnis, weil er Kanonen trägt? Ist er denn noch der alte germanische Wilde, weil er auf der Bärenhaut liegt und aus Ochsenhörnern trinkt? Das sind ja nur Symbole, meine Herren! auch die Bärenhaut und die Hörner! Studenten-Symbole, zu denen Universität und Verbindungen sich das Recht geben, und worin am wenigsten im freien Burschenleben einer den andern beeinträchtigen darf. — Dieses brutale Geschehnis damals war ein Faustschlag, den die Studentenschaft sich selber gegeben hat. Ich sage die Studentenschaft, weil außer den Angegriffenen meines Wissens kaum ein einziger Student der Universität dagegen protestiert hat. Oder war's ein versteckter Protest gegen sich selber, als sie in jenen Tagen das Hamerling'sche Satyrenspiel „Teut“ aufführten, in welchem angefihts schwerer nationaler Gefahr so teutonisch heldenhaft um — Couleurs und Troddeln gekämpft wird?

Umso unverhohlener haben andere Kreise dagegen protestiert. Es war kein schlechter Ärger der Deutschgesinnten von Stadt und Land, als in den ultramontanen Blättern eine unermessliche Sauche von Schmähungen und Verdächtigungen auf die deutschen Studenten niedergegossen wurde, ohne daß sich die Begoffenen auch nur mit einem vernünftigen Worte rechtfertigen konnten. Und es war kein geringer Jubel der Gegner, wieder einmal einen wirklich haarsträubenden Fall studentischen Übermuthes und empörender Roheit festspießen zu können. Ob Bismarck als Bursche bei dem „Studentenult“ in der Harrachgasse mitgethan hätte? Kaum, denn er hatte nicht alles in der Faust, er hatte einiges eben auch im Kopf.

Noch nicht lange ist's her, da sah ich in der Grazer Herrengasse jemanden, der auch zur gebildeten Jugend gehören will, einen vorübergehenden Geistlichen anrempeeln mit den ganz vernehmlich gesprochenen Worten: „Pfaff, verfluchter!“ Der „Pfaff“ blieb einen Augenblick stehen, blickte den jungen Helden nach, schüttelte den Kopf und gieng wieder seines Weges. Einen mißliebigen Officier etwa anzurempeln, das läßt man weislich bleiben, aber der Pfaff thut nichts. — Wer muthig ist, der braucht nicht roh zu sein. Der Starke ist nicht brutal. Das plumpe Anrempeeln beweist nur, daß der Rempler sich ohnmächtig fühlt, anders seine Überlegenheit zu zeigen. — Soll ich noch Beispiele sagen? Nein.

Die Verrohung ist so allgemein, daß man viel besser die Ausnahmen anführen könnte. Ich will nicht erst untersuchen, woher diese unheimliche Erscheinung kommt, der Ursachen gibt es viele und jede klingt — philisterhaft in den Ohren Solcher, die nichts von Autorität, Erziehung, Religion, Ordnung und dergleichen hören wollen. Sonst war das Soldatenleben eine Brutstätte der Roheit. Heute ist es eher umgekehrt, gerade beim Militär wird dem ungezogenen Burschen die Roheit etwas gedämpft, da kann er nicht Hammer, da muß er einmal Amboss sein. Und das bekommt ihm ganz vortrefflich, er kommt vom Militär — civilisiert zurück.

Eine besondere Ursache der Verrohung muß aber doch angeführt werden — unser Parlament. Der in demselben beliebte Ton ist nicht bloß Folge, sondern auch Ursache der Verrohung. Die Abgeordneten bringen davon nicht allein von zuhause mit, sie fassen auch von den übrigen Parlamentären ihre gute Portion, sie steigern die Roheit unter dem Schutze des „Mir-nix-geschehen-könnens“ bis zur Siedehitze, sie kochen eine Suppe aus, die dann am nächsten Tage durch Millionen Schläuche in die Bevölkerung geleitet wird, und, von Jung und Alt ausgelöffelt, Erscheinungen erzeugt, vor denen die gute alte Großmutter Gefittung ihr Gesicht verhüllt und rathlos ist. Ein Wiener Buchhändler hat mir einmal ausgeplaudert, daß eines Tages ein bekannter Reichsrathsabgeordneter bei ihm angefragt habe, ob es nicht Schimpflexika gebe, wo alle

wüsten und ehrenrührigen Ausdrücke aus allen Cloaken der Bevölkerung gehoben, gesammelt und für den häuslichen Gebrauch geordnet wären? Der gute Mann schien nämlich selber keine nennenswerte Phantasie gehabt zu haben, weiter als bis zum „frechen Schweinehund“ brachte er es nicht. Der Schweinehund war aber im Hause längst überholt, auch belehrte ein gewiegter Jurist, daß dies überhaupt keine ehrenrührige Bezeichnung sei, weil es Schweinehunde in der Natur nicht gebe. Doch gibt es immerhin geniale Köpfe, die auch ohne Schimpfhandbuch noch eine gewisse Wirkung hervorzubringen wissen; der Lump, der Ganner, der Schuft muß eben einer noch nicht abgehärteten Persönlichkeit mit der richtigen Lücke ins Gesicht geschleudert werden. — Rohheiten, die sonst nirgends möglich wären, die kein unverdorbenes Ohr vernehmen soll, die überall vom Strafrichter verfolgt werden, im Reichsrath dürfen sie vorgebracht werden. Und alles, was im Reichsrath vorkommt, dürfen die Zeitungen verbreiten, so weit sie wollen, wohin sie wollen. Keine andere Hochschule hat solche Organe zur Popularisierung ihrer Wissenschaft, als das Parlament. Und dann wundere man sich noch, daß die Leute überall so — schneidig parlamentieren.

Wenn mich nun der Staatsanwalt zur Verantwortung ziehen sollte darüber, daß ich den Reichsrath herabsiehe, der doch sozusagen ein anerkanntes Staatsinstitut ist, so würde ich sagen: Gestrenger Herr! Eben weil ich den Reichsrath so hoch und heilig halte und gehalten wissen will, eben deshalb kann ich die Verrohung nicht genug beklagen, durch die er zum Gespötte der Welt entwürdigt wird. Und gerade so rechtfertige ich auch die scharfen Worte, die in diesen Zeilen gegen unsere Studenten gesprochen werden mußten. Machen Gassenbuben vor meinem Fenster eine Prügelei, so werde ich gar nicht weiter darauf achten. Die studierende Jugend aber, die Freude unserer Herzen, die Hoffnung unserer Zukunft, der Stolz unserer Nation, wird nicht so tief in die Gemeinheit versinken — ohne uns in herzlichen Zorn zu bringen.

Ist eine Umkehr zu erwarten von der Verrohung der gesellschaftlichen Gesittung? Noch lange nicht. Die Mehrzahl der Menschen aller Classen besteht aus Pöbel. Ist der Bann gebrochen, das Thier in ihm einmal entfesselt und hat es sich im Leben behaglich eingerichtet, dann tobt das Un Ding cynisch fort so lange, bis es in der Rohheit selbst erstickt. Vielleicht ist es gerade der heute so brutalen Jungmannschaft beschieden, einst mit Einsatz der eigenen Existenz den Entscheidungskampf gegen die rohe Pöbelgewalt führen zu müssen! — Wer hat ihn mit-entfesselt? —



## Don Bismarcks Humor.

**T**rotz der umfangreichen Bismarck-Literatur, die wir schon haben und die den großen Mann von allen Seiten beleuchtet, wird uns immer noch Neues, Gewaltiges wie Gemüthliches von ihm hinterbracht. Da gibt uns Dr. Adolf Rohut ein Büchlein: „Allerlei neue Bismarckiana“, Leipzig, B. Glischer Nachfolger, welches manches Interessante und Kostliche enthält. So wird erzählt von Bismarck und den Monarchen und den Diplomaten seiner Zeit, von Bismarck und Oesterreich, Bismarck nach der Schlacht von Sedan, Bismarck und Rothschild u. s. w.

Besonders gibt das Büchlein Proben von Bismarcks Humor, deren einige hier wiederzugeben wir nicht unterlassen können.

Eines Tages fragt Bismarck scherzend seine Braut gelegentlich eines Gespräches über Religion: „Weißt Du, was ein friesischer Häuptling bei seiner Taufe sagte? Er fragte den Geistlichen, ob seine ungläubigen Vorfahren denn wegen dieses Unglaubens in der Verdammnis seien; auf die bejahende Antwort weigerte er sich, sich taufen zu lassen, denn wo sein Vater sei, wolle er auch bleiben. Ich führe das nur so historisch an, ohne es auf mich anzuwenden.“

In reizender Weise macht er sich über die falsche Gefühlschwärmerei und -duselei lustig. Als seine Braut, die sich sonst überaus glücklich fühlte, da sie ihren Bräutigam anbetete und kerngesund war, ihm schreibt, dass sie eigentlich weinen müsste, wird er unwillkürlich satirisch gestimmt, und er weist sie in nachstehender ironischer Form zurecht: „Weil Du so leichtsinnig gewesen bist, Dich zu verloben, weil Deine Eltern und die anderen Leute Dich so lieben, weil der Frühling kommt und wir uns bald wiedersehen? Dir fehlt Unglück, mein Engel, oder weil der Herr es Dir nicht schickt, so machst Du Dir welches. Jede menschliche Natur will ihre bestimmte Consumption von Kummer und Sorge haben, je nach der Constitution, und bleiben die realen aus, so muss die Phantasie welche schaffen. Kann sie das nicht, so grämt man sich aus Welterschmerz, aus allgemeiner, unverständener Weinerlichkeit.“

Unwillkürlich erwachen in uns Erinnerungen aus unserer Jugend und aus unserem Studentenleben, wenn wir erfahren, dass Bismarck u. a. von dem Untergehen sogenannter Freundschaften der jungen Herren durch gegenseitiges Geldborgen plaudert, und dabei das, ach so wahre, Wort ausspricht: „Der Empfänger, sobald er das Darlehen verbraucht hat, ist niemals dankbar für die oft große Gefälligkeit des andern, der ihm

lieh, sondern nur erbittert, wenn er es zurückfordert, und wird gewöhnlich ein Feind des Darleihers. Wie entrüstet bin ich als Student über Schneider und Schuster gewesen, wenn sie ihre Rechnungen bezahlt verlangten, es schien mir die empörendste Zumuthung, anstatt daß ich dankbar für den gewährten Credit gewesen wäre."

Im deutsch-französischen Kriege sprudelte sein Humor besonders reichlich und frisch. Die Briefe, die er an seinen Sohn Herbert, den jetzigen Fürsten, richtete, und seine gelegentlichen Bemerkungen und Tischgespräche beweisen dies zur Genüge. Als Geh. Rath Abeken in Ferridres die Bemerkung machte, daß man dort gar keine Französinen zu sehen bekomme, stimmte der Bundeskanzler zu mit den Worten: „Junge und hübsche Mädchen seien so selten, daß er jeder, die ihm begegne, besonders salutiere."

Am 2. August 1870, mit dem Hauptquartier in Mainz angekommen, war seine Bagage zurückgeblieben, und er mußte sich aus Reinlichkeitsrückichten ein Hemd kaufen. Trotz alledem war er bei äußerst guter Laune und indem er ungeheure Portionen von Wein und Früchten verzehrte, sagte er lächelnd: „Das Alles sei ihm vom Arzte verboten!" Dr. Mathes, der Leibarzt des Großherzogs von Sachsen-Weimar, schrieb damals über ihn: „Man sieht den gewaltigen Mann oft in Kürassier-Uniform stramm durch die Straßen von Mainz gehen. Es scheint, als ob er mit seinen Arbeiten fertig wäre, so vergnügt sieht er sich nach allen Seiten um und so freundlich dankt er für jeden Gruß. Wo er geht und steht, werden ihm jubelnde Hochs gebracht, Hochs von denselben Mainzern, die ihn vor vier Jahren gern gehängt hätten."

Am lustigsten war er jedoch während der Schlacht bei Sedan. Seine Augen leuchteten und seine Brust hob sich, nur hatte er wegen der herrschenden Hitze sehr von Durst zu leiden. Er fragte den Fürsten Puttbus, der mit einer Umhängtasche, aus der verschämt eine Flasche Wein blickte, den Berg heraufgeklettert kam, ob er nichts zu trinken habe. Freundlich bot ihm dieser die Flasche an, der große Bismarck stellte sich breitspurig wie ein Pharus vor dem kleinen Puttbus hin und hob die Pflle in die Höhe. Lange zog er den belebenden Trank ein und die Flasche enthielt, als er sie mit den Worten: „Ich danke Dir, Puttbus", zurückgab, keinen Tropfen mehr.

Manches Scherzwort des eisernen Kanzlers wußte sein Colleague, der bekannte italienische Staatsmann Crispi, zu erzählen. Als dieser Gast bei Bismarck war, war man im Begriff, bei der Mittagstafel die Suppe einzunehmen, als ein Telegramm aus Berlin überreicht wurde. Der Fürst erhob sich, nachdem er den schon zur Hand genommenen Löffel zur Seite gelegt hatte und entschuldigte sich seinen Gästen gegenüber damit, daß das Telegramm eine sofortige Beantwortung verlange.

Als darauf einer der Gäste sich erlaubte, den Hausherrn in scherzhafter Weise zu bitten, doch die Suppe nicht kalt werden zu lassen, entgegnete er mit komisch-ängstlicher Miene:

„Um Gotteswillen nicht, das Telegramm ist von Herbert, meinem Sohn, und wenn ich den warten lasse, schickt er mir ein zweites, ein drittes Telegramm. In seinen Arbeiten liebt er keine Verzögerung, und das ist gut so; wenn ich in meiner Jugend nur halb so fleißig gearbeitet hätte wie mein Filius, dann wäre vielleicht aus mir noch etwas ganz Anderes geworden.“

Köstlich war die Geschichte, die er beim Diner am 1. März 1871 von einem hohen Herrn zum Besten gab. „Ich weiß nicht, ob sie Ihnen schon bekannt ist,“ sagte er, „wie er gegen einen, der ihm vorgestellt worden ist, bemerkt hat: Ach, freut mich sehr, ich habe so ungemein viel Rühmlisches von Ihnen gehört — was war's nur gleich?“ . . . Allgemeines Gelächter.

Von einem preussischen Officier hörte er die nachstehende Anekdote: Im October 1870 fielen dicht neben Versailles in einem dortigen Dorfe Schüsse auf einen einzelnen preussischen Officier. Dieser fand vor dem Dorfe eine Abtheilung Bayern, sagte, was ihm begegnet, und meinte, man müsse die Bewohner dafür abstrafen. „Herr Kamerad“, fragte eifrig der bayerische Officier, „soll ich moderiert verwünscht oder das Nest an alle vier Ecken anzünden?“

Manches amüsante Wort hat Bismarck in seinem Leben über Frauen gesprochen, sehr anerkennende, aber auch sehr malitiöse. Er erzählte einmal William Harbut-Dawson, der ihn am 1. April 1892 in Friedrichshub besuchte, daß ihn das weibliche Geschlecht eigentlich nie leiden gemocht habe, ohne daß er wüßte, warum, vielleicht deshalb, weil er es nicht verstanden habe, angenehm mit den Damen zu plaudern. Er werde nie die Großfürstin D. vergessen, die nichts von ihm wissen wollte. „Sie pflegte zu sagen“, bemerkte er wörtlich, „daß ich zu hochmüthig sei, daß ich spreche, als ob ich selbst ein Großfürst wäre.“ Sie theilte nämlich die menschliche Gesellschaft in drei Classen ein, in Weiße, Schwarze und Großfürsten, aber die letzteren kamen bei ihr natürlich zuerst. Bezeichnend in dieser Beziehung ist die nachstehende Episode: Am 31. Juli 1892 fand zu Ehren Bismarcks zu Jena ein Frühstück im Gasthof „Zum Bären“ statt. Nach dem ersten Gange brachte der Jenenser Professor Delbrück ein Hoch aus auf den Fürsten und dessen ganzes Haus und erinnerte in seiner Rede an eine angebliche Aeußerung Bismarcks im Reichstage, „daß man ohne weibliches Gepäck leichter durch die Welt komme.“ Darauf erhob sich der Kanzler und meinte, das sei ein Mißverständnis; habe er wirklich diesen Ausspruch gethan, so könnte er mit demselben nur die Überfracht gemeint haben, die man zu fürchten habe,

wenn man mit Damen reise, das „Freigepäck“ werde ihm stets sehr angenehm sein. Er sei keineswegs gesonnen, das Cölibat zu empfehlen, da er ein zu großer Verehrer des weiblichen Geschlechts sei, schon aus staatlichen, militärischen und privatrechtlichen Gründen, und um sich von solchem Verdacht vollständig zu reinigen, bitte er die verehrte Gesellschaft, mit ihm anzustoßen auf das Wohl der verheirateten Damen sowohl, als der unverheirateten.

Er hatte eine merkwürdige Abneigung gegen den großen Naturforscher und — Kammerherrn Alexander von Humboldt, von dem er die sarkastischsten Anekdoten zum Besten zu geben pflegte. Humboldt habe gewöhnlich im Vorzimmer des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam, respective Sanssouci, gewartet, ob er gerufen wurde oder nicht. Hatte der König einmal keine Neigung, ihn zu sehen, dann fuhr er nach stundenlangem Warten wieder nach Berlin zurück. Der alte Feldmarschall Wrangel, der eines Tages einigen Officieren seines ostpreussischen Regiments Potsdam persönlich zeigte und sie überall herumführte, kam auch nach Sanssouci und sah Humboldt wie gewöhnlich anti-chambrieren; darauf sagte Wrangel zu seinen Officieren: „Nun habt Ihr den Chinesen und den Neger Sr. Majestät gesehen, hier zeige ich Euch den Weltweisen des Königs.“ Humboldt erhebt sich schnell von seinem Lehnstuhl, verbeugt sich und Wrangel klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Nun, Weltweiserchen, wie geht's?“ Es ist mir immer unverständlich gewesen, meinte Bismarck, was Humboldt an den Hof trieb; die Gänseleberpastete, von der er sich immer den ganzen Teller volllegte, kann es doch nicht gewesen sein, er war reich genug, um sie auch zuhause essen zu können, und nachher gieng er zu Wernhagen und scandalierte über den Hof und die Menschen.

Es kam die Rede auf den Minister Maybach, wobei Bismarck eine kleine amüsante Geschichte vorbrachte: Ein neuer Beamter, der sich dem Minister vorstellen will, trifft ihn auf der Treppe und fragt: „Habe ich das Vergnügen, Herrn Maybach zu sehen?“ Worauf dieser antwortete: „Mein Name ist Maybach, aber von Vergnügen ist hier nicht die Rede.“

Als einmal von dem berühmten Sedanbrief Bismarcks die Rede war, den die Franc tireurs im September 1870 aufgefangen hatten, der bald nach dem Kriege vom „Figaro“ veröffentlicht wurde, sagte der Kanzler: „Ja ich war mit diesem Briefe, der sich doch sehen lassen konnte, immerhin glücklicher als mancher andere, dessen Briefe im Kriege aufgefangen wurden. So wurde mir im Jahre 1866 eine ganze sächsische Post überbracht, darunter ein Brief eines sächsischen Prinzen. Öffnen mußte ich ihn; nun hatten die Sachsen eben eine Schlappe bekommen, die Preußen hatten allenthalben gesiegt und trotzdem war eine vernichtende

Kritik über preussisches Militär darin. „Nicht einmal schießen können die Perks.“

Bismarck war alle Zeit ein großer Verehrer von gelungenen Gelegenheitsgedichten und er bestieg selbst zuweilen den Pegasus, um die an ihn adressierten und versificierten Glückwünsche mit gleicher Münze heimzuzahlen. So schickte ihm einst — und zwar im Mai 1890 — eine Kurländerin, eine große Verehrerin des Staatsmannes, eine Bettdecke aus kurländischer Wolle verfertigt und von ihr selbst gefärbt und erdachte als Begleitung ein Gelegenheitspoem, dem wir nur nachstehende Zeilen entnehmen:

„Vor vielen Jahren warst Du hier,  
Erlegt'st bei uns ein Elenthier,  
Dass ich Dich damals nicht geichn,  
Vor Ärger möcht ich schier vergehn;  
Denn was ich gehört seitdem von Dir,  
Es gehet nichts darüber mir.  
Nun ward hier von hiesiger Wolle gesponnen,  
Von mir gefertigt, gefärbt von der Sonnen,  
Die Decke, die nie auf ein Lager gebreitet,  
Sie ist ja nur für Dich bereitet.  
Zwar hat man jüngst gefragt mich frei,  
Ob sie wohl zu verkaufen sei?  
Verkäuflich ist sie um keinen Preis,  
Doch Dir zu schenken besser ich heiß;  
Verschmähst Du sie aber von vornherein,  
So setz'st Du die Motten als Erben ein.“

Nun wird es gewiss zu hören überraschen, dass er selbst auch — Gedichte verfasst hat. Ein solches richtete er z. B. an seinen intimen Jugendfreund, den Landrath von Kleist-Nehow, dem er dabei zugleich eine große braune Tasse als Geburtstagsgeschenk überreichte. Das Gelegenheitspoem lautet:

Nicht ganz so schwarz wie Ebenholz, doch braun wie Mahagoni,  
Wünsch ich Dir, aller Pommern Stolz, ein Leben süß wie Honi.  
Wenn Wenzel Dich gelangweilt hat, Schwerin den Born erregt in Dir,  
Wenn übel Dir vom Doctorrath, dann, Hans, erhole Dich bei mir,  
Wenn dann der Kaffee Dir behagt und Du, um streng Dich zu kastein,  
Die zweite Tasse Dir versagst, dann, Hans, lass mich die erste sein.  
Und schein ich Dir zu groß und weit silt ein so kleines Landrathlein,  
So denk: es ist die höchste Zeit, Dir eine Gattin anzufrein.  
Ihr trinkt dann aus mir alle beide Café, Chocolate oder Thee,  
Zu Tante Adelgundens Freude, in Kiew, auf dem Canapee.  
Geliebter Onkel Schiefelbein, schaff' bald uns eine Tante;  
Dann wirst Du Alles hoch erfreu'n, was jemals Hans Dich nannte.  
In gleichem Belgard und Polzin, Schiefelbein und Tangelburg,  
Ragebuhr und Neustettin, Kallis nebst Dramburg, Falkenburg,  
Sie, und die Leute all' nicht minder aus Kiew, Tschow und Krössow,  
Sowie die beiden Typhuskinder wollen all' zu Landraths Hochzeit zieh'n,  
Aber Hochzeit, hehre Zeit! Hans, schon ist Dein Härchen grau,  
Wart nicht länger, es wird Dir leid, Du kriegst wahrhaftig keine Frau!  
Und uns wäre es großer Jammer, wenn die Art aus sollt sterben!

Sehr lebendig und lustig schildert der Kanzler den Abgeordneten der Provinz Nassau, eine dort bekannte Persönlichkeit, den „dicken

Daumer“, mit seiner colossalen Todesfurcht. „Mit diesem dicken Daumer“, sagte er, „war ich eines schönen Herbstmorgens in der Nähe von Frankfurt auf der Jagd. Als wir uns am Rande des Waldes hoch im Gebirge zur Rast niedersetzten, entdeckte ich zu meinem Schrecken, daß ich kein Frühstück bei mir hatte. Der dicke Daumer dagegen zog eine mächtige „Wurst“ hervor, die für mich allein gerade ausgereicht haben würde, und von der er mir edelmüthig die Hälfte anbot. Das Mahl begann; ich sah das Ende meines Wursttheiles herannahen. Ich hätte vor Behmuth frankfurterisch reden mögen. Da fragte ich den dicken Daumer von ungefähr: „Ach, sage Sie mir, Herr Daumer, was ist doch das Weiße da unne, was aus de Zwetschebaim herauschaut?“

„Gott, Excellenz, da möcht ei'm ja der Appetit vergehen — das ist der Kirchhof.“

„Aber, lieber Daumer, da wollen wir uns doch beizeiten ein Plätzchen suchen, da muß sich's wunderbar friedlich ruhen.“

„Nu Excellenz, nu leg i atwer die Wurst weg!“

Der dicke Daumer blieb bei diesem Entschlusse, und ich hatte mein ordentliches Frühstück.“

In solchen Blandereien, d. h. graziösen Causerien, war Bismarck bekanntlich ein großer Meister. Daß er auf die Berliner nicht gerade gut zu sprechen war, wissen wir. Ein neuer Beleg dafür ist eine kleine Geschichte, die er einst seinen Gästen zum Besten gab: „Die Geschichte kennen Sie wohl, wie der Alpenwirt den Berliner Jüngling fragt, ob's in Berlin auch solche Berge gäbe, und er antwortet: „Nein, solche Berge haben wir nicht, aber wenn wir solche hätten, wären sie noch höher!“ Nun mir ist dasselbe wirklich selber passiert. Ich habe einmal einige Zeit in Hannover gewohnt und gieng eines Tages mit einem Berliner Besuch die schöne Allee nach Herrenhausen entlang. „Sehen Sie nur diese Prachtbäume“, sagte ich. „I wo! det is ja jar nicht jehen die Linden in Berlin“, meinte er. Ein Jahr später gieng ich mit dem Manne „Unter den Linden“ in Berlin. Sie hatten ihr sommerliches Aussehen, das Sie wohl als hinreichend öde und traurig kennen. „Na was sagen Sie nun? fragte ich meinen Begleiter. „Denken Sie einmal an die Allee nach Herrenhausen!“ „Ach, lassen Sie mich doch jehen“, rief er da, „ich kann mir immer nich jenug ärgern, wenn mir wat besseres jezeigt wird, als in Berlin!“ „Da haben Sie den Berliner!“

Den Schluß der Blumenlese mögen noch zwei Aussprüche Bismarcks bilden; den einen that er am 8. April 1895 gelegentlich der Frühstückstafel, an der die Deputation der Huldigungsfahrt der höheren Lehrerschaft Preußens theilnahm. Es wandte sich das Gespräch auf das Singen, und es fragte ein Gast, ob Durchlaucht auch gut habe singen können. „Gewiß“, äußerte er unter allgemeiner Heiterkeit, „ich

habe in Göttingen im Corps immer den Ton angeben müssen.“ Was denn damals gesungen worden sei, wurde weiter gefragt. „Nun, z. B.: In einem kühlen Grunde.“ Ein anderer fragte, ob Durchlaucht die schöne Änderung des Liedes in usum delphini kenne: „Mein Onkel ist verschwunden, der dort gewohnt hat. — „Ach so“, entgegnete er, „mein Onkel ist gestorben, der Dürkel hat em holt.“

Der zweite rührt aus dem Jahre 1885 her. Damals wandte sich an den Fürsten ein Bewohner Livlands in der Kreisstadt Wenden mit dem poetischen Namen Trampedang, bittend, seinem erstgeborenen Sohn den Namen Bismarck beilegen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde ihm bereitwillig erteilt, wozu der Kanzler die briefliche Mitteilung machte: „Sollte mir trotz meines hohen Alters der Himmel noch einen Jungen bescheren, so werde ich nicht verfehlen, ihn — Ihre Einwilligung vorausgesetzt — auf den Namen Trampedang taufen zu lassen.“

## Die Dichter und die hohen Berge.

Von Karl Streckler.

Gelegentlich eines kurz bemessenen Wiedersehens mit den Bergen, das ich mir kürzlich verordnet hatte, sprang mir eines Abends die Frage auf — ich blickte gerade von der Schmittnerhöhe nach der im letzten Abendchein glühenden Großglocknergruppe hinüber — die Frage: warum die Erhabenheit der Hochgebirgswelt Jahrtausende lang zu den Dichtern der Vorzeit nicht gesprochen hat . . . und wenn schon, warum Jahrtausende hindurch die Dichter nicht von ihr gesprochen haben.

Das hohe Naturgefühl eines Hesiod und gar eines Homer, die trefflichen Naturschilderungen, die sich selbst in den Tragödien des Euripides und Sophokles finden, sagen es uns deutlich, dass die Stimmungen der Menschheit und ihre Sprachorgane: die Dichter, in früheren Zeiten ebenso empfänglich für Größe und Schönheit der Natur waren, wie heute, aber wenn in der Odyssee die Erhabenheit und Schrecklichkeit des Meeres einzig und unnachahmlich gesungen wird — warum findet das Gebirge erst etwa zur Zeit unserer Urgroßväter eine Stimme bei den Dichtern? Altman, das Haupt der dorischen Dichterschule († etwa 640 v. Chr.) singt zwar einmal:

„Es schlummern der Berge Gipfel,  
Die Schluchten und Hügel zumal“ —

und ähnliche Stellen wird man in anderen Dichtungen der Antike hie und da mühsam auflesen können, aber sie sind selten und niemals

bedeuten sie mehr als eine Erwähnung des Gebirges, niemals und nirgends hören wir bei den Alten das Hohelied des Hochgebirges mit seinen blauschimmernden Gletschern, seinen Firnen, dem herzbewegenden Roth seines Alpenglühens und seiner Alpenrosenhänge . . . Von Anacreon und der Sappho sei bei den dürftigen Überbleibseln, die uns von ihren Dichtungen bekannt sind, hier abgesehen, obwohl sie unsere These immerhin bestätigen. Aber auch bei den Römern sucht man vergebens nach einem Zeichen des Verständnisses für die Schönheit und Pracht der Hochgebirgsnatur. Das tiefe und feine Naturempfinden, das sich bei Vergil, Ovid, Horaz mit Vorliebe in idyllischer Art und Melodie äußert, findet an den hohen Berglehnen kein Echo und Lukrez scheint in seinem Lehrgedicht „De rerum natura“ das Gebirge vor Bergen nicht gesehen zu haben. Wenn wir auch nicht erstaunen, daß der mehr aufs Äußerliche gestimmte, etwas forensisch-schwachhafte Cicero in seinen nicht üblen Schilderungen der italienischen Natur (vergl. „Redner“, „Gesetze“) das Gebirge außer Betracht läßt, muß man sich doch ehrlich wundern, daß ein Genius wie Cäsar, dem ohne Frage der Sinn für das Große und Erhabene gegeben war, trotz seiner wiederholten Reisen über die Alpen, in seinen Schriften nicht ein einzigesmal ihrer Natur bewundernd erwähnt. Indessen —: einen Schlüssel zu dieser seltsamen Thatsache scheint uns Silius Italicus zu geben († 101 v. Chr.), er schildert die Alpengegend als eine Einöde mit den Schrecken, die etwa in unserer Zeit der große Böcklin auf seinen wunderbaren Bildern „Pan erschreckt einen Hirten“ meisterhaft ausgedrückt hat. (Der Künstler hat das Motiv bekanntlich mehrfach behandelt, in der Idee am gelungensten erscheint mir das Bild in der Schack'schen Gallerie.) Den Römern waren die rauhen Berge eine Gegend des Schreckens, wo die Barbaren wohnen — im Gegensatz zu der unendlichen Lieblichkeit ihrer gärtenreichen Heimat, erkennen sie nur die eine Seite der Alpenwelt: das Furchtbare, Starre, Öde, Schreckliche. Noch erscheint heute südlichen Völkern, Italienern, Spaniern, die an weichere Linien der Natur, an lachendere Formen und Farben gewöhnt sind, das Gewaltige des Hochgebirges ungeheuer und grauenhaft, sein Ernst bedrückend, seine Wildheit entsetzlich.

Wenn altrömische Forscher wiederholt den Atna bestiegen (Empedokles kam bekanntlich dabei um), so geschah es der Wissenschaft halber. Nur auf gekrönte Häupter, auf die „Majestäten“ scheint die Majestät der Gebirgsnatur nicht abstoßend gewirkt zu haben — ein interessantes psychologisches Moment. — Man weiß von dem Macedonierkönig Philipp III., daß er den Hämus, von Hadrian, daß er den Berg Cassius in Syrien erstieg, um den Sonnenaufgang von da zu erleben. — Gehen wir ins Mittelalter. Dante und Petrarca erklimmen freilich Berge, aber auf ihren Saiten fanden sie nur für die Schrecken der Gebirgs-



welt Klänge, kaum daß als Ausnahme einmal ein leiser Ton der Bewunderung mitschwingt, wie bei Petrarca in der zweiten Strophe des neunten Sonettes, die von einem Berge singt: „wo froh im Dichten die Seel' empor sich hebt und klimmt zur Spitze.“ — Von unseren Minnesängern, die des Frühlings Blüten und Nachtigallen so innig verstanden, fand selbst der große Walthar von der Vogelweide, der noch dazu ein Sohn der Alpen war, kein Wort des Preises für sie, viel weniger die anderen. Es will uns schier unbegreiflich scheinen, daß in dem großen Sänger die erhabene Umgebung seiner Knabenwelt: die majestätische Schönheit der Dolomitenwände am Eingange des Grödenner Thales niemals später in der Erinnerung aufwachte und zum Gesange drängte.

Wie ist der große Umschwung in dem Verhältnis der Dichter zum Hochgebirge gekommen? Für uns ist es heute nicht leicht, die erste Anknüpfung der Fäden aufzufinden, die allmählich zu dieser völligen Veränderung geführt haben, während noch ein Chateaubriand eindringlich vor der Flucht in die Berge warnte — indessen möchte ich den bedeutendsten Antheil an dieser Anschauungswende J. J. Rousseau zuschreiben. Wir, die wir die ethischen Gedanken des Genfer Philosophen in ihrem wesentlichsten Theil längst in unsere Weltbetrachtung verwoben haben, können uns nur durch das Lesen der Werke seiner Zeitgenossen von dem gewaltigen, grundwälzenden Einfluß einen Begriff machen, den der Genfer Dichter auf sein Culturalter hatte. Bismarck erzählt in seinen Briefen, wie er noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf einer Rheinreise mit einem gebildeten Bekannten disputierte, der ein Rousseauianer von reinstem Wasser war. Läßt man die Thatsache, daß Rousseau von allen wachen Geistern seiner Zeit in sich aufgenommen und sogar von allen „Gebildeten“ gelesen wurde, zu ihrem Recht kommen, so genügt der 23. Brief der „Héloïse“ vollkommen zu der Beweisführung, daß das verlorene Paradies der Hochgebirgswelt den Culturmenschen vornehmlich durch J. J. Rousseau erschlossen wurde. In diesem Brief erzählt der Dichter mit jener Begeisterung, die ihm schön steht, wie das Morgenglühen den weißen Bergstirnen, von den Eindrücken einer Bergwanderung in den Walliser Alpen. Sein Versuch: sich lediglich seinen Träumereien zu überlassen, wird durch den Wechsel immer neuer unerwarteter Naturschauspiele vereitelt: „Bald hiengen ungeheure Felsenmassen in Trümmern über meinem Haupte herab, bald durchnässte mich der feine Staubregen hoch herabstürzender Wasserfälle, bald stürzte sich dicht neben mir ein reißender Gießbach in den Abgrund hinab, vor dessen gähnender Tiefe sich die Augen schwindelnd abwandten. Einmal verlor ich mich in das Dunkel eines dichtbelaubten Waldes, dann schweiften meine Blicke plötzlich wieder beim Heraustreten aus einer Schlucht über

eine saftgrüne Wiese hin.“ Rousseau fühlt auf dieser Wanderung, wie die Ruhe wieder in seine Seele einzieht. Mit Mißachtung gedenkt er seiner Philosophie, die nicht einmal so viel Einfluß auf die Seele hat, wie eine „Reihenfolge lebloser Gegenstände“ (der Fehler, den der Denker dabei macht, steckt in dem Adjectiv „leblos“). Er gelangt zu der Wahrnehmung, daß man dort, wo die Luft rein und dünn ist, freier athmet und sich körperlich leichter, geistig fröhlicher fühlt, daß die Gedanken einen Anflug von Größe und Erhabenheit annehmen, daß sie mit den Gegenständen, über die unser Blick schweift, in Einklang kommen und ruhige Freude athmen. „Es scheint, als ob man, sobald man sich über die Wohnstätten der Sterblichen erhebt, alle niederen irdischen Gefühle zurückläßt, und als ob die Seele, je mehr man sich den ätherischen Regionen nähert, etwas von ihrer sich stets gleichbleibenden Reinheit annimmt. Es bemächtigt sich unser eine ernste Stimmung, ohne daß sie in Wehmuth ausartet; ein Gefühl des Friedens, das jedoch von jeder weichlichen Schlassheit frei ist, überkommt uns, wir sind unseres Daseins froh, froh zu denken und zu fühlen. Ich bezweifle, daß irgend eine heftige Gemüthsbewegung, irgend welche hypochondrische Zufälle bei einem solchen Klima anhalten können, und ich bin erstaunt, daß man noch nicht in Luftbädern in der reinen und so wohlthätig wirkenden Gebirgsluft eines der vorzüglichsten Heilmittel gegen körperliche wie geistige Leiden erkannt hat.“

Mußte das nicht zünden in einer Zeit, da man für das Schwärmerische ein weiteres Herz hatte als heute, in einem Werk, das alsbald Gemeingut der geistig sehenden Welt wurde? — Nun muß freilich der Boden für alle Veränderungen in der menschlichen Culturgeschichte vorbereitet gewesen sein, wenn diese Veränderungen (scheinbar plötzlich) hervortreten; jedes Geschlecht empfindet unbewußt den Sinn seines Zeitalters — der Dichter aber spricht ihn aus! „Es liegt in der Luft“ ist ein guter volksthümlicher Ausdruck für die Thatsache, daß neue Gedanken, Anschauungen, Empfindungen derselben Art oft gleichzeitig nebeneinander austauchen. Als Rembrandt die Bilder des alten Testaments ohne weiteres so auffasste und hinstellte, daß er Landvolk und Städter aus seiner Zeit und nächsten Umgebung in die biblische Zeit versetzte, war in derselben Zeit und in derselben Stadt der große Baruch Spinoza am Werke, die einfachen Lebensbedingungen aufzuzeigen, unter denen die Verfasser der biblischen Geschichte gelebt hatten, und sie so dem Verständnis der Gegenwart näher zu bringen. Als J. J. Rousseau in Genf sein Naturevangelium predigte und begeistert die Menschheit zu den Höhen rief, in reinere Lüfte hinauf — da war es ein Landsmann, der Genfer Naturforscher Horace Benedict de Saussure, der neben Rousseau sein Leben als praktischer Gelehrter der Alpenforschung widmete, als einer der

ersten den Montblanc erklimm und in dem Werke „Reise durch die Alpen“ seine wertvollen Forschungsergebnisse niederlegte. Wie weit dieser eigentliche Begründer der Alpinistik, der in der Vorrede jenes Buches der Alpenbesteigung nicht minder überzeugt das Wort redet, als Rousseau in der „Héloïse“, dem Dichterphilosophen Anregung und Einfluß verdankt oder gegeben hat, läßt sich heute schwer nachweisen, doch ist zu beachten, daß die „Héloïse“ schon um 1759 entstand, während Saussure den Montblanc 1787 bestieg. Daß jener neue Zug zu den Alpen „in der Luft lag“, dafür gibt der Berner Dichter Albrecht von Haller einen weiteren Beweis. In seinem großen Lehrgedicht „Die Alpen“ unternahm er es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zum erstenmale, das Hochgebirge zu besingen. Mit großer Treue schildert der auch als Forscher und Botaniker nicht unbedeutende Dichter, der alljährlich ausgedehnte Alpenwanderungen unternahm, in diesem Werke Land und Leute seiner Heimat; der Schweizer Lebensweise und Naturwüchsigkeit, ihre saueren Wochen und frohen Festen leben vor uns auf, aber im Hintergrunde (manchmal auch im Vordergrund) sehen wir die große Natur des Hochgebirges mit Dichterbänden vor uns aufgebaut. Als Probe mag hier eine Strophe aus der heute wenig gekannten Dichtung folgen:

„Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,  
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt;  
Sein frostliger Krystall schickt alle Strahlen wieder,  
Den die gestieg'ne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.  
Nicht fern von diesem streckt voll futterreicher Weide  
Ein fruchtbares Gebirg den Rücken her,  
Sein sanfter Abhang glänzt von reisendem Getreide,  
Und seine Hügel sind von hundert Herden schwer.  
Den nahen Gegenstand von unterschied'nen Zonen  
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.“

Ein Buch, das nur wenigen bekannt ist und doch allen bekannt sein sollte (mich selber machte Adolf Wilbrandt einst darauf aufmerksam), ist „Der arme Mann vom Todenburg“; es ist von Eduard Bülow, Hans von Bülows Vater, herausgegeben und bei Reclam für wenige Nickel zu haben. Hier steht ein Volksdichter kat exochen vor uns, — ein armer Schweizer, der trotz dürftigster Schulbildung und lebenslangem Elend mit jener höheren Bildung eines wahrhaft großen Herzens und strebsamen Geistes ein reizvolles und bedeutendes Lebenswerk hinterlassen hat, indem er nur in schlichter Art sein Tagebuch führte. Dieses Tagebuch ist ein Buch für Jahrhunderte. Mit begeisterter Liebe und beachtenswerter dichterischer Kraft schildert der Verfasser in poetischer Prosa seine heimatliche Alpenwelt — zunächst offenbar völlig unabhängig von Rousseau und andern Dichtern; später wurde dem „armen Mann“, der keine Gelegenheit, seine Bildung zu erweitern, aussah, auch Rousseau bekannt. Das Buch ist nebenbei für den Völkerpsychologen und Historiker

interessant durch die Erlebnisse des von preußischen Werbem nach Berlin geschleppten und wider Willen unter Friedrich kämpfenden jungen Bergsohns, der den furor teutonicus der Brandenburger in der Schlacht mit wahren Entsetzen schildert.

Bekannter schon, wenn auch in unserer Siebenmeilenstiefelzeit stark vergessen, ist der dänische Dichter Jens Baggesen als Freund und Dolmetsch der Alpenwelt. In einem alten Heft der vom „Deutsch-Osterreichischen Alpenverein“ herausgegebenen Jahresschriften finde ich einen interessanten Aufsatz Herrmann Ritters, der mit Recht auf die Bedeutung Baggesens als Naturschilderer hinweist und zahlreiche Proben aus seinem Werk „Parthenais“ oder die „Alpenreise“ beibringt. Indessen mag Baggesen, dessen Werke 1836 auch in deutscher Sprache erschienen sind (Leipzig, 5 Bde.) in seiner Alpenliebe wesentlich durch Albrecht von Haller, mit dessen Enkelin er vermählt war, angeregt und beeinflusst worden sein.

Mit einem Schritt weiter kommen wir jetzt schon auf allgemeiner bekanntes Gebiet: Friedrich Matthiassons heute noch gelesene Poesien und deren Kritik durch Schiller „Über Herrn Matthiassons Gedichte“ führen als Brücke zu dem Dichter des „Wilhelm Tell“ und damit zu — Goethe. Matthiassons Vorliebe für die wechsel- und stimmungsvolle Gebirgsscenerie ist ebenso bekannt wie seine lyrisch-sinnige, etwas überschwengliche Naturbeobachtung; es genügt hier, seine Gedichte „Alpenreise“, „Der Genfer See“, „Erinnerung am Genfer See“ zu nennen. Wir sind mit seiner Zeit schon in der allgemein erwachten Stimmung für die Alpen. Keiner hat das stärker und subjectiver ausgedrückt als der große, sieben Jahre vor ihm gestorbene Byron, wenn er sagt: „mir sind hohe Berge ein Gefühl“, oder wenn er „mit Bergen Freundschaft schloß“, wenn er im dritten Gesang von „Herolds Pilgerfahrt“ mit jener berühmten Verherrlichung der Gebirgsnatur anhebt („Doch weiter nun! Die Alpen seh' ich ragen“) oder im „Manfred“ die Geister des Hochgebirges heraufbeschwört. Erhabener und schöner als Byron hat kaum ein anderer Dichter das Hochgebirge besungen, es sei denn Goethe, dessen Verhältnis zu dem großen Briten man mit dem Niecksche'schen Wort „Sternenfreundschaft“ treffen dürfte. Goethes bethätigte Vorliebe für das Hochgebirge ist bekannt; im „Faust“ hat er den Sonnenaufgang in den Alpen einzig schön besungen („Hinaufgeschaut! Der Berge Gipfelriesen verkünden schon die feierlichste Stunde“), aber auch in seinen lyrischen Schöpfungen finden wir der Zeugen genug für die große Liebe des großen Mannes zu den großen Bergen. Schon im Jahre 1779 faßte Goethe, nach einer Jurawanderung, in einem Brief an Frau von Stein seine Eindrücke in die Worte zusammen: „Das Erhabene gibt der Seele die schöne Ruhe, sie wird dadurch ganz ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es

bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen.“ — Seltsam klingt es freilich hiermit zusammen, wenn der alte Goethe zu Eckermann sagt: „Wen nicht große Zwecke in die Ferne treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause. Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.“ Indessen: bei den Aufzeichnungen Eckermanns muß man zwischen den Zeilen lesen können. Manches, was der begeisterte Jünger frisch nach der Erinnerung aufschrieb, war, ohne daß er es gemerkt hatte, um feinetwillen gesagt worden, so wenn Goethe (1. Theil) davon abräth, mit großen Stoffen sich herumzutragen und die Beschäftigung im kleinen preist, so auch diese Beschwichtigung der Alpensehnsucht in dem jungen Hannoveraner. Daß Goethe trotzdem groß genug dachte, den brauchbaren und anhänglichen Jünger auch einmal in die Ferne ziehen zu lassen, beweist Eckermanns Reise nach Italien (gleichzeitig mit Goethes Sohn, der bekanntlich auf dieser Reise starb). Aber der große Meister war, wenn auch nicht als Mensch, so doch als schaffender Künstler Egoist. Was ihn zu seinen hochgesteckten Zielen fördern konnte, zog er an und behielt er bei sich, was ihn zu „verwirren“ drohte, stieß er kräftig ab. In der Zeit, da Eckermann später nach Italien reiste, paßte es Goethe jedenfalls besser als damals, ihn für einige Zeit von sich zu lassen. Die Furcht, in dem ruhigen Aufbau seiner Phantasieschöpfungen durch starke Eindrücke verwirrt zu werden, ist bekanntlich ein eigenthümlicher Wesenszug Goethes. Von der „Verwirrung“ durch Shakespeare befreite er sich thatkräftig durch den „Götz“ und in seinen letzten Lebensjahren preist er es noch als ein Glück, daß Schiller Calderons Dramen nicht gekannt habe, da er sonst durch den Spanier „verwirrt“ worden sei. Was Schiller für unser Thema bedeutet: sein unermesslicher Einfluß auf das allgemeine Verständnis für die Alpenwelt durch „Wilhelm Tell“, ist größtentheils wiederum auf Goethe zurückzuführen, der in seinen poetischen und lebendigen Alpen-Schilderungen den empfänglichen Dichterfreund zu seinem Werke anfeuernte und unterrichtete. Übrigens hat Schiller auch in seinen Gedichten („Der Alpenjäger“, „Das Berglied“) das Hochgebirge meisterhaft geschildert, ohne es gesehen zu haben. Sein „Wilhelm Tell“ aber, der unter diesen Umständen, was naturgetreue, liebevolle und großgeartete Darstellung des „Milieus“ betrifft, geradezu erstaunlich ist, hat, alsbald geistiges Gemeingut aller Deutschen, vielleicht stärker als alles, was vordem zum Preise der Alpen gesagt und gesungen wurde, auf die Culturmenschen gewirkt. Von nun an ist, zumal bei uns Deutschen, ein völliger Umschwung in dem Verhältnis der Dichtkunst zu den Alpen zu bemerken. Fast kein

Poet mehr, der nicht zu ihrem Preise beizutragen hätte. Was würde jetzt ein so großer Sohn der Alpen wie Walther von der Vogelweide zu singen und zu sagen wissen von der abenteuerlichen Romantik der stolzen Dolomitenwände, die seine Wiege umstanden! Hören wir nur einige der besten Namen, die im vorigen Jahrhundert im Preisgesang der hohen Berge wetteiferten: Uhland („Auf Tells Tod“ u. a.), Rückert („Im Gebirge“), Heine (in der „Harzreise“), Platen („Erinnerungen“), Hoffmann v. Fallersleben („Im Gebirge“). Der unglückliche Heinrich von Kleist trug sich bekanntlich lange mit dem Gedanken, in den Alpen ein Häuschen zu erwerben, um einsam mit den Bergen zu leben.

In seinem Kampfruf „Germania an ihre Kinder“ singt er:

Wie der Schnee aus Felsenriffen,  
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n  
Unter Frühlings heißen Rüssen  
Siedend auf die Gletscher gehn:  
Katarakten stürzen nieder,  
Wald und Feld folgt ihrer Bahn,  
Das Gebirg' haltt donnernd wieder,  
Fluren sind ein Ocean. —

Chor:

So verlaßt, voran der Kaiser,  
Eure Hütten, Eure Häuser,  
Schäumt, ein uferloses Meer,  
Über diese Franken her!

Kleists Leidensgenosse — so darf man Dietrich Grabbe wohl nennen — hat in den ungeheuren Montblancscenen seines „Don Juan und Faust“ die erhabene Größe des Hochgebirges mit den Augen des Genies gesehen; unter unseren Dramatikern der Gegenwart ist kein einziger, der ähnliches schreiben könnte. Übrigens erinnere man sich, wie der Anblick des Montblanc auf den jungen Arthur Schopenhauer gleich einer Offenbarung wirkte und wie dieser Eindruck auf die in ihm keimende Gedankenwelt Einfluß behielt. Oft kehrt in seinen Werken das Bild des Montblanc wieder, wenn sein in Wolken verhülltes Haupt sich plötzlich entschleiert und im Morgenlichte strahlt — das Bild des Genius, in seiner Schwermuth und seiner Heiterkeit.

Zurück zu unseren Lyrikern: Der von den meisten Literaturhistorikern unterschätzte Nikolaus Lenau — wir haben, außer Böcklin vielleicht, keinen künstlerischen Dolmetsch, der die Natur in ihrer geheimnisvollsten Sprache so zu belauschen und so eigenartig zu deuten verstände — hat in seinen lyrischen Gedichten wie in seinen Epen das Hochgebirge wiederholt mit innigster Liebe geschildert; sein Gedicht „An die Alpen“ beginnt: „Alpen, Alpen! unvergesslich seid . . .“. „Die Sennin“, „Der Hirte“, „Einsamkeit“, „Der Gang zum Eremiten“, „Das Gewitter“ gehören zu den schönsten Beispielen der Alpendichtung. Ein interessanter Vergleich zwischen Lenau und Platen drängt sich hier

auf. Beide haben denselben Gedanken beim Sang der Sennerin in den Bergen: die herbliche Wehmuth, daß einst die grünen Hänge kahl und ohne Sang sein werden, daß auch die Sennerin einst, wenn ihr Herbst kommt, verstummen wird — aber der Vergleich: wie dieser Gedanke in Platens „Erinnerungen“ und in Lenaus „Die Sennin“ instrumentiert ist, zeigt deutlich die lyrisch-innige Überlegenheit Lenaus über den feinen Künstler Platen. — Freiligrath möchte mit der grünen Tanne im Gebirge tauschen, die mit ihren Wurzelfasern tief in die geheimnisvollen Gewölbe und Schachkammern der Zwerge hinabreicht, ihre funkelnden Kleinodien bewundert, zugleich aber mit immergrünem Wipfel nach den jagenden Wolken hascht, während nachts in wildem Sturm der Berggeist an ihr vorüberfaust: „einen Wildschurz um die Lenden, eine Kiefer in der Faust“. Herwegh, der ja vielfach dieselben Stoffe wie Freiligrath lyrisch aufgriff, nur daß er im Gegensatz zu dem Detmolder mehr, ich möchte sagen, feuilletonistisch dichtete — hat in den Gedichten „Aus den Bergen“ und „Die Alpen“ sein Bestes zum Preise des Hochgebirges beigetragen. Doch — wer zählt die Namen der noch folgenden Alpenfänger? A. Grün, Fr. Rugler, Hebbel, Geibel, Bodenstedt, Hamerling, Strachwitz, Roquette, Scheffel, Greif, Dahn mögen hier als kleine Auswahl genügen. Besonders genannt zu werden, gleichsam als „Secession“ im besten Sinne des Wortes, verdienen Gottfried Keller und C. Ferd. Meyer, sowohl in Betracht ihrer Gedichte wie ihrer von Höhenluft umwehten Erzählungen; würdig schließen sich diesen Meistern an: der Münchner Karl Stieler und die beiden Österreicher Anzengruber und Rosegger. Aus der großen Zahl der Modernen hier Namen zu nennen, geht nicht an, „der Gläubigen sind zu viele“, wie's im Lemuren-sange des „Faust“ heißt. Die in unserem Zeitalter völlig veränderten Reise- und Verkehrsverhältnisse ermöglichen es auch dem fern Wohnenden und wenig Begüterten, 'mal einige Sommerwochen in der Schweiz oder in Tirol zu verbringen, und so ist auch kaum einer unter den modernen Dichtern, der die mehr oder minder straffen Saiten seiner Leier nicht einmal zum Lob der hohen Berge gestimmt hätte. Artet doch in unserer „Über“-Zeit auch der Zug in die Berge heute schon ins Übermaß aus. Man spricht von einer „Bergkrankheit“, und in der That dürfte ein Menschlein, das heute weder radelt noch krazelt, mit keiner Diogenes-Laterne zu finden sein. — Die großen, in sich geruhigen Geister, die wir hier citiert haben, stehen über diesem Strom der Zeit. Sie haben ein stilles Seelenbündnis mit den hohen Bergen geschlossen, die nichts mit Sport und Staub gemein hat. An ruhiger Größe fühlen sie sich den Bergen verwandt in Schwermuth und Heiterkeit!

„Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee,  
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh“.

singt Hamerling wahr und tief; aber ein anderes Lied weiß die Freiligrath'sche Tanne zu singen, wenn ihr „straffes grünes Haar“ im Bergwinde rauscht, wenn ihr Wipfel nach den Wolken greift und ihre Wurzeln staunend in die Edelsteingewölbe der Zwerge blicken. Ich glaube, die Freiligrath'sche Tanne, deren windbewegte Äste und stillgrabende Wurzelfasern echte dichterische Wünschelruthen sind, spürt, wenn der Berggeist sie umbraust, einen Hauch von dem Geist, der in J. J. Rousseau wirkte, als er den 23. Brief der „Héloïse“ schrieb.

. . . Die beiden gewaltigsten Gegensätze der Erdoberfläche haben im Meer und im Gebirge ihre gewaltigsten Formen offenbart. Sie waren vor der Geburt der Menschheit da, ihre Formen überdauern die Formen aller „Cultur“. Mit denselben ruhigen Mienen sehen sie unserem Treiben seit Jahrtausenden zu und in ihren Zügen wird es nicht zucken, wenn das letzte Menschlein rettungslos dahin ist . . . Diese Offenbarung dieser gewaltigsten Gestaltungen unseres äußeren Erdballes wird immer bewegte, tiefe und Trost suchende Menschenseelen zu ruhiger Größe weisen. Darum schlossen die Dichter, nach Byrons Wort, Freundschaft mit den hohen Bergen, wie sie mit dem Meere Freundschaft schlossen seit altersher.

(„Tägliche Rundschau.“)

## Hochgebirge.

Von August Lur.

Gräu glänzt das Hochgebirg in Eilbertönen;  
Hernieder stürzt aus blauem Gletschereise  
Der Gießbach jubelnd seine Donnerweise,  
Und losgelüßt von schmeichelnd weichen Föhnen

Lawinen todeschwanger thalwärts dröhnen.  
Empor zum Adlerhorst, zum Firneneise  
Ein leichtes Wölkchen weht und wimmernd leise  
Von unten des zerbrochen Waldes Stöhnen.

An Schroffen stand ich oft, an schwindeljäh'n,  
Und während Todesgefahren mich umspäh'n,  
Hab jauchzend ich des Lebens Lust empfunden.

Und ob des Thalgeschlechtes Niedertracht  
Hab ich das Herz mir wieder rein gelacht  
Und hab — mir selbst entfremdet — mich gefunden.



## Auf der Alm.

Die steirischen Landesbahnen muß man loben aus Localpatriotismus, und aus Dankbarkeit jenen Mann hinter dem Bahnhofschafter, der den Betrieb der Bahn so gewissenhaft zu fructificieren sucht. Er gibt nämlich auch dann noch Fahrkarten erster Classe aus, wenn die beiden Erste-Classé-Coupsés des Zuges längst überfüllt sind. Die Herrschaften können ja auf dem Antritt stehen und haben dabei den Vortheil, beliebige Strecken zu Fuß dem Zuge voranzugehen. Jener Reichsdeutsche hat aber doch geschimpft über die „österreichische Schlamperei“, wie sich der ungeladene Herr auszudrücken beliebte, als er im Zuge den am Bahnhofsgekauften Platz erster Classe nicht vorfand. Ja, mein lieber Berliner, glauben Sie denn, wann wird Ihnen da eine Extrawurst braten? Sie haben am Schalter ein Billet erster Classe verlangt und das haben Sie auch erhalten. Was wollen Sie denn noch? Wenn Sie fahren wollen, so fahren Sie damit dritter Classe. Die erste ist complet besetzt, zweite gibt es nicht, und wenn Sie bei uns reisen wollen, so haben Sie sich an unsere Ordnung zu halten. Lassen Sie's gut sein, eine andere Ordnung gibt's bei uns schon wie bei Ihnen draußen!

Wir kommen ja doch vorwärts, kommen an jenem schönen Julitage in guter Ordnung allmählich sogar bis Aflenz. Dort — im Hotel Daniel — glaubt man beinahe in einem modernen Schweizerhotel zu sein, nur mit dem Unterschiede, daß es hier statt pompe funèbre-düsterer Kellner frisch-heitere Kellnerinnen gibt, und daß man anstatt table d'hôte nach der Karte speist. In Österreich ist die Sonderinteressenpolitik so groß, daß man nicht einmal einen gemeinsamen Tisch verträgt. Jedem sein Extrawürstel, aber gleich! Und frisch' Bier, aber schnell! Hundert Sommerfrischler, die mit ihren tausend Wünschen punkt zwölf Uhr anrücken, wollen von den paar Kellnerinnen alle zu gleicher Zeit bedient werden. „Im Essen und Trinken, da lassn mer uns keine Schlamperei gefallen, da muß es glatt gehn, sonst drahn mer auf!“ Ja ja, wenn's nur mit dem Essen und Trinken klappt, in anderen Sachen ist's nicht so heikel!

Aflenz ist ein hübscher Ort geworden, an dem mir nur die vielen Bretterdächer bange machen. Der heilige Florian allein mag die Verantwortung nicht mehr tragen, der braven Feuerwehr wird man in stürmischer Unglücksstunde auch nicht alles zumuthen dürfen, und so wird's mir nicht leid thun um die malerischen Schindeldächer, wenn sie

allmählich mit Ziegeln oder Schiefer ersetzt werden. „Herren und Frauen, laßt euch sagen! Gebt obacht!“ — Nach diesem Nachtwächter-Seitenblick voran — auf die Alm. Wenn man hinter Aflenz in den Bürger-Graben hinaufsteigt, so kommt man zum „Daniel in der Löwengrube.“ Es ist des Gasthofbesizers Daniel Weinkeller mit den großbauchigen Bestien. Mit den jungen Löwlein läßt sich's munter spielen, wenn sie in Bouteillen anrücken unten im Hotel. Wehe aber, wer in die Löwengrube kommt und sich vertraulich an die Brüste der alten Bürger legt! — Als wir vorübergingen, schlummerten sie. Mit jedem Schritte, den wir bergwärts machten, steigerte sich unsere Sehnsucht nach der kühlen Feuchte dieser Löwengrube, doch unser Durst konnte erst oben gestillt werden im Berghause der Bürger-Alm. Auch auf dieser Aflenzer Bürger-Alm muß der Steirer einmal gestanden sein. Sie ist knapp 1506 Meter hoch und bietet in Osten und Süden nur den Ausblick über den Aflenzerkessel, die höheren Berge des Mürztales und des mittleren Murthaales. Umso großartiger ist gegen Westen hin die Aussicht auf die Tragöber und Eisenerzer Berge und gegen Norden hin der Streifblick in das nahe Gewände des Hochschwab. Auf unserer Matte über den Abstürzen des Mannsteines liegen mehrere Schwaighütten, in welchen sich auch Sommerfrischler für längere Zeit einheimen. Im Touristenhause selbst herrscht die compacteste Wirtin der Steiermark — ein junges, resches Riesenweib, das weiter keiner Polizei bedarf. Diese Wirtin wird mit den Jägern, Wildschützen und Touristen, sollten sie anzüglich werden, spielend fertig; sie nimmt so einen ruhig beim Kragen, führt ihn ins Freie und sagt: „Da, Mandel, ist dein Platz, und wenn ich Dir gut rathen darf — geh nimmer bei der Thür hinein!“ — Uns hat sie nichts gethan. Uns hat sie nur Gutes gethan mit Küche und Keller.

Hoch über den Gipfeln stand von der Sonnenglut gebraten ein trockenes Gewitter, ein paar gellende Donnerschläge, ein paar schwere Tropfen und vorüber war's. In diesem Sommer gab's bei uns in der Luft wenig Electricität. Es würde, war die Meinung eines Kreuzköpfels, der größte Theil der Electricität nunmehr für Straßenbahnen, Beleuchtung u. j. w. verbraucht, so daß kein ordentliches Gewitter mehr zustande käme.

Die grasenden Kinder auf der Bürger-Alm hatten sich von den paar Donnerschlägen nicht einen Augenblick irremachen lassen. Das sind die Wetterpropheten der Berge; steht großes Wetter bevor und es mag derweil noch so ruhig sein in der Luft, so laufen die Kinder den Hütten zu.

In der Almhütte war ein forscher Tourist gewesen, der seine nackten Knie schrecklich stramm an die Tischpfoste gestemmt, sehr herrisch zu essen

und zu trinken verlangt und sehr überlegen über alle Anwesenden hingesprochen hatte. Als nun das Gewitter drohte und mehrmals der schmetternde Donner die Luft zerriss, wurde dieser Tourist ganz kleinlaut, kauerte sich an der Ofenbank zusammen und verwies den aus Afenz anwesenden Handwerksburschen das Singen übermüthiger Schnaderhüpfeln. „Meine Herren“, mahnte er mit leiser Stimme, „thun's jetzt nicht solche Sachen singen, wo das Gewitter zusteht. Thun's lieber an den Herrgott denken und beten.“ Aber die Burschen fürchteten sich nicht, johlten lustig fort, und als das Gewitter ohne weiteres sich verzogen hatte und wieder der heitere Himmel lag über der grünen Alm, wurde auch der Tourist wieder herlebig und war der lauteste und ausgelassenste von allen. — Diese großen Schreier mit den kleinen Seelen, der Herrgott kann eine Freude haben mit solchen Leuten, hinter denen er immer mit der Ruthe stehen muß, wenn sie bescheiden sich seiner erinnern sollen.

Drüben auf der Matte, im Grünen, zwischen Steinnelken und Bergklee lag etwas. Die Kühe grasen ringsherum und näherten sich immermehr dem dunklen Etwas, das im Grase lag. Es war etwas Wertvolles, nämlich ein Kunstrecensent aus Wien. Er lag rüdlings auf ausgebreitetem Plaid und stemmte ein Knie auf. Er war ohne Furcht und Tadel und wartete just einmal, ob die Kinder sich ihm wirklich ganz nähern würden. Eine falbe Kuh hatte es endlich gewagt, wenn auch zögernd, an ihn heranzukommen. Sie beschnupperte sein elegantes weißes Strohhütchen und seine braune Jacke, und dann begann sie, ihm die Hand abzulecken, die er nicht zurückzog. Er gab sich dem Behagen hin und seufzte: „Ach, das thut wohl! Das thut wohl. Wenn man vierzig Jahre lang von der Cultur beleckt wurde, wie gerne läßt man sich da einmal von der Natur belecken!“ Aber es kam der Halter mit der Peitsche herbei, der jagte die Kinder auseinander und gab der falben Kuh noch einen besonderen Klapps an die Weichen: „Geh weg, dummes Vieh! Den so zu lecken da, daß es dir schadet!“

Der Kunstrecensent richtete sich auf und war wohl bass consterniert. Der Kuh könnte es schaden! Als ob etwas Giftiges wäre an einem Recensenten!

Dort über die Matten, hinan gegen die Hänge der Mitteralpe zog eine heitere Gesellschaft, Burschen und Mädchen durcheinander, Studenten, Einjährig-Freiwilige und künstliche Bauerndirndeln mit aufgekrefelten Mitteln, Niedern und Hüten, wie echte Bäuerinnen nie getragen haben. Sie sangen:

„Auf der Alma,  
Auf der Alma,  
Auf der Alma gibl's Ia Sünd!“

In der Hütte hatte sich ein Ehepaar, das jenen vorausgegangen war, niedergelassen, und die Frau freute sich über die Jugend, die dort

singend und scherzend hingieng, der Hütte auswich und höher gegen das Gezirme hinanstieg.

„Nach meinem Sinn ist das nicht“, sagte der Mann, dieweilen er sich den mitgebrachten Käse aus dem Papier wickelte. „So ganz und gar soll man die jungen Leute sich nicht selber überlassen.“

„Weil Du alleweil gleich das Schlechteste denkst“, antwortete die Frau.

„Ich denke, daß sie sich leicht vergehen können im Gebirge“, versetzte er schüchtern.

„Varifari, du denkst an ganz was anderes. Weil du selber ein alter Sünder bist. Nein, es ist zu arg, was Du den jungen Leuten immer zumuthest. Wo sie nur lustig sind und an nichts Schlechtes denken.“

„Du willst sie wohl allein auf den Hochschwaben gehen lassen, und übernachten in den diversen Höhlen.“

„Warum denn nicht! Meine Töchter sind anständig erzogen, und einem gebildeten jungen Mann solche Sachen zumuthen, das ist eine Schande, weißt Du es?“

Er schwieg. Am Ende sind die Leute doch besser, als er immer gemeint hatte. Natürlich, wenn sie gebildet sind! Am Ende kommt's doch nur bei den Bauern und Handwerksburschen vor, das, was er sich denkt. Die Studenten und Soldaten sind ja gebildete Leute! Und die Dirndeln gar sitzsam geartet — natürlich gibt's dann auf der Alm ka Sünd! Umso besser. — Derweil legt er sich aufs Heu. Dort im Holzschoppen machte er sich's bequem und rastete nach der heißen Wander.

Die Frau jedoch — sie saß am Tisch vor der Hütte und schaute nach der Richtung hin, in der das junge singende und scherzende Volk, Studenten und höhere Töchter, junge Officiere und Bäckfische, davongegangen war. Eine Stunde vergieng und noch eine und keines kam zurück von den jungen Leuten. Und sie haben nicht einmal was zu essen bei sich. Nur die Flasche Liqueur hat der eine Student mit. — Als am andern Tisch der Hütte jener stramme Tourist, der sich früher vor dem Gewitter gefürchtet hatte, aufstand, um bergwärts zu steigen, machte sich die Frau an ihn, bittend, ob sie sich ihm anschließen dürfe, sie wolle sehen, wo die jungen Leute steckten. Ihr Mann aber schlafe.

Der Tourist mit der größten Bereitwilligkeit! Auf glattem Alm-boden schritt er galant neben ihr her, und als der Rasen uneben wurde, bot er ihr seinen Arm. Wenn der Ehemann schläft, da muß man doppelt gut sein mit der Frau. Aber es ist nichts Näheres zu erfahren gewesen. Im Gezirm sollen sie Bruchstücke der jungen Gesellschaft gefunden haben. — Man hört, daß seither die Frau dem Manne nicht mehr sonderlich widerspricht, wenn er Besorgnis hat, junge Leute könnten sich im Gebirge verirren.

Ein eckiger Bergbursch in abgeschabter Kniehose stand vor der Hütte und wispelte und trällerte allerhand und sang das Liedel:

Übers Reiterer Ed  
 Gupft a Hirtele led,  
 Sogt: Riclele mei,  
 Thua dei Fialele wed,  
 s hot a Riclele drei,  
 Muas a Fliclele sei;  
 Von Reiterer Ed  
 Se Hirtele sei  
 hot Nodel und Zwirn  
 In sein Hirtele drei.

So geht's zu auf der Alm. Immer lustig und — nichts Schlechtes. Deshalb ist es zu merken, was jener seltsame Wallfahrer gemeint hat. Der war mit einem Kameraden aus dem Mürzthal gen Mariazell gegangen. Er war ein frommer Mann, und bei Aflenz, als er die schönen hohen Berge sah, fiel es ihm ein, ob er seine Andacht und Erbauung nicht sicherer auf der Höhe eines Berges fände, als in einer engbegrenzten Kirche. Er trennte sich von dem Weggenossen und stieg an auf die Bürgeralm. Dort war eben eine Art von Volksfest, aber mit der Andacht und Erbauung war es nichts. Der Mann beklagte sich über den Mangel von Naturfrieden und Gottesstimmung und daß es nicht wahr sei, wenn es heißt, auf hohen Bergen wäre man dem Himmel näher. Da war ein Mensch, der eine große Lustigkeit in sich hatte und doch den sehnsüchtigen Mann verstand. „Sie müssen noch weiter gehen“, sagte er zum Wallfahrer. „Sie müssen in die Schwabenwildnis hinaufgehen, dort finden Sie die prächtigste Einsamkeit und Weltverlassenheit — vielleicht spüren Sie dort etwas von dem, was Sie suchen.“ Ob er mitginge? „Nein, da müssen Sie allein sein. Mir ist's gerade da recht, ich lobe meinen Herrgott so!“ Ein dralles Mädchel umfaßte er und flog mit ihm im Tanze.

Ob der Erbauungsbedürftige ins wilde Gewände hinaufgestiegen und mit welchem Erfolg, das ist nicht bekannt. Wohl aber freilich ein anderer Fall, der sich vor Jahren begeben hat. Hieng an einem Abgrunde der Schwabenwand ein Tourist sechs Stunden lang in höchster Lebensgefahr. Da würde er wohl an Gott gedacht haben, wurde er befragt. Und die Antwort: „Nicht einen Augenblick!“ Aber was er denn gedacht hätte? „Ich habe immer gedacht: Festhalten jetzt und schreien, bis dich wer hört!“

Solche Erlebnisse und Erinnerungen fliegen wie Mücken in der Luft herum auf der Bürgeralm. Aber endlich mußte ich wieder hinaus in die Thäler. Und da hat zum Schlusse dieser Bergpartie der Zufall noch eine kleine Schalkerei gemacht. Ich war in Sorge, nach dem scharfen Tagmarsch würden — wenn ich in Mitterdorf dem Gilzug entstiege —

die Beine eine einstündige Fußwanderung bis „heim“ nicht mehr gerne leisten. Wußte aber an der Station, wo ich fremd bin, niemanden, der mir ein Gespann beistellen könnte. Da dachte ich, in Mitterdorf wird doch irgendein Mensch sein, der Meier heißt und ein Pferd hat. Auf gut Glück telegraphierte ich voraus: „Meier, Mitterdorf. Ersuche zum Abendeilzug Wagen.“ Und als ich dort ausstieg, stand richtig ein Steirerwäglein mit flinkem Rappen am Bahnhof für mich bereit.

Der Name Meier trägt nicht leicht, man kann sich auf ihn verlassen.

## Sanges- und Blumenfreude im oststeirischen Landvolke.

Von Rosa Fischer, Hartberg<sup>1)</sup>.

„Drah Dich weg von meinem Fenster,  
Drah Dich hin ins grüne Gras, —  
Meine Auglein schwimmen im Wasser,  
Meine Wanglein, die werden naß.“

Und der Weinstock, der trägt Reben,  
Und aus den Rebelein  
Da fließt der Wein.“

So singen zwei weiche Dirndlstimmen die nächtliche Straße heran. Dann brechen sie ab und schwächen vorüber. Im Thale aber, wo die weißen Nebel ziehen und tiefdunkle Dörfer liegen, da hallt vielstimmiger Gesang.

Es sind junge Leute aus der nahen Bürgerstadt, die vom Tagwerk auf dem Felde und vom Nachteffen heimkehren, um am nächsten Morgen wieder in goldener Frühstunde irgendwo zu ernster Arbeit anzutreten. Und es sind alte, liebe Lieder, die sie singen und die irgendwo im Mondenschein verhallen und helle Tödler dazu, wie einst, vor Jahren schon.

Den Hohlweg herunter der Straße zu kommt ein trabender Schritt und eine Stimme, klanglos und gröhrend singt ein eigenartiges Lied:

„Doß kumt ich schwirn,  
Zwischn Graz und zwischn Wian  
Gibl's loa schönere Dirn.  
So hoch auf der Brust,  
Und so an dich Fuuß,  
Dass oan 's Herz voller Lust  
Frei wockln muuß.“

Er schweigt plötzlich still, denn auf der Straße kommt ihm einer entgegen, der ebenfalls singt, und zwar, wie er so einsam weiter wandert, das alte Lied:

<sup>1)</sup> Wir glauben diese lose Reihe Volkslieder unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen, obgleich manches bekannte darunter sein mag. Sie geben ein fast vollständiges Bild von der oststeirischen Sangeswelt. Die Red.

„Es war einmal ein Abend spat  
Eine wunderschöne Nacht.  
Die Sterne am Himmel  
Die leuchten so hell.  
Das hab ich mir längst schon gedacht.

Auf einmal fällt's mirs in mein Herzelein ein,  
Heut möcht ich bei meiner Herzliabsten sein, —  
Und wär das Wegerl auch noch so weit,  
So kann ich's nicht lassen mehr heut, ja heut.

Frau Nachtigall, die so schön pfeift und singt,  
Von einem Baume zum andern springt,  
Sie pfeift mirs auf ein Tanzelein geschwind,  
Das mirs so viel Freude bringt.

Ja wohl drobn da auf der Höh  
Und tief drunten im schönen Thal  
Da singt die liebe Frau Nachtigall  
Die Bäumelein blühen, so weiß wie Schnee  
Wenn ichs zu mein Dirndl ausgeh.“ —

Auch dieses Lied verstummt in der Ferne; auf einer Erhöhung neben der Straße aber, wo ein Kleinbauernhaus steht, tönt ein lustiges Lachen und darauf ein froher Sang, der sich auf einsamen Feldwegen gegen das Thal verliert, — ein weichwellender Sang mit dem stets wiederholten Schlußreim:

„Liebster Vater, liebste Mutter,  
Ich hab heut Nacht  
Das Lieben gelernt.“

Und wieder erklingen die Stimmen so hell und rein:

„Wer steht dort oben am Olmaspiz? —  
Ich glaub es is a Wildpratschütz,  
Ich glaub es is a Wildpratschütz.

Was sieht er in dem Steirerland?  
Eine wunderschöne Felsenwand,  
Eine wunderschöne Felsenwand.

Er halt sein Stuhertl in der Hand  
Und schaut hinein ins Steirerland,  
Und schaut hinein ins Steirerland.

Was sieht er auf der Felsenwand? —  
Drei Gamsferl stehn dort beieinand,  
Drei Gamsferl stehn dort beieinand.“

Nach diesem Bruchstück singen sie den „Almfrieden“:

„Wenn ichs auf die Alma geh,  
Laß ichs mei Sorg daham, —  
Alles Leid, alles Weh  
Is nur a Tram;  
Schau ichs die Blüamlein an,  
Schwind glei mei trüaba Sinn,  
Trags ja im Herzen  
Den Almfrieden drin.

Pedagstamm, fein wie Gold  
Blüht ja früh unterm Schnee,  
Almrausch und Enzian  
Drobn auf der Höh. —  
Edelweiß, Sternble fein,  
Bist leicht vom Himmel gfaun,  
Bist unter Blüamerlein  
Das schönste von alln.

Drobn auf dem Felsenzahn,  
Wos Gamsferl lustig springt,  
Und auf mein Zuchezer  
Das Echo verflingt.  
Und wann ichs gleich zrud muß gehn,  
Padt mich das Hamweh on,  
Holt mich mit oller Stwolt  
Kann nit davon.“

Drunten in den Wiesen gegen das Dorf hin, wo aus den waldigen Gründen weiße Nebel steigen, verliert sich der Gesang, und hie und da im Thal, wo nächtliche Schatten liegen und Streifen des bleichen Mondlichtes ziehen, hallt es wieder.

Das ist die Sommernacht auf dem Lande, und das ist die Sangesfreude im Landvolk, die insbesondere nach des Tages Müh das Leben verschönt, das Herz beglückt.

Wenige Menschen wird es geben, die in friedlichen Stunden nicht Freude am Sange hätten, sei es als Singende oder als Zuhörende, und wohl nicht eine einzige, wenn noch so weltabgelegene Gegend, wo nicht Menschenkinder singen und zum Gotteshimmel jauchzen.

Poesie des Lebens, Verschönerung des Daseins. — Das Landvolk hat trotz Müß und ernster Arbeit verschiedene Arten Poesie, die ihm das Leben verschönen, beglücken und erheitern, von den Sprichworten des Volkes, von den Märchen und Geschichten, von den alten Sitten und Spielen bis zum Gottesglauben hinan, aber am getreulichsten begleitet den Naturmenschen auf verschiedensten Lebenspfaden das Lied, der Gesang, und Seite an Seite mit dieser Sangesfreude geht eine andere, — die Blumenfreud'. —

Die Blumen- und die Sangesfreud'! — Wo fängt sie an? — An der Kinderwiege.

Da singt man das Kleine ein, mit dem uralten Schlummervers:

„Gia pupcia,  
Kayerl laßt ins Heia,“

oder:

Schloß Kinderl, schloß,  
Dein Voda, is a Gros, —  
Dein Muada is a Bauerndirn  
Sie sull ihr Kinderl selber wiagn“.

Will man das Kind beruhigen, ihm eine Freude machen, dann gibt man ihm wohl ein Blümlein mit den Worten: „Schau, a Büscherl, — a schöns Blumerl.“ Und im Frühjahr auf dem grünen Ager thun die Kleinen „Büscherlbrocken“, — Blumenpflücken, die weißen und rothen Ruckerl<sup>1)</sup>, die blauen Himmelschlüsserl, die gelben Dotterblumen und ein kindliches Liedchen klingt wohl dazu:

„Zizibee, zizibee  
Wachst in mein Gortn,  
Wann der Klane Hanserl kimmt,  
Sog er sullt wortn,  
Wann er fragt, wo ich bin,  
Sog ich bin gestorbn,  
Wann er recht woanen thuat,  
Sog ich kimm morgn.“

Die Größeren springen im Reigen und singen:

„Blauer, blauer Fingerhut  
Steht dem Mädchen gar so gut,  
Mädchen in dem grünen Kranzen,  
Mädchen thut schön tanzen.“

oder:

„Mirzerl und Moizerl  
Geh, gehn mar zum Tanz;  
Bind um Dein weiß Fäuterl<sup>2)</sup>,  
Seg auf Dein grüan Kranz.“

<sup>1)</sup> Gänseblümchen. <sup>2)</sup> Fürtuch, Schürze.



Im ersten Frühlingshauch pflücken die Kinder auf den noch kalten Seiten das Schneeglöckchen und das gelbe Fastenblümchen, nehmen den süßen Stengel in den Mund und versuchen einen Ton zu blasen.

Unterm raschelnden Laubwerk am O'hag und auf sonstigen versteckten Plätzen suchen insbesondere Schulkinder das blaue Märzveilchen und Lehrer und Katecheten werden mit den duftigen Sträußlein, den „Beigerln“ meist reichlich beschenkt.

Später kommen die Bergsmeinnicht der sommerlichen Wiesen und Raine an die Reihe und etwas Zarteres gibt es wohl nicht leicht, als einen Strauß blaue Bergsmeinnicht und feinfransige rothe Lichtnelken und weiße Maßliebchen dazu. Um diese Zeit macht man auch auf einem Teller in Sand und Wasser ein Kränzlein von Bergsmeinnicht und stellt es ins Fenster, oder man frischt einen Strauß ein in einen Krug, einen Topf, oder ins Wasserglas.

Zu Frohleichnam pflücken die Mädchen Feldblumen und rothe Pfingstrosen, zerzupfen sie und streuen bei der Prozession, weißgekleidet und mit Kränzlein im Haar, vor dem hochwürdigen Gut die Blumen aus.

Draußen auf den Rainen aber, wo die Kinder die Rüche halten<sup>1)</sup>, winden sie Kornblumen, Maßliebchen und Raden zum Kranz und sie schmücken das kindliche Haar und das Kreuzbild am Wege.

Dann wieder zerzupfen die Mädchen das Maßliebchen und sprechen scherzend dabei:

„Er liebt mich von Herzen,  
Mit Schmerzen,  
Ein wenig,  
Oder gar nicht.“

Die weißen Blütenblättchen und die gelben Staubfasern aber werfen sie von der inneren Handfläche auf die äußere und sagen, so viele liegen bleiben, so viele Kinder kriegen sie, und bedeuten die weißen die Mädeln, die gelben die Buben.

Dann wieder singen die Kinder, daß es weit ins Thal hin hallt. Und was sie singen? — Meist sind es wohl weiche Lieder, wie sie dieselben in der Schule lernen, aber auch die Gesänge der Großen und die frohen Jodler des Volkes kommen aus der jungen Brust, und vor allem auch die „Halterliader“, wie sie einst die meist ohne Schulunterricht aufgewachsenen Rühhalter sangen, pflanzen sich noch immer fort von Geschlecht zu Geschlecht.

„Zu Dir bin ich gangen,  
Zu Dir hat's mich gfreut, —  
Zu Dir geh ichs niammer,  
Der Weg is mar zweit.  
Der Weg war mir nit zweit,  
Ober der Wold is mar zdid,  
Drum mei liabs Schoherl  
Ich wünsch Dir viel Glück.“

<sup>1)</sup> weiden.

Dann wieder:

„Gstad, gstad,<sup>1)</sup>  
Dass uns nit draht,  
Hat uns schon gestern draht,<sup>2)</sup>  
Drahts uns heunt a.“

Dann Fensterl- oder Gasselsprüche:

„Auf, auf, —  
Schöns Dirndel steh auf,  
Schöns Dirndl mach auf  
Lass mich hinein,  
Ich wir der rechte Bua schon sein,  
Auf, auf, schöns Dirndl, mach auf.“

Nein, nein,  
Es kann ja nicht sein,  
Meine Muada schläft bei mir,  
Und der Hund liegt vor der Thür,  
Nein, nein, es kann ja nicht sein.“

„Dirndl bist harb oder kennst mich nit,  
Oder is das Dein Fensterl nit, —  
Oder is das Dein Fensterl nit?“

Ich steh nicht auf, laß Dich nicht ein,  
Du kunntst heut Nacht mein Unglück sein,  
Du kunntst heut Nacht mein Unglück sein,

Ich bins nit harb, ich kenn Dich schon,  
Du hast an Kausch, ich kenn Dirs on,  
Du hast an Kausch, ich kenn Dirs on.

Geh Dirndl sei gscheit und spreiz Dich nit,  
Ich bins im Stand, ich heirat Dich,  
Ich bins im Stand, ich heirat Dich.

Hab ichs an Kausch, mocht dos der Wein,  
Schöns Dirndl steh auf, laß mich hinein,  
Schöns Dirndl steh auf, laß mich hinein.

Bist Dus im Stand und heiratst mich,  
Bin ichs im Stand und pfeif auf Dich,  
Bin ichs im Stand und pfeif auf Dich.“

Ein anderes altes Galtterg'jangl lautet:

„Schuasterbua, Schneiderbua,  
Heirat mei Tochter,  
Gib Dir flunshundert Gulden  
Und an schön Ocker.“

Sprüchlein und Lieder gibt es im Volke ja gar viele, — zweideutige und nicht zweideutige, bei denen die Kinder den Sinn nicht verstehen und die Großen lachen oder erröthen. Aber eigentlich beliebt sind doch die reineren Gesänge, wenn auch weiche Liebeslieder, und bei den verschiedenen Gelegenheiten, wo sie erklingen, erfreut sich wohl jung und alt daran.

Wie man dem Kinde ins Wiegenbett die Sanges- und die Blumenfreude hineinlegt, so bringt im Großen der Lauf des Jahres und der Lauf des Lebens diese Doppel-Poesie getreulich immer wieder.

Schon zu Neujahr, wenn die Dienfleute vom alten Platz zum neuen wandern, heftet das Dirndl dem Burschen, der es mit Hab und Gut, nämlich mit Kasten und Kleiderbürde heimführt, einen bunten, künstlichen Blumenstrauß mit flatternden rothseidenen Bändern an den Hut.

<sup>1)</sup> Langsam, leise. <sup>2)</sup> dreht.

Neujahr-Geiger aber ziehen um diese Zeit mit Musik-Instrumenten von Haus zu Haus, spielen ihre Weisen und singen vor allem ein wohl altes, bei jeder Strophe von einem Tusch unterbrochenes Lied:

„Was sollen wir dem Hausherrn wünschen  
Zu diesem neuen Jahr?  
Wir wünschen, daß alles gelingen soll,  
Was seine Meinung war.  
Gott soll ihm Glück und Segen gebn  
In diesem neuen Jahr, —  
Wir wünschen Glück und Einigkeit,  
Gesundheit immerdar.“

Was sollen wir der Hausfrau wünschen  
Zu diesem neuen Jahr?  
Wir wünschen ihr das Jesulind  
Wohl auf den Hochaltar.  
Maria soll ihr Beistand sein  
In diesem Lebenslauf,  
Und nehm nach diesem Leben sie  
Wohl in den Himmel auf.

Wir wünschen auch dem ganzen Haus  
Ein frohes Wohlergehn.  
Und was sich jedes wünschen will,  
Soll in der Zukunft g'schehn.  
Wir wünschen Fried und Frömmigkeit  
Zu jedem seiner Ehr,  
Und wenn dies Jahr vorüber ist,  
Vielleicht kommt keines mehr.“

Einige Tage später, zum Feste der „heiligen drei Könige“ kommen die „Heiling-drei-Kini-Singer“ ins Haus. Es sind dies meist Kinder oder auch größere Mädchen und sie sind als die heiligen drei Könige eines weiß, eines roth und eines schwarz gekleidet.

So kommen sie zum Bauernhaus; das Weiße tritt in die Stube ein und spricht:

„Ich tritt herein im weißen Kleid,  
Ich bin der König vom Paradies.“

Darauf macht es kehrt, eilt hinaus und das Rothe tritt ein mit dem Spruch:

„Ich tritt herein im rothen Kleid,  
Ich bin der König vom Frankenreich.“

Darauf verschwindet auch dieser König und der Schwarze kommt herein:

„Ich tritt herein im schwarzen Kleid,  
Ich bin der König vom Mohrenreich.“

Nun eilt auch dieser König hinaus und vor der Thür singen alle drei zusammen:

„In Gottes Namen so fangen wir an,  
Und singen den Hauswirt, die Hauswirtin an;  
Den Hauswirt und das kleine Kind  
Und auch das ganze Hausgefind.“

Darauf machen sie die Thür auf, treten ein und singen nun weiter:

„Nur ein in das Zimmer,  
Nur ein in das Haus, —  
Es kommen die heiligen  
Drei Kini ins Haus.“

Die heiligen drei Kni  
Mit ihrem Stern,  
Sie sind wohl gekommen  
Vom Morgenland fern.

Wir heilig'n drei Kni  
Wo wollen wir hin?  
Nach Bethlehem wohl  
Da steht unser Sinn.

Zu Bethlehem  
Im Krippelcin,  
Da werden wir finden  
Das Jesulein.

Das Jesulindlein  
Ist Ehren wohl wert,  
Es hat uns erschaffen  
Den Himmel und d' Erd.

Gott hat uns erschaffen  
Als frommer Christ  
Wie's jetzt in dem Himmel  
Geschehen ist."

Und wenn die Sänger in einem näher bekannten Hause sind, so setzen sie wohl noch schelmisch hinzu:

„Und wanns uns thain schenten,  
A par Tholer, a drei, —  
Es wurdets nit arm,  
Und mir wurdn nit reich.“

Im Laufe des Faschings stellen sich dann öfters „Faschingwunscher“ ein und singen dabei ein altes, zuweilen etwas seltsam gefügtes Lied:

„Was sollen wir heute wünschen  
Zu dieser Faschingszeit?  
Wir wünschen wohl an goldnen Tisch,  
Bei jedem Eck an bratnen Fisch,  
Und mittlen drein a Glaserl Wein,  
Dass Herr und Frau recht froh lann sein.

Wir wünschen dem Hausherrn an schwarzn Rod,  
Der steht ihm wie a Nagerlstock;  
Wir wünschen, dass ihm neugewahrt  
Viel Glück und langes Leben werd.

Wir wünschen dem Haussohne die neugn Hojn,  
Wo die großen Tholer drinnen losn.

Wir wünschen der Hausfrau a seidis Kload,  
Das steht ihr wie a Jungfrau zort.

Wir wünschen der Haustochter ein kleines Kind,  
Von Gold und Silber uberrinnt.

Wir wünschen auch das neue Pferd,  
Das ist hundert Tholer wert.  
Und wünsch'n dazu an Roglwogn  
Dass lustig kinnen ummajohn.“

Das sind die Wunsch-Lieder, die um einer Gabe willen gesungen werden. Aber auch sonst klingt zur Faschingszeit mancher frohe Sang, sei es auf dem Tanzboden oder sonst im Wirtshaus, wo sich die jungen Leute vergüßen und insbesondere wohl auch daheim, beim Spinnen, beim Melken und abends beim Nachtarbeiten, wenn sangfrohe Leute sich zusammen finden.

Daß diese „G'sanger“ immer schön seien, kann just auch nicht behauptet werden. Manchmal singt so eine gutmüthige Waberl beim Rühmelken so schön langsam und „draht“:

„Halii und haloo,  
Bei uns geht's immer a so;  
Bei uns geht's immer  
Wie länger, wie schlimmer, —  
Halii und haloo,  
Bei uns geht's immer a so.“

Dann wieder die Blumenfreude. Recht gern schmücken sich auch die Bauernmädchen mit Blumen zum Tanz, indes anderseits in winterlichen Feierstunden das Blumenmachen daheim ist im Bauernhaus.

Da winden die Frauen und Dirndeln farbenbunte Röslein meist aus Seidenpapier und grüne Blätter zum Strauß und prangenden Geschlingen, — „Buschen“ für den Glaskasten, für den Spiegel, — für das „Altar“ in der Zimmerecke oder für den „Herrgott“<sup>1)</sup> am Wegkreuz.

Kommt die Stellung, die Affentierung, dann ziehen die Recruten mit bunten Buschen und Bändern am Hut, jauchzend und singend ihre Wege, und selbst in der ernsten Fastenzeit, wo der Mensch sonst nicht lustig sein soll, gibt es eine Sangesfreude, nämlich in jenen Kirchen, wo noch das deutsche Lied eine Heimstatt hat.

Da singen die hunderte von gläubigen Menschen im Anblick der tieftraurigen Leidensbilder des Herrn in seiner Todesangst, des dornengekrönten gekreuzigten Erlösers auf Golgatha das ergreifende:

„Lass mich Deine Leiden singen.“

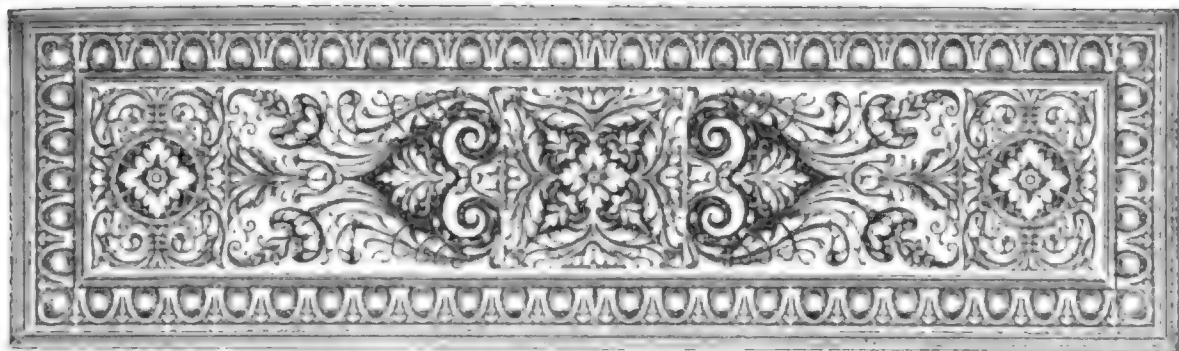
Und der Sang geht zu Herzen, die Erinnerung an Leid und Pein des Menschensohnes.

„Unverschuld'les Gotteslamm,  
Das von mir die Sünde nahm.“ —

Klingt an einem besonderen Feiertage auf dem Chore ein weichwelliger Sang, ein Marienlied, ach, dann lauschen die arbeitsiharten und frohmüthigen Naturmenschen lautlos dem süßen Klang, und kommt

<sup>1)</sup> Volksthümliche Bezeichnung für das Heilandsbild.





## Kleine Laube.

### Die testamentarische Bestimmung.

Eine Geschichte.

Da war einmal ein Bauer, der sein Gut klug und tüchtig verwaltete und seinen Nachbarn sowie der ganzen Gemeinde viel Segen brachte. Als er in die Jahre kam, übergab er den Hof seinem heranwachsenden Sohn und sagte: „Lieber Sohn! Ich trete Dir das schöne, einträgliche Gut ab, freue Dich daran, schaffe und vermehre es. Du kannst es aber nur annehmen, wenn Du eine testamentarische Verfügung respectieren willst, die daran geknüpft ist. Jeder Besitzer dieses Hofes muß nämlich die Hälfte des jährlichen Ertrages für gemeinnützige Zwecke verwenden. Ich habe das stets so gehalten, und wenn Du es ebenfalls halten willst, so ist von jetzt ab der Hof Dein.“

Der Sohn übernahm dankbar das große Gut und versprach, der testamentarischen Verfügung stets streng eingedenk zu sein.

So begann er zu wirtschaften, wirtschaftete gut, mehrte das Vermögen und verwendete die Hälfte des Ertrages für die Armen, für die Schule, für wohlthätige Zwecke aller Art. Als er aber reicher und immer reicher ward, wuchs auch seine Freude am Gelde, sein Hang, immer noch mehr davon zu erwerben, und er begann sich darüber zu ärgern, daß er gebunden sei, die Hälfte der Einnahmen zu verschenken. Er wollte doch einmal diese testamentarische Bestimmung sehen, die ihn dazu zwang, von wem sie wohl stammen möchte und ob sie nicht etwa so gemacht sei, daß ein geriebener Advocat sie vielleicht für null und nichtig erklären könne.

Er gieng also zu seinem Vater, der im Ausgedinghäuschen mittlerweile ein gebrechlicher Greis geworden war und begehrte von ihm, jenes Testament zu sehen.

„Das Testament willst Du sehen?“ sagte der Greis, der sterbend im Bette lag, und tastete unter sein Kopfkissen. „Jene testamentarische Bestimmung willst Du kennen lernen, die Dich verpflichtet, die Hälfte Deiner Einnahmen herzuschenken. Das Testament habe ich hier.“ Er zog unter dem Kissen ein schwarzgebundenes Büchlein hervor und gab es mit zitternder Hand dem Sohne. Dieser blätterte darin, um das Schriftstück zu suchen. Dieweilen schöpfte der Greis einen tiefen Seufzer und war verschieden.

Als das Begräbniß angeordnet war, blätterte der Sohn wieder in dem Büchlein, gieng dann mit demselben zu einem Nachbar und klagte ihm, daß er das Testament nicht finden könne.

„Du hast es ja in der Hand!“ sagte der Nachbar. Denn jenes Büchlein war „das neue Testament“.

Ob der Mann durch seinen Advocaten das „Testament“ umstoßen ließ oder ob er es eigenmächtig umgestoßen hat, kann nicht gesagt werden. Thatsache, daß trotz der christlichen Verordnung der reiche Bauer seine nothleidenden Nächsten verderben läßt.

R.

### Wie wenig wir uns auf uns verlassen können.

Die Psychologische Gesellschaft in Berlin veröffentlicht einen interessanten Vortrag des Privatdocenten Dr. Stern aus Breslau über das Thema: „Zur Psychologie der Aussage“. Der Redner hatte in fortlaufender Untersuchung an dreißig Studenten, darunter mehreren weiblichen, verschiedene Beobachtungen über Gedächtnistäuschungen angestellt, die besonders für die richterliche Würdigung der Zeugenaussage hohes Interesse verdienen. Es zeigte sich, daß die Versuchspersonen selbst solche Wahrnehmungen, über die sie unmittelbar nach den empfangenen Sinnesindrücken zu berichten hatten, trotz intensiver Beschäftigung mit den Experimentalbildern nur in einer sehr fehlerhaften Weise wiederzugeben vermochten. Nicht nur, daß Auslassungen von wesentlichen Dingen vorkamen, es traten auch Zusätze und qualitative Metamorphosen auf. Aus einem Hasen wurde in der Erinnerung eine Kaze, aus einer Kaze ein Fedel, aus einem Stock mehrere Schirme, rechts wurde mit links vertauscht, wer gieng, lief u. s. f. Der Percentsatz der Fehler steigerte sich bei den secundären Wahrnehmungen, über welche nach Ablauf mehrerer Wochen die Aussagen zu wiederholen waren. Schließlich führte die unter der Fiction des Eides veranstaltete Untersuchung zu dem deprimierenden Ergebnisse, daß durchschnittlich einhalb Falscheide auf jede männliche und dreiviertel Falscheide auf jede weibliche Person fielen. Überhaupt zeigte sich das weibliche Geschlecht trotz des besseren Gedächtnisses für Einzelheiten hinsichtlich der Objectivität der Aussage als das bei weitem unzuverlässigere. Im allgemeinen fiel die recht bedenkliche Thatsache auf, daß die Aussagen fast ausschließlich ohne den Vorbehalt eines Irrthumes mit absoluter Gewissheit gemacht wurden. Des weiteren hatten sich die Untersuchungen des Vortragenden auch auf die Entstehung des falschen Gerüchtes erstreckt. Hierbei zeigte sich, daß die Wiedergabe einer verhältnismäßig einfachen Geschichte schon in dem Berichte der dritten Versuchsperson ganz erstaunliche Umgestaltungen erfuhr. Hier trat die psychologische Thatsache, daß wir, anstatt uns auf die Aussage des Wahrgenommenen zu beschränken, selbstschöpferisch zu urtheilen pflegen, ganz besonders stark in die Erscheinung. Die richtige Erkenntnis von der normalen psychologischen Täuschung des Gedächtnisses muß zu einer Revision des Begriffes der pathologischen Lüge führen, sowie zu einer richtigen Wertschätzung der Kindeslüge; sie mahnt vor allem zu einer strengeren Selbstzucht bei allen unseren Aussagen. In der Rechtspflege werden diese mühevollen Untersuchungen grundlegend sein müssen.

Wie stimmen uns diese Wahrnehmungen? Auf die Scala echter Bescheidenheit sollen sie uns herabstimmen. Daß wir nicht mehr so hochmüthig kaseln von Objectivität, absoluter Wahrheit, von dem zuverlässigen Werte der Erfahrungswissenschaft, von der großen Bedeutung der Geschichtsschreibung u. s. w. — Wie sollen wir uns auf andere verlassen, die es gar nicht selbst erlebten, wenn wir uns in den einfachsten Erlebnissen nicht einmal auf uns selbst verlassen können! Wir sind einmal arme, irrende Menschen und bleiben es, und das ist eine der wenigen ganz untrüglichen Erfahrungen. Anstatt der wahnsinnigen Jagd nach der „Wahrheit“ sollen wir demüthig trachten, stets selbst wahr zu sein. Streben wir mit reinem Willen nach unserer Überzeugung das Richtige zu sein und zu thun, dann liegt wenig daran, ob es die absolute Wahrheit ist oder nicht.

M.



## Wie man um den „Glauben“ kämpft.

In Oesterreich erscheinen jetzt viele Schriften über und gegen die „Los-von-Rom“-Bewegung. Eine solche Schrift veröffentlichte auch ein katholischer Priester in Graz. In dieser Schrift, die nicht etwa humoristisch, sondern in bitterem Ernste gehalten ist, kommt bei Erwähnung des Priestercolibats folgende Stelle vor:

„Es ist ganz richtig, daß die Papskirche ihren Priestern die Ehe verbietet. So oft der katholische Priester in der Allerheiligen-Litanei betet: ‚Von allem Übel erlöse uns, o Herr‘ — da gedenkt er jedesmal mit dankbarem Herzen der großen Wohlthat, daß ihn Gott vor einer besseren Ehehälfte bewahrt hat, mit der er in seinem Zorn so manchen Diener am Wort zusammengekoppelt hat, und er kann das Ding (!) nicht los werden. So mancher von diesen Herren Pastoren hat den Tag und die Stunde verwünscht, wo er in den Ehestand getreten ist, und er hat es bitter erfahren müssen, daß der Ehestand eben nicht ist wie ein Stiefel, den man wieder ausziehen kann, wenn er drückt. Es ist purer Reib, wenn die protestantischen Pastoren den katholischen Priestern das Colibat zum Vorwurf machen.“

Was meinen die katholischen Frauen und Gattinnen, welchen die Ehe als ein Sacrament gelehrt wurde und die auch danach leben, wenn sie erfahren, daß der unbeweibte Geistliche bei der Allerheiligenlitanei an die Ehegattin denkt, wenn er betet: „Von allen Übeln erlöse uns, o Herr!“, wenn er dem Herrgott dankt, daß er ihn vor einem solchen „Übel“ bewahrte!!

Erinnert die Darstellung des Mannes nicht an den Schwank: Wie der Adam das Vaterunser beten gelernt hat? Der Adam nämlich konnte sich das Gebet nicht ins Gedächtnis bringen, da dachte Gott Vater: Na, wollen gleich nachhelfen! Und erschuf die Eva. Als der Adam die Frau sah, fiel ihm das Vaterunier ein und flottweg betete er es bis zum „erlöse uns vom Übel. Amen.“

Man braucht kein Freund zu sein von solchen Scherzen, aber unsere geistlichen Herren sorgen dafür, daß sie nicht in Vergessenheit gerathen. M.

## Aus dem Zwingergärtlein.

Gedichte von O. Kernstod.<sup>1)</sup>

Seit Jahr und Tag konnte man in den „Fliegenden Blättern“ einem Sänger begegnen, der in so echter, altdeutscher Art die ritterlichsten Streitgesänge, die herzfroheste Frauenminne sang, daß man meinte, einer von dazumal sei wieder erstanden. Erstanden zu jungem Muth und Troste einem Geschlecht, dessen verweilichte, vergräunte Söhne nicht mehr jauchzen und singen, nur noch schimpfen und klagen können. Mancher einsame Mann horchte auf über den seltsamen Klängen, die da wohl- und hochgemuth wie Trompetenschall emporstiegen aus dem Gezwitzcher und Gelicher des deutschen Humorblattes. Und immer begieriger wurde man zu erfahren, ob der Rhein oder die Donau diesen Spielmann geboren. Besonders wir aus Steiermark fühlten uns von dem Sänger angeheimelt, und nun auf einmal sehen wir ihn offen hervortreten, jene Poesten in ein Buch gesammelt uns auf den Tisch legend. Und nun sehe man! Der flotte Minne- und Heldensänger ist ein katholischer Gebirgspfarrrer in Steiermark! Da bräuen am Fuße des Wechselgebirges, in den Mauern der alten Festenburg, im Hauche der Ritter- und Kloster-Romantik, hat er sein Pfarr-

<sup>1)</sup> München. Braun u. Schneider. 1901.

haus und seine Kirche; eine Gemeinde von Bauern, Holzern und Hirten verehrt ihn als ihren treuen Seelsorger. Und dieser schlichte Landpfarrer hat es gedichtet, das Buch von deutscher Minne, Treue und Tapferkeit, wie noch keines so von einem katholischen Priester des Landes geschrieben worden. Seinen Vorrang vor anderen kann man am besten messen bei den Gelegenheitsgedichten. Die gedankenreichen Poesien: „Festgruß zur Eröffnung der Eisenbahn nach Hartberg“, „Mein Toast“, „Vision“, „Eine Pfingstfahrt“ und besonders das Gedicht zum Begräbnisse des seligen Bischofs Zwinger gehen zu Gemüthe und erfüllen uns nicht minder wie die übrigen Abtheilungen mit ästhetischem Genuß. — Zu einer Zeit, da man im Ganzen, wohl leider nicht mit Unrecht, dem Clerus tiefe Bildung und deutsche Empfindung absprechen will, ist es besonders erfreulich, daß gerade ein Priester das steirische Sängertum, das nie absterbende, zu neuen Ehren bringt!

Nun aber einige Proben aus Kernstocks „Zwingergärtlein“:

### Ein feins Lied von einem landsknecht.

Ein birnbaum stet am straßenrein,  
stolziert mit grünen zweigen.  
Da gab mir die viltraute mein  
von rotem gold ein ringerlein  
und tet sich zu mir neigen.  
Auf meine hand ihr trehnlein fiel:  
Far wol, far wol, mein herzgespiel!  
Keins andern werd ich eigen!

Ein birnbaum stet am straßenrein,  
sein laub tut sich verfärben.  
Da traf ich sie nach jahr und tag,  
wie sie meineider minne pflag.  
Den ring schlug ich zu scherben.  
Jeh will ich um ein ander braut  
auf preiter heid mit lot und kraut  
als frummer landsknecht werben.

Ein birnbaum stet am straßenrein,  
lein blättlein sicht man sprossen.  
Tu mir die lieb, mein lameran,  
ans dürre holz, da lein mich an,  
da sei mein lauf beschlossen!  
Der baum und ich, wir fahrn dahin,  
weil uns ein schöne teufelin  
mit falschen zehr'n begossen.

### Das Kind des Capitäns.

Ein Wiegenlied.

Die junge Mutter sitzt und sinnt  
Und läßt ein Lied erschallen:  
„Der Zeiger rückt, die Stunde rinnt —  
Bald wird dein Mündlein, süßes Kind,  
Den Namen Mutter lassen. —  
Gott geb! Gott geb!  
Dass ich den Tag erleb!“

„Das Schiff lehr't heim, die Wimpel wehn,  
Auf der Commandobrücke  
Steht stolz ein junger Capitän.  
Zum Willkomm beim vor Anker gehn  
Dröhnt der Salut der Stücke. —  
Gott geb! Gott geb!  
Dass ich den Tag erleb!“

„Das Seemannsblut ließ dich der Herr  
Von deinem Vater erben.  
Drum schwör' wie er einst, auf dem Meer,  
Dem deutschen Volk zu Ehr und Wehr,  
Zu leben und zu sterben! —  
Gott geb! Gott geb!  
Dass ich den Tag erleb!“

„Still träumt die Greisin am Kamin —  
Da jauchzt es vor dem Thore:  
Victoria! Die Feinde fliehn!  
Es nahm ihr Flagg'schiff, heldenkühn,  
Dein Sohn der Commodore! —  
Gott geb! Gott geb!  
Dass ich den Tag erleb!“

### Juramentum Beavorum.

Seid nun geschorn, gesalbt, gezwagt;  
Vertilgt ist das Gehörne,  
Das schänd und schimpflich aufgeragt  
An der Bacchantenfirne!).  
Doch eh wir euch mit Hüll und Schall  
Als Conbursalen ehren,  
Müßt ihr auf diesen blanken Stahl  
Ein Juramentum schwören. —  
Geschworen sei's! Treu bis ans End  
Steht unser Wort und Jurament!

Durchstöbert mit gelahrtem Fleiß  
Des röm'schen Rechtes Quellen!  
Studiert, glossiert in saurem Schweiß  
Digesten und Novellen!  
Doch wenn das deutsche Heerhorn klingt,  
Wenn's Heimat gilt und Ehre,  
Dann, Romanisten, züdt und schwingt  
Für deutsches Recht die Wehre! —  
Geschworen sei's! Treu bis ans End  
Steht unser Wort und Jurament!

Curiert dereinst als Medici  
Und wadere Udepten  
Nach Celsi und Vesalii  
Lateinischen Recepten!  
Doch liegt das Volk von Angst gequält,  
Muthlos und krank im Spittel,  
Dann sagt's auf deutsch, woran's ihm fehlt,  
Und heilt's durch deutsche Mittel! —  
Geschworen sei's! Treu bis ans End  
Steht unser Wort und Jurament!

Wohl wird manch süßer Herzensdieb  
Euch eure Ruh gefährden;  
Denn ewig bleibt Scholarenlieb  
Die schönste Lieb auf Erden.  
Doch sei geküßt kein welscher Mund  
Und keine Braut erkoren,  
Die nicht auf heiligem deutschen Grund  
Ein deutsches Weib geboren! —  
Geschworen sei's! Treu bis ans End  
Steht unser Wort und Jurament!

1) Alte studentische Ceremonien bei der Deposition der Beaven (Füchse).

### Prinzessin Lachemund.

„Arm' Waisenkind, gib in Treuen kund:  
Wonach steht dein Sinn und Begehren?  
Dem König verkündet's mein Lachemund,  
Und der König soll dir's gewähren.  
Sag, trügest du gerne ein Hefanthorn  
Wie die Jager und Waidgenossen?  
Willst du mit Kürass und Eisensporn  
Stolzieren auf muthigen Rossen?  
Magst du ein Wämslein von Golde licht,  
Gleich meinen Edelknaben?“ —  
Das Bübchen schüttelt den Kopf und spricht:  
„Ein Mutterle möcht ich haben!“  
Und Flammen verzehrender Sehnsucht sind  
Erglommen im Auge des Kleinen — —  
Da hub das lachende Königskind  
An, bitterlich zu weinen.

### Arbeiters Nachtgebet.

Glühn durch das Dunkel brechend  
Die Sternlein licht und blank —  
Falt' ich die Hände, sprechend:  
Mein Herrgott, habe Dank!

Für die, die lieb mich haben:  
Mein Weibchen hold und schlank,  
Die Mädlein und die Knaben —  
Mein Herrgott, habe Dank!

Für jeden warmen Bissen,  
Für jeden kühlen Trank,  
Und für mein gut Gewissen —  
Mein Herrgott, habe Dank!

Und für den lieben Frieden,  
Ohn' Mißgunst, Groll und Zank,  
Den du mir stets beschieden —  
Mein Herrgott, habe Dank!

Beim fleiß'gen Händeregen  
Wird Kopf und Herz nicht krank.  
Das ist der Arbeit Segen —  
Mein Herrgott, habe Dank!

Hab' redlich heut geschaffen,  
Bis daß die Sonne sank.  
Brav schaffen macht gut schlafen —  
Mein Herrgott, habe Dank!

## „Dann sagen wir's der Victoria!“

Die verewigte Kaiserin Friedrich pflegte sich als Kronprinzessin Victoria bei ihren Spaziergängen und Ritten im Wildpark vielfach mit den armen Frauen der Umgegend, welche Lesehholz für ihren Hausbedarf sammelten, leutselig zu unterhalten und sie meist auch zu beschenken. Demgegenüber bereitete ihrem Gemahl, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, das Treiben der „Weiber“ im Wildpark viel Verdruss. Nach seinen Beobachtungen hatten sie es gar nicht nur auf das Raffholz abgesehen; sie störten ihn auch des öftern bei der Ausübung des edlen Weidwerks. „Unser Fritz“ hatte deshalb den Wildmeister Weber strengstens angewiesen, den „Weibern“ das Handwerk zu legen, sofern dieses ohne behördlichen Erlaubnisschein betrieben wurde. Diese Instruction lief nun natürlich den Absichten der Kronprinzessin, die Mitleid mit den Armen hatte, stricte entgegen, und so befand sich der alte Wildmeister oft in einer recht mißlichen Lage. Eines Tages stellte ihn der Kronprinz, der zu Pferde den Wildpark durchstreifte, und tadelte es, daß schon wieder holzsuchende Weiber im Park ihr Wesen trieben. „Ja“, erwiderte verlegen der Hüter des Waldes, „ich habe den Weibern gesagt: Heute zeige ich euch aber bestimmt an, damit ihr bestraft werdet, worauf sie mir triumphierend zuriefen: Dann sagen wir's der Victoria, die hat's uns erlaubt!“ — Darob schüttelte sich der Kronprinz vor Lachen, fügte der Wildmeister hinzu, sodas das Pferd sich hoch aufbäumte. Und so giengen die „Weiber“ wiederum straflos aus. . . .



**Das Religions- und Weltproblem.** Zu den hervorragendsten unter den Schriften in die siecle, die bisher erschienen sind, zählt unzweifelhaft das Buch, das Herr Houston Stewart Chamberlain im Jahre 1899, von Wien aus datiert, unter dem Titel: „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ herausgegeben hat. Es ist im Großoctav-Format gedruckt und zählt 1032 Seiten, ist aber trotz dieser seiner Ausdehnung nur eine Einleitung zu einer Geschichte des 19. Jahrhunderts, die mit Ungeduld erwartet wird und höchst interessant zu werden verspricht. Die vorliegenden „Grundlagen“ sind eben ein typisches Beispiel der Geschichtsauffassung und der Weltanschauung, die hochgebildete Laien unserer Tage auf Grund der Resultate der philosophischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forschung im weitesten Sinne des Wortes sich zu bilden veranlaßt werden. Dabei aber gelangt Chamberlain, dem „die wünschenswerte Gabe der Lüge nicht zutheil wurde“, zu dem Resultate, das er an verschiedenen Stellen seines Buches immer wieder klipp und klar ausspricht: Die katholische Kirche und das katholische Christenthum sei der eigentliche Feind des germanischen Wissens, der germanischen Civilisation und der germanischen Kultur, unter welcher er die Weltanschauung,

die Religion und die Kunst zusammenfaßt. Das ist eine harte Anklage, die nicht verfehlen wird, bei uns in Osterreich die bekannte „Los-von-Rom“-Bewegung mächtig zu fördern. Der Heißhunger, mit dem das Buch aller Orten auf den Universitätsbibliotheken, und nach dem Erfolg des Buches zu schließen, das bereits in zweiter Auflage vorliegt, in ungezählten Familien verschlungen wird, ist ein sicheres Symptom dafür.

Dass aber die eben erwähnte, von Chamberlain übrigens aus unleugbaren Thatfachen der Geschichte wohlbegründete Anklage leider eine vielfach berechtigte ist, dafür spricht wohl auch der Umstand, daß sich in bedenklicher Weise die Fälle mehren, daß wissenschaftlich gebildete Männer geistlichen Standes, Theologen von bestem Ruf und Namen, im Ringen und Suchen nach Wahrheit, einfach deshalb, weil sie ihr Leben „nicht länger mehr mit einer Lüge besetzen wollen“, aus der römisch-katholischen Kirche austreten, wie beispielsweise der frühere Professor der Moralthologie am bischöflichen Seminar in Mainz Dr. C. Schieler, der jetzt als Prediger der freireligiösen Gemeinden in Königsberg und Tilsit in den Dienst des evangelischen Christenthums sich gestellt hat, oder der frühere Religionsprofessor am I. I. Staatsgymnasium

in Saaz Franz Mach, der sich unlängst der altkatholischen Kirche angeschlossen und seinen Übertritt jetzt auch vor der Öffentlichkeit durch die Herausgabe eines Buches zu rechtfertigen sucht, das wohl den gleichen Erfolg und die gleiche Bedeutung erlangen dürfte wie Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“.

Herr Professor Mach betitelt sein Buch, das im Verlage von E. Pierson in Dresden erst vor wenigen Wochen erschienen ist und „dogmenkritische wie naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit“ darbietet, mit Recht als „Religions- und Weltproblem“; denn es verbreitet sich unter anderem über nachstehende Gegenstände und Fragen, die für jedermann, zumal für die gelehrte und gebildete Welt, von größtem Interesse und Belange sind:

Erster Theil: 1. Die Wahrheit — das für den Menscheng Geist Höchste. 2. Was ist „Glauben“ und was ist „Wissen“? 3. Wie gelangt der Menscheng Geist zur Wahrheit? 4. Läßt sich das Dasein einer persönlichen, vor- und überweltlichen Gottheit beweisen? 5. Welches Ergebnis bezüglich der Gottesidee weist die Geschichte des philosophischen Denkens auf? 6. Welcher wissenschaftliche Wert kommt dem von den positiven Religionen aufgestellten Gottesbegriffe zu? 7. Läßt sich die theologische Lehre von der Erhaltung und Regierung der Welt durch Gott beweisen? 8. Läßt sich die einseitig materialistische und idealistische Weltanschauung als wahr erweisen? 9. Welches ist das Wesen der Religion, und worin findet diese ihr Verständnis und ihre Rechtfertigung? 10. Läßt sich die Nothwendigkeit und geschichtliche Wirklichkeit einer übernatürlichen göttlichen Offenbarung und insbesondere die Realität des Wunders beweisen?

Zweiter Theil: 11. Läßt sich der messianische und göttliche Charakter Jesu und die Göttlichkeit seines Werkes erweisen? 12. Läßt sich die Realität höherer, rein geistiger Wesen erweisen? 13. Wie verhält sich die biblisch-theologische Lehre von der Erschaffung, dem Alter des Menschen sowie der Einheit des Menschengeschlechtes zu Vernunft, Erfahrung und Wissenschaft? 14. Welchen inneren Wert hat die theologische Lehre vom Urzustande des Menschen, vom Sündenfalle, der Erbsünde und Erlösung? 15. Läßt sich die Substantialität und Unsterblichkeit der Menschenseele beweisen? 16. Ist die menschliche Willensfreiheit Thatsache oder Fiction?

Was Professor Mach mit der Erörterung und Beantwortung dieser Fragen, die den Inhalt seines „Religions- und Weltproblems“ bilden, eigentlich bezwecken will, spricht er im letzten Capitel seines prächtigen Buches, das in der einschlägigen Literatur einzig und unübertroffen dasteht, klar genug aus: das

Seinige beizutragen, „damit das ursprünglich reine Christenthum seine Wiedererstehung im geistigen Leben der Völker je früher je lieber feiern könnte und möchte — jene ernste und doch milde, weitherzige, geistesfreie Religion, welche unter allen gewesenen, derzeit vorhandenen und in der Zukunft möglichen als die geeignetste erscheint, durch ihre Glaubenslehre die Herzen der Menschen zu erheben, zu trösten und aufzurichten, durch ihre Sittenlehre zu ethischer Reinheit, zu edler Tugend, zur Gewissenhaftigkeit, zu allseitiger Pflichterfüllung und zu werththätiger Menschenliebe anzuleiten, dadurch aber nicht nur den geordneten Bestand der Gesellschaft zu sichern, sondern zugleich an deren Bekennern das zu erreichen, was zu allen Zeiten als das letzte und höchste Ziel menschlichen Lebens, Strebens und Sehns nach galt — sie wahrhaft zu beglücken und zu beseligen“. Wie schon Herder gesagt, können der Lehrmeinungen oft viele sein, echte Menschenreligion ist aber nur eine, und das ist das recht verstandene Christenthum; eine Lehrmeinung (d. h. ein bestimmtes, aufgedrängtes Glaubenssystem), zumal von wüthenden Jüngern umhergetragen, ist der seidene Strick des Sultans in Janitscharenhänden. Ein Glaubensbedürfnis wird ja die Menschheit immer haben; der Umfang und Inhalt des Glaubens aber wird sich offenbar nach persönlichen Bedürfnissen, Umständen und Momenten, vor allem nach dem Bildungsgrad des Einzelnen richten. Insoferne kann man von einem „dogmafremen“ Christenthum reden, und gerade ein solches weitherziges Christenthum, dessen Kern die erhabene Sittenlehre des Evangeliums, dessen Ziel die moralische Veredlung des Menschen, ist so recht geeignet, die Religion der Zukunft darzustellen und alle Menschen zu seinen Bekennern zu zählen. Ohne gerade das Wort auszusprechen, so ist es dem Verfasser des hier in Frage stehenden Buches der Sache nach offenbar um das zu thun, was der sogenannte „Reformkatholicismus“ als sein Ziel anstrebt.

Groß und überreich wäre der Segen des Gelingens eines solchen Werkes. Hat doch schon Walther von der Vogelweide sehnsuchtsvoll ausgerufen: „Christenthum und Christenheit, wer diese schnitt zu einem Kleid!“ An die Stelle der religiösen Zerrissenheit würde Friede und Eintracht, an die Stelle des confessionellen Haders Einmüthigkeit in kirchlichen Fragen treten, der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht um des Glaubens willen wäre der nährenden Boden entzogen, die gesammte Menschheit oder doch die heutigen Kulturvölker, insbesondere jene, welche sich schon jetzt zum Christenthum bekennen, wären eine große, durch das Band gleicher sittlicher Lebensauffassung in Liebe geeinigte Gemeinschaft. In tausenden Familien, deren Gatten und

Glieder jetzt gerade in dem Höchsten und Heiligsten nicht übereinstimmen, würde Friede und innere Harmonie wiederkehren, die so überaus wichtige einheitliche sittlich-religiöse Erziehung der heranwachsenden Jugend wäre damit gegeben.

Wie Prof. Mach in der Vorrede seines Buches selbst bemerkt, ist dasselbe dessen Haupt- und Lebenswerk, dessen seelisch-geistiges Vermächtnis, an dessen Zustandekommen er jahrelang redlich und mit Fleiß und Liebe gearbeitet. Psychologisch interessant, lehrreich und zugleich rührend, muthet den Leser in der das Buch einleitenden „Lebensskizze“ die Schilderung der inneren Kämpfe an, durch welche sich der auf theologisch-apologetischem Gebiete der römisch-katholischen Kirche ehemals vielfach literarisch thätige Verfasser allmählich von der pflichtgemäßen, aber innerlich nicht befriedigenden Vertheidigung blinden Kirchen- und Dogmenglaubens zum hellen Lichte wissenschaftlicher Wahrheit, zu einer geläuterten Welt- und vergeistigten Gottesauffassung emporgerungen hat.

Wir haben gewiß nicht zu viel behauptet, wenn wir vorhin weiter oben sein Buch, was wissenschaftliche Schärfe, logische Tiefe und Klarheit, systematische Allseitigkeit und encyclopädische Fülle des Inhaltes betrifft, in der einschlägigen Weltliteratur als einzig und unübertroffen dastehend genannt haben. Der wissenschaftliche Wert desselben erhöht sich aber dadurch, daß der streng unparteiisch, ehrlich und leidenschaftslos — sine ira et studio — kritisierende Verfasser nirgends bloß behauptet, sondern jeden Satz, den er schreibt, auch stets beweist und quellenmäßig belegt.

Bei der auf kirchlich-confessionellem Gebiete herrschenden Verwirrung und dem lebhaft regen Interesse, das gerade unsere Zeit der religiösen Frage entgegenbringt, und dem Hunger und Durst nach Wahrheit, den die Menschen unserer Tage bekunden, die gar eifrig nach dem „Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit“ suchen und fahnden, darf man auf eine günstige Aufnahme seines Religions- und Weltproblems seitens der denkenden Welt und auf eine wohlverdiente weiteste Verbreitung desselben rechnen und hoffen. Wir unsererseits aber haben dieses Buch nicht etwa deshalb empfohlen, weil es, wie schon gesagt zweifelsohnen Evangelium und unsere jetzige „Los von Rom“-Bewegung mächtig fördern wird, nein, wir stehen ja dieser Bewegung soweit ferne und bedauern sie; uns ist um Höheres zu thun, geradezu um die Interessen der katholischen Kirche. Was nämlich uns veranlaßt hat, das Lob dieses Buches hier zu singen und es jedermann auf das wärmste und dringendste anzuempfehlen, ist vor allem der Umstand, daß es auch in der Richtung sehr lehrreich und instructiv ist, als

es jedem, der Ohren hat um zu hören und Augen um zu sehen, klar und deutlich zeigt, welche Fehler gutzumachen, welche Thätigkeit zu entfalten und welche Forderungen an die Vertreter des katholischen Christenthums zu stellen sind, wenn die gebildeten Kreise, besonders bei uns in Oesterreich, für die katholische Kirche erhalten bleiben, bezw. wiedergewonnen werden sollen.

Nach einer mehr als einjährigen Vorarbeit eines für diesen Zweck „vorbereiteten Fünfercomités“ hat sich am 19. November v. J. im Hotel „zur Ente“ in Wien der „Verein katholischer Religionslehrer an Mittelschulen Oesterreichs“ constituirt, zur Wahrung und Förderung ihrer Standesinteressen, wie auch behufs Organisation einer literarischen Thätigkeit auf dem Gebiete der modernen christlichen Apologetik. Über Antrag eines Mitgliedes der Versammlung wurde in letztgenannter Hinsicht in das Arbeitsprogramm unter anderem sofort auch eine Widerlegung des hier besprochenen Werkes: „Religions- und Weltproblem“ aufgenommen. Wer wird dies lebhafter begrüßt haben als unser ehemaliger College Professor Mach selbst, nachdem er ja auf Seite IV und VII im Vorwort seines Buches eine Widerlegung voraussieht und geradezu wünscht, wenn er an genannter Stelle also schreibt:

Welches Los dem vorliegenden Werke beschieden sein wird? — Kein Zweifel! Die streng Gläubigen und religiös Unduldsamen, die geistig Unselbständigen und blind Fanatischen werden es verwünschen und verdammen, und sie würden ihm und dessen Urheber sowohl am liebsten jenes Schicksal bereiten, welches vergangene Jahrhunderte bezüglich der Verfechter einer freien Forschung und Wissenschaft, bezüglich der Lehrer einer geläuterten Weltanschauung zur Schmach jener Zeit so oft gesehen; aber viele andere werden es vielleicht segnen und aus ihm Licht und Klarheit, Frieden und Herzensruhe schöpfen . . . und ich meine nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, das vorliegende Werk spreche nur aus und zeige als innerlich wahr und berechtigt was Zehntausende, ja Hunderttausende Geistesreifer und gerade der besten meiner Mitmenschen mehr oder weniger klar überzeugt denken und fühlen.“

„Übrigens wollte ich mich, wenn dies bezüglich des wesentlichen Inhaltes und Ergebnisses überhaupt möglich, gern eines Bessern belehren lassen; man widerlege das darin Gesagte und Bewiesene — nicht zwar durch willkürliche Aufstellungen und durch Truggründe sophistischer Spitzfindigkeit, sondern in ehrlicher objectiver und sachlicher Polemik — und ich bin aufrichtig bereit, meinen Irrthum einzugestehen und zu widerrufen. Bösem Willen gegenüber sind und bleiben wir ja allerdings machtlos. Der erkannten

Wahrheit vorsätzlich und hartnäckig widerstreben ist nach bedeutamer christlich-theologischer Lehre eine „Sünde wider den Geist“. Das will ich keinen Augenblick außeracht lassen — das mögen aber auch jene ernst und gewissenhaft bedenken, deren Weltanschauung und religiöse Überzeugung von den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung abweicht, sowie jene, welchen persönliches oder berufliches Interesse die Zustimmung erschwert oder verbietet, endlich jene, welche es für angemessen finden sollten, das vorliegende Buch und dessen Verfasser mit Ignorierung der dargelegten Beweisgründe zu verleyern oder zu schmäheln! Jener dient einer Sache schlecht, der die Wahrheit über dieselbe nicht hören will, und es ist insbesondere Pflicht der ehrlichen Forschung zu zeigen, inwieferne „durch grobe Mißverständnisse und Mißbräuche das Christenthum ein Mißchristenthum geworden ist, Ärgernis dem menschlichen Verstande, Verderbnis menschlicher Sitten, eine falsche Psychagogie, d. i. Seelenführung.“\*)

Ein Wiener Religionsprofessor.

**Die größte Sünde.** Drama in fünf Acten von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staadmann. 1901.) Wieder ein religiöses Drama! Und zwar von einem deutschen Lustspieldichter, und noch dazu vom neuesten. Wer eine „Jugend von heute“ und einen „Flachsmann“ schreibt, von dem wissen wir ja freilich mehr, als daß er Leben und Dichtung bloß im Milieu des heiteren Spottes erblickt, wir sehen, daß er tiefer gründet und höher fliegt.

„Wer das Heil erkennt und ihm dennoch widerstrebt, der sündigt wider den heiligen Geist“, sagt Wolfgang, der diese „größte Sünde“ an sich mit dem Revolver sühnt. Er ist ein Freidenker, aber der Überzeugung, daß man allem, was man für schlecht oder irrig oder irreführend hält, sich widersetzen müsse; doch von der größten Noth gedrängt, läßt er sein Kind taufen und gibt seine Einwilligung zur kirchlichen Trauung mit seiner Frau. Er wird sich untreu, verliert allen Halt und der Schluss ist die Kugel. — Ein schreckliches Drama, durchaus folgerichtig, nur eins werden Viele nicht begreifen, nämlich, daß dieser Freidenker so wenig frei denkt! Taufe! Trauung! „Nimm mirs nicht übel“, sagt sein Freund zu ihm, „das ist von Dir beschränkter engherziger Fanatismus. Was sind einem bedeutenden Menschen denn diese Formalitäten! Er macht alles mit und glaubt, was er will“. Das ist die bekannte Stimme der Tausende, nein, der Millionen von gebildeten Normalmenschen. Die Kirchen sind damit auch zufrieden. Nicht aber so unser Wolfgang, der sich's nie anders denken konnte, als daß man seiner Meinung, seiner ge-

äußerten Überzeugung auch persönlich buchstäblich nachleben müsse. Er wäre freilich auch an diesem Nachleben zugrunde gegangen, doch er wäre es als Held und hätte sich nicht selbst verachten müssen. Aber da kommt die materielle Noth seiner Familie, er läßt sich überreden von seinem Weib, und die reichen Schwiegereltern haben ihre Hilfe nur unter der Bedingung zugesagt, daß er sein Kind taufen, daß er sich kirchlich trauen lasse. Er gibt nach und bricht unter der Last dieser Sünde gegen den heiligen Geist seiner Überzeugung zusammen.

Man sieht, Wolfgang ist kein Freidenker gewöhnlicher Sorte, er ist mit sich streng im strengsten christlichen Sinne und bis auf die Verzweiflung, die keinen Ausweg mehr finden kann, außer der Kugel, mit der er sich und sein Weib tödtet, ist er ein christlicher Charakter. Also nicht etwa gegen das Christenthum ist die Tendenz des Dramas gerichtet, sondern gegen kirchlichen Zwang, der, manchmal mit den Borniertheiten der Gesellschaft verbunden, gerade die edelsten Menschen ins Verderben hehlt.

Das Stück, welches in einzelnen Städten Deutschlands mit größtem Erfolg gegeben wird, und das die Kritik als das bisher bedeutendste Werk Ernst's bezeichnet, wird — wenn's bei uns überhaupt auf die Bühne darf — leidenschaftlichen Widerspruch finden. Nicht bloß von Vertretern der Kirchen, wohl auch von jenen zumeist unverdient Glücklichen, die zu verlieren haben, wenn kirchlicher Zwang gebrochen würde. Es ist ja im Grunde wahr, geben solche in die Enge Getriebenen zu, wir glauben ja selber auch nicht alles, aber dem Volke, der Menge darf man solche Dinge nicht vorstellen, sonst gibt's Revolution, dann ist's um unsern Vortheil geschehen. Sie halten die Wahrheit ja recht hoch, aber der Vortheil ist ihnen doch noch lieber. Von dieser Sorte ist der größte Theil derer, die Stützen der Tradition sind. — Aber Gottlob, der in unserer Zeit widererwachende heilige Geist will nicht heuchlerische Formenreligion, er will Christenthum, strenges, opferfrohes Christenthum. Otto Ernst's Drama „Die größte Sünde“ halte ich für eine feurige Zunge dieses heiligen Geistes. M.

**Heuriges.** Skizzen aus Kunst und Leben von Ed. Vöhl. (Wien. Robert Mohr. 1902.) Jahr für Jahr warte ich, daß dieser Autor ein langweiliges oder sonst ungutes Buch schreibt, um daran mein Mütchen zu kühlen. Denn Eduard Vöhl ist mein Gegner! Er ist ein eingefleischter Stadtmensch, der bloß manchmal aufs Land zu Jagden geht, während ich gern auf dem Lande sitze und nur bisweilen einen Jagdzug nach der Stadt mache. Er hätte also gar kein Recht, den Schneesturm oder den Frühling zu beschreiben, aber er

\*) Vgl. Herder, Christl. Schriften, II. S. 63.

thut's und leider — er kann's. Gerade in diesem neuesten Bändchen hat er die Dreistigkeit, so wunderschöne Natur- und Stimmungsbilder zu geben, wie sie ein Stadtmensch, der manchmal bloß auf die Jagd geht, niemals sollte zuwege bringen können! Ja noch mehr! Auch dann, wenn er in der Stadt bleibt, mit dem Lesen seine lustigen Kreuzzüge gegen die Seccession, gegen die moderne „Poesie“, gegen die Kunstphilister und andere großstädtische Kinderkrankheiten macht, auch dann sagt er gerade das, was man selber meint, nur merkwürdiger Weise vergessen hat zu sagen. Beim Lesen von Gegnern ärgert man sich immer, wenn man sich nicht ärgern muß, bis man schließlich alle Börsartigkeit fahren läßt, hier bei dem arglosfrohen Wiener Humor herzlich auflacht und glücklich ist darüber, daß ein anderer kann, was man selber nicht so von sich bringt. Ich möchte demnächst gerade einmal heimlich einen Heimgartenleser beobachten, der bei leidlicher Stimmung Pöhl's Geschichte vom Automaten liest. Das wäre mir ein besonderes Vergnügen. Ich fürchte nur, daß die Leser sich Pöhl's: „Heuriges“ früher anschaffen, so daß sie dann dem Heimgartenmann, wann er mit dem „Automaten“ oder einem andern der löstlichen Stüchchen herankommt, lachend auf die Achsel klopfen: Eh schon kennen! — In allem Ernste, Pöhl's neuestes Büchlein ist ein ganz besonderer Jahrgang, der sich halten wird. Und wären etliche Skizzen darunter, die sich knapp an den Tag oder eine Tagesthorheit schmiegen, so muß man sich erst recht beeilen, sie zu lesen, bevor die Kohlenäure sich verperlt.

R.

Das Erzählertalent der Frau Maria Janitschel ist seit Jahren vortheilhaft bekannt. Ihr neuester Roman: „Stückwerk“ (Leipzig. D. Gradlauer) gehört zu ihren besten Werken. Er schildert die Lebensschicksale eines Mädchens, das sich darnach sehnt, ihrem Dasein einen ideellen Gehalt zu geben und bei diesem Bestreben einem lockeren Gesellen begegnet, der ihren guten Ruf zerpfückt und die Liebe für einen anständigen Mann zertrümmert. Maria Janitschel schildert geistvoll, lebensstreu und mit stilistischer Gewandtheit, die den Leser gefesselt hält. Man kann die Romancière M. Janitschel in Bezug auf literarische Bedeutsamkeit mit vollem Rechte der besten deutschen Romandichterin, Ebner-Eschenbach, zur Seite setzen. A. Sv.

**Gladiolen.** Gedichte von Annie Diederichsen. (Dresden. E. Pierson.) Die Gladiolen sind eine Sammlung von nicht zu vielen, dafür aber von erlesenen Gedichten. Es seufzt und schluchzt darin nicht lyrische Empfinderei; banale Einfälle sind es auch nicht, die da zu

Worte kommen. Große Impulse, Kühne Leidenschaftlichkeit, gesunde Sinnlichkeit, mächtige Gefühlscollisionen finden jedoch in den „Gladiolen“ einen passenden Ausdruck. Gleich der erste Cyclus von Gedichten: „Mädchenliebe — freie Liebe“ gewinnt durch seine Stimmungskraft und durch die ungewöhnlich offene Aussprache leidenschaftlicher Gefühle. Auf dem Gegenpole dieses Stimmungscharakters steht das letzte Gedicht: „Auf der Haide“, in dem das erste, unbewusste, scheue Aufzucken der Liebeshingabe einen durch seine Naivität hinreißenden Ausdruck gewinnt. Wir können diese ungewöhnlich schönen und gedankenreichen Gedichte der in Bremerhaven lebenden Dichterin auf das wärmste empfehlen. S.

**In Tirol drinn'.** Neue Geschichten aus den Bergen. Von Sebastian Rieger pseud. Reimmichl. (Brixen. 1900. Kath.-polit. Preisverein.) Daß ich dieses Büchlein, an dem wohl der mit einer allerliebsten Alpenlandschaft verzierte Einband das schönste sein dürfte, mir gekauft und dann auch aufmerksam durchgelesen, daran ist Nr. 16 des Literaturblattes schuld, das von der bekannten österr. Leo-Gesellschaft herausgegeben wird. Dasselbst wird nämlich der Reimmichl über allen grünen Klee gelobt und gerühmt. Das hat mich natürlich gereizt, und so habe ich mir, ohne die alten zu kennen, diese „neuen Geschichten aus den Bergen“ kommen lassen, um selbst zu sehen, wie denn der Leutprediger eigentlich ausschaut und schreibt, der nach dem zuvor genannten Literaturblatte sein dankbares Publicum in Tirol bis zuhinterst in den Thälern hat, jedoch über Tirol hinaus noch lange nicht so geschätzt ist, wie es seinen Geschichten wohl in allen deutschen Landen gebühren würde. Wenn es so ist, wie jene Recension besagt, dann kann ich die lieben Tiroler wohl nur von Herzen bedauern, wenn ihnen nichts Besseres in die Hand kommt und sie nicht bessere Bücher lesen. Es sind wohl einige Geschichten, die entschieden auf dichterische Anlagen des Verfassers schließen lassen und einen auch recht anheimeln, namentlich jene Geschichten, die warmherzigen Patriotismus athmen und wecken wollen, wie z. B. die beiden Nummern: „Roth ist die Lieb' und weiß ist die Treu“ und „Mein Kaiser“. Allein trotzdem gebürt diesem Buche ein kräftiges Anathema und sage ich ganz offen: Hinweg mit demselben! Denn in der Geschichte: „Das Herz gebrochen“ predigt es empörende religiöse Unduldsamkeit und in der „Heldenbraut“ mit ihrer Hellschere und ihrem doppelten Gesichte den verderblichsten Aberglauben. Schließlich kann ich nicht genugsam darüber erstaunen, wie so jemand den Muth in sich findet, den Reimmichl so vordrängerisch zu empfehlen. Wg.



**Plauderbriefe an eine junge Frau.** Von Otto von Leizner. (Leipzig, C. F. Amelang. 1901.) Ein anregendes und liebenswürdiges Büchlein, plaudert über verschiedenerelei Fragen, die besonders den Frauen nahe gehen. Man soll sich überzeugen, wie reizend sich das liest. M.

**Richard Wagner.** Von Houston Stewart Chamberlain. Neue (Text-) Ausgabe in Groß-Octav-Format. (München, F. Bruckmann.) Mit Titelbild. Unter der fast unübersehbaren Fülle von Büchern über Richard Wagner nimmt das Werk des in jüngster Zeit vielfach genannten Deutsch-Engländer Houston Stewart Chamberlain einen besonderen Platz ein. Es zieht in knapper und doch erschöpfender Weise den Lebensgang, die Werke, die Schriften und Lehren Richard Wagners in den Kreis seiner Darstellung und bietet somit nicht nur eine Biographie oder eine musikalisch-kritische Wertschätzung des Componisten, sondern stellt uns die künstlerische und menschliche Gesamterrscheinung des Bayreuther Meisters klar und plastisch vor Augen. Chamberlain hat sich — die berufensten Kritiker haben das rückhaltlos anerkannt — mit diesem Buche an die Spitze der kleinen Schar wirklicher Wagner-Kenner gestellt. Dem feinen architektonischen Aufbau des Werkes entspricht eine bewundernswert klare und vollendete Ausdrucksweise. Dazu gesellt sich ein hoher Flug der Gedanken und ein souveränes, auch alle verwandten Gebiete spielend beherrschendes Wissen, so daß die Darstellung mit seltener Kraft den Leser überzeugt. V.

**Anno Domini und heute.** Meraner Skizzen von Karl Wolf. (Innsbruck, A. Edlinger. 1901.) Dieser neue Band des Verfassers der „Geschichten aus Tirol“ wird gleich allen Schriften Karl Wolfs freundliche Aufnahme finden; zuerst bei allen Kennern Merans, die in den prächtigen Schilderungen viele Anklänge an die im deutschen Süden verbrachten Tage finden werden, dann bei allen Freunden humorvoller Kleinmalereien aus dem deutschen Volksleben überhaupt, dessen meisterhafte Behandlung Karl Wolf längst den ehrenvollen Beinamen eines „Defregger mit der Feder“ eingetragen hat. V.

**Hamerlings Werke.** Volksausgabe in vier Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Michael Maria Rabenlehner. Mit einem Geleitworte von Peter Rosegger. Zweite Auflage. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) Ein Beweis, wie zeitgemäß diese Volksausgabe ist, daß binnen Jahresfrist eine neue Auflage nöthig geworden. Dieselbe hat bei gleichem Preise eine Erweiterung erfahren, sie enthält nun nebst neuen Gedichten

aus dem Nachlasse auch das herrliche „Schwanenlied der Romantik“. In der Biographie sind die den Deutschnationalen anstößigen Stellen weggeblieben. M.

**Adalbert Svoboda's Leben und Werke.** Ein Gedenkblatt und Mahnwort für die Gebildeten aller Stände von Dr. Eduard Lessen. (Leipzig, C. G. Naumann.) Nach einer liebevollen Skizze des Lebens und der Schriften dieses Denkers sagt der Verfasser über die Persönlichkeit Svoboda's das Folgende: Alle, die mit ihm zusammenkamen oder längere Zeit mit ihm verkehrten, insonderheit seine zahlreichen jungen und alten Freunde, wissen die persönlichen Vorzüge Adalbert Svoboda's nicht genug zu rühmen: die liebenswürdige Freundlichkeit und den taktvollen Zartfinn seines Umganges, die Lauterkeit und Reinheit seiner Gesinnung, die Treue und Anhänglichkeit seiner Freundschaft, seine stete Opferwilligkeit und Uneigennützigkeit im Helfen und Wohlthuen, welches er nicht als ein besonderes Verdienst ansah, sondern für eine reine Menschenpflicht erachtete, jede Dankesbezeugung mit den Worten zurückweisend: „Das hätten Sie auch ohne mich erreicht“, dagegen selbst von rührender, nie versiegender Dankbarkeit für einmal Empfangenes, seinen unermüdblichen Forschungs- und Bildungstrieb, sein rastloses Streben andere zu belehren und zu fördern, seinen Abscheu gegen alles Rohe und Falsche und seine glühende Begeisterung für alles Wahre, Edle und Schöne, sein unbestechliches Gerechtigkeitsgefühl, seine reine Menschenliebe und sein feines künstlerisches Empfinden, so daß alle, die mit ihm in Berührung kamen, ihn auch unwillkürlich schätzen, lieben und verehren lernten. W.

**Das Licht des Lebens.** Zeitpredigten auf dem Ewigkeitsgrunde. Reden und Skizzen von Julius Werner. (Gütersloh, C. Bertelsmann. 1902.) Schlicht und eindringlich, damit bezeichnet man diese Reden am besten. Evangelische Gemüther, welche hier zu Lande nicht Gelegenheit haben, das Wort zu hören, mögen nach diesem Erbauungsbuche greifen. Wir nennen nur einige Themat: Gottessehnsucht im Menschenherzen. Der religiöse Zweifel. Weltfriede. Seelenruhe im Lebenssturm. Paulus und die Frauenfrage. Segen des Leides. Weltgeist und Gottesgeist. Treue im Kleinen. Dankbare Menschen — glückliche Menschen. Lauter Gegenstände, die uns näher gehen als dogmatische Spitzfindigkeit und politisches Gezänke auf der Kanzel. M.

Ein berufener Literaturhistoriker, D. v. Leizner, hat kürzlich über die ausgezeichnete Pendel-Bibliothek treffend geurtheilt: „die Auswahl zeigt eine kundige Hand; die

Bibliothek ist mit Geschmack und literarischem Freisinn geleitet". Wir können uns diesem Urtheile durchaus anschließen. In hohem Maße berechtigt hierzu wieder die vorliegende neue Serie. Das Schauspiel von Multatuli „Fürstenschule“. Grabbes Schauspiel „Napoleon oder Die hundert Tage“. Dantes Göttliche Komödie. Meister Carneri hat sie übersetzt, der feingeistige Dantekenner und Dichter, dem soeben zum 80. Geburtstage die literarische Welt, zahlreiche gelehrte Körperschaften u. s. w. gehuldigt. Carneri gibt in dieser Ausgabe des unsterblichen Werkes gewissermaßen das Facit seiner seit Jahrzehnten gepflegten Dante-Studien, die ihn unbestritten zum berufensten Kenner Dantes und der „Divina commedia“ erhoben haben. Er hat seinem Dante eine besondere Form gegeben: an Stelle der Terzinen des Originals hat Carneri für seine Übersetzung den reimlosen Jambus gewählt. Damit ist die erste, wirklich mit Genuss lesbare Verdeutschung geschaffen. Dem Sänger der Göttlichen Komödie schließt sich an: Friedrich Hebbel mit seinem deutschen Trauerspiel „Agnes Bernauer“. Den Abschluß der Reihe bildet Victor Rydbergs handlungs- und stimmungreicher Roman „Der letzte Athener“.

V.

**Grillparzers Werke in billigen Ausgaben.** Grillparzers Dramen sind Schöpfungen von seltener Stärke und Reinheit, die der weihvollsten Inspiration entsprungen sind und die in der Ausführung überall die Hand des großen Meisters zeigen. Und in der That, seine Werke verdienen es, ebenso wie Schillers und Goethes, in jedem deutschen Hause heimisch zu werden. Dazu bietet die Cotta'sche Buchhandlung nun die Hand, indem sie mehrere neue Ausgaben seiner Werke veranstaltete, die vortrefflich ausgestattet sind, trotzdem aber zu äußerst billigen Preisen abgegeben werden. Die Volksausgabe von Grillparzers Werken enthält die sämtlichen Dramen und eine von einem bewährten Kenner Grillparzers getroffene Auswahl seiner Gedichte; außerdem die beiden einzigen Erzählungen Grillparzers, Das Kloster bei Sandomir und Der arme Spielmann, sowie eine Auswahl seiner vermischten Schriften und die Selbstbiographie des Dichters. Diese Ausgabe bietet also alles, was Grillparzer Hervorragendes geschaffen hat und gibt ein vollständiges Bild seines Lebens und Wirkens. Daß Heinrich Laubes Einleitung und dessen Nachworte zu den Dramen beigegeben sind, wird gewiß freudig begrüßt werden.

Von Grillparzers sämtlichen Dramen erschien eine schön gedruckte und elegant gebundene Ausgabe im Format der Cotta'schen Classifier-Octav-Ausgaben in drei Doppelbänden, herausgegeben von August Sauer und ebenfalls mit der Einleitung und den

Nachworten von Heinrich Laube versehen. — Schließlich bringt die Verlagshandlung noch eine Ausgabe der dramatischen Meisterwerke des Dichters in einem Groß-Octavbande. Der Band enthält Dramen, die zum festen Repertoirebestande der deutschen Bühnen gehören: Die Ahnfrau; Sappho; Medea; König Ottokars Glück und Ende; Des Meeres und der Liebe Wellen; Der Traum ein Leben, sowie Weh dem, der lügt! Somit ist nunmehr jedem Geschmade und jedem Wunsche Rechnung getragen.

V.

**Neue Philosophen.** Dem Namen und dem Wollen nach kannte ich sie längst. Von dem einen hatte ich „Die Eroberung der Menschen im 19. Jahrhundert“ und „Goethe im 19. Jahrhundert“ gelesen, dazu einige wertvolle Zeitschriftartikel über die Entwicklungslehre; den anderen habe ich einmal in einer großen Volksversammlung über: „Die Religion der Freude“ reden hören. Ich spreche von Wilhelm Bölsche und Bruno Wille. Allerdings hatte ich noch mehr über sie gelesen und wiederholt das Beste über sie gehört. Mit diesen beiden Menschen, das fühle ich schon seit vielen Monaten instinctiv, mußte ich mich auseinandersetzen. Keine Zeit und keine Gegend war dazu geeigneter als die Sommerfrische in der Kieferwaldeinsamkeit. Dort sind mir die beiden, mit denen ich bisher nie Blicke oder Worte getauscht hatte, zu Freunden geworden, und ich habe kaum einen sehnlicheren Wunsch als den, daß sie es auch unseren Lesern würden. Wilhelm Bölsche redet in seinem, bis jetzt zweibändigen Werte über Liebe und Geist in der Natur, Bruno Wille über Leben und Geist in der Natur. Beide haben die harmonischen Ahnungen und Gesichte Goethes, die wissenschaftlichen Forschungen Darwins und die scharfsinnigen Folgerungen Haeckels in ein religiöses System gebracht. So wurden sie zu den Propheten und Führern dieser herausziehenden Weltphilosophie des Geistes und der Kunst. Bölsche geht aus vom Kern aller Cultur: der Liebe. Gott zu sehen, ihn zu fühlen in allem, was ist, im träumenden stillen Stein wie in der grünenden und blühenden, frucht-schaffenden Pflanze und im menschsuchenden Thier; im Hell und Dunkel der Erde, wie im matten Schein des Mondes, dem leuchtenden Strahlenglanz der Sonne und im lachenden Blau des reinen, unbedeckten Himmels. Überall zeigt uns der schönheitsfreudige, kunstbegabte Forscher den nackten, reinen, großen Gott, den unverhüllten Geist des Erkennens, der Liebe und des Wollens. Er heiligt den Liebesact der Eintagsfliege und den ungeheuren Geschlechtskrausch der Haringsmauer; er spricht vom Musterstaat der Ameise und der Biene, von der strengen Vaterschaft des wildernden Stichtlings und dem altjungferlichen Männerhafs der madonnenhaften Spinne; er zeigt

den ersten Schöpfungstag der liebesüchtigen Jelle und den letzten des gottsuchenden Menschen; dazwischen die unendlich vielen und wundersamen Stufen und Brücken vom sogenannten Anorganischen bis zur höchsten Potenz des Lebens.  
W. Schwaner.

**Röslein am Rain.** Dichtung von Karl Krobath. Zweistimmiges Lied mit Clavierbegleitung. Der deutschen Jugend gewidmet von Gustav Zumppe. (Leipzig. Julius Klinckschardt.) Kaum alle hundert Jahre entsteht einmal ein echtes Volkslied, eine Volksmelodie, die sich für immer einsingt ins Herz der Nation. Der „Heimgarten“, XXIV. Jahrgang, Seite 949, hat ein Gedichtchen gebracht: „Röslein am Rain“ von Karl Krobath. Zu diesem schlichten Gedicht hat ein deutscher Componist (Gustav Zumppe in Dresden) eine Melodie gefunden, die an echter Volksthümlichkeit und deutscher Innigkeit zu den berückendsten gehört, was seit Langem auf diesem Felde erschienen ist. Wer dieses Lied sich von zwei reinen Frauenstimmen vorsingen läßt, dem klingt es nach vielleicht durchs ganze Leben.  
R.

**Gottfried, der Student.** Ein moralisches akademisches Epos, nach allen Handschriften zusammengestellt von Emanuel Bimstein. (Heiligenstadt. F. W. Cordier.) Eine liebenswürdig-heitere Dichtung; die auf sie gewendete Stunde ist nicht als verpufft zu betrachten.  
M.

**Humoristische Geschichten aus Wien.** Von Adolf Meßtrik. (Wien. A. Meßtrik 1901.) „San ma froh, dass s gor is!“ heißt's zum Schluß des einen Bändchens. Wir schließen uns dieser Kritik an.  
M.

**Stielers Handatlas.** Neue, neunte Lieferungsausgabe, 100 Karten in Kupferstich. Herausgegeben von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. (Erscheint in 50 Lieferungen, jede mit zwei Karten). 1. Lieferung: Nr. 15, Ostalpen im 1: 925.000, von E. Scherrer und G. Habenicht: Nr. 64, China im 1: 7.500.000, von E. Barich. Die Zahl der Jahre hat dieses anerkannte Meisterwerk kartographischer Kunst und geographischer Wissenschaft nicht altern lassen. Wer die Blätter der soeben erschienenen ersten Lieferung der neuen Ausgabe betrachtet: meisterliche Darstellung, gründlichste Ausnutzung aller nur irgend erreichbaren Quellen, sorgsamste Berücksichtigung der Ansprüche der Wissenschaft und der Interessen des praktischen Lebens, trotz der reichen Fülle einzigartige Klarheit und Lesbarkeit — alle diese Eigenschaften zusammen genommen, sie drücken der neuen Lieferungsausgabe von Stielers Handatlas den Stempel auf. Der durch die Technik er-

möglichte billige Preis, befähigt den „Großen Stielers“, von seiner bisherigen kostspieligen Höhe herabzusteigen. Die beiden Blätter, welche die erste Lieferung bilden, Ostalpen und China, verkörpern die oben gerühmten Vorzüge.  
V.

**Die Schweizerflora im Kunstgewerbe für Schule und Handwerk.** Von U. Guterjohn. Erste Abtheilung Alpenblumen. 20 Folio-Tafeln in feiner mehrfarbiger lithographischer Ausführung. (Zürich. Art. Institut Orell Füssli.) Die langjährige Thätigkeit als Zeichenlehrer und als kunstgewerblicher Zeichner für die Praxis spiegelt sich in dieser Vorlagensammlung deutlich wieder. Man sieht aus der ganzen Anlage derselben, daß persönliche Erfahrungen dabei begleitend waren, was besonders einem Lehrmittel, welches speciell für Mittelschulen, gewerbliche Fortbildungsschulen und Kunstgewerbeschulen geschaffen ist, sehr zustatten kommt. Die Compositionen sind für die Praxis gewählt und der Schüler wird durch die Darstellung der stilisierten Einzelformen in Verbindung mit einfachen Motiven für verschiedene kunstgewerbliche Techniken befähigt, nach und nach selbst zu componieren.  
V.

**Renaissance.** Monatschrift für Culturgeschichte, Religion und schöne Literatur. Herausgeber der katholische Priester Dr. Joseph Müller. (München. Rudolf Abt.) Der dritte Jahrgang erweitert und gut ausgestattet, beginnt prächtig. Das Bild in der Dichtung. — Harnacks Christus. — Poesie und Katholicismus. — Die Bibel in der katholischen Kirche. — Politik und Religion. — Zur „Los von Rom“-Bewegung in Oesterreich u. s. w. — Besonders unserem Clerus zu empfehlen.

**Büchmark-Kalender auf das Jahr 1902.** Ein Jahrbuch für Stadt und Land. Geleitet von R. W. Gawalowski und Aurelius Polzer. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.) Die Deutschnationalen werden hoffentlich vor allem zu diesem prächtigen Jahrbuch greifen.  
M.

**Frommes Kalender.** „Bogl-Wichners Volkskalender“. „20 Heller-Schreibkalender“. „Tägliche Einschreibkalender“. „Frommes Schreib-tisch-Unterlage-Kalender“. Von den fast für jeden Stand und Beruf speciell geschaffenen Kalendern erwähnen wir: „Frommes Clerus-“, „Feuerwehr-“, „Flachsbau-“, „Forst-“, „Garten-“, „Juristen-“, „Landmann-“, „Landwirtschafts-“, „Medicinal-“, „Montan-“, „Pharmaceuten-“ und „Thierärzte-Kalender“. Für die Jugend ist speciell zu Weihnachts-gechenken sehr geeignet: „Frommes Oesterreichischer Studenten-Kalender für Mittelschulen“, Fach- und Bürgerschulen“. Für Geschenkszwecke eignen sich ferner „Frommes

Elegante Welt-“, „Edelweiß-“ und „Künstlerkalender“, „Portemonnaie- und Blockkalender“, „Notiz-, Wand- und Blattkalender“.

**Frommes Wiener Auskunfts-Kalender 1902.** Handbuch des öffentlichen und geschäftlichen Verkehrs, mit einer neuen Karte von Wien im Maßstabe 1:25.000 aus der bekannten kartographischen Anstalt Artaria, in Farbendruck, einer Eisenbahnkarte von Österreich-Ungarn, und Aufschluß über hundertertei Fragen, die im täglichen Leben an uns herantreten.

#### Büchereinlauf.

**Der Kampf ums Glück.** Roman von Paul Kobran. (Leipzig. Ernst Reils Nachfolger.)

**Was die Wirklichkeit erzählt.** Von Edith Gräfin Salzburg. Drittes Buch: „Humanitas“. (Leipzig. Gröbel & Sommerlatte. 1901.)

**Deutsches Geschichtenbuch** für die reifere Jugend, gewählt aus den Schriften von Peter Rosegger. Mit Bildern. Neue Auflage. (Leipzig. L. Staadmann.)

**Das Wörtcherkreuz.** Mystisch-socialer Roman von Franz Herndl. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1901.)

**„Der Herr des Glückes.“** Roman von Paul von Szcepanski. (Leipzig. Georg Wiegand.)

**Seine Majestät, das Kind.** Kleine Geschichten von unseren Kleinen von Ottokar Tann-Bergler. (Leipzig. Hermann Seemann. 1902.)

**Anton Escherhoff, Der schwarze Mönch** und andere Erzählungen. Deutsch von Carl Berger. — **Eine kunstliebende Frau** und andere Erzählungen. Deutsch von C. Berger. (Leipzig. Richard Wöpkle. 1901.)

**Im Teufelsmoor.** Erzählung von Luise Westrich. (Leipzig. Ernst Reils Nachfolger.)

**In Dreiviertel-Takt.** Wienerisches von Ottokar Tann-Bergler. (Wien. Robert Mohr. 1902.)

**Charaktere und Schicksale.** Roman von Hermann Heiberg. (Berlin. Alfred Schall.)

**Sonnenschein.** Von Peter Rosegger. (Leipzig. Ludwig Staadmann. 1902.)

**Die neue Familie.** Roman in zwei Bänden von Dr. Jakob Schoembs. (Dortmund. Fr. Wilh. Kuhfus.)

**Maxim. Gorkij: Das Opfer der Langweile. Die Sonne der Berkerlinge. Der rote Waska.** Deutsch von C. Berger. (Leipzig. R. Wöpkle. 1901.)

**Geistig desert?** Sittenroman aus der modernen Gesellschaft. Von A. Lohr. (Stuttgart. J. Roth'sche Verlagshandlung. 1902.)

Aus dem Verlage Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig. Empfehlenswerte Neuheiten: Juhani Aho, **Ein sam.** Roman. — Védier, **Der Roman von Tristan und Isolde.** — Challemel-Lacour, **Studien und Betrachtungen eines Pessimisten.** — Heidenstamm, **St. Georg und der Drache.** Novellen. — Gübel, **Und hätte der Liebe nicht.** Roman. — Morris, **Neues aus Nirgendland.** Zukunftsroman. — Margerite, **Neue Frauen.** Roman. — Niedenführ, **Frau Eva, das Buch unserer Liebe.** — Stig-Stigson, **Aus dem Norden.** Erlebnisse. — Teja, **Wir Herkulesen.** Roman.

**Der Horn Jehovas.** Tragödie in einem Act von Friedrich Dückmeyer. (München. Staegmayer'sche Verlagshandlung. 1902.)

**Das einsame Haus.** Drama in vier Acten von Othmar Kleinschmid. (Leipzig. Otto Maier. 1901.)

**Am Gardasee.** Skizzen und Charakterbilder von Ewald Hauf. 2. Auflage. (Innsbruck. A. Edlinger. 1901.)

**Ihasver.** Eine Dichtung von Gustav Kenner. (Leipzig. Julius Werner. 1902.)

**Gedichte** von Rud. Jul. Lehner. Selbstverlag. Klosterneuburg, Hauptplatz 38.

**Höhenlust.** Ausgewählte Gedichte von Leo van Heemstede. (Heiligenstadt. F. W. Cordier. 1902.)

**Else Fasker-Schüler, Dtz. Gedichte.** (Berlin. Agel Juncker.)

**Da und dort.** Lieder von der Wanderschaft und „Aus letzten Jahren“. Gedichte von Alois Rüdiger. (Brünn. Josef Klär. 1901.)

**Gedicht** von Otto Ernst. Dritte, revidierte Auflage. (Leipzig. Ludwig Staadmann. 1902.)

**Prost!** Humoristisches Rezeptbuch mit reinlustigen Pastillen, satyrisch bitteren Pillen, lyrisch urfeuchten Schwänklein und elegisch heilsamen Tränklein wider den Weltschmerz. Von Carl Mayer. (Cassel. Georg Weiß. 1902.)

**Fort naheinander!** Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadel. (Wien. Carl Konegen. 1902.)

**A launigs Pläschl. Was san lohn.** Zwei Bändchen österreichischer Dialectdichtungen zum Vortrag in geselligen Kreisen. Von Adolf Meistril. (Wien. Verlagsbuchhandlung A. Meistril. 1902.)

**Goethes Briefe.** Ausgewählt in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Erster Band 1768—1779. (Stuttgart. Cotta.)

**Eduard Mörike.** Sein Leben und Dichten dargestellt von Harry Maync. (Stuttgart. J. G. Cotta's Verlag. 1902.)

**Das große Drama.** Eine Weltgeschichte von Otto Ortel. (Braunschweig. Richard Sattler 1901.)

**Heine, Dostojewski, Soukij.** Essai von J. C. Porizky. (Leipzig. R. Wöple. 1902.)

**Ein Knabenleben vor sechzig Jahren.** Pädagogische Betrachtungen eigener Erlebnisse von Prof. Dr. Franz Pfalz. (Leipzig. Richard Wöple. 1901.)

**Worte Christi.** Von H. St. Chamberlain. (München. F. Bruckmann. N. G.)

**Die Mobilmachung des Christenthums gegen den Krieg.** Von O. Kellermann. Aus dem Französischen von O. Umfried. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1902.)

**Der göttliche Ursprung und die hohe Bestimmung des Menschen,** bezeugt durch die Gesehe der Schöpfung. Von J. E. Schmid. (Prag. 1901.) Kostenlos erhältlich bei J. E. Schmid, Annathal bei Schüttenhofen. Böhmen.

**Die Los von Rom-Bewegung in Italien** von Superintendent R. Könnelc. Berichte über den Fortgang der Los von Rom-Bewegung. Herausgegeben von Pfarrer P. Bräunlich. (München. J. F. Lehmann.)

**Anecht Ruprecht.** Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Dritter Band. (Köln. Schafstein & Co.)

**Jugendland.** Herausgegeben von Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner. (Zürich. Gebrüder Künzli.)

**Der Jugend Gartenbuch.** Zu deren Freude und Belehrung. Mit praktischer Unterweisung im Obstbau, Gemüsezucht, Blumenpflege, Pflanzen- und Insectenkunde. Verfasst von Marie Teuscher. Erweitert und mit Bildern geschmückt von Heinrich Freiherrn von Schilling. (Frankfurt. Trowitsch & Sohn. 1902.)

**Hauschatz älterer Kunst.** Erscheint in 20 Lieferungen mit je 5 Blatt Radierungen

nach Gemälden alter Meister. (Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.)

**Von der decorativen Illustration des Buches** in alter und neuer Zeit. Vorträge und Aufsätze von Walter Crane. (Leipzig. Hermann Seemanns Nachfolger. 1901.)


**„Deutsch-Böhmerland“.** Illustrierte Monatschrift zur Unterhaltung und Förderung geistiger Interessen. Herausgegeben von Jos. B. Leo. (Braunau, Böhmen. Alex. Felgenauer.) Redaction: Wien, IV., Heugasse 18a.

**Frauenburg unter der Herrschaft der Riechtensteine und Stubenberge.** Von Josef Steiner-Wischenbart. (Im Verlage des Ortsschulrathes Unzmarkt. Reinertrag zu Gunsten des Schulhausbau-Fonds in Unzmarkt.)

**Politisch-militärische Karte von Afghanistan, Persien und Vorder-Indien** zur Veranschaulichung des Vordringens der Russen und Engländer. Bearbeitet von Paul Langhans. Mit militärstatistischen Begleitworten. (Gotha. Justus Perthes.)

**Meisterbilder fürs deutsche Haus.** Blatt 13 bis 18. (München. Der Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey.)

**Der Schulkrebs und seine Heilung.** Ein offenes Wort der steirischen Lehrer an die Eltern ihrer Schüler, insbesondere an alle Ortsschulräthe, Gemeinderäthe und Bezirksvertretungen. Herausgegeben von einem Compromiss-Comité steirischer Lehrer 1901. Verlag: Freie Lehrerstimme, Wien, VII/3, Burggasse 117.

 Vorstehend besprochene Werke zc. können durch die Buchhandlung „Lehram“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Schulhaus Krieglach-Alpel.

(3. Ausweis.)

Übertrag 4000 Kronen. — Ferner bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Lehrkörper der Volks- und Bürgerschulen, Wien, XVI., 20. Vorlesung, Wien, 1376. D. Seybel, Wien, 20. B. Silberer, Wien, 20. G. Giesede, Leipzig, 117. Lehrer Rebl, Sammlung unter deutschgesinnten Lehrern, Wien, 5. Neun Geschwister Göhe, Berlin, 3. Eine Lehrergesellschaft, Wien, 11. Pfanhauer, Wien, 10. Frau Filler, Brünn, 4. Beim „N. W. Tagblatt“ eingegangen 114. Hafner, Graz, 20. Gräfin Anna Wittler-Stubenberg, Graz, 25. Lehrer Mittel, Saaz, vom Deutschen Bezirks-Lehrerverein 10. Leobener Turnverein 20. Notar Spöck, St. Veit (Kärnten), 5. v. Thümen, Lovrana, 2. Frau Herzig, Wien, 10. M. Schmidt, Erfurt, 12. Hauptmann Stärk, Graz, 11. Frä. Genovesa Obmann, Graz, 1. Witwe Frau Anna Pf., Graz, 10. Albert, Richard, Gussi, Graz, 20. Pellmann, Landwirt, Liefing, 5. Musiker-Club, Großlobming, 10. Haszmann, Thörl (Sammlung), 10. Frau Gertrude Heim-Stace, 10. Professor Lorber, Wien, 5. Dr. Marešch, Graz (von einem Patienten), 2. A. Pferschy, Fürstfeld, 5. Notar Steinböck, Graz, 47. Oberst

Grimm, Graz, 10. Frau Schmidt, Graz, 5. Staatsmann, Leipzig 30. Tiz, Wien, 10. Ungenannt, Riegersburg, 20. Erzieherin Anna Mohr, Wiener-Neustadt (Sammlung), 68. Bürgerschullehrer Redl vom Allgemeinen Volks- und Bezirksschullehrkörper, Wien, 4. Fil. v. Gasteiger, Graz, 60. Reichl, Wien, 10. Dojer, Graz, 2. Fr. Karas, Wien, 2. Barbolani, Vind. a. d. M., 5. Lehrer Hartmann, Marienbad, 10. Von Beamten und Schülern der Landes-Obst- und Weinbauschule, Marburg, 18. Beim „Neuen Wiener Tagblatt“ eingegangen 53. Frau Overbeck, Dortmund, 117. Deutsche Lehrer und Lehrerinnen Triests 42. F. C. Graz, 20. Frau Kratochwile von Löwenfeld, Graz 10. Volksschule Engelsdorf 4. Rosa Fischer, Hariberg, 3. Alfred von Wurmb, Wien, 10. An einzelnen Hellern 1. Zusammen 6454 Kronen.

An Naturalien: Steierm. Volksbildungsverein: Lehrmittel und eine Schülerbibliothek. Oberstlieutenant R. v. Neuwirth, Triest, ein Pianino. Oberlehrer Polzer, Frauenhofen bei Tulln, ein Harmonium. E. J. Kornstein, Wien: Die nothwendigen Aufschristtafeln. Gesellschaft Lehrmittel-Centrale, Wien: Insectensammlung, Mineraliensammlung und ein Bild des Erzberges. Schulbücherverlag, Central-Direction Wien: Schulbücher. H. Joll, Wien: Schul-Kautschukstempel.

Graz, am 13. December 1901.

## Postkarten des „Heimgarten“.

**H. H., Graz.** Wir begrüßen die Stellungnahme der VII. Evangelischen Generalsynode in Wien zur Los von Rom-Bewegung auf das Wärmste. Sie lehnt diese Bewegung ab, sofern sie politischen Ursprungs ist. Sie begrüßt dagegen alle aus religiöser Überzeugung erfolgten Übertritte, bedauert die von einzelnen Behörden der Bewegung in den Weg gelegten Hindernisse, weist mit Entrüstung die auch von der Kanzel gegen Luther und der Reformation geschleuderten Verleumdungen zurück und erwartet, daß die evangelische Geistlichkeit in Kaisertröue und Patriotismus ihrer Pflicht leben wird. — Das ist der unanfechtbare Standpunkt.

**H. H., Dresden.** Sie sagen, die „Berliner Woche“, die eine so ungeheure Verbreitung hat, verfluche und vergifte den deutschen Geist, und anständige Schriftsteller sollten nicht mitthun. Aber du lieber Gott, wenn obige Gefahr besteht, dann müßten anständige und ernste Schriftsteller erst recht mitthun, um das weitverbreitete Blatt zu vertiefen und zu vervollkommen.

**L. J., Leoben.** Sie kennen ja den wunderherrlichen Sprachgebrauch: Wenn einer vom Thurm herab sich zu Tode fällt, so heißt es in unserem Zeitungsstile, „er ist todt gelieben“. Eigentlich müßte es heißen, er

ist todt geworden, denn früher war er doch lebendig.

\* Die Stimmung jener Blätter, die so gerne vom „Schneidergesellen-Dichter“, dem „Ziegenbock-Pegasus“ u. s. w. sprechen, hat endlich poetische Gestaltung gefunden. Ein Kirchenlicht in München feiert den Heimgärtner wie folgt:

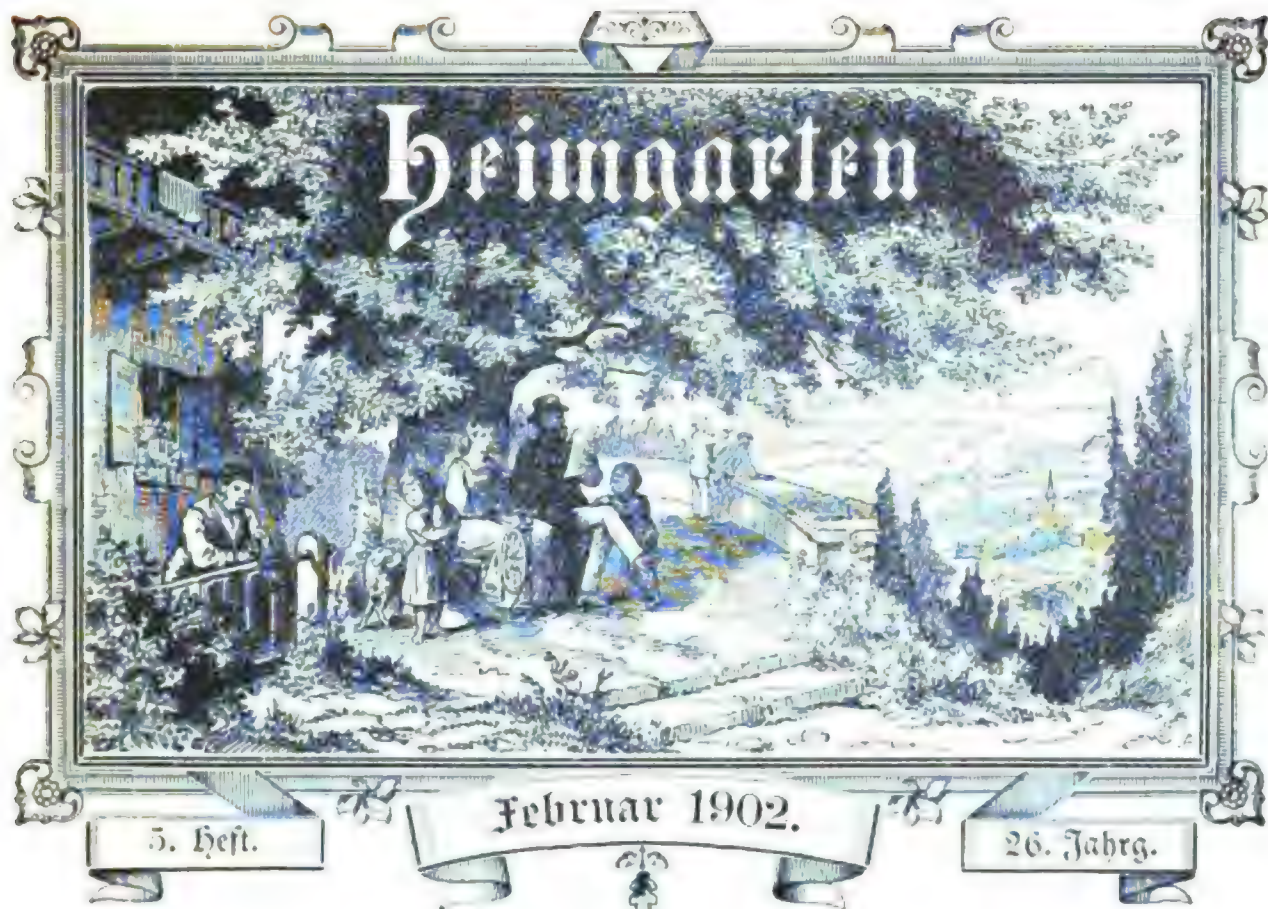
Wein lieber aller Schneiderbock,  
Ich kopfte gern Dir aus den Rod,  
Eustweilen einen Vorbeertranz  
Weib Wurthen Dir, Du dumme Gans.  
Komm ich einmal nach Steiermark,  
So sollst Du büßen diesen Quark.  
Geh' Peter werd' gescheiter  
Und plündere Friß Reuter.  
Denn alles was von Dir selbst ist,  
Ist alles Schund und eitel Mist.  
Der Geissbock ist kein Pegasus,  
Was selbst ein Schneider wissen muß.

**Sch. u. Fr., Bern.** Der Verfasser der in Heft 2 besprochenen Predigten „Kraft zum Heil“ heißt richtig Neischbacher.

Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. December 1901.)



## „Apport!“

Von Emil Ertl.

„Schau Dir den Hund an, Fritz!“ sagte Caspar Griesmaier zu seinem Neffen. „Nein, da hört sich alles auf! Gerade an der reizendsten Stelle! Hollah, ist schon d'rin! Das nenn' ich eine Kurasch'! Wie's ihn umeinanderdreht! Satra, so ein Strudel! Huib! Halt dich Schwarzer, halt dich! Na mir scheint gar, jetzt erwischt's ihn! — Nein, ist schon wieder obenauf! Bravo, Schwarzer, bravo! Schnapp! Pack an! Hat's schon! Hat's schon! Braver Kerl! Ein braves Hunderl!“

Der prächtige Neufundländer hatte das Holzstück mit der Schnauze gepackt und hielt es triumphierend hoch über dem Wasser. Er wendete um und steuerte keuchend dem Ufer zu. Die dahinschiekenden Wellen zogen und rissen an ihm. Aber er war stärker und wurde ihrer Herr. Wie ein kleiner Propeller, der nicht einen Zoll breit von der schnurgeraden Linie seines vorgezeichneten Courses abweicht, so sicher und präzis durchquerte er die strömende Flut. Als das Wasser seichter wurde, sah man ihn in großen Säßen herangaloppieren. Nach allen Seiten spritzte und gischtete es, wie er so mit hochgehobener Rute durch die Tümpel setzte. Und dann erreichte er das trockene Land, schüttelte sich, daß die in der Sonne glitzernden Tropfen gleich Feuerfunken um ihn stoben, und kam schweifwedelnd dahergesprungen, seinem Herrn das „Apport!“ zu Füßen zu legen.

„Braves Hunderl!“ sagte nun auch das Herrl. „Braver Sull!“  
Dieses „Herrl“ war ein häßlicher kleiner Mensch von unbestimmtem Alter, mit einem Buckel hinten und vorne, oder, wenn man will, einem Kropf vorne und hinten, ein Berwächfener mit starkem Bläh Hals und glattrasiertem, grobknochigem Gesicht. Er nahm das Holzschert vom Boden auf, blickte um sich wie ein Prahlschäns, der sich producieren will, und als er bemerkte, daß sich in der That ein paar Zuschauer um ihn gesammelt hatten, schwenkte er es mit kräftigem Schwunge durch die Luft und schleuderte es abermals in den Fluß.

„Tüh, tüh, tüh, Sull! Apport!“

Caspar Griesmaier und sein Nefse, die einen Augenblick stehen geblieben waren, um das edle Thier zu beobachten, setzten ihren Weg fort, die Isar entlang. Sie waren vom „Platz“ durch die Maximilianstraße heruntergekommen, um sich in den Anlagen ein wenig durchwehen zu lassen nach dem soliden Mittagessen, das der Onkel bezahlt hatte. Er kam von seiner Besorgung bei Bruck nur selten nach München herein. Aber, wenn schon — denn schon! Nun war er einmal da, nun wollte er sich's gut sein lassen in der Stadt. Und auch seinem Nefsen, dem Fritz, sollte seine Anwesenheit zugute kommen. Tüchtig herausfüttern wollte er ihn in den paar Tagen. Wer weiß, wie lange der arme Kerl nichts Ordentliches gegessen hatte? Du lieber Gott, so ein kleiner Zeitungsschreiber! Noch dazu mit Idealen! Ein Journalist mit Zukunftsgedanken! Einer, der blind ist für das Thatsächliche! Der nur mit einem imaginären Zukunftsstaat rechnet, mit Zukunftsgesetzen und Zukunftsmenschen! War es ein Wunder, wenn die Gegenwart ihn halb verhungern ließ? Wovon lebte er eigentlich? Wie stellte er es an? Auf welche Weise brachte er sich durch? Vielleicht wie die Hungerkünstler und Fakire? Von ihnen wissen wir es, daß man sich das Essen halb und halb abgewöhnen kann. Vor lauter Hunger haben sie schließlich keinen Appetit mehr. Es ist eine Trainingung des Magens. Aber diese Herren halten wenigstens eine Art Winterschlaf dabei. So leisten sie es. Wenn nun aber einer lebt wie die anderen und Tag und Nacht arbeitet und sich plagt! Und dabei die Maschine nicht heizt! . . .

„Daß Du aber so wenig Appetit hast, Fritz?“ sagte der Onkel bekümmert. „Bist am Ende gar krank? Fehlt Dir was?“

Der nicht mehr ganz junge Mensch hatte in seinem Aussehen etwas von einem Proletarier. Gager, knochig, bleiche, eingefallene Züge, spärlichen, ungepflegten Bart, unstete, hie und da fanatisch blickende Augen. Er lachte auf, beinahe höhnisch.

„Krank? Aber keine Spur Onkel! Unsereiner hält schon einen Puff aus. Berweicht bin ich nicht durch Wohlleben! . . . Übrigens hab' ich ja ohnedies gegessen? Mehr als sonst sogar!“



„So? Das nennst Du essen? Und nennst Du das vielleicht auch trinken, was Du vorhin verbracht hast? Ist das eine Leistung für einen jungen Magen? Der meinige ist doch, weiß Gott, ein gutes Stückel älter. Aber ein bißel was Hayetes und ein paar Maß Hofbräu dazu — das ist für mich noch lange keine Affaire!“

Er haschte mit der Unterlippe nach seinem überhängenden, gelbweißen Schnauzbart, an dem noch der würzige Geschmack des dunkelbraunen Kaffees zu haften schien, und blieb stehen, wie er gerne that, wenn er etwas Besonderes zu sagen hatte.

„Weißt, Frix, was meine Meinung ist? Dass Du Dir ein anderes Metier suchen solltest. Die Politik verdirbt den Charakter, heißt es; das glaub' ich nicht von Dir — von Dir nicht! Aber vielleicht verdirbt sie auch den Appetit, und das ist, scheint's, bei Dir der Fall, ja, das glaube ich sogar ganz bestimmt!“

Frix lachte und gieng langsam, mit großen Schritten neben dem alten Herrn her, der seine kurzen, feisten Beine wieder in lebhaftere Bewegung setzte.

„Da hast Du ganz recht Onkel, den Appetit verdirbt sie manchmal, besonders wenn man keine Bewegung machen kann und so viel stillsitzen muß — unfreiwillig.“

„Am Schreibtisch, meinst Du?“

„Jawohl, am Schreibtisch. Oder auch nicht am Schreibtisch, wie zum Beispiel ich — in den letzten drei Wochen.“

„Wie Du in den letzten drei Wochen?“

„Ja, Onkel! Sag' einmal, liest Du denn keine Zeitungen?“

„Nun, aufrichtig gesagt, Dein Blattl, lieber Frix, ist mir viel zu wild und wühlerisch. Aber auch sonst komm' ich nicht viel dazu. Ja, was hat's denn aber gegeben? So erzähl doch!“

„Na, gefessen hab' ich halt ein bißel.“

„Ge — fessen?“

„Ja. Siehst Du, jetzt weißt Du auch, wie ein Sträfling aussieht“

„Gefessen? Aber wo denn, um Himmelswillen?“

„Na, wo werd' ich denn gefessen haben! Im Arrest halt! Geschlagene drei Wochen lang! Du, das war kein Vergnügen, Onkel!“

„Das glaub' ich Dir gerne. Zum Vergnügen werden sie Dir's auch nicht dictiert haben?“

„Zu meinem Vergnügen wenigstens nicht.“

„Ja — aber — Unglücksjung', was hast denn angestellt?“

„Gar nichts weiter. Halt die Wahrheit niedergeschrieben und drucken lassen.“

„Und das darf man nicht?“

„Selbstverständlich darf man es nicht.“

„Und deswegen haben sie Dich gleich eingekerkert?“

„Natürlich! Ich hätte übrigens auch eine Geldbuße erlegen können. Dann hätten sie mich laufen lassen.“

„Und warum hast Du's denn nicht gethan?“

Fritz lachte auf, es klang ein wenig hart und bitter.

„Eine richtige Bourgeois-Frage! Eine echte, naive Bourgeois-Frage!“

„Bourgeois-Frage! Was heißt das? Eine Ontelfrage ist es. Ja, ich versteh' es nicht! Du mußt es mir erklären, warum Du Dich nicht losgekauft hast?“

„Aber, aus einem sehr einfachen Grunde! Weil ich das Geld nicht hatte!“

„Na, aber zum Kukuck — Du hast doch dafür einen Onkel!“

„Ja“, sagte Fritz verlegen; „einen Onkel hab' ich schon. Aber wie meinst Du das?“

„In solchen Fällen wendet man sich eben an seinen Onkel, wenn man einen hat! Und das ist gar nicht schön von Dir, daß Du es nicht gethan hast.“

Jetzt wurde Fritz weich, beinahe bewegt.

„Du bist wirklich gut, lieber Onkel. Nein, das hätte ich Dir gar nicht zugetraut, daß Du so lieb und gut bist! Es freut einen doch, wenn man jemanden hat auf der Welt! Aber Du mußt mir's schon nicht übel nehmen . . . Siehst Du, ich will halt in allem und jedem mein eigener Herr sein.“

„Eigener Herr! Eigener Herr! Das ist auch so eine Redensart, so eine — hätt' bald was g'sagt! Bist Du vielleicht hinter Schloß und Riegel Dein eigener Herr gewesen?“

„Ja! Freilich! Ganz gewiß! Ich hab' mir denken dürfen, was ich wollte.“

„Und wenn Du statt zu sitzen eine Geldstrafe erlegt hättest, hättest Du es nicht dürfen?“

„Wenn ich das Geld aus Deiner Tasche genommen hätte, dann hättest Du mir bei der nächsten Gelegenheit gesagt: Fritz, schreib' nicht so radical, sonst kann ich wieder blechen! Ja, ja, das hättest Du gesagt, oder wenn Du es nicht geradezu gesagt hättest, so hättest Du es wenigstens angedeutet; oder wenn Du es nicht einmal angedeutet hättest, so hättest Du es Dir wenigstens gedacht.“

„Und wenn ich's mir nicht einmal gedacht hätte?“

„So hättest Du doch das Recht gehabt, es Dir zu denken.“

„Das sind Spitzfindigkeiten. Denn ob Du Geld von mir nimmst oder nicht — als Onkel hab' ich überhaupt das Recht, mir Verschiedenes zu denken. Und ich halt' es einmal für einen Unsinn, daß Du Dich

gar so exponierst und mit denen, die das Ruder in der Hand haben, durchaus verfeindest. Man kann ja seine eigene Meinung haben — aber drucken lassen braucht man sie deswegen nicht gleich. Und wenn man sie schon drucken lässt, so soll man sie wenigstens ein bisschen mit Zucker bestreuen und die Gegner nicht unnötig reizen, sondern ihnen möglichst entgegenkommen.“

„Dank' schön für die Lehr', aber ich bin kein Mensch der Compromisse und Zugeständnisse.“

„Zugeständnisse! Immer als ob das ein Unglück wär'! Wenn ein ganz junger Grassaff' so redet, der sich noch einbildet, dass er die Welt umkrempeln wird! . . . Aber in Deinem Alter! Wo doch jeder schon seinen Pack Enttäuschungen auf dem Buckel hat! . . . Siehst Du nicht endlich ein, dass man nicht mit dem Kopf durch die Wand kann? . . . Zugeständnisse und Compromisse! Warum nicht? Das ganze Leben ist nichts weiter als eine fortgesetzte Kette von Zugeständnissen und Compromissen!“

Fris zerrte mit nervösen Fingern an der rechten Seite seines Bartes, die infolge dieser stetig ausgeübten Gewohnheit um ein gut Stück länger war, als die linke. Seine Augen giengen unftet hin und her, Funken der Ungeduld sprühend.

„Wenn das richtig wäre, dann könnt' sich das Leben begraben lassen. Aber es ist falsch. Denn das gesunde, lebendige Leben besteht, gottlob, darin, dass etwas durchgesetzt, nicht dass etwas eingeräumt wird. Zugeständnisse — Pfui Teibel! Es ist ein halbes Sichaufgeben, eine Art von Selbstmord!“

„Jesses, nur nicht gar so überspannt!“ rief der Onkel, nun auch seinerseits ungeduldig. „Warum soll denn ein gewisses Entgegenkommen gleich pfui Teibel sein? Damit vergibt man sich doch noch lange nichts! Im Gegentheil! Es gehört sich einfach! Es ist eigentlich eine Sache der Höflichkeit! Man ist es seinen Mitmenschen schuldig! Ja! Ein bisschen Entgegenkommen ist man ihnen schuldig! Um des lieben Friedens Willen und auch sonst, aus Klugheit! Meinst Du, ich muss nicht auch nach allen Seiten entgegenkommen, in der Wirtschaft, im Geschäft, überhaupt jedem, mit dem ich zu thun habe?“

„Ich hindere Dich auch nicht daran, Onkel. Ich sage nur, dass ich mein eigener Herr sein will.“

„Meinetwegen, ja! Aber sei es wenigstens mit Vernunft! Der Sache nützen, der man dient — das ist alles recht schön und gut. Aber ein wenig muss man doch auch sich selbst dabei nützen! Gibt es nicht Journalisten genug, die es gemüthlicher nehmen? Und auch politische Artikel schreiben, ohne sich dadurch mit aller Welt zu verfeinden? Ohne dass sie dabei mager und hohläugig werden und vor lauter Hunger

den Appetit verlieren? Und ohne sich dadurch ins Zuchthaus zu bringen? Muß man denn sein Mark daransetzen bei allem, was man thut? Die Hauptsache bleibt doch, daß man das Leben hat! Und sein gutes Auskommen! Und seine Behaglichkeit!"

"So? Nun, das ist, Du verzeihst schon, Onkel, meine Ansicht nicht! Die Hauptsache, mein' ich, bleibt, daß jeder Leib und Seel' und Ehre für dasjenige einsetzt, was er als seinen innersten Beruf, gewissermaßen als seine Mission erkannt hat. Ob der Einzelne dabei auf einen grünen Zweig kommt oder nicht, ob er sich schließlich damit nützt oder schadet, oder ob er vielleicht sogar darüber zugrunde geht — das bleibt sich für die Entwicklung im Ganzen furchtbar egal!"

"Genau wie Dein seliger Vater bist!" plakte Caspar Griesmaier ärgerlich heraus. "Der hätte Wort für Wort so sprechen können, wie Du jetzt daherredest. Vor lauter Beruf und Ideal und Pflicht und — ich weiß nicht, was alles? — ist er nie dazu gekommen, an sich selbst zu denken. Was hatte er schließlich davon? daß er es zu Nichts gebracht und sich in jungen Jahren aufgerieben hat."

"Du lieber Gott, was ist weiter dabei? Das Leben stellt einem halt Aufgaben!"

"Das Leben ist manchmal gar nicht sehr klug. Und wenn es einem zuruft: 'Apportl!' — so muß man darum nicht gleich ins Wasser springen, wo es am reißendsten ist."

"Wenn man aber gar nicht anders kann? Wenn man meint, dafür geschaffen zu sein? Wenn man überzeugt ist, zu dem Zwecke auf der Welt zu sein? Wenn das Leben sonst überhaupt keinen Sinn hätte?"

"Keinen Sinn als den, das Apportl aus dem Wasser zu holen?" fragte der Onkel ironisch.

"Zawohl", rief Friß und seine Augen leuchteten; "zweck- und sinnlos käme mir das Leben vor ohne die große Aufgabe, die es an mich stellt! Und mit diesem Gefühle in der Brust sollte ich mich ihr nicht widmen dürfen? . . ."

"Übrigens gibt es ja", fuhr er nach einer kleinen Weile ruhiger fort, "Hunde genug, denen eine Würst lieber ist, als ein Apportl. Aber so einem, wie dem Neufundländer, den wir vorhin sahen, so einem, wie diesem Sultl, weißt Du — so einem kommt halt das Apportl wichtiger vor."

"Ja, es gibt verschiedene Rassen!" seufzte der Onkel.

"Zawohl", sagte Friß, "es gibt verschiedene Rassen — Gott sei Dank; denn ich muß sagen, ich fänd' es ein bißchen eintönig, wenn alle Hunde nur der Würste wegen auf der Welt wären. Mir gefällt so eine kühne feurige Bestie, die sich ins Wasser stürzt, um ein Apportl herauszuholen und mit tausend Freuden ihr Leben für ein Scheit Holz in die Schanze schlägt."

„Aber ein Unsinn bleibt es deswegen doch!“ beharrte steifnackig der Onkel. „Denn es ist doch ganz gleichgiltig, ob so ein Holzschait davonschwimmt oder nicht? Und beinahe ebenso gleichgiltig kommt es mir vor, was Du in Dein kleines Blatt schreibst und drucken lässt. Oder glaubst Du vielleicht, dass die Zukunft es sehr spüren wird, wenn Du Dich nicht für sie einsperren lässt und Dich nicht in einer so undankbaren Arbeit verzehrst und zugrunde richtest?“

„Ja, allerdings glaube ich, dass es sehr windig um die Zukunft bestellt wäre, wenn keiner sein Schmalz daran setzen wollte, sie zu gestalten und herbeiführen zu helfen. Übrigens — verzehren und zugrunde richten! Wer thut denn das? Ich doch nicht? Was thu' ich denn weiter? Überhaupt nichts, als was mir Vergnügen macht! Schreiben halt, das ist mir ja die größte Unterhaltung! Den ganzen Tag thu' ich nichts, als mich unterhalten! Heißt das sich verzehren? Ein Genussmensch von reinstem Wasser bin ich!“

Der Onkel schwieg und ließ nur einen verwunderten und etwas scheuen Blick über den langen, blassen Menschen an seiner Seite gleiten, dem so gar nicht zu rathen und zu helfen war. Sie näherten sich jetzt, dem Kai entlang, im Auf- und Niederschreiten ungefähr derselben Stelle, von der sie ausgegangen waren, und hörten die etwas unterhalb gelegenen Übersfälle rauschen, wo der Fluss seine Wässer brausend über hohe Wehre stürzt und den weißen Schaum und Gischt, in den die Wogen sich verwandelt haben, in beschleunigter Strömung mit sich fortreißt. Dort stand noch immer der verwachsene kleine Mensch am Ufer und vergnügte sich nach wie vor daran, seinen Hund ein Holzschait aus dem reißenden Wasser apportieren zu lassen. Ein ganzer Schwarm von Müßiggängern und Neugierigen hatte sich inzwischen um ihn gesammelt, denen es besonderen Spass zu bereiten schien, das prächtige Thier zu beobachten.

Auch Griesmaier und sein Neffe waren wieder stehen geblieben. Sie sahen, wie der schöne Neufundländer sich soeben ans trockene Land schleppte, das „Apportl“ in der Schnauze. Offenbar hatte das „Herri“ ihm zu viel zugemuthet und die ganze Zeit über das anstrengende Spiel fortgesetzt. Denn der Hund machte nunmehr einen ermüdeten, ja geradezu erschöpften Eindruck. Anstatt wie früher triumphierend heranzuspringen, um seinem Herrn das „Apportl“ zu Füßen zu legen, blieb er knapp am Wasser stehen, ließ das Holzschait vor sich in den Sand fallen und schien erst verschmaufen und neue Kräfte sammeln zu müssen. Seine Flanken befanden sich in ununterbrochener, heftiger Bewegung, sein Rachen war geöffnet, die Zunge ließ er keuchend heraushängen, und eine geraume Zeit verstrich, ehe er für etwas anderes Sinn zeigte, als dafür, möglichst viel Athem und Luft in sich hineinzupumpen. Endlich

fieng er doch an, sich zu bewegen und sein normales Aussehen wiederzugewinnen. Er nahm das Holzstück aus dem Ufersande auf, legte es wieder hin, knurrte es an und nahm es abermals zwischen die Zähne. Nachdem er es eine Weile so getrieben hatte, setzte er sich schließlich in Trab und trug das „Apportl“ seinem Herrn zu, dem er es, wie es sich gehört, zu Füßen legte. Er selbst blieb halb theilnamlos vor ihm stehen und ließ die Ohren und die Ruthe hängen. Es war etwas Pflichtmäßiges in seinem Gebahren, kein Überschuss an Kraft offenbarte sich mehr darin.

„Sie haben ihn vollständig müde geheht“, sagte einer von den Zuschauern zu dem buckligen Menschen.

„Ach, wo! Müde! Spais macht es ihm keinen mehr! Wenn ich wollte, müßte er schon Ordre parieren!“

Er nahm das Holzstück an sich und fieng an, den Hund damit zu necken. Dieser spitzte sofort die Ohren und folgte aufmerksam jeder Bewegung seines Herrn. Der Bucklige schwenkte das „Apportl“ wie spielend durch die Luft, hielt es ihm vor die Schnauze, entzog es ihm aber rasch, sobald er danach schnappen wollte. Und dann auf einmal that er, als schleudere er es wirklich und wahrhaftig in den Strom. Dabei behielt er es aber doch in der Hand und verbarg es geschickt hinter seinem Rücken. Der Neufundländer machte ein paar Sätze gegen den Fluß, stuzte, kehrte zurück, sah, daß er irregeführt worden, und fieng an, sich zu ereifern. Allmählich wurde sein Grimm entfacht, sein Ehrgeiz aufgepeitscht. Wüthend bellte er gegen das Holzstück, machte einige Sätze in der Richtung gegen das Wasser, kehrte kläffend zurück, senkte sich winselnd und mit seiner mächtigen Ruthe wedelnd auf die Borderpfoten, bäumte sich auf, sprang in die Luft, nach dem „Apportl“ zu haschen, eilte abermals gegen das Wasser und kehrte abermals laut bellend zurück. Und immer heftiger, immer leidenschaftlicher dieses Spiel wiederholend, schien er seinen Herrn auf alle Weise ermuntern, ihn neuerdings zum Auswerfen des Holzes veranlassen zu wollen. Es war, als brenne er danach, die Gefahr noch einmal herauszufordern, um noch einmal, noch glänzender über sie zu triumphieren, als glühe er vor Begierde, seine ungebrochene Kraft zu beweisen und diesem tückischen Ding von Holzstück zu zeigen, daß es sich vergeblich ungezählte Male in die reißendsten Wirbel stürzte, um ihm zu enttrinnen.

Während auf solche Weise der Bucklige sich damit unterhielt, seinen Hund zu reizen und jeden Augenblick bereit schien, das „Apportl“ neuerdings zu schleudern, legte plötzlich Caspar Griesmaier sich ziemlich unwirsch ins Mittel.

„Lassen Sie ihm endlich Ruh', dem armen Kerl! Sehen Sie nicht, daß er es nicht mehr leisten kann?“

Der Eigenthümer des Hundes maß ihn mit einem jener zugleich anmaßenden und hämischen Blicke, die Verwachsenen manchmal eigen sind.

„Mit meinem Hund werd' ich wohl machen dürfen, was mir beliebt, hören Sie! Nicht mehr leisten! Lächerlich! Was wissen denn Sie?“

Seine Eitelkeit war verletzt, er fühlte das Bedürfnis, sein Ansehen vor den Umstehenden wieder herzustellen. Und jetzt erst recht, wie zum Trotz, holte er weit aus und schleuderte das Holzschert mitten in den Strudel der Übersälle, wo die Strömung am wildesten tobte.

„Apportl, Sultl! Such, Apportl!“

Das edle Thier zögerte einen Augenblick, sprang gegen das Wasser, rannte ein paarmal unschlüssig am Ufer hin und her, stürzte sich aber endlich doch in die Wellen. Mit der Geschicklichkeit eines Seehundes steuerte es quer durch die tosenden Gewässer, erfolgreich gegen die Flut ankämpfend. Eine mächtige Woge rollte heran und schlug gischtend über ihm zusammen, für einen Augenblick verschwand das glatte, schwarze Haupt des wackeren Sultl im weißen Wellenschaum, tauchte aber sogleich wieder empor, mit vorgestreckter Nase seinem Ziele entgegenstrebend. Gespannt, fast mit angehaltenem Athem, verfolgten ihn die Zuschauer am Ufer. Sie sahen, wie er sich glücklich der Mitte des Flusses näherte, sahen, wie er das Holzschert, das auf schaukelnden Wellenwirbeln im Kreise trieb, mit der Schnauze packte und zwischen den Zähnen hielt — und jetzt wendete er um und strebte mit schweren, plätschernden Pfoten nach dem Ufer zurück, als plötzlich die Kräfte ihn zu verlassen schienen. Hilflos sank er unter, tauchte für einen Augenblick wieder empor, wurde aber sofort wieder hinabgezogen in die grüne Tiefe. Die Strömung überwältigte ihn und riß ihn mit sich. Eine vollständige Erschöpfung mußte über ihn gekommen sein; die eilenden Wellen, die sich seiner bemächtigt hatten, zogen ihn in rasender Eile mit sich fort. Noch einmal sah man an einer Stelle weiter unterhalb die Hinterbeine und die Ruthe des Thieres für einen Augenblick aus dem Wasser tauchen. Sie überschlugen sich und sanken sofort wieder unter — es war nur mehr ein todter Körper, den die Fluten wälzten.

Der verwachsene Mensch war in heller Verzweiflung am Ufer hin und hergelaufen, aus Leibeskräften seinen Hund beim Namen rufend. Bald aber mußte er einsehen, daß alles vergebens, daß das Thier unrettbar verloren war. Da fieng er mit weinerlicher Stimme zu jammern an:

„Um Gottes, Himmelswillen! Mein Sultl, mein armes, armes Hunderl!“

Die Aufmerksamkeit der Umstehenden, die bisher nur an den verunglückten Hund gedacht hatten, begann sich auf ihn zu lenken. Sie warfen ihm böse Blicke zu, überhäufsten ihn mit Vorwürfen, beschuldigten ihn der Thierquälerei.

„So was gehört eigentlich vor die Polizei!“ sagte Einer.

„Aber Sie waren doch selbst dabei!“ flennte der Budlige, vollständig fassungslös. „Sie haben es doch mit eigenen Augen gesehen, wie er förmlich gebettelt hat um sein Apport!“

Man zuckte die Achsel. Niemand schien die Entschuldigung gelten zu lassen.

Caspar Griesmaier, der sehr ärgerlich war, machte sich zum Organ der öffentlichen Meinung und polterte gegen ihn los. „Darum soll eben der Mensch mehr Vernunft haben, als das liebe Vieh, merken Sie sich das!“

„Es war eine Dummheit von mir, ich sehe es ja ein!“ wimmerte der Budlige, der unter der allgemeinen Entrüstung plötzlich sehr demüthig geworden war.

Er zog ein großes rothes Taschentuch hervor und wischte die Thränen ab, die ihm über die Wangen kollerten.

„Na, wenn Sie es nur einsehen!“ sagte Herr Griesmaier, schon halb begütigt durch diese unerwartete Selbsterkenntnis.

„Und Sie haben es ja gleich gesagt!“ fuhr der Bewachsene fort, dem es jetzt plötzlich eine eigene Wollust zu gewähren schien, sich anzuklagen. „Sie haben es ja gleich gesagt, daß er es nicht mehr leistet! Aber ich wollte Ihnen das Gegentheil beweisen, aus purem Trotz! Was habe ich jetzt davon? Hätte ich doch auf Sie gehört!“

Er wischte fortwährend mit dem rothen Taschentuch an seinen Augen herum, so daß der gute Griesmaier schon an nichts anderes mehr dachte, als wie er ihn trösten könnte.

„No, no, no! Gar so schwer müssen Sie es auch nicht nehmen!“

Dabei zwinkerte er seinem Neffen zu, er möge ihm helfen, den verzweifelten kleinen Mann zu beruhigen.

„Hören Sie endlich auf mit Ihrem Gefleun!“ sagte Frik, dem das Benehmen des Budligen unsäglich albern vorkam. „Dem Sultl thut jetzt kein Knöchel mehr weh. Und immer ist es noch besser für ihn so —, als wenn er schließlich an der Mäude crepiert wäre!“

Die übrigen Leute hatten sich nach und nach verlaufen. Auch Frik zeigte nicht übel Lust, sich zu entfernen. Ungeduldig, die Hände in den Hosentaschen, stand er da und gab sich nicht die geringste Mühe zu verbergen, daß er es höchst überflüssig fand, sich mit dem fremden, unsympathischen Menschen näher einzulassen.

„Du entschuldigst mich wohl jetzt, Onkel? Ich muß nämlich auf die Redaction, um noch einen Artikel loszuschießen. Den ersten, seit ich wieder die Freiheit habe. Er wird ein bißchen gesalzen ausfallen!“

Er reckte sich mit einem gewissen Behagen, schürzte gleichsam in Gedanken die Ärmel auf, wie um sich auf einen erbitterten Ringkampf vorzubereiten.



„Aber Frik, du wirst doch keine neuen Thorheiten begehen! Vergiß nur um Gotteswillen nicht, was ich Dir gesagt habe! Ein bißel entgegenkommend sein, weißt Du! So einige kleine Zugeständnisse und Compromisse schaden niemandem — Dir aber können sie doch nur nützen.“

Der budlige Mensch, wieder leidlich gefaßt, hatte seine Ohren gespitzt und richtig von den Rathschlägen des Onkels einiges aufgeschnappt. Mit dem Scharfsinn des Alltagsmenschen durchschaute er sofort die Situation, begriff, worum es sich hier handeln konnte; und indem er jetzt zudringlich näher trat, sagte er mit einer gewissen Bonhommie und mit jenem klugen Augenzwinkern, das den Welt- und Menschenkenner verrathen sollte:

„Verzeihen Sie, wenn ich mir für einen Augenblick das Wort erbitte. Vielleicht berechtigt mich hiezu die angenehme Thatsache, daß ich das Vergnügen habe, einen Kollegen in Ihnen zu begrüßen!“

„Einen Kollegen?“ sagte Frik zweifelnd und nichts weniger als erfreut, indem er ihn mit einem verletzend kalten Blicke maß.

„Jawohl, wenn Sie erlauben, Herr Frik Griesmaier“, lächelte der Verwachsene, ihm mit einer affectierten Bewegung seine Karte überreichend. „Sie wundern sich, woher ich Sie kenne? Ganz einfach von der letzten Schwurgerichtsverhandlung, für die ich mich interessierte. Denn ich bin vom Fache, müssen Sie wissen, Politiker und Publicist, ein Ritter vom Geiste gleich Ihnen! Sono pittore anch' io!“

Frik warf einen Blick auf die Karte und las unter einem ihm unbekanntem und gleichgiltigen Namen den Namen einer großen, weitverbreiteten und angesehenen Tageszeitung, für die er nicht sonderlich viel Respect übrig hatte.

„Nun, und was wünschen Sie eigentlich?“ fragte er mit kühler Zurückhaltung.

„Oh, ich wollte mir nur als älterer und erfahrener Colleague erlauben, Ihnen zu sagen, daß ich vollkommen der Ansicht Ihres Herrn Onkels beipflichte. Zugeständnisse und Compromisse! Auf nichts kommt es mehr an, wenn man auf einen grünen Zweig kommen will in dieser besten aller Welten! Jüngeren Kollegen kann man nicht warm genug empfehlen, dies zu beherzigen. Sie möchten alle gerne oben hinaus, glauben durchaus Ideale, Grundsätze und wie alle die schönen, sagenhaften Dinge heißen, besitzen und nur nach ihrer sogenannten Überzeugung schreiben zu müssen. Ich bitte Sie, heißt das nicht die Dinge auf den Kopf stellen? Richtet sich denn nicht in jedem Geschäfte das Anbot nach der Nachfrage? Und hat es den geringsten Zweck, mehr eigene Überzeugung auf den Markt zu werfen, als das Publicum consumieren mag? Nehmen Sie Ihren eigenen Fall zum Beispiel! Was haben Sie jetzt davon? Vielleicht sind sogar noch Abonnenten abgefallen!“

Die tausendköpfige Bestie nimmt ja sofort reizaus, wenn es einen Conflict mit den Machthabern gibt. Wem zulieb exponieren Sie sich also? Wer bezahlt Sie dafür? Oder sind Sie ein Amateur und lassen Sie sich zum Vergnügen einsperren? Sie haben mir ja leid gethan neulich, als Sie verurtheilt wurden, und wenn ich auch öffentlich gegen Sie polemisieren mußte, so waren doch meine Sympathien selbstverständlich auf Ihrer Seite. Aber bis zu einem gewissen Grade haben Sie Ihr Los doch verdient, weil Sie nämlich ein Schwärmer sind! Weil Sie sich von Gefühlen leiten lassen! Wozu denn in aller Welt? frage ich Sie. Wenn man sich für etwas echauffiert, so muß man doch wissen, was man davon hat! das sagt einem schon die natürliche Logik, habe ich nicht recht? Glauben Sie mir, bester Herr Griesmaier — ich spreche als Ihr aufrichtiger Freund — Überzeugung hin, Überzeugung her; das Wichtigste bleibt, daß man bei allem, was man unternimmt, sich die Frage vor Augen hält: Was kauf' ich mir davor?"

Mit wachsendem Staunen und sich nur mühsam beherrschend, hatte Fritz diesen Erguß des neuen „Collegen“ über sich ergehen lassen. Der Cynismus, der ihm hier im Gewande wohlwollender Rathschläge entgegentrat, machte ihn im ersten Augenblicke völlig sprachlos. Er wollte antworten, etwas erwidern, rang nach Worten, der lange zurückgestaute Grimm, der ihm jählings durch die Adern schäumte, brachte ihn beinahe um seine Besinnung. Hochroth im Gesicht, mit fürchterlich rollenden Augen fixierte er den neu entdeckten Berufsgenossen, und plötzlich dicht an ihn herantretend, als wolle er sich an ihm vergreifen, fragte er mit halb erstickter Stimme, zwischen aufeinandergebissenen Zähnen hervor:

„Was haben Sie eigentlich vorhin als Apportl benüßt, Sie Herr — Herr — Herr — Zeitungsschmierer?“

„Ein — ein — Holzscheit, wenn Sie nichts dagegen haben,“ stotterte der „College“ etwas betreten.

„So? Ein Holzscheit! Nichts als ein gewöhnliches Holzscheit? Und doch ist Ihr Hund ins Wasser gesprungen, es herauszuholen? Kann man denn ein Holzscheit essen? Wie? Antworten Sie! Kann man ein Holzscheit essen?“

„Meines Wissens nicht! Warum fragen Sie? Was wollen Sie eigentlich?“ stammelte der „College“, erschrocken vor ihm zurückweichend.

„Kann man ein Holzscheit essen?“ donnerte Fritz, blind und taub vor Wuth, indem er ihm immer näher an den Leib rückte. „Kann man ein Holzscheit essen? Kann man sich mit einem Holzscheit paaren? Wie? Kann man sich darauf betten und zur Ruhe legen? Kann man sich mit einem Holzscheit zudecken, wenn einem kalt ist? Nein? Nicht wahr, dies alles kann man nicht! Und trotzdem hat dieser unpraktische Kerl von einem Hund sich dafür echauffiert? Und hat sogar sein Leben daran

geseht, es aus dem Wasser zu fischen! Und ist elendiglich dabei eroffen! Und hat doch nicht gefragt: Was kauf ich mir davor? Nehmen Sie sich ein Beispiel an diesem Mistvieh, Sie ganz communer Lohuschreiber und Pauzierer!"

Er schrie so fürchterlich, daß die Leute auf der nahen Straße stehen blieben und an mehreren Häusern die Fenster klirrend aufflogen und Köpfe daraus hervorguckten, um zu sehen, was es gebe. Der bucklige „Collega“, der nicht anders dachte, als daß der andere plötzlich irrsinnig geworden sei, und den die Aussicht, unter den Händen eines Tobsüchtigen zu enden, mit wahnsinnigem Schreck erfüllte, überlegte noch, an allen Gliedern zitternd und mit verzerrter Miene um sich blickend, ob er es wagen dürfe, um Hilfe zu schreien, als Fritz plötzlich von ihm abließ und, sich seiner Heftigkeit schämend, ein paar Schritte zurücktrat. Es war ihm schon leichter ums Herz, da er sich ein bißchen Luft gemacht hatte. Wie Dampf durch ein geöffnetes Ventil, so verrauchte jetzt sein Zorn. Und als er nun gar, um diesen Proceß zu fördern, sich eine Cigarre anbrannte, da hatte er auch seine Laune wiedergefunden und blickte mit überlegenem Spott auf den noch immer bebenden „Ritter vom Geiste“ hinüber.

„Sehen Sie mich nicht so fürchtensam an, Herr Collega“, sagte er lachend. „Ich bin vollkommen normal, das können Sie mir glauben, und es fällt mir nicht ein, Sie aufzufressen — pfui Deibel!“

„Na, bitte, keine Feindschaft, meine Herren!“ legte sich der Onkel begütigend ins Mittel. „Stärken wir uns lieber auf den Schrecken! Was? Eine gute Idee! Nicht? Ich weiß da ganz nah' ein Weinlocale. Wie wär's, wenn wir miteinander ein Glas Scharfberger tranken? Auf das Andenken des armen Sutt! Wie? Die Herren machen mir das Vergnügen, meine Gäste zu sein, nicht wahr?“

Der Bucklige machte noch immer eine beleidigte Miene, schien aber nicht ganz abgeneigt, auf den Vorschlag einzugehen.

„Mich mußt du schon entschuldigen, Onkel!“ sagte Fritz. „Ich habe wirklich dringend zu thun. Und der Herr Collega da verzichtet gern auf die Ehre, mit mir an einem Tische zu sitzen, was durchaus auf Gegenseitigkeit beruht. Gute Unterhaltung also, meine Herren, und auf Wiedersehen, Onkel!“

Er grüßte und gieng.

„Kann man ihn so allein gehen lassen?“ flüsterte der Verwachsene mit erheuchelter Sorge. „Unterliegt er öfters derartigen Tobsuchtsanfällen?“

„Ach was, Unsinn!“ brummte der Onkel. „Ein bißel wunderbarlich ist er halt manchmal. Und auch ein bißel übertrieben und rücksichtslos — aber, ich muß schon sagen, im Ganzen doch ein wackerer Bursch. Mit seinem Beruf, da nimmt er es schon einmal verteuftelt streng und

ehrlieh. Klug ist das freilieh nicht, aber schließlich — imponieren thut's mir eigentlich doch, wenn ich aufrichtig sein soll!"

„So, imponiert Ihnen das?“ sagte der „Ritter vom Geiste“ spiz.  
 „Wir vom Handwerk, wissen Sie, wir sehen die Dinge wohl mit anderen Augen an.“

An der Thür des Weinlocales gab es noch einige Umständlichkeiten, da jeder dem andern den Vortritt lassen wollte. Inzwischen eilte Friß, dem unbändig leicht und fröhlich ums Herz war, mit großen Schritten der Redactionsstube entgegen, wo die geliebte Feder seiner harrte, die er ein paar Wochen lang unfreiwilliger Weise hatte ruhen lassen müssen.

## Verlassen und verloren.

Ein Nachtbild aus dem Volksleben von Peter Rosegger.

**W**as das, zartbesaitete Leserin, thu es nicht! Lege dieses Blatt hin, lehne dich in die Chaiselongue und nimm einen galanten Franzosen zur Hand. Allerdings gibt es auch hinter dem Rheine drüben nicht mehr so viele von solchen, die das Glend parfümieren und den Abgrund mit Rosen verdecken. Ich habe von einem Manne zu erzählen, dessen Geschichte mit dem Glende beginnt und mit dem Verbrechen endet. Nur wird schließlich die Frage offen bleiben, wer der Verbrecher ist.

Johann Schmied war sein Name, doch kann nicht jeder seines Schicksals Schmied sein, wenn die Feuer schlecht brennen. Johann Schmied war ein Kleinhäusler zu Rothschachen auf der Matt. Sein Brot erwarb er auf seinem kümmerlichen Gütlein und im Taglohn. Seit kurzem war er Witwer mit sechs Kindern. Die fünf jüngeren Kinder von drei bis zu zehn Jahren waren sein eigen; sie waren wohlgeartet aber schwächlich, weil Nahrung und Pflege nicht genügte. Das älteste, nun ein Knabe von elf Jahren, hatte sein Weib ihm in die Ehe mitgebracht. Nie hatte er an dieser Mitgift einen Anstoß genommen, vielmehr seit der ersten Zeit den Knaben versorgt und gern gehabt, wie seine eigenen. Der Mann kann das, das Weib kann es nicht, sie mag sich Mühe geben nach aller Möglichkeit; das fremde Kind ist nicht ihr eigenes, und gerade je näher es ihren leiblichen Kindern steht, je mehr fühlt sie sich von ihm beirrt. Schmied wollte diesem älteren Knaben natürlich zuerst Anleitung geben und ihm Unterricht verschaffen. Da aber zeigte es sich, daß die Anleitung nicht anschlag, die Schule nicht fruchtete, denn der Knabe war ein Cretin. Freilich, man sah es, ein zwerghafter, verkrüppelter Cretin. Das hätte den Stiefvater nicht abgehalten, fürs arme Geschöpf das Gleiche zu thun, wie

für seine eigenen hübschen und munteren Kleinen. Aber der Gretin hatte, wie es schien, doch eine geistige Fähigkeit, wenn gleich nur diese eine. Er war böshaft. Wenn er seinen Geschwistern eine Tücke anthun konnte, so geschah es gewiß, und zwar auf hinterlistige Art. Nicht bloß, daß jedes der jüngeren stets seinen Riß im Kleide, seinen Kraker an der Wange aufwies — das fünfjährige Mädchen hatte eine leere Augenhöhle, die ihm der Unhold mit einem Stein geschlagen.

Der Junge hatte ein kleines, höckeriges Körperchen, aber Kraft in den plumpen Händen. Er hatte einen unförmig großen Kopf mit Halswulsten. Er war sehr schwerhörig und konnte wenige Worte so deutlich aussprechen, daß man sie verstand. Nur die Mutter hatte jeden seiner bellenden Laute zu deuten gewußt. Und er hatte ein schönes schwarzes Auge, das zumeist treuherzig dreinschaute, auch während er dem Bruder einen Schlag ins Gesicht versetzte oder die Schwester am Haar zauste. Vielleicht sollten solcherlei Angriffe Zärtlichkeitsbezeugungen sein. Angenommen wurden sie nicht als solche und er bekam manchmal sein doppeltes Theil zurück. Den Leuten wich er scheu aus und hielt sich am liebsten im Stalle auf beim Vieh, von dem er sich gerne die niedere Stirn belecken ließ. Dann hockte er da auf dem Streuhaufen, stundenlang unbeweglich und schaute träumend vor sich hin.

Nachdem die Mutter nun gestorben war, der Vater seiner Arbeit nachgehen mußte und die Kinder sich also noch mehr selbst überlassen blieben, verschlimmerte sich alles. Die Nahrung noch ungenügender, die Pflege noch schlechter und die Lächer in Gewand und Fleisch noch größer. Auch hatte es sich mit Sicherheit herausgestellt, daß Guido, der Gretin, weder zum Lernen noch zur geregelten Handarbeit irgendeine Fähigkeit hatte, daß er die Last und der Kummer seiner Familie bleiben würde, ja daß er mit zunehmendem Alter noch in größerem Maße unsauber und gefährlich wurde. Viel hatte Schmied in seiner Nachbarschaft, beim Gemeindevorstand, beim Pfarrer, beim Schullehrer herumgefragt, was doch mit dem Jungen anzufangen sei? Die Redseligsten, die sonst immer mit ihren guten Rathschlägen hausieren giengen, auf diese Frage waren sie stumm. Andere hatten ihre Vorschläge: Man müsse den „Teppen“ einsperren in den Kuhstall. Oder man müsse ihn so lange mit der Ruthe züchtigen, bis die Dummheit und die Bosheit herausgeschlagen sei, dann würde er schon brauchbar werden. Schmied war gedankenlos genug, solche Rathschläge zeitweilig zu befolgen, doch je mehr der Knabe mißhandelt wurde, je deutlicher kam in ihm das Thier zum Vorschein. Aber auch freundliche Behandlung brachte nicht viel Besseres, und so sagte eines Tages Schmied verzweifelt zum Gemeindevorsteher: „Ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Nehmt mir diese Mißgeburt ab, ich kann für nichts mehr gutstehen.“

„Was die Gemeinde mit ihm anfangen soll? Für solche Wesen hat sie kein Nest und keinen Kotter. Wenn Du nicht aufkommst fürs Kind, das Du Dir angeheiratet hast, von uns anderen wirds wohl noch weniger zu verlangen sein. Habe doch noch ein bißchen Geduld, Schmied. Bis die Kröte ein Haus angezündet hat, oder wen umgebracht, dann nehmen sie ihn Dir sofort vom Hals.“

„So redest Du, der Gemeindevorstand?“

Dieser lachte überlaut, um zu zeigen, daß seine Rede nur Spasß gewesen sei.

Der Pfarrer gab einen anderen Rath. Wenn Schmied wieder einmal in die Stadt gehe, um auf dem Trödelmarkt Kleider für die Kinder zu kaufen, so solle er den Guido mitnehmen.

„O mein Herr Pfarrer, den kauft mir niemand ab. Nicht einmal auf dem Trödelmarkt!“ rief Schmied aus.

„Ich habe auch nicht gemeint, mein Freund, daß Du ihn verkaufen solltest, wie die Söhne Jakobs den Josef. Aber in eine Anstalt sollst Du ihn führen. Gibt es doch allerhand Anstalten für Arme, Kranke, Sieche, für Krüppel und Waisen, für Zuchtlose und Narren. Du wirst ihn schon anbringen. Ich gebe Dir eine Empfehlung mit an einen Bekannten, der Director im Lazarus-Spital ist. Der wird Dir schon Weiteres sagen.“

Das hatte einmal Hand und Fuß. Es dachte jetzt dem Manne gar nicht so leicht zu sein, ein armes, gänzlich hilfloses Kind in die fremde Welt hinauszustoßen. Er will warten bis zum großen Trödelmarkt im Frühjahr. Vielleicht hat es bis hin doch eine sonstige Veränderung. Es war der Scharlach in der Gegend, in Guido stecken noch alle Kinderkrankheiten.

Wirklich kam um Weihnachten der Scharlach in die Hütte. Alle Kinder erkrankten daran, nur nicht der Gretin. Dieser aber hatte einmal in Abwesenheit des Vaters eine zarte Regung; vielleicht daß er sah, wie sein jüngerer Bruder im Schüttelfrost fieberte, er nahm Streichhölzer und zündete unter das Bett. Der kranke Knabe sprang in das feuchte Fleß, um Wasser in die Flamme zu gießen. Darauf steigerte sich beim Knaben die Krankheit und ließ, als sie nach Wochen gewichen war, ein Brustleiden zurück.

Nun packte Schmied den Gretin zusammen und brachte ihn in die Stadt. Doch im Lazarus-Spital wurde er trotz der Empfehlung vom Pfarrer nicht am besten aufgenommen. Ob der Knabe krank sei? Krank nicht, nur ein Trottel. Na, dann gehöre er in kein Spital, eher in ein Narrenhaus.

Dem Schmied leuchtete das ein und er gieng mit dem Knaben, den er zeitweilig mit Gewalt hinter sich herzerren mußte, in die Irren-

anstalt. Dort lachten sie ihn bloß aus. Was er denn glaube? Die Irrenanstalt sei für Geisteskrante, Cretius aber seien nicht geisteskrank, einfach, weil sie gar keinen Geist hätten. Vielleicht würde er in einer Siechenanstalt aufgenommen werden können.

In dem Siechenhaus hieß es, das sei für alte, sieche Leute. Der Knabe wäre noch jung und organisch gesund. Wenn er nicht parieren wolle und böshaft sei, so gehöre er in eine Correctionsanstalt. Die Correctionsanstalt wies ihn in ein Waisenhaus, dieses in eine Idiotenanstalt.

Hier endlich glaubte Schmied an der richtigen Stelle zu sein, denn das ganze Gebäude war voll von ähnlichen Geschöpfen, wie er eines bei sich hatte.

In der Kanzlei, wo er sich anmeldete, machten sie weiter keine Umstände, schrieben die Namen auf, das Alter, die Zuständigkeitsgemeinde und fragten nach dem Aufnahmegesuch, nach dem amtlichen Scheine. Einen solchen hatte Schmied nicht bei sich.

„Ja, lieber Mann, Sie haben doch eine Schrift mit, durch die Ihre Gemeinde oder Sie selbst sich verpflichten, die Kosten zu zahlen? Oder ob das Land sich bereit erklärt. Von all dem haben Sie nichts? Dann müssen Sie den Kleinen schon wieder mitnehmen.“

Das war der Bescheid. Schmied wurde dann noch in ein Armenkloster gewiesen und von diesem in ein Versorgungshaus für unheilbar Leidende. Nirgends gehörte der arme Idiot hin, überall lehnte man ihn ab. Man zeigte hie und da Mitleid mit dem unglücklichen Mann, bedauerte daß die Statuten die Aufnahme nicht ermöglichten, man könne eben von den Vorschriften nicht abgehen. Eine Schüssel Suppe mit Reis und Brot im Kloster, das war der einzige Erfolg des zweitägigen Hausierens bei den Wohlthätigkeitsanstalten.

So machte Johann Schmied sich mit dem heillosen Geschöpfe wieder auf den Weg in die Heimatsgegend. Es war ein düsterer Wintertag, in den fahlen Bäumen hieng eine blaue, schneidende Luft, und als sie ins Haideland kamen, begann es zu schneien. Schmied zog die Flasche mit Slivoviz aus dem Sack, die er sich in der Stadt gekauft hatte und deren Inhalt ihre Wegzehrung und ihren Kälteschutz ausmachen sollte. Er nahm davon ein paar Schluck und bot auch dem Knaben, der gierig, als wäre es Wasser, davon trinken wollte. Das Schneien wurde immer dichter, der Wind wirbelte Schnee auf und spielte mit ihm Reigen. Als der Abend zu dunkeln begann, tapften sie mit Mühe vorwärts. Der Cretin feuchte hintendrein und hielt sich hemmend an die Rockschöße des Vaters. Dieser fluchte und schlug ihm auf die Finger, aber der Knabe klammerte sich wieder an ihn und schnauzte mühsam aus dem dicken Halse.

So wollen wir wieder einmal rasten, dachte Schmied, setzte sich in den flaumigen Schnee, zog den Knaben neben seiner nieder, ent-

stößelte die Flasche und gab sie ihm in die Hand für einen Schluck. Der Knabe setzte die Flasche an den Mund, nahm aber nicht einen Schluck, sondern trank mit langen, gierigen Zügen. Der Vater wehrte ihm nicht.

Er saß da, starrte in das Schneetreiben der Dämmerung und sann. Enger zog er sich den Rocktragen um den Hals und blieb sitzen und starrte hinaus und that manchmal einen kurzen Blick auf den Knaben, der die Flasche fast geleert, sich in den Schnee zurückgelehnt hatte und einzuschlafen begann. Und als es dunkel geworden war auf der stürmischen Heide und als der Knabe schlief, da erhob sich Schmied rasch, lautlos und eilte weiter auf der schneeflaumigen Straße. Allein, frei und leicht hastete er dahin und sah nicht mehr um. Wohl that ihm das Fegen und Pfeifen des Windes. Das unselige Geschöpf aber begleitete ihn noch in Gedanken; wie vorher an den Rock, klammerte es sich nun an sein Gehirn. — Es wird bald vorbei sein. So ist's am besten für dich und für uns. — Mit diesem Gedanken wollte er es abschütteln — aber ohne Erfolg.

Nach einer Weile sah er vor sich am Wege die Lichter des Wirtshauses auf der Matt. Dort hauste ein Better von ihm. Er kehrte ein, er fühlte, was ihm noth that, ein Glas Wein und Leute.

„Bist da, Schmied?“ redete ihn der Wirt an. „Und allein bist. Hast ihn doch angebracht?“

„Gott sei Lob und Dank“, antwortete der Angesprochene. „Eine Halbe Ungarischen bring mir.“ Nachdem ihm Wirt und Wirtin mit Spänen den Schnee aus den Falten geklopft hatten, setzte er sich zum Ofentisch und sagte zum Spass den alten Bauernspruch: „So, gegessen wär's, wenn's nur geprügel't auch wär'!“ Er war aufgeräumt, sprach mit überlauter Stimme, und die Wirtin sagte in der Küche: „Man merkt's wohl, daß ihm ein Stein vom Herzen ist.“ Sein Sitzen in der warmen Stube war aber nicht so behaglich, als er sich's gedacht hatte. Nachdem er mehrmals auf die alte langsam und dfeierlich tickende Wanduhr geblickt hatte, bezahlte er plötzlich die Beche, stand auf und gieng davon. Er hatte ja noch ein Stück Weges bis nach Rothschachen zu seiner Hütte. Ob er nicht eine Laterne mithaben wolle? Er hörte es nicht mehr, schritt eilig fürpaß.

Als er durch den schwarzen Kieferwald gieng, vor sich hingelegt das mattweiße Band der Straße, sah er auf diesem einen dunklen Punkt, der sich bewegte. Und war's der Cretin, der schnaufend und gröhlend vorantappte und nun, den Vater bemerkend, mit einem Freudengestöhn nach dem Rockflügel tastete. In dem Manne gieng Unbeschreibliches vor. Schreck, Freude, Ärger, Mitleid und Zorn. Eine wahre Wuth darüber, daß dieses böse Schicksal nicht von ihm wich. Er wollte den



Knaben mit derber Hand von sich stoßen, der Kleine klammerte sich an den Arm und biß ihn in den Finger. Wüthend schleuderte der Vater den Guido seitlings in den Schnee, kniete auf dessen Brust und umspannte mit krampfigen Fingern den Hals. Mit strammen Knien drückte Johann Schmied dem Knaben die Brust ein, mit aller Kraft umklammerte er ihm die Gurgel — wohl an fünf Minuten lang. — Dann ließ er ihn liegen und gieng heim zu seinen Kindern.

Diese kauerten im Strohneste beisammen, aber schliefen noch nicht. Als die Thür aufgieng, fürchteten sie sich, als er Licht machte und sie sahen, daß der Guido nicht mehr bei ihm war, freuten sie sich. Nur das kleine Mädchen, dem der Cretin das Auge ausgeschlagen hatte, hub an zu schluchzen, weil der Bruder in der stoßfremden Stadt geblieben war. Der Vater beruhigte, daß es dem Guido nun wohl besser gienge als ihnen allen miteinander.

Das größere Mädchen machte aufmerksam, daß auf dem Ofen noch Mehlnocken von Mittag wären, er nahm sie nicht, sondern blies das Licht aus und legte sich bald auf seinen Strohsack.

Es war in dieser Nacht kein Schlaf zu finden. Erst gegen Morgen schlummerte Schmied ein, um aber bald gestört zu werden. Das blasse Licht fiel durch die zwei mit Schnee belegten Fenster in die frostige Kammer herein, als vor der Hüttenthür Lärm und Gepolter entstand. Das ältere Mädchen war schon angezogen, es gieng, um zu öffnen und kam sogleich mit der Nachricht zurück: „Der Guido ist da! Der Guido ist wider da!“

Freilich, draußen vor der Thür auf einer aus Baumästen geflochtenen Tragbahre lag er mit starren, krummgebogenen Beinen. Schnee klebte an den Kleidern, das Gesicht blau, aufgedunsen, die Augen hervorgetrieben und erstorben. Einige Männer standen herum, darunter der Gemeindevorsteher, der so gut Spass machen konnte. Heute machte er keinen, sondern verlangte aufgeregt nach dem Johann Schmied. Der brauchte sich nicht erst anzuziehen, weil er in den Kleidern gelegen war. Wirr und verstört trat er hinaus; den Todten erblickend wendete er sich ab und sagte: „Was brauch ich ihn denn da? Thut ihn in die Todtenkammer.“

„Den hast Du umgebracht, Schmied!“ rief der Gemeindevorsteher, „gesteh's nur ein!“

„Was schreist Du denn so?“ entgegnete Schmied tonlos, „hab' ich's gethan, so leugne ich's auch nicht.“

„Aber, mein heiliger Gott, Du wirst doch das Kind nicht getödtet haben“, sagte der Wirt auf der Matt. „Du bist ja gar nicht bei ihm gewesen. Du bist gestern Abends ganz allein in meinem Haus gewesen. Du hast Zeugenschaft.“

„Ich brauch' keine“, sagte Schmied und leugnete nicht mit einem Wort.

Nun zeigte es sich, daß doch nicht alle Anstalten in der Stadt geschlossen waren für den armen Tagelöhner.

Vor den Richtern und Geschwornen versicherte der Staatsanwalt daß er auch ein Herz in der Brust habe und doch die Verurtheilung zum Tode verlangen müsse. Schmied verteidigte sich nicht. Umso grimmiger war der Advocat. „Dieser unglückliche Mensch hat in der Verzweiflung dem Idioten das elende Leben genommen. Es muß bestraft werden. Aber meine Herren, ich frage, wenn der Staatsanwalt diese That mit dem Tode bestraft wissen will, womit müßten denn dann jene bestraft werden, die fünf arme, unversorgte, unschuldige Kinder zu Waisen machen?! Und wie will er denn solche Wohlthätigkeitsanstalten bestrafen, die für das Volk und die armen Leute da sind, die aber den Hilfesuchenden zurückgestoßen haben?“

Der Vorsitzende erinnerte, daß in diesem Tone nicht weitergesprochen werden dürfe. Die Geschwornen verurtheilten den Johann Schmied einstimmig zum Tode. Er hörte das Urtheil bewegungslos an. Sein Verteidiger wollte ihm mit Trost beistehen und sprach von der Hoffnung, daß er Gnade finden werde.

„Ich brauch' keine“, antwortete Schmied.

„Aber Ihre Kinder!“

Da knickte der arme Sünder zusammen, schlug sich die Fäuste ins Gesicht und weinte. Man hörte keinen Laut, sah aber das Schüttern seines Körpers.

## Agnes.

Eine wahre Geschichte aus dem Mühlviertel von Louise Seidl-Derschmidt.

(Fortsetzung von Seite 180.)

### IV.

**I**m Reiterhof wartete die Mutter auf den Sohn und die Schwiegertochter. Sie hatte sich endlich, obgleich mit Bangen und Zweifeln, mit dem Unabänderlichen zu versöhnen gesucht. Das gelang ihrer Mutterliebe umso eher, als sie sich vornahm, der jungen Bäuerin alle nöthige Anleitung und Rath und Beispiel zu geben, ihr eine gute brave Mutter zu ersetzen, die dem Mädchen leider gefehlt hatte.

Vielleicht ließe sie sich noch „richten“.

Die einsame alte Frau, die das ganze Jahr außer den Kirchgängen nicht über die Grenzen ihres heimathlichen Hofes hinauskam, hatte freilich die Spottlieder nicht gehört, welche die Buben auf ihren Sohn gesungen.

U Witwar, sagt mar,  
Der is gar leicht tröst,  
U bluatarme Seel  
Is weit härter derlöst.

Es is nix so trauri  
Und nix so betrüabt,  
Als wann si a Grabshädl  
In a Junge verliabt.

Jetzt liabt er a Dirndl  
Dös is nöt viel nuß,  
Halt nix auf die Arbat  
Und viel aufn Put.

Bei drei Vuabn liabn  
Siachts a no loan G'fahr,  
Dan liabts, van soypts,  
Dan heirats nu gor.

Agnes kam der Schwiegermutter mit der ihr eigenen Sanftheit und Freundlichkeit entgegen, welche stets geeignet war, die Menschen für sie einzunehmen. Sie eilte, noch im Brautkranze, auf die Mutter zu, zwang diese, im Lehnstuhle sitzen zu bleiben, indem sie selbst auf den kleinen Fußschemel kniete und die Alte in das Kissen zurückdrückte.

„Da wär ich halt und thät bitten um der Mutter ihren Segen.“

Dem Sepp lachte das ganze Gesicht.

„Weib,“ rief er etwas weinselig, „wenn Du mit meiner Mutter gut bist, dann haben wir unser Lebtag keinen Streit“.

Nein, streiten that sie nicht, die Agnes. Sie sagte meist zu allem „ja“ und that der Schwiegermutter alle Ehre an.

Daher dauerte es gar nicht lange, daß die Alte heiße Dankgebete zum lieben Herrgott sandte, weil es ihr Sepp mit seiner Zweiten so wohl getroffen.

So zog der Sommer ins Land.

Eines Nachmittags nahm Agnes einen Korb und sagte zu ihrem Manne: „Heut hol' ich uns Himbeeren heim; ich hab das Einsieden gelernt, und so ein Saft ist im Winter gut hernehmen, wenn eins krank ist.“

Sie gieng den Hügel hinab ins Thal, in dessen Sohle die Waldmühle stand, an dieser vorbei, immer dem Bache nach in die wildschöne Waldschlucht. Das Wasser mußte seinen Weg suchen durch ein Gewirr von Granitblöcken, daneben bahnte sich ein Fußsteig, dem man nicht recht den Namen „Weg“ geben konnte. Denn oft mußte der Wanderer auf die rundgewaschenen Steine zwischen den Wasserläufen treten, oft verband ein quergelegter Baumstamm zwei klastende Felsstücke, oft zog sich ein schmales Band neben dem Bache hin und kroch als steile, ungefüge Treppe die herantretenden Granitthürme hinan, und endlich sperrte ein Wasserfall den Pfad ab.

Dort aber war ein mächtiges Holzgerüst erbaut, um den in der Tiefe des Gesteins verschwindenden Bach nöthigenfalls aufzunehmen. Im

Frühlänge leitete man das Wasser von seinem natürlichen Rinnsale ab, und es stürzte in starkem Strahle und reizendem Gefälle in eine meterbreite Rinne aus Holz. Dieser Schwemmkanal führte dann tausende von Klaftern Brennholz zu Thal bis an jene Stelle, wo der Bach die Klamm verließ und als sanftes, weiden- und erlenumkränztcs Wässerlein durch ein fruchtbares Hügelgelände plätscherte, dem man die enge Nachbarschaft der großartigen Felsenschlucht gar nicht zutraute.

In dieser Schlucht gediehen die Himbeeren massenhaft, denn der Sonnenstrahl legte sich brütend ins Gestein, und wenn draußen der nimmer rastende Wind über die Hügel des linken Donauuferlandes hinsegte, bewegte die harzduftenden Fichtenkronen in der Klamm kein leiser Hauch.

Wilder Eisenhut, Tollkirichen, manns hohe Farne, alle möglichen Waldsträucher und Dornstauden woben ein Netz über den steinbedeckten Grund der Schlucht und deren Abhänge, wo die letzteren mäßig genug waren, um dem Pflanzenwuchse Zutritt zu gewähren.

Hier war das Ziel von Agnes' Wanderung. Sie stieg in die Holzrinne ein und schaute von da in die Tiefe. Haus hoch stand sie über dem Thalgrunde und dem darin schäumenden Bache, der sich einige hundert Meter tiefer in dem Durcheinander der Granitfuge'n spurlos verlor.

„Wer da hinabstürzte, der würde wohl auf Nimmerwiedersehen in die Steinhöhlen geschwemmt. Und leicht käm's an, das Hinabstürzen.“

Agnes dachte dies laut, indem sie das Holzgerüste näher besichtigte.

Gleich hinter dem Punkte, wo sie stand, hatte die Rinne eine etwa zwei Meter lange Lücke. Da waren die Bretter fallthürartig in die Höhe gezogen, um dem Wasser den Lauf durch das Geflüder zu wehren. Den Sommer über mußte die Rinne trocken liegen, und wenn ein Wanderer sie als bequemen Pfad benützte, mußte er bei der klaffenden Lücke aussteigen und auf einen schmalen Ladeu außerhalb der Rinne treten, der über die Seitenpfosten, die rechts und links hervortraten, einfach ohne Befestigung darübergerlegt war.

Dieses schwankende, unsichere Verkehrsmittel konnte nur von Schwindelfreien ohne Angst betreten werden.

Wenn nun dieser Ladeu umschnappte!

Oder wenn er durch Zufall bei Seite rutschte oder morsch würde!

„Na, Agnes, was denkst Dir denn, daß Du nicht hörst und nicht siehst! Ich wart schon lang auf Dich.“

Agnes blickte auf und sah im Gestrüpp einen alten Bekannten sitzen.

„Du wartst auf mich, Hiesl? Schau, das ist schön von Dir. Hast also ausdückelt?“

„Berspott mich nicht! Zum Lumpen bin ich worden, das Saufen und Schuldenmachen hab ich ang'hebt und aus dem Dienst habens mich gejagd. Wer die Schuld hat, wirst wissen.“

„Ich hab' Dir's nicht ang'schafft, dass Du saufen und Schulden machen sollst.“

Hiesl führ unbeirrt fort: „Jetzt hast mich ins Elend gestoßen — hilf mir auch wieder heraus?“

„Wie sollt ich denn das anfangen?“

„Bei der Bräuerin könntest ein gutes Wort reden, dass sie mich als Kofstknecht nähm. Du bist nicht schlecht gestanden bei ihr, weils D' fromm genug gethan hast. Dein wahres Gesicht hast ihr ja nie zeigt.“

„Eonst hätt' s' mich davongjagt. Und wem zu Lieb hab ich denn Heimlichkeiten vor ihr gehabt? Wer hat mich denn tribliert, nicht zum sagen, dass ich mein Stubenfenster offen lass'?“

„Von dem reden wir nicht. Willst mir einen Dienstplatz verschaffen?“

„Wenn mein Wort gilt, ja! — Übrigens, Hiesl,“ flüsterte Agnes, als konnte ihr Wort in der einsamen Waldschlucht von jemand Unrechten vernommen werden — „wir thäten auch einen Knecht brauchen. Mein Mann allein dermachts nimmer und ich hab eh' genug zu thun im Haus — und muss daneben noch die Alte bei gutem Humor erhalten.“

„Zu Dir, Agnes, meinst — zu Dir soll ich als Knecht kommen?“

„Warum denn nicht? Ist Dir leicht der Reiterhofer zu schlecht?“

„Nein, das nicht, der Reiterhofer ist bekannt als ein braver Bauer.“

„Also meinst, dass Dich die Bäuerin schlecht halten thät?“

Agnes zeigte lächelnd ihre schönen Zähne.

„Könntest das glauben von mir? — Geh', sei kein Lapp und komm! Wenigstens würd's ein bissel unterhaltlicher auf dem einschichtigen Hof. Glaubst, es ist so lustig, alten Weibern die Heiligenlegend vorlesen und die ganze Woche kein' andern Menschen sehen, als die Hausleut? Komm und nimm Deine Zither mit. Feierabend haben wir dann schön heimlich.“

Hiesl stand noch eine Weile unschlüssig.

„So komm ich halt. Mir steht's Wasser bis ans Maul, was will ich machen?“

„So ungern kommst? Magst mich denn gar nimmer?“

„Wie's D' so reden magst! Du ein verheiratet Weib! Ja, wenn Du eine Wittib wärst — — —“

Agnes machte eine auffahrende Bewegung. Ein rascher lauernder Blick suchte in den Mienen des Hiesl zu lesen, fand aber nur darin den harmlosen Ausdruck eines Menschen ohne Hintergedanken.

Sie wandte sich kurz zum Gehen.

„Also kannst um Peter und Paul einstehen, daß ist nächste Woche — und wenn Du nicht willst — na, so laßt es halt bleiben.“

Der Einstand des neuen Knechtes änderte nicht viel auf dem Reiterhofe. Es schien, als sei Hiesel nicht aufgelegt zu Sang und Saitenspiel. Ruhig that er seine Arbeit und wich der ehemaligen Geliebten fast ängstlich aus, sie dagegenehrte die Herrin hervor und that stolz und kalt.

Eines Sonntagmorgens jedoch brach sie das zwischen ihnen herrschende Schweigen.

„Hiesel,“ sagte sie, „heut mußt mir was mitnehmen vom Kramer, wenn Du in die Kirche gehst. Im Stall ist's völlig aus mit lauter Nagen. Weißt kein Mittel dafür?“

„Das wohl! Da mußt ihnen halt vergeben. So ein Nagengift hat der Kramer schon, das bring ich.“

Am Abende wurde also Nattengift in die Stallwinkel gestreut und Agnes machte alle Hausgenossen darauf aufmerksam.

„Damit nichts geschieht,“ jagte sie. „Könnt gleich wem ein Unglück passieren, wenn's eins nicht wüßt.“

Wenige Zeit darauf gieng der Reiterhofer ins Viehhandeln. Vor Tagesanbruch verließ er sein Haus, denn um ein gutes Stück Rind lohnt es sich schon, daß man einen weiten Weg macht. Galt es doch diesmal, der jungen Frau eine Freude zu machen, die sich doch eine brave Milchkuh in den Stall wünschte.

Als er an die Waldmühle kam, stand der alte Müller in der Hausthür.

„Grüß Gott, Reiterhofer“, rief er den Nachbarn an, „wie geht's Dir denn allweil? Hast doch einen guten Gsund? Mir kommt vor, Du gehst völlig ein, wie die Kroatenleinwand.“

„Ja, Waldmüller,“ war die Antwort, „laß mich ein wenig rasten bei Dir, mir ist nicht recht gut.“

„So geh nur herein. Sitz mir nieder! Schlecht genug schaust aus! Hast leicht kein Frühstück g'habt? Bäurin, schnell gib ihm was.“

„Hab eh schon eine Suppe g'habt, aber der Kaffee taugt mir nimmer. Es wird mir schon wieder besser werden.“

Schon kam die Waldmüllerin mit dem Milchhäfen.

„Grad frisch gemolken hab ichs, warm ist's noch. Wenn was Unrechts im Magen ist, das hilft Dir dafür. Thu's nur gleich austrinken, Sepp, aber alles!“

Die alte Waldmüllerin hatte Recht. Der Reiterhofer that, wie sie ihm geheißten — und er mußte wohl „was Unrechts“ im Magen gehabt haben, weil die warme Milch darin zu rumoren anfieng.

„Geschwind laßt's mich hinaus!“ rief er und enteilt der Stube. Als er nach einer Viertelstunde wiederkam, reichte er der Müllerin die Hand.

„Bergelt's Gott für Deine Medicin, Du verstehst ja schier so viel wie ein Vader! G'holfen hat's! Schier wohl thut's einwendig. Jetzt bin ich wieder frisch und gesund.“

## V.

Jetzt thut der Mollererhießl auch wieder gut, hieß es allgemein, und der Volksmund schien Recht zu haben. Er spielte nicht mehr, trank nicht mehr als jeder rechte Bauernknecht, der nur Sonntags sein Käuschlein heimtrug, er kam in keinen Streit mehr mit dem Förster wegen der Wilddieberei und hatte keinen Kaufhandel mit den Marktburschen.

„Das macht der Einfluß von der frommen Bäurin,“ sagte der Organist am Stammtisch, „die muß der alten Reiterhoferin immer Legenden vorlesen und aus ihren fünfzig Bethücheln, da profitiert halt der Knecht auch davon. — Mir haben's meine Mädeln erzählt, die auf Besuch bei der jungen Bäurin waren. Die können nicht genug sagen, wie schön sie der Alten thut. Na, ihr Schaden wird's wohl nicht sein.“

„Heut kommt eh der Reiterhofer noch,“ sagte die Bräuerin, „er hat's in der Früh g'sagt, wie er sich ein Viertel Wein kauft hat.“

„Die Alte“, fuhr der Organist fort, „penzt schon so lang, daß der Sepp sein Weib auf den Hof anschreiben laßt. Die Töchter sind verheiratet und haben schon ihren Theil, und wie ich g'hört hab, soll der Reiterhofer schon sein Testament aufg'jetzt haben zu Gunsten der Agnes.“

„Darnach sollt er halt abfahren, damit sie einen Jungen kriegt.“

„Glaub's nicht, daß die Agnes so ist,“ wandte die Bräuerin ein. „Übrigens mit dem Testament wird's wahr sein, weil der Reiterhofer gesagt hat, er müsse nach Lichtenbach zum Notar.“

Gieng die Thür auf und es trat der Reiterhofer herein. Bescheiden wollte er abseits vom „Herrentisch“ Platz nehmen, aber das litten die Gäste nicht. Sie rückten zusammen und luden ihn ein, bei ihnen niederzusitzen.

„Alleweil g'sund, Reiterhofer, was macht die schöne Bäurin? Neidig möcht man auch sein!“

„Was ist's, machen wir eine Tarokpartie? Sind jetzt mit dem Reiterhofer gerade achte — da geht's auf zwei Tischen.“

„Ich thu' nicht mit,“ sagte der Bräuer, der kein Freund des Spieles war und winkte dem „Wenzel“ am Nebentisch, „da, thun Sie für mich einsetzen.“

Der Reiterhofer folgte der Einladung der Stammgäste, geschmeichelt durch deren Zuvorkommenheit und blieb daher länger als er vorgehabt, in Königsau, trank auch in der Hitze des Spieleifers ein Gläschen mehr als gewöhnlich.

Darum rieth ihm die Bräuerin: „Geht heut nicht durch die Klamm nach Haus, 's ist ein schiecher Weg bei der Nacht. Über die Maid auf der Straßen ist's schöner und auch nicht viel weiter.“

„Und grüßt uns halt das liebe Weiberl.“

„Nehmts es mit ein andermal!“

„Ist uns eh alleweil Zeitlang um sie, so viel geht's uns ab im Bräuhauz.“

Den selben Sonntagsabend saßen die zwei Weiber auf dem Reiterhofe beisammen, wie gewöhnlich, bei frommer Lesung. Aber Agnes klappte das dicke Buch bald zu und sagte: „Heut' mag ich nimmer lesen, mir thut der Hals weh.“

„Lais es nur gut sein, Agnes, bin schon zufrieden. Ist ja eh viel von Dir, daß Du einen Sonntag wie den andern bei mir aushältst, wo andere der Lustbarkeit nachgehen. So ein junges Leut! Ich muß Dir viel abbitten, hätt's nicht glaubt, daß Du so sein könntst. Unser Herrgott wird Dir's zahlen.“

„Hört's auf, Mutter, ist nicht der Mühe wert! Legt Euch schlafen, ich geh' auch bald.“

„Wartst denn nicht auf den Sepp? Wo er denn so lang bleibt heut'?“

„Ist ja Sonntag! Wer möcht's ihm verdenken, wenn er länger im Wirtshaus sitzt! Oder er bleibt am Ende gar in Lichtenbach beim Better; ich weiß, er war heute beim Notar, damit was in die Ordnung kommt. Da thu' ich mich nicht sorgen, er wird schon kommen.“

„Wenn Du meinst? so geh ich halt. Gute Nacht, Agnes!“ Die Alte gieng und Agnes wartete nicht länger. Sie legte die Oberkleider ab und legte sich aufs Bett, wo sie indessen keinen Schlummer finden konnte. Sie erhob sich und öffnete das Fenster, dessen Aussicht auf einen bewaldeten Bergrücken gieng. Über dem Fichtendunkel glitzerten die Sterne und ein besonders glanzvoller leuchtete über einem besonders hervortretenden Waldschopfe. Dort senkten sich die Felsen zur Klamm — dort mußte der Sepp seinen Heimweg nehmen. — Wieder suchte sie ihr Lager auf und wurde bald aus kurzem Schlummer durch den Thürklopfer aufgeschreckt. Hastig machte sie Licht und eilte, zu öffnen. Durch die geschlossene Hausthüre fragte sie erst noch:

„Wer ist's denn?“

„Ich bin's — der Piesl!“



Agnes öffnete ohne Zögern.

„Machst Du mir auf? Warum denn nicht der Bauer? Thut er denn nicht eifern?“

„Der Bauer ist nicht daheim.“

Agnes sah es dem Hiesl gleich an, heute hatte er über die Schnur gehauen.

„In welchem Wirthsaus“, fragte sie, „hast Dir denn Deinen heutigen ‚Kameraden‘ geholt, bei der Kerschbaumer Pepi, bei der Fallhuber Marie oder bei der Moisl Fanny?“

„Die Weibsbilder sollen mich buckeltrax’ntrag’n, ich geh’ ihnen nicht ins Haus. Du weißt’s am besten, Agnes,“ — dabei maß er sie mit etwas verglasten Äuglein — „dass ich keine mehr mag. Denn wer Dich einmal g’habt hat, — — —“

„Schrei doch nicht so, die Alte hat einen gar leisen Schlaf.“

„Wer Dich einmal gehabt hat“, wiederholte Hiesl mit etwas gedämpfter Stimme, — „der ist dem Teufel schon verschrieben, wenn er gleich hundertmal zurückstecken möcht.“

„Geh’ weiter, da zieht’s und mich friert.“ Es flog ein leiser Schauer durch ihre Glieder, als sie das Licht auf das Fensterbrett des Vorhauses stellte, um die Hände frei zu haben beim Thürschließen.

„So, frieren thut Dich?“ wiederholte Hiesl und schaute ihr unverwandt zu.

„Auf was wartest denn?“ fragte sie, den Kopf zu ihm zurückbiegend und mit ihrem räthselhaften Blick lächelnd in den seinen tauchend.

Da fasste er sie um die Schultern und zog sie an sich wie in vergangenen Tagen.

„Na also“, flüsterte sie, „ich hab’s ja gewünset, dass Du wieder gut wirst. Aber fast Zeitlang ist mir worden beim Warten. Jetzt ist mir ein Stein vom Herzen gefallen, weil Du wieder der alte bist.“

In aller Frühe des nächsten Morgens giengen vier Zimmerleute in die Klamm, um an dem Holzgerüste zu bessern. Alljährlich gab es dort viel Arbeit, weil das Hochwasser oft ganze Strecken des Geflüders wegriß. Diesmal gab es an den schadhafteu Schlußvorrichtungen der Schleusen zu bessern, drum kamen die Arbeiter bis ans Ende der Rinne. Als der Zimmermeister das emporgehobene Brett schließen wollte, sollte er aus der Rinne aussteigen, fand aber, dass das Brett, welches sonst außerhalb auf den Pfosten lag, — fehlte.

„Halt’s aus, Leut’, da ist was geschehen“, — rief er zurück, „das Aussteigbrett ist hinuntergrutscht.“

Nun spähten alle in die Tiefe und sahen wirklich das schmale Brett unten auf den Granitblöcken liegen, — außerdem etwas Dunkles darunter.

„Da ist einer abgestürzt!“ riefen die Zimmerleute, „gewiß hat er gestern einen Kausch heimgetragen und hat kein' sichern Schritt g'habt. Da müssen wir gleich nachschauen.“

Sie fanden unter dem Brett den scheinbar leblosen Körper des Reiterhofer, bemerkten aber bald, daß derselbe nicht todt, sondern nur bewußtlos war. Während einer zum Arzt nach Königsau zurückeilte, machten sich die anderen daran, eine Tragbahre herzustellen und holten Betten und Decken aus der nahen Waldmühle. Auch brachte einer die Botschaft auf den Reiterhof, wo die Hausleute eben beim Frühstück saßen.

„Müßt nicht erschrecken“, sagte der Zimmermann, „aber ich muß Euch sagen, der Bauer ist in der Klamm abgestürzt!“

Die junge Bäuerin erblaßte und fragte schnell: „Ist er todt?“

Die Aufregung und das Lamento der Mutter legte sich einigermaßen, als ihr versichert wurde, nein, der Sohn sei nicht todt, sie würden ihn gleich bringen, und der Arzt käme auch gleich mit.

Wunderbarer Weise war der Reiterhofer auf dichtes Himbeergebüsch gefallen und kam daher mit einigen Kopfwunden, Quetschungen und Dornrissen davon.

Wortlos stand Agnes an der Tragbahre und merkte gar nicht, wie sie des alten Arztes scharfes Auge verwundert maß. Er kannte doch, wie alle Welt, die sanfte Agnes als weichherzig und gefühlvoll — und heut' diese starre Ruhe!

„Eine Zeitlang“, sagte er zu ihr, „wird's ihn wohl herhalten, müßt ihn halt gut pflegen. Eine Gehirnerschütterung! Aber gesund wird er schon wieder werden und Ihr könnt' dem Herrgott danken, daß es so glimpflich abgelaufen ist!“

Einen sehr tiefen Eindruck machte der Unglücksfall auf Hiesl. Dem Liebesrausch, in den ihn der Austritt gestern abends versetzt hatte, folgte ein niederschlagender moralischer Raketenjammer.

Was half's nun dem Hiesl, daß er sich selber vor die Stirn schlug, sich Scheltworte gab und sein Benehmen verwünschte, zu dem er nur durch ungewöhnlichen Weingenuß den Muth gefunden hatte!

Nun war die schlaue Agnes nach langem Kampfe Siegerin geblieben, sie hatte ihn am Zügel und wußte wohl, er war der Schwerefälligen einer, der nahm nichts leicht.

Zu dem Unfalle des Bauers sah er eine Himmelsmahnung. Er konnte den Gedanken nicht losbringen, daß der brave Dienstherr wund und ohnmächtig in der Waldschlucht lag, zur selben Stunde vielleicht, als er, der Hiesl, dem überwunden geglaubten Zauber der funkelnden Braunaugen auf's Neue verfallen war. — Dem ersten Zusammentreffen der beiden am Leidenslager des betrogenen Bauern folgte bald ein

zweites. Hiesel schlich ihr nach in die Küche, während die Mutter beim Kranken blieb.

„Du, Agnes“, sagte er leise, — „ich mein', der Bauer ist nicht zufällig in der Klamm abgestürzt. Glaubst nicht auch, daß ihm wer das Brett ausgelegt hat?“

Agnes wurde noch blasser und schwieg.

„Du mußt ja die Stell' gut kennen, weil Dir's neulich so genau ausg'shaut hast, — weißt, dort, wie Du mich als Knecht aufgenommen hast?“

„Ja, und wo Du gesagt hast, Du möchtest mich schon, wenn ich eine Wittib wär“, — zischelte sie. „Ja, Du hast's gesagt, Du hast mich ang'lernt.“

Damit setzte sie wohlbedacht dem langsam denkenden Hiesel einen Floh ins Ohr und einen Wurm ins Gewissen: Er sei schuldig, mehr als sie.

Sie liebte ihn und konnte ihn nicht lassen. Wohl hatte sie den reichen Bauern geheiratet, aber sie dachte, er werde wohl ohnedies nicht lange leben und sie könne dann dem Jugendgeliebten als Witwe ein sorgenfreies Leben bieten. Und da sie nicht Witwe wurde, wie sie hoffte, machte sie die Liebe zur Verbrecherin.

Der Bauer genas wieder. Um einen Schüppel weißer Haare hatte er mehr; und der Nacken beugte sich vor, — aber sonst war er ziemlich der Alte. Seine Verliebtheit zu Agnes war im Abnehmen begriffen, — und letztere that sich nun weniger Zwang an. Sie schmeichelte der Alten nicht mehr so sehr und ließ sie viel allein. Mit Hiesel sprach sie viel und angelegentlich, — das Geheimnis der Sünde verband sie fast noch inniger als die Liebe.

„Jetzt mach' einmal ein End'!“ sagte sie eines Tages zu ihm.

„Ich halt' das Leben nimmer aus. Ein Mittel wird's doch geben!“

„Aber 's Gericht!“ wagte Hiesel einzuwenden.

„Ja, 's Gericht! das ist viel zu dumm! Wer hat denn einen Verdacht geschöpft bisher? Hätt's nicht auch gelingen können? Dann wär' ich längst frei und kein Mensch wüßt', wie's zugegangen ist.“

Und sie spann einen neuen Plan, den sie Hiesel mittheilte. Der willenlose Schwächling willigte ein und schritt fort auf der schiefen Ebene.

## VI.

In Königsau war vom Pfarramte eine Mission geladen und hatte durch Wochen hindurch die Gläubigen, welche zahlreich herbeiströmten, zur Buße und Tugend ermahnt.

Auch Hiesel und Agnes hörten die Predigten, welche bald mild ver-söhnend, meist aber streng drohend die Gerechtigkeit und den Zorn Gottes

schilderten. Sie fügten sich auch dem Gebote des Hausherrn, am Schlusse der Mission das Sacrament der Buße und des Altares zu empfangen.

Wie sie es thaten, — darüber hat keiner der geistlichen Brüder das Beichtgeheimnis gebrochen, — vielleicht könnte der eine oder der andere darüber reden. Aber die Bäuerin vom Reiterhof trat zum Tische des Herrn wie die anderen frommen Weiber und Hiesel folgte nach.

Während Agnes mit ihrem Manne heimgieng, blieb Hiesel in Königsau und gieng zur Fallhuber Marie, der schönsten, aber auch stolzesten Bürgerstochter des Ortes.

„Mir gibst ein Glas Schnaps“, rief er, und setzte sich finster brütend an den Ofentisch.

Ein zweites, ein drittes und viertes Gläschen stürzte er stumm hinein und saß noch da, als die Glocken alle zusammenstimmten zum Abschiedsgeläute für die geistlichen Herrn, welche nun wieder den Ort verließen.

Während sich die Gaststube leerte und jeder noch die Scheidenden sehen wollte, legte Hiesel seine Zechschuld auf den Tisch und eilte fort, heim nach dem Reiterhose.

Wie lange doch so ein Tag dauert, wenn man auf das Einbrechen in der Nacht wartet! Wie sich die Stunden dehnen! Hiesel wußte nicht, womit die Zeit todtschlagen. Da er zur Beichte und Communion gegangen war, hatte er Feiertag.

Planlos gieng er in den Räumen des Hauses umher und verließ es zuletzt, um das rechts davon gelegene Wäldchen aufzusuchen. Er setzte sich auf einen Stein am Rande desselben und schaute auf die Herbstlandschaft vor ihm. Fahle Wiesen, leere Felder, dort, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, der dunkle Saum des Greinerwaldes über dem sich bleifarbig Wolkenmassen walzenförmig ballten.

„Der Landnebel, der bringt bald Schnee!“ sagte sich Hiesel.

„Wie wird's sein, wenn die heutige Nacht vorüber ist? Was wird's geben, bis die Schlittenbahn geht und es zum Blochführen wird?“

„Hiesel, was hast vor?“

„Aber sie hat's gesagt, es müßt' sein, in der Sünd' wären wir schon und nun sei's ein Ding. Und die feste Zuversicht hat's, auch das nichts aufkommt, wie bisher.“

Am nächsten Morgen lag der Reiterhofer todt in seinem Bette.

Der zur Todtenbeschau herbeigerufene Arzt ließ sich von dem vielstimmigen Lamentieren, Wundern und Vermuthen der Hausleute und

Nachbarn nicht rühren, sondern schickte sich an, den Verstorbenen zu entkleiden.

Da wehrte ihm Agnes.

„Herr Doctor, wir müssen uns schämen, weil er so eine rußige Wäsche anhat. Der Schlag hat ihn halt getroffen. Lassens ihm sein Hemd nur an!“

„Warum hat er denn so ein dickes Halstuch um? Herab damit!“ entgegnete der Arzt.

Er schob Agnes weg, die mit angststarrten Augen der Hantierung zusah, und knüpfte das Seidentuch auf.

Als er am Halse der Leiche blaue Flecken sah, nickte er, wie einer, der seine Vermuthung bestätigt findet.

Dann sagte er kurz: „Da ist ein Verbrechen geschehen. Der Bauer ist erwürgt worden. Ich werde sofort die Gendarmerie verständigen.“

„Was fällt Ihnen denn ein, Herr Doctor? Wie hätt' denn das sein können, da müßt' ich doch auch etwas davon wissen.“

„Das meine ich auch!“ sagte der Arzt trocken. „Der Gendarm wird's schon herausbringen.“

„Ist nicht nöthig, daß er sich plagt“, ließ sich eine heißere Stimme vernehmen. — „Ich hab's 'than.“

— Tiefes Schweigen folgte dieser Rede und alle die anwesenden Nachbarn und Hausleute wandten sich entsetzt dem Sprecher zu, welcher an das Bett herantreten war und mit fester Stimme wiederholte:

„Ja, ich hab's 'than. Was thät' das Ableugnen nützen, wo's doch der Herr Doctor gleich kennt hat. Und mir hätt' mein Gewissen doch keine Ruhe mehr lassen. Jetzt, da es vorbei ist und nicht mehr zu ändern, bin ich wie ausgewechselt.“

„Warum?“ schrie die weinende Mutter, „was hat er Dir 'than, mein guter Sepp?“

„Ich hab's 'than aus sündiger Lieb' zur Bäuerin. Sie war einverstanden, weil's ihn selber schon zweimal früher hat aus dem Weg räumen wollen. Es war, als hätt' sie mich verheert g'habt.“

Unruhe erhob sich und die Anwesenden schienen nicht übel gelaunt, an Hiesel ihre gerechte Empörung in Wort und That auszulassen, — aber dieser erhob seine Stimme noch einmal und überlötete die andern:

„Löst's auf und laßt's mich's sagen, — mir wird's leichter sein. — Gestern auf die Nacht, wie schon alle geschlafen haben, hab' ich Lärm machen müssen im Haus, als ob Einbrecher kämen, darauf hat die Agnes ihren Mann hinausgeschickt zum Nachschauen. Im Vorhaus, so war's ausgemacht, hab' ich den Bauer überfallen müssen, — und wie er um Hilfe geschrien hat nach seinem Weib, und sie ist kommen und

hat nicht ihm, sondern mir geholfen, — da ist mir ein Grausen gekommen vor dem teuflischen Weibsbild. Der Alte ist dagelegen auf dem Boden und wir sind zurück hinein in die Stuben, wo mir die Agnes Wein und Essen gegeben hat. Den Wein hab' ich hineingetränken, damit der Gewissenshammer stader sollt' werden, — aber geholfen hat's nicht. Ich hab' nach einer Weil' wieder hinausmüssen, wo die Unthat geschehen ist. Da ist der Bauer aufrecht auf dem Boden gesessen und im Kerzenschein hab' ich's g'sehn, wie er mich mit großen Augen anschaut, reden und sich rühren hat er nimmer können, — aber das Geschau bring ich nimmer aus dem Kopf und wenn ich sollt' hundert Jahr alt werden. Die Agnes ist mir nach und — — das er jetzt todt ist, das seht's! Sie hat sich an mich angehängt und voll Ängsten gebeten, ich soll sie nicht verlassen, sie fürcht' sich vor dem Todten. Da bin ich wohl mitgegangen mit ihr ins Schlafkammerl und hab' mich auf's Bett g'setzt, wo der Bauer vor einer Stund' geschlafen hat, aber — einwendig ist mir damals schon gewesen, ich gesteh' alles. Mit der Schuld am Gewissen mag und kann ich nicht mehr leben, -- kann das Weib nimmer mögen und thät's mir die ganze Welt schenken. So — und jetzt, Herr Doctor, könnt's mich und sie gleich mitnehmen nach Vichtenbach. Ich wiederhol' alles beim Gericht."

Agnes war bei dem Geständnisse Hiesel's, das sie mit wachsendem Entsetzen angehört, auf die Knie gesunken und hatte das Haupt verhüllt. Sie sah ein, jetzt war alles verloren, Freiheit, Liebe und Leben.

---

Zur Todesstrafe wurden die beiden Verbrecher nicht verurtheilt, sondern das Zuchthaus nahm beide auf; Hiesel sollte lebenslänglich, Agnes zwanzig Jahre büßen. Nicht lange jedoch beherbergten die festen Mauern das unglückliche Liebespaar. Hiesel verfiel nach kurzer Frist dem Tieffinn, der in Verfolgungswahn und Tobsucht ausartete. Verfolgt und gepeinigt von dem strafenden anklagenden Blicke seines Opfers, lebte er noch einige Jahre in Reue und bitterer Selbstanklage. — — Auch Agnes, deren schwerste Strafe in der Verachtung des ehemaligen Liebsten bestand, den sie doch allein geliebt, soweit ihr Herz einer Liebe überhaupt fähig war, — — erlebte den Tag nicht, der ihr die Freiheit wiedergeben sollte.

## Herr Niglerl und der Automat.

Eine Skizze von Eduard Pöhl.<sup>1)</sup>

Die Scene spielt auf dem Perron einer größeren Eisenbahnstation, in den letzten Minuten vor dem Einlaufen des Zuges nach Wien. Nächst den gedeckten Tischen des Eisenbahnrestaurants, wo nur vereinzelte Reisende sitzen, sieht man einen Automaten.

Herr Niglerl (ziemlich aufregt auf einen Bahnbeamten zustürzend): Sind Sie der Stationschef oder sind Sie's nicht?

Stationschef (kurz): Ich bin's. Was wünschen Sie?

Niglerl: Na endlich; das hat was 'dauert, bis ich Ihnen erfragt hab'. Mein Name ist Niglerl aus Wien, Armenrath u. s. w. Ich will mich beschweren wegen dem Automaten da.

Stationschef: Ich bedauere; der Automat geht mich nichts an, wenden Sie sich an den Portier.

Niglerl: So? Der sagt ganz das nämliche. Da muß ich schon bitten! Ich sitz' da in der Restauration, isz vor lauter Langweil ein Gollasch und trink' ein paar Krügeln Bier, weil auf der Schnackerlstation so lang kein Zug geht, da fällt mir ein: schreibst eine Ansichtskarte an meine Freund', den Scheibenpflug-Karl, den Kratinger . . .

Stationschef: Ich habe wenig Zeit, bitte sich kürzer zu fassen.

Niglerl: Oho, jedes Wort ist da nothwendig. Also, ich will eine Ansichtskarte schreiben und der Kellner zeigt mir den Automaten da. Der gibt Ansichtskarten bereits mit Marken her, wenn man ein Zwanzighellerstück hinein thut, wart', bis es unten is, und zieh' dann an — nix rührt sich. Ich zieh' und zieh' — keine Ansichtskarten und auch kein Zwanzighellerstück kommt zurück. Da hört sich doch alles auf. Ich probier' alles Mögliche, es nuht nix. Der Kellner, zu dem ich hineinlauf', meint, daß so was öfter vorkommt, ich soll zum Portier gehen. Der Portier sagt, das geht ihn nix an, der Automat untersteht einem Beamten, der heute dienstfrei is. Jetzt hab' ich's aber satt, das Herumschicken, jetzt ersuch' ich um mein Recht, Herr Stationschef, entweder die Ansichtskarten oder meine zwanzig Heller.

Stationschef: Es thut mir, wie gesagt, leid, aber ich kann da nichts machen.

Niglerl (aufgebracht): Ah! das wär' schön! Da könnt' ja einer ein Vermögen in den Automaten schmeißen und ein' Schmarren dafür herauskriegen. O nein! Da is man bei mir an den Unrechten 'kommen, ich dulde keine Schlampererei, weil ich ein ausgebildetes, empfindliches Rechtsgefühl hab.

<sup>1)</sup> Aus „Heuriges“. Skizzen aus Kunst und Leben von Eduard Pöhl. Wien. Robert Mohr. 1902. Siehe „Heimgarten“, Seite 313.

Stationschef: Ich bitte, nicht in diesem Tone fortzufahren. Nochmals: mich geht diese Sache nichts an, wenden Sie sich an die Automatengesellschaft um Ersatz Ihrer zwanzig Heller.

Rigerl: Mir is nicht um die zwanzig Heller. Aber der Schwindel stiert mir's, der muss aufgedeckt werden, dass nicht andere Leut' auch so betrogen werden wie ich. Das ist einfach ein Scandal, dass so etwas in einer Eisenbahnstation vorkommt!

Stationschef (scharf): Herr, ich mach Sie aufmerksam, dass ich mir im Dienste solche Äußerungen nicht gefallen zu lassen brauche. Nehmen Sie sich in Acht!

Rigerl: Ei was, weil es wahr is. Auf einer Station, die in Ordnung gehalten wird, soll auch der Automat in Ordnung sein. In meinen Augen ist der Stationschef auch dafür verantwortlich. Zum mindesten soll er behilflich sein, so einen Schwindel aufzudecken und festzustellen. So sagt mir mein Rechtsgefühl.

Chor der Reisenden (der sich inzwischen um die Streitenden angesammelt hat): Eigentlich hat der Herr recht, dass er sich um seine Sachen so annimmt. Warum soll er seine zwanzig Heller verlieren? Es ist gut, dass es so schneidige Menschen gibt. Man ist in solchen Dingen viel zu leichtsinnig.

Stationschef (milder): Ich kann nur wiederholen, dass ich Ihren Verlust bedauere, aber helfen kann ich nicht. Ich wüßte nicht wie.

Ein Bader: Erlauben, Herr Stationschef, der Automat hat öfters solche Mucken; gewöhnlich kommt's aber davon her, dass die Passagier' nicht langsam, gleichmäßig und stark genug anzieh'n. Wenn der Herr noch ein Sechserl riskiern will, so werd' ich ihm's vormachen. Ich weiß gewiss, dass es diesmal gehen wird.

Rigerl (entrüstet): Ja freilich! Ich werd' mich ein zweitesmal lämmern lassen. Da müssen S' Ihnen schon einen Dämmern aussuchen als mich!

Chor der Reisenden: Auch da hat er recht. Es ist wirklich viel verlangt, dass er noch einmal hineinspringen soll.

Stationschef (zum Bader): Hier haben Sie ein Zwanzighellerstück, damit dieser widerwärtige Auftritt ein Ende nimmt. Hoffentlich funktioniert der Automat jetzt unter Ihren Händen ordnungsmäßig.

Die ganze Gesellschaft begibt sich zu dem Automaten hin, um dem Sachverständigenbeweis beizuwohnen. Der kundige Bader wirft das Geldstück ein, macht eine Pause und zieht dann mit beiden Händen an dem Hebel. Ein Knack, ein Klingen, und eine Ansichtskarte nebst einem zweiten Gegenstande fallen aus der Öffnung.

Bader (triumphirend): Na, was hab' ich denn g'sagt! Man muss nur den Vortheil kennen. Wenn S' mich gleich g'rufen hätten, so wär' der ganze Bahäl nicht nothwendig g'wesen. Aber halt! Was ist denn das, was unter der Karten liegt?



Stationsschef (lauernd): Ein Blechstück, wie es scheint. Merkwürdig, äußerst merkwürdig! Ja, ja, ein Blechstück, wie es von Gaunern öfter in die Automaten geworfen wird, um auf betrügerische Weise etwas herauszubringen. (Reicht es herum.) Das war offenbar die Ursache, daß der Apparat sich bei diesem Herrn da gespießt hat. Höchst eigentümlich.

Nigerl (mit rothem Gesicht): Soll das vielleicht eine Verdächtigung sein? Das fehlt noch!

Stationsschef (kühl): Ich habe bloß das Vorhandensein des Blechstückes constatirt, während von einem steckengebliebenen Zwanzighellerstück nichts zu sehen ist.

Nigerl (heftig): Es ist kein Blechstück!

Stationsschef: So? Was ist es denn, und woher wissen Sie das so genau?

Nigerl (ein wenig verlegen): Weil ich mit einem Tischmesser aus der Restauration meinem Zwanzighellerstück nachgestochert hab', als aus dem Apparat nichts herauszubringen war. Ich hab' geglaubt, ich muß das Geld erst weiter hinunterstoßen, und da ist mir das stumpfe End von dem Messer abgebrochen und in dem Schließ stecken geblieben. Das kann doch passieren. Oder etwa nicht?

Stationsschef: Gewiss, aber warum haben Sie mir das nicht auch erzählt, da Sie im übrigen so redselig waren?

Nigerl (immer verlegener): Ich hab' halt vergessen in meiner Wuth.

Chor der Packer: O je; es stinkt in der Festschul'. Scheint ein gewöhnlicher Fallot zu sein, der Herr!

Nigerl: Ich bitte, mich vor solchen ordinären Beleidigungen zu schützen! Das Beschwerdebuch will ich!

Chor der Reisenden: So eine Frechheit war noch nicht da! Wirfst einen Messerspiß in den Automaten und draht noch auf, weil nichts herauskommt. Bald hätt' er uns sogar auf seine Seiten kriegt, der Gauner. Schau, daß Du in Schwung kommst, Automatendieb, verdächtiger!

Nigerl (außer sich): Ordinäre Bande, das werdet Ihr mir zu büßen haben. Alle klag' ich auf Ehrenbeleidigung. Natürlich, wer selbst ein Schuft ist, glaubt von allen Anderen . . .

Einige Reisende (auf ihn eindringend): Wer gibt Dir einen Schuft ab, Du entlarvter Automatenrauber, Du! Wart' wir werden Dir die Jacke ein bisserl ausklopfen!

Zu Nigerl's Glück fährt in diesem Augenblicke der Zug ein.

Nigerl (in ein Coupé springend): Mir das, mir, einem Bürger von Wien und Armenvater? (Er schlägt die Coupéthür zu.)

Der Kellner (mit einem abgebrochenen Tischmesser zu Nigerl's Coupé stürzend): Himmel Element, mit der Zeh' will er auch noch durchgeh'n, der Lump! Ich laß' gleich einen Gendarm hol'n, wenn Du

die Zech' nicht zahlst mit sammt dem 'brochenen Messer da, was ich auf Deinem Platz gefunden hab'. Zech' 70 Kreuzer, Messer 1 Gulden 30 Kreuzer, macht 2 Gulden. Reib's ummer, Armenwater, sonst . . .

Nigerl (in höchster Verwirrung): Da ist das Geld . . . ich hab' . . . wirklich nicht durchgehen wollen . . . mein Ehrenwort . . . aber wenn man so gemein behandelt wird . . . verliert man den Kopf . . . ich hab' halt vergessen . . .

Einige Reisende (Cigarrenstummel und Brotreste in das Coupé Nigerls werfend): Da hast eine Wegzehrung und ein Andenken, Du schäbiger Kerl!

Nigerl (sinkt auf seinen Platz zurück und birgt verzweifelt das Gesicht in den Händen): Mein Gott, mein Gott, was is aus mir in der kurzen Zeit geworden! Und alles wegen dem dummen Messer . . .

Conducteur (barisch): Die Karte herzeigen!

Nigerl (in den Taschen herumsuchend): Gott sei Dank, da ist sie.

Conducteur (enttäuscht, für sich): Sonderbar; er hat eine. Ist offenbar nur ein Specialist als Automatenblizer!

## Etwas von Ludwig Anzengruber.

Ein bedeutender Mensch, der sein Lebenswerk der Allgemeinheit dar-  
**G** gebracht, hat kein Privateigenthum. Nicht bloß, daß er seine Kraft und sein Gut dem Werke opfert, sein ganzes Fühlen, Können und Haben aufs Werk verwendet: auch nach dem Tode, wo andere Leute endlich ihre Ruhe haben — gehört der Unsterbliche den Menschen. Sie geben sich nicht zufrieden mit seinem Werke, sie wollen jede Spur seines Erdenlebens haben; jedes Kleid, das er getragen, jedes Werkzeug, das er gebraucht, jedes Blättchen Papier, das er vollgeschrieben, wird ihnen zur Reliquie. In Stein gräbt man seine Gestalt. Selbst an sein Grab legen sie Hand, exhumieren seine Überreste, um sie nach ihrem Sinne zu betten und zu ehren, oder reihen seine Knochen in anatomische Cabineten ein. Und über diesem persönlichen Gedächtnis- und Reliquiencultus wird leider recht oft des eigentlichen Werkes vergessen. Da gibt es Leute, die sich um eine Zeile Handschrift des Dichters abmühen; die Dichtungen selbst zu lesen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Da gibt es Leute, die mit Fleiß die Stirnknochen messen, die Höhlung des Todtenschädels mit größter Wichtigthuerei durchforschen nach Ursachen und Anzeichen jener Kraft, die sie im Leben so oft bekrittelt, bespöttelt, zurückgesetzt haben. Ach, der Todte kann sich nicht mehr zusammenpacken; anstatt sich aus dem Staube zu machen, ist es am besten, so bald als möglich in Staub zu zerfallen.

Erst wenn alle Erdenspuren von ihm verweht sind, leuchtet sein geistiges Werk ruhig und rein über der Menschheit.

Aber es gibt doch auch Überbleibsel eines Lebens, die viel beitragen zum Verständniß der vergangenen Person und ihres bleibenden Werkes. Solche haben wir zu ehren und zu bewahren. Ich spreche nicht von jedem Brennmaterialbestellzettel, den er geschrieben. Aber Briefe, Privatbriefe bedeutender Menschen gibt es, die der Literatur angehören und besonders bei Dichtern als Commentare ihres Seins und Schaffens oft die besten Dienste leisten. Der Schlüssel zur intimen Persönlichkeit eines Dichters ist auch der Schlüssel zum gänzlichen Verstehen ihrer Dichtung. Das am meisten dann, wenn die Dichtung echt ist, das heißt mit der Person des Dichters sich deckt. Das stimmt bei Ludwig Anzengruber.

Dieser Mann wird immer lebendiger, je länger er todt ist. Nachdem seine Volksstücke und Dramen Gemeingut der deutschen Bühne geworden, nachdem seine Bücher das gebührende Interesse gefunden haben, kommt nun eine neue interessante Kunde von des Dichters Leben und Persönlichkeit. Bei Gotta in Stuttgart erschienen vor kurzem zwei stattliche Bände: „Briefe von Ludwig Anzengruber, mit Beiträgen zu seiner Biographie herausgegeben von Anton Bettelheim. Literaturhistoriker werden wahrscheinlich lebhaft in diesem Werke wühlen und darüber geistreiche Abhandlungen schreiben, worauf wir uns schon freuen dürfen. Ich will hier vom Buche bloß Einiges andeuten, was freilich für einen, der mehr weiß, als drinnen steht, eine gewisse Selbstbeherrschung verlangt. So viel darf gleich gesagt werden, daß der Anzengruber-Biograph mit der Herausgabe dieser Schriften der deutschen Literaturgeschichte einen unbezahlbaren Dienst erwiesen hat. Das sind wahre Röntgen-Strahlen aus der und in die Dichterseele. Aber auch in ihr nächstes Verzeich, in den bunten Kreis der Anzengruber-Freunde. Alphabetisch aufmarschierend sind es: Anton Bettelheim, Wilhelm Bolin, Breitkopf u. Härtel, Uda Christen, Konrad Deubler (der bekannte Bauernphilosoph von Goisern), Eduard Dorn, Julius Duboc, Ludwig Gabillon, Josefina Gallmeyer, Karl Gründorf, Karl Gürtler, Ferdinand von Holzinger und dessen Gemahlin, Heinrich Jacobsen, Franz Jauner, Ernst Juch, Mathilde Kammeritsch, Alfred Klaar, Paul Lindau, Franz Lipka, Ludwig Martinelli, Fritz Mauthner, Adolf Müller, Emil Reich, Peter Rosegger, Leopold Rosner, Friedrich Schlögl, Erich Schmidt, Jan Szika und Heinrich Thalboth. Manche dieser Persönlichkeiten, die nicht ihr eigenes Licht haben, werden durch Anzengrubers Briefstrahlen freundlich beleuchtet und vor früher Vergessenheit bewahrt. In der Nähe eines großen Mannes zu stehen, hat sein Gutes, aber auch sein Mißliches. Das Publicum ist geneigt, alles dem einen zu geben, dem, der im Vordergrund steht und dessen Stimme man hört. Gern möchte man in

diesem Werke auch die Gegenbriefe lesen und die dazwischenfallenden Begegnungen kennen, um alles ganz, und was noch wichtiger wäre, recht zu verstehen. Wo sich bei öffentlichen Briefen eine solche Ergänzung und Gegenseitigkeit herstellen ließe, sollte es geschehen.

Es ist nicht dasselbe gleiche Gesicht, das Anzengruber jedem seiner Brieffreunde und Freundinnen zeigt, aber es ist stets ein echtes Anzengruber Gesicht. Scheinbar herrscht in den Briefen alltägige Angelegenheit vor, aber dazwischen sprüht und glüht es, scherzt und neckt, geistert und stürmt es, und zwar in einer oft ganz merkwürdigen Art. Ein göttlicher Humor spielt von Blatt zu Blatt, so dass die Bekenntnisse und Geständnisse von Sorge, Enttäuschungen, Krankheit und allerlei anderem Mißgeschick, an denen sein Leben so verzweifelt reich war, sich oft wie Humoresken lesen. Oder großes häusliches Elend, persönliches Leid wird mit einem Herzenssenfzer blickartig gestreift, dann nichts mehr davon — stolz und trotzig, vielleicht gar mit einem Clownsprung darüber hinweg. In den Briefen der erstenen Jahre an Lipta, Schlögl, Uda Christen und mich rumort zeitweise eine geniale Bummelwitzigkeit, die ihresgleichen kaum hat. Ernste Dinge besprach er mit den Freunden lieber mündlich; in den Briefen war er damals vorwiegend zum Scherze aufgelegt. Es waren eben die paar Jahre des Glückes nach seinen großen ersten Erfolgen. Wie anders ist die Stimmung, wenn er z. B. mit seinem Freunde Gürtler spricht, der ein stets beklemmter und beklommener Theatermensch aus der Provinz war. Trostspendend, rathend, hilfsbereit, wenn es möglich war. Möglich war es freilich nicht immer. Alles was glänzt, ist selbst bei einem erfolgreichen und berühmten Schriftsteller nicht Gold. Viele Leute wollen aber Gold, auch vom Dichter. Sie denken, Einer, der gar so schön schreibt, gar so gute, edelherzige Menschen darzustellen weiß, müsse selber so sein. Sie übersehen, daß „Edelherzigkeit“ nicht genügt, daß man mit der Phantasie zwar allerhand machen kann, nur nicht Gold, baares, wirkliches Gold! Und am allerwenigsten gelingt diese Alchymie einem österreichischen Dichter.

Als Geschäftsmann war unser Anzengruber ja großartig. Alle Achtung, da dachte er schon tüchtig an den Vortheil. Aber an den des — Verlegers. Trotz des steten Dranges seiner wirtschaftlichen Noth stellte er die denkbar bescheidensten Forderungen und fürchtete dabei immer noch, sein Verleger könnte zu Schaden kommen. In Oesterreich also gieng ihm der goldene Stern nicht auf. Verleger im Reiche betteten ihn besser; doch um „Cotta“ zu erleben, mußte er freilich erst sterben.

Je geringere Anforderungen er stellte, sei es an die Geschäftsleute oder an die Freunde, je fester blieb er darauf stehen. Handeln ließ er nicht. Bei all seiner Nachgiebigkeit und Gutmüthigkeit war er gegebenenfalls der Unbeugsame — das ist Grundzug seines Charakters. Stark

wie der Mann war sein Wort. Ein von ihm gegebenes Wort stand fest wie Granit im Gebirge. Viele der Briefe spiegeln klar diese Eigenschaften, die ihn schon an und für sich — abgesehen von seiner Begabung — zu einem bedeutenden Menschen machten. „Ein Nationalheiliger müßte er werden, dieser Anzengruber“, schrieb mir eines Tages Bettelheim, als er in den hinterlassenen Papieren immer mehr Charakterwerte entdeckt hatte, „ein Volkzheiliger, ein Vorbild der Wahrhaftigkeit und Treue.“

Literarisch von Bedeutung sind Anzengrubers Briefe an Julius Duboc und besonders die an Wilhelm Bolin, Professor und Bibliothekar an der Universität Helsingfors. Da tritt der Ernst seiner literarischen Absichten, Pläne und Arbeiten vor. Man blickt in seine Werkstatt, man sieht die Nöthigung, die Entwicklung einzelner Werke, und wie bedacht und gründlich sich alles gestaltete. — Nun aber die Briefe an seinen nachmaligen Schwager Vjčka! Sie stammen aus der Zeit, da er Komödiant bei einer wandernden Schauspielertruppe war und als solcher in verschiedenen Ländern umhergeworfen wurde. Sie zeigen die wichtigste Zeit seines künstlerischen Werdens — sie zeigen schrecklich grell das noch ohnmächtige Ringen eines jungen Titanen, das schrill auflachende Glend des mit seiner Mutter unter Entbehrung, Missachtung und ewig fehlschlagenden Hoffnungen umherziehenden Komödianten, der aber trotz alledem auf sich selbst vertraut und bei göttlicher Laune bleibt. Wo hat die neuere deutsche Literaturgeschichte einen Mann mit solcher Vergangenheit! — Doch, diese seine Armut in den Wanderjahren war ein kindlich heiteres Glend im Vergleiche zu dem, über das er viel später so wild verzweifelt aufgelacht hat. Gegen Ende seines Lebens gibt es einige Schriftstücke und Geständnisse, für deren Veröffentlichung die Zeit noch nicht gekommen ist.

Mich verband ein gutes Geschick achtzehn Jahre lang mit Ludwig Anzengruber in Freundschaft. Wir standen uns so nahe, daß wir über Einzelheiten sehr verschiedener Meinung sein konnten, ohne uns zu entzweien. Besonders verband uns der Tropfen Chrisam, durch den die Moral seiner Werke erst die Weihe enthielt. Der Grundzug seiner Weltanschauung war christlich; gegen Kirchliches und manches dem Volke Heiliges gieng er viel rücksichtsloser vor, als mir lieb war; mich warnte er vor der Gefahr, „ein katholischer Jugendschriftsteller“ zu werden. Und trotzdem! Nicht daß ich mich prahlen wollte, aber gesagt muß es doch werden, daß die Ultramontanen mich immer weit mehr verlästert haben, als Anzengruber, der „als dramatischer Dichter nicht so gefährlich, weil an den Theaterbesuchern wenig mehr zu verderben sei.“

„Lassen Sö's halt bellen“, sagte Anzengruber einmal, und auf die Verschiedenheit unserer Art anspielend, „auf'n Tisch wern wir wohl beide g'hören, Sö als Öltegerl, ich als Salzfaßel.“ In solch schlagenden Ver-

gleichem, wie auch die Briefe zeigen, war er stark. Ein anderer Zwiespalt zwischen uns bestand darin, daß er nicht aufs Land wollte, wo nach meiner Meinung seine Gesundheit zu finden und seine dichterische Kraft zu erhalten gewesen wäre. Er war ganz Großstadtmensch; nicht etwa der Stadtgenüsse wegen, von denen hatte er nicht viel, in seinen Verhältnissen hätte er auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt weit besser leben können. Doch den gebornen Wiener hielt das Heimatsgefühl fest, und man darf überzeugt sein, daß seine Dramen und Romane auf dem Dorfe lange nicht so gut gedeihen sein würden, als im Stadtfluidum. Was uns weiter entzweite und verband, unzertrennlich an einander festhielt, das ist in meinem Büchlein „Gute Kameraden“ erzählt worden.

Welche Erinnerungen erwecken seine Briefe, die jetzt gesammelt vor mir liegen! Es ist schwer zu sagen, wie einem ums Herz wird, wenn Briefe des Freundes, die vor dreißig Jahren von einer Poetenkammer zur anderen geflogen, die in kindlichem Scherz und traurem Ernste manche Herzensfalte aufthaten, von der die Welt nichts zu wissen brauchte — wenn solche Briefe aus dem vergangenen Jahrhundert gedruckt erscheinen, für immer und jedermann gleichsam in Krystall gegossen die flüchtigen Schalkereien und drolligen Himmelstürmereien, wie sie junge Poetenseelen arglos getrieben haben! Ein kühles Schauern gibt es, wenn der Freund, der längst verstorbene, wieder von den Todten aufersteht und einem lachend Scherze zuruft über den Zaun herüber — über den Friedhofszaun!

Seinen eigenen Spuren in den alten Urkunden begegnend, fühlt man mit leisem Weh sich der Vergangenheit gegeben, während unserem armen großen Dramatiker einst weh geschah, weil er — der Zukunft angehörte. Die Zukunft gewährt keinen Vorschuss, und so mußte der Mann (der Familienvater) widerwillig tagelöhnern, anstatt sich selbst leben und geben zu können.

Der größte Tragiker unserer Zeit,  
Er mußte ein Witzblatt machen,  
Ein tragischer Witz, bei meinem Eid!  
Man möchte Thränen lachen.

Der Verfasser des „Weineidbauer“ redigierte jahrelang das Wiener Witzblatt „Figaro“. Das verlohnte sich besser. Lustig wird es nicht sein, die Menge belustigen zu müssen mit ihren eigenen Thorheiten, während man den Beruf des ernstesten Reformers in sich fühlt. Anzengruber glaubte an sich. Ob er nach Ruhm gedürstet hat? Nach Ruhm und Ehre für seine Person? Nach meiner Meinung dachte er dafür von sich zu groß und vom Publicum zu gering. Aber nach Erfolg verlangt die Kraft. Für das Talent, für den geistigen Führer wäre es geradezu unsittlich, nicht nach Erfolg zu streben. Nach jenem sichtbaren, culturentwickelnden Erfolg, den von Mil-

lionen nur Einer begehren darf. Daß er dabei auch sich nähren muß können, ist nebensächlich, aber selbstverständlich. Diese Stimmung durchzittert gar manchen der Anzengruber-Briefe — eine recht unheimliche Geisterstimme, mahnend, was an ihm versäumt worden ist.

Der Anzengruber'sche Briefstil sucht seinesgleichen und — findet es nicht. Glücklich der Autodidakt, der kein Schulmeisterdeutsch zu vergessen hat! Wenn Anzengruber hergebrauchte Wort- und Satzbilder braucht, so thut er's zumeist ironisch, einen anderen Sinn hineinlegend. Und wenn er dann wieder die niedlichsten und gemüthlichsten Dinge in geschraubtem Pathos sagt, so wird damit stets die wohlthwendigste Komik erzielt. Hat er Leides zu sagen, so geschieht es stets in den einfachsten, schlichtesten Ausdrücken, ohne Phrase. — Man könnte ja wohl Proben geben, aber das taugt hier nicht. Es würde den Aufsatz zwar amüsanter machen, aber die Knöpfe allein lassen noch lange nicht erkennen, wie der Hock sitzt, um ein Gleichniß aus meinem alten Metier zu gebrauchen. Wer es wissen will, wie diesem Manne seine Briefe stehen, den erinnere ich, daß Buchhändler willfährige Leute sind.

Das zweibändige Werk enthält 501 Briefe und Karten des Dichters. Aber es enthält noch viel mehr. Da gibt es eine übersichtliche Einleitung mit manchem Streiflichte auf Dinge, die nicht in den Briefen stehen und doch dazugehören, und eine ganze Menge Anmerkungen vom Herausgeber. Ferdinand Kürnberger hat einst über einen Mann geschrieben, der Anzengrubers Vormund war. Dieser Artikel ist auch da. Dann finden wir des Dichters erste Dorfgeschichte — ein Flugversuch, der gleich das erstemal gelang. Hernach kommt eine besonders merkwürdige Sache, solchen Kritikern empfohlen, die an einem Dichterwerke sich über allerhand Fehler aufhalten. Man gebe dem Verfasser bloß Gelegenheit und Mittel, das Werk besser zu machen. Allemal kann man mit Geld keine Meisterschaft erkaufen, bei Anzengruber war das einmal möglich. Wer aus diesen Andeutungen klug werden will, der lese in dem Buche das Capitel: „Die Umarbeitung des ‚Schandsleck‘“. Nein nein, weiter sage ich nichts, meine Darlegung soll den Lesern des „Heimgarten“ das Buch nicht überflüssig, sondern nothwendig machen. Dann bietet der Herausgeber die erbauliche Historie, wie zu unserem Dichter der baierische Maximilian-Orden hätte kommen sollen, aber von den Muckern verhindert, sich entschuldigen ließ. Zu einem Manne, der den „Pfarrer von Kirchfeld“ geschrieben, könne ein verständiger Orden nicht gut kommen. Zuletzt erhellt im Buche Anzengrubers Verhältnis zu Grillparzer und zu Rosa Fischer, dem poetischen Bauerndirndel aus Hartberg. Mit dieser Idylle klingen die biographischen Beiträge aus. Wir sehen, wie inhaltsreich des Herausgebers fleißige Arbeit ist. Aber sie ist nicht bloß fleißig und tüchtig, sie ist mehr — ein Werk treuer Freundschaft, in welchem von

der ersten bis zur letzten Seite der Herzschlag des guten Kameraden mitvibriert. Miterlebt haben, Wissen, Gewissenhaftigkeit und Takt, das sind Haupteigenschaften des Herausgebers. Zu dem Glück, das unserem Dichter nach seinem Tode so schön und vielfach aufgegangen, gehört auch der richtige Biograph, den er gefunden hat. Peter Rosegger.

## Das Princip der Gewalt.

Ein Appell an das Culturgewissen von Bertha v. Suttner.

**K**ommt noch immer niemand zu Hilfe! Zu Hilfe nicht nur den armen Buren, die bis zum letzten Mann für ihre Unabhängigkeit kämpfen, sondern auch zu Hilfe den Engländern, die bis zur Bewusstlosigkeit für ihr Machtprestige um sich hauen! Und zu Hilfe uns allen, unserer Cultur, unserer Menschlichkeit? Das alles wird ja, wenn das unselige Treiben dort fort dauert, in rohe Barbarei zurückversinken . . .

Alle Schuld rächt sich, und die Schuld derer, die das Unheil geschehen lassen, ist kaum geringer als die Schuld derer, die es anrichten. Und der Schmerz derer, die zusehen müssen, wie der Jammer immer herzzerreißender wird — die nach Gehalt schreien — machtlos, ungehört — dieser Schmerz muß den Schuldigen mitangerechnet werden.

Die Nachrichten, die vom südafrikanischen Kriegsschauplatz kamen, die Hinrichtungen, denen heizunwohnen die Bevölkerung commandiert ward, die Verbannungen, die Güterconfiscationen — sogar bis zu Stockschlägen hat es die wachsende Brutalität gebracht — die hinsterbenden Frauen und Kinder in den Concentrationslagern — das ganz drakonische Verfahren, das alle völkerrechtlichen Vereinbarungen mit Füßen tritt und sich an die Muster der Weyler und — Alba hält, das erregt in englischen Zingo-Kreisen eine immer tiefere Verbohrung in die einmal eingeschlagene Richtung und in der übrigen Welt einen steigenden, gefährlich gährenden Engländerhaß.

Gefährlich ist aller Haß — er ist ein Todeselement. Darum soll sich der Haß nur gegen das Böse selber wenden — denn wenn dieses vernichtet wird, so ist's kein Unglück — nicht aber gegen eine Nation, denn wenn die geschädigt wird, so ist's ein Unglück für alle. Die Solidarität der Culturmenschheit ist heute so eng geworden, daß Recht und Unrecht, Verlust und Gewinn, Ruhm und Schande, wo immer sie entstehen, überallhin ihre Wirkung üben. Dessen ist sich die Menschheit aber noch nicht bewußt. Die ganze Entrüstung, die das aufgewühlte Mitleid und der beleidigte Gerechtigkeitsjinn wachgerufen haben, wendet sich jetzt gegen die Engländer, die diesen Krieg bis zum bitteren Ende führen



wollen, statt gegen den wahren Schuldigen, nämlich das Princip der Gewalt. Durch den Engländerhaß werden nur neue Calamitäten: Rache-durst, Boycott, Rüstungssteigerungen diesseits und jenseits des Canals, vorbereitet; würde aber die Entrüstung gegen diese anachronistisch gewordene Erscheinung: Krieg überhaupt und Eroberungs- und Ausrottungskrieg insbesondere, gerichtet, dann könnte aus dem traurigen Falle noch ein Segen für die Zukunft werden.

„O mein Gott, wir danken dir, daß wir nicht sind, wie diese Engländer!“ rufen all die übrigen Pharisäervölker. Wer bürgt ihnen dafür, daß nicht sie alle, wenn die Furie unter ihnen losgelassen worden wäre, ebenso handeln würden? Sie haben ja im latenten Zustand in ihre Mitte, was nun in England in Wirksamkeit getreten ist: Kriegsparteien, gewissenlose Streber, gelbe Presse, heulenden Mob, nationale Überhebung, den Cultus der Macht, die Verherrlichung der Gewalt.

Um diese, nur diese — die Gewalt ist der Feind. Ob sie nun durch Anarchistenstreiche Regenten tödtet, durch Militärgerichte Unschuldige auf der Teufelsinsel festhält, durch Kitcheners die Leiche des Mahdi schänden läßt, oder durch Chamberlains Ländergebiete erobern will: es ist immer die Gewalt mit ihrem so hochgehaltenen Hauptwerkzeug, die Kriegs-Institution, die sich mit dem heutigen Culturstadium nicht mehr verträgt. Die muß verpönt und überwunden werden, nicht aber unsere englische Schwesternation, von der ein Theil jenem Fieber verfallen ist, das heute oder morgen jede andere Nation erfassen kann, so lange die Culturhygiene nicht das Grundübel ausgemerzt hat.

Nur weil die meisten Machthaber und ihre Regierungen noch in der alten Anbetung der Gewalt befangen sind, wollen sie dem von England geführten Kampf um das Machtprestige kein Ende machen; sie wollen nicht protestieren, wenn ein Staat die Völkerrechtsgesetze, die eigenen Abmachungen übertritt: es soll ja kein Gesetz und kein Vertrag über die Selbstherrlichkeit der Starken erhaben sein; — darum verschmähen und verweigern sie die Anwendung von Schiedsgericht und Vermittlung, selbst wenn sie doch selber — vom Geist der Zeit und von einem ihrer Brüder dazu gedrängt — diese Dinge schon stipuliert haben.

Die Völker aber sind der blinden Gewaltverehrung zum Theil schon entwachsen. Ihnen schaudert, wenn sie die grausamen Leiden sehen, die über einen sich seiner Unabhängigkeit wehrenden Schwachen hereingebrochen sind; aber ihr Zorn und ihr Fluch trifft nicht den wahren Verbrecher; sie registrieren alle dort unten geschehenen Unthaten und nennen das „Das Blutbuch Englands“. Nein, das Blutbuch des Krieges ist's.

Vor ein paar hundert Jahren, ja noch vor ein paar Jahrzehnten, erwachte kein solch' allgemeines Schaudern und Mitempfinden, wenn sich

irgendwo — besonders in so fernem Winkel — ein Krieg abspielte, und die Greuel waren doch noch ärger. Heute gibt es eben etwas ganz Neues, etwas, das von allen barbarischen Thaten aufs Tiefste verletzt wird: das Culturgewissen.

Es regt sich auch in jenen dieses Gewissen, die den Krieg als Institution noch für unentbehrlich, ja sogar für heilsam und erhaben halten; und den Abscheu, den ihnen die südafrikanischen Vorgänge einflößen, den wollen sie daher nicht auf die alte Institution, deren treue Diener sie ja mitunter sind, beziehen, und sie übertragen ihn auf „diese Engländer!“

Leider ist es noch Brauch und noch Denkgewohnheit, gerade wenn es sich um Krieg handelt (eine Sache, die doch nur von wenigen geplant und von wenigen losgelassen werden kann), immer das ganze Volk damit zu identifizieren; es gilt auch als patriotische Anstandspflicht, daß das Volk sich selber mit allem solidarisch erklärt, was seine Regierung in Sachen des Krieges thut und läßt; und so geschieht es, daß das ganze Odium, das heute, im Grunde des Culturgewissens, grausamen Gewaltthaten geweiht wird, sich auf die ganze dabei betheiligte Nation erstreckt. Die paar Gewaltmenschen, die einen Krieg oder sonstige Vergewaltigung in Scene setzen, thun es auch immer im Namen der Nation, und in allen Zeitartikeln der sogenannten großen Blätter wird stracks verkündet, daß der Wille, der feste, unerschütterliche Wille des ganzen loyalen Volkes geschieht. Zu der gelben Presse gesellen sich noch die gelben Kanzeln. Der größte Theil der englischen Kanzeln war es, der, gerade so wie die Tageszeitungen, von allem Anfang forderte, daß der Krieg mit aller Schärfe bis zur völligen Unterwerfung des Feindes fortgeführt werden müsse, weil die Nation es will. Auch in seiner letzten Guildhallrede sagt Lord Salisbury: „die Nation ist entschlossen“.

Daß aber ein großer Theil der britischen Nation — voran die Intellektuellen, Gelehrte, Künstler, auch Priester — von allem Anfang an und bis zur Stunde gegen den Krieg Protest erhoben haben, das muß im Gedächtnis der Mitwelt festgehalten werden; der Tag ihres Triumphes wird noch kommen. Ihre Stimmen giengen im Lärm der Kriegsbege und der „patriotischen“ Music Hall-Gesänge unter, man bewarf sie mit Steinen und — Federmessern. Gerade so ergienge es wohl in anderen Ländern den Friedensanwälten auch, wenn einmal der Krieg — ob ein gerechter oder ungerechter — angefangen wäre. „Right or wrong — my country —: der Spruch gilt dem Geiste nach in allen Sprachen. Der von „uns“ geführte — man nennt ihn fast immer „uns aufgedrungene“ — Krieg ist stets heilig. Nur die Verherrlichung des Krieges im allgemeinen, gegen die sträubt sich der Zeitgeist immer mehr. Daß von den Leuten, welche Lust am Losschlagen empfinden, im gegenwärtigen

Etappe der Kultur das Heil nicht mehr kommen kann, das fühlt der moderne Mensch.

Wie berührt uns z. B. der folgende Satz, der in einem „Handbuch für den Eclaircissement“ steht, verfaßt von General Baden-Powell, dem Vertheidiger von Masering: „Fußball ist ein schöner Sport, aber der König aller Sports ist doch die Menschenjagd (man hunting)“. Dieser selbe General brachte vor ungefähr einem Jahr, bei fröhlicher Tafellaune einen Toast auf Königin Victoria aus, wobei er seine Souvränin mit dem spanischen Picadores verglich, indem er sagte, daß sie so geschickt den rothen Lappen vor den Büren geschüttelt habe, bis das Thier sich daraufgestürzt — und jetzt sieht die erhabene Frau, von ihrem Throne herab, wie es im Staube liegt, und in den letzten Zuckungen der Agonie sich windet.“

Die Agonie aber dauert noch immer. Doch wer weiß? vielleicht ist es doch noch kein Kampf, der mit dem Tode endet.

Darum hat die gegenwärtige Stunde eine dringendere Aufgabe als die Bekämpfung „des“ Krieges — es handelt sich um das endliche Aufhören jenes Krieges, dessen Fortsetzung wie ein blutiger Alp auf uns allen ruht, und der, je länger er dauert, immer fürchterlichere Folgen nach sich ziehen wird!

Es werden ja Anläufe in dieser Richtung genommen, aber immer zu schwach. Unlängst brachten Wiener Blätter folgende Nachricht:

„Im Club des conservativen Großgrundbesitzes hat Abg. Rittmeister a. D. Radimsky die Vorlage folgender Resolution im Hause beantragt: Das österreichische Abgeordnetenhaus bedauert die Art und Weise der Kriegsführung in Südafrika und verurtheilt aufs entschiedenste die unmenschliche und allen Gesetzen der gebildeten Völker hohnsprechende, drakonische Anwendung der Macht des Starken und spricht die Hoffnung aus, daß es einem für den Frieden sich einsetzenden Fürsten, voran dem Czar Nikolaus II., gelingen möge, diesem von ganz Europa verurtheilten Kriege ein baldiges Ende zu machen und stellt an Se. Excellenz den Grafen Goluchowski als Minister des Äußern die Bitte, wenn von welcher Seite immer eine Action zur Beilegung des Krieges unternommen würde, dieselbe auf das angelegentlichste zu unterstützen und zu fördern.“ — Der Club war jedoch der Ansicht, daß diese Resolution nicht vor das Forum des Abgeordnetenhauses gehöre und stimmte demnach der Einbringung derselben im Hause nicht zu.

Also vor das Forum der Volksvertretung gehört er nicht, dieser leidenschaftliche Wunsch des Volkes, daß dem U. glücke da unten ein Ende gemacht werde? Nicht einmal in so schüchternen Form, daß man nur unterstützen solle, wenn ein anderer beginnt —; warum nicht selbst beginnen? Vor das Forum des Haager Tribunals will — außer dem

Buren — auch keine Macht die Sache bringen. Es bleibt also nur das eine Forum offen: das des allgemeinen Gewissens. Dorthin sollen sich alle wenden, die das Ende dieses Krieges ersehen, dort sollten ihre lauten Anklagen erhoben werden gegen die geschändeten Kriegsgesetze, gar nicht zu reden von den verleugneten Gesetzen der Menschlichkeit.

Ein solcher Schrei des öffentlichen Gewissens war aus dem Lager der Arbeiter gedrungen, die zu einem Boycott der englischen Schiffsgüter aufgefordert hatten. Die Sache ist — als Zeichen der Gesinnung und besonders aus dieser Mitte — ein bedeutames und hoffnungsreiches Zeichen; aber ausführbar scheint sie nicht, und ihre ethische Berechtigung ist zweifelhaft; denn sie will auch eine ganze Nation — und andere mit ihr — für die Versündigungen einer Regierung büßen lassen; sie athmet Rachegeist und ist geeignet, die Verbohrtheit der getroffenen Nation zu vertiefen. Nur Staaten wären imstande, ihre Forderungen durch Unterbrechung des Handels zu unterstützen (der aber doch durch Verträge geschützt ist. D. Red.), und hier zeigt sich auch, wo die unblutige Sanction liegt, die den Urtheilen eines internationalen Tribunals gegeben werden könnte.

Vergebens appellierten bis heute die Buren an die Regierungen. Diese wollen nichts thun. Aus Klugheit — wird vorgegeben, wahren sie die volle Neutralität; sie handeln so, sagen sie, um größere Kriegsgefahren abzuwenden — England würde ja eine Einmischung nicht dulden . . . Das ist so, wie wenn ein Trupp von zwanzig Jungen auf der Straße zwei andere Jungen raufen sieht, von denen der eine groß und stark, der andere klein und schwach ist, — und wenn dann diese zwanzig sagten: „wir können da nicht helfen, der Große könnte sich ärgern“. Wahrheit ist: sie respectieren die Rauffreiheit und respectieren die Überlegenheit der Stärke. Sie wollen den Präcedenzfall nicht schaffen, daß man in deren Anwendung gestört werde, und wenn sie schon Einem helfen — nun so helfen sie dem Starken. Pferde, Maulthiere, Sättel und Kanonen werden von den Neutralen nach Südafrika geliefert — aber den Engländern. Ja sogar Beifall wird dem großen Jungen geklatscht, man ruft ihm Muth zu — man verleiht ihm des Landes höchste Orden . . .

Die Buren haben nochmals ihren ganzen Fall dem Haager Tribunal vorgelegt. Sie wissen zwar und sagen es auch in ihrer Eingabe, daß das Tribunal nur dann functionieren kann, wenn es von den streitenden Parteien dazu ermächtigt ist, aber der Hauptzweck ist da die neuerliche Anrufung der Öffentlichkeit, der Appell an das Culturgewissen. Jetzt kann nicht mehr, wie zu Anfang, ein Schiedsgericht über die ursprüngliche Frage entscheiden, dazu ist die Sachlage zu sehr verändert, aber ein augenblicklicher Waffenstillstand und Verhandlungen zu einem

für beide Theile ehrenhaften Frieden, dazu kann zu jeder Stunde geschritten werden. Da aber dieser Krieg bis zur Ausrottung der sich so heldenmüthig wehrenden Republiken fortgeführt werde — gegen dieses Unglück — durch das nicht nur die Buren, sondern auch die Engländer und die ganze Culturwelt getroffen würde, dagegen soll der Protest der Völker endlich so laut sich erheben, daß er — höher als bis zu den Thronen — daß er zum Himmel schreie.

### Alte Jungfern und noch einiges.

**I**st es ein Unglück, wenn einer nicht die nächste beste Gans nimmt, die ihn möchte? Gewiß nicht. Ist es ein Unglück, wenn eine nicht den nächsten besten Kerl heiratet, den sie haben könnte? Ebensowenig. Ist es nicht sehr leicht möglich, daß ein wackerer Mann durchs Leben geht, ohne auf jene besondere Gelegenheit zu stoßen, die zur Ehe führt? Ohne Zweifel. Kann dasselbe nicht auch einer vortrefflichen Frau passieren? O ja. Ist es für Mann und Frau überhaupt unzweifelhaft oder regelmäßig, oder durchschnittlich, oder in der Mehrzahl der Fälle ein Gewinn an Lebensgenuß, Behagen, Gemüthsruhe, geistiger Entwicklung, Schaffenkraft, Erfolg in irgendeiner Beziehung, wenn sie heiraten? Unzweifelhaft sicher nicht, regelmäßig auch nicht, denn es gibt recht viele unglückliche Ehen, noch mehr unbefriedigende, in denen jeder Theil gar oft denkt: o hätte ich's bleiben lassen. Selbst für die bloße Mehrzahl wird kaum jemand die Frage gern bejahen, schon aus dem einfachen Grunde, weil die meisten nicht viel mehr Einkommen haben, als zur Befriedigung ihrer eigenen dringenden Bedürfnisse nöthig ist und daher mit einer Familie allen möglichen Entbehrungen und Sorgen ausgelegt sind. Nehmen wir, um dem Vorwurf des Pessimismus sicher zu entgehen, an, daß die Hälfte der Verheirateten alles in allem durch die Ehe gewonnen, die andere Hälfte aber verloren hat, so ist es, vom Standpunkte des einzelnen aus, genau ebenso gescheit oder gut oder vortheilhaft, zu heiraten oder ledig zu bleiben. Für die Männer wird man das zumeist zugeben, für die Frauen pflegt es der Durchschnittsmensch ganz entschieden zu leugnen. Warum? Sind etwa die Männer so köstliche Geschöpfe, daß es unter allen Umständen ein Glück ist, so einen sein eigen nennen zu dürfen? Ich kenne meine Pappenheimer und sage entschieden: Nein! Und Sie, meine Herren Collegen vom männlichen Geschlecht, werden mir gewiß zugeben, daß Sie mit gar wenigen von ihren vielen Bekannten verheiratet sein möchten, wenn Sie Frauenzimmer wären. Vielleicht denken die Frauen ebenso unvortheilhaft von

einander, aber daß die weibliche Qualität schlechter sei als die männliche, daß es im Durchschnitt weniger wünschenswert sei, eine Frau als einen Mann zu haben, das soll mir doch keiner behaupten. Auf einen, der seinem Vater den Vorzug gab, kommen sicher neun, welche die Mutter weitaus mehr liebten. Und sie war unzweifelhaft in allen Fällen eine Frau. Warum soll es also ein größeres Glück für die Frau sein, einen Mann zu bekommen, als der umgekehrte Fall? Es ist erbärmlich, darauf die Antwort zu hören, daß für die meisten weiblichen Wesen die Ehe eine materielle Versorgung ist, daß sie, wenn unverheiratet, nicht wissen, wie durchs Leben kommen. Sie müssen also heiraten, um leben zu können? So sieht man die Sachen meist an und lehrt die Mädchen in frühester Jugend, so zu denken. Und es ist doch zumeist, selbst in unserer Gesellschaft und Jahrhunderte rückwärts, gar nicht wahr. Unzählige Frauen werden durch die Ehe viel ärmer, geplagter, elender in jeder Beziehung, als sie im ledigen Stande je geworden wären. Wer nicht, wie das so üblich ist, bei der ganzen sogenannten Frauenfrage immer nur an Beamten- und Professorentöchter denkt und alle die lächerlichen Standesvorurtheile, welche in diesen und verwandten Kreisen heimisch sind, unbesehen als selbstverständlich hinnimmt, sondern die große, weit überwiegende Masse des Volkes im Auge hat, der wird das zugeben. Man braucht Frauenhände stets so gut als Männerhände, und es gibt im Verhältnis zu den Arbeitssuchenden heutzutage sicherlich viel mehr arbeitslose Männer als Frauen.

Gar häufig kommt es vor, daß der Mann den größten Theil seines Erwerbes für sich verpraßt und Frau und Kinder nothleiden läßt. Nicht gar zu selten tritt der Fall ein, daß die Frau Mann und Kinder mit ihrer Hände Arbeit nicht nur pflegen, sondern sogar erhalten muß und daß die Witwe viel besser daran ist als die Gattin. Diese Vorkommnisse betreffen hauptsächlich die unteren Classen. In den oberen finden sich analoge. Allerdings kommt es in jenen gesellschaftlichen Höhen, wo die „Bildung“ herrscht, auch nicht selten vor, daß die Frau durch Verschwendung den Haushalt zugrunde richtet. Aber der Mann leistet auch hier diese Arbeit gewiß viel öfter. Welcher Fall tritt denn häufiger ein: daß der Mann das Vermögen der Frau durchbringt, oder der umgekehrte? Ich glaube, wir sind um die Antwort nicht verlegen.

Hat man also Grund, aus wirtschaftlichen Rücksichten die Frauen im allgemeinen zu bedauern, wenn sie nicht zur Ehe kommen, die Männer aber nicht? Nein.

Nun gab es wohl von jeher etliche Leute, die das Glück eines Menschenlebens nach der Zahl und bacchantischen Qualität der Geschlechtsacte maßen, welche das Individuum vollzog. Heutzutage könnten wir sogar eine lange Reihe von Literaten auführen, welche diesen erhabenen

Standpunkt in Gedichten, Novellen, Romanen, Dramen und philosophischen Abhandlungen vertreten und offenbar sehr bedeutend sein müssen, da sie sich untereinander gegenseitig in allerlei Zeitschriften beständig über alle Himmel erheben. Für diese ist natürlich die alte Jungfer, wenn es mit dem Substantiv seine Richtigkeit hat, das unglücklichste und eventuell sogar das verächtlichste Geschöpf der Welt. Das unglücklichste, weil sie unter der bei solchen Herren selbstverständlichen Voraussetzung heftigster erotischer Triebe durch den Mangel an Befriedigung, wenn sie aus bloßen Grundsätzen oder Rücksichten keusch geblieben, furchtbar leiden muß. Das verächtlichste, wenn diese Keuschheit eine ganz unfreiwillige war und nur darin ihren Grund hatte, daß kein Mann es der Mühe wert fand, sie davon zu befreien.

Das ist aber, *sit venia verbo*, eine Weltanschauung für Schweine, nicht für Frauen. Sogar ein Mann kann, trotz seiner impetuoson Natur, sehr wohl ohne alle geschlechtliche Thaten ein erfolgreiches und glückliches, d. h. von Leiden relativ sehr freies Leben führen. Nimmt man alles Glück und alles Unglück, welches das Streben nach Befriedigung des Geschlechtstriebes über die Menschen gebracht hat, zusammen, so wird ganz sicherlich das Unglück weit überwiegen, und jene von den Modernen vielfach vorgetragene Lehre, wonach dieses Streben, in rücksichtslos egoistischer Weise verfolgt, der eigentliche Hauptinhalt des menschlichen Lebens sein soll, ist wahrhaft bestialisch und unheilvoll im höchsten Grade.

Eine gut erzogene, nicht von außen her, in der Regel von Männern auf irgend eine Weise verlockte, gereizte, verführte Frau kann aber unendlich viel leichter entsagen als der Mann. Ihre geschlechtlichen Triebe entfalten sich zumeist nicht von derselben Stärke wie die des Mannes. Daher ist die Enthaltung für sie kein Opfer, vielmehr ist die Hingabe zunächst ein solches, und nicht der schnöde Genußtrieb, sondern das liebevolle und in der Liebe opferwillige Herz zwingt sie dazu — von Ausnahmen abgesehen. Selbstverständlich darf man, um die wahre und ursprüngliche Natur der Frau zu erkennen, seine Studien nicht in Bordellen und an ähnlichen Orten machen. Sicherlich aber verflucht selbst unter den hoffnungslos Verkommenen in Augenblicken der Besinnung fast jede ihren ersten Verführer.

Jener bekannte Schweinestandpunkt setzt aber voraus, daß die unverheiratet und intact Gebliebene immerfort wohl möchte, aber nicht kann, aus Furcht oder aus Mangel an Gelegenheit, während der ledige Mann, ohne Furcht und bei allen möglichen Gelegenheiten, nichts entbehrt. Und dadurch erscheint dem Vertreter dieses Standpunktes die alte Jungfer lächerlich, und wenn er sehr „human“ und fortgeschritten ist, so möchte er dem jungen ledigen Frauenzimmer dieselbe thierische Freiheit gewährt wissen, die er für sich in Anspruch nimmt, wobei er viel-

leicht auch ein wenig an das Interesse seiner eigenen Gelüste denkt und etwa seine Schwestern und Cousinen von der allgemeinen Freiheit ausnimmt. Jedermann soll sich „ausleben“, so heißt das neue Stichwort, die modernste Lebensregel. Und wenn man dann näher zusieht, was die Herrschaften unter dem Ausleben eigentlich verstehen, so ist nichts weiter gemeint, als ein beliebiges, nach Laune und Gelüste betriebenes, ordnungs- und pflichtenloses Durcheinanderlieben. Dafs man damit das Glück und Wohlergehen der Species Homo nicht begründet, haben die Culturvölker, ja sogar die „Wilden“, schon vor vielen Jahrtausenden erkannt. Gibt es aber eine rechtliche, gesetzmäßige Verbindung der Geschlechter, eine Institution wie die Ehe, welche als allgemeine Voraussetzung für eine legale und anständige Befriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse gilt, weil die Beteiligten dadurch für die natürlichen Folgen dieser Befriedigung einzustehen sich verpflichten, so wird es vermuthlich neben den in irgend einer Weise durch die Ehe oder ähnliche Einrichtungen verbundenen immer auch Frauen und Männer geben, die aus irgend welchen allgemeinen gesellschaftlichen oder besonderen individuellen Gründen zu keiner solchen gesetzmäßigen Verbindung gelangen. Und wenn durch die Einrichtung der Ehe von selbst jede andere Geschlechtsgemeinschaft als unerlaubt, den guten Sitten widersprechend charakterisiert wird, so werden diese, wenn sie anständig bleiben wollen, verzichten müssen, nach den Grundsätzen der gesellschaftlichen Moral.

Wie das in der Wirklichkeit zugeht, weiß man. Die Herren der Schöpfung sehen sich gegenseitig zumeist ziemlich stark durch die Finger und verdammen dafür die Frauen, die sie verführt haben. Das ist allerdings niederträchtig. Aber umso wichtiger wird es darum sein, dafs man die jungen Mädchen sozusagen „auf den Mann dressiert“, das heißt sie zeitig mit den gemeinen Absichten und Intriquen dieser Bursche auf angemessene und vorsichtige Weise bekannt macht, damit sie wissen, wie sie sich zu benehmen, zu vertheidigen, zu wahren haben, damit sie vor allem nicht dem bisher fast allgemein gepflegten Wahne verfallen, es sei ihre höchste Aufgabe auf Erden, irgend einem aus dem Mannsvolke zu gefallen. Wenn einmal diese Dummheit in der Erziehung gründlich beseitigt ist — man denke an die Knabenerziehung in dieser Hinsicht — dann wird die alte Jungfer um kein Haar weniger gelten als der alte Junggesell und wird sich bei ihrem Lose in den meisten Fällen vollkommen beruhigen, öfter als die verheiratete Frau bei dem ihrigen; sie wird es nicht mehr, wie jetzt so oft, als eine „Ehre“ ansehen, von irgendeinem an den Brautaltar geführt zu werden, und als eine Schande, „keinen zu bekommen“.

Wir ehren gute Hausfrauen und Mütter außerordentlich hoch. Es gibt auch schlechte, liederliche, die nur an sich denken und die Ehe nur als ein Ausfallsthor ins Land des Vergnügens betrachten — diese



ehren wir nicht. Wodurch aber verdienen jene unsere Hochachtung und Bewunderung in so hohem Grade? Weil sie einem Manne gefallen haben und dieser ihnen die Ehre angethan hat, sie zu heiraten? Gewiß nicht; dieser Mann kann möglicherweise ein Schuft sein, der keinerlei Ehre zu vergeben hat. Weil sie ein großes Glück errungen haben? Auch nicht. Das Glück ist oft mehr als bescheiden, und auch das größte erzeugt — außer beim Flacktopf — keinerlei Hochachtung. Wir ehren sie, weil sie so viel leisten und sorgen und leiden müssen, weil sie nicht für sich, sondern für andere leben, was „das Geheimnis alles Großen“ ist, weil sie fort und fort dem Wohl anderer fast alle ihre Gedanken und Kräfte weihen und opfern. Und solche Ehre ist in hohem Maße auch den Unverheirateten zugänglich, Gelegenheit, die höchste Kraft erhabener Weiblichkeit, die liebevolle Hingebung für das Wohl anderer zu üben, finden auch sie genug in dieser schmerzreichen Welt und haben sie schon oft genug in allen Welttheilen, auf allen Schlachtfeldern, an allen Leidens- und Opferstätten, sichtbaren und verborgenen, gefunden und auch den Ruhm ihrer Thaten davongetragen.

Leistet die Ledige in dieser specifisch weiblichen, für Männer un-nachahmlichen Art selbstloser Liebesarbeit ebensoviel oder mehr als die Verheiratete, so werden auch die hartgesottensten männlichen Sünder ihr gleiche oder noch höhere Achtung und Bewunderung nicht zu verweigern vermögen, und sie werden, nicht durch äußere Ehre, sondern durch innere Befriedigung, zu den Beneidenswertesten gehören.

Natürlich kann man Heldenthaten von Frauen im allgemeinen ebensowenig verlangen, wie von Männern. Jedenfalls hat die Durchschnittsfrau mehr von Liebe und Güte im Leibe, wenn man sie nicht systematisch verdirbt, wie es heutzutage vielfach versucht wird, als der Durchschnittsman, und das Feld der Wirksamkeit, das ihr hiedurch angewiesen ist und auf welchem sie die höchste Entfaltung ihrer besten Kräfte und dadurch die höchste Befriedigung finden kann, ist groß, für Verheiratete und Ledige. Aber es ist nicht groß genug für alle möglichen Frauen, die durch ihre Stellung und Thätigkeit ja auch irgendwie ihren Unterhalt erlangen müssen, und es ist andererseits höchst wünschenswert, daß jedes weibliche Wesen irgendwie in die Lage versetzt werde, sich selbständig auf eine ihr angemessene Weise durch die Welt zu schlagen, und daß keine von der Sorge um ihren künftigen Lebensunterhalt in die Ehe getrieben werde, welche ganz unabhängig von solchen Zwangsmotiven eingegangen werden sollte. In den unteren Classen hat das im ganzen keine Schwierigkeit, wie wir schon bemerkten, besonders wenn die Welt endlich dahin gelangt, die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen, welche einen Haushalt zu führen und Kinder zu erziehen haben, als eine Barbarei zu betrachten und unnöthig zu machen.

Für vermögliche Mädchen der oberen Classen existieren die Schwierigkeiten auch nicht. Sie werden, wenn sie nicht heiraten und etwas thun wollen, schon Gelegenheit dazu finden. Die Zahl der in Betracht kommenden ist auch sehr gering. Es bleiben übrig die allerdings ziemlich zahlreichen Töchter der gebildeten und in Bezug auf das Einkommen vergleichsweise günstig situirten Familien, die wenig oder kein Vermögen haben. Für diese sind nun die höheren Studien, die zu den liberalen Berufen erforderlich sind, in unserer Zeit ein beliebter und so viel besprochener Ausweg, daß man manchmal fast glauben möchte, das akademische Studium und die Zugänglichkeit der davon abhängigen Ämter und Stellungen umfasse die ganze sogenannte Frauenfrage. Die Sache ist im höchsten Fall bei den Frauen ebenso wichtig wie bei den Männern, und niemand wird behaupten, daß für die Gesellschaft viel davon abhängt, ob etwas mehr oder weniger Männer studieren dürfen. Denn die meisten können es einfach nicht, weil sie kein Geld oder keinen Kopf dazu haben. So wird es auch wohl bei den Frauen sein. Ich für meine Person habe es längst an anderer Stelle sehr deutlich ausgesprochen, daß ich ihnen alle Berufe ohne jegliche Ausnahme offen lassen möchte, für welche sie sich selbst geeignet halten. Ich bin überzeugt, daß sie gar viele nie wählen und andere wieder verlassen werden, wenn es sich etwa in der Concurrenz mit den Männern herausstellen sollte, daß diese besser geeignet sind und mehr leisten. Ob das speciell bei den höheren Berufsarten der Fall sein wird und bei welchen, das kann man noch nicht wissen. Bei den niederen sehen wir es deutlich. Es gibt eine Unmasse Arbeitszweige, die rechtlich den Frauen längst ganz ebenso zugänglich waren, wie den Männern, aber von ihnen nie gewählt werden — und umgekehrt ebenso. Hat man schon einen weiblichen Bierführer oder Hufschmied gesehen? Man könnte vielleicht ein paar hundert Metiers aufzählen, in die sich nie eine Frau gemengt hat. Vermuthlich würden sich durch die volle Freiheit der Berufswahl die Thätigkeiten und Stellungen auf Geschlechter und Individuen in der für das Wohl der Gesellschaft günstigsten Weise vertheilen. Aber dazu gehörte freilich weit mehr als die bloße rechtliche Zugänglichkeit, welche nur negativer Art ist, nur das Gegentheil eines gesetzlichen Verbotes. Sollte das Studium der Wissenschaften und die damit und mit den wissenschaftlichen Berufen verbundene Lebensweise irgendwie für die betreffenden Frauen oder für viele von ihnen zu großen Unzukömmlichkeiten und Schäden führen, so würden sich schließlich nur sehr wenige einer solchen Laufbahn zuwenden. Käme etwa, was kaum zu erwarten ist, die Gesellschaft in die Lage, besonders viele Hausfrauen und Mütter zu brauchen, so würden die meisten Mädchen zum höheren Studium von vornherein gar nicht gelangen.

„Die Zeit.“

## Kindheit.

Von Otto Ernst.<sup>1)</sup>

Komm, liebes Weib, und lass die Arbeit ruhn; Mit mir des späten Tags genieße nun.	Das ist des Kindes Märchenseligkeit: Noch ahnt es nicht, daß ihm ein Ziel zu weit.
Sieh, wie die Sonne brennt im dunklen Wald, In leuchtend Blut zerfließt der Westen bald.	Die bunte Welt mit ihrem Drang und Schwall Ist ihm ein großes Bild, ein wirrer Schall.
Heb unser Kind empor ans milde Licht, Daß sich ein Strahl in seinem Auge bricht.	Der Tag ist ihm nicht Zeit, er ist ihm Licht, Und unsre Abendwehmuth kennt es nicht.
Ein Himmelsglanz die goldnen Locken streift — Sieh, wie's begehrlieh nach dem Lichte greift!	Zusammen fliehet ihm Leben noch und Tod, Und Abendglanz ist ihm wie Morgenroth.

<sup>1)</sup> Aus der 3. Auflage der „Gedichte von Otto Ernst“.

## Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Kosegger.

Der Gründer und Leiter dieses Blattes und Robert Hamerling waren traute Freunde gewesen. Hamerling war der Hauptmitarbeiter des „Heimgartens“, in dem er viele seiner schönsten Dichtungen, besonders auch seine „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ abdrucken ließ. Nach seinem Tode veröffentlichte Kosegger im „Heimgarten“ (XIV. Jahrgang) die „Persönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling“, den lebendigen und innigen persönlichen Verkehr der beiden Dichter, Schilderungen, die viel Neues über Hamerling brachten und in der literarischen Welt Aufsehen erregt haben. Was liegt näher, als daß wir auch den in den „Erinnerungen“ oft angedeuteten Briefwechsel der Freunde kennen lernen möchten, für uns umsomehr, als in demselben ein Theil der Geschichte des „Heimgartens“ sich widerspiegelt. Vielfach wurde der „Heimgarten“ aufgefordert, diese Briefe zu veröffentlichen, und nur mit Mühe ist es endlich gelungen, die dagegenstehenden Bedenken zu zerstreuen.

Nun beginnen wir (natürlich mit Einwilligung der betreffenden Persönlichkeiten) mit der Vorführung des Briefwechsels, so weit er der Öffentlichkeit geboten werden kann. Dieser Briefwechsel, der sich von Jahr zu Jahr vertieft und interessanter wird, währte 21 Jahre, von 1868 bis zu Hamerlings Tod.

Euer Wohlgeboren!

Sie haben das Vaterland beglückt durch den Wert Ihrer Zeit und Ihres Geistes; schenken Sie auch mir, dem Einzelnen, Unbedeutenden, einige Augenblicke.

Ich bin ein 24jähriger Bauernburche aus Obersteier. Schon von meiner Kindheit an hatte ich Neigung zur Literatur und versuchte mich sogar selbst in derselben. Im Jahre 1864 schickte ich probeweise einige Verse von mir an die Redaction der „Tagespost“ nach Graz. Der Redacteur, Herr Dr. Svoboda, glaubte einiges

Talent darin zu entdecken und seinem unermüdblichen Bemühen gelang es, mir den Aufenthalt in der Hauptstadt zum Genusse einer allgemeinen Bildung möglich zu machen. Seitdem studiere ich an der hiesigen Handelsakademie, um mir vor allem einen Brotstand zu gründen. Meine wenigen freien Stunden weihe ich der Literatur. In letzter Zeit las ich Ihren „*Abasverus in Rom*“, ein Werk, welches mich umwandelte und in mir den regsten Wunsch wachrief, den Schöpfer desselben persönlich kennen zu lernen.

Einige Augenblicke würden genügen, diesen meinen Wunsch zu erfüllen. Er ist zwar ein unbescheidener, aber ich bitte Sie, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einmal einen kurzen Besuch machen darf!

In tiefster Verehrung Euer Wohlgeboren unterthänigster

Graz, den 2. Februar 1868.

P. R. Rosegger.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Name ist mir wohlbekannt, und obwohl meine Zeit jetzt eben etwas beschränkt, werde ich Sie doch mit wahrem Vergnügen bei mir sehen. Sie treffen mich am sichersten abends von 5 1/2 bis 6 1/2 Uhr, Montag und Donnerstag ausgenommen. Wäre Ihnen diese Stunde sehr unbequem, so bitte ich mittags 1 Uhr zu kommen. Meine Adresse ist: Realschulgasse Nr. 171/1, 3. Stock, links.

Mit Achtung Ihr ergebener

Graz, 2. Februar 1868.

Robert Hamerling.

Liebwerter Freund Rosegger!

Aus dem Umstande, daß ich Ihre vier Bände in diesen wenigen Tagen völlig durchgelesen, ersehen Sie schon, daß mich die Lectüre interessirt hat. Nun kommen Sie, sobald es Ihre Zeit erlaubt, und hören Sie, was ich Ihnen im Einzelnen darüber zu sagen habe.

Ihr

Graz, 16. Februar 1868.

Robert Hamerling.

Euer Wohlgeboren!

Ich kann nicht anders, mein Herz ist mir so voll von Ihrer Güte und Ihrem Liebe, daß es übergeht. Sie thun mir das, was ich nie gewagt, zu hoffen; Sie reichen mir die Hand so freundlich, auf daß ich vorwärts komme. Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen! — Ein Dichter möchte ich werden für mich und mein Volk; dieses Sehnen erfüllt meine Seele.

In tiefster Ehrfurcht

Graz, den 22. Februar 1868.

P. R. Rosegger.

Euer Wohlgeboren!

Sie haben es darauf angelegt, mir recht viele Freude zu machen. „*Abasverus in Rom*“, hat mir einen großen Tag bereitet. Am Frohnleichnamstag erbat ich mir ein Zimmerchen, schloß mich ein und las das Werk durch. Das furchtbare Gemälde hat mich tief erschüttert; so wild hatte ich mir den Menschen in seinem Wahne nicht gedacht, als es dieser Nero ist. Ich erschrecke vor dem Menschen, wenn er so sein kann. So hoch habe ich mich noch nie gefühlt, als dem Nero Dionysos gegenüber; aber auch keinen so tiefen Abgrund habe ich noch gesehen vor mir.

Zwei labende Tropfen nur habe ich gefunden in diesem Blutmeere; die Treue des Germanen, der seinen Herrn nicht verläßt, und die Liebe des Christen, die den Fürchterlichen nicht verdammt.

Als ich das Buch vor einem Jahre zum erstenmal gelesen hatte, konnte ich es zwar bewundern, aber so sehr in Aufregung gebracht hat es mich nicht, wie diesmal.

Gedenken Euer Wohlgeboren freundlich Ihres innigsten Verehrers

Graz, den 20. Juni 1868.

P. R. Rosegger.

Euer Wohlgeboren!

Ich habe den „König von Sion“ gelesen, Einer der Ersten, das Buch, dessen Geist — so ahnt mir — nach Jahrhunderten noch so durch die Welt braust, wie heute „Faust“ von Goethe.

Es ist ein gigantisches Bild der seltsamsten Geschichte auf germanischer Erde, verständlich dem neuen Geschlechte, schreckend und spornend zugleich.

Wohl habe ich das von Vielen voraus, daß ich Ihnen nahen darf, daß ich Sie nicht bloß verehren, sondern auch lieben darf. Ein Glück, um welches ich beneidet werde und welches ich mir auch ferner herzlich erbitten möchte.

Die nächste Gelegenheit benützend, werde ich das mir geborgte Exemplar zurückbringen.

Mit herzlichem Gruße Euer Wohlgeboren tiefergebener

Graz, den 11. December 1868.

B. R. Rosegger.

Euer Wohlgeboren!

Ich war heute bei Herrn Dr. Svoboda und habe ihm erzählt, wie Sie sich wieder so freundlich meines armen „Mondsels“ angenommen haben. Er war sehr darüber erfreut und sagte mir, daß ich Sie noch einmal bitten möchte, dem Werklein eine genaue Durchsicht angedeihen zu lassen.

Sollten Sie dasselbe nun mit Berücksichtigung kleinerer Vervollkommnung für die Öffentlichkeit reif finden, so hat sich Dr. Svoboda erbötig gemacht, mir in Deutschland irgendwo einen Verleger zu ermitteln, mit der Versicherung, daß das Büchlein längstens Juni d. J. fertig sei. Herr Dr. Svoboda sprach wohl auch noch von einer Vorrede aus Ihrer Feder, doch so weit getraue ich mich nicht zu versteigen.

Verzeihen Sie mir doch, Herr Professor, daß ich mich so fest an Sie klammere; ich möchte gerne was werden und leisten.

Graz, den 3. Februar 1869.

B. R. Rosegger.

Gehrtester Herr!

Herr Pod hat sich bereit erklärt, den Verlag der Gedichte zu übernehmen, auch ein kleines Honorar dafür zu zahlen und den Druck gleich zu beginnen. Weiteres zu besprechen, kommen Sie zu mir, und wenn Sie mich sicher treffen wollen, so sehen Sie, daß Sie zwischen 12 und 1½ Uhr mittags oder vor 4 Uhr oder abends von 6½ bis 7 Uhr Zeit finden.

Ergebenst Ihr

Graz, 7. April 1869.

Gamerling.

Lieber junger Freund!

Haben Sie die Güte, heute oder morgen zu einer Besprechung sich bei mir einzufinden, aber nicht vor 6½ Uhr, wenn Sie nicht etwa vorziehen, gegen 4 Uhr oder zu Mittag zwischen 12 und 1½ Uhr zu kommen.

Ergebenst Ihr

Graz, 16. April 1869.

Robert Gamerling.

Lieber Rosegger!

Graf Auersperg (Anastasius Grün) war bei mir und erkundigte sich nach Ihrer Adresse, um Ihnen zu danken für die freundliche Zusendung der Gedichte, die ihm ein lebhaftes Interesse eingeflößt haben. Er wird Ihnen schreiben und hat

mich, Ihnen vorläufig seinen Dank auszudrücken. Er war nur auf einen Tag hier in Graz und Sie werden ihn entschuldigen, wenn seine eigene briefliche Erwiderung Ihres Schreibens nicht allsogleich eintrifft.

Mein Artikel über „Zither und Hackbrett“ wird morgen der „Tagespost“ eingeliefert. Unwohlsein und dringende Geschäfte profaischer Art sind an der Verzögerung schuld.

Da ich Vormittag häufig in die Stadt gehe, würde es doch gut sein, wenn wir uns über den Tag Ihres Besuches verständigen, damit Sie mich nicht verfehlen. Kommen Sie, wenn es Ihnen möglich, Sonntag oder Montag vor 8 1/2 Uhr morgens. Freundschaftlich ergeben Ihr

Graz, 18. Juni 1869.

Gamerling.

Mein edler Gönner!

Graz, den 12. Juli 1869.

Heute habe ich das Vergnügen, Ihnen berichten zu können, daß die zwei Bände des bewußten französischen Werkes von ihrem bisherigen Eigenthümer vollständig abgetreten sind.

Das, was Sie bisher für mich gethan haben, gibt mir das Recht, mich Ihnen heute durch die Bitte aufzudrängen, besagtes Werk als ein Andenken von mir freundlich anzunehmen.

In der Hoffnung, daß Sie mir diese Freude nicht vorenthalten werden, bin ich  
Ihr dankbarster  
P. A. Rosegger.

Mein lieber junger Freund!

Es sind kaum einige Tage, daß Sie ein berühmter Mann geworden, und schon zeigen Sie sich so großmüthig? Sie überraschen mich durch ein wertvolles Geschenk und berufen sich auf Wohlthaten und Dienste, die ich Ihnen erwiesen haben soll, da ich aber das Wischen, was ich für Sie gethan, mit wahrer Herzensfreude, aus innerem Antrieb gethan, so kann ich keinen materiellen Dank dafür annehmen und betrachte mich, was das bewußte Buch anlangt, als Ihren Schuldner. Ich hoffe, bei mündlicher Begegnung werden wir uns darüber verständigen, und sage vorläufig Ihnen wie auch Herrn Armstrong herzlichsten Dank.

Beifolgend sende ich Ihnen ein Feuilleton über Sie, das aus der Feder meines Freundes Dr. Rossmatsch herrührt. Ich habe das Büchlein noch an zehn andere Literaten und Redacteurs direct unter Kreuzband mit gleichzeitigen brieflichen Anempfehlungen gesendet und werde noch weiter thun, was möglich. Den Erfolg werden Sie aber dem hauptsächlichlichen Umstande zuschreiben haben, daß Ihr Büchlein etwas wert ist und nicht besser empfohlen werden kann, als es sich selbst empfiehlt. Die eingehende Besprechung in der letzten Nummer der „Reform“ (Wien) werden Sie wohl gelesen haben?

Herzlich ergeben und nochmals bestens dankend Ihr

Graz, 14. Juli 1869.

Robert Gamerling.

Euer Wohlgeboren!

Gmunden, den 16. August 1869.

Ich bin auf meiner Fußreise bereits zum herrlichen Traunsee gelangt. Es waren schöne Tage, die ich über die steirischen Alpen verwanderte, und in den einsamen Thälern des Tauern habe ich viel Stoff für eine fleißige Feder gefunden.

Mein weiterer Reiseplan ist folgender: Ich gehe von hier nach Wels und Linz und komme den 21. d. nach Ischl zurück, wo ich mehrere Briefe poste restante erwarte. Von da gehe ich nach Salzburg und Kärnten und endlich bis Ende August ins Mürztal. Den September möchte ich daheim bei meinen Eltern zubringen.

Ich erlaube mir noch zu bemerken, daß ich mein „Zither und Hackbrett“ auf sehr vielen Plätzen in Obersteier und Salzkammergut antreffe. In Gmunden und Ischl lehnt es sogar in der Auslage neben dem „König von Sion“. Wo man mich zufällig erkennt, behandelt man mich sehr aufmerksam, was mir, wenn auch nicht Eitelkeit, so doch Freude macht.

Mir ist, als hätte ich Ihnen viel zu sagen, aber in der lärmenden Gaststube hier ist es kaum möglich, zu schreiben.

In tiefster Verehrung Ihr dankbarer

V. R. Hofegger.

Euer Wohlgeboren!

Krieglach, 8. September 1869.

Mein „Zither und Hackbrett“ erfährt bereits einen Vorwurf, den ich nicht ungerechtfertigt finde; nämlich den, daß ich in demselben hier und da Verstöße gegen die Mundart gemacht habe. Ich kenne die Fehler und gestehe, daß ich Einiges absichtlich mehr dem Hochdeutschen genähert, was mir zwischen Hochdeutsch und alter Sprechweise in der Schwabe schien. Ich habe das deshalb gethan, um den Dialect etwas leichter verständlich zu machen.

Sie werden, wenn Sie vielleicht schon Einiges in meinem neuen Manuscript durchgesehen, gefunden haben, daß ich diese ungerechtfertigte Verdeutschung bereits vermeide und mich möglichst nach der alten Mundart des steirischen Volkes halte. Die beste Gelegenheit, diesen Dialect recht genau zu studieren, habe ich jetzt, wo ich in einer abgeschiedenen Gegend östlich vom Märzthal arbeite und schreibe. Ich bin sehr fleißig und habe bereits ein ganzes steirisches Idioticon beisammen. Ich schreibe sehr viel in Mundart, und wenn ich es dann den Leuten vorlese, die in ihrem Leben keinen Buchstaben gelernt, so wundern sie sich, daß sie meine Schriften gar so gut verstanden — gerade so wie sich einander.

Ich möchte deshalb die baldige Veröffentlichung eines zweiten Bändchens wünschen, um es den Kritikern zeigen zu können, daß ich die Mundart so gut verstehe, wie irgendein alter „Stoansteira“.

Herr Vod hat mir bereits einen zweiten Theil des Honorars geschickt und hat mir für ein nächstes Werkchen erklärt, vorläufig den Octavbogen zu 10 fl. honorieren zu wollen, später bei guten Geschäften „selbstverständliche“ Nachzahlung zu leisten. Ich freue mich, darüber Ihre Ansicht zu hören.

Eben ist mir bekannt geworden, daß der steiermärkische Landesausschuß mir zur ferneren Ausbildung für das nächste Schuljahr 300 fl. bewilligt hat.

Mit den aufrichtigsten Grüßen Euer Wohlgeboren dankbarer

V. R. Hofegger, poste restante Krieglach.

Ich freue mich, daß Sie auch die Zeitschrift „Edelweiß“ mit Ihrem Namen unterstützen und hoffe, daß sich endlich das Unternehmen, in Oesterreich ein belletristisches Blatt zu gründen, bewähren wird.

Es freut mich auch, daß meine kleine Erzählung in „Edelweiß“ benützt wird, obwohl ich die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit, daß das Blatt damit eröffnet wurde, nicht einsehe.

Lieber Hofegger!

Ihren vorletzten Brief mußte ich unbeantwortet lassen, da mein Schreiben Sie nicht mehr in Ischl getroffen haben würde und Ihre spätere Adresse mir nicht bekannt war. Ich hatte Ihnen damals auch nichts Erhebliches mitzutheilen; erst vor einigen Tagen erschien wieder eine Kritik über „Zither und Hackbrett“ in der „Neuen Freien Presse“ (Abendblatt vom 3. September). Sie ist günstig, wie alle anderen. Über Ihr „Tannenzapfen und Fichtennadeln“-Manuscript werde ich

Ihnen mündlich Manches zu sagen haben. Es ist durchwegs druckfähig und zeigt Sie zu meiner Freude als prosaischen Autor auf gleicher Höhe mit dem Dichter. Es sind löstliche Sachen darunter, besonders originell ist die „Schwoagerin und die Aua“. Nur Einiges ist anekdotenhaft und könnte besser wegbleiben. Bringen Sie nur viel Neues mit. Poch kann dann gleich wieder mit einem neuen Druckwerke herausrücken. Dajs Sie künftig den heimischen Dialect noch treuer festhalten wollen, als in „Rither und Hackbrett“, kann ich nur loben. Doch müssen Sie nicht versäumen, die schwerer verständlichen Worte bei der Veröffentlichung unter dem Text zu erklären. Ich freue mich vom Herzen mit Ihnen, dajs Sie sich auf Ihrer Ferien-Wanderfahrt so erholen und erquiden, so viel Neues sehen und gewinnen, und dajs Sie überhaupt ein Glückskind sind. Erhalte Ihnen nur der Himmel das Wohlbefinden. Mir sikt heute ein Rheumatismus im Genick; ich wollte aber lieber nur ein paar Zeilen an Sie hinwerfen, als Sie länger warten lassen.

Herzlich ergeben Ihr

Graz, 12. September 1869.

Gamerling.

Habe das Manuscript durchgelesen. Bitte zu kommen.

Graz, 2. October 1869.

Robert Gamerling.

Bitte sich die Karte für den letzten Vortrag Jordans bei mir abzuholen.  
Ihr

Gamerling.

Graz, 1. April 1870.

Auf Ujedom, den 30. Mai 1870.

Euer Wohlgeboren!

Diesen Brief schreibe ich auf fernem, leuchtendem Wassern. Ich sike hier fast so wie ein Robinson. Ich wollte von Swinemünde aus nach Rügen gehen, erfuhr aber, dajs zwischen den zwei Inseln keine Verbindung ist, wie es im Courier angezeigt war. Wenn ich nicht nach Stettin zurück will, so muss ich hier wohl die Zeit abwarten, bis ein zufälliges Schiff mich rettet. Und so sike ich denn auf dem Felsen und starre in die dunklen Gründe der Ostsee, ob ich nicht etwa da unten die Thürme und Paläste der versunkenen Stadt Vineta noch sehen könnte.

Const befinde ich mich ganz wohl, nur dajs durch die immense Theuerung in Norddeutschland mein mitgenommenes Reisegeld schon bald alle ist, so dajs ich mich beeilen muss, um bald wieder in den heimischen Süden zurückzukommen. Von Rügen, Hamburg nach Köln mache ich den kürzesten Weg, den es gibt, und lasse das gesegnete Holland in Gottesnamen weit rechts liegen.

Ülschlager in Leipzig jagte mir, dajs ich Friß Neuter kaum treffen würde, da er schon in einem Bade sei; so suchte ich ihn denn auch nicht auf. Die vielen Empfehlungen, die ich in der Tasche habe, benüße ich nur theilweise. Von den Literaten werde ich überall recht freundlich aufgenommen; doch in Bezug der so viel gerühmten deutschen Einigkeit in der Literatur mache ich schmerzliche Erfahrungen. Alles ist zersahren; Jeder will der Erste und der Berühmteste sein, und da er es nicht ist, hat er für die anderen Bitterkeit und Herabwürdigung. Der Norddeutsche hat gegen die süddeutsche Literatur ein Vorurtheil, eine fast lächerliche Arroganz. Ich habe zu dergleichen Äußerungen stets geschwiegen, aber der Gedanke ist mir aufgestiegen, dajs unter solchen Verhältnissen Süd und Nord nimmer vereinigt werden kann.

Meine bisherige Reisegeschichte ist nicht merkwürdig; ein paar Abenteuer habe ich erlebt, wovon eines der heitersten, ein anderes der düstersten Art war. Ergriffen hat mich das Schlachtfeld bei Leipzig und das Meer.



Wie ich mich schon wieder freue auf die steirischen Berge und Menschen und in drei Wochen hoffe ich ja wieder bei ihnen zu Hause zu sein.

Nehmen Sie, lieber Herr Professor, von den Gestaden der Ostsee die herzlichsten Grüße von Ihrem dankbaren  
P. R. Rosegger.

Alles Liebe und Schöne an Frau Mutter und Herrn Vater! In Berlin hat mich ein Streit sehr ergötzt, der in einer Gesellschaft bezüglich der beiden Epen „Abasverus in Rom“ und „König von Sion“ geführt wurde. Eine Partei fand das erstere Werk großartiger, die andere das letztere. Die Folge davon war, daß ein dritter Theil der Gesellschaft, welcher neutral geblieben war, weil er die Epen nicht gelesen hatte, sagte: „Ach, diese Bücher muß ich mich och kaufen, will doch mal sehen!“  
Obiger.

Bitte um Ihren gefälligen Besuch, sobald es Ihnen möglich, mittags oder abends.  
Ergebenst Ihr

Graz, 23. Februar 1871.

Robert Hamerling.

Geehrtester Freund!

Besitzen Sie vielleicht, da Ihnen Ihr Verleger Hedenast seine Verlagsartikel meist zukommen läßt, die kürzlich erschienenen „Gottesmörder“? Ich habe in dem Buche geblättert und möchte es gerne ganz lesen. Wenn Sie es nicht haben, so würde sich Hedenast wohl leicht bewegen lassen, es Ihnen oder mir zu schicken. Ich würde dann in der „Tagespost“ oder „Trierter Zeitung“ ein Feuilleton darüber schreiben. Nur wünschte ich das Buch recht bald zu erhalten.

Herzlich ergeben Ihr

Graz, 7. December 1871.

Hamerling.

Auf Veranlassung von dem kranken Dichter nahestehenden Personen hatte Rosegger Hamerling einen Arzt ins Haus geschickt. Darüber war der Dichter sehr ungehalten.

Hochverehrter Herr Professor!

Graz, den 1. Februar 1872.

Ich kann mich in dem Vorwurfe, als hätte ich einen unklugen Streich gemacht, doch nicht recht fassen. Das, was ich that, geschah aus Überlegung; wir erwogen wohl und meinten, Herr Professor dürften von allen Ärzten in Graz Dr. Rzehacek das meiste Vertrauen schenken; es war das eine Muthmaßung der Frauen. Ich wußte zwar ganz gut, daß Sie (nicht wie sonst mancher der Überlegung unfähiger Patient) das Rechte zu rechter Zeit schon wählen würden; doch um die Frau Mutter zu beruhigen, hielt ich den kleinen Schritt nicht für überflüssig. Und ich dachte, hilfs's nicht, so schadet's nicht. Mein Gewissen ist rein; ich habe Sie, Herr Professor, durch meinen guten Willen nicht beleidiget, ich bitte also auch nicht um Entschuldigung.

Mein innigster Wunsch ist nur, daß Sie sich recht bald erholen mögen.

Meinem hochverehrten Gönner herzlichen Gruß!

P. R. Rosegger.

Mein lieber Freund Rosegger!

An Ihrem „guten Willen“ habe ich nicht gezweifelt. Aber man kann auch aus gutem Willen einen „unklugen Streich“ machen. Da Sie diese „Unklugheit“ nicht anerkennen, so muß ich mich wegen des Ausdrucks nochmals rechtfertigen. Also:

I. Dr. Rzehacek ist Chirurg und Operateur — das ist sein Fach, seine Thätigkeit. Einen Katarch aber kann man nicht durch einen Operateur behandeln lassen. Dr. Rzehacek wird herzlich gelacht haben, als er hörte, daß man ihn auserkoren hatte, meinen — Husten zu curieren!

II. Es ist nicht klug, einen vernünftigen Menschen, der sein eigener Herr ist, wie ein kleines Kind zu behandeln und, wenn auch in „guter Absicht“, seiner Freiheit zu berauben. Wenn ich z. B. merke, daß Sie einen neuen Anzug nöthig haben, und deshalb einen solchen für Sie bei dem besten hiesigen Schneider machen lasse, denselben Ihnen ins Haus schicke und Ihnen, falls Sie mir's übel nehmen, erwidere: „Ich bitte Sie nicht um Entschuldigung, denn ich habe Sie nicht beleidigt, ich habe mich für Sie an den besten Schneider gewendet!“, so werden Sie ohne alle Frage zornig werden und ausrufen: „Kämmern Sie sich um Ihre Hosen und nicht um die meinigen!“

Das sage ich alles nur, um meinen Ausdruck „unkluger Streich“ zu rechtfertigen. Daß ich mich „beleidigt“ hielt, davon kann eigentlich keine Rede sein, denn ich bin im Grunde gar nicht zu beleidigen. Ob Ihnen Obiges klar ist, ob Sie mich um Entschuldigung bitten oder, wie Sie ausdrücklich erklären, dies nicht thun — das kümmert mich nicht, das ist Sache Ihrer Einsicht und Ihres Charakters, und ich respectiere jeden in seiner Art. Was ich Sie bitte, ist nur die mündliche oder schriftliche Erklärung, daß Sie künftig, hundert Weibern zum Troß, als Mann meine Freiheit, als die eines anderen Mannes, so achten werden, wie ich die Ihrige immer geachtet habe und achten werde. Damit ist meinerseits die Sache für immer abgethan und ich bin nach wie vor

Ihr herzlich ergebener

Graz, 2. Februar 1872.

Gamerling.

Lieber Rosegger!

Sie waren in meiner Wohnung, ohne bei mir selbst einzutreten? Warum? Sind Sie ungehalten? Ich nicht. Ich kenne ein offenes Sichausprechen und erlaube dies auch einem Jeden ohne Ausnahme mir gegenüber, aber „Feindschaft“ ist mir zu lächerlich. Ich wüßte nicht, daß ich mit irgend jemand in der Welt persönlich auf feindlichem Fuße stünde. Bis jetzt hat es noch Keiner dahin gebracht, daß ich mich mit ihm „zerworfen“ hätte, und Sie werden auch Keinen erfragen, den ich beleidigt und veranlaßt hätte, mir feind zu sein. Kommen Sie einen Augenblick zu mir, wenn Sie Zeit haben, ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten.

Ergebenst Ihr

Graz, 12. Februar 1872.

Gamerling.

Krieglach, den 7. Juni 1872.

Hochverehrter Herr Professor!

Wenn doch nur wenigstens zu weilen eine Gelegenheit wäre, Sie zu sehen, auf ein paar Worte zu sprechen; aber hier in Krieglach ist Einöde und Verlassenheit. Freilich ist hier der Wald und der liebe Gott und der Holznecht, die durch den Wald ziehen, aber dann und wann möchte Eins doch auch gerne einen anderen Menschen sehen.

Würde ich mein jetziges Schlaraffenleben beschreiben, es erwüchse daraus eine prächtige Idylle. Gut essen und trinken, viel schlafen, in den Wald gehen und den Vögeln und dem Flüstern lauschen und die Wolken ansehen und träumen:

„Wie lieblich gelagert ins Grüne,  
Nach fernem Bergen zu schau'n,  
Von Bergen zur Wolkenbühne,  
Von Wolken hinüber zu himmlischen Au'n!“

Und wochaus, wochein wird nicht ein Strich gearbeitet. Der Arzt sagt, „ich sei nervenschwach“, und so muß ich trachten, die Nerven durch obiges Leben zu

stärken. Die deutsche Schiller-Stiftung hat mir zum Behufe meiner Erholung 150 Thaler zugewendet, und so habe ich den löblichen Vorsatz, diesen ganzen Sommer nichts zu thun. Ich habe das Faulenzen auch schon hübsch weg; hätte gar nicht geglaubt, daß ich mich sobald bineinsände. Es leben gute Menschen hier — im Übrigen hab ich kein Leid und keine Freude. Wenn ich aus lieber Feder einen Brief bekomme, so thut mir das wohler, wie die beste Medicin. Leider heißt es da nicht: alle Stund einen Löffel voll; diese Medicin ist weit seltener.

Ich habe in dieser Woche den „Leut“ wieder gelesen. Ich weiß nichts in der deutschen Literatur, was die Deutschen so wahr und trefflich charakterisierte, als dieses Gedicht. Und wenn ich sehe, wie von all den Verkehrten und Verrückten unserer Zeit jeder eines auf das Dachel kriegt, so lach' ich mir recht vergnüglich in die Faust. — — —

Ich führe doch ein schönes Leben. Zwei Frauen aus Wien sind hier in Krieglach, mit denen ich immer Handel habe; sie haben mir zuerst Hamerlings Photographie aus dem Album geschnipst und wollen sie mir nun nicht mehr zurückgeben. Sie meinen, ich hätte ohnehin das Glück, das Original persönlich zu kennen. — — Ob nur die „Sieben Todsünden“ schon unter der Presse sind?

Wären Sie vollständig wohl, Herr Professor, ich gienge und entführte Sie ins liebliche Mürzthal, auf daß Sie durch Ihre, wenn auch nur kurze Gegenwart meine Heimat weihen. Vielleicht bin ich doch einmal so schlau und weiß es einzufädeln.

Rosegger.

„Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich im Sommer regelmäßig um zwei Drittel weniger Briefe erhalte als im Winter. Es scheint, daß der Sommer eine Zeit der göttlichen Faulheit ist, wo sich Jeder behaglich unter grünen Bäumen reckt und streckt, und dabei so egoistisch wird, daß er von jenem Behagen seinen Mitmenschen nicht einmal etwas kund und zu wissen thut.“ Diese statistische Bemerkung hatte ich eben einem Bekannten gegenüber gemacht, als mir der Postbote Ihren Krieglacher Brief, viellieber Rosegger, überreichte. Und Welch einen Brief! Schier vier Seiten lang und wie herzlich! Im Sommer geschrieben, zur Zeit der göttlichen Faulheit und des egoistischen Sichgütlichthuns! Gott segne Ihnen noch weiter die obersteirisch-ländliche Einsamkeit und würze Sie Ihnen ab und zu mit etwas Langeweile, damit Sie öfter genöthigt werden, sich Ihrer besten Freunde zu erinnern. Im Übrigen fahren Sie nur fort in dem süßen Nichtsthun, das Sie mir so verführerisch schildern. Machen Sie sich gar keinen Scrupel daraus. Mir kommen oft die Verse Hermanns von Gilm in den Sinn:

„Wie kam doch nur unter die Sünden  
Der göttliche Müßiggang?“

Ja, ja, „göttlich“ — es ist schon das rechte Wort. So recht mit Veruf müßig gehen können eigentlich nur die Götter. Wir Erdenkinder bleiben in dieser Kunst doch immer nur Stämper. Indessen — thun wir, so viel wir können!

Wenn wir nicht arbeiten, wir Poeten, so arbeitet es in uns, wird gar lebendig, bekommt Hände und Füße, und eh' wir's denken, muß die Hebamme geholt werden in Gestalt eines braven Buchverlegers. Wer also kann unseren Müßiggang von Arbeit unterscheiden? Ich für meinen Theil wüßte es Ihnen wahrlich nicht zu sagen, ob ich gegenwärtig müßig gehe oder ob ich an meinem philosophischen Werk oder an meinem Roman „Alpasia“ arbeite?

Indem ich hoffe, daß Sie zur Ehre der Krieglacher Localpost dies Schreiben sammt Einlage richtig erhalten, verbleibe ich, mich Ihrer ferneren freundlichen Erinnerung empfehlend,

Ihr herzlich ergebener

Graz, 15. Juni 1872.

Hamerling.

Krieglach, den 19. Juni 1872.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Wie froh bin ich, daß ich in der Lage bin, Ihnen so heiter lächelnden Brief an mich mit einer Sendung zu vergelten, die mir Heckenast für Sie zukommen ließ. Es wird Kub's „Zwei Dichter Oesterreichs“ sein. Ich habe mein Exemplar bereits angefangen zu lesen und bin nun auf die Kritiken dieser Kritiken neugierig.

Für die Photographie meinen besten Dank; werde mit dieser schon vorsichtiger umgehen.

Hier in Krieglach lebt ein blindes Mädchen, just nicht mehr allzu jung, aber das geistreichste und heiterste Geschöpf von ganz Krieglach. Es macht sich nichts daraus, daß es die Welt nicht sieht, es hört und riecht und betastet sie und fühlt sie unmittelbarer als unsereins. Dieses Mädchen nun führe ich täglich in den Wald. Hier, fern von aller Menschenhilfe, wo es wehrlos mir preisgegeben, lese ich ihm meine Manuscripte vor.

Den „Ahasverus in Rom“ habe ich wieder gelesen. Früher hieng ich noch etwas einseitig an der Idee des ewigen Juden; diezmals habe ich mich ganz dem Nero zugewendet und ihn zu erforschen gesucht. Und bei diesem Studium bin ich zutiefst erschrocken; mir ist nämlich klar geworden, daß weder ich, noch irgendein Erdgeborener ein Recht haben, diesen Nero zu verdammen. All die Reime, die Nero Dionisios zu so gewaltigen Thaten entfaltet, liegen auch in mir und wohl in Jedem; daß wir's nicht auch so treiben wie Nero, fehlt uns nur — Macht und Wig.

An meiner „Einöde“ wird bereits fleißig gedruckt; dann kommt der Kalender an die Reihe. Für eine spätere Zeit habe ich bereits wieder zwei Bände „Geschichten aus Steiermark“ und einen Band „Aus meinen Kindertagen in der Waldheimat“ vorrätig. — Fruchtbar wäre sie wohl, meine liebe Braut „Muse“; Hebammen fänden sich auch (habe eben eine Einladung von dem Allgemeinen Deutschen Literatur-Vereine zum Beitritte mit irgendeinem Werke erhalten), aber, mein Gott, es kommt die Sorge, wie sie gelitten sein werden auf der Welt. 's ist oft nur zu schade, daß man ihnen nach der Geburt keine Erziehung mehr geben kann.

Wenn ich einmal ins Plaudern komme, bin ich wie ein alt' Weiblein.

Vergeben Sie Ihrem

P. R. Rosegger.

Hochverehrter Herr Professor!

Krieglach, 25. Juni 1872.

Heute belästige ich schon wieder. Ich bin durch Dr. Svoboda, der mich vor zwei Tagen hier besucht hat, gebeten worden, Sie (es ist schon gar zu wiederholt) für eine Dame um ein Autograph zu bitten. Dann hätte ich noch die Bitte, das Autograph gleich an Dr. S. in Graz zu senden.

Wir haben gestern Nachts in Krieglach großes Feuer gehabt; schier wäre es um den ganzen Ort geschehen gewesen. Durch den Schreck und die nothwendigen Rettungsarbeiten bin ich wieder in das alte Unwohlsein zurückgeschleudert, von dem ich mich schon fast erholt hatte.

Herzinnigen Gruß!

P. R. Rosegger.

Herzlichen Dank, werter Freund, vorläufig auf diesem Wege für Ihre schönen römischen Geschenke. Ist kein Stückchen Gold, das Sie mir hätten bringen können, von Neros „goldenem Hause“ mehr übrig? Nun, auch Pflanzen und Gestein vom palatinischen Trümmerhügel werden mir zeitlebens lieb und wert sein, und zwar doppelt, weil sie mir mein lieber wackerer Rosegger aus der Weltstadt mitgebracht.

Ihr dankbarer

Graz, 29. September 1872.

Hamering.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Herzlichen Glückwunsch zur Verlobung — ich begreife nun, warum Sie seit so langer Zeit für die „übrige Welt“ gar nicht mehr sichtbar waren. Ich hätte aber dringend wegen ein paar Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen. Wollen Sie mir gefälligst durch eine Zeile bekannt geben, zu welcher Stunde ich Sie in Ihrer Wohnung sicher treffe. Ich für meine Person bin Mittags und Abends von 6 1/2 bis 7 1/4 Uhr am bestimtesten zu Hause. Führt Sie Ihr Weg zu dieser Zeit in die Nähe meiner Wohnung, so beehren Sie mich einen Augenblick mit Ihrem Besuche.

Ergebenst Ihr

Graz, den 25. November 1872.

Hammerling.

(Fortsetzung folgt.)

## Sanges- und Blumenfreude im oststeirischen Landvolke.

Von Rosa Fischer, Hartberg.

(Schluß.)

In der Nacht zum ersten Mai stellen Burschen mancher Schönen einen Maibaum auf, mit buntflatterndem Bandwerk in der Krone, und wenn ein Neubau aufgeführt wird, so setzt man ebenfalls ein „Maibäumerl“ auf die Mauer-Gleichen oder auf den Giebel des Daches.

Vor den Dorf- und Wegkreuzen pflanzt man grüne Waldbäumlein auf, und der Muttergottes weihet man „Maialtäre“. Die duftigsten Blumen blühen ihrem Bild zu Füßen, die süßesten Lieder klingen empor zu ihr, und ebenso sind besonders zur Maienzeit die Wallfahrten beliebt zu einer näheren oder auch sehr fernen Marienkirche.

Dahem aber beginnt um diese Zeit auch ein frohes Leben. Mancher Zuchtschrei klingt im Morgenschein über die grünenden Hänge, wenn die Menschen zu frohem Schaffen gehn, und manche junge Stimme singt auf einsamen Pfaden im Thal, wenn lau die Nacht niedersinkt.

Um die ländliche Heimstätte erwacht die Blumenfreude; da blüht es an fast jedem Fenster, da duftet es aus allen Gärten. Wo wären nicht im oft ärmlichen Geschirr die „Buschenstöcke“ eingepflanzt, die rothprangenden Pelargonien, die roth und weißen Fuchserl, die „gelbn Weigl“ und die Monatröserl. Und wo blühten nicht im Gärtlein die heimattreuen rothen Herzerl, die weißen Narzissen, — wo dufteten nicht Rosmarin und Immergrün, — Herzenstrost und Frauenblattl — Pfingstnagerl und Heckenröserl, — Lilien und herbstliche Asten?!

Und zur Hochsommerzeit, wenn der Rosenduft liegt in den Lüften und der süße Duft der rothblühenden Nelken, und wenn die Tage so heiß sind und die Arbeit so schwer, da gilt wohl im Vorübergeh'n

manchmal ein Griff einem schimmernden Blümelein oder einem „schmecketen Blattl“<sup>1)</sup>, wie ein Verlangen nach einem süßen Hauch von Glück.

Am Sonntag aber in thauiger Morgenfrühe, im goldigen Sonnenschein, wenn die Leute beim Glockenklang ihre Pfade und Wege wandeln der Kirche zu, da blüht es am Busen des Mädchens, — am Hutband des Burschen, — im Knopfloch des Mannes und im Gebetbuch des Mütterleins; da duftet es in den Händen des Kindes und es duftet in der Kirche von Herzentrost und Nefeda, von Rosen und Nelken. Und die Gemeinde singt:

Hier liegt vor Deiner Majestät  
Im Staub die Christenschar.  
Das Herz zu Dir, o Gott erhöht,  
Die Augen zum Altar.

Die Sträußlein welken, — Rosen entblättern, — weiße und rothe Blüten bedecken die Fliesen.

Auf dem Heimweg schauen die Menschenkinder zu manchem Wegkreuz empor und um das Heilandsbild hängt ein Feldblumenkranz mit rothen Cuatemberrosen, oder es blühen ein Waldröserlstrauß und duftige Waldkräuter ihm zu Füßen. —

Im Glas und irdenen Krug frischet man daheim Rosen und Feldblumen ein, und auf den Wiesen und Ackerrainen pflückt die Hausmutter die weißen Kamillenblüten zum heilsamen Thee. Um die Sonnwendzeit trägt man das gelbblühende Johanniskraut heim und befestigt es kreuzweise am Fenstergitter und an Thüren und Wänden der Ställe, auf daß es Glück bringen möge ins Haus. —

Und in den Nächten klingen die Lieder, in den lauen Sommer- und hellen Frühherbstnächten. Diese weichen Lieder des Volkes, die auch zeitweise in ihrer Art eine gewisse Glanzperiode haben.

Vor wenig Jahren war dieses Almerliedl besonders beliebt.

Auf der Alm, da steht ein Haus,  
Still und schön ragt's ins Thal hinaus.  
Darinnen wohnt mit heitrem Sinn  
Eine wunderschöne Sennerin.

Die Sennerin singt so manches Lied,  
Ja wenn durchs Thal der Nebel zieht.  
Sie singt ein Lied bei Sturm und Wind,  
Wohl auf der Alm, da gibt's loan Stünd.

Dirndl, wo hast denn Dein Liegerstätt, —  
Dirndl, wo hast denn Dein Bett?  
Wohl über drei Staffeln muakt aufi steig'n,  
Drauß auf frei Strakn steht's net.

Wannst nit aufmachst Dein Fensterl,  
So ghalt's nur glei zua,  
Wird nit glei wieder kemman  
So a lustiger Qua.

<sup>1)</sup> Wohlriechendes Blatt.

Gibt mehr kalti Wasserl,  
Gibt mehr frische Brunn,  
Gibt mehr saubere Dirndl  
In Steiermark drinn.

Ich pfeif's auf die Dirndl  
Im Kärnthnerisch drinn,  
Ja weil ichs  
A Steirerbua bin.

Aber Dirndl, Dein trugi Schaun,  
Das wird dir vergehn,  
Wannst einst bei mein Graberl  
Beim Kreuzlein wirst stehn.

Beim Graberl, beim Kreuzerl  
Wirst denkn auf mich,  
Was für a treus Herz ih  
Stets ghabt hab für Dich.

Beliebt war das Fischerlied, sowie verschiedene Jagerlieder mit Liabs- und Dirndlgeschichten verflochten und außerdem ein Auswanderer-  
gesang:

Nun ist die Zeit und Stunde da,  
Wir reisen nach Amerika.  
Der Wagen steht schon vor der Thür,  
Mit Weib und Kinder ziehen wir.  
Die Pferde sind schon angespannt,  
Wir reisen in das Freiheitsland.  
Wir fahren in die Stadt hinein  
Und trinken ein „paar Teller Wein“.<sup>1)</sup>

Mit viel Innigkeit wurde das alte, schöne Lied gesungen, das eine traurige Liebesgeschichte behandelt:

Die Blumen, die blühen im Garten,  
Ja, jawohl Garten,  
Die Soldaten die ziehen ins Feld,  
Die Soldaten die ziehen ins Feld,  
Ade nun, mein Liebchen, Du feine,  
Ja ja, Du feine,  
Muß scheiden in die Welt.

Und als er wieder nach Hause kam,  
Feinliebchen stand unter der Thür.  
Gott grüß Dich, Du feine, Du meine,  
Ja ja, Du feine, —  
Vom Herzen gefallest Du mir.

Was brauch ich denn Dir zu gefallen,  
Ja, ja, zu gefallen?  
Ich habe schon längst einen Mann,  
Einen hübschen, einen reichen und braven,  
Ja, ja, wohl braven,  
Der mich's ernähren kann. —

Was zieht er aus der Tasche,  
Ja, ja, wohl Tasche?  
Ein Messer lang und g'spitzt.  
Das stoßt er dem Mädchen ins Herze,  
Ja, ja, wohl Herze,  
Dass das rothe Blut gegen ihn spricht.“

<sup>1)</sup> Bouteillen-Wein.

Ein anderes, auch im schwermüthigen Ton gesungenes Lied mochte vielleicht an den deutsch-österreichischen (oder etwa französischen?) Krieg erinnern:

Zu Straßburg, zu Straßburg, —  
 Einer wunderschönen Stadt, —  
 Da drinnen liegt begraben  
 Manch braver Soldat,  
 Der Vater und Mutter verlassen hat.

Soldatenlieder sind auch verschiedene neue durch die Urlauber aufs Land gekommen, und auch andere städtische Gesänge und „Gassenhauer“ haben den Weg herausgefunden, aber sie sind größtentheils verklungen und was die jungen Leute von heute singen, sind die ähnlichen Weisen, wie sie vor Jahren erklangen, — Weisen hallend und zusammenklingend, weich und schwärmerisch.

So eine Nacht im Hochsommer bringt Lieder auf einsamen Pfaden und bringt hellstimmige Gesänge auf weiten Straßen, — und so ein Abend im Frühherbst, insbesondere beim „Woaz-Abtschäl“, (Ausschälen der Kukuruzkolben), ist oftmals eine wahre „Liedertafel“, wenn sangesfreudige Menschenkinder zusammen kommen.

„Geh's, sing's was“, heißt es dann zuredend. „Dirndln faugt's an“. Die flinken Hände schaffen, — das Woaz-Gschaler<sup>1)</sup> rauscht und die lachenden Dirndln lassen sich ein wenig ehren: dann stimmen sie an und singen ein Lied nach dem andern, — zweistimmig oder mehrstimmig, wie sich die Mädchen und zuweilen eine junge Frau zusammenfinden.

Da heißt ein Lied „In Rösleins Garten“, das besonders weichmüthig gesungen wird und gegenwärtig gerade überall zu Hause ist.

Geh's wohl hinaus in Rösleingarten,  
 Rothe Röslein blühn darin.  
 Brod mir ab drei rothe Röslein,  
 Trag's mein Schatz zum Fenster hin.

Und der Weinstock, der tragt Reben,  
 Und aus den Rebelein, da fließt der Wein,  
 Treu und reblich mußt man leben,  
 Treu und reblich mußt man sein.

Schagerl schlaffst Du, oder wachst Du,  
 Oder liegst Du gar nicht drin?  
 Aber na, ich schlaf's nicht, aber na, ich wach nicht,  
 Aber na, ich hab's lan guatn Sinn.

Spielet auf ihr Musikanten,  
 Spielet auf ein Abschiedslied.  
 Spielt für mich und für mein Schagerl,  
 Da weil's die Lieb so haben will.

Drah Dich weg von meinem Fensterl,  
 Drah Dich weg ins grüne Gras.  
 Meine Auglein schwimmen im Wasser,  
 Meine Wanglein werden naß.

Auf das Krankenbett leg ich mich nieder,  
 Auf dem Sterbebette schlaf ich ein.  
 Auf dem Grabstein steht geschrieben:  
 „Schönster Schatz vergiß nicht mein.“

Ein leichtfertigeres Liedl klingt, abwechselnd von zwei Stimmen gesungen:

Wir Duama jan recht lusti,  
 Und allweil kreuzfidel, juhe,  
 Wir singen frohe Liader,  
 Habn oft loan Kreuzer Geld.

Besonders an ein Montag  
 Da reißt's uns hin und her,  
 Und manchmal wird's ein Baudrer  
 Und manchmal wird's ein Herr.

<sup>1)</sup> Kukuruz-Stroh.



In Steiermark gfreuts uns neamer,  
Wir reisen in ein anders Land.  
Das Binklerl aufn Buckel,  
Das macht uns gar loa Schand.

Und san wir auf der Reise,  
Da geht's uns gar nit schlecht;  
Kriagn hier und dort a Supperl,  
Da heist's gleich: „Bruder secht.“

Und san mars amol gestorbn,  
Da is mit unserm Leb'n aus;  
Da kriagn mar a Brettkruch'n,  
Da kriagn mar a hölzerns Haus.

### Und ein anderes:

Es naht sich an die Weihnachtszeit,  
Die Burschen wern schon frisch,  
Sehn d' Hiltall nach der Seiten,  
Stehn dem Bauern um den Tisch.

„Du Bauer, gib mein Lohn mir her,  
Es ist ja eh schon Zeit,  
Hab ich mich seit dem Habernschnitt  
Auf die Weihnachtszeit schon gfreut.“

„Hast Du Dich seit den Habernschnitt  
Auf die Weihnachtszeit schon gfreut,  
Hab ich Dir oft a Arbeit geschafft,  
Hast a nit gar so geilt.“

„Du Bauer, hör vom Frozzln auf,  
Und richt mich nit so aus,  
Gib Du mir, was D' mir schuldig bist,  
Geh ich Dir aus dem Haus.“

„Dass ih Dir dahoama bleib  
Als wia a kloana Bua;  
Du häst ja Tag und Nacht ka Muah,  
Du wiffest Arbeit gnua.“

### Ein trübseliges Lied von einem armen Bauern lautet:

Koa Bauer mag ih a niamer bleiben,  
Hiazt is mir die Sochn schon z'viel,  
Koa Geld woach ih a nit aufz'treiben,  
Ih kann jo schon thuan wia ih will.

Die Obrigkeit, die bleibt ja nit hintn,  
Sie thuat nix wia Bauern abschindn,  
Und wia ih mei Steuer hob zohlt,  
Hiazt hot mir der Flegl angrullt.

Der Diana hat mir müag'n schliagn,  
Gleich schliagn an Händn und Füag'n,  
Hiazt hängt mir der Flegl gor oan,  
Als wann ih an Diabstohl hätt thoan.

Da tragn sie uns hinaus  
Und in den Friedhof hinein.  
Da kommen alle Brüder,  
Da kommen alle Brüberlein.

Da stelln 's uns halt gleich nieder,  
Der Pfarrer sprengt uns ein,  
Er sagt gleich: Kohlrabnschwarzer,  
Maschier ins Loch hinein.

Und ist das Loch noch offen,  
Da schern sie's halt gleich zua,  
Da liegt der gsoffene Bruader,  
Gott gib 'n die ewige Ruah.“

„Den Lohn, den ich Dir schuldig bin,  
Den will ich Dir schon gebn, —  
Der Lohn, der macht fünf Kreuzer aus,  
Und Tuch a halbe Elln.“

„Der Lohn, der ist zu wenig mir,  
Den nimm ich nit mit mir;  
Hätt ich mir denn nicht mehr verdient,  
Und bin so lang bei Dir.“

Weg'n Deinem Koch und Suppn war  
Ich so lang nit bliebn;  
Häst Du mir Fleisch und Knödl gebn,  
War ich Dir länger bliebn.“

„Dass ich Dir Fleisch und Knödl gib,  
Das bleibt ja so wohl aus;  
Bei der Nacht gehst Du zu'n Menschern aus,  
Um a neuin stehst erst auf.“

Die Thür, dö is ganz voller Luden,  
Tisch und Bänk san schon zum guden  
Und wenn ih zum Fensterl steh vür,  
Siach ih stott der Scheibn a Popier.

An Wogn hob ih a noch an olt'n,  
Den hob ih mir extra aufgholt'n.  
Jo, wenn wos zum Ausfohn is,  
Dass olles in Bereitschoft is.

Hiaz geh ichs holt Ochsl einspannen,  
Hiaz sollt mir dos Glumpert vanonder,  
Und wia ichs über d' Olma bin gfohn,  
Hiazt hob ih erst d' Radl verlorn.

Mein Haus steht auf sechs und siebn Spreizn,  
Zwoa und drei sulltn noch sein;  
Ih trau miß fost gor nit laut schneuzn,  
Weil ih miß fürcht, der Bettel bricht ein.

Hiaz geh ichs halt Woffer herloatn,  
Des Sochn, des mocht miß schon roath'n,  
Koa solchs hobn ma a nit ban Haus,  
Es rinnt holt schon unt' und obn aus.

Hiaz geh ichs halt Strohhlatt flechtn,  
Dos is a weng besser wia flechtn,  
Und ih brauch jo loa Bauer mehr sein.  
Do nimm ih mei gewisses Geld ein.

So singen sie im heitern Ton und Spottliedl und Schnaderhüpfel in bunter Reihe, darauf wieder „Dudla“, <sup>1)</sup> zwei-, drei- und vierstimmig, Gesänge ohne Worte, jodelnd und hallend, kunstgerecht zusammensingend.

Dann immer wieder das ernste Lied.

So hat man eine alte Weise, die bejahrte Frauen noch können, durch eine junge Dirne aus dem Gebirg wieder heimbekommen und mit viel Innigkeit aufgenommen:

Ich bins ein Mägdlein von zweiundzwanzig  
Jahren,  
Schwere Eiselein muß ich ertragen,  
Einen Ring wohl um die Mitt  
Hand und Füße fest geschmiedt.

Am zweiten Tage fragten sie mich wieder,  
Dirne, wo hast Du alle Deine Brüder?  
Ich bitt, meine Herren, wohlgemuth,  
Ihr wascht die Händ in meinem Blut.

Ich habe ermordet mein eigenes Kind,  
O, wie bitter ist die Sünd.  
Mein Herz das ist so sehr betrübt,  
Weil ich schon weiß, was mir geschieht.

Nun führen sie mich wohl über das Pflaster,  
Meine Augelein schwimmen im Wasser,  
Weil ich schon weiß, was mir geschieht,  
Weil ich vor mir den Galgn schon sieh.

Am ersten Tag da wollten sie mich fragen,  
Mägdlein, wo hast Du alle Deine Kameraden?  
Ich bitt, meine Herren, insgemein,  
Ich war zu jeder Stund allein.

Ach lebe wohl, Du Vater und Du Mutter,  
Ach lebe wohl, Du Schwester und Du Bruder,  
Ach lebet wohl viel tausendmal,  
Heut seht ihr mich zum leytenmal.

Und wenn ihr mich noch einmal sehen wollt,  
So steigt hinauf auf diesen hohen Felsen,  
Und schaut hinein ins tiefe Thal,  
Dort seht ihr mich zum leytenmal.

Noch ein anderes:

Zu Serajewo auf der Höh,  
In einsam stiller Nacht,  
Stand ein siebenundzwanzger Jäger  
Auf Posten treue Wacht.

Drauf stürmen die Insurgenten  
Und bitten um Gnad zu Gott;  
Wo Österreichs Krieger zielen,  
Da gibt's viel Blut und Tod.

Er blickt hinauf zum Sternlein  
Und zum silberbleichen Mond,  
Und schickt viel Herzensgrüße  
Hin wo sein Liebchen wohnt.

Da hört man kein Commando,  
Der Jäger fühlt den Schmerz,  
Er lag im Feindes Lande  
Getroffen durch das Herz.

Frisch auf, ihr Kameraden  
Und spannt gleich den Hahn,  
Da stand wie hergezaubert  
Ein ganzes Bataillon.

Er hält ein kleines Brieslein  
In seiner bleichen Hand,  
Darinnen stand geschrieben:  
„Grüß Gott, liebs Vaterland.“

<sup>1)</sup> Jodler.

Der Brabe war gestorben  
In einer heißen Schlacht,  
Da hat er noch im Sterben  
An sie zurückgedacht.

Und Sonne, Mond und Sterne  
Mit ihrem hellen Licht,  
Sie leuchten dem Soldaten  
Ins bleiche Angesicht.

So klingt es bei manchem frohen Schaffen und zuweilen gilt wohl ein spielender Griff einem Büschlein am Hut oder einem Busensträußlein mit der schmeichelnden Bitte: „Gib mir's, laß mir's anschau.“

Zum Weizen-Schnitt gibt es ein Blumensträußlein auf den Schnitterkrapfen und insbesondere beim Flachsbrechen viel Sang und Klang und eine blumengeschmückte „Braut“.

Wenn die Rekruten einrücken zum Militär, so tragen sie bunte Buschen mit flatternden Bändern am Hut und ziehen singend und jauchzend ihre Straße.

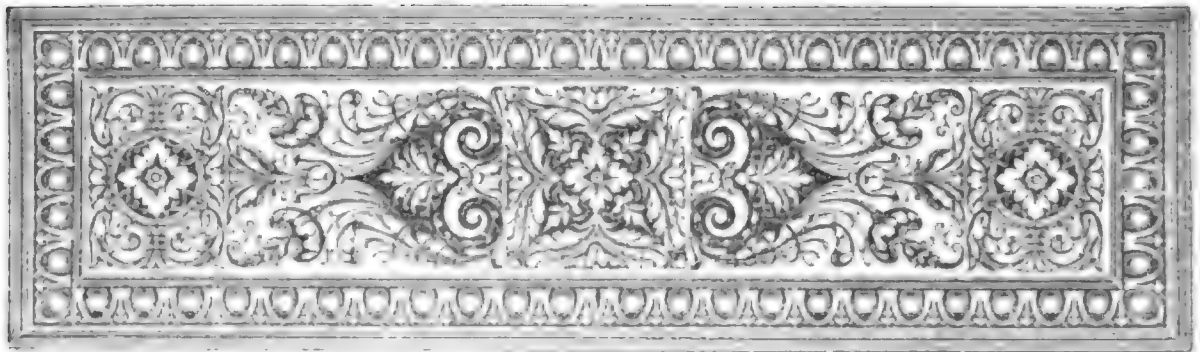
Ein blühender Krautkopf oder ein in Kranzform gefeßter, blühender Bohnenstrauch bedeutet nach dem Volksglauben eine Braut im Haus.

Heiratet ein unbescholtenes Mädchen, so schmückt der bräutliche Kranz ihr Haar; der Bräutigam aber trägt ein Büschlein mit Rosmarin und weißem Seidenband auf der Brust. Die Brautjungfrauen haben Kränzlein auf dem Kopf. Die Brautführer handgeschmückte Sträußlein am Arm. Und Jauchzen und Singen ist bei größeren Hochzeiten gebräuchlich.

Stirbt eine Jungfrau, so setzt man ihr ein Kränzlein aufs Haar und Blumen blühen wohl fast an jeder Bahre. Beim Leichwachen klingen Lieder, alterthümliche, ergreifende Trauerlieder und weiche, herzzinnige Gesänge. Frauenhände aber winden Blumen und frisches Grün zum Kranze.

Am Grabe tönt der heilig-ernste Sang: „Fahr hin, o Seel' zu deinem Gott,“ und über dem letzten Bette wachsen Blumen auf.

So die Sanges- und die Blumenfreud von der Wiege bis zum Grab, wie einst, so jetzt, und manchmal, wenn in stiller Nacht die trauten Gesänge erklingen und ferne verwehen, ein Gedenken an vergangene Zeiten und vergangene Menschen, ein Heimweh, ein Glückes- sehnen, das Verlangen, daß die heimischen Weisen weiterklingen mögen, daß nie eine Zeit komme, wo die Heimatsklänge verstummen. Ein Anklammern an diese Heimatsklänge, die ferne verhallen, indes im Mondenschein an den verschwiegenen Fenstern die rothen Blumen blühen, ein Bangen und Verlangen wie nach einem Hauch von Glück.



## Kleine Lanze.

### Ein Dichter-Schädel.

Der Magister schloß sich in sein Zimmer ein, zog die Vorhänge zu und zündete die Lampe an. Dann machte er eine Lade auf, nahm einen runden, mit Laten umwundenen Gegenstand heraus, setzte sich damit an den Tisch und enthüllte den Gegenstand. Es war ein Todtenschädel mit mehreren losen Knochen. Er war nicht ausgedörret, hatte hie und da in den Fugen und Canälchen kleine Erdtheile, auf dem Scheitel noch etwas wie Haut und einige weiße Härchen.

Der Magister nahm sein Taschenmesser, stocherte die Erde los und kratzte den Scheitel glatt. Ein Kästchen mit allerlei Werkzeugen stand da, ein Merkblatt mit Stift lag bereit, und der Mann rückte mit ruhiger Vergnüglichkeit die Sachen zurecht zur Arbeit. Die Augenhöhlen starrten etwas finster auf ihn hin, doch der Magister sagte: „Komm, Alter, es geschieht dir weiter nichts, möchte bloß wissen, woher du deine Gescheitheit genommen hast, ob in deinem Köpfel nicht noch einige Spuren davon zu entdecken wären. Wollen auch einmal den Unterkiefer anfügen, so! Du bist ja zahm, mein Geschäppter!“ — Die beiden Zahnreihen — es gab darin Lücken — standen klipp zusammen, und während der Magister einen Zirkel öffnete, begannen ganz von selbst die Kinnbaden aneinander zu klappen und es kamen dazwischen schnarrende aber deutliche Laute hervor: „Guten Abend, Magister!“

Der Anatom prallte im ersten Augenblick zurück: Was Teufel! Hat denn die Narloje ausgelassen? Merkwürdig! In so 'nem Dichterschädel vermag nicht einmal vieljährige Verwesung den Spul ganz zu zerstören.

„Vermag sie es nicht?“ fragte der Todtenschädel mit sanfter Stimme und grinste den Magister sonderbar an. „Merkwürdig! Solange wir uns lebendig regen und dichten, nennt Ihr es Hirngespinnst und Spul, und wenn wir todt sind, ganz klapperdürre todt, dann erst ist Euch das Ding wert geworden.“

Der Magister hatte sich gefaßt und erlaubte zu erinnern, daß man auch die Schädel Kants, Schillers, Mozarts u. s. w. wissenschaftlich untersucht habe.

„Und habt Ihr etwas gefunden?“ fragte der Schädel, „seid Ihr nun bessere Musikanten, seid Ihr auf das Geheimnis der Dichterphantasie gekommen oder habt Ihr das Ding an sich entdeckt? Seid Ihr etwa über die Abstammung des Menschen noch immer nicht im Reinen? Wollt Ihr neue Beweise davon, daß der Affe steigt und der Mensch sinkt? Am Dichterschädel dürftet Ihr sie kaum finden. Kennen Sie vielleicht Hamerlings Homunculus, mein Herr?“

„Lieber Freund,“ sagte der Magister artig, „unserem hat Wichtigeres zu thun, als Belletristik zu treiben!“

„Das ist schade. Auf einem einzigen Blatte eines Dichterwerkes fänden Sie mehr Erkenntnis, als in einem staubigen Dichterschädel. Und entlehnte Bücher werden nicht so unangenehm urgiert, als entlehnte Köpfe.“

Der Magister legte den Zirkel weg, fehrte seine Brust hervor und sagte: „Mir scheint, Sie sind consterniert darüber, daß ich Ihnen aus Ihrem Schädel ein wissenschaftliches Denkmal stiften will, so wie man daran ist, und mit Recht, Ihnen ein künstlerisches zu errichten.“

„Ich bitte Sie,“ versetzte der Schädel. „Wir stiften uns die Denkmäler schon selbst, in unseren Werken. Diese müßte man hegen, pflegen, verbreiten und beherzigen, dann hätten wir Denkmal genug. Mir ist das Leben schwer gemacht worden. Laßt mir wenigstens die Erde leicht sein.“

„Warum sagen Sie das gerade mir?“ fragte der Magister.

Darauf der Schädel: „Wissen Sie, wenn ein Todter einmal den Mund aufthut, so spricht er zu aller Welt.“

„Wir wollen Sie ja nur ehren.“

„So. Dann, Herr Magister, scheinen Sie mich zu verkennen. Ich bin nur ein armer Mittelschullehrer gewesen. Jedes meiner Werke habt Ihr stets von oben herab abgethan und ich wüßte keinen Fall, nicht einen einzigen, da mir etwa von Euch ein Zeichen der Ermuthigung zugekommen wäre. Im Leben habt Ihr mich allein gelassen, und jetzt im Tode, wo man allein sein möchte, hebt Ihr mich aus und untersucht mit colossaler Verehrung die leere Schale.“

Der Magister guckte in das Schädelbecken und wandte plötzlich sein Interesse einer bestimmten Stelle zu.

„Haben Sie doch was gefunden?“

In einer der Fugen stak ein Epigramm. — —

„Den vollen Kopf haben sie verächtelt, den hohlen Kopf schleppen sie auf die Universität.“ —

Der Magister wischte mit dem Finger darüber und sagte: „Nein, es ist nichts. Das ist nicht cranioskopisch. Das würde auf meine Hörer nur verwirrend wirken.“

Sagte der Schädel im Tone des Docierens: „Sehen Sie, meine Herren Studenten, da haben wir's. Da sieht's! Gucken Sie, bitte, damit Sie 'rausbringen, wie man dichtet, oder wenigstens an der Schädelbildung stets genau erkennen kann, ob einer ein Dichter ist oder nicht. Wollen wir nicht Gipsabgüsse davon machen? Denn das Original dürfen wir leider nicht in unserer Schädelammlung von Einbrechern, Mördern, Brandlegern und anderen Charakterköpfen einreihen. Müßten es wieder zurückgeben, der Pöbel moquiert sich. Pietätsduselei, ekelhafte! — Fast glaube ich, so demonstrieren zu hören. — Was sagen Sie zur Leichenverbrennung, Magister? Wie, Sie sind dafür? Dann muß für die Wissenschaft diese Schädelforschung doch nicht gar so wichtig sein. — Wenn Ihnen der einfältige Poet einen Rath geben dürfte, lieber Freund, bleiben Sie auch als Gelehrter ein fühlender Mensch, halten Sie es nicht mit jenen dünkeln Gesellen, denen die graue Theorie im wissenschaftlichen Fachblatte wichtiger ist, als alle herzensheiße Pietät der Welt . . .“

Als der Schädel so redete, begann aus seinen Augenhöhlen ein bläuliches Licht hervorzuleuchten. Der Magister schauerte ein wenig und äußerte sein Bedauern über die Engherzigkeit eines Todten, der seine Gebeine lieber vermodern lasse, als sie dem Heiligsten, der Wissenschaft, zu opfern.

„Lassen Sie, mein Herr, das Heilige gütigt fort,“ sagte der Schädel.

„Sie sollten sich nur freuen, endlich der Universität einverleibt worden zu sein,“ sprach der Magister.

„Allerdings. Doch tollere ich schon wochenlang in ihren Winkeln herum und bin immer noch nicht weise genug, um die Vortheile der Schädelbeden-Messereien für die Menschheit ganz einzusehen. Aber ich gebe sie unbesehen zu. Ich bestreite den Herren das Recht nicht, ihre Studien zu machen an allen beliebigen Objecten, die sie sich rechtlich erworben haben.“

„Ich bitte, sich zu mäßigen, mein Herr!“ rief der Magister zornig aus, „wir haben den Schädel auf vollkommen vorchriftmäßigem Wege genommen!“

„Ich zweifle nicht einen Augenblick, dass Sie einen Schein haben,“ antwortete der Schädel, „aber Schein ist nicht Wirklichkeit.“

„Sie vergessen sich zu weit!“ schrie der Magister.

Der Schädel schmunzelte und sprach: „Wenn man diese Sache nicht ein bisschen humoristisch auffasste, so wäre sie überhaupt nicht zu ertragen. So verzweifelt ernst ist sie. Ja, mein Herr, ernst bis zur Tragik! — Vergessen Sie doch nicht, dass noch trauernde, liebende Herzen da sein können, denen eine Grabstätte mit dem, was sie birgt, der größte Wert dieser Welt ist. Haben Sie nie gesehen, wie rührend man Grabhügel schmückt, wie heilig — ja, das ist heilig! — man jeden Gegenstand hütet, der zu dem geliebten Todten in Beziehung steht? Personen, denen das Herz zittert, so oft sie an sein leidensreiches Leben denken und die nur in der Vorstellung seiner Grabesruh ein wenig Erquickung finden. Und da plötzlich die Schreckensbotschaft: Im Grabe liege ein Leichnam ohne Kopf! . . . Haben Sie sich nie klargemacht, was in solchen Menschen vorgeht? Welch rasender Schmerz das liebende Gemüth neuerdings durchwühlt, Welch grenzenlose Empörung in ihm tobt? Hat die Treue denn gar kein Recht mehr auf der Welt? — Welch ein Herzeleid bei den Nächstehenden angerichtet worden — haben Sie davon eine Ahnung, Mensch? Das schönste Grabmal kann die Wunde nicht heilen. — Nun aber stehen hinter einem Dichter, der, wie Sie selbst sagen, groß und berühmt ist, nicht bloß die Verwandten und persönlichen Freunde! — Das deutsche Volk! Es steht zu seinen Dichtern nicht etwa in wissenschaftlicher, sondern in herzlichster Beziehung. Vielleicht sammeln Sie selbst bisweilen bei diesem Volke Gaben für ein Dichtergrabmal. So wird das Volk, das Gaben spendende, nebst dem moralischen auch ein anderes Anrecht haben auf das Dichtergrab. Wundern Sie sich nicht, wenn heute das deutsche Volk entrüstet aufschreit, die Pietät von Tausenden sei verletzt worden! — Wenn man, sei es zu irgend welchen, sei es zu den edelsten Zwecken, die Reste großer Männer aus dem Grabe holen will, so hat man nicht bloß den nächsten Angehörigen, man hat dem ganzen Volke darüber Rechenschaft zu geben. Selbst wenn die Wissenschaft einmal noch mehr leisten wird, als es jetzt der Fall ist, nie wird sie der heiligen Gemüthsrechte vergessen dürfen. — Beherzigen Sie diese meine Lehre, Freund, damit Sie den Schädel nicht ganz umsonst aus seiner Ruhe hervorgeholt haben.“

Der Magister sann vor sich hin, ernst und ergriffen. Plötzlich sagte er: „Ich gebe zu — wir haben gefehlt.“

Das war das erlösende Wort. Der Spuk war vorüber, der Schädel sank, wohin er gehört, ins Grab zur ewigen Ruhe.

R.

## Singvögel.

### Sonnenschein.

O Sonne, sag, wie kannst du nur  
Noch immer scheinen  
Zu so viel Frevel, Unnatur  
Für die Unreinen?

Du lächelst und scheinst ruhig fort  
Mit milder Miene?  
Versteh ich recht dein stummes Wort:  
„Der Richter wohnt an anderm Ort, —  
Ich schein und diene!“

Wenn ich es wär, ich hätte lang  
Mich abgewendet,  
Nachdem zuvor ich Gruß und Dank  
Mit Gluthenhauch zum Untergang  
Der Schuld gespendet.

Ja, schein, diene nur der Welt  
Mit Licht und Wonne,  
Den Erdenkindern zugesellt  
Als Himmelsfreund, der Liebe Held —  
Als Gottes Sonne!

Theodor Amelius.

### Trümmer.

Noch stolz in ihrem Trauern  
Schaun sie ins Land so weit  
Die alten, grauen Mauern,  
Sie konnten überdauern  
So manche Zeit.

Nun sind sie im Verfallen,  
Es löst sich Stein um Stein;  
Der Freude lautes Schallen,  
Es schweigt, und in den Hallen  
Wächst wilder Wein.

Wie lang sie wohl noch stehen?  
Wann fällt die letzte Wand?  
Geschlechter werden gehen —  
Die letzten Trümmer sehen  
Stolz noch ins Land.

Franz Floth.

### Gebet.

Ich will nicht an den Schranken rütteln,  
Die fest mir engen Leib und Geist,  
Ich will die Last nicht von mir schütteln,  
Die mich das Schicksal tragen heist.

Mein Dasein soll sich selbst beschließen,  
Ich will sie üben, die Geduld,  
Nur lass mich, Herr, den Trost genießen:  
Bis an das Ende — frei von Schuld.

Franz Floth.

### Alpenfriede.

Hoch auf dem Alpenwald  
Lieg ich im Sonnenschein,  
Blume an Blume nickt:  
Schlase, schlaf ein!

Lüftchen auf Lüftchen weht  
Wonnig und rein, —  
Lispelt die Liebste sacht  
Dir in das Ohr hinein:  
Schlase, schlaf ein?

Karl Berger.

## Frühling.

Sternüberstreut ist jeder Ast,  
Es wird dem Apfelbaum zu schwer,  
Drum gibt er seine Silberlast  
Dem goldnen Frühlingswinde her.

Die Schwalben bringen Halm um Halm,  
Und fliegen zu und fliegen ab,  
Und singen jenem einen Psalm,  
Der ihnen eine Heimstatt gab.

Und halmenhoch im Wiesenland  
Der stolze, gelbe Hahnfuß steht,  
Als hätt ihn eines Gottes Hand  
Als blanken Goldstaub ausgefät.

Und aus dem tiefsten Waldgerott  
Klingt ein verträumter Vogelruf:  
Kuckuck, wo bist du, lieber Gott,  
Der alle diese Schönheit schuf?

Anton Renf.

## Die Dichter und die hohen Berge.

Anlässlich des im Jännerheft veröffentlichten Aufsatzes von Karl Streckler: „Die Dichter und die hohen Berge“ bin ich von mehreren Seiten, ja selbst vom Verfasser befragt worden, welchen poetischen Einfluß auf mich, einen Sohn der Berge, das Gebirge in meiner Jugend gehabt hätte? Ob ich in früher Jugend schon die Berge besungen hätte oder nicht? Die Antwort ist kurz: Nein, damals habe ich sie nicht besungen.

Mir war zwischen und auf den Bergen unwillkürlich und gedankenlos wohl, aber als Berge beachtete ich sie nicht, außer wenn sie mich schnaufen machten. Ein Naturkind hat mit dem zu viel zu schaffen, was auf den Bergen wächst, als daß es auch noch den Gang hätte, über die Berge zu reflectieren. Ich hatte von diesen ungeheuren Wüchten, die immer vor meinen Augen standen, nur den einen mir halb bewußt gewordenen Eindruck: Die ewige Majestät Gottes! Und ich denke auch, daß bei Naturvölkern und ihren Poeten den Bergen gegenüber mehr die religiöse Stimmung vorherrscht als die künstlerische. Die Kunst hat sich stets lieber mit dem Anmuthigen, Positiven befaßt, während das Gebirge rauh und wüst war, keine Lebensmittel, keine Freuden bot, nicht bestiegen werden konnte, nicht die Wege duldete, nicht die Sonne hervortreten ließ, also im gewissen Sinne eine Verneinung bedeutete. Wo das Volksleben mit den Bergen anband und ihnen etwas abrang, da wurden sie von der Volkspoesie auch sofort gestreift — doch nur die praktischen Seiten. Der Hirte besingt die grünen Matten, der Holzhauer den dunklen Wald, der Gemsjäger die schroffen Felsen. Die Schönheit an sich — und das dürfte wohl auch in anderen Vereichen so sein — entwickelt sich uns erst in der Gegensätzlichkeit. Dem Gebirgskinde wird's bekanntlich erst auf dem Flachlande bewußt, wie sehr er die Berge liebt. Ein Hauptgrund des heutigen Gebirgscultus: Das Großstadt-leben zeitigt die Natursfreude, die Übercultur sehnt sich nach dem rauhen Urleben der Berge.

Wenn ein Goethe, der für alles Auge, Herz und Wort hat, durch Tirol reist, ohne sonderlich der Berge zu achten, die sich ihm in den Weg stellen, die ihm tausend neue Erscheinungen bieten — so muß ich mich allerdings darüber wundern. Aber es stimmt mit dem, was ich mir vom Dichter überhaupt denke, nämlich, daß der Dichter unwillkürlich der Ausdruck des Gemüths- und Wunschlebens seiner Zeit ist, daß das in ihm zur Blüte und Reife kommt, was in tausend Zeitgenossen unbewußt leimt und gährt. Vor hundert Jahren ist das deutsche Volk von der Vergessnucht noch nicht beunruhigt, von der Bergfreude noch nicht beseeligt worden



— so hat auch sein größter Dichter die Naturschönheiten noch nicht so besungen, wie er das heute thun würde.

Weiß Gott, welche Naturschönheiten die Sänger unserer Tage übersehen! Wird nicht einmal die Liebe und Leidenschaft für die Himmelserscheinungen erwachen? Für die Glocke des Firmaments mit ihren Sternen, denen wir mit unseren optischen Instrumenten so nahe kommen, für die Wolkenbildungen, die eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Licht und Formen zeigen? Freilich kann das einzig nur geistig-sinnliche Genüsse geben, während das Gebirge auch dem Körper große Aufgaben stellt, der Gesundheit zum Heile wird und uns durch die leiblichen Anstrengungen von der Krankheit des Denkens befreit.

Rosegger.

### Die Steirertracht im Waisenhanse.

Die Waisenknaaben haben ihren Ausgehtag. Ernst und leise schreitet die kleine Schar, von einem Führer begleitet, an uns vorüber. Mancher der Jungen schaut mit frischem Auge in die Welt. Doch allzu gezähmt ist sein Kreis, im grauen Gewande, alles gleichmäßig und faßl wie bei Sträflingen, jeder gleich gekleidet, wie sie alle das gleiche Schicksal haben, Waisenkinder zu sein, in der Kaserne ihre Jugend zu verleben, nach dem gleichen Modell gegossen zu werden. Auf ihren Spaziergängen, auf ihren Ferienausflügen finden sie keine Verührung mit anderen freien, lustigen Knaben, sind für sich abgegrenzt durch sichtbare und unsichtbare Schranken. Mag die Anstalt und ihre Leitung noch so gut und human sein, die Zöglinge sind Waisenkinder, arme, fast verachtete, und schon ihr trauriges Gewandlein zeigt es an: arme Waisenknaaben!

Da kam es nun jemandem zu Sinn: Ist es denn nothwendig, daß diese armen Kinder gezeichnet sind? Daß sie ihr Unglück zur Schau tragen sollen schon durch Geberden und Anzug, als seien sie Mitglieder des Kopfhängerordens? Warum sollen diese Knaben denn nicht auch ihr flottes buntes Gewandlein tragen wie andere ihrer Altersgenossen? Daß Uniform sein muß, ist ja freilich nöthig, aber trägt nicht auch das Volk eine Uniform, eine freigewählte, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärkende Uniform, die Nationaltracht? Warum sollen nicht auch die in den Waisenhäusern erzogenen Kinder des Volkes die Tracht ihrer Väter und Brüder tragen, zu denen sie ja doch wieder zurückkehren ins Leben? Diese Nationaltracht kostet nicht mehr als das alte graue traurige Gewand, und kommt es anfangs zwar etwas theurer, so hält es umso länger. Und wächst der eine heraus, so wächst der andere hinein.

Der Gedanke ist verwirklicht worden im Grazer Waisenhaus „Vorromäum“. Die vierzig Knaben dieser Anstalt muß man gerade einmal begegnen — Frischeres, Flotteres kann man sich nicht leicht vorstellen. Dunschuhe, grüne Wadenstrumpfe, weiße Kniegatten, schwarze Knielederkhosen, grünausgeschlagene Lodenjacke, rothen Brustfleck mit schneeweißen Hemdumschlägen, bunten Halstüchern und mit dem grünen Hut endlich, auf dem eine Feder oder ein Strauß prangen kann als Auszeichnung für die Bravsten. Anzusehen, wie eine Kameradschaft junger Steirer, die zur Kirchweih geht! Und sind das dieselben gedrückten Gestaltlein mit den resignierten, muthlosen Mienen? Dieselben und doch andere! Das sind stramm einhereschreitende, frisch und froh in die Welt blickende Jungen. Nicht mehr arme, schier verachtete Waisenknaaben sind sie, sondern Steirer! Die Elternlosen, Heimatlosen, sind sich ihrer

Volkcs, ihrer Heimat bewußt geworden und ihres gleichen Anrechtes an Land und Leben, Muth haben sie, stolz sind sie, Ehrgeiz beseelt sie. Und das alles hat das Steirergewandel gethan.

Kleider machen Leute, unter Umständen sogar Männer. Dafs diese Waisenknaben die Steirertracht anhaben, bedeutet mehr als man ahnt. Es liegt etwas Erzieherisches darin, den Rock des Vaterlandes zu tragen. Nun geht das Bestreben, bei allen Waisenhäusern dahin zu wirken, dafs sie an ihren Zöglingen die Nationaltracht einführen. O ja, gönnt den jungen Herzen diesen Sonnenblick, er wird Volkstolz und Vaterlandsliebe zeitigen. Und das Vaterland, wenn man sich ihm hingibt, kann den Vater ersetzen.

R.



**Humanitas.** Roman von Edith Gräfin Salzburg. (Leipzig. Gröbel u. Sommerlatte. 1901.) Wir müssen sie doch die tapfere Gräfin nennen. Es mag einige Selbstvergessenheit dazu gehören, noch so jung in glänzender „guter Gesellschaft“ lebend, die Fehler und Laster dieser Gesellschaft rückwärts aufzudecken, was natürlich auch selbst auf sie zu verzichten heißt. Wir nehmen so, dafs die Gräfin nicht nur im Buche, vielmehr auch im Leben der Corruption ein geschworener Feind, hingegen ein Anwalt der Armen und Rechtlosen ist, und auf dieser Stufe wird unsere Werthschätzung erst vollständig. Der neue Roman „Humanitas“ behandelt die Charlatanerien im Arzteswesen und berühmter Ärzte, die Herzlosigkeit in den Spitätern, die Geldknochen in den Sanatorien und Curorten. Man sagt, die Verfasserin zeichne bestimmte Persönlichkeiten, wozu sie vielleicht selbst durch ungeschickte Benennung ihrer Gestalten Anlaß gibt. Ich glaube, sie sollte das nicht thun, da sie doch nicht Einzelfälle, vielmehr Typen und allgemeine Zustände schildern will und soll. Dafs der Erzähler das Allgemeine nur an Einzelfällen beobachten kann, ist wohl wahr, aber das gibt erst die Photographie; die Kunst besteht darin, aus Sonderwahrnehmungen das Allgemeingiltige und Verständliche hervorzuheben, aus dem Alltäglichen das Bleibende. Unserer Verfasserin Beobachtungs- und Schilderungsgabe ist unbestreitbar glänzend und der Bohn über die Verworfenheit ein echter und heiliger, daher der sittliche Wert des Buches, der den künstlerischen übertrifft.

M.

**Salzburga Sanga.** Von Sylvester Wagner. Zweite Auflage. (Salzburg.

H. Dieter.) Als die bedeutendsten Vertreter des Salzburger Dialectes gelten A. Kadnigk, H. Graf Lamberg, Dr. Märzroth und F. X. Scheirl. Das vorliegende 122 Seiten starke Bändchen bringt nun einen Größeren zur Geltung, Sylvester Wagner, den ein absonderliches Schicksal in das weltfremde Herndorf verbannte, wo er als Gemeindeführer sein dürftig Brot verdiente und zur geistigen Erquickung römische und griechische Classiker las. Wohl hat er vor dem Revolutionsjahre in der literarischen Gesellschaft Wiens neben Stelzhamer von sich reden gemacht, aber seine 1847 erschienenen „Salzburga Bauernsanga“ und andere vollwertige Zeugnisse bedeutender Begabung verschwanden im Wirbel der politischen Ereignisse. Nun hat der um die bodenständige Salzburger Literatur verdiente Professor Hermann Wagner das Buch seines trohigen und doch so tief gemüthvollen Namensvetters neu herausgegeben. Das ist vollstümliche Poesie von dem goldenen Schrot und Korne des Piesenhamers, die Lieder voll herzwarmer Innigkeit, die Schnadahüpfel voll urwüchsiger Schlagkraft, die Spottvogelsanga überlegen und beißend. Die Salzburger mögen sich der Auferstehung des echten Sängers ihrer Art freuen und ihn einführen in alle Kreise, die das gesunde, kräftigende Volksthum verstehen und würdigen.

F.

**Sein Vermächtnis.** Von Maria Heidt, (Linz. Österr. Verlagsanstalt.) Der Band mit dem schönen Titelbilde umschließt den poetischen Nachlaß eines Dichters, auf dessen Grabstein die berühmte Nachrede paßt: „Der Tod begrub hier einen reichen Besitz, aber noch schönere Hoffnungen.“ Aus Jugend und Glück

riß das Schicksal den vielgeliebten Sänger, und Jugend und Glück athmen die meisten Schöpfungen seines hohen und reinen Geistes. Innigkeit und Schönheit der Form zeichnen seine Gedichte, edle Linienführung seine Prosa aus. Wo Humor oder Zorn angreift, fängt er sittlicher Ernst und der Sonnenschein seiner Güte das Brennen der Wunden. Alles in allem: eine vornehme Individualität von nachwirkendem Eindruck. Neben Hermann Hango zählt R. M. Heidt zu den Zierden der Dichterriege Jung-Osterreichs. F.

**Der junge Goethe 1764 bis 1775.** Mit Goethes Jugendbildnis und der Handschrift seines erstes Briefes, sowie mit Registern und Literaturnachweisen. (Berlin. Otto Elsner.) Das Buch enthält u. a. die Erlebnisse des Leipziger und Straßburger Studenten, die Seseheimer Idylle, den Wehlarer Aufenthalt, die Frankfurter Advocatenpraxis, die Schilderungen von Goethes ersten Beziehungen zu Herder, Merck, Klopstock, Wieland, Lavater, Lenz u. a., bietet uns Einblicke in die Entstehungsgeschichte der Jugendwerke „Götz“ und „Werther“, sowie Gedichte und Singspiele. Die Übersiedlung nach Weimar bildet den Beschluss des Bandes, der die ganze wundervolle Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung, die ja gerade den jungen Goethe zum Liebling der deutschen Nation gemacht haben, athmet und das denkbar lebensvollste und interessanteste Pendant zu dem ein halbes Jahrhundert später geschriebenen Alterswerk, Wahrheit und Dichtung, bildet. V.

**Molières Meisterwerke.** In deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. Dritte vermehrte Auflage. (Stuttgart. Cotta. 1901.) In der jüngsten Zeit hat man die Bedeutung des berühmten französischen Lustspiel-dichters Molière wieder vollauf zu würdigen begonnen und Stücke wie der „Tartuff“, „Die gelehrten Frauen“, „Der eingebildete Kranke“ u. a. sind mit außerordentlichem Beifall über die deutschen Bühnen gegangen. Zumeist war dies in der vorzüglichen Übertragung Fuldas der Fall, der nicht nur ein geistvoller Dramatiker, sondern auch ein gewandter Reimkünstler ist, wie ein solcher eben gerade für eine wirkungsvolle Übertragung der Stücke des espritreichen Franzosen erfordert wird. Fulda, der seine eigenen Stücke in zierlichen Reimen abgefasset, hat es denn auch verstanden, diese wichtigen Charakterlustspiele Molières dem deutschen Publicum besonders mundgerecht zu machen und sich dabei an das Vorgehen Goethes im „Faust“ gehalten, in welchem Vers und Reim echt volkstümlich behandelt erscheinen. Dafs dieses Vorgehen des Übersetzers gelungen ist, beweist die Aufnahme seiner Übertragung von Seite der meisten

deutschen Bühnen und die Thatsache, daß wir es hier schon mit der dritten Auflage dieser Übertragung zu thun haben. Das vorliegende Buch enthält acht der besten Molière'schen Stücke und zwar sind in dieser Neuauflage drei neuerlich übersetzte dazu gekommen, darunter der berühmte „Amphitryon“. Ein Vorwort des Übersetzers erklärt dem Leser die Principien, welchen Fulda bei seiner wohlüberdachten Umformung ins Deutsche gefolgt ist. Es kann gar kein Zweifel obwalten, daß die vorliegende, die zierlichste, die wohlklingendste und sprachlich gewandteste Übertragung der besten Werke des großen französischen Lustspiel-dichters ist und daher hohe Aufmerksamkeit verdient.

Schlossar.

**Die Wanderungen der Buren bis zur Gründung ihrer Staaten 1652—1854.** Von Dr. Heinrich v. Lenk. Eine Geschichte der Buren in Reclams Universal-Bibliothek. Heinrich v. Lenks Burenbuch ist der erste Theil einer kurzgefaßten allgemeinen Geschichte der südafrikanischen Republiken, der Kampfes- und Leidensgeschichte der Buren! Es ist vornehmlich das Heldenzeitalter des „großen Treks“ der Buren in den Jahren 1836 und 1837 und der darauffolgenden erschütternden Ereignisse in Natal 1838—1843, das hier in schlichter, aber dabei fesselnder Weise dargestellt wird. V.

**Reinheit.** Ein Wegweiser von E. Pieczynska. (Leipzig. L. Fernau. 1901.) Das wertvolle Buch behandelt die geschlechtlichen Angelegenheiten von der realistischen, instinctiven wie idealen Seite in einer Weise, daß jeder, besonders jüngere Leute, darin Belehrung und Kraft zur Reinheit finden können. M.

**Wiener vom Grund.** Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bong & Comp.) Dritte Auflage. Man braucht nur Stücke zu lesen wie „Der Kreuzer“, „Mit dem Fins is a Kreuz“, „Komm's bald wieder“, „Der stürmische Tag“ und man begreift sofort in kürzester Zeit die dritte Auflage. Lachen und Weinen, mein Gott, besseres hat man ja nichts auf dieser Welt; kein einziges Stück in der ganzen Sammlung, an dem man ohne eins von beiden vorbeikommt. M.

**Sonnensalter.** Gedichte von Kurt Warmuth. (Leipzig. Johannes Cotta Nachfolger.) Ein liebenswürdiges Gedichtbuch, zwar ohne übertriebene Originalität in Form und Inhalt, aber reich an Gemüth und waderer Gesinnung. M.

**Jugend-Ernte.** Gedichte von Max Prells. (Eberswalde, Berlin. Siegfried Dyk.) Gedichte, die zwischen Alt und Neu stehend ein Talent versprechen; darunter manch elegisch anmuthendes Lied. M.

**Am ewigen Himmel stehst du fest, Stern heil'ger Mutterliebe!** Eine Sammlung von Gedichten, die Mutterliebe verherrlichend. Herausgegeben von Bernhard Kost. (Leipzig. Abel u. Müller. 1901.) Abgesehen von dem missglückten Titel eine ganz hübsche Sammlung, die in rechten Händen manch dankbares Gefühl wecken wird. M.

**Edelweiß und Tannengrün.** Tiroler Jagdbilder von Ernst Meran. (Klagenfurt. Joh. Leon. 1901.) Naturfreunde seien auf dieses Büchlein aufmerksam gemacht, besonders aber glauben wir, daß es Jägersleuten Freude machen muß. Unter den Geschichtchen gibt's auch Jägerlatein — echtes. M.

**Eulensteins musikalische Laufbahn.** Herausgegeben von Fanny Rodenfels. (Stuttgart. Strecker u. Moser. 1892.) Dieses uns jetzt zugegangene Büchlein hat die Tochter des Musikers herausgegeben. Eulenstein war ein berühmter „Maultrommelvirtuos“, als welcher er große Kunstreisen machte. Vielleicht findet mancher Musikfreund an dem Schriftchen Interesse. M.

**Oberschesslener Volkslieder.** Gesammelt von Augusta Bender. Niederschrift der Weisen von Dr. J. Pommer. Mit Unterstützung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, herausgegeben von dem Deutschen Volksgefangverein in Wien. (Karlsruhe. G. Pilmeyer.) Mehr als 200 Volkslieder und volkstümliche Gesänge, die seit länger als einhundert Jahren in dem badischen Dorfe Oberschesslenz gesungen werden, sind zu einer Sammlung vereinigt. Von sachmännischer Seite als ein wertvoller Beitrag zur Literatur der deutschen Liederforschung bezeichnet, bietet die Sammlung eine ganze Anzahl sonst nirgends belegter, noch nirgends ausgezeichnete Lieder, Weisen, Sing- und Lesarten. Nicht nur dem gelehrten Forscher, sondern jedem Freunde volkstümlichen Gesanges, sowie allen Gesangsvereinen, die sich der Pflege des Volksliedes widmen, werden die Oberschesslener Volkslieder eine willkommene Gabe sein. V.

**Feierabend.** Ein Buch für die Jugend. Von Emma Adler. (Wien. Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand.) Das Buch will das Bedürfnis nach guter, vorurtheilsloser Lectüre für die heranwachsende Jugend befriedigen helfen. Es soll nicht nur den Durst

nach Wissen und Unterhaltung stillen, sondern ist in seinem ganzen Inhalte auch vom Geiste der Liebe und Freiheit durchtränkt, in dem wir unsere Jugend erziehen wollen. Der Inhalt ist reichhaltig: Märchen, Gedichte, Erzählungen, Bilder aus dem Arbeiter- und Fabrikleben, Biographien großer Männer u. s. w. Von den Mitarbeitern nennen wir Neera, Malwida v. Meyssenbug, M. E. delle Grazie, Adelheid Popp, Hans Rejel, Emil Kralik, Josef Hannich u. A. V.

**Heimische Jugendschriften.** Allgemein und berechtigt ist die Klage über den Mangel an inländischen Jugendschriften, wir begrüßen daher mit Freuden jeden Band der von Mr. Moser's Buchhandlung in Graz unternommenen Sammlung „Erzählungen für Jugend und Volk.“ Heuer bringt die Verlagshandlung zwei neue Bände: als VI. der Sammlung „Treu dem Kaiser, treu dem Vaterlande“ von Hans von der Sann (Lehrer Johann Krainz). Eine Erzählung aus den Türkenkriegen und als Band VII „Im Glend“. Eine Geschichte aus der Zeit des III. Babenbergers von der bekannten Wiener Schriftstellerin A. Groner. V.

#### Büchereinlauf.

**Die Freude am Licht.** Roman von Wilhelm Fischer in Graz. Zwei Bände. (Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1902.)

„Ein Brandstifter und andere Erzählungen“, Novellen von Karl Kosner. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

„Fasontaines beste Fabeln“. Getreu übertragen von Peter Lang. (Dresden. Pierson. 1901.)

**Schloß Gunzenlach.** Erzählung von Friederike Laufburger. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Das Richtschwert von Tabor** und andere Novellen von Maurice Reinhold von Stern. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Der Drampus.** Lustspiel in drei Aufzügen von Hermann Bahr. (München. Albert Langen. 1902.)

**Amsturz.** Kulturdrama in drei Aufzügen von Alfred Ritter. (Wien. Wilhelm Braummüller. 1902.)

**Die beiden Freunde.** Dramatisches Gedicht von Richard Schloffer. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Christian Schubart.** Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Karl Maria Klob. (Wien. VII. Kirchberggasse 7.)

**Die Nixe.** Ein Märchenspiel in fünf Aufzügen von Franz Hein. (Karlsruhe. G. Braun. 1902.)

**Die Fehlen.** Von Rainer Maria Rilke. (Berlin Ugel Junfer. 1902.)

**Ins Reich. Normannenfahrt. Vom Hochgebirg.** Von Ch. Zester. (Zürich. Th. Schröter.)

**Agenta.** Die Hege von Allersdorf. Ein Gang aus dem Bergwald von Josef Drel. (Brünn. „Deutsches Haus“. 1901.)

**„Gedichte“** von Elmar von Monstherberg. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Gladiolen.** Gedichte der Frau Annie Diederichsen. (Dresden. E. Pierson.)

**Aus dem Herzen.** Gedichte von Hugo Foral. (Wien. Druck von Ernst Bergani & Comp. 1901.)

**Schneerosen.** Von Ed. v. Th. (Steyr. Druck von G. Brudschweiger. 1901.)

**Aus des Lebens Wonnezeit.** Von Albine Schroth-Elmar. (Dresden. E. Pierson.)

**Gedichte** von Josephine Freiin v. Knorr. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung. 1902.)

**Neue Gedichte** von Christian Schmitt. (Straßburg i. E. Rudolf Beust. 1901.)

**Sehnsucht.** Tagebuchverse aus der Jugendzeit. Von Hermann Stof. (Berlin. Wilh. Möller.)

**Heimathklänge** aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. 2. Band: Aus Nebenflur und Waldesgrund. 3. Band: Aus Hochland und Schneegebirg. (Leipzig. V. G. Teubner. 1902.)

**Vorträge über das Leben Jesu Christi.** Von Dr. Konrad Furrer. (Zürich. Müller, Werder u. Co. 1902.)

**Christenglaube und Christen Hoffnung.** Predigten von William Dow. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Theodor Zangger. (Zürich. Christl. Vereinsbuchhandlung. 1902.)

**Die antirömische Reformbewegung sächsischer Katholiken im Jahre 1830** nach zeitgenössischen Berichten und Flugschriften. Von Franz Blandmeister. (Leipzig. Johann Ambrosius Barth. 1901.)

**Geschichte des Protestantismus in Österreich.** Von Georg Lorsche. (Tübingen. J. G. B. Mohr. 1902.)

**Lothringische Sammelmappe.** In Heften herausgegeben von G. Lerond. (Forbach i. L. Rob. Gupfer.)

**Schriften von W. Mader: Geschichte der Burenstaaten.** (Leipzig, Fern. Seemann.) **Erstes und Heiteres aus dem Burenkriege.** (Leipzig. G. Seemann.) **Die Emancipierten.** Eine dramatische Zukunftspantomime. (Dresden. E. Pierson.)

**Die Geisteskrankheiten.** Mit besonderer Berücksichtigung der Krankheitsunterscheidung von Alfred Möller. (Leipzig, Otto Paul.)

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft mit feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstpapier. (München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten U.-G.)

**Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte.** Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Schlussband. Herausgegeben von Dr. J. W. Ragl und Prof. Jakob Zeidler. (Wien, Carl Fromme.)

**Freilicht-Skizzen und Anderes.** Von Frances Kälpe. (Wörishofen, Buchdruckerei und Verlagsanstalt.)

**Notizen und Zahlen.** Statistisches Nachschlagebüchlein von H. Beringer. (Berlin, SW. Deutscher Verlag.)

**Lehrgang für den Unterricht in der Handschrift.** Methodisch geordnet und mit einer Anleitung versehen, für den Schulgebrauch und zum Selbstunterrichte, bearbeitet und herausgegeben von F. Bollinger-Frey. (Basel, im Selbstverlage des Herausgebers.)

**Die „Goldene Kette der Liebe.“** Monatschrift für die Jugend. Herausgegeben und geleitet von Alice von Sonklar. (Hamburg, Sonklar, Brahm's-Allee 9.)

**Mohrers Kalender-Handbuch für das Jahr 1902.** (XIII. Jahrgang). Ausgabe für Österreich-Ungarn. (Brünn, Rudolf M. Mohrer.)

**Die** Vorstehend besprochene Werke etc. können durch die Buchhandlung „Lehram“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

## Schulhaus Krieglach-Alpel.

(4. Ausweis.)

Übertrag 6454 Kronen. — Neuerdings bei Rojegger in Graz eingegangen in Kronen: Bei der „Tagespost“ eingelaufen 44. G. Bollmar, Berlin, 21. Theater-vorstellung, Rindberg, 51. „D' Lustigen“, Wien, 60. F. Klüpfel, Stuttgart, 11. Stadtpfarrer Ernst, Ulm 3. Ein Dorfschulmeister aus dem Egerlande 1. Ein Dorfschulmeister in Böhmen dem Waldschulmeister in Steiermark 2. Gesangverein Schottwien 40. Tafelrunde Deutscher Lehrer, Währing, 10. Hugo Moro, Sammlung im Lehrervereine „Mittelgailthal“, Kärnten, 16. Von einem Schulfreunde in Klau 5. Ab. Schrempf, Stuttgart, 26. Fürstensefelder Lehrerverein, 20. Bundesauschuß der österreichischen Lehrerschaft, 50. Hartmann, Troppau 4. Deutschösterreichische

Alpenvereins-Section Frankfurt a. M. 10. Schreckensfuchz, Teufenbach, 10. Beim „N. W. Tagblatt“ eingelaufen 91. Spar- und Darlehensverein Teichnitz, 10. Frau Kirste, Graz, 10. Ein kleiner Beamter, Wien, 20. Von Bürger-schullehrern in Margareten, Wien, 42. Magda Richling, Wien, Sammlung, 32. Keller, Preßburg, 10. Die Lehrer in Sieben, 20. Ungenannte Spenden, 104. An einzelnen Hellen 2. Dr. Gugl, Graz, 20. Österr. Touristen-Club Wr.-Neustadt, 20. Hofrath Knöbl, Graz, 10. Dem Waldschulmeister für dessen Alplschule, Graz, 20. Dr. Hiebler, Graz, 10. Landeschulinspector Fema Swida, Triest, 10. Fr. Brunll, Krems, 5. Galisto, Neuberg, 5. „Neues Wiener Tagblatt“, 20. Frau Voczek, Brunn, 5. Wolf, Oberlangenberg, 5. Fräulein Kotek, Wien, 2. Frau D. Klimbacher, Feistritz, Kärnten, 8. Verein Olympia, Graz, 40. Frau v. Gebe, Dresden, 23. Staatsanwalt Reisser, Lüneburg, 23. Alpine Gesellschaft D'Nussburger, Wien, 40. Riesling, Puderzdorf, 6. Handarbeitslehrerin Fritsch, Wornstadt 1. Director Pajschke, Wurzen i. S. 5. Ilse und Anva Lücke, Halle a. S. 14. L. Absam 3. Dr. Abel, Leipzig, 5. Kieger, Wien 20. Prof. Kraft, Graz 10. Deutscher Landes-Lehrerverein in Böhmen 100. Zusammen 7609 Kronen.

Naturalien: J. Graz: Hausthür sammt Beschlägen. Ungenannt, Graz: ein Kaiserbild. Hauptmann Ziegenhofer, Olmütz: Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild. Graz, am 15. Jänner 1902.



**Prof. J. P., Wien.** Im Ganzen wären wir also über das Volkslied einig. Daß zwei Deutsche auch im Einzelnen einig sein sollen, das ist zu viel verlangt: Wenn Sie zugestehen, daß auch einem Poeten ein Volkslied gelingen kann, so bin ich schon zufrieden. Wir beide werden ein Volkslied nicht „machen“, wer aber garantiert uns dafür, daß nicht eines schönen Tages eins in uns entsteht —?

**J. A., Linz.** Es gibt Leute, die nicht die Kraft besitzen, einen begangenen Fehler einzugestehen. Der Fehler ist vielleicht geringfügig, leicht entschuldbar, aber sie wollen ihn nicht begangen haben, sie greifen zur Ausrede, zu Lug und Trug, und weil sie keine Irrenden sein wollten, werden sie Schlimmeres.

**A. G., Oberburg.** Geschmacklos ist es allerdings, beliebte noch lebende Poeten immer wieder „berühmte“ Dichter zu nennen. Sind sie wirklich berühmt, so ist das überflüssig, und sind sie nicht berühmt, so ist es eine Unwahrheit, die nach Reclame riecht. Solche persönliche Schmeicheleien und Lobhudeleien sind ekelhaft. Solange wir vor lauter Personen-Cultus der guten Sache vergessen, sind und bleiben wir Tröpfe, die nichts voranbringen.

(Geschlossen am 15. Jänner 1902.)

**G. H., Eschen.** Für das Waldhaus:

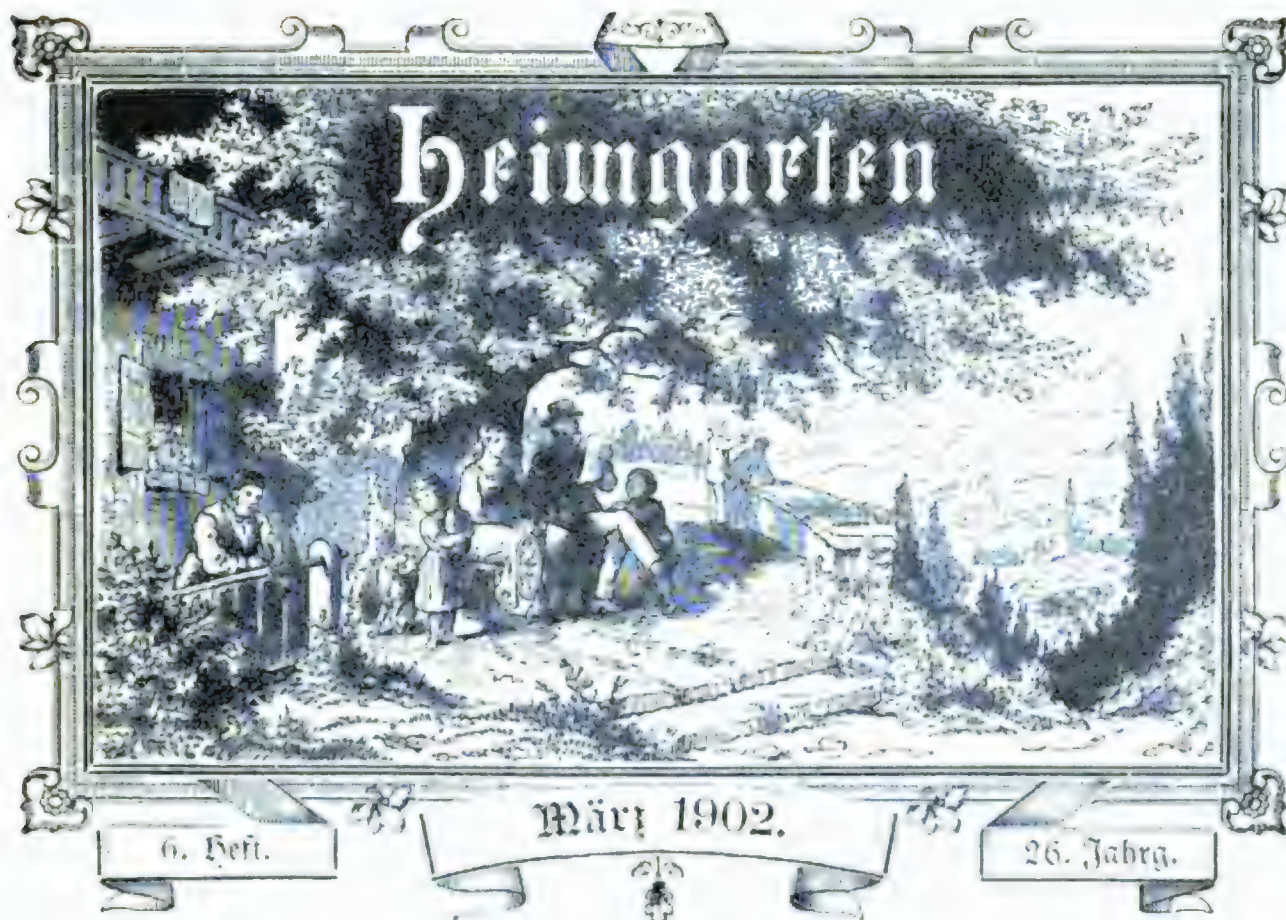
In Hütten, die still im Walde stehn  
Wird kaum aus Verzweiflung ein Herz vergehn.  
In Augen, die freilich den Himmel schaun,  
Strahlt Lebensmuth und Gottvertraun.  
Der Welt belte Straßen sind ohne Ruh,  
Durch Wald führt der Weg der Heimat zu. R.

**G. H., Wien.** Das Weihnachts-Feuilleton „Morgenländische Botschaft“ von Rosegger, das die „Wiener Morgenzeitung“ veröffentlicht hatte, war keine Originalarbeit, sondern ein Nachdruck. Die Originalarbeiten des genannten Autors haben Sie nur im „Heimgarten“ zu suchen.

\* Tausend Dank nach allen Seiten für die Glückwünsche zum neuen Jahre, die ich vom Herzen erwidere, unter der einzigen Bedingung, nicht mehrere hundert Neujahrskarten schreiben und verschicken zu müssen. Es könnte einem bei dieser Arbeit leicht das Wohlwollen abhanden kommen. R.

Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.



## Die Ja-Sager von Dufelbach.

Ein Culturbild aus Styrien von Peter Rosegger.

Weit hinter dem Dachstein in einer Wildnis zwischen Bergen liegt die Gemeinde Dufelbach — ganz einsam, eine kleine Welt für sich. Aber nicht der großen Abgeschlossenheit in der Wildnis, sondern der großen Abgeschlossenheit in den Köpfen wegen. Kleinbauern und Hüttler, einst nicht arm und nicht reich, jetzt elend. Zumeist gute Leute, denen alles recht ist, die zu allem ja sagen, und dann auf alles nein thun. Wenn ihnen jemand den Rath gibt, früh morgens aufzustehen und früh abends schlafen zu gehen, wegen der Gesundheit und wegen der Wirtschaftlichkeit, so antworten sie: „Ja, 's ist eh wahr. Gesund sein thut's eh, das Frühaufstehen!“ Und bleiben am nächsten Tag länger im Stroh als sonst. Wenn man ihnen lehrt, daß sie in ihrem Hochland sich mehr auf die Viehzucht verlegen sollten, als auf den Getreidebau, weil die Viehzucht viel erträglicher sei und weniger Gesinde brauche und nicht so von der Witterung abhängig wäre, als der Getreidebau, so meinen sie: „Ist eh richtig, daß man bei der Viehzucht weniger Leut braucht und sich nicht so vor dem Hagel fürchten muß, wahr ist's eh.“ Und machen nächstes Jahr aus einer Viehweide ein neues Kornfeld. Wenn ihnen nahe gelegt wird, in den Landtag einen Mann zu wählen, der praktisch und tüchtig für die Landwirtschaft und ihren Fortschritt,

für Schule, gute Verkehrsstraßen und Anschluß an die Zeitverhältnisse eintritt, so geben sie zu, es wär eh wahr, einen solchen Mann thäten sie eh brauchen — gehen hin und wählen einen Stockreactionär. Wenn ihnen gesagt wird, sie sollten sich doch gegen ihre anrainenden Großwaldbesitzer wehren, daß ihnen die Hasen und Hirsche nicht das Korn auf dem Feld und das Kraut im Garten fressen, so sind sie völlig damit einverstanden, jammern, daß ihnen das „Wildbrat“ wirklich alles thät verderben, doch anstatt sich gegen den allzugroßen Wildstand aufzulehnen, gehen sie hin und verpachten ihre eigene Jagdbarkeit für etliche Gulden an die hohen Herren.

Wenn es gemeinnützige Werke zu thun gibt, da sind die Dufelbacher stets hochherzig beistimmend. „Zusammenhalten müssen wir! Ei das wohl! Da sind wir schon dabei, das ist gewiss!“ Und wenn's zur Ausführung kommen soll, da stellt sich jeder bescheiden in den Hintergrund.

Einer aus Dufelbach, der Rumpelbacher, lag einst auf den Tod krank und der Geistliche ermahnte ihn, seinem Nachbar, mit dem er seit Jahren in Feindschaft gelebt, um der ewigen Seligkeit willen zu verzeihen. Auf vieles Zureden versprach der Kranke, wenn er schon sterben müsse, dem Nachbar zu verzeihen. Er wurde wieder gesund und war gegen den Nachbar feindselig wie vorher. Der Pfarrer erinnerte ihn an sein Versprechen auf dem Krankenbett. „Hab ich was versprochen?“ sagte der Bauer. „Ich hab gesagt, wenn ich sterben muß, soll ihm verziehen sein. Weil ich aber nicht gestorben bin, so bleibt's beim alten.“

So sind sie, die braven Männer von Dufelbach. Daß auch die Weiber fleißig ja sagen, versteht sich, vor und hinter dem Altare. Wenn jemand nein sagt zu Dufelbach, so sind's die Kinder; die haben beständigen Widerspruch gegen die Befehle und guten Lehren ihrer Eltern, dieweilen sie nur allzugut sehen, daß diese die Ja-Sager und Nein-Thuer sind.

Seit ungemessener Zeit war zu Dufelbach keine Schule. Sie hätten wohl gern eine, hatten sie oft gesagt, sich aber nie um eine beworben. Da kam eines Tages ein verabschiedeter Feldwebel in die Gegend und trug sich an als Schullehrer. Er habe die Befähigung dazu, könne alle Buchstaben, wenn sie nicht lateinisch wären, lesen, etliche derselben sogar schreiben; pfund- und klasterrechnen könne er auch, ja wisse sogar, wie viele Welttheile es gibt und sonst noch allerlei. Im Hintergraben sei ein leerstehendes Holzknechtshaus, ob sie ihm dasselbe nicht einräumen wollten zum Wohnen und Schulhalten? — „Ist wahr,“ sagten die Ältesten von Dufelbach, „das könnten wir ja thun, da hätten wir einmal eine Schul. Allemal eine schöne Sach, wenn die Gemein eine Schul hat.“



Der Feldwebel richtete sich in der Holzknechtshütte ein, legte etliche Buchstabentäfelchen auf den Tisch, die er mitgebracht hatte, und eröffnete die Schule. Ein buckeliges Knäblein kam daher getorkelt, das Kind eingewanderter und nun verstorbener Deichgräbersleute. Sonst kam keine Seele und keine Ratte. Am ersten Tage lehrte er dem Krüppelchen drei Buchstaben, das i, das u und das e — weil er sich sagte, daß der Mensch mit ich, du und es zu denken anhebt — schon ein Beweis, daß der Feldwebel eine pädagogische Ader hatte. Dann gieng er zu den Bauernhöfen, um nachzufragen, wo denn die Kinder steckten. Wo sollen sie denn lauter stecken? Beim Vieh sind sie halt. Schöber treten thun sie beim Heuen, Garben tragen thun sie im Schnitt. Das Arbeiten muß man den Kindern angewöhnen bei Zeiten, wenn sie keine Taugenixe werden sollen! So hieß es in vielen Häusern. Wieder in anderen hatten die Kinder kein Gewand, um in die Schule zu gehen hinauf in den Hintergraben, oder sie waren gar krank, und wer 's nicht glauben wolle, der soll gerade den Bader fragen. Man könne auch eine Schrift bringen vom Bader, daß sie krank wären.

Nach einiger Zeit kam eins und das andere in die Schule, sie fanden, daß es dort sehr lustig sei, versprachen, daß sie stets fleißig kommen wollten und blieben nach wenigen Tagen wieder aus. Im Sommer konnte man sie in der Wirtschaft nicht entbehren, im Winter war das Wetter zu schlecht, so blieb der Schullehrer zumeist mit seinem verkrüppelten Knaben allein, und theilte mit diesem, der gar arm und so verwaist war, nicht bloß sein Wissen, sondern auch sein Essen. Denn das lieferten sie dem Schulmeister, die Dufelbacher, und waren stolz, in ihrer Einöde eine Schule zu haben. Solche Bettelbauern wären sie noch lange nicht, daß sie sich keine Schule leisten könnten! Aber, was die Gescheitheit betrifft, anstehen thun wir nicht auf dem Feldwebel seine Weisheit. Die ist just recht für den dummen Deichgräberbuben, der kann sie in seinen Höcker thun, dort drinnen hat viel Platz.

Mit Zeit und Weil wurde dem Feldwebel ein solches Verhältnis aber zu windig, er ließ danken für Unterstand und Kost, wand sein Bündel und gieng davon. Das Krüppelchen nahm er auch mit.

Hierauf waren mehr als zwanzig Jahre vergangen. Weit draußen auf der Ebene in der großen Stadt lebte ein junger Rechtsanwalt, der gut berufen war und hochmögende Freunde hatte. Außer den Freunden hatte er noch mancherlei, hatte Haus und Heim, Weib und Kind, besonders aber einen Höcker. Denn es war das einstige Deichgräberbübel aus jenem Waldschulhause. Der Feldwebel hatte es damals in eine ordentliche Schule geführt. Der Kleine eignete sich ganz vorzüglich als Schüler. Der Feldwebel hingegen war darüber mit sich einig geworden, daß er weniger zum Schulmeister passe, als zum Schuldiener, und als

solchen hatte er sich bei jener Schule anwerben lassen. Für den kleinen Bucheligen fand sich hernach ein Gönner, den der Höcker nicht abschreckte, maßen ihm das kluge Köpfelein gefiel. Dieses Köpfelein ließ er studieren und so war es gekommen.

Da war es nun eines Tages, daß einer der hochmögenden Freunde den Rechtsanwalt fragte: „Sagen Sie einmal, Doctor, wie steht es denn jetzt mit Ihrer Heimatsgemeinde?“

„Wie es mit Dufelbach steht? Mit dem steht es gar nicht. Vielmehr, es liegt. Alles zerfahren, herabgekommen. Die Leute aus meiner Zeit zumeist weggestorben, aber mit dem Nachwuchs schleppt sich's ebenso fort, nur noch tiefer. Von allen Seiten werden die armen Leute ausgeüßt, obschon sie sehr mißtrauisch sind und sehr schlau zu sein wöhnen. Sie selbst haben zueinander kein Vertrauen, an ihrer Scholle keine Freude, und ihre Mühen sind ohne Segen. So wie ihre Vorfahren vor hundert Jahren, so wirtschaften sie starrsinnig auch heute, nur daß sie sich um Viehzucht etwas mehr bekümmern, weil die am schnellsten Geld ins Haus bringt, um die böseartigsten Gläubiger zu befriedigen und die restlichen Sorgen mit Bier zu verschwemmen. Sie glauben, weiß Gott wie tüchtig und fleißig zu sein und bringen doch nichts auf. Die Einfältigen sind Betbrüder, die Geriebeneren führen Prozesse miteinander und mit aller Welt und wenn's nicht klappt, so geben sie allem Schuld, nur sich selber nicht. So leben sie roh und gedankenlos und unsauber in den Tag hinein und lauern nach einem offenen Loch hinaus in die Fremde. Mehrere haben ihre Höfe schon verkauft, sind mit dem Groschen Geld großsprecherisch in die Welt gegangen und dort in kürzester Zeit verdorben. Und die noch daheim sind —. Ach, es ist zu traurig!“ So erzählte der Rechtsanwalt.

„Die Leute haben wohl doch endlich eine ordentliche Schule?“

„Nein,“ sagte der Rechtsanwalt, fast trozig sagte er es. „Sie könnten — wenn sie auch wollten — keine mehr halten.“

„Keine halten? Das wird Sorge des Landes sein. Die Dufelbacher sollen eine Schule bekommen, und zwar eine gute.“

Der Rechtsanwalt erhob sich rasch, langte nach der dargebotenen Hand: „Excellenz, wenn das so wäre! Ich danke Ihnen! Unter solchem Nachdruck würde es freilich gehen.“

„Wenn Sie wieder einmal in Ihre Heimat reisen, lieber Doctor, so sagen Sie es den Leuten. Sie bekommen eine Schule, die sie nichts kostet, nicht einmal so viel, wie jener brave Feldwebel, von dem Sie oft erzählt haben.“

Sehr bald schnallte der Rechtsanwalt sich seine Beine an, um den fernen Waldleuten in der Bergschlucht die gute Botschaft zu bringen. Er war in Dufelbach stets freudig aufgenommen, man hatte jetzt den

großen Buckeligen viel lieber, als einst den kleinen. Mancher der Spielkameraden aus Kindeszeit lud ihn brennend ein, bei ihm zu wohnen, sein Gast zu sein um schon am nächsten Tage zu fragen, ob denn die Lebensmittel in der Stadt auch so unerschwinglich theuer wären, als dahier in Dufelbach. Der Doctor ließ immer Geld zurück für irgend einen Gemeindegewinn, aber dafür dankte niemand recht, weil doch keiner seine Hand danach ausstrecken konnte.

Am dem Tage nun, da der Doctor mit der frohen Botschaft nach Dufelbach kam, saßen die Bauern eben im Wirtshaus beisammen, um über eine Viehweide zu berathen. Solche Viehangelegenheiten waren stets die wichtigsten des Jahres. Wenn die verwahrlosten Kinder abmagern, was machts, ein Pfund Rindfleisch hingegen zahlt der Fleischhauer um sechzehn Kreuzer! Schlechtes Vieh zu haben ist für den Bauer eine Schande. Glende, vertrottelte Kinder? Das ist Herrgotts Sache. Zur Zeit lungerte das kleine Volk zerrissen und zerzaust im Walde um, die Väter saßen beim Bier und beriethen wichtige Dinge über die Viehweiden.

Als der Buckelige eintrat, schrien sie ihm fröhlich zu, er streckte ihnen die Hände entgegen: „Wisst ihr was Neues, Leute? Eine Schule bekommt ihr!“

„Eine Schul?“ riefen mehrere, „ah, das wär gescheit! Das wär ein Glück! Ist's wahr auch, Herr Doctor?“

„Euch ist's also recht?“

„Aber versteht sich. Freilich. Das wär wohl eine Gnad, wenn wir eine Schul thäten kriegen. O mein, o mein, dafür konnten wir wohl mit genug Vergelt's Gott sagen!“

„Das Holzknechtshaus wird hergerichtet. Soll auch einen kleinen Thurm bekommen und eine Glocke drinn, daß ihr doch einmal was läuten hört in Dufelbach.“

„Ja, Herrgott noch einmal, da wird's ja gar lustig bei uns!“

Einer war unter ihnen, der Toppelbauer, der pfauchte jetzt mit der Nase auf seinen kohlschwarzen Schnurrbart und schnarrte: „Die Glocke gehört auf den Kirchturm, und nit auf ein Schulhaus. Ist's nit wahr? Eine Kirche sollen sie uns bauen, daß wir Sonntags nit so weit laufen müssen, ist gescheiter!“

Darauf sprach der Grabenmichel: „Für eine Kirche wär ich auch. Das wär schon was, eine Kirche, ei das schon! Da halt ich gleich mit da zahl ich auch was dazu.“

„Vom Zahlen ist überhaupt keine Rede,“ sagte der Doctor. „Vielleicht bekommt ihr das Schulhaus ganz neu und ganz geschenkt.“

„Eine Kirche! Das wär eine Freud!“ riefen sie einer um den andern.

„Eine Kirche ist etwas Schönes, braucht sie aber nur für den Sonntag. Die Schule braucht ihr die ganze Woche.“

„Wahr ist's!“ riefen sie und einer erzählte, wie ihn vor kurzem der Krämer in der Randau mit dem Viehsalz angeschmiert habe, weil er nicht geschwind genug rechnen gekonnt.

„Schaut Euch doch einmal Eure Kinder an,“ sagte der Doctor, „so geistreiche Köpfe von Natur, und wie sie da draußen herumlaufen bei den Thieren des Waldes, bis sie ihnen gleich werden. Denkt doch, was das heißt — wilde Leute! Gegen die wilden Thiere geht ihr noch mit den Büchsen aus und so macht man's draußen in der Welt gegen die wilden Leute. Es ist kein Fortkommen, sie müssen zugrunde gehen.“

„Richtig ist's!“ riefen sie dazwischen. „Wie beim Vieh, just so. Ist eh wahr!“

„Es soll Euch gar keine Mühe machen, Freunde, ihr braucht nicht zum Bezirkschulrath zu gehen, nicht zum Landeschulrath, um zu bitten, wie es da drüben die Krummberger haben thun müssen. Für Euch ist schon alles bereit, Euch bringt man die Schule auf dem Präsentierteller entgegen. Aus Liebe zu den Kindern.“

„Thut uns wohl recht schaffen gefreuen,“ entgegneten sie.

„Jetzt ist Micheli. Zu Allerheiligen, wenn der Schnee kommt und die Kinder nicht mehr beim Vieh sein müssen auf der Weide, ist die Schule aufgethan. Drei, vier Winter, und das Kind kann lesen, schreiben und rechnen wie ein Professor. Also abgemacht, nicht wahr, ich kann sagen, ihr seid einverstanden.“

Ganz heiß hatte der Buckelige sich geredet. Die Bauern sagten, einer wie der andere: „Das wär nit zuwider, wenn sie was lernen kunnten, zuwider wär's nit! Der Mensch, der nit lesen und schreiben kann, heutzutag — einem Narren schaut er gleich.“ Dabei thaten sie mit ihrem Tabakzeuge um, ohne dass es zum Rauchen kam.

„Wird doch nit schon der Schnee kommen, zu Allerheiligen!“ sagte dann der Grabenjacker. „Wär mir wohl zu früh, wenn zu Allerheiligen schon der Schnee thät kommen. Da hat man ja Kraut und Rüben noch auf dem Acker.“

„Wär wohl schad ums Kraut!“ meinte der Kiegelberger. Und so waren sie glücklich bei Kraut und Rüben.

„Aber, Leute, von der Schule ist jetzt die Rede!“ erinnerte der Doctor.

„So!“ fiel plötzlich der Toppelbauer mit seiner schleifenden Stimme ein. „Schöne Liebe zu den Kindern! Wenn sie in Schnee und Winter sollen in die Schul gehen? Und haben nit einmal Schuh. Sollen ihnen Schuhe kaufen, die Herren, wenn sie es ihnen schon so gut meinen. Wer in die Schul gehen soll, muss auch ein Gewand haben. Gewand sollen sie ihnen kaufen. Ist's nit wahr?“

„Und braucht die Kinder auch im Winter daheim,“ warf ein anderer ein. „Zum Dreschen, zum Ochsen füttern, zum Urbessen schälen.“

„Aber Better!“ sagte der Doctor. „Urbessen (Erbsen) wachsen ja gar keine in Dufelbach.“

„Das weiß ich, daß keine wachsen!“ fuhr jener drein, „schlecht genug, daß keine Urbessen wachsen bei uns. Konnten aber wachsen, wenn's wärmer wär. Sollen nur einmal selber kommen und nachschauen, die Herren, was das für ein kalter Winkel ist. Wie kommen denn just wir dazu, daß bei uns nix will wachsen? Und Steuer zahlen müssen wir doch. Wie kommen wir denn dazu, frag ich?“

Großartig sagte er das heraus. Die anderen schüttelten ihre Köpfe und meinten, 's wär schad um jede Red. Man sollt doch endlich einmal auf die Viehweide kommen. Wegen der Viehweide sei man zusammen gekommen.

Der Buckelige aber ließ nicht locker. Immer wieder stellte er ihnen die besondere Begünstigung vor, die man den Dufelbachern angedeihen lassen wollte, denn bei dem Umstande, daß die Bollzahl der Kinder nicht vorhanden sei, hätten sie eigentlich auf die Schule gar keinen Anspruch.

„Es kann uns gefreuen, daß wir eine Schul kriegen sollen“, sagte der Toppelbauer, „rechtschaffen kann es uns gefreuen. Oder auch nit — wie man's nimmt. Von rechtswegen aber darf gar keine Schul sein in Dufelbach! Denn wegen warum? Es kommen in der ganzen Gemein nicht vierzig Kinder zusammen. Nach dem Gesetz darf es gar nit sein, daß sie uns eine Schul aufhalsen.“ Jetzt zog er die Pfeife aus dem Mund, hielt sie in der einen Hand und mit der andern hieb er auf den Tisch: „Männer! Wir brauchen die Schul gar nit anzunehmen! Haben keine vierzig Kinder nit! Sie können uns nit zwingen! Wenn Ihr mehr als dreißig schulmäßige Kinder zusammenbringt in ganz Dufelbach, so zahl ich eine Maß!“

„Kann eh sein“, stimmten die anderen bei, „wird eh nit anders sein!“

„Können uns nit zwingen! Auch der Kurater zu Mandau hat's gesagt. Ist eh nix wert die Neuschul, ist eh gescheiter, die Kinder lernen das Teufelwerk nit und bleiben schön bei ihrem alten Glauben. Ist's nit wahr?“

„Wahr ist's. Sein thut's eh so.“

„Also wollt Ihr die Schule oder wollt Ihr sie nicht?“ fragte der Doctor ungeduldig.

Sie schauten einander an und redeten schläferig so hin und her: „Weiß halt nit. Ist halt so eine z'widere Sach. Müßten es uns wohl

gut überlegen. Es hats derweil ohne Schul gethan, wird's fürder auch thun. Der Bauer hat eh nit Zeit zum Lesen. Der soll ehzeit arbeiten lernen. So was muß man sich gut überlegen. Derweil denk' ich: nit. Wird eh gescheiter sein, nit."

Der Doctor bezähmte seinen Zorn, es war ihm, er könne, er dürfe nicht nachgeben. Daher erinnerte er an jenen Feldwebel, der sein Glück gewesen, weil er bei ihm die Anfangsgründe gelernt. So könnte es auch bei anderen besser sein.

"Ist eh wahr", gaben sie bei. "Wenn derselb Feldwebel nit wär gewesen, so wärst Du jetzt ein braver Bauernknecht zu Dufelbach. Weil Du halt aber die Buchstaben hast geschmeckt, bist uns davongelaufen. Und so thäten's leicht unsere Kinder auch machen. Schon die alten Leut haben's gesagt: Der Bauer reitet auf dem Rosz, der Herr auf dem Buchstaben."

Dieses Wort, dachte der Buckelige, hat einmal einen Sinn. Er erinnerte sich des Wortes: Der beste Wanderstab ist der Buchstab. Die Ersten, die den Bauernstand verlassen, um was „Besseres“ zu werden, sind solche, die lesen und schreiben können. Also hat das altgefessene Bauernblut eine instinctive Abneigung vor der Schule. Aber das alles muß doch bei der jetzigen Welt eine andere Richtung nehmen.

„Liebe Leute“, sagte er dann, „jener kleine Deichgräber-Knabe ist fortgegangen, weil daheim keine große Nachfrage nach ihm gewesen war. Hätte er Haus und Hof gehabt, so würde er trotz seiner Buchstaben daheim geblieben sein. Probiert es doch einmal, lernt was und betreibt Eure Wirtschaft danach. Und fragt Eure Söhne, die Soldaten sind, wozu die Schule gut ist.“

„Das ist schon einmal richtig wahr, dass ein Soldat arm ist, wenn er nicht lesen und schreiben kann“, gaben sie lebhaft bei. Der Rippelbauer war anderer Meinung, mit Lesen und Schreiben, sagte er, hätte noch kein Soldat den Feind verjagt.

„Das ist eh wahr“, lachten sie, „da wird leicht eh was anderes dazugehören, als Lesen und Schreiben. Wenn sie dem Bauernstand schon aufhelfen wollen, so sollen sie unsere Buben daheimlassen, dass sie nit Soldat werden müssen. Das wär was! Mit dem bissel Schul werden sie unser Kraut nit fett machen.“

„Wenn Ihr aber zur Schul gezwungen werdet?“

Darob sprang der Rippelbauer von der Bank auf: „Ist schon recht. Nachher übergeben wir die Gschicht dem Doctor und führen Proceß. Wo keine vierzig Kinder sind, da können sie nix machen. Na, na, wir sind nit so dumm, wie die Herren glauben, und dass wir's trug sagen, wir brauchen keine Schul! und wir wollen keine! So, und jetzt gehen wir auf die Viehweid!“

Also stand auch der buckelige Doctor auf, schier lustig war ihm zu Muth vor lauter Gall. Vor den Augen der Bauern drehte er sich dreimal um.

„Schaut ihn noch einmal gut an“, sagte er, „so einen seht Ihr Euer Lebtag nimmer. 's ist einer, der Euch die Schule hat bringen wollen. Jetzt geht er fort. Werdet Ihr ihm nicht einmal nachlaufen? Wird schwer zu finden sein.“

Dann begütigten sie. Es sei gut gemeint, sagten sie, man müsse ja recht schön dankbar sein, daß es Leute gibt, die die Dufelbacher gescheit machen wollen. Leider Gottes, wer halt von Natur dumm sei, den mache kein Schulmeister gescheit. Und immer einmal sei ein dummer Bauer noch um ein Stück gescheiter als — andere Leut, so die Felder mit Bücheln und Schreibfeldern düngen wollen, anstatt mit Mist.

Nach solchen Auseinandersetzungen hielt ihm jeder der Bauern die Hand vor, er möcht halt nit böß sein und alleweil schön gesund bleiben. Dann gieng er fort. Sie waren gar sehr mit sich zufrieden, so tapfer gewesen zu sein. Sie hatten sich als warme Schulfreunde gezeigt und doch das Ding entschieden abgelehnt, das ihnen so vom Grunde des Herzens zuwider war.

So schmähslich ist die gute Botschaft gescheitert bei den Bauern zu Dufelbach. In welcher Stimmung der Rechtsanwalt in seine Stadt zurück kam, das läßt sich denken. Dort hatte er sonst oft seine Dufelbacher gelobt und erhoben, jetzt mußte er sich mit ihnen um die Ecke ducken.

Dann vergiengen wieder Jahre. Die kleine Gemeinde in den Bergschluchten verwilderte immer mehr und die gescheiten Dufelbacher wurden zum Gespötte des Landes. Man sprach davon, daß in Dufelbach die Leute mit den Weisheitszähnen geboren würden, weshalb sie so unsinnig gescheit wären, und daß dem Gottvater die Welt nur deshalb missrathen sei, weil zur Zeit der Schöpfung noch keine Dufelbacher existiert hätten, die er hätte um Rath fragen können. Und im ganzen Lande sei auf niemanden ein so guter Verlass, als auf die Dufelbacher, denn wer sich auf sie verlasse, der sei gründlich verlassen.

Der buckelige Rechtsanwalt hatte anderes zu thun, als sich weiter um seine halsstarrigen Heimatsgenossen zu kümmern, aber eines Tages begegnete er einen von ihnen in der Stadt. Derselbe war am Sonntagabend aus einem Wirtshaus hervorgetorkelt und auf das Pflaster gefallen. Der Doctor suchte ihm aufzuhelfen, da erkannte ihn jener und hub zu weinen an. Es war ein Soldat aus dem heimischen Regiment und er beklagte sich schluchzend, wie schlecht es ihm gehe, wie arg ihn die Kameraden hänselten und wie grob ihn der Hauptmann behandle, als ob er dümmer und geringer sei als andere, und wäre er doch der Toppelbauernsohn aus Dufelbach. Und möchte er halt schön bitten, daß

ihm der Herr Doctor einen Brief nach heim schreiben thäte; die Kameraden wollten's ohne Geld nicht thun und thäten allemal andere Sachen hineinschreiben, als er angebe, daß schon immer einmal ein Verdruß herausgekommen wäre. So habe ihm der Vater einmal einen alten Ochsenstiegel geschickt und er habe doch um Geld bitten lassen. Und sie — dieselbige — seine Herzliebste in Dufelbach daheim, die habe ihm ein abscheuliches Wetter schreiben lassen, weil er ihr hätte schreiben lassen, sie solle ihm nur in Gottesnamen untreu werden, denn er sei ihr auch untreu geworden. Das sei aber heilig derlogen. Das habe er nicht so schreiben lassen, zu Fleiß hätten sie ihm's gethan. Ein Kreuz sei es wohl, wenn sich der Mensch so gar nicht zu helfen wisse. Und vor lauter Verzagtheit laufe er sich um den letzten Groschen einen Kausch, was auch wieder gefehlt wäre, so daß er sich schon am liebsten eine Kugel in den Hals schießen wolle.

Solches brachte der Soldat weinerlich vor und bat den Bucheligen um Rath, und ob denn gar kein Mittel wäre, daß er es sich gescheiter einrichten könne.

„Mensch!“ rief der Doctor. „Wenn Du mir da noch eine Weile vorflennest, so hau ich Dich in den Erdboden hinein, daß Du auf der andern Seite heraussprichst! Ein Soldat und winseln! — Willst Du meinen Rath hören?“

„Ich bitte drum, ich bitte gehorsamst.“

„Und willst ihn auch befolgen?“

„Mein Gott, freilich. Daß es nur besser sollt werden. 's ist nit zum Aushalten so. Nur ein Bissel was, wenn ich gelernt hätt! Haben thu ich auch nit mehr, nit einen Knopf. Nur ein Bissel was, daß ich mir helfen kunnt!“

In den Sack langte der Buchelige nicht. Bei manchen Leuten kommen die Wohlthaten alle nur beim Mund heraus. So sagte der Rechtsanwalt: „Das ist ja leicht, Du bist jung, hast Zeit und Gelegenheit — trag's nach! Ich habe einst von einem braven Feldwebel das Lesen gelernt, mach Du's auch so. In der Kaserne gibt's ihrer gewiss, die manchmal durstig sind und sich auf ein Glas Bier verdienen wollen. Die Lehrgrroschen verschaff ich Dir. Nimm Unterricht und hol's nach.“

„Wie gut er ist, der Herr Doctor!“ stöhnte der Soldat und wollte ihm die Hand küssen. „Bedank mich fleißig, wenn ich Bissel ein Geld hab, will ich leicht einen Lehrer finden.“

„Nein, so nicht, Freund. Das Geld werde ich erst dem Lehrer in die Hand geben, bis ich sehe, daß es richtig ist.“

Darauf haben sie noch etliches besprochen und der Soldat versicherte, daß es ganz gewiss richtig werden soll! Dann sind sie auseinander gegangen und der Doctor wartete Tag für Tag auf die Nach-



richt, daß der Toppelbauern-Sohn angefangen habe, Unterricht zu nehmen. Er hat umsonst gewartet. Der Soldat war, was er eben war und sein mußte — der Sohn seines Vaters.

Der Rechtsanwalt, dem die Anhänglichkeit an sein Dufelbach nicht abzuschwächen war, sollte aber doch eine Genugthuung erleben. Und was für eine! Unter den Parteien, die zu ihm kamen, um in Streit- sachen ihr Recht zu suchen, befanden sich eines Tages auch drei Männer aus Dufelbach. Einer mit grauem Haar und zwei aus jüngeren Jahr- gängen. Der Graue begann gleich zu reden, legte seine ruppige Hand wagerecht an den Hals und sagte: Bis daher gienge ihnen das Wasser schon! Der Doctor dachte im ersten Augenblick wirklich an eine Über- schwemmung in Dufelbach, denn es war regnerische Zeit. Es war aber ein moralisches Wasser. Die Dufelbacher meinten, sie wüßten sich in der neuen Zeit nicht mehr zu helfen. Betrogen würden sie von jedem Hausierer, der Amtsdienner bringe immer Schriften, die sie nicht lesen könnten, und wenn es ihnen der frühere Amtsdienner gutmüthig vor- gelesen und erklärt hätte, was in den Bogen stand, der junge gebe die Schriften allemal so lachend hin: „Lest's nur selber, ihr geschelten Dufelbacher, für mich ist's nit geschrieben, für Euch ist's geschrieben.“ Der Richter sage immer, wer sich darauf ausredet, daß er das Gesetz nicht kenne, dem gebe er extra noch vierundzwanzig Stunden dazu. „Und erst die armen Kinder, wer weiß, was die alles erleben werden. Und sich nirgends austeknen! Nein, ohne Schule geht's nimmer.“ Und sie seien gekommen und wollten tausendmal bitten um eine Schule. Sie selber könnten's nicht dermachen, Gutthäter müßten sie suchen und da wären sie halt zu ihrem lieben Doctor gekommen! Wissen thäten sie wohl, daß die Eltern einstmals einen groben Fehler gemacht hätten.

„Ja, meine Lieben!“ sagte hierauf der Budelige. „So leicht das einstmals gegangen wäre, so schwer geht's jezt. Wenn's überhaupt geht. Will's noch einmal versuchen, wenn's wirklich Euer Ernst ist. Und ich frage Euch jezt, wollt Ihr allen Ernstes eine Schule?“

„Aber mein Gott, Herr, halt ja, halt ja! Desweg sind wir ja da. Sind gestern den ganzen Tag gegangen, wer wollt einen so weiten Weg machen, wenn's nit Ernst wär! Die ganze Gemeinde laßt bitten!“

„Und wenn's so weit kommt, es müßte jezt ein Schulhaus erbaut werden. Würdet Ihr da nach Euren Kräften mitthun mit Baumaterial, mit Arbeit?“

„Heut lieber wie morgen, Herr Doctor, heut lieber wie morgen.“

„Nun, so wollen wir sehen. Richte ich etwas aus, so schreibe ich Euch, daß wir noch in diesem Sommer bauen können.“

Die Männer von Dufelbach waren voll Freude über den guten Herrn und daß ihre Reise nicht umsonst gewesen. Kostet Geld genug,

so eine Reise in die Stadt, und das übrige sollen nachher die andern thun, daheim!

Der Buckelige arbeitete mit Dampf und Begeisterung. Er setzte alles in Bewegung, um seine Lieblingsidee nun endlich durchzusetzen. Sechs Wochen später war es so weit, daß ein großer Landauer wegs-hin fuhr gen die Berge von Dufelbach. Der Buckelige saß darin, ferner der alte Excellenzherr, der sich einst für die Schule interessiert hatte, und ein Baumeister. Es war ein sonniger Julitag, im dunkelgrünen Tann funkelten die Thautropfen und neben dem Wege rauschte der Bach aus dem Gebirge den munteren Reisenden entgegen. Dufelbach war beslaggt, die Kinder waren bekränzt, mit Bändern geziert, die Kinder trieben sich halbwild und scheu hinter den Scheunen umher und guckten neugierig an den Ecken hervor.

Die Erwachsenen standen festlich gekleidet an der Straße und grüßten ehrerbietig die Ankömmlinge. Der Buckelige war gerührt, diesen Tag endlich erlebt zu haben, gar bescheidenlich saß er zusammengekauert im Wagen, aber sein großes Auge leuchtete hell auf den Excellenzherrn, als ob er sagen wollte: Siehe, das sind meine Dufelbacher! — Im Wirtshause war hernach gemeinsames Essen, wobei der Ortsvorstand Riegelberger eine Dankrede sprach, die so hochdeutsch gehalten war, daß man sie kaum verstand. Es war das Kaplanddeutsch von der Kanzel, nur weitaus schiefekiger. Der Sinn war gut, er dankte für „die gnädige Schulhausbauerei, indem ihr uns also ein schönes Schulhaus mit Lehrer aufzubauen wollt's.“ Der Doctor drückte in seiner Erwiderung die Freude aus, daß seine Landsleute endlich klug und wohl auch opferwillig geworden seien. Sie würden Bäume fällen, Steine führen, Grundfesten graben, den Lehrer hernach achten, ihm das Leben erleichtern, kurz, zu fremder Hilfe auch das Ihre thun. Zum Schlusse sagte er, daß dieser Tag die Wiedergeburt seiner geliebten Heimatsgemeinde bedeute.

Nach dem Essen giengen sie, um einen Platz zu bestimmen für das neue Schulhaus. Es gab eigentlich nur einen passenden; derselbe war am unteren Ende des Dorfes, wo die Seitenschlucht in den Hintergraben ausmündet. Ein hübsches, ebenes Wieselein zwischen dem Berghange und dem Bache. Es gehörte dem Stockmüller, und der Stockmüller sagte diesen Platz mit Freuden zu. Für ein Schulhaus gebe er ihn allemal, natürlich nur gegen einen anständigen Preis. Es würde wohl auch niemand Unbilliges von ihm verlangen wollen. Denn wie komme er dazu, die gute Wiese umsonst herzugeben? Er gebe sie ein-für allemal mit sammt dem Bergrain und für ewige Zeiten um einen Kaufpreis von tausend Gulden.

Der Excellenzherr und der Doctor schauten sich verblüfft an. Der Baumeister schätzte den Platz auf ein viertel Joch im Werte von etwa

dreißig Gulden. Der Stockmüller behauptete, daß es Baugrund sei, denn sonst würde man kein Schulhaus drauf bauen wollen, und das müsse ein Baumeister am allerbesten wissen, daß Baugrund theurer ist als Wiesengrund. Er habe sich's überlegt, unter tausend Gulden sei keine Rede, und für diesen Preis nur ausnahmsweise, wegen der Schul.

Die Herren wendeten sich von ihm ab und der Doctor fragte den Riegelberger, ob von seiner Berghalde am oberen Rande des Dorfes ein Stück zu haben sei. Der Riegelberger zuckte die Achseln. Es thue ihm leid, sei aber wohl nicht möglich, weil er vorhabe, auf der Berghalde sich selber ein Ausgedingshäusel hinzubauen. Der Toppelbauer jedoch erklärte sich sofort bereit. Er hätte seinen Acker hinter dem Wirtshause vom Herzen gern für das neue Schulhaus gestiftet und ganz umsonst! Leider aber habe er den Platz gerade ein paar Wochen früher an den Wirt verkauft. Nun wollte man sich an die übrigen Bauern wenden, die beim Essen anwesend gewesen waren, allein sie hatten sich alle verzogen. Die drei Herren, die von weit hergekommen waren, um den Dufelbachern ein Schulhaus zu gründen, standen mitten auf dem Dorfplatze allein da und über ihren Häuptern fächelte eine alte schmutzige gelbe Fahne träge hin und her, bis sie der Wirt durch die Dachluke einziehen ließ.

Der arme Buckelige war so blaß geworden, daß ihn der Baumeister theilnehmend fragte, ob ihm nicht wohl sei?

„Ganz abscheulich ist mir zu Muth!“ stieß dieser hervor.

Seine Excellenz zündete sich eine Cigarre an, schaute dabei mit dem einem Auge hinan zu den Felswänden, die im rothen Abendscheine standen, und sagte: „Eine hübsche Gegend das! Romantisch!“

„Mir graust!“ rief der Buckelige.

Jener klopfte ihm auf den Höcker und sprach: „Machen Sie sich nichts draus, lieber Doctor. Es stimmt ja ohnehin. Offen gesagt, ich hab's ungefähr so erwartet. Ich kenne Ihre Pappenheimer besser, als Sie selber, Sie unverbesserlicher Idealist, Sie! Die Jasager und Meintuer — sie werden damit schlafen gehen. — Wollen wir nicht einspannen lassen, meine Herren?“

Als die Drei die Dorfstraße entlang fuhren, staute es sich. Der Wirt trieb eben die Herde von der Weide heim. Die Thiere bockten und drängten sich, trotteten klobig einher und glockten dumm auf den Wagen.

Der Excellenzherr rief von diesem aus einem Bauern zu: „Viel Rindvieh gibt's da bei Euch in Dufelbach!“

„Ja!“ antwortete der Bauer stolz.

Das herzhafteste Ja, das seit langem ausgesprochen wurde in diesen schönen Bergen.

## Der Greis.

Eine Novelle von Hans Malzer.

**W**ie soll ich denn das anfangen, daß der Mann, von dem ich erzählen will, mir geglaubt wird? Und doch war es einer der handgreiflichsten Gesellen, die je umgingen zu Zwenzenberg ob Zirnstein. Man hätte ihn müssen einsperren, so gerieben war er manchmal. Man hätte ihn können küssen, so einfältig gab er sich die übrige Zeit. Eingesperrt wurde er nie, zum Glück, aber geküßt wurde er einmal — zum Unglück. Und endlich —. Aber das ist kein Erzählen, das ist ein Schwätzen. Er soll selber kommen.

Da ist er schon, der alte, gebückte Mann mit dem langen weißen Haar, das sich unordentlich über den Nacken hinablegt auf den Rock. Der Rock war wahrscheinlich einmal aus grauem Tuch gewesen, jetzt legt er seinen Ehrgeiz weder auf Farbe noch Stoff, begnügt sich bescheiden, ein alter Rock geheißten zu werden, der an seinen allzulangen, ins Kniegelenk hineinschlagenden Schößeln noch Vorrath hatte, nöthigenfalls um den nothleidenden Ellbogen auszuhelfen. Das schwarze Beinkleid war besser beisammen, so daß der Schulmeister von Zirnstein, bei dem er bittweise um einen Löffel Suppe vorgesprochen hatte, einen Tausch vorschlug. Der kam nicht zur Ausführung, denn des Schulmeisters Hose hatte „Hörner an den Knien“, weil er diese zu oft beugen mußte; unser Alter aber war kein Freund von Hörnern, sie mochten angesehen sein wo immer.

Wenn er so in die Bauernhäuser trat, auf einer Bank sich schwerfällig niederließ und das Gebaren der Leute betrachtete, da wußten sie nicht, was sie mit ihm anfangen sollten. Es mochte doch wohl ein verschämter Bettler sein. Selbst jenen Leuten, die einem Armen als einziges Almosen den Rath geben, er solle arbeiten! blieb bei diesem hinfälligen Greis das weise Wort auf der Zunge kleben. Auf dem Jahrmarkt zu Zwenzenberg war er zu sehen gewesen, vor dem Kirchhofsthor auf einem Stein hockend. Aber er bekam nichts, weil er weder Gut noch Hand aufhielt. Dann saß er beim Schmiedwirt im Tanzsaal hinter dem Ofen und beobachtete die Lustbarkeit der jungen Leute mit glühenden Augen. Mit unheimlich glühenden Augen. Auch oben in der Holzhauerkaserne hatte er sich eines Abends eingefunden und gebeten, ob er dort auf Stroh über Nacht schlafen dürfe. Die derben Bursche thaten Rangeln, Kniedutschen, Fingerhäkeln und anderes Gespiel, kümmerten sich wenig

um den Alten, der auf der Bretschel lag. Als aber einer bemerkte, daß er nicht schlief, sondern zwischen Strohbausch und Deckenrand hervorlauerete, fragte er den Alten, auf was er eigentlich spize? Der fremde Greis gestand, er könne bloß nicht schlafen, darum sehe er zur Unterhaltung das Treiben der Männer an. Da der Mann den Holzleuten verdächtig war, so fragten sie ihn am nächsten Morgen, wer er sei, wohin er wolle? Darauf sagte er die geheimnisvollen Worte: „Wer es wissen will, der gehe nach Wien und in die Burg, dort kann er mich erfragen.“ — Sie getrauten sich nicht, weiter in ihn zu dringen, kochten ihm ein Frühstück aus der besten Ziegenmilch und als er fortgieng, rief ihm der Übermüthigste nach: „Wir lassen den Kaiser schön grüßen und er soll uns einmal einen Sack voll Dukaten schicken!“ — Denn, daß er's selber war, davon glaubten sie überzeugt zu sein. Solche Herren gehen manchmal gerne unerkannt im Volke herum und es schadet ihnen auch gar nicht. Als der Fremde über die Wiese hinabstieg gegen die Bachbrücke und drüben am Hange wieder hinan, war er nicht mehr so gebückt, sondern mehr gerade auf, die Bergluft thut ihm also nicht schlecht.

Seinen Niederlass hatte er beim Schmiedwirt und Fleischermeister in Zwenzenberg. Wenn er gestern irgendwo um einen Löffel Suppe gebeten hatte, so ließ er sich heute ein Huhn schlachten, bestellte Apfelmus dazu und eine Flasche Rothwein, bezahlte die Sache und gab gutes Trinkgeld. Als der Wirtsohn Gogel das merkte, ließ er die Kellnerin nicht mehr rechnen, sondern that er selber, um das Trinkgeld für sich zu bekommen, dem Gogel aber gab der Alte keins. Einmal setzte sich der Wirt breit an den Tisch, diesem wunderlichen Gast gegenüber und fragte schnurgerade auf ihn hin: „Mit Verlaub, wer sind wir denn eigentlich?“

Und der Fremde antwortete gelassen: „Wir sind ein alter Spielmann.“

„Aclarinett, oder was? Was spielen's denn für ein Instrument?“

„Leute.“

Der Wirt kehrte sich ab, tippte sich auf die Stirn: „Ich glaub, da fehlt's!“

„Na, weils der Herr Vater nur einsieht,“ lachte die kleine Kellnerin vom Gläserwaschkübel her.

„Mit mir, du Drulle! Ihm fehlt's da. Dem da!“

Der da hatte seine Schlafkammer draußen in den Wirtschaftsgebäuden. An der Thür derselben war ein kleiner Söller, zu dem das Stieglein hinauführte. Auf diesem Söller saß der Greis gern, wenn die Sonne nicht schien — denn in der Sonne mochte er nicht sitzen — und schaute in das Treiben des Viehhofes hinab. Da gab es außer Rindern, Schafen und Schweinen noch mancherlei zu sehen. Barfüßige Jungen, die mit Peitschen knallten, alte Mägde die knifend mit Tränke-

sechtern herumsiffelten, klobige Knechte, die schreiend und fluchend Karren schoben, Stallbirnen, die behendig Futterkörbe von der Wiese hertrugen oder mit der Mistgabel am Dunghaufen herumstachen. So arbeitete am letzteren eine schlanke Maid, deren volles Haar gleich einer Krone um den feinen Kopf geflochten war und das in der Sonne wie Gold glänzte. Stirn und Nase bildeten eine gerade Linie, das Kinn mit den Backen ein vollendetes Oval. Eine Griechenschönheit, wenn das deutsche blaue Auge nicht gewesen wäre! Sogar einen klassischen Namen hatte sie: Anastasia. Daß ein Bauernkittel so malerische Falten werfen und eine Stallbirne so grazios Dünge stechen könne, daran hatte der Alte wohl sein Lebtag nicht gedacht. Jetzt dachte er dran, dieweilen er diese Viehhof-Hero betrachtete. Es fiel ihm aber auch auf, daß dieser Hero verschiedenerlei Leanders sich zu nahen suchten, wobei die Dorfschöne es stets so einzurichten wußte, daß zwischen ihm und ihr — der Misthaufen lag, der sie ließ „zusammen nicht kommen“.

Da war der Bursche mit weißer Schürze und aufgestreiften Ärmelchen, der manchmal von der Fleischbank herüber kam, die junge Magd an den Armen sieng und ihr den rothen Backenbart in die Wange reiben wollte. Gegen den durfte sie sich nicht anders, als leicht mit dem Ellbogen wehren, denn es war der Haussohn, der Gogel.

Ein andersmal ein krustiger, hinkender und wie es dem Beobachter schien, sogar schielender Knecht, der die klassische Schönheit zu würdigen wußte; doch sie machte ihn lachend aufmerksam, daß ihre Mistgabel drei Spieße habe. Als er aber nach dem Erfahrungssatz, daß summende Hummeln nicht stechen, jählings einmal mit kühnem Sturmschritt über den Dunghaufen sprang — Schwups stachen die Spieße in seinem Rockflügel und er lag hingechnell auf weichlichen Grund, der ob solch plötzlichen Einfalls überrascht aufspritzte.

Wenn unser Greis durch den Hof zu gehen hatte, fand er immer, daß am Dunghaufen vorüber der kürzeste Weg war, aber auch — wie er der stehenden Maid launig andeutete — der gefährlichste.

„Gefährlich? Für Ihnen? Oder gar für mich? Daß ich nit lach!“

Beinahe wäre ihm eine drohende Gabelspieße lieber gewesen, als diese Wegwerfung.

Sie warf in ihm übrigens nur den Mann weg. Den Greis hielt sie in Ehren. Da es geregnet hatte und die Stufen schlüpferig waren zu seiner Kammer hinauf, so legte sie Reisig darüber, daß er nicht fallen konnte. Öfter als einmal kam sie mit einem Töpflein kuhwarmer Milch zu ihm, dieweilen alte Leute wieder Säuglinge würden.

So weit wäre er aber noch nicht ganz, sicherte ihr der Greis zu und zog seine Lippen mundeinwärts, wohl um die zahlosen Bissen zu verdecken. Weil er so gesprächig und spaßig war, setzte sie sich des Abends

manchmal ein wenig zu ihm auf die Stiegenstufe. Weil sie bei dem Gefinde als stolz verschrien war, so wollte sie just einmal mit dem armen Alten plaudern und sie verbehlte ihm nicht, daß es ihr in diesem Hause, beim Wirt, schon lange nimmer gefalle. Nicht, weil ihr etwa der Stalldienst zu schlecht sei, die Kühe und Kälber seien ihr noch die liebere Gesellschaft auf dem Hof, sondern weil sie die „Bärerei“ nicht leiden möge. Sie wolle Frieden haben, wenigstens bei der Nacht. Der Grobknecht erlaube es aber nicht, den Stall von inwendig zuzusperren, wegen Feuergefähr. Wenn's brennt, daß man gleich zum Vieh könne!

„Ich hab's ja wohl gesehen, wie Du Dich vor dem hinkenden Knecht wehren mußt“, entgegnete der Alte.

„Na, der macht mir keine Sorge!“ versicherte sie. „Aber andere gibts, die man nit mit dem Dreispieß verjagen darf. Ja, ja, mein lieber Alter, das verstehst Du halt nit. — Wenn Eins so als armes Waisel ins Haus kommt und von Kindheit auf viel Gutthaten annehmen muß — da soll man sich nachher allerhand gefallen lassen. Leute gibts, wie — will weiter nichts sagen. Arbeit, so viel ich aufbring, ist mir keine zu schlecht, aber mich selber —? Na, mich selber schenk ich nit her. So weit wird die Dankbarkeit nit verlangt werden können.“

Er griff doch mehr auf von ihren halben Andeutungen, als sie dachte, und so sagte er: „Und wenn's Dich nicht freut in diesem Hause, willst Du nicht den Dienst wechseln?“

„Heut lieber wie morgen. Aber wohin denn?“ Und plötzlich: „Mein Du, wenn ich so einen guten alten Vater hätt!“ Mit zarter Hand hatte sie sein langes weißes Haar gestreichelt, sich niedergebeugt und plötzlich einen Kuss darauf gedrückt. So glücklich war sie, sich einmal aussprechen zu können vor einem Menschen, der nicht zudringlich ward und sie nicht verspottete.

Eines Abends, als der Greis aus der Gaststube über den Hof auf seine Kammer humpeln wollte, hörte er vom Kuhstall her einen Schrei und Gepolter. Er hastete zur Thür, diese war von innen zugekettet, der Greis machte im Augenblick Anlehe bei der Kraft eines jüngeren, riß die Thür auf und stand im Stall, wo der Wirtssohn eben dran war, die Magd in den Futterbarren zu werfen.

Er ließ ab von seinem Vorhaben und lachte überlaut, als sei die Sache nur zum Spass gewesen. Dann fragte er scharf den Greis, was der sich in den Wirtschaftsgebäuden herumzutreiben habe?

Der Alte kauerte sich winnemd zusammen und er wolle halt um Gotteswillen gebeten haben um ein Tröpfelchen kuhwarmer Milch, der Bohnentuchen von Mitttag liege ihm im Magen und treibe ein Spectakel, daß er schier umkommen müsse.

Als er dann allein stand vor der Maid und die Milch, die sie ihm rasch gemolken, ausgeschlürft hatte, wollte er nicht davon. Wenn

ihm besser sei, meinte sie, so solle er nur in sein Bett gehen, ihr geschehe nichts und sie werde sich in den Stall sperren, es möge brennen, wo es wolle! Er blieb trotzdem vor ihr stehen und schaute sie an, wie ihr lichtiges Bild im Schein der Laterne aus dem Dunkel stieg. Er nahm's selber kaum wahr, wie seine Gestalt sich aufrichtete, bis das Mädel frisch ihn hinaus vor die Thür führte.

Die Zeit gieng zur Neige, die dem Greis gegönnt hatte, in der entlegenen Berggegend und in diesem Dorfwirtshause sich aufzuhalten. Er packte seine sieben Sachen in den Koffer und war nicht wohl gelaunt. Dafür, daß die Ausbeute eine geringe gewesen, blieb ihm am Ende auch noch ein Stachel im Fleische stecken. Gros versteht keinen Spass und ist auf dem Lande weit ungestümer, als etwa in einer Stadt. Wohl wird es gut sein, wenn wir unsern Sommeraufenthalt abbrechen, die- weilen ja ohnehin schon der kalte Wind geht. Also noch eine letzte Nacht im Berghospij.

Doch, als er just anfangen wollte, diese letzte Nacht zu verschlafen, sprang draußen jemand die Stufen herauf und rüttelte an der Thür. Alsbald die schweren Sprünge eines Zweiten, ein Ringen auf dem Söller, ein Schnaufen und Nützen, ein Anrennen gegen die Thür, daß sie schütterte. Der Greis stand rasch auf, warf die Kleider über sich, Haar und Bart, denn er ahnte, was da los war. Als er die Thür aufmacht, sieht er im Mondschein, wie ein Mann die Magd zu Boden taucht und ihr mit der Hand den Mund zuhält. Jetzt läßt der Coujon los und läuft davon.

Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und sagte kurz und heiser: „Das ist zu arg. Jetzt bin ich ledig von diesem Haus. Morgen früh geh ich. Ich bitt Euch, alter Vater, laßt mich bei Euch in der Kammer schlafen. Im Stall geh ich nimmer sicher. Das sind Bestien, diese Mannsleut.“

„Komm nur herein, mein Kind,“ sagte er, „Du sollst im Bett schlafen.“

„Das um keinen Streich!“ sagte sie, „auf die Bank leg ich mich, bin's eh gewohnt, schlaf besser, wie auf dem Polster.“

„Wie du willst.“

Ohne Licht zu machen, ganz im Dunkeln bereitete er ihr mit einem Theil seines Bettzeuges ein Lager, da waren plötzlich draußen Schritte zu hören.

„Der Gogel kommt wieder!“ flüsterte das Mädchen.

„Bleibe ruhig in der Stube“, sagte der Greis. Dann gieng er zur Thür hinaus, packte den Burschen und schleuderte ihn die Treppe hinab. Dann kam er herein und sagte: „So, Mädel, mache Dich nur bequem, er thut Dir nichts.“



„Hinabgeworfen habt ihr ihn?“ fragte sie.

„Er ist hinabgefallen, er muß gestrauchelt sein“, antwortete der Alte zischelnd aus zahnlosem Mund. Weil man draußen nichts mehr hörte, so legte er sich allmählich in sein Bett. Aber es dauerte eine Weile, bis er seiner Stiefel los war, bis er pusternd und sich räuspernd seine Schlafhaube hervor geholt und sie über den Kopf gestreift hatte. Und als er ins Bett stieg, ächzte nicht bloß das Bett, sondern auch der Alte. „Gut Nacht! Gut Nacht!“ lallte er noch und bald begann — das Mädchen, das auf der Truhe lag und die ganze Nacht kein Auge schloß, wußte nicht, war es Schnarchen oder schweres Athemholen. Der Alte war doch noch mühseliger, als man manchmal glaubte.

Später hat er's jemandem mitgetheilt, was das damals für eine schreckliche Nacht gewesen. Das Werk des Philosophen war ihm eingefallen: Jenseits von Gut und Böse. Er war wohl nicht jenseits davon, er war zwischen drin. Allerdings mußte er sich sagen, er habe Verdienst um dieses Mädchel. Doch, wenn man es durch falsche Vorspiegelung an sich lockt, dessen Vertrauen mißbraucht, was ist denn das? Schon die gewöhnliche Sünde hatte ihm manchmal Bedenken gemacht, wenn er sie auch schließlich doch begieng; das war aber ein starker Gupf auf der Sünde! Die Moral hätte ihn kaum zurückgehalten. Die Klugheit ist stärker. Wenn er sich jetzt nachgiebt, so lärmt sie, flieht sie und es kommt doch der Fleischhauer zu seinem Berufe! Nein, es ist besser, der Greis schützt sie und führt sie mit sich einem Mann entgegen, den sie freiwillig finden soll und zwar in einem günstigeren Milieu.

Jedes machte und stellte sich schlafend, bis die lange böse Nacht endlich zur Meige gieng. Noch im Finstern machte sich die Magd auf, schlich in ihre Kammer, um das Bündel zu schnüren und der Alte that dieweilen dasselbe mit seinen Habseligkeiten. Mit dem Wirt hatte er gestern abgeschlossen und so sehen wir in der Morgendämmerung durch den dünnen Nebel der Wiese hin das Mädchel fliehen, begleitet vom Greise, der gebückt und mühsam neben ihr dahinhastet.

Gegen Mittag, als sie in der Eisenbahnstation auf den Zug warteten, war es ausgemacht. Die Anastasia zieht mit ihm nach Wien. Dort hat er viele Bekannte, bei denen sie leicht eine Stelle als Hausmädchen finden wird. Die Mädchen frisch vom Lande sind sehr beliebt, weil sie treu, ehrlich und anspruchslos sind. Es gibt Leute in der Stadt, die solche Landmädchen sich sogar zum Weibe nehmen.

Als der Gilzug heranbrauste, bemerkten ein paar Herren, die zu den Fenstern der ersten Classe herauschauten, den schönen, weißlockigen Greis, dieser aber torkelte dem Landmädchel nach in die dritte Classe und der Schaffner mußte den tastenden zitternden Mann die hohen Stufen hinaufheben, weil der Zug schon wieder zu rollen begann. Dabei war

ihm Haar und Bart in Unordnung gekommen, so daß er sich in den Schmalgang zurückzog, um ein wenig Toilette zu machen.

Die Anastasia saß im Gelasse, das Bündel auf dem Schoß und die gefalteten Hände auf dem Bündel.

„O du liebe Zeit!“ hauchte sie von sich hin, „was hab ich jetzt angestellt! Was wird das werden! durchgegangen, wie ein schlechtes Mensch!“ Sie schaute zum Fenster hinaus. Das Eisenbahnfahren hatte sie sich wohl beiläufig so gedacht. Das wär schon lustig, wenn der Mensch kein Anliegen hätt.

Ein Soldat, der vom Urlaub zurückkehrte, saß ihr gegenüber. „Was ich für ein Glück hab!“ sagte er scherzend zu ihr, „daß ich eine so saubere Nachbarin bekommen hab!“

„Ja“, antwortete sie, „und ich einen so schönen Soldaten!“

Weil sie zur Zeit allein im Gelass waren, so langte der Soldat nach dem Messingmünzlein, das sie als Amulett um den Hals trug. „Das darf man wohl ein bißel angreifen?“

„Sie, halten's still!“ sagte das Mädel, „da auf der Wang sitzt a Gelsen, die kunnt Ihnen stechen!“ Da hatte er schon Eine von breiter Hand, daß es klatschte. Die Gelse war sicherlich todt und doch war es gut, daß an der Thür der Alte sichtbar wurde. Dieser hatte mit raschem Blick wahrgenommen, daß die zwei Insassen gegeneinander bedenklich wurden, er fragte den Schaffner, ob nicht ein leeres Coupé zu haben sei.

„Leider nein. Nur ein Halbcoupé erster Classe.“

„Gut, ich zahle nach. Zwei Personen.“

Als die Anastasia sich dort auf dem rothen Sammetkissen niederließ, warf sie mit einem Schreckruf die Arme empor, wie jemand, der in eine Tiefe sinkt. So weich und tief hatte das Kissen nachgegeben. Dann fragte sie, ob das für kranke Leute wäre? Sie wolle doch lieber kamod auf der Holzbank sitzen. Der Alte entgegnete, sie müsse sich auch derlei angewöhnen, in der Wienerstadt könne man nicht alles so haben, wie bei den Bauern.

„Aber daß 's mich gleich so mitnehmen, Herr Vater! Jetzt möcht ich nur wissen, was 's mit mir wollen! Wenn ich keinen Platz find z' Wien, was fang ich denn an?“

„Wolltest nicht bei mir in den Dienst stehen?“ Sein Auge belebte sich und fragte fast schärfer, als der Mund: „Willst Du nicht bei mir bleiben?“

„Warum denn nit? Da ist's mir schon lieber bei einem Bekannten, als wie bei fremden Leuten.“

„Das ist auch klug von Dir,“ sagte er, „daß Du einen guten Freund an mir hast, das weißt Du.“

„Wenn ich bei Ihnen bin, da bin ich mir ganz sicher. Grad so, als wie wenn ich bei meinem Vater wär. Ich möcht nur wissen, wenn man fragen darf; was wissen möcht ich, — und hab mich alleweil nit zu fragen getraut: Was sein's denn lauter?“

„Was ich bin, fragst Du?“

„Ein Bandelkramer, oder was?“

„Ja, mein Kind,“ sagte er, „Du wirst einmal gucken.“ Dann legte er seine beiden Hände auf die ihren. „Vertrauen! Alles andere wird sich geben.“

„Was Sie aber für weiche Händ haben! Wie ein Pfarrer. Seins etwa einer?“

„Zeitweise. In der Regel nicht.“

„Aber gehns! Zeitweise! Dass Sie alleweil so Gspass machen thun. Mir ist gar nit zum Gspass machen. — Mich reut's schon, dass ich bin mitgfahren.“

„Du sollst es nicht bereuen, Anastasia!“ Er sagte es leise und warm und sie sah zum erstenmal, dass er noch Zähne hatte.

„Wenn ich meinen Dienst nur verrichten kann, wie's verlangt wird. Zu viel ist mir die Arbeit nit bald. Aber können, ob ich's thu? Was ein Bauersmensch lernt, das wissens eh.“

„Ich will —“ sagte er und unterbrach sich. Ein Bartsträhnchen war ihm zwischen die Lippen gekommen. „Ich will Dir nur sagen, dass in meinem Haus ein junger Mensch ist — das wird Dir wohl recht sein.“

„Mein Gott, warum soll mir das nit recht sein. Das geht mich ja nig an. Junge Leut' hat man überall gern.“

„Ich meine nur.“

„Fürchtens Ihnen nit, Herr Vater, gar zu arg wird's doch nit sein. Ich derwehr mich schon! Sie habens selber gesehen, wie ich mich derwehr.“

Es war dunkel geworden, als sie ins Häusermeer hineinfuhren. In einen Sprühregen von Licht! Das Mädchen vom Lande staunte, sagte aber gerade einmal gar nichts, als sie mit dem Alten in den Wagen stieg, durch die flimmernden, rauschenden Straßen fuhr und vor einem Hause hielt, dessen Thor hoch und helle war, wie die Kirchthür in der Christnacht. Über breite Stiegen giengen sie hinauf, und so lind waren die Stufen überhüllt, dass man keinen Fußtritt hörte — als ob die Leute auf Strümpfen schlühen. Ein Mensch, Hausmeister genannt, der das Bündel und den Koffer geschleppt, schloss die hohe Doppelthür auf und drückte drinnen einen Finger an die Wand, worauf alles taghell beleuchtet war, so dass die Anastasia ihre Hände vor die Augen schlug und „Jesses Mar and Josef!“ kreischte. Der Alte warf seinen Filz auf

einen Tisch, führte das Mädel in ein kleines Zimmer und sagte: „So, mein schönes Schäferkind, hier mach' es Dir bequem und lege Deine Sachen aus, wie Du willst. Ist nicht alles wie Du willst, so drücke zweimal an diesen Knopf. Ich werde auf mein Zimmer gehen, um mich umzukleiden. Ich glaube, dass mir auch Haar und Bart geschritten werden müssen. Bei Euch draußen bin ich nicht schlecht verwildert. Dann soll uns der Hausknecht das Nachtmahl bringen.“

Damit ließ der Greis die Dorfschöne allein, die jetzt da stand, wie Rothlieschen im Zauberpalast. Doch allzusehr verblüffen ließ sie sich nicht. In der Wienerstadt ist halt alles anders. Es ist halt einmal so. Sie betrachtete die Zimmereinrichtung und vor allem schlug sie die Bettdecke auf. Lind und Schneeweiß, das macht ihr nichts, aber der Geruch! Dieser Geruch! — Sie vermischte den Stallgeruch! Eine weiße Schüssel mit Wasser, so groß, dass man sich hineinlegen kunnt!

Als sie sich tüchtig gewaschen und mit ihrer eigenen Schürze abgetrocknet hatte; das Haar wieder geflochten und um den Kopf gewunden, schaute sie sich in den Spiegel. Sie erschrak nicht wenig. So viel Stasi hatte sie ihr Lebtag noch nie gesehen. Bis auf die Knie hinab. Mit den Händen fuhr sie zärtlich über Schürze und Rock, um die Falten zu glätten. Falten sollen die Kleider so wenig haben, als die Leute. Ob sie nicht ihren rothen Kittel, den Sonntagskittel, anziehen sollt! Zum Nachtmahl. Ah was — für den alten Vater ist der Blaudruck auch gut. Wenn sie just wen von daheim da hätt. Böse wär sie nicht drüber. Und wollt's gleich der Haussohn sein. Oder der Soldat. Einmal in den Hof will sie hinausgehen. — Da fiel ihr ein, hier gibt's keinen Hof und keine Kuh und keinen Dunghaufen. In Gottesnamen, man muss sich halt nach der Decken strecken. — — Wenn Du was willst, so drücke an den Knopf, hat er gesagt. Das ist just, wie der Großknecht einmal vom Zauberstaberl erzählt hat. Möcht' ich doch einmal wissen, was denn lauter erscheint, wenn man an den Knopf drückt. Am End gar der — Teufel! Um die arme Seel. Na, Du schwarzer Dreikreuzelmann, die kriegst nit. Die behalt' ich mir derweil noch selber. — Sie besann sich und zögerte. Wenn sieben Edelknaben erscheinen! Zwei krausen das Haar, zwei legen mir seidene Schuh an, zwei hüllen mir einen Königsmantel um und der letzte steht unter dem Thron und läutet ein güldenes Glöcklein. — Gut, probieren wir's halt, wie in Großknechts Geschichte daheim. — Da drückte sie an den Knopf. Ein Weilchen blieb es still, dann klopfte es an der Thür.

Machens nur auf, wollte sie rufen, aber es war ihr zu geheimnisvoll ums Herz. Endlich gieng die Thür langsam auf, der Hausmeister stand da und fragte: „Wolln's was?“

„Gehns nur wieder“, lachte sie ihm ins Gesicht. „Wenn ich Mannerleut will, brauch ich kein' Zauberknopf, die kommen auch so.“

Das ist eine Farbe, dachte sich der Gerufene und wieder Entlassene. Was er da für Eine hereingebracht hat! Man muss sich nicht gleich allemal was denken, eine Verwandte wird's sein, eine Cousine, oder so was! Soweit des Hausmeisters unmaßgebliches Dafürhalten. Bald darauf musste er noch einmal zu ihr, ungerufen. Sie möchte ins Speisezimmer kommen, gleich daneben, das Soupé sei aufgetragen. — Soupé? dachte sie ihm nach, der kann nit einmal Suppe sagen! Es gab aber auch keine. Der weißgedeckte Tisch war voll silberner Sachen, auch zum Trinken etwas, in mehreren spitzigen Flaschen. Aus dem anstoßenden Zimmer kam gelegig ein junger Mann mit glattrasiertem Gesicht und schwarzem Haargelocke. „Guten Abend, Anastasia, hast Du Dich wohl bequem gemacht?“

„Über mein Gott! Über mein Gott! Das ist ja —“ Sie erkannte ihn sofort.

„Du staunst, dass ich jung geworden? Aber das ist doch kein Unglück, mein Kind!“ Er legte ihr die beiden Hände auf die Achseln und schaute ihr mit frischem Auge ins Gesicht. Sie war nicht so fassungslös, als er gedacht, sie tauchte ihn ruhig von sich. Doch war ihr im Augenblick der Zorn aufgestiegen über eine solche Falschheit. Dann fiel ihr die Geschichte vom verwunschenen Prinzen ein und sie sagte beklommen:

„Wie Sie ausschauen, Herr Vater!“

„Herr Vater, das ist köstlich!“ rief er hell auflachend. „Na, setzen wir uns einmal zu Tische, dann plaudern wir weiter.“

Sie zwei waren am Tische allein. Die Stasi war gar schweigsam, ließ sich aber den Braten schmecken, aß auch tüchtig Apfel- und Pflaumenmus, Brot und süßes Backwerk. Den eingeweihten Wein ließ sie stehen. Als er seinen Römer erhob, um mit ihr anzustoßen auf gute Freundschaft, nahm sie ihr Wasserglas und tippte an. Er stellte seinen Kelch hin, er trinke nicht auf wässerige Freundschaft, nur auf feurige!

„Warum habens mich denn so angelogen?“ fragte sie plötzlich.

„Ja, das nenne ich gelogen, wenn man sich so verstellt. Und die Zwenzenberger habens auch betrogen, dass Sie sich so alt haben gemacht. Warum thuns denn das?“

Ihr schönes Gesicht war ganz dunkel geworden, ihre Augensterne wurden so groß, dass man kein Weißes mehr sah. Ihn erfüllte dieser Zorn mit neuem Wohlgefallen.

„Anastasia“, sagte er ruhig und ernst — und wie schön seine Stimme klang! — „Ich weiß ja, dass ich Dir Rechenschaft geben muss. Was ich gethan habe, geschah nicht in der Absicht, um jemanden zu

betrügen, es gehört nur so zu meinem Beruf. Du kannst es Dir wohl schon denken, daß ich Schauspieler bin.“

„Schauspieler findst? Was ist denn das lauter?“ fragte sie, durch den freundlichen Ausdruck seines Auges, durch den weichen Wohlklang seiner Stimme besänftigt. „Ah so! Kasperl spielen, hab's in Birnstein einmal gesehen. So Komödianten, gelt?“

„Es stimmt beiläufig, doch nicht mit dem Kasperl. Ich spiele Menschen. Menschen von allerhand Gattung, ganz blutig ernsthaft. Und wenn man sie spielen will, muß man sie auch kennen, das begreifst Du. Nun siehe. Ich hatte schon viele Menschengattungen studiert, nur die auf dem Lande nicht. Du mußt doch auch in die Stadt, wenn Du die Stadtleute kennen lernen willst —“

Sie machte mit zwei Händen eine ablehnende Bewegung.

„Eben so muß ich aufs Dorf, wenn ich die Bauern beobachten will. Im vorigen Jahre war ich auf der Sommerfrische im Mühlsviertel. In meiner eigenen Figur, in keiner fremden. Doch vor dem Städter verbergen sie ihr Bestes und ihr Schlechtestes. Und wenn ich in einem Hause sitzen blieb, so wurde ich gefragt, auf wen ich warte und ob ich nicht arbeiten wolle? So habe ich es dies Jahr besser gemacht. Den alten Mann, den schwerhörigen, den mühseligen, kann man nicht so fortschaffen, auch versteckt man sich nicht vor seiner und gibt sich wie man ist. Ich kam in allerhand Bauernhäuser und Hütten, vor dem Bettler hat sich kein Mensch geniert und mich deucht, jetzt habe ich ihrer in meinem Blut. Du verstehst mich doch?“

Sie schüttelte den Kopf: „Das ist mir zu geschweh. — Und habens leicht von mir auch was lernen wollen? Weils mich auch gefoppt haben?“

„Dich gefoppt? Anastasia, Du weißt es doch, wie Du in Deiner Gutheit selbst zu mir gekommen bist, mir Milch gebracht hast und gute Freundschaft. Ich habe dafür angefangen, Dein gutes Herz liebzuhaben. Dann hast Du bei mir Deine Zuflucht genommen, wie Dich die Kerle verfolgten. — Kind! Mädel, schönes, schau mich an!“ Ganz fromm saß er vor ihr und faltete die schönen Hände. „Siehe, wenn mein Herz so alt gewesen wäre, wie mein Bart, ich hätte Dich zurückgewiesen: Was hast Du junges Blut bei dem Alten zu thun! Oh nein, der Komödiant von noch nicht dreißig Jahren denkt anders. Du mußt auch wissen, daß wir Stadtmenschen — daß wir dürsten nach Gesundheit und Natur, daß mehr als Einer schon die Seinige sich vom Lande hereingeht hat, daß ich Dich liebe, Anastasia!“

Fast wollte das Landmädel berauscht werden, als er so sprach. Denn wo hat eine arme Waise je so zu sich sprechen gehört! Und erst gar von einem so schönen, lieben Stadtherrn! Nach einigem Nachdenken

aber sagte sie: „Warum haben Sie mir's nit daheim in Zwenzenberg gesagt, daß Sie mich gern haben?“

„Wenn ich's gesagt hätte, wenn ich vor Dir den alten Mann ausgezogen hätte, wärst Du mit mir gegangen?“

„Warum denn nit? Wenn ich Dich mag und Du mich heiraten willst. Da kannst Du gehen, wohin Du willst, so geh' ich mit Dir.“

Er sank schmachkend an sie heran, sie stand rasch vom Sessel auf — ganz erschrocken, und sagte: „Oh na! Oh na! Dasselbe ist erst nach der Hochzeit!“

Er ließ ab von den Liebesbezeugungen, war aber artig, heiter, herzlich, lud sie immer wieder ein, vom Backwerk noch zu naschen und von dem süßen Wein zu trinken. Dabei gab es für sie noch einmal Gelegenheit, ihre Bedingung zu betonen.

„Muß denn immer gleich geheiratet sein!“ sagte er ihr leise unters runde Kinn hinein, „ist es nicht netter, wenn Liebende freiwillig beisammenbleiben?“

„Ich bleib schon einmal beim alten Brauch“, antwortete sie, und am liebsten wäre es ihr, wenn sie schlafen gehen dürfte.

Da wollte er nachsehen, ob in ihrem Zimmer alles in Ordnung sei; das wies sie zurück. Es werde ihr nichts fehlen, als ihre lieben Kühe und Kalben.

In der Thür wollte er noch einmal ihre Hand fassen.

„Oha!“ rief sie, „jezt hätt ich dem Herrn bald den Finger eingezwick!“ Die Thür war ins Schloß gefallen.

Und dann war die stille Nacht. Nur draußen noch lange das dumpfe Brausen der Stadt. —

Am nächsten Morgen früh wollte der Schauspieler sich erkundigen, wie sie in ihrem neuen Heim geruht habe. Das Stübchen war leer.

„Die ist schon lang fort“, berichtete der Hausmeister, „um sechse, wie ichs Thor aufmach, huschelt sie mit dem Bündel hinaus und davon. Das ist eine Harbe gewesen, gnädiger Herr!“

Aber ein Liebesbrieflein hatte sie ihm doch zurückgelassen. Ein steinhartes Liebesbrieflein. Weil kein Papier vorhanden war, so hatte sie auf die weiße Marmorplatte des Waschtisches mit Bleistift schlecht und recht die Worte geschrieben.

„Herr Schauspieler! Bei der Nacht is mir ein Knopf auf-  
gegangen. Heiraten thuns mi eh nit, i ge durch. Gefallen thaten Sie  
mir besser, wie immer ein Anderer, aber nemen du i den, der mi  
heiratet, und seis in Gottsnam auch der Schmiedwirts-Suhn oder  
ein Soldaten-Abschieder. Suchens Ihner bald eine schöne Frau aus,  
ehs wieder ein alter Tadel wern. Wär Schad drum. Bedank mi für  
alles.  
Anastasia.“

Der „Herr Schauspieler“ war mehr verblüfft als unglücklich.

Als er zu sich kam, war er nicht wenig verwundert über die große Jugendehelei. Wie stand das Mädel jetzt da vor seiner sich schämenden Seele! Eine Cigarre brannte er sich an, sie zog nicht, er warf sie weg.

Das nächstemal, wie er für den „Narciss“ hergerichtet wurde, rief der Theaterfriseur jählings aus: „Bei meiner Seele und Seligkeit, Herr, in der Stirnlocke nistet ein graues Haar!“

Ein graues Haar?! Sollte eins hängen geblieben sein?

## Der Untersuchungsrichter.

Eine Geschichte von Anton Tschschoff.<sup>1)</sup>

Reisarzt und Untersuchungsrichter fuhren an einem schönen Frühlingsmittag zu einer Obduction. Der Untersuchungsrichter, ein Mann von 35 Jahren, blickte nachdenklich auf die Pferde und sagte: „In der Natur ist viel Räthselhaftes und Dunkles, aber auch im alltäglichen Leben, Doctor, stößt man häufig auf unerklärliche Erscheinungen. Ja, ich kenne einige räthselhafte, seltsame Todesfälle, deren Ursache nur Spiritismus und Mystik zu erklären unternehmen, während der Mensch mit frischem Kopfe bloß zweifelnd die Hände ringt. Ich kenne z. B. eine sehr intelligente Dame, die ihren Tod vorher sagte und ohne jeden sichtlichen Grund wirklich an dem von ihr bezeichneten Tage starb. Sie sagte, daß sie dann und dann sterben werde und — starb.“

„Keine Wirkung ohne Ursache“, sagte der Doctor. Ist der Tod da, so muß auch eine Ursache da sein. Was aber das Vorhersagen anbetrifft, so ist daran nichts Wunderbares. Alle unsere Damen und Frauen haben die Gabe der Prophezeiung und des Vorgefühls.“

„Mag sein, aber meine Dame, Doctor, war eine ganz besondere. In ihrer Vorhersagung und ihrem Tode war nichts Weibisches, Damenhaftes. Eine gesunde Frau, jung, klug, ohne jeden Aberglauben. Sie hatte so kluge, helle, ehrliche Augen, ein offenes, verständiges Gesicht, mit leichtem, echt russischem Lächeln im Blick und auf den Lippen. Damenhaftes, oder wenn Sie wollen, Weibisches, war an ihr nur eins — ihre Schönheit. Sie war schlank und anmuthig wie jene Birke dort, mit wunderbarem Haar! Damit Sie sie besser verstehen können, füge ich noch hinzu, daß sie ein Mensch war voll von der ansteckendsten Fröhlichkeit, Sorglosigkeit und jener klugen, guten Leichtlebigkeit, wie sie

<sup>1)</sup> Aus „Der schwarze Mönch“ und andere Erzählungen von Anton Tschschoff. Deutsch von C. Berger. Verlag von Richard Wöpfel. Leipzig 1901.



nur denkende, biedere, heitere Menschen besitzen. Konnte hier die Rede sein von Mysticismus, Spiritismus, Ahnungsvermögen oder ähnlichem? Sie lachte über alles das."

Die Britschka des Doctors hielt neben einem Brunnen. Der Richter und der Doctor tranken Wasser, reckten sich aus und warteten, bis der Kutscher die Pferde getränkt hatte.

"Nun denn, woran starb denn jene Dame?" fragte der Doctor, als der Wagen wieder den Weg entlang rollte.

"Sie starb seltsam. Eines schönen Tages kommt ihr Mann zu ihr und sagt, daß es nicht übel sei, zum Frühling die alte Kalesche zu verkaufen, und statt ihrer etwas Neues, Leichteres anzuschaffen, und daß kein Hindernis bestehe, das linke Beispferd zu vertauschen und Bobtschinski (ihr Mann hatte solch Pferd) als Deichselpferd zu nehmen.

Die Frau hört ihn an und sagt:

"Thu, wie Du willst, mir ist jetzt alles gleich. Zum Sommer werde ich schon auf dem Kirchhof sein."

Der Mann zuckt natürlich die Schultern und lächelt.

"Ich scherze keineswegs", sagte sie. "Ich erkläre Dir in allem Ernst, daß ich bald sterbe".

"Das heißt wie bald?"

"Gleich nach der Entbindung".

Diesen Worten legte der Mann keine Bedeutung bei. Er glaubte an keine Ahnungen und weiß zudem ganz gut, daß Frauen in dieser Lage gern Launen nachgehen und sich besonders gern trüben Gedanken überlassen. Am nächsten Tage sprach die Frau wieder davon, daß sie gleich nach der Entbindung sterben werde, und täglich wiederholte sich dasselbe, er aber lachte und nannte sie Baba, Wahrsagerin, Ausruferin. Ihr naher Tod wurde die fixe Idee der Frau. Als der Mann nichts davon hören wollte, gieng sie in die Küche und sprach dort der Wärterin und Köchin von ihrem Tode.

"Ich lebe nicht mehr lange, Njanja. Gleich nach der Geburt des Kindes sterbe ich. Gern wär' ich nicht so früh gestorben, aber es ist einmal so mein Schicksal."

Wärterin und Köchin natürlich in Thränen. Kam eine Popen- und Gutsbesizersfrau zu ihr, gleich führt sie sie in den Winkel und erleichtert sich das Herz — immer über ihren nahen Tod. Sie sprach ernst, mit einem unangenehmen Lächeln, sogar mit bösem Gesicht und ließ keine Widerrede zu. Sie war eine Modedame, liebte die Eleganz, doch angesichts des nahen Todes gab sie alles auf und gieng unordentlich; sie las nicht, lachte nicht, träumte nicht mehr laut . . . Und nicht genug, sie fuhr mit der Tante auf den Kirchhof, suchte sich dort eine Grabstelle aus, und etwa fünf Tage vorher schrieb sie ihr Testa-

ment. Und beachten Sie wohl, alles dies geschah bei ausgezeichnete Gesundheit, ohne das geringste Anzeichen einer Krankheit oder irgend welcher Gefahr. Die Entbindung — ein schweres Stück, oft ein tödliches, aber bei ihr, von der ich spreche, war alles in bester Ordnung und durchaus nichts zu befürchten. Dem Mann wurde die ganze Geschichte schließlich überdrüssig. Einmal beim Mittagessen wurde er ärgerlich und fragte:

„Höre, Nataſcha, wann werden die Dummheiten endlich ein Ende nehmen?“

„Es sind keine Dummheiten. Ich spreche im Ernst.“

„Unsinn! Ich möchte Dir rathen, endlich damit aufzuhören, damit Du Dich nachher nicht selbst schämst.“

Und endlich kam der kritische Tag. Der Mann brachte die geschickteste Frau mit aus der Stadt. Es war das erste Kind, aber alles gieng so gut wie möglich vonstatten. Als es vorüber war, wollte die junge Mutter das Kind sehen. Sie betrachtete es und sagte:

„Nun, jetzt kann ich sterben,“ — nahm Abschied, schloß die Augen und gab nach einer halben Stunde den Geist auf. Bis zum letzten Augenblick war sie bei Bewußtsein. Als ihr statt Wasser Milch gereicht wurde, flüsterte sie wenigstens ganz leise:

„Warum gebt ihr mir Milch statt Wasser?“

„Sehen Sie, das ist die Geschichte. . . Wie sie vorhergesagt hatte, so starb sie auch.“

Der Untersuchungsrichter schwieg, seufzte und sagte:

„Nun erklären Sie, woran ist sie gestorben? Ich versichere Ihnen auf Ehrenwort, daß es nichts Erdichtetes ist, sondern ein Factum.“

„Überlegend betrachtete der Doctor den Himmel.“

„Sie hätte obducirt werden müssen“, sagte er.

„Weshalb?“

„Um die Todesursache zu erfahren. An ihren Vorhersagungen ist sie nicht gestorben. Wahrscheinlich hat sie sich vergiftet.“

Der Richter drehte dem Doctor schnell das Gesicht zu und fragte, mit den Augen blinzeln:

„Woraus schließen Sie, daß sie sich vergiftet hat?“

„Ich schließe es nicht, ich muthmaße nur. Lebte sie mit ihrem Manne gut?“

„Um . . . nicht ganz. Die Mißverständnisse fingen bald nach der Hochzeit an. Es war solche unglückliche Folge von Umständen. Die Verstorbene fand ihren Mann einmal mit einer Dame . . . Übrigens verzieh sie ihm bald.“

„Und was war früher, der Verrath des Mannes oder das Erscheinen der Todesgedanken?“

Der Untersuchungsrichter sah den Doctor unverwandt an, als wolle er errathen, warum ihm dieser solche Frage vorlegte.

„Erlauben Sie“, antwortete er nicht gleich. „Erlauben Sie, lassen Sie mir Zeit, mich zu erinnern.“ Er nahm die Mütze ab und rieb sich die Stirn. „Ja, ja . . . sie fieng bald nach jenem Vorfall an, vom Tode zu sprechen. Ja, ja.“

„Nun, da sehen Sie's . . . Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sie schon damals den Entschluß gefaßt, sich zu vergiften, aber da sie gewiß nicht das Kind mit sich tödten wollte, schob sie den Selbstmord bis zur Entbindung auf.“

„Schwerlich, schwerlich . . . Das ist unmöglich. Sie hatte doch damals verziehen.“

„Sie verzieh schnell, das heißt, sie sann etwas Schlimmes. Junge Frauen verzeihen nicht schnell.“

Der Untersuchungsrichter lächelte gezwungen und rauchte eine Cigarette an, um seine allzumerkliche Erregung zu verdecken.

„Schwerlich, schwerlich . . .“ fuhr er fort. „Der Gedanke an solche Möglichkeit ist mir nie gekommen . . . Ja, und noch dazu . . . er war nicht einmal so schuldig, wie es scheint . . . Auf sonderbare Weise kam es zu dem Treubruch, ohne es selbst zu wollen: er kam nachts mit einem Rausch nach Hause, es verlangte ihn, jemand zu lieblosen und die Frau in jener Lage . . . da — der Teufel hol' sie, kam ihm eine Dame entgegen, die für ein paar Tage zum Besuch gekommen war, eine eitle, dumme, unschöne Person. Das ist nicht einmal ein Treubruch zu nennen. Die Frau sah es auch selbst bald so an und . . . verzieh; nachher war nicht mehr die Rede davon . . .“

„Leute sterben nicht ohne Grund“, sagte der Doctor.

„So ist es, gewiß, aber dennoch . . . ich kann nicht zugeben, daß sie sich vergiftet hat. Aber sonderbar, daß mir bis jetzt nie der Gedanke an die Möglichkeit solchen Todes in den Sinn gekommen ist! . . . Und niemand hat daran gedacht! Alle waren verwundert, daß ihre Vorhersagung eintraf, und der Gedanke an die Möglichkeit solchen Todes war weit . . . Ja, und es ist gar nicht möglich, daß sie sich vergiftet hat! Nein! . . .“

Der Untersuchungsrichter fiel in Gedanken. Der Gedanke an die auf so seltsame Weise verstorbene Frau verließ ihn auch während der Obduction nicht. Während er das aufschrieb, was ihm der Doctor dictierte, bewegte er finster die Brauen und rieb sich die Stirn.

„Gibt es denn Gifte, welche in einer Viertelstunde allmählich und schmerzlos töten?“ fragte er den Doctor, als der den Schädel öffnete.

„Ja. Morphinum zu Beispiel.“

„Hm . . . Seltsam . . . Ich entsinne mich, sie hielt sich etwas Derartiges . . . Aber schwerlich . . .“

Auf dem Rückweg sah der Richter abgesspannt aus, laute nervös am Schnurrbart und sprach unlustig.

„Lassen Sie uns ein wenig zu Fuß gehen“, bat er den Doctor. „Ich mag nicht mehr sitzen.“

Nach hundert Schritten war der Untersuchungsrichter, wie es dem Arzt schien, so abgemattet, als hätte er einen hohen Berg erstiegen. Er blieb stehen und sagte, indem er den Doctor mit sonderbaren, wie trunkenen Augen ansah:

„Mein Gott, wenn Ihre Vermuthung richtig ist, aber das wäre ja . . . grausam, unmenschlich! Sie vergiftete sich, um einen andern damit zu strafen! Ist denn die Sünde so groß! Ach, mein Gott! Warum gaben Sie mir diesen verfluchten Gedanken ein, Doctor!“

Verzweifelt griff er sich an den Kopf und fuhr fort:

„Das habe ich Ihnen von meiner Frau erzählt, von mir. O, mein Gott! Ja, ich bin schuldig, ich habe Sie gekränkt, aber ist denn sterben leichter, als verzeihen! Das ist doch wirklich Weiberlogik, grausame, unbarmherzige Logik. O, sie war auch damals im Leben grausam. Jetzt fällt es mir ein! Jetzt ist mir alles klar!“

Der Untersuchungsrichter sprach und zuckte dabei bald die Schultern, bald griff er sich an den Kopf. Bald setzte er sich in den Wagen, bald gieng er zu Fuß. Es war, als betäube und vergifte ihn der neue Gedanke, den der Doctor angeregt hatte; er wußte nicht aus noch ein, erschlaffte an Körper und Seele, und als sie in die Stadt zurückkehrten, verabschiedete er sich von dem Doctor, das Mittagessen ablehnend, obwohl er am vorhergehenden Tage dem Doctor versprochen hatte, mit ihm zu essen.

## Der neue Ueberzieher.

Eine Humoreske von Dr. Franz Serlachy.

„Was, schon wieder an neuen Ueberzieher?“ rief die Frau Sollicitator ihrem schmunzelnd in die Thüre tretenden Eheherrn entgegen, „und so ganz hoamli, ohne mir ehnder was z'sagn? Ist denn Dein alter nicht noch wie neu? — ganz wie neu?“

„Ja, liebe Alte“, seufzte Herr Florian Kraker mit einem sprechenden Blick auf seine in ihrem Aüßeren etwas vernachlässigte Ehehälfte, „so neu, wie eben alle Dinge dieser Welt nach vieljährigem Gebrauche sein können.“

„Für Di no lang z'guat“, erwiderte die Frau spiz, „freili, an Dir sparst D' nix und wann's an Funfzger kost, aber wann i an neugen Guat oder nur a par neuge Handschuh haben will, nacha sind Dir sieben Zehnerln z'viel.“

„Kreuzsakra, hiaz sei stad, <sup>1)</sup> sonst wer i schichti, <sup>2)</sup> antwortete Herr Kraker, der sich sonst einer „hochdeutschen“ Redeweise befleißigte, im unverfälschten Steirerdialecte. „Es war ein Gelegenheitskauf, wie er einem nicht so bald unterkommt. Unser Böhm, der brave Meister Toplischeck, die Perle aller Schneider, hat in Graz beim bekannten ewigen Tuchausverkauf 'nen Rest erstanden, der, wie er hoch und theuer schwört, von der ‚letzten englischen Neuheit‘ überblieben ist. So was hab ich doch benötigen müssen — so 'n Überzieher kann bei uns im Markt nicht leicht wieder einer kriegen.“

„Ei freili! Als ob der Böhm nit seit jeher a Schlaucherl wär! A Resterl hat er leicht übri ghabt, von 'ner andern Bestellung! Aus so an Abfall macht man so an durren Paken wie Dir leicht an schön' Überzieher. — Und auf a Paar Gamaschen und an Brustfleck bleibt a no was übri“, setzte die Frau noch als Trumpf hinzu.

„Hast leicht spotten über meine Magerkeit, Alte! Die kommt eh nur von Deinem ewigen Gselchten mit Kraut zu Mittag und Buttererdäpfel auf d' Nacht! Und nebstbei, wenn man bereits eh nix hat, was . . . was ein'm Gusto machen thät . . .“

„Na, wart nur, Schlankerl! Recht g'schicht's Dir, dass D' morgen einruckt auf a paar Wochen zu die Kaiserlichen! Da wirst schon an Gusto kriegen! Da wird Dir 's Commissbrot g'wiss besser schmecken als z'haus die Dampfnudeln, und 's Brunnenwasser besser als bei uns der Schilcher! Und nacha, wannst zrudkommst, kannst Dein neuchen Überzieher ruhig in Kasten henken lassen, nacha thut's a — Schirmfutteral ab, Du Dürrebeindl Du!“ Mit dieser liebenswürdigen Prophezeiung schlug Frau Kraker erregt die Thüre hinter sich zu und begab sich in ihr souveraines Herrschaftsbereich, die Küche.

„Aber Weiberl! Herzerl! . . .“ rief ihr Herr Kraker mit süßestem Tonfall nach. Er war um seine ganze kampfesfreudige Stimmung gebracht durch die plöbliche Erinnerung an seine für morgen bevorstehende Abreise zur Waffenübung, welche er als Winkelschreiber obnehin durch alle möglichen Kniffe und Gesuche bis an die denkbar äußerste Zeitgrenze hinausgeschoben hatte. Auch fiel ihm ein, dass er seiner Frau noch etwas sehr Wichtiges zur Genehmigung zu unterbreiten hatte: nämlich seinen Plan, heute nicht zu Hause zu nachtmahlen, sondern mit seinem Freund, dem Weinhändler Blasius

<sup>1)</sup> still. <sup>2)</sup> zornig.

Trumm, zur Feier des Abschiedes in den „städtischen“ Weingarten zu pilgern. Aber das „Weiberl“ hörte den süßen Lockruf nicht mehr oder wollte ihn nicht hören, und ihr in die Küche, ihr Arsenal, nachzufolgen, schien in der durch das eben stattgehabte Geplänkel gegebenen kritischen Lage nicht eben rathsam. Der findige Herr Kraxer griff daher zu dem schon öfter angewendeten — aber hier nicht zur Nachahmung empfohlenen — herzlosen Mittel: er kniff seinen kleinen Buben, der in einer Ecke auf dem Bauche lag und spielte, ein wenig in den rundesten Theil seiner Rückseite. Dieser „Kniff“ hatte die erwartete prompte Wirkung: mörderisches Geschrei des Buben und Vereinstürmen der Gattin und Mutter („wie eine Löwin“ hätte ich beinahe gesagt) — hin zu ihrem Jungen, den unvermeidlichen Kochlöffel in der Hand.

„Nix is, Weiberl!“ beschwichtigte Herr Kraxer und faßte sie, nicht ohne Absicht, zärtlich bei dem bewaffneten Arm, „der Bub ist nur ein bißchen auf die Nase gefallen . . . aber gut, daß Du da bist! Geh! laß heut die Buttererdäpfel ungekocht und zieh Dich rasch an, wir wollen heute, wie sich's gebürt, außer Haus Abschied feiern —“

Die hiemit bewußt herbeigeführte Sprachlosigkeit seiner Gehälste benützte Herr Kraxer geschickt zu den erläuternden Worten:

„Mein Freund Trumm, der Blasius Trumm, hat mich und Dich („und Dich“ log er) eingeladen — er zahlt alles! . . . Geh, heut wollen wir noch lustig sein! Wer weiß“, fügte er mit einem schweren Seufzer hinzu, „wer weiß, wie, wann und ob ich wiederkehre . . .“

„Was, der Trumm?“ rief Frau Kraxer mit kräftiger Benützung ihrer inzwischen wiedergefundenen Sprache, „der Trumm, der wamstigte, der Giftmischer, der unsern guten Landwein so zuricht't, daß 'n neambd, er selbst ab nit, wiedererkennt? Von dem solln wir ehrliche Leut uns aushalten lassen? Das kann seine noblichte Frau Wirtschaftsterin thun, die feste Tudl, der er erst vor a paar Tagen a neugs Seidenkleid g'kauft hat — aber i nit — i g'wiss nit . . .“

Die Betonung, mit der diese Ablehnung ausgesprochen wurde, klang aber so merkwürdig, daß Herr Kraxer schon sein Spiel gewonnen sah, und thatsächlich gelang es ihm mit der Versicherung, daß die „Frau Wirtschaftsterin“ ganz gewiß nicht mit von der Partie sei, den schwachen Widerstand seiner Frau zu besiegen, und bald wandelten Vater und Mutter, das Kind am Arme führend, einträchtig und in frohester Laune dem städtischen Weingarten zu.

Mit einer Wiedererzählung dessen, was sich dort zutrug, will ich die heute so zahlreichen P. T. Mitglieder und Förderer der Anti-alkohol-Bereine, denen der „köstliche“ steirische „Schilcher“ ein Gift und Greuel ist, nicht zwecklos aufregen. Die Nerven der Abstinenten sind ja viel feiner und nicht so abgestumpft wie die der rückständigen

„Weinbeißer“, und diese letzteren wissen ohnehin alle, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht. Ich will erwähnen, daß an diesem Abende nicht nur Herr Kraker, sondern auch der in Begleitung mehrerer Genossen erschienene Herr Trumm — der am nächsten Morgen eine mehrwöchentliche Geschäftsreise antreten sollte — einen „Abschied“ zu feiern Anlaß hatte, und daß daher dieser doppelte Anlaß naturgemäß eine verdoppelte Wirkung nach sich zog. Der Schauplatz der Thaten wurde erst spät nach Mitternacht unter der barmherzigen Mithilfe des Kreuzhofbauer-Wastl sammt Ross und Leiterwagen geräumt. Mit Schirmen, Stöcken, Überziehern und Mänteln wie mit Trophäen überdeckt, wurden so die sanft entschlummerten Geliebtenen — Mann, Weib und Kind — heimbefördert und vor den entsprechenden Wohnungen sammt Gepäck abgeladen. Unter diesem befand sich auch der nicht unzerknittert und fleckenlos davongekommene neue Überzieher, der gegenüber seinem Besitzer allerdings den Vortheil hatte, sich nunmehr wochenlang im kühlen Schranke von den gebathen Strapazen erholen zu können. — —

Die für die „meisten“ mehrjährigen Eheherren (aus Rücksicht für die verehrlichen Leserinnen, von denen jede verheiratete mindestens eine Ausnahme beanspruchen wird, sage ich nicht „alle“) anfänglich nicht unerfreuliche zeitweise Abstreifung des ehelichen Joches hatte sich für Herrn Kraker infolge der bekannten begleitenden Umstände durchaus nicht zu einer heiteren Unterbrechung des gewohnten Alltagsdaseins gestaltet, und nachdem seine anfangs männlich stolzen Briefe immer jämmerlicher und zerknirschter geworden waren, kehrte am jämmerlichsten und zerknirschtesten er selbst eines Abends in die Arme seiner liebenden Gattin zurück, um gleich am nächsten Morgen als „Civilist“ wieder in die Kanzlei einzurücken. Aber, o Graus! Die oben erzählte eheweibliche Prophezeiung war wirklich eingetroffen! Hatte er beim Anziehen schon Hosen und Weste um die ohnehin stets überschlanke Mitte des Leibes erheblich zusammenziehen müssen, so war ihm erst der Überzieher, der schöne neue Überzieher so erschrecklich und unglaublich weit geworden, daß Frau Kraker, und vor dem Spiegel dann auch er, die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen. Wie um einen Kleiderstock hieng das aus dem Reste der „letzten englischen Neuheit“ verfertigte Wunderwerk um seine zarten Glieder, so daß er gebrochen auf einen Sessel zusammen sank, und in der Stille berechnete, wie viel Lebenstage ihm wohl noch die schreckliche Auszehrung, die er sich im kaiserlichen Dienste geholt, gönnen würde, und auch seine Frau, durch das beängstigende Zutreffen ihrer Vorhersage wirklich ganz ängstlich und kleinlaut geworden, heimlich im Büchel der Kranken- und Leichencassa nachsah, ob wohl alle Raten richtig bezahlt seien. Nach einer kleinen ehelichen Rühr- und Liebescene, bei der es ein paar aufrichtig gefühlte Seufzer und Thränen gab, be-

riethen die Eheleute, was nun zu thun sei. Das Mittel, den Überzieher ein wenig zurechtschneidern zu lassen, wurde, weil keine Gewähr dauernden Erfolges bietend, und aus Furcht vor Gespötte, verworfen, und Mann und Weib entschlossen sich einhellig zum Versuche der Anwendung einer — M a s t c u r, und zwar ohne Beiziehung eines Arztes. Denn wie die Ärzte den Juristen meist nicht grün sind, so halten andererseits auch die Juristen von den Ärzten nicht viel — und Herr Krayer hielt sich für einen Juristen, und behauptete, daß er beim Verfassen einer Klage oder eines Recurses in etlichen Minuten mehr Gedankenarbeit leiste, als so ein „Salbenshmierer“ in einem ganzen Jahre. (Sein kluger Chef versuchte ihn freilich immer zu belehren, daß nur die dummen Ärzte die geschickten Juristen, und nur die dummen Juristen die geschickten Ärzte nicht leiden können — was sich sehr natürlich von selbst erklärt). — Die „Mastcur“ war Herrn Krayer in seinem ausgehungerten Zustande so sympathisch, daß sich schon beim Gedanken an dieselbe sein Lebensmuth wesentlich hob. Nachdem er die finanziellen Bedenken der Hausfrau durch den Hinweis auf die Zulage, die ihm sein Chef vom nächsten Ersten versprochen, und durch eine geschickte Anspielung auf sein eigenes, baldigst zu erwartendes Ableben ein wenig zerstreut, bestimmte er sie leicht, gleich heute mit der Cur zu beginnen.

Schwer seufzend, wenn auch nicht mehr ganz hoffnungslos, machte er sich sodann, den fatalen Überzieher nur um die Schultern gehängt, auf den Weg zur Kanzlei. Aber „zwischen Lipp und Kelschesrand“ gibt es oft unüberwindliche Hindernisse. Herr Krayer mußte auf seinem Wege beim Gasthause „zum Progenhuber“ vorbei, wo hinter den großen Scheiben das Mondgesicht seines, eben auch in die heimatischen Gefilde zurückgekehrten Freundes Blasius Trumm herausleuchtete. Es bedurfte kaum des energischen Winkens des dicken Blasius, um unseren Krayer in die einladende Fensternische hineinzulocken. „Je früher ich die Cur beginne, desto besser“, dachte er, und beim Anblick der ersten vollen Gläser, in denen der liebliche Nektar perlte, war sein Amtsgewissen vollends beschwichtigt. Blasius Trumm streckte Herrn Krayer — der seinen leidigen Überzieher blickschnell auf den nächsten Haken hängte — beide Arme entgegen, und die mürrische Miene, mit der er die vor ihm stehende, große grüne Sauerbrunnflasche angestarrt hatte, schien sich ein wenig aufhellen zu wollen.

„O, Florian, Florian“ — sprach er tonlos. „Was seh ich?“ war das erste, was Krayer stauend hervorbrachte, „Du trinkst Wasser? Bist Du denn krank?“

„Wie's D' grad willst“, knurrte der Weinhändler verdrießlich, „i fühl mi pumperlgund, aber der pritschte Bader da drüben meint, i hält a „Leberschwellung“ und müast glei nach Karlsbad, sonst kriaget i a unheilbare Verfettung.“



Herr Kraker, in dem Gedanken, dass sein Freund so reichlich und überflüssig hatte, was ihm selbst so schmerzlich und gefahrdrohend abgieng, unterdrückte einen tiefen Seufzer, aber sich zur Heiterkeit zwingend, lachte er: „Glaub doch den dummen Ärzten nichts — die verstehen nichts, als einen zum Narren oder Bettler zu curieren.“

„Ja, ja,“ versetzte der Weinhändler boshaft, „die einen Schelme curieren, die andern processieren einen dazu! — Dem drüben thät i's eh nit glauben, dass i krank bin, aber . . . Da sieh mal selbst! . . . Wohin soll mi denn das führn, wann i weiter a so aus die Kleider auffiwachs?“

Mit diesen Worten hatte er den Überzieher, der hinter ihm am nächsten Haken hieng, ergriffen, und schnell angezogen. Derselbe — passte ihm wie angegossen! Als er so an sich herunterblickte, nahm seine Miene den Ausdruck starren Entsetzens an, und sprachlos schien er die spärlichen Gedanken, die in seinem Kürbischädel neben den vielen Alkoholdünsten kümmerlich Platz zu finden gewohnt waren, mit Mühe sammeln zu wollen. Die gleiche Arbeit schien Herrn Kraker zu beschäftigen, doch wurde er, als der flinkere und pfiffigere, schneller damit fertig, und stieß plötzlich, wie vom Lichtstrahl einer Ahnung durchleuchtet, einen unschilderbaren Schrei aus, der sich in ein wahnsinniges Gelächter fortsetzte. Der neugierig aufhorchenden übrigen Gäste ganz vergessend, packte er die Sauerbrunnflasche und das Wasserglas, schleuderte sie voll unbändigen Vergnügens in die Mitte des Zimmers und gröhlte beim Anblick der tausend Trümmer, in die sie zerschellten.

„Blasius, Du Kameel!“ zischte er ihm ins Ohr — Du urgesundes Rindvieh Du! Theurer Bruder und Genosse meiner eigenen Dummheit, begreifst Du denn nicht? Schwant Dir nicht, dass uns damals bei der Abschiedskneiperei im städtischen Weingarten die Überzieher, die unser Böhmi aus einem und demselben Reste der „letzten Pariser Neuheit“ zusammengeschnaidert — verwechselt worden sind? . . . Voisl, zwei Liter Schilcher, vom Allerbesten! Aber schnell!“ — —

Herr Sollicitator Florian Kraker erschien an diesem Tage noch nicht in der Kanzlei, sondern ließ sich „unpässlich“ melden. Wirklich war er's aber erst am nächsten Tage, als er mit einem riesigen Brummschädel wieder Acten mundieren mußte. Zur Genugthuung seiner Gattin und zu seinem eigenen stillen Bedauern war es nun mit der ersehnten Dickfütterung allerdings „Holler“ — aber am meisten verdross es ihn, und auch seinen Freund Blasius, dass die Geschichte natürlich ruchbar geworden, und die beiden da und dort von den Bekannten theilnahmenvoll befragt wurden, wie Herrn Trumm die Karlsbader Cur bekommen habe, beziehungsweise, ob Herr Kraker sich nicht bald in die neue Mastanstalt für Zungen-, Nerven- und — andere Kranke begeben werde.

## Christus in der Kunst.

Von Marg Müllcr.

Das ist ein Zeichen unsrer Zeit:  
 Nun kommt der Heiland in die Mode;  
 Sie pinseln uns sein Erdenleid;  
 Sie ziehn Effect aus seinem Tode;  
 In den Gemäldegalerien  
 Ist immer wieder er vertreten;  
 Sie „idealisieren“ ihn! — —  
 Wer aber weiß zu ihm zu beten?

Sie eilen hin von nah und fern;  
 Sie drängen sich im Bildersaale;  
 Sie spüren nicht den bittern Kern;  
 Sie freuen sich der bunten Schale;  
 Bald schmückt der Bilder bunter Hauf  
 Verstreut der reichen Leute Wände. — —  
 Wer hängt sein Bild im Herzen auf,  
 Dafs es ihm Licht und Tröstung spende?

Hellenisch-schön und weibisch-mild,  
 Dann wieder mystisch und verschroben,  
 So ist er nur ein schönes Bild,  
 Geschmack und Kunstfönn dran zu proben!  
 Es hilft euch nichts! Ihr werdet's sehn!  
 Auf Leinwand braucht er nicht zu schweben!  
 Im Herzen muß er auferstehn,  
 Und da euch Weg und Wahrheit geben! „Thürmer.“

## Lichte und Gesichte.

Das Wissen wird gerne mit dem Lichte verglichen — ein Gleichnis, das eben auch hinkt. Darum, weil zum Klarsehen Licht gehört, ist das Klarsehen selbst noch lange nicht Licht, es ist nur die Folge des Lichtes. Licht ist die Voraussetzung des Sehens; wenn es finster ist, sieht das beste Auge nichts. Oder will man sagen, Wissen und Erkennen bringe uns Licht? So kann man deshalb nicht sagen, weil das Licht schon vorher dagewesen sein muß, weil uns gerade das Licht zeigen muß, was richtiges Wissen und Erkennen ist. Die Leute glaubten zu aller Zeit, das Richtige zu wissen und zu erkennen, doch was halten sie heute für wahr und was ist früher wahr gewesen?

Mich dünkt manchmal, dafs Erkennen und Wissen nicht immer erleuchtet, dafs es unser Leben gar oft recht dunkel macht. Oder zerstört es nicht eins uns andere unserer hellen Unbilder? Es ist gleich einer Ampel, die uns wohl die nächsten Gegenstände beleuchtet, die Natur des Steines, den unser Hammer zerbröckelt, die Natur des

Gases, das unsere Retorte zerlegt, die Natur des Thieres, das unser Messer seciert, ja selbst die Natur des Sonnenstrahls, den unser Spectrum zerlegt. Aber dieses Wissen und Erkennen ist nicht gleich jener Sonne, die einst geleuchtet hat und die nur wenigen noch leuchtet, gerade jenen, von denen die stolze Wissenschaft behauptet, daß sie im Dunkeln tappen. Das Wissen und Erkennen des Erdensohnes ist nicht gleich der Sonne des Ideals, die einst das menschliche Leben so golden und warm gemacht hat. Die Sonne Homers, sie leuchtet uns nicht mehr. Die Sonne Christi, sie leuchtet uns nicht mehr. Früher war es in unserer nächsten Umgebung dämmerig, aber in allen Fernen licht. Jetzt ist es nahe um uns licht und in den Fernen dunkel. Denn nahes Licht blendet den Fernblick. Wenn uns jetzt die Astronomie ein paar Millionen Kilometer in die Unendlichkeit der Himmel blicken läßt, so ist das nichts im Vergleiche mit jenem Licht, das uns den Himmel ewiger Glückseligkeit vorgestellt hat. Als die Wissenschaft anfing, redlich zu lehren, war ihr erstes Geständnis das: Wir wissen nur, daß wir nichts wissen können. Das freimüthigste und wissenschaftlichste Resultat, das der Wissenschaft je gelungen ist. Vermöge unserer Weisheit wissen wir, daß wir nichts wissen können.

Für uns Menschen gibt es übrigens gar kein Wissen, sondern nur ein Forschen. Wissen wäre auch schon Stillstand, Forschen ist Vorschritt. Forschen ist niemals Licht, nur ein Suchen nach dem Licht, ein Tappen im Dunkeln, vielleicht geleitet von dem vorausgesetzten Lichte, dem Ideal. Je nach dem Ideal ist die Richtung des Suchens eine verschiedene, was aus der Geschichte der Philosophie so gut zu ersehen ist. Zu Zeiten, als die Sehnsucht nach ewiger Rettung vorhanden gewesen, hat man nach Gott geforscht. Zu Zeiten, als die Völker und Staaten von äußeren Feinden besonders bedroht waren, hat man nach Wehrmitteln gesucht. Zu Zeiten, da die Menschen in der Industrie und im Weltverkehr ihr Ziel zu finden glauben, spannen sie ihr Forschen nach Bervollkommnung der Technik, der Eisenbahn und Schifffahrt ein. Und diese Wissenszweige erreichen ihre Ziele, die aber gar klein und enge sind im Vergleiche zu dem, was das ewige Licht der Ideale der Menschheit gezeigt hat. Das Ideal unserer Zeit — sagt der Forscher — heiße Wahrheit. Heiße ergründen, nicht wie die Dinge den Menschen erscheinen, sondern wie sie an sich sind. Ich meine, dasselbe Ziel hätten die Denker aller Zeiten gehabt. Ja, viele hatten sich sogar eingebildet, dieses Ziel gefunden zu haben. Wenn es für die Menschen eine absolute Wahrheit gibt, so ist es eben die Erkenntnis, daß es für sie keine absolute Wahrheit gibt, nur stets eine relative. Warum sage ich es denn so dreist, daß wir die Wahrheit an sich nie ergründen werden? Gerade auf Grund der Wissenschaft sage ich es, die es gar nicht oft genug

demonstrieren konnte, daß es in unserem Haupte einen göttlichen Geist nicht gibt, daß unser Gehirn nur eine thierische Substanz ist. Und diese Wissenschaft will mit diesem Gehirn die Wahrheit finden!

Wie die Geschlechter ihre verschiedenen Unbilder, Bedürfnisse und Richtungen haben, so trachtet die Wissenschaft nach denselben Richtungen hin und ist in gewissem Sinne allmächtig. Wenn einmal genug Menschen ihre Leidenschaft aufs Fliegen setzen, so wird die Wissenschaft das Fliegen zustande bringen. Wenn es einmal darauf ankommen sollte, bei der überfüllten Erde aus Steinen Brot zu formen, die Wissenschaft wird es können. Wenn die Leute einmal das Bedürfnis haben sollten, daß zweimal zwei nicht vier, sondern fünf sei, so wird die Wissenschaft nicht ruhen, bis sie dieses Kunststück zuwege gebracht hat. Und wenn der natürliche Mensch zu den Naturgesetzen dieser Wissenschaft nicht passen sollte, so wird sie einen künstlichen Menschen machen, einen Homunkel, der ihr vollkommen angepaßt ist.

Für den natürlichen Menscheng Geist gibts außer der Wissenschaft noch anderes. Es ist banal, das zu sagen, aber nicht überflüssig. Die Wissenschaft geberdet sich manchmal, als wolle sie im Haupte des Menschen sonst nichts dulden, als sei sie allein der Erbpächter und als vermöge sie allein alles zu schlichten, was uns bedrängt, bange macht und peinigt. In der That schlichtet die Wissenschaft nicht eine Herzensangelegenheit, nicht eine, die nicht auch ohne sie geschlichtet werden kann. Aus Herzensangelegenheiten aber besteht das ganze menschliche Naturleben, und was die Wissenschaft dazuthut, das mag wohl als sehr willkommener Auspuß gelten, doch die oberste Stelle gebürt ihr nicht.

Die oberste Stelle gebürt jenem ewigen Lichte, das uns ein inneres Gesicht zeigt, eine Vorstellung, die uns erlösen, glücklich und selig machen kann. Und wäre einer der größte Ignorant, wenn in seinem Herzen ein solches Ideal leuchtet, so ist er verklärter, als wenn alle Väter und Leuchten der Wissenschaft um ihn einen Fackelzug abhielten.

Es gibt Wirklichkeitsfanatiker, die nur das für wirklich halten, was unsere Sinne wahrnehmen können, und die außerhalb dieser Realität kein Gut erkennen. Da möchte man doch fragen, ob sie bei Troste sind. Eine Einbildung, eine Vorstellung, ein Ideal, ist denn das etwas Unnatürliches, Nichtwirkliches? Ist es nicht gerade so der Ausfluß der Naturkraft als das Arbeiten einer Maschine? Und kann ein durch die Phantasie erzeugtes Gut nicht gerade so wirklich weil wichtig für uns sein als ein materielles? Entspringt die Vorstellung nicht genau demselben Gehirn als das wissenschaftliche Denken? Und ist nicht auch dieses in sehr vielen Fällen Einbildung, Vorstellung? Nur daß es uns gar so selten das Gemüth sonnig und warm macht.

Schmäht mir deshalb die Einbildung nicht. Sie kann freilich so gut auf Abwege führen wie der Irrthum in der Wissenschaft, aber sie kann uns stark, glücklich, selig machen. Die Wissenschaft hat ihr rechtmäßiges Bereich, aber hüte sich, jene heiligen Werte des Menschenherzens anzutasten, von denen sie nicht einen zu ersetzen vermag. M.

## Zur Frage der Leichenverbrennung.

Von Prof. Dr. Vidmar.

Als ich leztthin im Novemberheft dieser Zeitschrift in der „Kleinen Laube“ das Scharmügel der zwei kritischen Landpfarrer gelesen hatte, erinnerte ich mich dabei unwillkürlich eines Vortrages, den ich seinerzeit, als ich noch in Krems domicilierte, bei einem Vortragscyclus des allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines daselbst über „die Gründe für und wider die Leichenverbrennung“ gehalten habe. Was ich an diesbezüglichen Notizen und Aufzeichnungen noch auffinden konnte, versuche ich, unter gleichzeitiger Benützung der mir hier auf dem Lande nur spärlich zu Gebote stehenden einschlägigen Literatur, nachstehend zu einem Ganzen zusammenzustellen, um einmal auch die Leser des „Heimgartens“ über diese Frage in etwas zu informieren und zu orientieren, damit sie dann leichter sich zurecht finden, wenn sie in den Tagesblättern die oft nichts weniger als objectiven, oft geradezu leidenschaftlichen Berichte zu lesen bekommen, die bald aus diesem, bald aus jenem Anlasse zu der besagten Frage unter das Volk gebracht werden.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die Notizen und Excerpte, die ich mir seinerzeit bei der Vorbereitung auf meinen Vortrag, wo es einer Angabe der benützten Literatur nicht bedurfte, auf diesen Zetteln und Zettelchen gemacht und gesammelt hatte, sind hauptsächlich folgenden Schriften und Aufsätzen entnommen; Roy-Bering: Archiv des Kirchenrechtes Bd. I; Zeitschrift „Der Katholik“, Maiheft 1894; Historisch-politische Blätter, Bd. II des J. 1874; Dr. Hermann Schell: „Die neue Zeit und der alte Glaube“; insbesondere aber die beiden Hefte der „Frankfurter zeitgem. Broschüren“ von Dr. Schütz (1882) und Dr. Greiffenrath (1894). Da ich heute nur mehr besagte Notizen und leider nicht auch die eben aufgezählten Schriften selbst zur Hand habe, bin ich außerstande, mich selbst zu controlieren, in wie weit dieselben in dem vorliegenden Aufsätze, der nur eine Blumenlese und Compilation sein will, mitbenützt erscheinen. Beim Niederschreiben desselben habe ich jezt neu auch zu Rathe gezogen die Hefte 5 und 6/7 im II. Jahrgang der Zeitschrift der Leo-Gesellschaft „Die Cultur“ mit ihrem Artikel „Neue Wendungen in der Leichenverbrennungsfrage“ von Prof. Dr. S w o b o d a.

Aus der Parteiliteratur der Freunde der Feuerbestattung, die ich auch vielfach eingesehen, seien als besonders beachtenswert angeführt: deren Zeitschrift „Phönix“ (Schriftleitung: Wien, VII., Siebensterngasse 16); „Ein Wort zur Aufklärung über die Feuerbestattung“, herausgegeben vom Verein „Die Flamme“; Dr. Julius Kratter: „Über die Schicksale der Leichen im Erdgrabe“; Dr. Bradenhoeft: „Die Zulassung der Feuerbestattung, eine Consequenz des Rechtes und ein Gebot der Toleranz“; Freih. v. Engerth: „Fortschritte der Feuerbestattung in Deutschland“; Sanitätsrath Dr. Alber: „Die Feuerbestattung, eine Forderung der Hygiene“; endlich auch v. Doblhoff: „Crematorien und Columbarien der Neuzeit“.

Man hat diese Frage eine brennende genannt und mit Recht, denn sie wird geschürt mit viel überflüssiger Hitze — hüben und drüben. Es hätte niemand dafür oder dagegen sich aufgeregt, wenn nicht die Art und Weise ihrer Behandlung dazu geführt hätte. Eine Nothwendigkeit aber ließe sich ruhig und am besten sachlich erörtern. Indessen ist sie auch an und für sich deshalb eine brennende, da sie immer wieder aufgeworfen wird und einer Lösung bedarf. Es fragt sich nur, ob sie auch von Seite eines Nicht-Mediciners behandelt und erörtert werden darf?

Wäre die Frage eine rein medicinische, so müßte man dies verneinen und ich würde besser thun, die Feder hinzulegen und die Sache, die ich hier angefangen, fein bleiben zu lassen. Allein sie ist keine ausschließlich fachwissenschaftliche, sondern eine allgemeine, eine gesellschaftliche. Es ist eine der Fragen, deren Behandlung gerade dadurch leidet, daß man sie aus dem allgemeinen Gefüge, in dem sie steht, herausreißt und von einem einseitigen Fachstandpunkt aus betrachtet.

Die fachwissenschaftlichen Einzelergebnisse müssen allerdings gewürdigt werden; aber andere Erwägungen dürfen nicht einfach ignoriert und bei Seite geschoben werden. Vor Allem haben wir für unseren Gegenstand zunächst schon das Zeugnis der Geschichte zu Rathe zu ziehen!

In den Zeiten des Alterthums war die Bestattung der Todten je nach den verschiedenen Rassen und Stämmen der Völker eine sehr mannigfaltige, auch wenn von den unwesentlichen Formen und Umständen der Leichenverbrennung ganz abgesehen wird. Die Reiterstämme der Mongolen und Tartaren z. B. bestatteten ihre Todten auf ebener Erde und führten alsdann aus Steinen und Erde gebildete Hügel, sogenannte Kurgane und Mogili's, über ihnen auf, deren Höhe zuweilen 40 Meter und noch darüber beträgt. Die Völker der indogermanischen Sprachfamilie, z. B. die Kelten, Griechen, Römer, Germanen und Gallier, setzten die Leichen in Erdgräben bei, bald mit, bald ohne Anwendung von Särgen, und errichteten dann Steindenkmäler darüber, die Kelten z. B. in der Form eines sogenannten Dolmen, d. i. eines Steintisches oder Steinkreises, die Römer in der Form eines mit einer Inschrift versehenen Grabsteines. Die semitischen Völkerschaften, unter welchen besonders die Hebräer und Etrusker zu nennen sind, begruben ihre Todten bald in Gräben, bald in natürlichen oder künstlichen Höhlen, welche letztere wieder entweder vereinzelt oder nach Weise einer Nekropole oder Todtenstadt angelegt waren. Die Egypter und Nubier endlich balsamierten die Todten ein, um sie in unterirdischen Gräben und Labyrinthen als Mumien dauernd aufzubewahren.

Von all den verschiedenen Weisen der Todtenbestattung ist im Wandel der Zeiten und Sitten seit ungefähr zweitausend Jahren nur das Begraben der unversehrten Leichen übrig geblieben. Die civilisirten

Völker der alten und neuen Welt, gleichviel zu welcher Religion sie sich bekennen, Christen und Juden, Mohamedaner, Buddhisten und Chinesen, sie alle begraben heutigen Tages ihre Todten; auch bei den uncultivierten Negern Afrikas und den Rothhäuten Amerikas ist dies der Fall, ja selbst die Hindus, bei denen, wie bei einigen kleinen Stämmen im Himalajah und an der Grenze von Birma, die Leichenverbrennung sich bis in die neueste Zeit hinein erhalten hat, fangen allmählich an, die Leichenbeerdigung auch für ihre höheren Volkstasten, für die Brahmanen und Krieger, einzuführen. Wenn man nun annimmt, daß die Cultur und Civilisation, sie im allgemeinen, d. i. ohne Rücksicht auf ihren jedesmaligen Träger betrachtet, im Laufe der Jahrhunderte fortschreitet, und daß die ungetheilte Ausbreitung einer Sitte auf deren Zweckmäßigkeit schließen läßt, was beides wohl niemand im Ernste bestreiten wird, so ist nach dem Zeugnis der Geschichte die Leichenbeerdigung sowohl die zweckmäßigste als die einer gebildeten Nation würdigste Bestattung der Todten.

Troydem ist in neuerer Zeit innerhalb gebildeter Nationen wiederholt der Versuch gemacht worden, die Leichenbeerdigung auf dem ganzen Erdenrund abzuschaffen und sie durch die Leichenverbrennung zu ersetzen. Wenn man aber von einer nahezu schon zweitausendjährigen Übung, die in den Tiefen des menschlichen Gemüthes zu wurzeln scheint, abweichen will, dann müssen bestimmte gewichtige Gründe dazu drängen, muß eine gebieterische Nothwendigkeit dazu vorliegen. Wir werden diese Gründe noch im Nachfolgenden alle kennen lernen und auf ihren Wert prüfen; zuvor aber wollen wir aus der Vorgeschichte der heutigen Leichenverbrennungsbewegung wenigstens die wichtigsten Daten uns vergegenwärtigen.

Der erste Versuch einer Einführung der Leichenverbrennung in neuerer Zeit wurde in Frankreich zur Zeit der französischen Revolution gemacht, damals also, als ja auch so manche andere heidnische Gebräuche repristinirt werden sollten. Schon arbeitete man an einer sich darauf beziehenden Gesetzesvorlage; doch blieb es bei der alten christlichen Sitte, weil Napoleon der geplanten Neuerung keinen Geschmack abgewinnen konnte. Von jener Zeit an ruhte die abenteuerliche Idee bis in die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts. Da tauchte sie auf einmal in mehreren Städten Europas zugleich auf, unter anderen auch in Berlin, wo J. Grimm im Jahre 1849 in der Akademie der Wissenschaften das System der Leichenverbrennung empfahl und in Vorschlag brachte. Allein auch jetzt wollte die Idee noch nicht recht zünden. Dafür bemächtigte sich derselben nochmals die Tagespresse, hauptsächlich hygienische Gründe in allen möglichen Variationen geltend machend, was zur Folge hatte, daß die Frage: ob die menschlichen Leiber, statt sie der Erde zur Ver-

wesung zu übergeben, nicht besser und vernünftiger dem Feuer zum Verbrennen überwiesen werden sollten, namentlich in den Siebziger-Jahren die öffentliche Meinung in ziemlich hohem Grade zu beschäftigen anfieng.

Es bildeten sich in mehreren größeren Städten eigene Vereine, welche für die Verbrennung der Leichen fortgesetzt Propaganda zu machen bestrebt waren. Auch Leichenverbrennungsanstalten oder Crematorien entstanden in einigen dieser Städte, um die Theorie praktisch zu verwirklichen. Italien war das erste Land, wo eine Feuerbestattung stattfand. Es war im Jahre 1876 am 22. Jänner, und zwar zu Mailand, woselbst in dem Ofen nach dem System Polli-Clericetti, welchen Herr Albert Keller aus Zürich erbaut und der Stadt testamentarisch vermacht hatte, die Leiche des eben genannten Erbauers als die erste in einem Crematorium verbrannt wurde. Bald darnach wurden auch in anderen Orten solche Verbrennungsöfen errichtet, unter anderen in London, 1878 in Gotha, später in Paris und Kairo, 1893 in Hamburg und das Jahr vorher auch in Heidelberg, nach Art eines griechischen Tempels, während das Hamburger Crematorium in seinen äußeren Formen den byzantinisch-romanischen Baustil bekundet: der Schlot ist da theilweise im Thurme verkleidet.

Zum Leidwesen der genannten Vereine war jedoch die neue Leichenbestattungsart sogleich auf vielseitige und große Hindernisse gestoßen. Der gesunde, natürliche Sinn des Volkes fand daran nirgends Geschmack. Die Zahl der Leichen, die der Verbrennung überliefert wurden, war eine sehr geringe. Wo die Vereine, manchmal unter der Protection von hochgestellten und einflussreichen Persönlichkeiten, sich an die Regierungen wandten, um die staatliche Genehmigung zu erhalten, sahen sie ihre Bemühungen erfolglos. Die Regierungen und Volksvertretungen mußten der Volksstimmung Rechnung tragen und beschieden die vorgelegten Gesuche um Zulassung der Leichenverbrennung bis auf wenige Ausnahmen zumeist abweislich.

Das Wiederauftreten der Cholera in Hamburg und in einigen anderen Orten und Städten im Jahre 1892 kam diesen Vereinen insofern nicht ungelegen, als ihnen die Gelegenheit geboten schien, die Frage der Leichenverbrennung neuerdings auf die Tagesordnung zu setzen. Wirklich blieb die Agitation nicht ganz ohne Erfolg; denn es wurden, wie schon oben gesagt, 1892 in Heidelberg und 1893 in Hamburg zwei neue Crematorien erbaut und in Benützung genommen. Verblüffend und bedeutungsvoll aber ist es, daß in allerjüngster Zeit in dem streng katholischen Spanien die Feuerbestattung durch eine königliche Verfügung vom 3. August des Vorjahres 1901 gesetzlich zugelassen worden ist, weil nach dem Wortlaute eben erwähnter Verfügung der



Königin-Regentin von Spanien „die Erbauung von Crematorien von wahrer Nothwendigkeit ist aus vielen hygienischen Gründen, die aufzuzählen nicht nöthig ist, weil sie allgemein bekannt sind.“ Wenn dagegen Oesterreich ebenso gut wie Preußen und die Mehrzahl der deutschen Staaten bisher wenigstens sich ablehnend verhalten und die gemachten Eingaben der Freunde der Feuerbestattung immer wieder zurückgewiesen haben, so hatten und haben sie dazu jedenfalls die gewichtigsten Gründe, und erklärt sich deren bisher ablehrende Haltung nicht einzig und allein aus der Rücksichtnahme auf die Kirche, die in der Feuerbestattung eine „Berletzung der altchristlichen Sitte“ erblickt und „ein Uergerniß in der Bolke“. Mit diesen hier in Frage stehenden Gründen wollen wir nachstehend uns beschäftigen, zumal sie keineswegs so allgemein bekannt sein dürften, und wollen im Folgenden ebensowohl die Gründe für wie gegen die Leichenverbrennung des Näheren prüfen und erörtern, soweit sie von ernster Natur sind und wissenschaftliches Gepräge an sich tragen.

Es gibt nämlich auch Motive, die unmöglich ernst genommen werden können, wemgleich sie der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt bleiben sollen. So behaupten manche Sonderlinge und Schwärmer, daß die Verbrennung der Leichen ästhetisch schöner sei als das Erdgrab mit seinen nagenden Würmern und bleichenden Gebeinen; sie sei eine dem Gefühl wohlthuende Sache, denn rasch verdampfe der Leib in den offenen, freien Äther, unsichtbar senken die Stoffe, aus denen die Natur ihn bildete, auf Acker und Wiese sich hinab, um wahr und wesentlich, und nicht bloß symbolisch, in Baumblatt und Blüte aufzuerstehen. Andere meinen, es entspreche der Schönheit des menschlichen Leibes, durch das reine, läuternde Feuer zerstört zu werden; noch andere träumen davon, daß die Leiche aus dem Verbrennungsofen gleich dem Vogel Phönix aus der Flamme in die Höhe steige, und wieder andere schlagen vor, die Asche der verbrannten Leiche einer theueren Person mit der Erde des Blumentopfes zu mischen und dann Pflanzen und Blumen hineinzusetzen, um auf diese Weise die Substanz des Todten gewissermaßen zu sehen und zu riechen.

Das solche und ähnliche Gefühlsduseleien nicht ins Gewicht fallen und ausschlaggebend sein können, ist für jedermann einleuchtend. Anders steht es mit den Gründen wissenschaftlicher Natur und die hergenommen werden: 1. vom Gebiete der Nationalökonomie oder Volkswirtschaft, 2. von dem der Hygiene oder öffentlichen Gesundheitspflege, endlich 3. von dem des Rechtes und der Gewissensfreiheit. Solche Gründe sind einer ernstern Prüfung wohl wert, da sie überall, wo man schon die Feuerbestattung zugelassen hat, bei den maßgebenden Kreisen, Behörden und Ämtern von bestimmendem Einfluß waren, anderwärts aber werden wollen, um wenigstens die facultative Leichenverbrennung auf dem ganzen Erdenrunde zu erzielen.

Vom Standpunkt der Nationalökonomie wird zu Gunsten der Leichenverbrennung hauptsächlich folgendes Moment geltend gemacht und gesagt: durch die Beerdigung der Todten, welche überall die Anlage eines Kirch- oder Friedhofes nöthig macht, schädige man das Communal-Vermögen in hohem Maße und zwar schon einmal dadurch, daß man dem Ackerbau der Gemeinden für immer einen großen Theil des bebaubaren Landes entziehe, was beim System der Feuerbestattung gänzlich vermieden werde.

Nun ist es allerdings richtig, daß durch die Anlage eines der Seelenzahl der betreffenden Gemeinde entsprechenden Friedhofes ein größeres oder kleineres Stück Land dem Ackerbau entzogen und für diesen wertlos gemacht wird. Allein der Flächenraum, den der Kirchhof einer Gemeinde einnimmt, ist im Verhältnisse zu ihrer ganzen Gemarkung nur sehr klein und unbedeutend, damit aber auch sehr gering und nahezu minimal das Capital, welches dem Gemeindevermögen durch Anlage eines Kirchhofes verloren geht, beziehungsweise unproductiv gemacht wird. Nach genauesten Berechnungen, die gemacht worden sind, verliert jeder Bewohner eines Ortes durch die Anlage der Friedhöfe ein- für allemal ein Stückchen Land im Werte von, sage und schreibe: 25 bis 80 Heller!

Wie ganz anders summieren sich die Verluste an Grundstücken und barem Gelde bei dem System der Leichenverbrennung! Es soll ja, nach dem Vorschlag der Freunde und Anhänger derselben, die Leichenasche mit dem übrigbleibenden Knochenpulver aus dem Verbrennungsofen sorgfältig gesammelt und in Töpfen oder Urnen aufbewahrt werden, wozu aber Urnenhöfe und Urnentempel nach Art der unterirdischen Columbarien der alten Römer angelegt werden müßten! Damit aber kehren einfach wieder die bisherigen Kirchhöfe in der Gestalt von Urnenhöfen oder Columbarien und geht das Terrain, welches man durch Beseitigung unserer Friedhöfe und der bisher üblichen Leichenbeerdigung den Gemeinden zurück-erstattet will, für sie auf anderem Wege wieder verloren. Indessen ist das noch lange nicht alles. Die Gemeinden würden im Lauf der Zeit noch mehr einbüßen; denn während die einzelnen Grundflächen eines Friedhofes nach einem größeren oder kleineren Cyklus von Jahren zur Beerdigung von neuem benützt werden können und infolgedessen, falls die Bevölkerung des Ortes nicht wesentlich zunimmt, niemals vergrößert zu werden brauchen, müßten die Urnenhöfe und Tempel, worin die Urnen mit den unzerstörbaren Leichenaschen aufgestellt werden sollen, mit dem Zunehmen der Jahre auch immer mehr zunehmen und ausgedehnt werden.

Zu diesen wachsenden Verlusten an Grundstücken kämen aber für jede Gemeinde auch noch die baren Auslagen. Zunächst würden solche Auslagen für die Erbauung und Einrichtung eines Urnentempels nöthig

werden, der nach der schätzenswerten und sehr löblichen Forderung der Freunde der Feuerbestattung jedesmal und allerorten ein monumentalartiges Gepräge tragen soll. Zu diesen Auslagen, welche schon an sich groß genug sind, kämen sodann die viel größeren Kosten für den Bau eines VerbrennungsOfens, dessen Preis je nach Größe und Construction zwischen 16.000 und 480.000 Mark, beziehungsweise Kronen variiert. Nachdem aber jeder Verbrennungsprocess, selbst in den Öfen von vollkommenster Construction, ungefähr zwei Stunden dauert, so hätte man z. B. in einer großen Stadt oder für einen Complex kleinerer Ortschaften, worin durchschnittlich 24 Personen täglich sterben, zum mindesten vier Öfen nöthig! Es würde aber auch die Anlage eines Reserveofens nothwendig sein, welcher angeschafft werden müßte, um für den Fall, daß einer der anderen regelmäßig functionierenden Öfen plötzlich unbrauchbar würde, der dadurch eintretenden Störung und Unterbrechung der Verbrennungsoperation vorzubeugen.

Dann darf auch die weitere namhafte Ausgabe nicht außeracht gelassen werden, die der Gemeinde aus der ärztlichen Obduction und chemischen Untersuchung der Leichen erwachsen würde, welche die gerichtliche Behörde voraussichtlich bei jeder Leiche, bevor diese dem VerbrennungsOfen übergeben werden dürfte, zu dem Zwecke anstellen ließe, damit ihr die etwaigen Spuren einer Vergiftung oder eines anderen Criminalverbrechens, dessen Opfer ein Mensch geworden, mit der Verbrennung seiner Leiche nicht auf immer verschwinden.

Wenn man somit die mit jedem Jahre sich mehrenden Verluste an Grundstücken, sowie die ganz enormen jährlichen Ausgaben, welche mit der allgemeinen Einführung der Leichenverbrennung für eine Gemeinde nothwendig verbunden sein würden, sich vergegenwärtigt und sie dann mit den verschwindend kleinen Einbußen an Land, sowie mit den ganz geringen Kosten vergleicht, welche einer Gemeinde durch die Anlage und Instandhaltung eines Friedhofes entstehen, so begreift man es leicht, wieso die Freunde der Feuerbestattung in neuerer Zeit für ihre Zwecke und Ziele nicht mehr nationalökonomische Gründe ins Treffen führen.

Früher haben sie unter diesem Gesichtspunkt mit Vorliebe auch geltend gemacht, daß die Begrabung der Todten dem Ackerland und damit zugleich dem Vermögen der Gemeinde in landwirtschaftlicher Beziehung angeblich großen Nachtheil verursache; durch die Begrabung der Leichen nämlich, hatte man behauptet, werden die in ihnen enthaltenen Phosphate und andere Substanzen, welche für die Vegetation der Pflanzen äußerst wichtig, ja unentbehrlich sind, sämmtlich an eine bestimmte Stelle der Gemarkung einer Gemeinde festgebannt, so daß in Feld, Wald und Wiese durch den jährlichen Verbrauch allmählich eine Verarmung an solchen Stoffen eintritt und über der Pflanzenwelt nach und nach eine

bedrohliche Gefahr sich zusammenzieht, während die Verbrennung der Leichen jene Substanzen innerhalb weniger Stunden frei mache und sie dem beständigen Kreislaufe zwischen dem Reich des Anorganischen und Organischen sofort übergebe.

Was soll man darauf sagen und entgegnen? Wohl zunächst, daß gerade das Gegentheil von obiger Behauptung wahr ist, wie dies aus jedem Handbuch der „Chemie im Dienste der Landwirtschaft“ zur Genüge erhellt. Das aus der Leiche sich absondernde Wasser sicker allmählich in den Boden und vermischt sich mit dem Grundwasser, um mit diesem bald hier bald dort an die Oberfläche zu gelangen oder aber es tränkt das die Leiche umgebende Erdreich, woraus Pflanzen und Myriaden von niederen Thierorganismen ihre Nahrung schöpfen. Die gasförmigen Substanzen, welche sich bei der Verwesung der Leiche entwickeln, dringen entweder zufolge ihrer Leichtigkeit unverändert durch die porösen Schichten der Erde hindurch in die Atmosphäre, um sich darin zu verflüchtigen, oder aber sie werden auf ihrem Wege dahin zerlegt und von dem Boden absorbiert, indem sie mit den darin enthaltenen Stoffen chemische Verbindungen eingehen. Was endlich das dritte Endproduct bei dem Verwesungsproceß einer Leiche, die festen Substanzen, zumeist verschiedene Kalksalze betrifft, so lösen sich dieselben bald schneller, bald langsamer, wie zum Beispiel der phosphorsaure Kalk der Knochen, unter der Erde auf, um dann durch das in den Boden von oben her eindringende Wasser dem Grundwasser zugeführt und von diesem nach allen Seiten hin weiter verbreitet zu werden. Obgleich langsamer als beim Verbrennen, so werden trotzdem die Stoffe, woraus der menschliche Körper zusammengesetzt ist, nach vollständiger Verwesung der Leiche, der Natur und ihrem Haushalte sämmtlich zurückgegeben und bezahlt der Mensch insoferne der Natur wohl seinen vollen Tribut. Überdies dürfte die Rückerstattung der im menschlichen Körper enthaltenen anorganischen Substanzen an die Natur durch die langsame und spontane Verwesung des Leichnams im Schoße des Grabes gegenüber der schnellen und gewaltsamen bei der Leichenverbrennung dem Wachsthum der Pflanzen und Thiere zuträglicher und den Bedürfnissen des Ackerbaues angepaßter sein, da im umgekehrten Falle der sachkundige Landwirt den animalischen Dünger, womit er seine Äcker, Wiesen und Weinberge verbessern will, wohl auch vorerst noch zur Asche verbrennen müßte, was aber bislang noch niemandem in den Sinn gekommen ist. — Die aus national-ökonomischen Gründen aufgestellten Argumente zu Gunsten der Leichenverbrennung stehen also auf sehr schwachen Füßen, ja sind geradezu unrichtig und falsch; überdies aber zeigen sie, wie hoch man mitunter den Wert des Menschen anschlägt, wenn man dessen Leichnam nur als Düngemittel für die Landwirtschaft in Betracht zieht und gar nicht daran

denkt, daß in dem jetzt todten Körper vorher eine geistige und unsterbliche Seele gewohnt hat und eben damit der Leib des Menschen, obgleich aus den rohen Stoffen der anorganischen Natur bestehend, eine besondere Weihe und Würde empfangen hat, der man auch nach dem Tode noch Rechnung tragen soll.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun jenen Gründen zu, mit welchen man vom Standpunkt der Hygiene oder öffentlichen Gesundheitspflege das System der Leichenverbrennung zu vertheidigen und zu empfehlen sucht. Es sind das Gründe, welche auf den ersten Blick etwas außerordentlich Bestechendes haben und darum auch diejenigen, welche nicht näher prüfen oder zu prüfen nicht in der Lage sind, ohne weiters für sich einnehmen, welche aber unseres Erachtens trotzdem nichts weniger als stichhältig sind. Man behauptet nämlich, daß die Friedhöfe fortdauernde Herde epidemischer und ansteckender Krankheiten, daher die Gesundheit der Lebenden fort und fort gefährdend seien, und zwar einerseits durch die schädlichen Gase und Miasmen, die sie in die Atmosphäre aushauchen, andererseits durch die fauligen Substanzen, womit sie das Grundwasser und damit dann auch das Wasser in den Trinkbrunnen inficieren, wogegen die Einführung der Leichenverbrennung diese aus den Friedhöfen resultierende große Gefahr für den allgemeinen Gesundheitszustand gründlich und einfach beseitigen würde.

Um die Friedhöfe als gefährliche Ausgangspunkte epidemischer und contagiöser Krankheiten beim Volke in rechten Mißcredit zu bringen, beruft man sich auf Thatsachen und erzählt den Leuten wahre Schaudergeschichten von plötzlichen Erkrankungen und Todesfällen, welche beim Öffnen von Gräbern und Grüften angeblich sich zugetragen haben.

Bei den letzteren sind Miasmen und Ansteckung allerdings möglich und nicht ausgeschlossen, da Grüfte eben etwas ganz anderes sind als die regulären Gräber in der Erde; wenn und wo immer bei diesen, den Erdgräbern, die in Frage stehenden Thatsachen constatirt und behauptet wurden oder werden, dann beziehen sich dieselben gewiß stets nur auf nicht rationell angelegte und behandelte Friedhöfe oder auf verhältnismäßig junge Gräber, welche ohne die nöthige Vorsicht geöffnet wurden, auch kamen dabei keine epidemischen oder contagiösen Krankheiten zum Ausbruch, es handelte sich vielmehr zumeist nur um vereinzelte Fälle von Erstickung durch Kohlensäure oder Stickstoff, wie solche ja sehr leicht auch dann passieren, wenn jemand in einen Keller hinabsteigt, worin junger Wein in Gährung begriffen ist. Jeden Herbst berichten die Zeitungen, daß in weinbautreibenden Gegenden durch Betreten der Keller mit gährendem Most Personen erstickten; wird man deshalb den Weinbau abschaffen? Auch plagen bei strenger Kälte gerne Gasröhren und haben Unglücksfälle durch das ausströmende Gas zur Folge. Der

Argumentation der Anhänger der Leichenverbrennung gemäß müßte die Gasbeleuchtung abgeschafft werden. Gibt es irgend eine Cultureinrichtung, die nicht auch ihre Schattenseiten hat? Hat die gewaltige Umgestaltung unseres Erwerbslebens durch Industrie und Maschine nicht zahlreiche Opfer und Unglücksfälle zu verzeichnen, sogar in dem Maße, daß man Unfallversicherungen für nöthig hält und einführen mußte?

Daß in einer ummauerten festverschlossenen Gruft sich Gase anhäufen und lästig fallen können, ist selbstverständlich. Dazu bedarf es nicht einmal einer Leiche noch einer Gruft. Man kann sich schon in engen, dumpfigen Wohnzimmern einen Ekel und als Folge davon eine Krankheit holen; aber daß die Luft über einem vorschriftsmäßig gehaltenen Friedhof auch nur im geringsten nachtheilig sei, ist pure Gespensterfurcht. Die gasförmigen Körper, welche sich bei der Verwesung bilden, bestehen der größeren Masse nach aus Kohlensäure und Ammoniak. Die mindere Oxydationsstufe der Kohle, das Kohlenoxyd, kommt nicht oder nur in ganz unbedeutenden Mengen vor. Außerdem können sich noch manche minder oxydierte, gasförmig zusammengesetzte Körper bilden, flüchtige Fettsäuren, Schwefel und Wasserstoffverbindungen, zusammengesetzte, stickstoffhaltige Körper, welche sich durch ihren üblen Geruch bemerkbar machen, aber an der Luft rasch oxydiert und zerspalten werden. Keines dieser Gase ist an und für sich giftig. Durch die über dem Grabe geschichtete Erde können sie nur in minimalen Quantitäten an die Atmosphäre gelangen, wo sie rasch durch die Luft diffundiert, in andere Verbindungen gebracht und chemisch gebunden werden. Ein weiterer flüchtiger Körper, Ammoniak, der sich bei der feuchten Fäulnis entwickelt, wird größtentheils in der Erde zurückgehalten und in Salpetersäure umgesetzt. Sicherlich gelangt von ihm nur sehr wenig in die Atmosphäre, von der er ja übrigens einen normalen Bestandtheil ausmacht.

Die Miasmen, d. i. Faulgase und Faulstoffe, gleichviel ob sie aus einem Friedhose oder aus einem andern Terrain ausströmen, sind überhaupt nicht ansteckend, ja im allgemeinen nicht einmal der Gesundheit nachtheilig, obgleich man freilich sehr geneigt ist, gerade in ihnen die Quelle für epidemische und contagiose Krankheiten zu erblicken. Viele Menschen sind genöthigt, faule Gase, welche aus der Zersetzung animalischer Substanzen hervorgehen, in sehr concentrirter Form einzuathmen, ohne befürchten zu müssen, daß sie damit den Keim von Krankheiten in sich aufnehmen. Wenn z. B. ein fleißiger Student der Medicin seine anatomischen Studien betreibt und sein Examenpräparat anfertigt, sitzt er wochenlang von Anbruch bis zu Ende des Tages an einer halbfaulen Leiche und zwar in einem Saale, wo noch viele andere mit gleicher Arbeit beschäftigt sind; er athmet die widerlich riechende Luft ein, seine Kleider und Haare werden von derselben so durchtränkt, daß man ihn

während der Zeit seiner anatomischen Studien mit Recht nicht duldet in seiner gewöhnlichen Tischgesellschaft, aber er bleibt gesund und wohl, ebenso wie der Anatomie-Professor und -Diener, welche Jahr aus und Jahr ein Monate hindurch die concentrirtesten Leichenfaulgase einathmen müssen. In der Anschauung des Volkes ist man deshalb mit allem Rechte so weit entfernt, die Kirchhofsluft irgendwie für gesundheitschädlich zu halten, daß vielfach der Friedhof und der Weg dahin als der liebste Spaziergang betrachtet und zur Stärkung der Gesundheit benutzt wird.

Verbreiteter dagegen sind die Befürchtungen vor Verunreinigung des Wassers durch die Verwesungsstoffe der Friedhöfe. Verbreiteter, aber nicht begründeter, wenn auch ein natürliches Gefühl vor Benützung des Wassers aus einem Friedhofsbrunnen zum Trinken manchen abschrecken mag. Es ist ja gewiß nicht zu leugnen, daß von den Zersetzungsgproducten und Fäulnisstoffen, welche aus einer verwesenden Leiche herkommen und gewöhnlich von der Erde selbst desinficiert werden, ein Theil durch die Schichten der Erde hindurch bis ins Grundwasser sickern, um dann von diesem nach den verschiedenen Seiten hin weiter geleitet und somit dann auch benachbarten Trinkbrunnen zugeführt zu werden. Unter Bezugnahme auf diese unleugbare Thatsache ist es wohl ein leichtes, Personen, welche nicht Veranlassung oder Gelegenheit gehabt haben, über diesen Gegenstand sich Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln und klare, richtige Vorstellungen sich zu bilden, glaubhaft zu machen, daß das Wasser aus den Brunnen in der Nähe eines Friedhofes, in welchem Leichen an Leichen gelegt sind, sehr mit Fäulnisstoffen überladen und infolge dessen gesundheitschädlich sein müßte. Dem ist aber nicht so. An und für sich müßte allerdings die Ablagerung von Verwesungsstoffen im Boden bedenkenregend sein, wenn eben nicht Boden und Wasser zwei wunderbare Eigenschaften hätten. Wie manchen Thieren im Haushalt der Natur eine Art Sanitätspolizei zugewiesen zu sein scheint, so helfen auch Boden und Wasser in emsigem Wettbetrieb geschäftig mit, gesundheitschädliche Stoffe zu beseitigen. Es ist die Selbstreinigung der Gewässer, der man erst in neuerer Zeit größere Beachtung zu schenken angefangen hat. Unter Zutritt von Sauerstoff vermag nämlich mit organischen Stoffen verunreinigtes Wasser sich innerhalb kürzerer oder längerer Frist selbst wieder zu reinigen. Durch Oxidation werden die schädlichen Stoffe in weniger schädliche, diese in unschädliche verwandelt. Es entsteht z. B. aus dem Stickstoffe der organischen Substanz Salpetersäure, die Kohlenstoffe der organischen Verbindungen verbrennen theilweise zu Kohlenensäure oder es entstehen Kohlenwasserstoffe. Der Boden aber besitzt eine geradezu erstaunliche Fähigkeit, Verwesungsstoffe zu absorbieren und zu verarbeiten. Er wirkt auf schmutziges Wasser wie ein großer Filter, die schmutzigen Bestandtheile hält er zurück, das klare Wasser entläßt er. Durch einen

einfachen Versuch kann sich jeder leicht von dieser unschätzbaren Eigenschaft überzeugen. Man fülle einen Trichter mit loserer, trockener Erde, gieße darauf eine mäßige Quantität schmutzigen, stinkigen Wassers, — der Trichterröhre wird klares, geruchloses Wasser entweichen.

Nebst der Selbstreinigung der Gewässer kommt aber hier auch noch der Umstand in Betracht, daß die hier in Frage stehenden fauligen Stoffe und Substanzen, an sich freilich der Gesundheit zweifelsohne schädlich, auch in Trinkbrunnen vorkommen, welche mit einem Friedhofe in gar keiner Verbindung stehen und deren Wasser für ganz unschädlich gehalten wird, und zwar oft genug in viel bedeutenderer Menge, als je in einem Friedhofsbrunnen zu entdecken ist. Dies ist besonders bei solchen Brunnen der Fall, die sich inmitten stark bevölkerter Ortschaften befinden, weshalb man, ohne die Wahrheit im mindesten zu verletzen, sagen darf, daß für diese Ortschaften der Friedhofsbrunnen verhältnismäßig noch das beste Wasser liefert.

Diese vielfach beglaubigte Thatsache ist aber auch leicht erklärlich, wenn man an den Umstand denkt, daß die Quantität fäulnisfähiger Substanzen, welche mit den Menschenleichen in die Erde gebracht werden, äußerst gering ist gegenüber der Unmasse fäkaler Stoffe, welche Menschen und Thiere tagtäglich der Erde überantworten. Wenn man z. B. annimmt, daß das mittlere Gewicht eines erwachsenen Menschen 65 Kilogramm beträgt und daß er täglich  $1\frac{1}{2}$  Kilogramm Nahrung durchschnittlich zu sich nimmt, so muß er, soll er anders sein Volumen so ziemlich beibehalten, das Gewicht seines Körpers in fäulnisfähigen Producten einmal in circa sechs Wochen an die Erde zurückerstatten, im Jahre also ungefähr neunmal und in einem Leben von 50 Jahren ungefähr 400mal. Was will nun gegenüber dieser ungeheueren Masse putreszierender Substanzen, welche der Mensch in nächster Nähe seines täglichen Aufenthaltsortes der Erde zurückerstattet, die einmalige Übergabe seiner Leiche und der in ihr enthaltenen Fäulnisstoffe an den Schoß des Grabes besagen? Was erst, wenn man zu jenen aus dem menschlichen Körper täglich ausscheidenden Substanzen noch die täglichen Auswurfstoffe der lebenden Thiere, die Leichen der auf der Oberfläche der Erde verendeten Thiere, die Myriaden niederer Organismen, welche in der Erde leben und zugrunde gehen, den Spülisch und Abfall so vieler Millionen von Küchen rechnet? Und dann, wenn die Beerdigung der Todten so gesundheitschädlich wäre, wie man es auszumalen pflegt, wäre es dann nicht auch die Düngung der Äcker? Hebt der Landwirt organische Verwesungsstoffe nicht sorgfältig den Winter über in seiner Hofraithe auf, um sie im Frühjahr als Dung zu verwenden? Indem man das Wasser, vorwiegend durch die Verwesungsstoffe der Friedhöfe verunreinigt, als Krankheitsquelle beschuldigt, liegt eine Übertreibung



vor, und wäre die Einführung der Feuerbestattung an Stelle des Bettens der Todten zur Erde aus diesem hygienischen Grunde wohl nicht genügend gerechtfertigt.

Ihre Freunde und Anhänger lassen aber nicht locker; sie ziehen zwischen diesen beiden Bestattungsarten eine Parallele und behaupten, daß die Cremation wenigstens in ästhetischer Beziehung manches voraus habe vor der Beerdigung, indem sie auf die Entstellungen hinwiesen, denen die in der Erde verwesenden Körper unterliegen. Allein es ist doch etwas ganz verschiedenes, ob der Auflösungsproceß offen vor den Augen der Menschen oder diesen verborgen unter dem Rasen in der Erde vor sich gehe, ob ohne Zuthun der Menschen der Körper nach den Gesetzen der Natur zerfällt oder ob er mit Gewalt dem verzehrenden Elemente des Feuers überliefert und der verheerendsten Zerstörung preisgegeben wird. Auch der schimmernde Meeresspiegel birgt in seinen Tiefen schauerliche Abgründe und doch bietet die vom Sonnenlichte wie mit fließendem Golde übergossene Meeressfläche einen wunderbaren entzückenden Anblick. Der mit Rasen bedeckte und mit Blumen geschmückte Grabeshügel wirkt beruhigend auf das Auge, das vielleicht in Thränen darauf niederschaut.

Doch hievon ganz abgesehen, bietet ja nach Aussage von Augenzeugen der Verbrennungsproceß auch ein Schauspiel von solcher Art, daß es an Widerwärtigkeit kaum seinesgleichen hat. Darum ist auch die Beobachtung dieses Processes von einer eigenen Erlaubnis der Stadtbehörde abhängig, die nur selten und nicht jedermann erteilt wird, nicht einmal den nächsten Leidtragenden, sondern meist nur solchen Personen, welche an der Beobachtung ein wissenschaftliches oder technisches Interesse haben. In einem Momente, nachdem der Sarg in den Verbrennungsraum gebracht worden, zerfällt dieser mit dem Gewande der Leiche und der Leichnam liegt bloß da. Dieser erwacht nun scheinbar plötzlich gleichsam zum Leben, öffnet Augen und Mund, streckt Arme und Beine aus und geräth sofort während des heftigsten Siedens und Brodelns in Convulsionen, Streckungen und Krümmungen u., die jeden Augenblick wechseln, in Zustände, die alle Vorstellung und Beschreibung übertreffen, von denen das Auge mit Grauen und Entsetzen sich abwendet. Es ist dies alles auch leicht begreiflich. Man denke sich einen Körper, der noch vor wenigen Stunden oder Tagen voll Leben und Kraft war, der nun in zwei Stunden — denn so lange dauert die Verbrennung — zu einem Häufchen weißer Asche verbrannt wird.<sup>1)</sup> Es ist dies nicht anders möglich, als daß die ersten Stadien des Verbrennungsprocesses ganz außerordentlicher, entseßlicher, gräßlicher Natur sein müssen. Die ein

<sup>1)</sup> Die Verbrennung geschieht nicht unmittelbar durch das Feuer, sondern durch die im Ofen bis auf 1000 Grad Celsius erhitzte Luft.

solches Schauspiel schon gesehen haben, versichern, es sei unmöglich, daß jemand, der dies einmal mit angesehen hat, seinen Leib oder den eines seiner Angehörigen und Freunde diesem Verbrennungsproceß in einem Crematorium überliefern könne.

Wenn immer dieser „gewaltsame zweite Tod seines Leichnams“ nicht abschreckt, dem lassen wir ruhig seinen Willen, auf den sich übrigens die Freunde der Feuerbestattung neuestens mit Vorliebe berufen und daraufhin ihr angestrebtes Ziel, die Einführung der facultativen Leichenverbrennung, zu erreichen hoffen und zu dem Behufe mit aller Entschiedenheit die Rechtsfrage und die Gewissensfreiheit in den Vordergrund stellen. Sie sagen: nicht auf theologischem, sanitären oder finanziell-ökonomischem Gebiete liege die Entscheidung der Frage, sondern auf dem des Rechtes, so daß dort, wo das Gewissen Einzelner die Einäscherung verlangt, diese aber von der Regierungsgewalt nicht zugestanden ist oder wird, ein von der betreffenden Regierung begangener Einbruch in das Rechtsgebiet der Einzelnen, deren Gewissensfreiheit verletzt erscheint, vorliegt. Darum sei es nicht zu billigen, durch Bittschriften um Zulassung der Todteneinäscherung einzukommen, da letztere schon jetzt und von jeher jedermann als sein Recht zusteht, und sei infolge dessen auch überall, wo der Todteneinäscherung gesetz- und verfassungswidrige Hindernisse bereitet werden, einfach mit Klage, Rechtsverwahrung, Protest u. dgl. mehr vorzugehen.

Das alles hätte seine Richtigkeit, wenn das Selbstbestimmungsrecht von solcher Ausdehnung wäre, daß dem Einzelnen das uneingeschränkte Recht über seinen lebendigen Leib und seinen Leichnam zugestanden werden könnte. Ganz abgesehen davon, daß ein solch unumschränktes Recht die Gefahr involvieren möchte, auch Verfügungen treffen zu können, die für die öffentliche Sittlichkeit gefährlich und scandalös oder selbst lächerlich nur wären, wie dies z. B. ein testamentarisches Verlangen auf Conservierung des Leichnams in Meth oder Alkohol wäre, erscheint das ausgesprochene Princip auch in sich logisch falsch. Der Lebende hat, nach der gleichmäßigen Ansicht aller Juristen, über seinen Leib wohl ein wahres, aber kein volles und über seinen zukünftigen Leichnam überhaupt kein Eigenthumsrecht. Geld, Kleider, Möbel besitzen wir ja auch in einem ganz anderen Sinne als unsern Leib. Ich kann eine Münze, die ich aus meiner Tasche nehme, und wäre sie noch so kostbar, als Zielscheibe einer Pistolenkugel verwenden, darf aber mit derselben Kugel nicht ebenso willkürlich meine Stirn durchlöchern. Kant wirft dem Selbstmörder vor, daß er das Subject der Sittlichkeit und damit zugleich diese selbst vernichte, woraus sich von selbst ergibt, daß der moderne Staat ganz inconsequent handelt, wenn er das Mordattentat bestraft, den Selbstmordversuch aber ungeahndet läßt.

Aber selbst dann, wenn jemand bezweifelt, daß der Selbstmörder an sich ein schweres Unrecht begeht, so muß doch der spitzfindigste Logiker zugeben, daß der Lebende kein Eigenthumsrecht auf seinen Leichnam habe. Nehmen wir an, er hätte es bei der Geburt erworben, dann verliert er es aber doch sicher durch den Tod; erwerben durch den Tod aber ist unmöglich, weil darnach das Rechtssubject fehlt. Insoferne aber das Verfügungsrecht auf dem Eigenthumsrechte beruht, bezw. ein Theil desselben ist, existiert auch dieses bezüglich des Leichnams nicht. Freilich besteht ein unleugbarer Zusammenhang zwischen Leichnam und lebendem Leib, aber keine Identität der beiden, insbesondere nicht im juristischen Sinne, wo der Leichnam im Gegensatze zum Leib als „Sache“ bezeichnet wird. Darum kann der Lebende seine Grabstätte wählen, sein Grab als vollstes Eigenthum erwerben, nie erwirbt er aber seinen Leichnam, über den ihm also dann auch jedes Verfügungsrecht mangelt. Der Einzelne ist nur berechtigt, von den ihn Überlebenden zu fordern, daß seinem Leichnam irgend eine anständige Bestattungsform zutheil werde. Welche unter den verschiedenen historischen und denkbaren Formen zu wählen ist, bestimmt allein die Rücksicht auf die Allgemeinheit, und staatlich wird jene Bestattungsart zu wählen sein, welche den naturgemäßen Forderungen der Lebenden und den Bedingungen der Möglichkeit und Nützlichkeit am besten entspricht.<sup>1)</sup>

Vom einem Einbruch des Staates in ein vermeintliches Recht des Einzelnen kann also dem Gesagten zufolge keine Rede sein, und der Rechtsstandpunkt, auf den sich die Crematisten stellen zu sollen vermeinten, ist demnach nur eine scheinbar juristische Umprägung aller vor- und bisher schon ins Feld geführten Motive, auf die man wieder zurückkommen muß, wenn man die tiefere Begründung jenes vorgeblichen „Rechtes“ besonders bei den „öffentlichen Rücksichten“ sucht, und dann beginnt der Streit: ob Feuer- oder Erdbestattung? von neuem.

<sup>1)</sup> Diesbezüglich dürfte ein Aufsatz in Nr. 5 der „Allgemeinen Wiener medicinischen Zeitung“ vom 28. Jänner l. J., der mir soeben, da ich die Correctur vorliegender Arbeit besorge, zur Hand gekommen ist, von allgemeinem Interesse sein. In demselben wird nämlich von einer neuen, verbesserten Erdbestattungsmethode berichtet, die der Wiener Ingenieur H. D. Schmid in Vorschlag gebracht hat und von den Gemeinden Wien, Prag, Brünn und Graz bereits genehmigt und acceptiert worden sein soll. Dieselbe bezweckt an Stelle langsamer Fäulnis eine rasche Verwesung herbeizuführen und erreicht diesen Zweck durch Benützung eines einfachen, aus zwei Theilen bestehenden Sarg-Schirmes, welcher an den Seitenwänden mit zahlreichen Öffnungen versehen, bloß der Länge nach über den leichten, aus möglichst rasch verweslichem Materiale gefertigten Sarg gestülpt wird, so zwar, daß er immerhin den Druck der aufgeschütteten Erde übernimmt, ohne den Zutritt der zur raschen Vermoderung des Sarges und der zur leichteren Befegung des Leichnams von außen her benötigten Factoren, insbesondere der Luft, zu verhindern. Der Sarg-Schirm besteht aus leichtem und daher vollkommen rostbeständigem Eisenwellblech und ist an den beiden Stirnseiten offen, auch liegt er am Sarge nicht an, sondern wölbt sich über demselben derart, daß zwischen beiden ein ziemlich weiter Spielraum zum Zwecke besseren Luftzutrittes gelassen ist. Diese neue Bestattungsweise dürfte, falls sie sich bewährt, wohl allen Anforderungen einer rationellen Leichenbestattung gerecht werden, ohne das den Todten schuldige Pietätsgefühl irgendwie zu verletzen.

Für den Staat, den Hüter des öffentlichen Wohles und Rechtes, erhebt sich jedenfalls ein Hauptbedenken gegen die Leichenverbrennung vom Standpunkte der Gerechtigkeitspflege, ein Bedenken, das auch von den Freunden dieser Bestattungsart als berechtigt anerkannt wird. Gar nicht selten nämlich tritt der Fall ein, daß die Exhumierung einer Leiche zur Feststellung eines Verbrechens gegen das Leben nothwendig wird. Eine solche Exhumation macht aber die Verbrennung absolut unmöglich. Hier gibt es auch kein Auskunftsmittel. Man will zwar dieses Bedenken damit abschwächen, daß man sagt: Die Zahl der Verbrechen, deren Thäter durch die Verbrennung unentdeckt bliebe, sei verschwindend klein, und meint, durch geeignete Vorschriften, namentlich durch eine eingehende Todtenbeschau, könnte Gewähr geschaffen werden, daß absichtliche Verdunkelung des Thatbestandes, namentlich auch eines Giftmordes, ausgeschlossen würde. Eventuell könnte die Staatsregierung die Forderung stellen, daß bei jeder Leiche, welche der Feuerbestattung übergeben werden soll, vorher durch Obduction und Section die Todesursache erwiesen sein muß.

Allein einerseits leuchtet es ein, daß auch durch alle darauf bezüglichen Vorschriften mit ihren so lästigen, molestierenden und kostspieligen Umständlichkeiten ein geheimes Verbrechen nicht unbedingt sicher an das Tageslicht gebracht wird, ist anderseits doch auch der Kostenpunkt in Betracht zu ziehen. Wie hoch belaufen sich, abgesehen von den Kosten der Leichenverbrennung selbst, schon die Kosten einer Obduction allein! Welch eine schwierige Arbeit ist eine Section, bei der es sich um eine sichere Ermittlung der wirklichen Todesursache handelt! Wie gefährlich sind derartige chirurgische Operationen für das operierende ärztliche Personal, namentlich zur Zeit von Epidemien! Und dazu bedenke man, daß sie vielleicht in 99 Fällen von 100 ganz überflüssig und zwecklos wären; daß zur Zeit einer Epidemie, wenn durch die Feuerbestattung eine nennenswerte Entlastung des Beerdigungspersonals bewirkt werden sollte, diese Arbeiten in einem Grade sich mehren würden, daß sie ununterbrochen Tag und Nacht an mehreren Orten von einem sehr zahlreichen Personal fortgesetzt werden müßten. Wie hoch würden die Kosten für diese Operationen sich steigern und die Gefahren der Ansteckung für die dabei thätigen Personen! Kurz: dieser Vorschlag leidet nicht bloß an übermäßigem Kostenaufwand und übermäßiger, gefährlicher Arbeitsleistung, er ist zur Zeit einer Epidemie auch absolut unausführbar.

Zu all den schon genannten Bedenken gegen die Leichenverbrennung kommen des weiteren auch noch jene hinzu, die vom Standpunkte der Religion und kirchlicher Sitte dagegen sich erheben. Dieselben sind so ernster Natur, daß der ganzen katholischen Geistlichkeit die Vornahme von kirchlichen Functionen bei Leichenverbrennungen untersagt ist,

dass unseres Wissens auch der preußische Oberkirchenrath in Berlin den protestantischen Pastoren verboten hat, in den Trauerhäusern, aus denen Leichen zur Feuerbestattung nach Gotha, Hamburg, Heidelberg u. s. w. transportiert werden, amtlich zu fungieren; dass ebenso die evangelisch-lutherische Geistlichkeit von Seite des Landesconsistoriums im Königreiche Sachsen die Weisung erhalten hat, sie sei weder verpflichtet noch berechtigt, bei Feuerbestattungen seelsorgerisch sich zu betheiligen.

Für den katholischen Clerus ist das Decret des heiligen Officiums vom 19. Mai 1886 maßgebend, das die Bestätigung des Papstes erhalten hat. Dieses Decret verbietet: 1. einem Vereine für Leichenverbrennung als Mitglied beizutreten, 2. anzuordnen, dass der eigene Leib oder die Leiber anderer der Cremation übergeben werden sollen, 3. verbietet den Geistlichen jegliche Function bei der Verbrennung der Leiche eines solchen Verstorbenen, der seinen Leib für Verbrennung bestimmt hat.

Am 15. December desselben Jahres erfolgte dann von derselben Congregation die weitere Anweisung, dass die Vornahme der kirchlichen Gebete und Ceremonien im Sterbehaufe und in der Kirche, unter Vermeidung jeglichen Uergernisses, aber nicht vor oder in dem Crematorium, nur in dem Falle gestattet sei, wenn durch einen fremden Willen, ohne Wissen und Zustimmung eines in der Gemeinschaft und im Frieden mit der Kirche Dahingeshiedenen dessen Leiche der Cremation überliefert wird.

Für das angeführte Verbot und ihr ganzes Verhalten hat die Kirche die gewichtigsten Gründe, die sich auf die Bibel selbst zurückführen lassen. Da ist zunächst das Wort des Herrn zu Adam, dem Stammvater des Menschengeschlechtes: „Du bist Staub und sollst wieder zum Staube werden“ (1 Mos. 3, 19) — es heißt nicht: Du bist Asche &c. Dann haben wir das Beispiel unseres Herrn und Erlösers, der sich selbst beerdigen ließ und damit die im auserwählten Volke von Alters her übliche Beerdigung für alle Zeit geheiligt hat.

Die Kirche aber hat diese altherwürdige, auf das Wort Gottes gegründete, durch das Beispiel des Herrn geheiligte Sitte stets hochgehalten und beobachtet, obgleich die Leichenverbrennung im griechischen und römischen Heidenthume die allgemein übliche Bestattungsart war. Die unterirdische Todtenstadt in Rom, die Katakomben, geben heute noch Zeugnis von dem gewaltigen Kampfe, den es das Christenthum gekostet hat, um die Beerdigung seiner Bekenner dem heidnischen Gebrauche gegenüber aufrecht zu erhalten und durchzusetzen. Der ungeheure Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum erstreckte sich auch auf dieses Gebiet, galt auch der Bewahrung des menschlichen Leibes vor der gewaltsamen Zerstörung durch Verbrennung, galt auch seiner friedlichen Ruhe im Schoße der Erde.

Das aber muß ausdrücklich erwähnt und betont werden: Die Art der Todtenbestattung ist ganz unabhängig vom Glauben an die Auferstehung des Fleisches. Wie die Bestattung der Dahingeshiedenen mit dem Fortschritt der Zeiten eingerichtet wird, ist in erster Linie vom hygienisch-sanitären Standpunkt aus zu beurtheilen. Mit der enormen Zunahme der Bevölkerung wird eben vieles bedenklich, was es früher nicht war, wie andererseits die Leichenverbrennung durch den Fortschritt der Technik über manche Mängel hinauskommen wird, die sie gegenwärtig noch vielen anstößig machen. Im Interesse der gerichtlichen Untersuchung liegt allerdings eine Beerdigung, welche die Spuren eines Verbrechens möglichst lange erhält, allein das gibt kein Recht, um die Leichenverbrennung als etwas innerlich Unkirchliches zu bekämpfen. Die kirchliche Sitte und Sakung ist zu achten, denn sie will nichts anderes, als den christlichen Gebrauch der Beerdigung schützen und so lange als möglich forterhalten, aber unabänderlich ist solche kirchliche Sitte und Sakung keineswegs. Der Religion und der Kirche wird auch kein Dienst erwiesen, wenn man etwas, was vielleicht doch noch kommt, als unchristlich brandmarkt und im Namen des Christenthums bekämpft.

Wenn der Staat die Leichenverbrennung noch nicht genehmigt hat, warum soll just die Kirche anfangen, dies zu thun? Sie will mit ihren oberwähnten Sakungen gewiß nicht den Culturfortschritt irgendwie hemmen oder ihm hinderlich in den Weg treten; aber sie kann und darf nicht so ohneweiters die im christlichen Volks- und Gemeindebewusstsein festbegründete Sitte des Begräbnisses preisgeben. Diese durch neunzehn Jahrhunderte übliche und wohlbewährte Sitte entspricht der schriftgemäßen Auffassung des verstorbenen Leibes als eines Samenkornes, das in Gottes Acker einer fröhlichen Auferstehung entgegensieht, und bildet einen wertvollen Besiß für das Glaubens- und Gemüthsleben des Volkes, dessen Empfinden es nun einmal widerstrebt, an Stelle der naturgemäßen Auflösung des Körpers die schnelle Vernichtung desselben durch Feuer zu setzen, womit auch die Poesie des Gottesackers verloren gehen würde. Es ist unbillig, der Kirche den Vorwurf zu machen, sie sei bemüht, die Zeit aufzuhalten; denn ihr bisheriges Verhalten zur Feuerbestattungsfrage erklärt sich wohl daraus, daß anfänglich, vor circa dreißig Jahren, die internationale Agitation für die Leichenverbrennung begonnen, ein bewusst antikirchliches Kampfmotiv herausgegeben, resp. hineingetragen wurde,<sup>1)</sup> so daß diese Agitation ihren Grund zu haben schien entweder in einer prononcierten Antipathie gegen das Christenthum oder aber in einer außerordentlichen, vielleicht unbewußten

<sup>1)</sup> Vergl. darüber die sachlich bis heute noch unwiderlegt gebliebene einschlägige Beweisführung von L. Schütz im Freiburger Kirchenlexikon, 2. Aufl., VII. Band, Seite 1684 f.

Schwärmerei für das antike, classische Heidenthum, was auch Goethe in seiner „Braut von Messina“ ganz offen ausspricht mit den Worten:

„Wenn der Funke sprüht,  
Wenn die Asche glüht,  
Eilen wir den alten Göttern zu.“

Nachdem aber heutzutage die Freunde und Anhänger der Feuerbestattung nicht mehr von diesem Motive geleitet werden, ihnen entschieden antireligiöse oder antikirchliche Tendenzen ferne liegen oder gleichgiltig sind, ihnen es nur um einen nach ihrer Meinung nothwendigen Culturfortschritt, um eine wirtschaftlich, ästhetisch und sanitär bessere und dem Gemeinwohle zuträglichere Bestattung unserer Todten zu thun ist, wird sich wohl auch die Kirche über kurz oder lang mit derselben abzufinden wissen.

Für den Staat dagegen, dem es hauptsächlich um Wahrung des Rechtes und des Gemeinwohles zu thun sein muß, ist es schon heute viel leichter, den Wünschen und Bemühungen der Anhänger der Feuerbestattung entgegenzukommen; denn dieselben verlangen ja von der Regierung nicht, daß sie derselben „näher trete“; sie wollen nichts anderes, als daß ihnen erlaubt werde, ihren Leib bestatten zu lassen, wie es ihnen beliebt. Es soll ja keinem Menschen diese Bestattungsart aufgezwungen werden. Es wird doch niemandes Recht verletzt, wenn man jedem Staatsbürger es freistellt, die Bestattungsart für sich zu wählen, welche er für die bessere und würdigere hält. Die Furcht, es könnte aus der facultativen Feuerbestattung eine obligatorische, also eine zwangsweise werden, ist schon deswegen ganz absurd, weil es ganz unmöglich ist, diese Bestattungsart an jedem beliebigen Orte zu vollziehen. Man kann nicht in jedes kleine Dorf einen Flammenofen setzen und ohne denselben wäre die Bestattung durch Feuer viel zu kostspielig.

Wie die Erdbestattung kein christliches Dogma ist, so darf andererseits auch die Feuerbestattung zu keinem Dogma gemacht werden. Sofern alles Aggressive gegen die Kirche und die fast schon zweitausendjährige christliche Sitte beiseits gelassen und nur mit Gründen der Nützlichkeit für die facultative Einführung der Feuerbestattung agitiert und petitioniert wird, kann es für den Staat wohl kein Bedenken geben, dem Ansuchen zu willfahren, schon um Gelegenheit zu geben, die Richtigkeit der für die angestrebte Sache geltend gemachten Gründe erproben zu können, zumal es weder dem Staate noch dem Einzelnen irgendwelche Kosten verursacht, nachdem die Anhänger der Feuerbestattung auf ihre eigenen Kosten geeignete Plätze ankaufen und auf eigene Kosten Crematorien herstellen wollen.

## Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(1. Fortsetzung.)

Graz, 21. Februar 1874.

P. R. Rosegger gibt sich die Ehre, seinem hochverehrten Vönnner anzuzeigen, daß den 20. Februar 1½ Uhr mittags seine Gattin von einem gesunden Knaben entbunden ist.

Graz, 21. Februar 1874.

Herzlichen Glückwunsch!

Robert Hamerling.

Hochgeehrter Herr Professor!

Krieglach, 28. August 1874.

Unsere Hoffnung, Gäste aus dem Stiftingthale hier begrüßen zu können, ist sehr geschwunden. Zwar wäre noch nichts verloren, jetzt würde es erst schön hier. Die Regenzeit ist vorüber, es herbstelt, und jetzt, glaube ich, könnte man getrost sein Sommerwams hervorholen. Ein Monat noch und wir kehren nach Graz zurück. Einerseits fürchte ich den Auszug aus dem gelobten Lande; mein Wunsch wäre, ganz hier im frischgrünen resp. frischwinterlichen Thale verbleiben zu können. Es ließe sich eine Hütte bauen, ein Kohlgarten anlegen, ein Ziegenstall aufrichten und von solchen Heimlichkeiten aus die kunterbunte Welt recht gelassen betrachten. Mir ist nicht so sehr um den Sommer, den weiß doch auch der Städter auf dem Lande zu genießen, mir ist um die spätherbstlichen Tage, wo sich nach und nach der unwirtliche Winter einrichtet, und endlich ist mir um den stürmischen Winter selbst. Da ist's doppelt lustig auf dem Lande in der warmen Studierstube zu sitzen. Zum mindesten einmal möchte ich den Kreislauf der Jahreszeiten im Berglande wiedersehen. — Andererseits aber freue ich mich auf den Einzug in die Stadt. Die Lesevereine, das Theater! — Auf dem Lande mangelt das geistige Leben ganz und gar, man müßte denn die Predigten und Christenlehren und die religiösen Schwärmereien der Bauersleute als solches gelten lassen. Bei den Bürgerlichen, die sich moderner Bildung rühmen, ist es noch weniger zu finden; die treiben Scheibenschießen, Kegelschießen, Kartenspielen. Ich verkehre fast gar nicht mit den Leuten, lebe den grünen, freundlichen Bergen und meiner Familie. Das Bäberl gedeiht zu meiner Freude; nun fängt auch schon das Seelenleben an, sich ein wenig zu entwickeln, jeden Tag ist eine neue Eigenschaft an dem Kinde zu entdecken. Das ist doch gut eingerichtet in der Welt, daß man sich selber wieder blutjung machen kann und daß man ein zweitesmal die Kindheit genießen kann.

Mein Kalender wird in nächster Zeit erscheinen; vom „Walbschulmeister“ sind zwanzig Vogen bereits gedruckt.

Meine bisherige Sommerlectüre war: Meißners „Sanjara“ — hat mich nicht recht befriedigt; Scheers „Die Gefreuzigte“ — ist mir zu unerquicklich und trostlos; Goethes „Wahrheit und Dichtung“ — belehrt und erquickt mich. Bald mache ich mich nun wieder an den „König von Sion“. Es freut mich doch, daß ich über die buntvermischte Lectüre des letzten Winters, die ich bekanntlich auf den Stelzfüßen des Recensenten durchwatete, mein Krümchen guten Geschmacks nicht verloren habe.

Ich schäme mich nicht, Herr Professor, daß ich bisher nur von mir selber geschwätzt; von wem hätte ich doch sonst sprechen sollen? Wollte Gott, Sie besolgtten mein Beispiel und erzählten mir in einem nächsten Antwortschreiben ebensoviel und mehr von Ihrem Leben und Thaten. Ich bitte Sie recht schön darum.

Mit den herzlichsten Grüßen von uns an Ihr ganzes Haus, verehrter Herr Professor

Ihr dankschul diger  
P. R. Rosegger.



Sehr geehrter Freund!

Graz, 18. September 1874.

Sie haben Recht, wenn Sie Gäste aus dem Stiftingthale für diesen Sommer nicht mehr erwarten. Die Mutter war ziemlich lange und ernstlich krank und muß sich, was Bewegung anbelangt, noch immer schonen. Auch ich war wieder über einen Monat lang durch ein rheumatisches Leiden belästigt. Überhaupt habe ich diesen Sommer als einen verlorenen zu betrachten. Ich habe mit Ausnahme von ein paar lyrischen Gedichten nichts für die Unsterblichkeit geleistet, und die Angelegenheit meiner „Aspasia“ ist seit Ihrer Abreise um keinen Schritt weiter gerückt. Alles ist bei mir wie eingeschlafen und wird erst mit dem October und der Rückkehr in die Stadt wieder erwachen. Dass Sie mit Ihrem „Waldschulmeister“ meiner liegen oder „sihen“ gebliebenen griechischen Dame nun vorauskommen, erregt nicht sowohl meinen Reiz als meine Freude; denn ich bin längst neugierig, wie sich Ihr erster dreibändiger<sup>1)</sup> Versuch, Ihre erste dreispännige Wettfahrt anläßt. Ich verspreche mir Gutes. „In der Einöde“ war schon ein in vieler Beziehung trefflicher Anlauf.

Ihren neuen Kalender habe ich einen Augenblick in Händen gehabt, nur so lang, als nöthig war, um nach den Druckfehlern in meinen Gedichten zu sehen. In dem ersten Gedichte fand ich „Lass sie wellen“ statt „wallen“ und in der „Todtengräberhochzeit“ macht „Lust'ge Trompeten“ statt „Lustige“ den Vers hintend.

Ich fasse mich kurz; in wenigen Tagen sehe ich Sie ja doch wohl ohnehin. Nur eine Bitte noch: Überschreiben Sie Ihre Briefe an mich nie mehr mit „Herr Professor!“ Ich bin Ihr Freund, glaube ich, und wenn Sie mir diesen meinen gehörigen Titel nicht geben, so sieht es aus, als ob Sie meine Freundschaft verschmähten. Aufrichtig gesagt, ich schätze mir's zur Ehre, wenn Sie mich als Ihresgleichen betrachten. Herzlich ergeben  
Ihr  
Hamerling.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 11. October 1874.

Am 9. kommenden Monats feiern meine Eltern, wie ich Ihnen schon gesagt, ihre goldene Hochzeit. Ein kleines Familienfest wird, wie ich hoffe, meine hiesigen Freunde und Dichtercollegen für ein paar Stunden vereinigen. Ich rechne vor Allen auf Sie — und damit Sie sehen, dass dies „vor Allen“ keine leere Phrase, beeile ich mich Ihnen anzukündigen, dass Sie und kein anderer zum goldenen Brautführer designiert sind; wir hoffen, dass Sie uns die Freude machen und die angebotene Würde nicht ausschlagen. Pichler, Mary, Leitner, vielleicht auch ein paar auswärtige Freunde, werden dabei erscheinen — 25 bis 30 Personen etwa — die Verheirateten natürlich mit ihren Frauen; diese Einladung erstreckt sich also auch auf Ihre Frau Gemahlin, und zwar in dringendster und feierlichster Form. Nach einer mittags in der Stadtpfarrkirche gelesebenen Messe fahren wir in den „Erzherzog Johann“ und dort sind Sie für selben Mittag meine Gäste.

Nachdem wir gestern wieder die Stadtwohnung bezogen, wollte ich heute mich persönlich zu Ihnen versügen, um die Einladung rechtskräftig zu machen. Aber mein Befinden ist für den Augenblick ein schlechtes, und so entschloß ich mich, lieber zu schreiben als die Sache länger hinaus zu schieben. Ich zähle ganz bestimmt auf Sie und Ihre Frau Gemahlin; Sie würden mich und meine Eltern wirklich kränken, wenn Sie, sei es nun mit oder ohne Grund, sich uns für jene festliche Stunde versagten.  
Ihr herzlich ergebener  
Hamerling.

Graz, 3. Februar 1875.

Ich bin gefragt worden, an wen man sich zu wenden hat, wenn man für die Volksschulbibliotheken Bücher schenken will. Man berief sich dabei auf

1) Die drei Abtheilungen des Buches gemeint.

eine Ermunterung von Ihnen in der „Tagespost“. Sie dürften also die gewünschte Auskunft geben können und ich bitte Sie in diesem Falle, mir dieselbe gefälligst durch Postkarte mit zwei Zeilen zukommen zu lassen.

Mit herzlichem Gruß  
Robert Hamerling.

Graz, 7. März 1875.

Franciska Hamerling und Sohn begrüßen mit ihrem besten Segen die kleine Rosegger-Maid und wünschen ihr neben allem sonstigen möglichen Guten und Schönen einen recht hübschen Namen, z. B. Bertha, Pauline, Mathilde, Ida, Sophie, Clotilde, Emma, Gretchen, Adelheid u. dgl.

Hochverehrter Herr Professor!

Krieglach, 20. Juli 1875.

Ich bin wieder in den Wald gegangen. Ich gehe alle Wochen einmal nach Graz, um meine Kinder, die ich nicht mitnehmen durfte, zu sehen; aber jedesmal kehre ich von der Stadt mit neuen Wunden zurück. Dort ist die Welt der Menschen, hier im Walde die Welt Gottes; so wähle ich die letztere.

Ich bin körperlich unwohl und geistig krank, und kann mir nicht helfen. Ich bin oft ausgelassen lustig, aber das allein thut nicht, das Herz weiß nichts davon. Ich fühle mich unsagbar einsam; — nicht, weil ich nicht bei Menschen bin, sondern, weil ich das Bewußtsein habe, daß niemand ist, der Eins mit mir lebte und mich verstünde.

Die Freude an meinen Kindern ist mein Alles; aber auch sie ist eine weinende Freude. Und die Verhältnisse sind so, daß ich nicht einmal meine Kinder bei mir haben kann, will ich nicht den Sommer über in Graz sein. Das, was man „Natur“ heißt, stärkt mich noch, und ich hätte wirklich kaum geglaubt, daß sie bei all ihrer Kopf- und Herzlosigkeit Gemüthskranken so gut sein kann.

Ihr

B. R. Rosegger.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 19. August 1875.

Es ist ein alter Brauch, daß Sie mir jährlich einmal von Ihrem Sommeraufenthalte aus ein liebenswürdiges Brieflein senden, und es ist ein ebenso alter Brauch, daß ich dieses Brieflein getreulich, aber — in sommerlicher Trägheit — immer etwas spät beantworte. Ich bin sehr dafür, alte schöne Bräuche nicht verfallen zu lassen. Ein solcher alter schöner Brauch war es z. B. auch, daß wir beide einander immer ein Exemplar unseres neuesten Werkes schenkten. Da Sie aber dabei ein wenig zu kurz kamen, so ist es freilich kein Wunder, daß Sie endlich die Geduld verloren und sich mit ihrem letzten Buche, dem „Volk-leben in Steiermark“, sachte sachte an mir vorbei seitwärts in die Büsche von Krieglach schlugen, nachdem Sie so gelegentlich mir gegenüber die verschmizte Auserung hingeworfen, dies Buch sei nur die neue Auflage eines früheren Werkes. Ich verspreche Ihnen aber hiemit feierlich, daß ich künftig fleißiger sein werde, und bemerke nur noch, daß Sie unklug handeln, gegen mich in dem Augenblicke zu knausern, wo ich mit den drei Bänden der endlich erscheinenden „Aspasia“ gleichsam schon vor Ihrer Thüre stehe, um Sie für langes und getreues Ausbarren zu belohnen. Ich habe die letzte Durcharbeitung und Feile des Werkes nun endlich abgeschlossen, und der Druck beginnt ehestens. Dies ist auch die einzige Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe; im Übrigen geht alles im alten stillen Geleise fort, wir sind gesund, und gienge nicht der schäbig-graue Theater-Elephant zuweilen des Morgens mit seinem Wärter im Stiftingthal spazieren (Thatsache!) so wäre Grün die einzige Farbe, die wir von der Welt zu sehen bekommen.

Mit herzlichem Gruß von mir und den Eltern

Ihr

Hamerling.

Geehrter Herr Professor!

6. Jänner 1876.

Ich bin doch verblüfft über das Gefindel in Wien. Die gelehrtdünkelhafte Recension R . . . s wirkt abstoßend; der Aufsatz über die „Madame Aspasia“ ist bloß spaßig. Man muß lachen über das Großthun dieser Kleinen; man muß sie auch bedauern, daß sie ihr eigenes Unvermögen so sehr verbittert hat; aber empörend ist es trotzdem, wenn man sieht, wie diese armen Seelen so leidenschaftlich gern Schaden möchten.

Im ersten Moment, als ich die Besprechungen im „Wiener Abendblatt“ und im „Tagblatt“ las, ist der Zorn in mich gekommen, denn ich habe zu wenig Humor, als daß er zur Deckung jeder Schmachthat dieser Lumpenkerle ausreichte. Nun bin ich so ruhig geworden, daß ich wenigstens dem Drang, diesen Vurschen ein paar deutliche Keule an den Schädel zu schleudern, zu widerstehen vermag.

Wenn ich diese Zeilen an Sie richte, so geschieht es nicht etwa, um Sie oder das Werk „Aspasia“ zu bedauern, weshalb auch? sondern meinen Unmuth nach irgend einer Seite hin auszulassen; denn ich muß mir jedes Anliegen von Herzen sprechen.

Gibt es denn aber kein Mittel, diesen Geistesthatenschändern Gericht zu halten? Ist der Schaffende denn wehrlos gegenüber den bübischen Zerstörern? Es ist wahr, dem Werke selbst kann der fleischende Geiser nichts anhaben, aber der Name leidet momentan. Ich möchte den Industriellen, den Kaufmann sehen, der den müßwilligen Schädiger seines Creditcs nicht zur Rechenschaft zöge; und nur der Künstler soll den Mund halten, und die Gesellschaft mit ihrer gerühmten Cultur hätte kein Gericht, sähe ruhig zu, wenn ihre besten Geister auf offener Straße überfallen und mißhandelt werden?!

Die freie Presse ist etwas Schönes, aber Schelme dürfen sie nicht handhaben; ausstoßen müßte sie all die Geispensterchen, die echte Thaten niederzuzerren suchen, nur um darüber geistreicheln zu können.

Nicht von Gottes Gnaden seines Talentcs hängt der Dichter heute ab, sondern von der Laune seiler Schreiber. Mir selbst ist hiervon so viel Arges noch nicht angethan worden, aber andere Fälle zu Duzenden machen mir die Galle gähren, und die Art, mit der Wiener Schreiber die „Aspasia“ begrüßen, hat mich erbrechen gemacht.

Es ist nicht taktvoll, Ihnen dieses Blatt zu senden; es soll Ihnen nur zeigen, wie sehr ich mich sehne nach anderen Zuständen. Sinnen wir auf Mittel, die losen Duden zu züchtigen.

Vergeben Sie, Herr Professor, freundlich die unverhohlenen Äußerungen  
Ihrem  
Rosegger.

Da ich von Hedenast ersucht wurde, Gruß und Dank auszurichten, so sende ich gleich den ganzen Brief; derselbe ist zugleich auch ein Beweis, welches Wohlwollen mir Hedenast entgegenbringt. Ich werde den Brief — ich sammle sie alle von Hedenast — gelegentlich wieder holen.

Herzlichen Gruß!

Ich gehe heute nach Krieglach, weil dort von Bauern das Paradeisg'spiel und das Schöfferg'spiel aufgeführt wird.

(Ende Jänner 1876.)

P. R. Rosegger.

Lieber, hochgeehrter Herr Professor! Graz, 5. März 1876.

Ich vergaß ganz auf den „Liebesgürtel“ und beeile mich nun, das Versäumte nachzuholen.

Eben ersehe ich, daß heute schon meine Geschichte „Oswald und Anna“ zum Abschlusse gekommen ist. Darf ich Sie, Herr Professor, bitten, diese meine Arbeit durchzulesen und feinerzeit darüber mit mir zu sprechen. Ich erlaube mir nur, auf die zahllosen Druckfehler hinzuweisen, mit denen die „Zl. Zeitung“ meine Erzählung bedacht hat. Auch hat die Redaction Einzelnes besser gewußt, als ich und demgemäß Correcturen angebracht, so, daß ich manchen Satz und Gedanken selber kaum wieder erkenne. Wenn ich die Arbeit als Buch drucken lasse, so will ich vorher manches noch ändern und schon darum wäre mir darüber eine Besprechung mit Ihnen ganz besonders erwünscht.<sup>1)</sup> Ich verlasse Ihre Wohnung stets mit einem gewissen Gefühle der Veruhigung, des Trostes und Lebensmuthes, während mich andere Freunde, und wären sie noch so wohlwollend und gut, oft nur noch mehr verstimmen.

Ihr dankbarer  
P. R. Rosegger.

Hochgeehrter Herr Professor!                      Krieglach, 8. September 1876.

Habe veranlaßt, daß Ihnen die Correctur des fraulichen Reisebildes zugeschickt werde. Dieser Aufsatz entzückt mich, recht herzlichen Dank dafür, er ist das Schönste und Gediegenste, was das erste Heft bringt; ich bin stolz darauf. Der Druck geht wacker voran, in 14 Tagen haben wir den „Heimgarten“ in der Hand. Sie können kaum glauben, wie mich diese Arbeiten erquicken und ermuntern.

Mit herzlichem Gruß    Ihr    P. R. Rosegger.

Hochgeehrter Herr Professor!                      Graz, 1. October 1876.

Bis zum 5. d. wird mir schon das Manuscript zum 2. Heft des „Heimgarten“ abverlangt. Bitte recht schön, mir bis dahin den Stelzhamerartikel zukommen zu lassen.

Das 1. Heft haben Sie durch die Verlagsbuchhandlung doch bereits erhalten?

Ich bin endlich ganz nach Graz zurückgekehrt, nachdem ich in diesem Sommer von Krieglach aus sechsmal ins Hochgebirge, zweimal nach Untersteier, einmal nach Tirol und Baiern und 13mal nach Graz gegangen war. Sie sehen daraus, wie ruhelos meine Sommerreise gewesen ist. Hier in Graz geht nun die Arbeit an. Ich sehe schon, das Blatt gibt schauderlich viel zu thun; zu wenig gutes Manuscript; zwei Drittel von dem Eingekamten muß ich retournieren. Und das Durchlesen all der zwar gekamten, aber nicht — gekamten Arbeiten ist eine Pein.

Mit herzlichem Gruß    Ihr dankbarer    P. R. Rosegger.

Erlaube mir noch zu bemerken, daß das Honorar von der Verlagshandlung per Quartal ausbezahlt wird.

Graz, 24. Mai 1877.

Wir ziehen diesen Vormittag aufs Land. Sehe ich Sie nicht mehr persönlich vor Ihrer Abreise? Sind Sie verhindert und gibt es etwas zu erörtern, so genügt im Nothfall wohl auch ein Schreiben.

Ergebenst Ihr    Hamerling.

Lieber, hochverehrter Herr Professor!                      Krieglach, 31. Mai 1877.

Vor allem danke ich Ihnen für die Liebe und Freundschaft, die Sie mir im lehtvergangenen Winter erwiesen haben, wo Sie mich im „Heimgarten“ literarisch unterstützt, aber noch mehr meine Person moralisch aufrecht erhalten haben. Ich bin in allem so ganz auf mich selbst gestellt; und wenn ich mir Ihren Beistand in geschäftlichen, wie in Gemüthsachen angebeihen lassen, so bin ich Ihnen von Herzen dankbar.

<sup>1)</sup> „Oswald und Anna“ erschien später in neuer Bearbeitung unter dem Titel „Heidopeters Gabriel“.

Hier auf dem Lande fühle ich mich wieder wohl; die viele Arbeit, die ich habe, stählt mich, der Bau meines Häuschens zerstreut mich, und in der nächsten Woche werde ich auch meine Kindlein hieher bekommen, die werden mich erquicken.

Der „Heimgarten“ pressiert immer mehr und mehr; und so möchte ich Sie bitten, wenn möglich Ihren Beitrag für das Juliheft recht bald in die Druckerei geben zu wollen. Für das Juli- und Augustheft bekomme ich ferner wohl mehrere Bücherbesprechungen? Und — für das Septemberheft, als das letzte dieses Jahrgangs, und für das Octoberheft als das erste des nächsten, möchte ich Sie recht schön bitten, mir doch zwei Arbeiten zukommen lassen zu wollen. Diese Hefte möchte ich selbstverständlich so gut als möglich ausstatten, da der Jahrgangswechsel sehr gefährlich, aber beziehungsweise auch sehr vortheilhaft werden kann.

Da man mit den Hefen nun gerne etwas vorkommen möchte, und besonders das Octoberheft als das erste des II. Jahrganges schon Anfangs September verschickt werden soll, so sind freilich die Aufsätze schon bis Ende Juni und Mitte Juli in die Druckerei zu geben.

Seien Sie herzlichst begrüßt von Ihrem

P. R. Hofegger.

Graz, 5. Juni 1877.

Das Manuscript wurde soeben der Druckerei übergeben. Heißt „Der Ungemüthliche“ (eine Art von Charakter- und Lebensbildchen, oder vielmehr nur ein Streiflicht darauf). Umfaßt wohl beiläufig 6 Spalten. Daß ich die Correctur bekomme (Samstag) ist gesorgt, desgleichen von Frau Adas Skizze. Befinden elend und langweilig. Tausend Grüße!

Ihr

Hamerling.

P. S. Eine Buchbesprechung ist auch verfügbar.

Krieglach, 7. Juni 1877.

Vergelt's Gott! — Um die Bücherbesprechung bitte ich, hätten Sie die Güte, dieselbe der Druckerei zu schicken? Habe für das Juliheft nicht viel Literarisches. — Seit gestern sind die Kinder bei mir, neues Leben, neue Zerstreung und Sorge. — Kommen Sie doch einmal herauf! — Das Octoberheft macht mir Kummer. Vorm sandte mir einen Aufsatz, der den Lesern des „Heimgarten“ etwas ferne liegt: über Dresden. Weiß nicht, ob ich ihn acceptieren soll. — Glück auf für den Sommer!

Ihr

Hofegger.

16. Juni 1877.

Zwei kleine Besprechungen (Jäger und Turgenjeff) liefere ich der Druckerei Montags, nachdem sie selbst mir diesen Termin bestimmte; sie werden 1—2 Spalten umfassen.

Die Berechnung war neulich doch wohl wieder etwas großmüthig? Nicht als ob mir etwas an und für sich zu viel wäre und ich es nicht gerne nähme — aber es beschämt mich einigermaßen, vor andern etwas zu stark bevorzugt zu werden. Oder nicht?

Befinden fortdauernd sehr schlecht; daher auch die Kürze dieser Zeilen.

Mit bestem Gruß

der Ihrige.

Hochverehrter Herr Professor!

Krieglach, 19. Juni 1877.

Vor allem danke ich Ihnen für den „Ungemüthlichen“, durch den Sie dem „Heimgarten“ wieder eine prachtvolle Spende machten. Das Juliheft wird wieder gut ausfallen; auch die Skizze von Uda Christen finde ich bedeutend. Nur an größeren guten Erzählungen leidet das Blatt Mangel. Mancher sagt mir's offen, daß er mir darum nichts schreibe, weil das Honorar zu unbedeutend sei. Ganz

mittelmäßige Leute wollen glänzend bezahlt sein; unter solchen Umständen lerne ich, daß ich bisher meine Arbeiten an fremde Blätter viel zu wohlfeil hingegeben habe; ein paar tausend Gulden noch könnte ich in der Truhe haben, hätte ich gewußt, wie hoch die Preise mittelmäßiger Erzählungen und Feuilletons seien. — Übrigens zahle nicht ich das „Heimgarten“-Honorar, sondern der Verlag. Will es allerdings nicht verhehlen, daß nicht bedeutenden Mitarbeitern ohne Gewissensbisse weniger gegeben wird, um vorzügliche Beiträge möglichst anständig honorieren zu können. So wird es wohl jeder, der fargen muß, halten. Anzengruber und Vorm fordern für das nächste Jahr Lohnerhöhung. Hoffentlich wird man sie ihnen in geringem Maße gewähren können.

Sie schreiben, daß Sie sich nicht wohl fühlen. Auch mir geht es nicht am besten. Ich fühle es bisweilen wohl, daß mein fortwährendes Arbeiten ein unnatürliches Anspannen der Kräfte ist, und in diesem Sommer zum erstenmal merke ich dann und wann einige Unlust am Schreibtisch, der mir sonst doch immer ein so lieber Platz gewesen ist. Aber die Auslagen sind groß . . .

Mit herzlichem Grusse, verehrtester Herr und Freund

Ihr

P. R. Hofegger.

Hochverehrter Herr Professor!

Krieglach, 6. Juli 1877.

Mitte Juli werde ich die Manuscripte des Septemberheftes in die Druckerei schicken. Bitte herzlich, mir gütigst mitzutheilen, was beiläufig ich für das letzte Heft des Jahrganges von Ihnen zu erwarten habe.

Heute sandte mir Georg Frobern in Bern Sacher Masochs: „Das Vermächtnis Rains“ mit der Bitte um Besprechung im „Heimgarten“. Hätten Sie nicht Lust, mir auch darüber einen Artikel zu schreiben? Da das Werk, wie ich glaube, auch in ihre Hände bereits gegeben worden ist. Indes möchte ich demnächst für Heft XII auch noch um anderes bitten.

Mein Hausbau schreitet gemächlich vorwärts und macht mir sehr viel Vergnügen; ich fühle eine Befriedigung, die ich bisher nicht kannte.

Ihnen geht's doch wieder gut? Ich war vor zwei Tagen auf wenige Stunden in Graz, konnte mir aber die Freude, Sie zu sehen, nicht gönnen, da mich die Doppelfette meiner Kinder und meiner Arbeiten rasch wieder nach Krieglach zurückdrifs.

Soll ich Ihnen nicht einmal einen Pack von Nummern des Wiener „Literaturblatt“ und der „Literarischen Correspondenz“ schicken?

Mit herzlichstem Grusse, lieber verehrter Herr Professor,

Ihr

P. R. Hofegger.

Lieber Freund!

Graz, 9. Juli 1877.

Wenn Sie durchaus etwas für das September- und desgleichen etwas für das Octoberheft von mir wollen, so werde ich Ihnen natürlich etwas liefern; aber bis Mitte Juli werde ich schwer etwas bereit haben können; es genügt ja vielleicht, daß Sie mir einige Spalten reservieren. Eingefallen ist mir noch nichts — vielleicht muß doch das Album des Herrn Landau dran. Über Sacher-Masoch schreibe ich eine mit vollem Namen gezeichnete Recension schon für das Augustheft; haben Sie  $\frac{1}{2}$  bis 2 Spalten verfügbar!

Haben Sie in der „Tagespost“ die Besprechung des letzten „Heimgarten“-Heftes gelesen, in welcher gesagt wird, daß man aus meinem „Ungemüthlichen“ etwas herauslesen müsse, was ich nicht geschrieben, sondern bloß gedacht? Wenn Sie den Verfasser der Notiz kennen, so bitte ich sehr — im Ernste! — schreiben Sie mir, wer es ist; ich will ihn fragen, was ich mir bei diesem Artikel außer dem Geschriebenen noch gedacht haben soll; ich selbst bringe es durchaus nicht

heraus. Ein solches Missverstehen und Deuteln am Klarsten und Einfachsten könnte einem alle Lust des Schaffens verleiden. Zum Troste fiel mir ein Blatt der „Grazer Vorstadtzeitung“ in die Hand, worin gesagt wird, das „Wiener Fremdenblatt“ habe den „Ungemüthlichen“ aus dem „Heimgarten“ abgedruckt, und das betreffende Fremdenblatt sei hier in den Gast- und Kaffeehäusern den ganzen Tag immer „in der Hand“ gewesen und mit Eifer gelesen worden — was die Vorstadtzeitung übrigens nur erwähnt, um die Grazer zu ermahnen, sich lieber auf den „Heimgarten“ selbst zu abonnieren, statt den Nachdruck zu lesen.

Der „Heimgarten“ ist in der That eine treffliche, des Abonnierens würdige Zeitschrift. Ich freue mich an seinem Gedeihen und möchte gerne recht viel dazu beitragen. Wenn ich die Artikel nicht so aus dem Ärmel schüttele, so ist dies nicht Mangel an gutem Willen, sondern rührt daher, daß ich den Kopf von tausend Dingen voll habe. Ich werde thun, was möglich, nur müssen Sie mir immer so lange als möglich Frist geben. Da ich verlässlich bin, wie Sie wissen, und Wort halte, so riskieren Sie nichts dabei.

Vom „Literaturblatt“ und „Lit. Verkehr“ nehmen Sie gefälligst ein Paket für mich mit, wenn Sie wieder nach Graz kommen; fände sich aber in einer Nummer etwas mich Betreffendes, so haben Sie die Güte und senden Sie mir dieselbe unter Kreuzband!

Mit bestem Glückauf für Ihren Haus- oder Häuschenbau (o diese heutigen Dichter! wo bleiben die Dachstübchen?)

Ihr herzlich ergebener

Hamerling.

Lieber, verehrter Freund!

Krieglach, 12. Juli 1877.

Daß ich auch für das Augustheft was mit Ihrem Namen bekomme, macht mich sehr froh — ich hatte mich nur nicht zu bitten getraut. Freilich soll die Sacher-Masoch-Recension schon Mitte Juli in die Druckerei kommen. Platz ist genug.

Was den Passus über den „Ungemüthlichen“ in der „Lagespost“ anbelangt, so gieng es mir bei demselben genau so, wie Ihnen; ich kann mir um alles in der Welt nicht denken, was der k-Recensent denn aus der Geschichte herausgelesen hat — das nicht drinnen war.

Vor kurzem erhielt ich von einem Herrn Karl May, Redacteur in Dresden, eine Erzählung: „Die Rose von Kahira, ein Abenteuer aus Egypten“. Diese Geschichte ist so geistvoll und spannend geschrieben, daß ich mir gratuliere. Seiner ganzen Schreibweise nach halte ich den Verfasser für einen vielerfahrenen Mann, der lange Zeit im Orient gelebt haben muß.

Gestern ist auf den Mauern meines Hauses unter dem Wehen des Tannenwipfelchens und unter Gläserklang das Fest der Gleichen gefeiert worden. In acht bis zwölf Tagen wird es unter Dach sein. Für Poeten habe ich der Dachstübchen drei machen lassen. Ich habe an dem Bau eine rechte Freude.

Die Kinder umschwirren mich wieder derart, daß ich schliefen muß. Es ist kein rechtes Arbeiten in der Kinderstube; aber ich habe keine andere. Die „Heimgarten“-Arbeiten mache ich im Walde, sowie der Wald auch mein Redaktionsbureau ist, das ich Ihnen gerne näher schildern möchte. In Krieglach leben viele hübsche Mädchen; diese und auch andere Leute folgen mir wöchentlich zweimal in den Wald. Da werden die eingelaufenen Manuscripte gelesen und beurtheilt. Die Stimmenmehrheit entscheidet über die Annahme oder Ablehnung. Ich will für das Septemberheft ja noch einen Artikel schreiben: „Das Redaktionsbureau des Heimgarten“.

Ihre anerkennenden Worte über den „Heimgarten“ freuen mich mehr, als zehn k-Recensionen. Ich danke herzlichst. Ihr dankbarer P. R. Rosegger.

Hochgeehrter Freund!

Krieglach, 19. Juli 1877.

Ich bemerkte Ihnen letzters von meinen Redaktionsstunden im Walde, und daß ich darüber was zu schreiben gedächte. Ich schrieb nun darüber — aber es gefällt mir nicht recht und es gelang nicht so, als ich mir dachte. Die Sache sollte wichtig behandelt werden — es ist ein gefährliches Thema, sieht vielleicht aus, wie Selbstbespiegelung. Ich beabsichtige, den Aufsatz in die kleine Laube des 12. Hefstes zu geben, nun getraue ich mich nicht, es zu thun, außer Sie sagen, daß ich es thun könne. Ich bitte daher, daß Sie den kleinen Artikel durchlesen und mir darüber ihre offene Meinung sagen möchten. Vielleicht wäre bei dieser Gelegenheit im Artikel noch Manches und Vieles zu sagen, vielleicht ist eben das schon zu viel.

Mit herzlichstem Gruß

Ihr dankbarer

P. R. Rosegger.

Viele Grüße an Ihre lieben Eltern!

Graz, 22. Juli 1877.

So so? ei, ei! — Habe gar nicht gewußt, daß es so lustig auf der Welt zugeht! — Wenn die schönen jungen Mädchen auch so in den Wald mitgehen, dann begreif ich's, daß Sie nicht heiraten. — Die Idee vom „Redaktionsbureau des Heimgarten“ im Walde ist hübsch, aber so hübsch, wie sich jeder die Sache bei sich ausmalt, läßt sie sich freilich mit der Feder nicht leicht schildern. Sie haben Recht, es fehlt dem Aufsatz noch etwas; es fehlt ihm noch so ein bißchen die rechte Stimmung. Nüchtern wirkt die Aufzählung der theilnehmenden Personen: „da ist der Herr Verwalter“ bis: „unter den Tannen“. Feilen Sie noch ein wenig daran, und sehen Sie, daß Ihnen noch ein paar poetische oder witzige Gedanken dafür einfallen; so ein guter Einfall verbreitet dann sogleich Stimmung und Glanz über das Ganze. Lassen Sie den Wald und die Vögel noch ein bißchen mehr mitsprechen — mit Einschluss des Simpels. Fallen lassen dürfen Sie die Idee durchaus nicht!

Mein September-Artikel wird entweder touristischer oder moralphilosophischer Art sein und an jede beliebige Stelle des „Heimgarten“ passen. Sobald ich über Thema und Titel ganz im Reinen bin, erfahren Sie Weiteres.

Die beiden zur Begutachtung übermittelten poetischen Einsendungen sind nicht übel; aber das ist vielleicht noch kein Grund, sie abzudrucken.

Empfehlen Sie mich schönstens dem Redaktionsbureau, und wenn Sie etwas von mir in die Mappe bekommen, so schicken Sie das gestrenge Fräulein Rosa Erdbeeren pflücken.

Herzlich ergeben Ihr

Hamerling.

Liebster Rosegger!

Graz, 1. August 1877.

Für das Septemberheft betitelt sich mein Beitrag: „Triester Promenaden“ und für das Octoberheft wahrscheinlich: „Triester Carneval.“ Daß Sie mich in einem Ihrer Briefe anwiesen, das Manuscript „anfangs August in die Druckerei zu geben“, ist mir gerade recht; ich habe eine Teufelsangst vor dem Redaktions-Comité im Walde, und lasse mirs nicht zweimal sagen, das Manuscript gleich unmittelbar in die Druckerei zu geben. Gleichzeitig trage ich diese Zeilen auf die Post und das Manuscript zu „Leykam-Josefsthal“.

Nun möchte ich Sie noch bitten um ein Plätzchen im selben Septemberheft für einige Zeilen über Peter Philipps „Versinkende Welt“, die ich aber wohl erst Mitte d. M. einzuliefern brauche?

Glückauf zur Vollendung des Häuschens und der drei Dachstübchen, von welchen ich eines als Miethsraum gern beziehe, wenn sich im daranstoßenden Fräulein Rosa einquartiert!

Herzlich grüßend Ihr

Hamerling.



Lieber, verehrter Freund!

Krieglach, 8. August 1877.

Ich hoffe, in einigen Tagen das Vergnügen zu haben, Sie in Graz zu sehen. Auch hat mich Herr Professor Schröder, der gegenwärtig in Graz weilt, ersucht, daß ich ihn bei Ihnen aufführe.

Den dritten Correcturbogen des 12. Heftes, der Ihre „Triester Promenaden“ bringen wird, habe ich noch nicht erhalten. Muß aber schon wieder bemerken, daß der Beitrag für das 1. Heft (II. Jahrgang) bis längstens 18. d. M. in der Druckerei sein soll. Lassen Sie sich doch das fortwährende Drängen nicht verdrücken. Die Sache pressiert nur jetzt zum kritischen Momente des Jahrgangswechsels so sehr; später können wir wieder gemüthlicher arbeiten.

Wenn ich nun aber — lieber, verehrter Herr Professor — recht offen sein darf: Der „Triester Carneval“ wäre mir für das Januar- oder Februarheft eine ganz besondere Wohlthat. Aber nur unter der Versicherung, daß ich diesen Aufsatz für jene Zeit bekomme und daß ich fürs erste Heft etwas andere kriege, nur unter dieser Versicherung würde ich fürs Octoberheft auf den „Triester Carneval“ verzichten.

Sonst aber, wenn Sie eben nichts haben und Ihnen in diesen heißen Tagen das Arbeiten sauer ankommt, bin ich sehr mit dem Carneval zufrieden.

Bis 12. August erwarte ich Beiträge fürs erste Heft von Alfred Meißner und Franz Kroneš. Ich zittere insgeheim vor der Möglichkeit, daß einer oder der andere verhindert werden könnte.

Das hiesige Redactions-Comité ist in voller Thätigkeit, indes wird weniger gelesen, als die Natur bewundert, respective von Fräulein Rosa recensiert. — Eben erinnere ich mich, daß vor Rosa selbst dieser mein schlichter Brief nicht würde bestehen können. „Rein Schreiben fängt mit ich an!“ sagte sie jüngst, als sie den Brief eines Einsenders las, welcher sich ins erste Wort der ersten Linie stellte. Sie hat recht, und man sieht daraus, daß unser Redactions-Comité, wenn nicht gar Abtödtung des Egoismus, so doch demüthige Geringschätzung seiner selbst anstrebt. Freilich nur theoretisch. Indes finde ich nicht überflüssig, zu bemerken, daß wir im Walde ein Leben voll idealer Sittlichkeit führen, in welcher nur die platonische Liebe, so durch die Verse junger Einsender besungen wird, Pflege findet.

Mit herzlichstem Grusse, verehrter Freund      Ihr      P. R. Hofegger.

Graz, 14. August 1877.

Es ist ja ganz und gar nicht nöthig, daß Sie den Herrn Professor Schr. persönlich zu mir führen; weiß er nur meine Adresse, so kann er mich ja nach Zeit und Gelegenheit mit einem Besuche beehren. Es ist auch insoferne besser, wenn Sie allein kommen, da wir uns so leichter über dies und das besprechen können. Statt des „Triester Carnevals“ werde ich nun also bis zum 18. etwas anderes zurechtschneiden: „Gedanken über den Selbstmord“, was aber nur etwa drei Seiten füllen dürfte.

Ergebenst Ihr

Hamerling.

Krieglach, 16. August 1877.

Tausend Dank! „Gedanken über den Selbstmord“ für das erste Heft unschätzbar. — Ich komme etwa nächsten Montag und allein.

Hofegger.

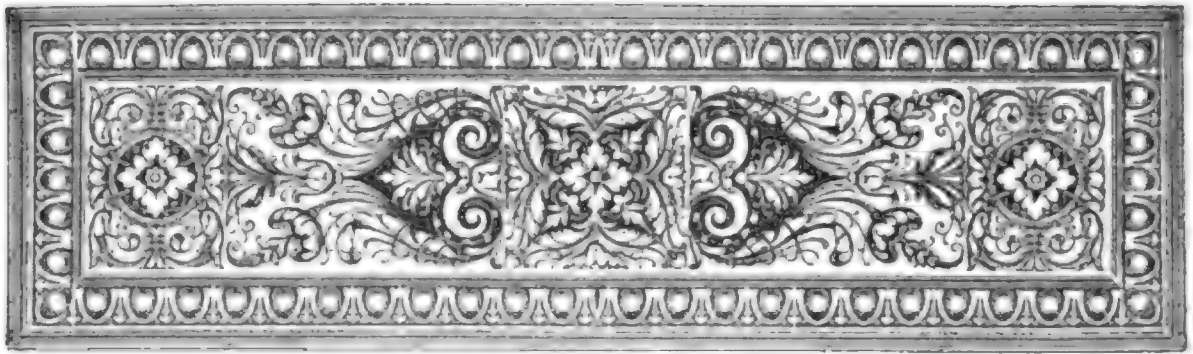
Graz, 3. September 1877.

Die Separatblätter mit den „Promenaden“ habe ich erhalten, nur fehlte leider das letzte Blatt (S. 921). Ich bedauere, daß Sie noch ein Blatt herausreißen müssen, aber ich kann Ihnen nicht helfen! Meine Sachen sind gewohnt, ganz heruntergerissen zu werden.

Ihr

Hamerling.

(Fortsetzung folgt.)



# Kleine Lanze.

## Neue Gedichte.

Von Sophie von Rhuenberg.

### Einem Bettler.

Weiß Gott! Du bist noch ärmer als ich,  
Dein Rock in Fetzen gerissen,  
Halb blind und lahm, der Körper siech,  
Der Geist vom Bettel zerschliffen.

Doch glaub mir, auch ich bin bettelarm,  
Am Ende von allem Hoffen,  
Zerfehrt von heißendem Sorgen-Schwarm,  
Zu tiefst in die Seele getroffen.

Und wenn wir einander vorübergehn  
Und ich ein Geldstück Dir reiche,  
Dann seh ich mit Augen, die alles sehn,  
Wie sehr ich, o Bettler, Dir gleiche!

### Wahnung.

Seid nicht klein und kleinlich,  
Jeder ist ein Christ,  
Ob er nun Hochwürden  
Oder Pastor ist.

Nächstenliebe pflegen  
Ist des Christen Pflicht,  
Zwischen gut und edel  
Unterscheidet nicht.

Wer die Kranken wartet,  
Wer die Kinder lehrt,  
Sei, wie er sich nenne,  
Lieb Euch und verehrt.

Meint Ihr, Jesus Christus  
Habe lang gefragt,  
Wer es sei, der hoffend  
Sich zu ihm gewagt?

Nichts galt ihm der Name,  
Alles nur die That,  
Und erhört ward jeder,  
Der ihm fromm genacht.

Menschen sind wir alle,  
Drum — kein Unterschied!  
Duldung ist der Liebe  
Allerhöchstes Lied!

## Theodor Bernaleken.

Ein Gedenkblatt zu seinem 90. Geburtstage am 28. Jänner 1902.

Frembländisch klingt der Name Bernaleken dem Oberdeutschen zum Ohre. Und doch ist er uns älteren wohlvertraut; denn die meisten aus uns, die in den Sechziger- und Siebzigerjahren die Schulbänke drückten, haben Bernalekens vortreffliche Bücher als Quellen benützt, aus dem sie ihre Sprachkenntnisse schöpften. So waren viele der jetzt Lebenden, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar die Schüler des verdienstvollen Lehrers und Gelehrten. Sie alle werden sich an dem 90. Geburtstage des Altmeisters deutscher Sprachforschung gewiss dankbaren Herzens seiner erinnern haben; den jüngeren aber sei der sein ganzes Leben lang und auch jetzt noch im höchsten Greisenalter rastlos und unermüdet thätige als ein leuchtendes, nachahmenswertes Vorbild gewissenhaftester Pflichterfüllung vor Augen geführt.

Theodor Bernaleken wurde am 28. des Eismondes in dem nordwestlich von Rassel gelegenen Städtchen Volkmarzen geboren. Er lernte an den Gymnasien von Warburg und Paderborn und besuchte dann das Lyceum in Fulda. Germanischer Wandertrieb führte ihn i. J. 1836 nach Zürich, wo er die Hochschule besuchte. Von 1837 bis 1846 wirkte er als Schullehrer in der Nähe von Winterthur. Seinem zweiten Züricher Aufenthalte verdanken wir Werke wie: das deutsche Volksepos und die Schweizer Sagen. Im Jahre 1850 wurde Bernaleken von dem damaligen Unterrichtsminister, dem Grafen Leo Thun, an das Wiener Polytechnikum berufen und mit der Aufgabe betraut, die Volksschulen und Realschulen Österreichs auf eine ganz neue Grundlage zu stellen; eine wahre Herkulesarbeit gegenüber den Hemmnissen, die ihm das bischöfliche Consistorium als Schuloberaufsichtsbehörde bei jeder freisinnigen Regung auf den Weg wälzte; mußte er doch aus seinem Sprach- und Lesebuche einige nicht genehme Märchen von Grimm wieder ausscheiden. Trotzdem erschien dies bahnbrechende Buch und warf im Siegeslaufe die verblöbenden Abc-Büchlein mit ihrem be e be, be i bi, be o bo, be u bu, be a ba, be ä bā über den Haufen. „Wie die Nacht zum Tage, wie der frostige Winter zum erquickenden Frühling, so verhielten sich, — schreibt Prof. Brantý — die Namenbüchlein zu diesem neuen Elementarbucho“. Bernalekens Sprachbuch kämpfte eben wie sein ganzer Sprachunterricht gegen die zopfige Junstanschauung an, als ob die Muttersprache nur aus der Sprachlehre gelernt werden könnte, und fußte auf dem gegentheiligen Grundsätze unseres Sprachmeisters: Die Sprache muß an der Sprache selbst gelernt werden.

Im Jahre 1851 wurde Bernaleken zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der neugegründeten Oberrealschule auf dem Schottenselde zu Wien ernannt und in die Prüfungsbehörde für Realschulen berufen. Obwohl er dadurch dem Gebiete der Volksschulen mehr entrückt war, die er durch vernunftmäßige Thätigkeit in Österreich so recht eigentlich auf den Boden gestellt hat, auf dem sie heute steht, war er doch stets bestrebt, sie nach Kräften zu fördern. So finden wir allüberall in dem Bereiche des österreichischen Schulwesens die lichten Spuren der schöpferischen Thätigkeit Bernalekens, und wenn Österreich sich heute des freisinnigen Volksschulgesetzes vom 14. Mai 1869 erfreut, ist es ihm Pflicht, desjenigen vor allen dankbar zu gedenken, der diesem Gesetze die Pfade geebnet hat, unseres Bernalekens.

Im Jahre 1870 stellte Hasner den, der sich als Jugendbildner von Gottes Gnaden erwiesen hatte, an den Platz, der ihm gebührte, an die Spitze der alten Präparandie zu S. Anna, mit der Bestimmung, diese im Sinne des Reichsvolks-

schulgesetzes umzugestalten. Sein ausgezeichnetes Wirken an dieser hohen Stelle kennzeichnet Mucius Camuzzi in seinem Lebensbilde mit den Worten: „Er verstand es meisterhaft, seine Schüler zu edler Begeisterung für den Lehrberuf zu erheben, er gab ihnen eine Fülle praktischer Winke mit für die Ausübung ihres Berufes und wußte sie so anzuregen, daß in ihnen der für den Lehrer so wichtige Fortbildungsdrang fortglühte. Mehr verlangen wir von einem Lehrerbildner nicht.“

Nach siebenjähriger erfolgreicher Thätigkeit trat Bernaleken von seinem Amte zurück, in dem er unendlich viel Gutes gewirkt hatte, und übersiedelte nach Marburg an der Drau, jedoch nur, um bald, wie Grimm sagt, das Feuer seines Herdes nach Graz zu tragen, das seinem wissensdurstigen, lebenlehzenden Geiste mehr Anregung bot. Er zog nach der vielgerühmten Pensionopolis, nach der Stadt der Ruheständler, jedoch nicht etwa um den Ruhestand zu genießen, wie es andere thun, sondern um weiter der Arbeit zu leben, der er sein ganzes Wirken geweiht hat, der Erziehung des Volkes. Verebtes Zeugnis hierfür geben von den streng sprachwissenschaftlichen Werken und Lehrbüchern wie seiner heute noch nicht überflüssig gewordenen Syntax abgesehen, die auf ein anderes Blatt gehören, seine vortrefflichen Bücher: Alpenjagen, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, Spiele und Reime des Volkes in Österreich, Österreichische Kinder- und Hausmärchen (2. Auflage, 1892, Verlag von W. Braumüller in Wien) und noch im Jahre 1900 sein von unermüdlichem Fleiße zeugendes volkstümliches Sammelwerk Deutsche Sprachrichtigkeiten (Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn in Wien).

Dieses letztgenannte Werk ist zugleich ein sprechendes Denkmal des tiefen Gefühles für Sprachreinheit, das Bernaleken in allem seinem geistigen Schaffen leitete, ein Denkmal, wie es ihm in anderer Hinsicht — den meisten freilich unbewußt — die Wiener Ringstraße ist; denn er war es, der uns vor dem französischen Namen Boulevard bewahrte, ihm verdanken wir den schönen deutschen Namen für die schönste Straße der deutschen Stadt Wien.

Die oben genannten Hauptwerke genügten aber unserem unersättlichen Geistesarbeiter und Volksbildner nicht. Dafür legten zahllose Aufsätze und Abhandlungen Zeugnis ab, die in Zeitschriften und Schulberichten erschienen sind; auch die Leser des „Heimgarten“ waren oft Zeugen des unermüdlichen Fleißes und der beneidenswerten geistigen Regsamkeit unseres Jubelgreises.

Sollen wir nun das kennzeichnen, was Bernaleken geschrieben hat? Aus dem oben über den Schulmann Gesagten läßt sich leicht der Schluss ziehen: kernhaft deutsch ist der Mann, seine Seele dürstet nach Licht und Freiheit, seine Werke, seine Worte, sein Wandel, sein ganzes Wesen athmen diese Tugend aus. Im hohen Alter noch, einige Monate nach seinem achtzigsten Geburtstage ist er ein Thatzeuge seines kräftigen Freiheitsdranges geworden, da er zur Lutherkirche übertrat — aus innerem Drange; denn er sagt: bekennen kann man nur das, was man erkannt hat.

Zur Vervollständigung der äußeren Umrisse unseres Lebensbildes mag noch angeführt sein, daß Bernaleken die Pfarrerstochter von Dällikon in der Schweiz heiratete. Wilhemine Zwingli, den letzten Sproß von dem Stamme des Reformators. Von den Kindern aus dieser Ehe lebt ein Sohn Walther, Professor an der Realschule unter den Weißgerbern in Wien, und eine Tochter Gertrud, Gattin des Bankdirectors Fäßl in Zürich. Nach dem Tode seiner ersten Frau im Jahre 1873 vermählte sich Bernaleken mit Pauline Kammerer, der Witwe des Generalmajors a. D. Sebastian Kammerer. Diese brachte ihm zwei Kinder in die Ehe mit, eine Tochter Ludmilla, die mit der Mutter das Hauswesen besorgt und über dem Wohle des ehrwürdigen Greises wacht, und einen Sohn Karl, der an der Schule in der Replerstraße zu Graz als Lehrer wirkt.

Nichts glänzendes und äußerlich Großes ist an dem Bilbe, das wir gezeichnet haben; aber es erquickt, erbaut, erhebt durch den inneren Wert, der es erfüllt: ein arbeitsfreudiges, dem Dienste unseres Volkes unserer Muttersprache und der Veredelung des Menschenherzen geweihtes Lebens liegt vor unseren Blicken aufgerollt, ein leuchtendes Vorbild.

Aurelius Polzer.

## Singvögel.

### Erwachen.

Mir tönt ein Klingen im Gemüthe,  
Ein moll-Accord nur, leij' und weich.  
Mir blüht im Herzen eine Blüte,  
Ein Blümlein, schlicht nur, zart und bleich.

Und doch, es sind urchte Töne,  
Die mir da klingen im Gemüth,  
Und doch — es ist urchte Schöne,  
Die mir da still im Herzen blüht. Franz Floth.

### Wanderung.

Der Nebel sank. — Ins Unbekannte	Das sind die alten, todten Tage,
Der weiten Heide will mein Schritt	Das ist ein blasses, todtes Lieb,
Und alles, was die Seele bannte,	Das ist die eine große Frage,
Geht mir zur Seite wandernd mit.	Die immer ohne Antwort blieb. —

Die stimmenlose Winterbläse  
Verhüllt um mich das ganze Land;  
Mir ist, als ob die Finger presse  
Mir eine kalte Todtenhand. Anton Kent.

### Unbedachteter Stolz.

Am Bache saß ein Vögelein, Das wollte gerne trinken, Da ihm das Bücken zu gemein, That mit dem Haupt nur winken.	Das Vögelein, ach, vergebens nicht Dem übermüth'gen Tröpfchen, Bis endlich es hinunterblickt Sein allzu stolzes Köpfschen.
Doch Bruder Bach, ein wilder Gast, Als ob er's gar nicht sähe, Zerschellt sich alle Glieder fast, Vor Lust auf Stein und Höhe.	Da schlürft es nun und trinkt sich satt Und freut sich solcher Labe; Dass sich's seit dem gebessert hat, Ich jüngst erfahren habe.

So mancher stolze Erdenwicht  
Mag jenem Vogel gleichen;  
Das eine doch bedenkt er nicht:  
„Das Glück muß man erreichen.“ Ein blindes Mädchen.

### Röslein und Rosalind.

Gold duftet ein Röslein,  
Ich grüß es, es spricht:  
„Bin schön wie Dein Mägdelein,  
Du lässest mich nicht!?“

Schön Röslein verzeihe,  
Ihr — bist du nicht gleich,  
Denn nichts ist an Weihe  
Und Anmuth so reich!

Doch blühe froh weiter  
Ihr — ähnlich, ja blüh',  
Ein stiller Verbreiter  
Des Glückes, wie Sie. J. W.

### Wie sich das scheue Reh . . .

Wie sich das scheue Reh zur Quelle ringt,  
So drang ich durchs Gestrüpp der wilden Ranken  
Und forderte das Schicksal in die Schranken:  
O sag', was mir die ferne Zukunft bringt.

Denn schnell verfliehet des Lebens Blütezeit,  
Wie wird es sein in zehn, in zwanzig Jahren;  
Winkt mir noch Freude, drohen mir Gefahren!  
O gib auf meinen bangen Ruf Bescheid.

Nings blieb es still, doch Gottes milder Hauch  
Zog mir so lind und leise durch die Seele,  
Dass ich mich dessen Hände nun empfehle,  
Der hier die Blüten schlägt auf Baum und Strauch.

Ferdinand Pfeiler.

### Frage- und Antwortspiel.

Von Otto Julius Bierbaum.

Der Sohn fragt:

Wohin komm' ich,  
Vater, wenn ich  
Aufwärts immer höher stiege?  
Wohin komm' ich,  
Vater, wenn ich  
Steil auf in die Lüfte fliege?

Der Vater antwortet:

Flieg' und steige in die Ferne!  
Steig' und fliege und verlerne,  
Dass ein Dort ist und ein Hier.  
Steigend lernst Du es begreifen:  
Alles in die Höheschweifen  
Bringt am Ende Dich zu Dir.

## Der Katholicismus

und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit von Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Wiener Universität. (Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung, 1902.)

Obwohl in manchen Punkten anderer Anschauung, ertheile ich dem Herrn Prälaten Prof. A. Ehrhard für dieses Werk die kirchliche Druckgenehmigung, weil es hohen sittlichen Ernst und warme Liebe zur Kirche zeigt. — Mit ähnlichen Worten charakterisiert Paul Wilhelm, der Bischof von Rottenburg, das Buch, wie mich dünkt, trefflich. Dem Bischof scheint es aber zu liberal zu sein, oder in Reformvorschlägen zu weit zu gehen. Das Werk unterscheidet viel, stets ein Merkmal der Complication und Vielfärbigkeit der katholischen Kirche, in deren Punkten es immer ein Ja und ein Nein gibt, das zum Guten, aber auch zum Gegentheil ausgenützt werden kann. Ehrhard unterscheidet vielleicht zu scholastisch, aber redlichen Herzens. Er unterscheidet den Katholicismus an sich und die Organe desselben. Der erstere ist unfehlbar, göttlich; es scheint, daß Ehrhard zwischen Katholicismus und der katholischen Kirche einen Unterschied macht, denn an den Vertretern der Kirche und den Katholiken, die doch die Kirche darstellen, hat er vieles auszusagen. Ich vermute er versteht unter Katholicismus das Christenthum des Evangeliums dogmatisch erhärtet und im Cultus versinnlicht. Die kirchlichen Organe des Katholicismus sind menschlich, fehlerhaft und ihre Bestimmungen in kirchlichen Dingen sind der Zeit angepaßt oder sollten es sein. Im Katholicismus an sich ist der Verfasser streng orthodox, da rechtfertigt er alles; bei den kirchlichen Vertretern und ihren Verordnungen und Handlungen gibt er Irrthümer zu, aber auch hier entschuldigt er wohl zu viel: Die Inquisition, weil sie eigentlich von weltlichen Staaten getragen wurde, den Jesuitismus, weil er die Kirche stärken wollte, die Liguorimoral, weil sie ihrer Zeit gemäß war, den „Syllabus“, weil er ja nicht dogmatisch, vielmehr nur oportun war, die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit, weil sie eigentlich nur etwas Selbstverständliches sagt. Daß dem Verfasser an der hohen Geistlichkeit und ihrem Vorgehen vieles nicht recht ist, deutet er nur recht oft an, ist aber zurückhaltend, wo doch klar gesagt werden müßte was nicht recht ist. Vieles Mittelalterliche an Auperlichkeiten und Aberglauben — deutet er an — mußte wegfallen, unserer Zeit und ihren Bedürfnissen mußte die Kirche in den Formen sich anpassen. Dem Subjectivismus, dem nationalen Geiste, der Wissenschaft, dem Bildungsbedürfnisse mußte sie mehr Rechnung tragen, versöhnlicher gegen andere Kirchen mußte sie sein. Der Katholicismus als solcher würde alles das gestatten. An dem Protestantismus erkennt der Verfasser viel Christliches, bezeichnet ihn aber als die Ursache der Entfremdung zwischen dem modernen Geiste und der Kirche. Der moderne Geist sei weder grundsätzlich noch thatsächlich dem Katholicismus entgegen, vielmehr dieser verdanke der neuen Zeit große Vortheile, nur daß solche Vortheile von Vertretern der Kirche sehr oft nicht ausgenützt würden. Vor allem erkennt Ehrhard, daß in unserer Zeit das religiöse Bedürfnis nicht im Schwinden, eher im Wachsen begriffen ist, daß die Religion, das Christenthum sich zwar von den Formen des Mittelalters abgewendet, sich jedoch mehr verinnerlicht und vergeistigt habe. Eine katholische Universität in Salzburg ist nicht ganz im Sinne unseres Verfassers. Wie kann solch eine einzige, abgeschlossene Universität gegen den Geist der hundert anderen Hochschulen auskommen? Sie würde nur trennend wirken, es wäre ein Rückzug aus der Welt in den Winkel. Vielmehr müßten katholische Gelehrte in den schon bestehenden Universitäten Eingang erobern,

dort aber nicht bloß Theologie lehren, sondern alle Zweige der freien Wissenschaft, die an sich ja weder katholisch noch antikatholisch, sondern eben die Wissenschaft ist. Die Wissenschaft könne überhaupt nie antireligiös sein, nur die Hypothese, die Philosophie der Wissenschaft könne es sein. Wäre dieses alles erst klar, dann würde eine Verständigung zur Versöhnung der christlichen Kirchen, natürlich unter dem weitherzigen, allumfassenden Hute des Katholicismus wohl zu erwarten sein.

Ehrhard sagt also, daß der Geist des Katholicismus zeitlos dem einen ewigen Geiste der Wahrheit und Liebe diene, daß er sich gleich bleibe und sich gleich bleiben müsse, daß jedoch seine Formen den Zeiten und den Völkern angepaßt werden können und sollen, sowie es in der Vergangenheit stets geschehen sei. Allerdings — so geht hervor — könne die Kirche durch ein solches Anpassen an den Sünden der Zeit sich mitschuldig machen, wie es z. B. in der Inquisition geschehen. Wenn sie aber stets abseits von der Welt stehen bleiben wolle, würde sie ihren göttlichen Beruf, eine Lehrerin der Völker zu sein, noch viel weniger erfüllen.

Der Prälat ist sehr höflich. Wenn es aber die Verwaltung der Kirche verstehen will, was er meint, so spricht er klar genug. Deutlicher durfte er wohl nicht werden, sollte das Werk im Clerus, dem es noth thut, Eingang finden. Ehrhard spricht nicht vom Reformkatholicismus, gegen diese Auslegung würde er sich wahrscheinlich verwahren. Aber kirchliche Reformen will er, das ist klar.

Was Professor Ehrhard in gemäßigter akademischer Form verlangt, das wird heute, ob fein oder grob, auch anderswo begehrt. In diesen Blättern ist schon vor der Los von Rom-Bewegung auf die Nothwendigkeit einer Reform der Kirche hingewiesen worden. Aber dabei haben wir eine merkwürdige Erfahrung gemacht. So sehr protestantische Kundgebungen stets Wiederhall finden, so lautlos still bleibt es in der Bevölkerung, wenn wir von katholischen Reformen sprechen. Mit Ausnahme katholische Seelsorger, die einer Reform nicht bloß zugänglich wären, sondern sie geradezu im Herzen wünschen, bleibt unsere Bevölkerung gleichgiltig in Reformfrage. Dem einen Theil ist es recht, wie es ist, der andere fällt am liebsten ohne weiteres ab von der Kirche, dem dritten weitaus größten Theil ist es aber unendlich gleichgiltig, ob die katholische Kirche sich reformiert oder nicht. Die Mitglieder dieser Masse, sie bleiben, was sie sind, Namenkatholiken. Die letztere Erscheinung nun (die Kirche mag sich damit einstweilen zwar zufrieden geben) ist die allerbedenklichste. Ist diese indifferente Menge nicht zu bekehren zur Strenggläubigkeit und ist sie nicht zu bekehren zum Abfall, so wird und muß sie die Kirche zum Marasmus führen. Muß es denn so kommen?

Der Ton, mit dem das Wiener „Vaterland“ Ehrhard's „Katholicismus“ aufgenommen hat, läßt eine Reform in Äußerlichkeiten der katholischen Kirche nicht erwarten. Mit wahren Pharisäerstolz sind die Herren sich ihrer Vollkommenheit bewußt; sie haben keinen Fehler, nicht den geringsten, sie brauchen sich also nicht zu bessern. Wohin die Unbußfertigkeit führt, das wollen sie — scheint es — lieber erleben, als im Buche lesen. Wenn der christliche Geist des Katholicismus nicht weiter und freier wäre, als es das Herz dieser Kirchlinge ist, dann hätten die Millionen Katholiken, mit denen die Kirche doch Staat machen will, längst nicht mehr darin Platz. Auch Prälat Ehrhard müßte hinaus, denn er hat ein Buch über die christkatholische Kirche geschrieben, ein katholisches Buch, in welchem (obchon es auch seine heiklen Stellen hat) wirklich einmal der heilige Geist spricht. — ein Buch der Klärung und Versöhnung.

R.



## Streiflichter.

Einngedichte von Otto Promber.

Warum ist jener so müd und verdrossen?  
Er hat zu stürmisch die Jugend genossen!  
Er schlürfte das Leben im vollen Zug  
Und kam bis zur bitteren Gese im Krug.

\* \* \*

Die Dummheit dieser Welt zu tabeln  
Fällt keinem wahrhaft Klugen ein,  
Denn wenn wir keine Nullen hätten,  
Dann könnt die 1 nicht 100 sein.

\* \* \*

Der Weise wählt erquickenden Humor,  
Der Kluge seinen Wit zum Weggenossen,  
Der Dumme zieht den groben Bierulk vor,  
Und der Gemeine wickelt von den Gossen.

\* \* \*

Gewandte Sprecher trifft man häufig,  
Denn schon ein Schwäher spricht geläufig,  
Indessen mancher mühsam stammelt,  
Der nebenbei — Gedanken sammelt.

\*

Webt Dir die Noth ein Sorgenkleid,  
Umtanzt Dich Haß und Born und Neid,  
Spitzbüberei und Lücke —  
Bist Du nur Hans im Glücke.

\* \* \*

Je schüchterner ein Knabenherz,  
Ein Mädchenherz geblieben,  
Um desto zarter, inniger  
Und heil'ger wird es lieben!

\* \* \*

Ein Giebelstübchen. Vier schmale Wände.  
Das Kind spielt am Tische. Die Frau regt die Hände.  
Im Ofen brodelst's; — rings Sturmgelönd!  
Der Mann tritt ins Stübchen, mit Schnee behangen.  
„Schön guten Abend!“ — Ein Kuß auf die Wangen.  
Du Bild der Armut — wie bist du schön!

\* \* \*

Herz, Herz — o wolle nur nicht  
Im Lieben ermatten!  
Wer liebt, der wandelt im Licht,  
Wer haßt, im Schatten.

## Aufruf.

Unter dem Protectorate des regierenden Fürsten Johann von Liechtenstein hat sich ein Comité gebildet, das es sich zur Aufgabe setzt, eine Central-Bibliothek für die Blinden Oesterreichs zu schaffen.

Von den wichtigsten Hilfsmitteln der Bildung und Erbauung — der Benützung guter Bücher, sind just die Armen ausgeschlossen. Wohl gibt es Bücher für Blinde, allein ihre Herstellung ist sehr kostspielig und die Production muß sich in engen Grenzen halten. Das Vorlesen wird nie ausreichenden Ersatz für eigene Lectüre zu schaffen vermögen.

Ein gutes Buch ist ein guter Freund, pflegt man zu sagen. Gilt das schon für uns, die wir sehen, um wieviel mehr erst für den Blinden! Welcher Gewinn wäre für ihn die Möglichkeit umfassender Lectüre, die Möglichkeit, sich an dem geistigen Besitze der Zeit den gleichen Antheil zu erringen wie der Sehende! Schon ist manches dafür geschehen, aber der dringendste Bedarf ist noch lange, lange nicht gedeckt, die Mitteln reichen nicht hin.

Das unterzeichnete Comité will eine große Centralbibliothek schaffen, die im Stande wäre, sämtliche Blinde Oesterreichs mit gebiegem Lesestoffe zu versehen. Entlehnung und Verschickung der Bücher soll unentgeltlich erfolgen.

Jeder noch so geringe Beitrag wird dankbar entgegengenommen und unter der Adresse des Cassiers des Comité's, Herrn A. Werner, k. u. k. Militärregistrator, Wien, IV., Rubensgasse Nr. 8, oder an die Direction des k. k. Blinden-Institutes, Wien, II/2, Wittelsbachstraße 5, erbeten. Kann doch eine Gabe nicht besser verwertet werden, als wenn sie dazu dient, denen, die im Dunkeln gehen, einen Strahl des Lichtes zu bringen. Licht des Geistes — es ist für die armen Blinden Erlösung!

### Für das Comité:

Alexander Markgraf Pallavicini. Professor Dr. Meyer. Regierungsrath Dr. Glossy. Ferdinand von Saar. Dr. Maria von Ebner-Eschenbach. Regierungsrath Dr. Ziwja. Josef Lewinsky. Josef Zycha. Dr. Hans Sittenberger. Dr. S. Staniek. Anton Werner. Dr. Franz Böhm. Anton Messner. Regierungsrath Alexander Mell.



**Worte Christi.** Zusammengestellt von G. St. Chamberlain, Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ (München. F. Bruckmann.) An gelehrten Versuchen, hier und da aus den Übereinstimmungen und Abweichungen unserer Evangelisten auf den Bestand der ur-

sprünglichen Worte Christi zu schließen, hat es nicht gefehlt. G. St. Chamberlain, der nicht Theologe ist, hat die Sache von einem ganz neuen Standpunkt angefaßt. Auch er wollte die Worte Christi zusammenstellen, überzeugt, daß diese Worte, losgelöst aus

dem umgebenden Text, eine unerwartete, reine, mächtige Wirkung ausüben und für viele eine wahre Offenbarung der Persönlichkeit Christi bedeuten würden. Doch hat er nicht zu philologischen Argumenten und logischen Inductionen Zuflucht genommen, sondern er hat einfach den altgeheiligten Text unserer Evangelien als unantastbar betrachtet und aus ihm die Worte des Menschensohnes zusammengetragen. Als einziges Gesetz galt ihm: dort wo die Evangelisten von einander abweichen, die kürzeste und schlichteste Fassung zu wählen. Einen weiteren Charakter der Sammlung bedingt folgender Umstand. Chamberlain hat nicht ein polemisches Werk schaffen wollen; seine Worte Christi sollen nicht irgend einer christlichen Confession im Kampfe gegen andere christliche Confessionen dienen; allen Christen und auch allen Nichtchristen soll dieses Buch zur Belehrung und Erbauung dienen können. Einhundertundsechzig reinmenschliche Worte sind auf diese Weise aneinander gereiht worden, und zwar mit peinlichster Berücksichtigung der genauen Bedeutung des Textes. Besonders lebendig wirkt das Ganze durch die Gruppierung der Worte in sechs Abtheilungen nach ihrem Inhalt. Chamberlain unterscheidet Worte Christi: 1. über Glaube und Beten, 2. über Gott und das Reich Gottes, 3. über sich und die Seinen, 4. über die Priester und ihre Religionsgebräuche, 5. über die Welt und die Menschen (Weltweisheit), 6. über Thun und Lassen (sittliche Gebote). Durch diese Gliederung erhält man eine überraschend klare Einsicht in die Lehre Christi, und es ist nicht zu viel gesagt, daß manche Menschen nach dem Durchlesen dieses kleinen Werkes eine lebendigere Vorstellung des Charakters und der Persönlichkeit Christi besitzen werden, als nach jahrelangen theologischen Studien.

Was Chamberlain hier versucht hat, ist höchst bedeutend. Durch die ganz unvermittelte Darstellung jener Worte des Heilands, die rein menschlich sind und von allen zu aller Zeit verstanden werden können, hat er Christus gleichsam losgeschält von seinem Orte, von seiner Zeit und in die ganze Welt, in die Ewigkeit hereingestellt, vor die gottsuchende Menschenseele von heute hin. Leser, nimm das Buch und lies daraus die Worte Christi, es sind deren nur hundertundsechzig, aber Du hast den ganzen gewaltigen, menschlichen, göttlichen Christus vor Dir. Man muß sich wundern, daß dieser Auszug nicht längst gemacht wurde. Freilich ganz besonders willkommen ist er heut, da Jesus Christus in der modernen Menschheit so wunderbar wieder von den Todten aufersteht.

Wir wünschen von diesem Werk nur noch eine einfachere, recht billige Taschenausgabe. Denn die Verbreitung verdient eine ungeheure zu sein.

R.

**Judas, der Sohn des Verderbens.** Von Max Crone. (Kassel. Röttger.) Crone wäre kein Unbekannter mehr, wenn es dem Tüchtigen stets sofort gelänge, Anerkennung zu gewinnen. Der evangelische Pfarrer von Niederegggen im Großherzogthum Baden hat im Jahre 1895 bei Winter in Heidelberg einen Band sehr trefflicher Gedichte erscheinen lassen, die vor allem im Gebiete der religiösen Lyrik, das heute zwar vielfach, aber sehr mittelmäßig gepflegt wird, Crone neben die großen Christusfänger der evangelischen Kirche, Julius Sturm, Karl Gerok, Meta Heuser-Schweizer und nicht minder neben die Classiker der katholischen, religiösen Lyrik, Brentano und Annette von Droste-Hülshoff stellen. Auch hat er eine Reihe von ansprechenden Novellen aus dem Bergmannsleben geschrieben, von denen eine kleine Sammlung unter dem Titel „Auf und unter der Erde“ in Reclams Universalbibliothek erschienen ist. Jetzt bietet uns Crone in einer äußerst originellen und tiefen Auffassung und in einer fließenden Sprache eine episch-lyrische Dichtung von Judas, dem Sohn des Verderbens. Für den christlichen Geistlichen war es eine Art von Wagestück, eine dem christlichen Bewußtsein so verfehmte Persönlichkeit in der Dichtung menschlich nahezubringen. Der Ton des Predigers, der einfach die satanische Bosheit und Verworfenheit des unglückseligen Apostels in flammenden Kraftausdrücken feststellt, kann der Dichter nicht verwenden. Denn, was die Dichtung zur Darstellung bringt, muß sich innerhalb der psychologischen Möglichkeit halten: Judas, einfach als Werkzeug des Teufels, wäre in der Dichtung ein Monstrum. Umso mehr muß man die Kunst des christlichen Dichters bewundern, der bei gewissenhafter Verwendung der evangelischen Berichte, die innere Entwicklung des so hohen Berufes unwürdigen Apostels sehr anschaulich und glaubhaft darstellt und auch den Verrath des Erlösers in einer Weise motiviert, die wir menschlich für möglich halten müssen. Der Grundgedanke der schönen Dichtung ist: Leicht mischt sich unserer Begeisterung für das Hohe und Göttliche Unlauterkeit und materielle Gefinnung bei, ohne daß wir es so recht merken. In der unerklärlichen Weise, wie ein Mensch selbst im Dienste des Guten zum Egoisten wird, ja fast ohne es zu wollen und zu wissen, ganz zum Gegentheil von dem kommt, was er ursprünglich beabsichtigte, und so dem Bösen anheimfällt, sehen wir das Geheimnis des Bösen, das mysterium iniquitatis, das zu lösen keiner Theologie und keiner Philosophie je vollständig gelingen wird. Der schließlich zum vollständigen Geiz in jeder Richtung sich auswachsende Egoismus des Apostel läßt ihn Jesu Werk und Lehre ganz mißverstehen und führt endlich mit innerer, unausweichlicher Nothwendigkeit zur

Katastrophe. Uns aber ist ein hartes Urtheil über den Gefallenen versagt, denn „so mancher gute Kirchenfürst trägt um das stolze Herz den Judaspanzer“ (S. 11) und der Aufrichtige wird mit dem Dichter bekennen müssen: „Ich fühl in meinem eignen Ich so viel von Dir“ (S. 47). Möge vielseitige Anerkennung und weite Verbreitung seiner bisherigen Leistungen den hochbegabten, christlich frommen und deutsch innigen Dichter noch zu recht viel Schönerem in Lyrik und Epos anspornen.

Irenaeus Germanus.

**Sonnwendtag.** Drama in fünf Aufzügen von Karl Schönherr. (Wien. L. Kosner. 1902.) Als stilles Buch ist es erschienen, dieses Drama, das dazu bestimmt ist, von den Bühnen herab unserer thörichtesten Zeit ein furchtbares Wort ins Gesicht zu sagen. — Die Krämerpartei in einem Tiroler Gebirgsdörfchen will ihren Wallfahrtsort auffrischen. Die Teutonenpartei will um jeden Preis ihr Sonnwendfeuer haben. Eine arme, brave, arbeitsame Familie wird hin- und hergerissen und von beiden hasserfüllten Parteien so aufs Äußerste gekehrt, bis sie vernichtet ist und mit einer Missethat endet. Wer in dieser Tragödie trotz ihrer schrecklichen Realität ein Symbol unseres, von wüthendem Parteigetriebe zer-rissenen Volkes sehen will, der wird nicht irre gehen. Es wird ihm recht klar werden, daß die Haupttriebfeder der kirchlichen wie der politischen Parteien nicht immer Religion oder Nation ist, wohl aber zumeist persönlicher Eigennutz und persönliche Eitelkeit. Und mit solchen Eigenschaften ausgestatteten Phrasenhelden wird das materielle und sittliche Wohl des Volkes geopfert. Ein wahrer Dichter hat diese brennendsten der Fragen in ein decentes, und wie mich dünkt, überaus wirksames Kunstwerk gegossen, wie ein vollendetes schon sehr lange nicht mehr erschienen sein dürfte. Ihr Theater-Directoren von Wien, Graz, Innsbruck, Prag und anderen Orten, heute besser als morgen, daß ihr den „Sonnwendtag“ auf die Bühne bringet! Es wird Ehre dabei heraus schauen. Der „Sonnwendtag“, schreibt eine gewichtige Stimme, ist nicht ein künstlerisches Ereignis, sondern das künstlerische Ereignis dieses Jahres.

**Hauschatz älterer Kunst.** Von dieser neuen, im Verlage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien erscheinenden Publication von hervorragenden Kunstblättern nach Gemälden alter Meister, sind soeben die Hefte II und III erschienen. Die beiden neuen Hefte enthalten vorzügliche Reproduktionen nach Gemälden von Jan Both, Carel Fabritius, M. Hondcoeter, Francs von Mieris, Adriaen von Ostade, P. Potter, Rembrandt, Rubens,

Jakob und Salomon van Ruysdeal. Für die Güte der Wiedergaben bürgen die Namen der Kupferstecher und Radierer, die diese Werke reproducirt haben: W. Unger, P. Palm, W. Hecht, L. Kühn, W. Krauskopf u. a. V.

**Ein neues Bild von Graz.** Zu dem großen Feste, das Graz und die Steiermark in diesen Sommer begehen will, ist besonders die Kunst emsig in Vorbereitungen. So ist bei Franz Plentl in Graz ein Bild der steirischen Hauptstadt erschienen, wie ein solches bisher kaum dagewesen sein kann. Es stammt vom vaterländischen Meister Ludwig Rainzbauer, der drei Jahre lang daran gearbeitet hat. Das Bild ist im Süden der Stadt von halber Vogelperspective aus aufgenommen. Wer Freude daran hat, daß unser Graz sich zur Großstadt entwickelt, der muß von dem Bilde entzückt sein. Es zeigt die ganz gewaltige Ausdehnung der Stadt, ihre herrliche Lage zwischen Hügeln und Waldbergen und die vielen schönen Straßen und Gebäude. Auch die Landschaft des Hintergrundes ist wahr und stimmungsvoll. Obschon von einem Punkte aufgenommen, der für gewöhnliche Beschauer thatsächlich nicht existiert, macht das Bild doch den Eindruck des durchaus natürlichen. Von den Gästen, die uns in diesem Jahre besuchen werden, dürfte gar mancher das Bild mit nach Hause nehmen.

M.

**Die Stadt der Grazen.** Der ersten Auflage des seltsamen Büchleins von Professor L. Mayr (Graz. Paul Cieslar) folgte nun eine zweite, reich vermehrte Ausgabe, die durch ihren Inhalt und ihre vornehme Ausstattung gewiß vielen Grazern und sonstigen Freunden poetisch-humorvoller Schilderung eine willkommene Dichtung sein wird. Der Verfasser, ein ausgezeichnete Pädagoge, schildert nicht nur in fließender deutscher Hexametern die Schönheit von Steiermarks Landeshauptstadt, sondern er formt auch griechische Verse, welche durch ihre Reinheit, den Anklang an Homer und ihre wichtige Anwendung classischer Ausdrücke auf moderne Begriffe und Namen einen ganz eigenen Reiz ausüben. Besonders für das Sängerefest dieses Jahres scheint uns „Die Stadt der Grazen“ als dauernde Erinnerung für fremde Gäste wie geschaffen.

H.

Im Musik-Verlagshause in Wien eben erschienen, von Dr. Josef Pommer auf-gesetzt:

**Heitere deutsche Volkslieder.** Für vierstimmigen Männerchor;

**Deutsche Volkslieder.** Für vierstimmigen Männerchor;

**Echte deutsche Volkslieder** im Satz für gemischten Chor;

**Podler und Dujeser** aus Steiermark und dem steirisch-österreichischen Grenzgebiete.

Pommer ist der tüchtigste und verlässlichste Sammler von Volksliedern und wohl auch der beste Aufschreiber, der sie in Text und Noten den Sängern mundgerecht macht. Seine Sammlungen sind also allen Volksliederfreunden auf das Angelegentlichste zu empfehlen. R.

**Im Dreiviertel-Takt.** Wienerisches von Ottokar Tann-Bergler. (Wien. Robert Mohr. 1902.) Wir sind in froher Verwunderung darüber, daß der gute alte Wiener Humor immer noch nicht ausgestorben ist, trotz — na, lassen wir's gut sein. Chiavacci, Pöhl, Tann-Bergler. Diese liebenswürdigen Satyriker haben uns wieder mit köstlichen Gaben beschenkt. Vor mir liegt Tann-Berglers „Dreiviertel-Takt“, in dessen Motiven man Strauß'sche Walzer zu vernehmen meint. Aber freilich, mehr noch. Man lese die Stücke: „Unser Bettler“, „Ich kann das Tratschen net leiden!“, „Das neuhe Mabel“, „Die echte Hawana“, „Das Familien-Clavier“, „Die wirtschaftliche Frau“. Trotz der dem österreichischen Humor geläufigen Übertreibung lassen sie tief in die alte Wiener Seele blicken. Aber je lächerlicher die Leute, je besser für den Satyriker. Unsere Wiener Humoristen sind nicht blöde im Zugreifen an so üppigen Tafeln. M.

**Am Gardasee.** Von Ewald Haufe. (Innsbruck. U. Edlinger.) Die zweite Auflage dieses Büchleins kommt in reizender Ausstattung zu uns, zehn Skizzen und Charakterbilder, die der gelehrte Verfasser der „Naturgemäßen Erziehung“ mit blendender Virtu-

osität hingeworfen, farbenprächtig wie der See und heiter wie die Bewohner seiner Ufer. Wer nie dort gewesen, fühlt sich hingezogen und heimisch; wer die malerischen Gestade kennt, dem locken die Skizzen-brennende Sehnsucht herbei. Das ist die richtige Art, Land und Leute zu schildern; man fühlt sich mitten darin, unterhält sich vorzüglich und trennt sich nur schwer. F.

**Himm mich mit!** Gedichte für kleine Leute von Alfons Krämer. (Rempten. J. Köfel.) Ein herziges Büchlein von einem Kinderfreunde und Dichter, der mit den Kleinen lebt und empfindet. Die Gedichte sind in vier Bändchen zwanglos nach den vier Jahreszeiten angeordnet und hübsch illustriert. Das Büchlein wird sich viele kleine Freunde erwerben und eine willkommene Gabe zu jeder Gelegenheit sein.

Die „Hendel-Bibliothek“ bringt neuestens:

**Die Hosen des Herrn von Gredow** von Willibald Alexis;

**Der Dohn der Wildnis**, dramatisches Gedicht von Friedrich Halm;

**Die Braut.** Schauspiel in 5 Acten von Mustatuli. Deutsch von Karl Mischke;

**Goth.** — **Coxar.** Von J. Shield Nicholson. Übersetzung aus dem Englischen von M. Goulven;

**Seine Ahlovin und Wozu haben sie die Augen?** Von Lope de Vega;

**Vera Voronkoff.** Schilderung aus dem russischen Leben von Sonja Rowalewsky. Deutsch von Frieda Hoffmann.

☞ Vorstehend besprochene Werke etc. können durch die Buchhandlung „Leyskam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Schulhaus Krieglad-Alpel.

(5. Ausweis.)

Übertrag 7609 Kronen. — Neuerdings bei Rojegger in Graz eingegangen in Kronen: Wehner, von Dresdener Lehrern 18. Oberlehrer Urban, Merfeldsdorf, Böhmen 10. Autorenabend, Wien 44. Göttert, Judenburg 18. Frau Winkler, Vernsdorf, Böhmen 2. Alpine Gesellschaft „Umbleameln“, Wien 60. Rosegger-Gesellschaft, Dornbirn 50. Dr. Abel, Leipzig 5. Frau Silgner, Gries 20. Aus Vozen durch das „Grazer Tagblatt“ 2. Durch das „Neue Wiener Tagblatt“ 7. Auffig, Karbiher Lehrerverein 20. Dr. Karl v. Stremayr, geheimer Rath, Wien 50. Virksfelder Lehrerverein 20. Cassendirector Weibel, Graz 10. Menschenfreundin, Frankfurt a. M. 4. Dr. Czermak, Wien 5. Frau Milassewiz, Budapest 2. G. Böhmer, Dresden 5. Frau Regnisöm, Värndorf bei Rottenmann 4. Frau Zelinek, Brunn 5. „Bismardisch“, Wien 10. A. Stein, Weimar 5. Frä. Stange, Friedland, Mecklenburg 7. Drei Brüder Hüttel, Volksschüler in Brüg 2. Frau Kallab, Graz 10. Eine dankbare Verehrerin im Riesengebirge 400.

Gesammelt von R. Dunst, Friseur in Graz: P. Labstätter jun. 1. F. Labstätter 1. M. Kleinlercher 1. R. Dunst 1. Hubert Skalat 1. Prof. Casper 1. Louis Kleinoschel 1. Oskar Rohr 1. Michael Fischer 1. J. Zeilinger 1. Heinrich Ruppel 1. Julius Heine 1. Franz Rutschka 1. Hans Werner 1. Heinrich Lukaseder 1. Robert Graf 1. Frau Fanny Brodnik 1. Emil Frenberg 2. Franz Meising 2. Karl Hoffmann 4. Ernst Horak 20. In einzelnen Hellen 2. Zusammen 8451 Kronen.

Das Schulhaus, dessen Bau bereits beginnt, soll im Herbst zum Schulbeginne fertiggestellt sein.

Graz, am 15. Februar 1902.



„Meinen Freunden, die schon besorgt sind, ich könnte ein friedliebender Mensch werden, gebe ich die beruhigende Versicherung, dass ich wie bisher so auch in Zukunft vom Frieden nichts wissen will. Der Frieden gehört in die Kumpellammer“. Dieses heldenhafte Manifest in Friedenszeit muss man hoch bewundern und — tiefer hängen.

**M. H., Wien.** Zum Ehebruch ist der Mann eher geneigt als die Frau, und doch ist er bei demselben in weit größerem Nachtheile als die Frau. Die Frau hat stets nur ihre eigenen Kinder im Hause, der Mann? —

**B. M., Leoben.** Niemand darf den Sünder verurtheilen, außer der Sünder will — als Vorbild gelten.

\* „Der Schutz der Muttersprache verdient keinen Tadel“, schrieb vor kurzem der Papst an österreichische Bischöfe. Dürften wir jetzt nicht noch einmal bitten um unsere Muttersprache bei dem katholischen Gottesdienste in unseren deutschen Gemeinden?

**G. A., Wels.** Lesen Sie J. Heers: „An heiligen Wassern“ und R. Krays: „Der weiße Tod“, um zu sehen, dass es auch außerhalb Adalbert Stifter noch deutsche Meister der Natur- und Landschaftshildering gibt.

**L. H., Graz.** Für lange hinaus mehr als genug Mitarbeiter.

**L. P., Frankfurt.** Brief immer freundlich begrüßt. Doch dankbar, wenn keine Antwort erwartet wird.

**R. W., Wien.** Das Wort „Voraussetzungslose Wissenschaft“ hat vielfachen Sinn und wird missverstanden und missdeutet. Dass es

eine voraussetzungslose Wissenschaft in buchstäblichem Sinne nicht gibt, wissen alle Gelehrten, wenn sie sich selber um ihren Standpunkt und um ihre Absicht was sie wollen, befragen. Wenn aber die Clerikalen von einer Voraussetzung sprechen, so meinen sie nur die katholische Voraussetzung, für sie gibt es keine andere.

An die „Literarische Praxis“, Erfurt. Ich danke Ihnen, dass Sie Notiz genommen haben von dem Artikelchen: „Wie es unseren ungeladenen Gästen ergeht“. Wenn Sie dasselbe nur vollständig abgedruckt hätten. Seit 20 Jahren arbeiten wir daran, den Dilettanten aller deutschen Lande begreiflich zu machen, dass der kleine, arme, nur auf ein paar ständige Mitarbeiter gegründete „Heimgarten“ mit ihren Manuscripten nichts anzufangen weiß. Was können wir zur Vermeidung gegenseitigen Ärgers und Schadens denn anderes thun, als in möglichst wirksamer Weise vor Zusendungen zu warnen? Mir ist es in meiner Jugend auch nicht besser ergangen dort, wo ich unverlangt etwas einschickte. Es ist eine Frage, ob mit der Aufpäpelung des Dilettantismus der deutschen Literatur ein Dienst erwiesen wird. R.

Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Februar 1902.)



hand, wie die Männer an den Hosentaschen. Der zur Linken barg mancherlei Sachen, als den rothen Taschentuch, den braunen Rosenkranz und wohl manchmal auch eine Semmel oder ein paar Birnen, eben für solche Menschenkinder, die in den Himmel hinausschauen, ob nicht etwas zum Essen herabfiel. Wenn die Ernesta aber einmal gedankenlos in den rechten Sack fahren wollte, da — da glitt die Hand außen an den rothen Streifen hinab und kam unverrichteterweise zurück, denn der Sack war zugenäht. Am Alpsteig, wenn sie über den Zaun stieg, da spielte es so, als ob in diesem Sack ein platter, eckiger Gegenstand wäre. Gebetbuch wars keins, weil sie gar nicht lesen konnte, und Diensthötenbüchel wars auch keins, weils bei der Ernesta derlei Sachen einfach nicht gab. Die Kennzeichnungen brav, fleißig und treu waren ihr Lebtag nicht über sie gesprochen oder geschrieben worden — was soll denn der Mensch anders sein? Davon redet man ja gar nicht. Dreißig Jahre lang war die Ernesta beim Stecken im Stock im Dienst gestanden als Stallmagd. Dann wurde sie eines Tages in das Amt nach Kindberg vorgerufen. Die einzige Schreckenszeit, die sie in ihrem Leben durchgemacht hatte, mit Ausnahme des Jahres, als die große Viehseuche gewesen und ihr alle Kühe und Kälber im Stall bettlägerig geworden waren. Und wenn sie jetzt eingesperrt werden sollte! Ja, warum denn, was hatte sie denn angestellt? Man rief ihr, der Vorladung sich zu widersetzen, aber sie dachte, dann könne es so sein wie mit der alten Zigeunerin, die von dem Standarm geholt worden war. Nein, sie wollte in Gottesnamen freiwillig gehen, und je näher sie dem schönen Marktflecken Kindberg kam, je muthiger wurde sie und je neugieriger, was man mit ihr wolle. Vor der Amtsstunde sättigte sie sich im Wirthshaus für alle Fälle noch mit einer Portion Ruttelflecke und einem Seidel Wein. Beim Amt gab es mehrere Leute, an keinem war etwas Verdächtiges zu merken. Endlich kam ein großer, weißbärtiger Herr, rief etliche Namen auf und auch den der Ernesta Guggenhoferin.

„Sie sind das? Heißen Sie so? Beim Stecken im Stock, nicht wahr? Na gut.“ Und dann kam's: „Sie haben dreißig Jahre lang ununterbrochen bei einem und demselben Bauern gedient. Sie bekommen hier ein Prämium.“ — Ein braunes, ganz dünnes Büchelchen gab er ihr in die Hand. „Gut einstecken, daß Sie's nicht verlieren! Ja, jetzt können Sie schon wieder gehen.“

Außer dem Orte bei dem ersten Baume setzte sie sich in den Schatten, um wundershalber einmal nachzusehen, was lauter in diesem Büchel drin sein werde. Ein Heiligenbild vielleicht oder gar die Muttergottes. Ob's wohl auch geweiht sein wird? Das hätte sie doch fragen sollen. — Mein Gott, schreiben lernen soll sie noch in ihren alten Tagen! Denn das Büchel hatte weiße, linierte Blätter, so wie bei



einem Schulkind. Auf dem einen Blatt steht was geschrieben. Eine Aufweisung wirds sein, so was wirds sein. Was der Will, stecken wirds halt wieder ein und gehen heim.

Die Leute im Steckenhofe zerbrachen sich die Köpfe, aber auch in den zerbrochenen war nichts vorfindbar, was über das braune Büchel hätte Aufschluss geben können. Wenn's der Waldbauernbub auch nicht weiß?! — Natürlich, der wußte es auch nicht. Der sah nur, daß auf dem einen Blatte eine geschriebene Zeile stand, Ziffern vorn und Ziffern hinten und dazwischen ein paar Namen, die kein Mensch lesen konnte. Aber siehe — ganz vorn, es war ein wenig zugestrichelt — doch auch etwas Schöneres. Ein Engel und darüber mit zierlichen Buchstaben geschrieben: Steiermärkische Sparcasse. — „Aha!“ sagten die Leute, „zusammensparen sollst was, Ernesta, so ist es gemeint. Nachher mußt Steuer zahlen. Weil's Dein Geld haben wollen. Geh, wärst nit gscheit!“

Anders der Steckenbauer, als er selber das Büchel in Augenschein nahm.

„Ernesta“, sagte er, schier feierlich ernsthaft sagte er es. „Gefreut mich, daß Du das bekommen hast. Eine Auszeichnung. Verdient hast sie eh. Hundert Gulden hast in der Sparcasse liegen.“

Nun und seither war's, daß die Magd einen zugenähten Kittelsack hatte. Sie blieb hierauf noch zehn Jahre beim Stecken, dann noch zehn Jahre und endlich war keine Rede mehr vom Bleiben und keine vom Gehen. Das Ansehen der alten Magd war hoch gewachsen. Nicht, weil sie ein gutes Dienstoffot war, sondern weil sie Geld hatte. Eine Schlüssel voll Geld, wenn's beisammen wär'. Hundert Gulden, nicht um einen Groschen weniger.

Es gibt Leute, die in der Jugend ein unschönes Gesicht haben und erst lieblich anzusehen sind, wenn die aufgeblähten rothen Wangen ein wenig schwächer und zarter werden und feine Fältchen bekommen. Der Bachleitner Hengel fand, daß die Ernesta immer hübscher werde. Der Hengel war ein ausgedienter Soldat und Wassermeister in der Gegend. Er hatte die Aufgabe, aus dem Bach je nach Bedarf die Mühlen zu speisen und die Wiesen zu bewässern. Bei diesem wässerigen Gewerbe wurde er nicht gerade fett, aber er trug sich mit der Hoffnung, daß ihm in seinem Leben noch einmal ein großes Glück winken werde. Einstweilen fand er, daß die Magd Ernesta ein gutes Herz habe.

„Hab ich eins!“ lachte sie auf und schlug mit der flachen Hand an den zugenähten Kittelsack, daß es klatschte. Die Form dieser Antwort war nicht nach seinem Sinn, er sagte nichts mehr.

Zur kleinen Aushilfe war sie immer zu haben, ob nun ein Armer das Herabfallen des Essens erwartete oder ob ein anderes Dienstoffot

nothwendig Schubriemen brauchte oder Nadel und Zwirn oder auch ein Pfeifel Tabak. Für derlei fiel vom Jahrlohn ab und der Mittelsack blieb zugenäht. Da sie keine Verwandten hatte, so fragte sie eines Abends im Stall der Steckenbauer, was sie wohl vorhabe mit dem Sparcassebüchel? Was damit zu geschehen habe, falls sie einmal nicht wäre?

Die Magd saß just unter einer Kuh und molk ein weißes sprühendes Brünnelein in den Echter. „Aber was glaubst denn, Bauer, ich bin ja!“

„Ist eh recht, ist eh so weit recht, Ernesta. Ich hab halt gemeint. Wer Dir Deine Sack' in Ordnung halten soll. Es ist unsicher, sind wieder Zigeuner im Land. Oft denk' ich, wenn wir all auf dem Felde arbeiten: Das Haus steht allein und die Truben haben kein Gschloß. Auch Deine Gewandtruhe hat keins, wo der schöne Sonntagskittel drinnen liegt. Mein Kasten hat eins und wenn Du etwan sollst Sorgen haben um Dein Büchel, gern heb' ich Dir's auf.“

„Geh kindisch!“ antwortete sie. „Wer wird denn 's Büchel nehmen! Ist ja fest eingenäht!“

Von dieser Zeit an aber doch, daß sie den schwarzroth gestreiften Kittel, der viele Jahre lang ihr Sonntagskleid gewesen war, auch an den Werktagen zu tragen begann. Denn besser als ein eisernes „Gschloß“ ist ein lebendiger Wächter! dachte sie, und auf eine Untersuchung, ob beim Sack oben und unten und seitlings die Nähden in Ordnung waren und auch der Zeug nirgends ein Loch hatte, war sie gänzlich beruhigt und trug ihren Schatz bei sich. In der Nacht legte sie den Kittel unter das Strohkissen und betete den Abendsegen, worauf ein Christenmensch unbesorgt einschlafen darf.

So kam also die Ernesta mit ihrem vernähten Sack glücklich über viele Jahre hinweg. Und als sie schon recht alt war, klagte sie einmal einem Leutpriester auf dem Sonnberg, der ihr Seelentröster war, ihre Bekümmernis von wegen des Sparcassebüchels. Darüber wurde der Geistliche so betrübt, daß er die Hände auf dem Schoß zusammenklammerte und das Haupt nach der rechten Schulter neigte. „Bekümmernis!“ sagte er mit leiser und bewegter Stimme, „das wäre nichts, Ernesta! Wenn Dich dieses Geld belastet, so wirf es von Dir, daß nicht Deine Seele Schaden leide. Das heißt, just wegwerfen auf die Gasse hin, so ist es nicht gemeint. Es gibt so viel Nothleidendes. Hast Du Dir unseren Seitenaltar einmal recht angesehen? Was wäre nöthiger, als daß die Heiligen dran neu vergoldet würden! Du kannst machen, was Du willst, mit Deinem Geld, Gott bewahre mich, daß ich Dich zu was überreden wollte. Wie sehr aber so eine Kirchenstiftung oder was zum Troste der Seelen ist, das kannst Du Dir selber denken. Für Deine verstorbenen Verwandten einmal ein paar

Seelenmessen — möchten ihnen auch gut thun. Na, überleg' Dir's halt und komm' glücklich heim. Und verlier' nichts."

Unterwegs nach Hause dachte sie schon nicht mehr an die Worte des Pfarrers, auch nicht an ihr Büchel, sondern nur an ihre Stallbewohner. Sie wäre doch eine schlechte Person, daß sie so in weit und breit umgienge, während daheim das arme Vieh bei der leeren Krippe stehen müsse. Dann jedoch griff sie umso eifriger zu und entschuldigte sich mit zärtlichen Worten beim Vieh, daß sie es so lange habe warten lassen. Sie konnte die Stallarbeit jetzt nicht mehr recht so leisten, als der Bauer verlangte, aber sie ließ neben sich keine andere Magd dran, lieber arbeitete sie selber Tag und Nacht.

"Du bist nit gescheit", so sagte ihr nun wieder einmal der Hekel, der sie zeitweilig heimsuchte, weil er nicht immer nur Wasser, sondern auch einmal Milch wollte rieseln hören. Zudem lugte er gerne manchmal nach dem Glücke aus, ob es denn nicht endlich einmal komme. „Bist nit gescheit, Ernesta“, sagte er zu ihr. „Wenn ich das Geld hätt', wie Du, da wollt' ich noch einen Finger rühren! Nit um ein Hammerhaus! Da leget ich mich hin aufs Heu, die Weinflaschen daneben und die Tabakpfeifen — und jetzt leckt's mich ins Gnaad!“

„Du alter Wasserpatsch, das kannst auch ohne Geld thun!“ lachte die Alte lustig auf, „einen Heustadl und ein' alte Weinflasche wirst doch noch austreiben mögen!“

Der Hekel lugte sie schief an; ganz krumm wie ein Haken war sein Blick und mit zärtlich girrender Stimme sagte er: „Du bist ein Luder, Ernesta, Dich soll man todtschlagen! Wenn Du einmal allein durch einen Wald gehst, so laß mich's wissen.“

„Mit solchen Reden treibt man keinen Spas!“ verwies sie. „Es haben schon Bessere, als Du bist, die Gnade Gottes verloren.“

Daß es beim Hekel nicht schlecht gemeint war, das wußte sie gleichwohl. Seit er damals so halbwegs um sie geworben hatte, machte sie heimlich einen Unterschied zwischen ihm und anderen. Einer hat halt doch um mich angehalten! Diese Vorstellung that ihr wohler als das Büchel im Kittelsack. Und daß sie ihn damals so lustig abgeschmalzt hatte, machte ihr auch noch immer Vergnügen. Er ist zwar um vierzig Jahr' jünger als ich, aber wenn ich will, mein Büchel heiratet er jederzeit. — So hörte sie ihm ernsthaft zu, als er ihr ernsthafte Rathschläge gab. Er an ihrer Stelle möchte das Geld nicht immer bei den Stadtleuten liegen lassen. Das seien auch nicht die Berläslichstn, so viel man höre. Auch gebe es alle Augenblick wo einen Kummel, da wisse man nicht, ob eine Sparcasse, und wäre sie aus noch so dickem Eisen, wohl auch sicher sei. Dann komme es darauf an, wer die

Schlüssel habe! Heut' lieber als morgen solle sie sich auf die Füß' machen nach Graz und ihr Geld aufheben.

„Hast Du nit Zeit, so schicke mich“, fügte er bei.

„Oder was heißt mich!“ lachte sie auf.

„Benigstens nimm mich mit als Beschützer. Bin einmal Soldat geweest und weiß den Weg. Mit den Herren kann ich auch umgehen. Nur zehrungsfrei halt'st mich, sonst verlang ich nichts.“

Sie lehnte ihn aber doch ab. Sie hatte so eine Art von züchtiger Empfindung. Sie wollte keinen in ihr Bündel gucken lassen. Und die hundert Gulden, die will sie zuerst einmal ganz allein in der Hand haben. Der Stedenbauer war auch der Meinung, sie solle sich endlich einmal um ihr Geld umsehen. Und so gieng sie eines Tages in aller Herrgottsfrüh fort nach der Grazerstadt. Auf weiten Straßen sind Bauerleute nicht so rathlos, als man etwa annimmt. Sie gehen von Kirche zu Kirche. Die Ernesta mußte nur die Kirchen wissen, an denen sie vorüberkommt, und die lernte sie sich ein wie das Vaterunser. Einmal Fischbach, dann Heilbrunn, nachher Passail, nachher Semriach, nachher Straßengel, und so hin und hin. Freilich sind diese Kirchen viele Stunden weit auseinander und zwischen ihnen liegen manchmal ausgebreitete Wildnisse. Zwei Begleiter hatte die alte Ernesta, den Schußengel und das Brotbündel, in welches ihr die Stedenbäurin auch Käse und Rauchfleisch gebunden hatte. „Aber sie sollt' dafür einen schönen Grazer Markt heimbringen.“ Weil sie einen alten Pilgerstab bei sich hatte und daran den Rosenkranz hängen, so hielt man sie unterwegs für eine Wallfahrerin. Die Alte hingegen kam sich schwer sündhaft vor, daß sie eitel Geldes wegen so in die Welt wandere. Und das viele Geld! Mit hundert Gulden kann sich der Mensch alles kaufen, nur den Himmel nicht. — Was sie sich nur lauter kaufen wird! Ob dem Steden wohl die Kühe und Kalben feil wären? Einstweilen beschenkte sie arme Kinder mit Kreuzern. Bei einem Rasten unterwegs besichtigte sie den Rittelsack, in den das Bündel immer noch genäht war. Es wunderte sie, daß die Rasten noch so fest zusammenhielten, als wären sie erst ein paar Wochen alt, und waren doch vor so vielen und vielen Jahren genadelt worden. Am zweiten Tage war sie am Ziel. Als sie an einer Ecke des Gebäudes stand, wo es hieß, sie bekomme ihr Geld, zog sie sich in eine dunkle Ecke zurück, trennte mit dem Beitel die Naht auf und zog das Bündel heraus. Dann trittete sie vor und der Diener führte sie an den Schalter. An demselben standen Leute wie daheim das liebe Vieh vor der Krippe. Einer der Herren, die da hinter dem Gitter überall umhersaßen und schrieben, nahm ihr das Sparcassbuch aus der Hand, bog fürs erste einmal die Ecken zurecht, öffnete es, blickte hinein und schaute dann die alte Magd an. Diese sagte, sie wolle

ihr Geld. Hernach gab er das Büchel weiter. Bald wurde an einem anderen Schalter gerufen: „Ernesta Guggenhofer!“

„Hier!“ antwortete sie hell, denn das hatte sie von der Christenlehre, wenn sie gerufen worden war. — Ob's wohl auch das Ganze seht, dachte sie, ob man nicht was abzieht fürs Geldaufheben? Der Mann drin nahm einen Buschen Geld aus der Lade und legte ihr einen Hundertguldenschein vor.

„Bedank mich halt fleißig!“ sagte sie zitternd vor Freude.

Und legte ihr einen zweiten Hunderter vor. Und einen dritten und noch mehrere Gulden.

„Das weitere gehört halt nit mein“, sagte sie und schob das Geld zurück.

„Sie wollen doch beheben mitsammt den Zinsen? Nun also. Macht dreihundert und fünf Gulden.“

Das kaum hören und die Alte begann laut zu jammern: „'s rechte Büchel hab ich nit! Mein Büchel ist weg! Mein Büchel ist mir vertauscht worden! Meins ist auf hundert Gulden, gradaus. Au weh, au weh, mein Büchel!“ Sie schoss aufgeregt hin und her und andere drängten herbei.

„Sie einfältige Person!“ rief der am Schalter. „So kommen Sie doch und packen Sie ihr Geld ein!“ Er hatte keine geringe Mühe, ihr zu erklären, daß es wirklich ihr Büchel sei, daß eben durch die vielen Jahre her die Zinsen so groß geworden wären.

Krampfhaft hat sie endlich die Geldnoten zusammengetastet; wahrlich, ihre steifen, knöchigen Finger machten das nicht am besten. Froh war sie, als der ganze Ballen mit einem rothen Taschentuch unwickelt im Sacke stak. Dann taumelte sie hinaus und in ihrem Kopfe war's wie an jenem Leihkaufstage vor Jahren, als sie aus Übermuth zu viel süßen Wein getrunken hatte. Nachher, als sie in einer Kaffeeschänke saß, ließ sie den Kopf hängen und sann nach, was sie denn um Gotteswillen anfangen werde mit diesem lasterhaft vielen Geld. Als dann die Beche zu bezahlen war, feilschte sie, ob man von den acht Kreuzern nicht etwas nachlassen wolle, sie sei eine alte Bauernmagd und habe einen weiten Weg bis heim.

Die Schänkin schob ihr die kleinen Münzen gutmüthig zurück, sie möge nur gesund nach Hause kommen.

Auf dem Heimweg theilte sie zwei Bettler mit kleinen Almosen, als ihr aber der dritte begegnete, gab sie nichts. Wozu Geld kriegen, wenn man's wieder soll verthun? Man hat seine Sach' auch nit umsonst, wahrlich nit! — Sie wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht. — Und thut doch nur Bettler züchten mit dem fortwährenden Geben und Geben. Sollt' jeder selber schauen auf sein' Sach', thät's kein Bettelvolk geben!

Als sie am zweiten Tag durch den großen Teufelssteinwald gieng, wo kein rechter Weg war, nur schlechte Fußsteige hin und her, dunkelte der Abend. In den Wipfeln kein Laut, nur ein Rabe schrie auf einem der alten Bäume, die über den Jungwald aufragten. Die Ernesta huschte — so müde sie auch war — eilig und dachte: Wenn jetzt ein Räuber thät' kommen! — Da stand er schon vor ihr, der Wassermeister Hengel, der wieder einmal einem längst erwarteten Glücke entgegengieng. Sie erschrak nicht schlecht.

„Da bin ich!“ sagte er gemüthlich. „In welchem Säckel hast es denn?“

„Oh Halbnarr!“ rief sie, „wenn Du dem Geld nachfragst, mußt schon selber nach Graz gehen. Mit einem Groschen!“

„Ist das Büchel falsch gewesen?“

„Ist falsch gewesen, verfallen — abgestanden, weil ich zu lang gewartet hab.“

„Jetzt hast nix, Ernesta! Ah, da muß ich lachen!“

Sie betastete heimlich den Knoten in ihrem Sack. Daß sie doch am Ende der Himmel nicht wirklich strafe!

„Halt' Dich an bei mir“, so lud er sie ein, sich in seinen Arm zu hängen. „Halt' Dich nur fest an, daß D' nit fallst über's Wurzelwerk. — Du, das Sauglück, daß ich erst noch hab'! Wenn Du mich hättest geheiratet! Eine Alte und kein Geld! Marand Josef!“

Endlich kamen sie hinab zum Alpsteigwirt, da kehrten sie ein. Sie würde Hunger und Durst haben nach dem weiten Weg, wenn sich der Mensch aufs Geld verlasst und nix kriegt! Er ließ ihr Wein geben und zwei Portionen Lämmernes baden. Dabei kicherte er immer in seinen buschigen Schnauzbart hinein.

„Derbarmen thust mir, Alte!“ lachte er laut auf und legte seinen Arm um ihren Hals. „Weißt, Ernesta, ich muß Dir was sagen. Wenn Du heut' das Geld hättest gehabt, da oben im Wald! Ich hab' mir's schon vorgenommen. Umsonst gehst ihr nit entgegen, hab' ich mir gesagt. Auf der Stell' muß sie Dir's versprechen und morgen gehen wir zum Pfarrer.“

„Narr, das können wir eh so auch noch thun“, meinte sie.

„Na, Alte, ohne Geld nit! Denk' Dir leicht die Stuben voll Kinder — und kein Kreuzer im Haus!“

Da hatte er den Seitenstoß. Doch die ganze Schärfe ihres Ellbogens hatte sie ihm nicht fühlen lassen. — Das ist ja ein grundguter Mensch, dachte sie. Derweil ich ihn angelogen hab', derweil ich Verdacht gehabt hab'! Wie soll denn das weitergehen, wenn mich das Geld schon am ersten Tage hautschlecht macht? Das ganz'

Jahr bring' ich sonst mit so viel Sünden zusamm', als ich jetzt auf dem Heimweg von Graz schon begangen hab'. Das kommt sauber werden! —

Plötzlich faßte sie das Weinglas und that einen so ausgiebigen Zug, daß der Hekel ihr in den Arm fiel.

„Warum laßt mich nit trinken?“ fragte sie ihn scharf. „Weißt denn so gewiss, daß ich heut' keine Kurasch mehr brauch'? Ja, mein Lieber!“ Sie fuhr in den Mittelsack, zog den rothen Tuchballen hervor und hieb ihn auf den Tisch hin.

„Was hast denn da für ein Knödel?“ fragte er.

„Schau' nach, Neugieriger!“

Er nestelte das Tuch auseinander und kam auf zerknittertes Papier. Er nestelte auch das auseinander und schnob mit der Nase. Nichts sagte er, kein Wort, schnob nur mit der Nase. Und nestelte und schmunzelte.

„Hekel, Du bist besser, als Du ausschaut“, sagte sie, „mein Gut Dein Gut.“

Ihm war unsicher. Ihm vergieng das Lachen.

„Und muß — muß ich Dich heiraten?“

„Bleib sitzen, Hekel, und isz Dein Kälbernes. Ich bleib' bei meinen Kühen und Du bei Deinem Wasser. Aber zusammenhalten — wenn's Dir recht ist.“

„Und — heiraten?“

„Batsch, dummer! Daß Du alleweil vom Weib redest! Brauchst denn kein' Mutter?“

„Machen wir's einmal wie die Herrischen“, sagte der Hekel und hob sein Glas, um mit ihr anzustoßen.

„Na, Du!“ weigerte sie sich, „daß ich noch rauschiger thät werden! Hab' eh schon zu viel geredet.“

Und am nächsten Tag that sie wirklich, als sei der Abend beim Alpsteigwirt gar nicht gewesen. Sie wollte vom Hekel nichts wissen. Und als Leute zusammenkamen, um die Million zu sehen, die sie von Graz mit heimgebracht, schlug die Alte ihre Arme auseinander: „Gsch, gsch!“ wie man die Hühner vom Brotkorb jagt. Von der Million ließ sie nichts sehen. Der Mittelsack war wieder zugenäht.

Am dritten Tage nach ihrer Heimkehr blieb die alte Ernesta in ihrem Bette liegen. Der Arzt, der just bei einem Nachbar zu thun gehabt hatte und herüber kam, schrieb es der Reiseanstrengung zu und rieth, sie solle mit ihrem Stechen und Sizen ein paar Tage liegen bleiben. Sie that ein Übriges und stand gar nicht mehr auf. Am sechsten Tage starb sie an der Lungenentzündung — in ihrem einundachtzigsten Lebensjahre. Testament hatte sie keines hinterlassen, bei dem Versehenwerden aber in Ge-

genwart mehrerer Leute hell und deutlich die Worte gesagt: „Mein gestreifter Kittel gehört dem Wassermeister Hengel!“

Der trennte nun mit vergnüglicher Betrübniß die Sadnacht auf. Dann holte er rasch eine Ziegenhirtin hervor, die in der Köhlerhütte gefessen war. — Sie trug zeitlings den gestreiften Kittel, er die Hose. Denn er hatte das Geld.

## Der stürmische Tag.

Bild aus dem Kleinleben der Großstadt von Vincenz Chiavacci.<sup>1)</sup>

**S**rau Eberl zog die Stirne kraus, legte den Bleistift, mit dem sie eben Ziffern aneinandergereiht, in das Wirtschaftsbuch und seufzte: „Ich kann halt machen, was ich will, es geht nicht aus. Drum sag ich immer: Man soll dem Gulden nicht mehr Kreuzer auferlegen, als er hat.“

Der Familienrath, bestehend aus der Großmutter, der Mutter, den beiden erwachsenen Töchtern und dem zwölfjährigen Karl, schien derselben Ansicht zu sein. Sie machten sämmtlich lange Gesichter, denn eine oberflächliche Bilanz der Activen mit den Passiven hatte ergeben, daß der heute fällige Monatsgehalt kaum für die nothwendigsten Bedürfnisse hinreichen wird, wenn man ihn auch auf das Prokrustesbett der Einschränkungen und der Abstriche spannt.

„Alsdann siebzehn Gulden fünfzig Kreuzer kriegt der Fleischhauer“, las die Eberl ihren Leidensgenossen vor. Sie machte eine Pause, um den Eindruck zu beobachten, den die Nennung dieser furchtbaren Ziffer auf die übrigen Familienmitglieder gemacht. Es herrschte eine schwüle Stimmung: Siebzehn Gulden fünfzig Kreuzer; darauf war man nicht gefaßt!

Die Frau Eberl gewann zuerst die Herrschaft über die Sprache wieder. „Das geht net, das geht net“, sagte sie ein um das anderemal und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch. „Sagt's mir nur, wo haben wir denn das viele Fleisch hingeessen?“

Die Töchter schlugen, beschämt über ihre Genäsigkeit, den Blick zu Boden, doch die Großmutter sagte: „Wir haben ja eh nur fufzig Teka Rindfleisch: aber das Bratl am Sonntag —“

Richtig, das Bratl; da war die Wunde! Sie mußte mit einem kühnen operativen Eingriff geheilt werden. Das Bratl muß künftig gestrichen werden.

<sup>1)</sup> Aus „Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt“ von Vincenz Chiavacci. Stuttgart, Adolf Bonz. Der Abdruck dieser Probe thut dem Buche sicherlich gut und dem „Heimgarten“ noch besser. Die Red.



Der kleine Karl läßt den Kopf hängen. Er kann sich eine Sonntagsheiligung ohne Kalbsbraten nicht vorstellen. An Wochentagen bekommt er ohnehin nur so viel Fibrin, daß man daraus allenfalls ein mikroskopisches Präparat anfertigen könnte, und so war er bisher der Ansicht, daß der liebe Gott die Eck- und Schneidezähne nur für den Sonntag geschaffen. Wenn nun auch diese Ansicht hinfällig wird, so muß seine theologische Weltanschauung von der Zweckmäßigkeit aller Dinge einen argen Stoß erleiden.

Die Mutter fuhr aber in ihrer Berechnung fort: „Sieben Gulden achtundsechzig Kreuzer beim Bäcker.“ Hier traf ein vorwurfsvoller Blick den kleinen Karl. Aber die Mutter sprach den Vorwurf nicht laut aus, denn der Junge ist im Wachsen, und obwohl er sich in die Schule immer die größten „Keant'n“, wie sich die Großmutter ausdrückt, mitnimmt, so konnte man diese Leidenschaft füglich nicht als Mäscherei bezeichnen. Die folgenden Posten: Milch und Kaffee, wurden ohne jede Debatte, wie der Allerhöchste Hofstaat im Parlament, zur Kenntnis genommen. Der Kaffee ist der eigentliche Nährvater zahlreicher kleinbürgerlicher Familien. Die übrigen Mahlzeiten sind für die Frauen oft nur des Decorums halber da. Zu Mittag wird zunächst auf den Hausvater, den Ernährer und Erhalter der Familie gesehen. Er bekommt die größte Fleischration; nach ihm der männliche Sproßling; die übrigen „markieren“ nur das Fleischessen, damit es den andern besser schmeckt. Dafür ist aber der Kaffee ihr Palladium, an das sie nicht rühren lassen. Höchstens, daß der Verbrauch an Zucker kritische Bemerkungen verträgt.

Eine hitzige Debatte knüpfte sich an den Verbrauch des Petroleums. „Ihr müßt ja rein das Petroleum trinken“, sagte die Mutter, worauf Hermine, die älteste Tochter, erwiderte, sie müsse helles Licht bei ihrer feinen Stickerarbeit haben, sonst werde ihr diese vom Fabrikanten zurückgewiesen.

Die Großmutter lächelte und erzählte von den Nächten, die sie als Mädchen bei der feinen Weißnäherie zugebracht: „Ihr Leut von heutigen Tags seid's ja mit dem elektrischen Licht und dem Gas zu verwöhnt“, sagte sie. Ich hab bei einer Kreuzerkerz'n die feinsten Arbeiten g'macht. Das war weiter keine Schererei. Alle Augenblick hat man 's Licht schneuzen müssen, und wer die schmutzige Lichtscher' nur ang'rührt hat, der hat sich gleich müssen die Händ waschen, sonst wär Alles schmutzig wor'n.“

„Ah, papperlapah“, fiel die Mutter ein; „es handelt sich nicht um die Arbeit. Neulich bin ich um zwölf in der Nacht aufg'standen, weil in Eurer Kammer no's Licht brennt hat. Wie ich hineinkomm', schläft die Lisi, das Büchel is ihr aus der Hand g'fallen und die Lampen hat brennt wie ein Flambeau. Wenn ich nicht dazu kommen

wär, so hätt's die ganze Nacht brennt. Is net schad um die schöne Gottesgab? Abg'sehn davon, daß man alle Augenblick von an Unglück hört, das durch solche Unvorsichtigkeiten entstanden is. Und weg'n was? Auf der aufg'schlagenen Seit'n is g'standen: „Und der Ritter hob die halb ohnmächtige Jungfrau zu sich aufs Ross und sprengte mit ihr in die peckschwarze Nacht hinaus.“ — So was Dumm's! — Und da mußt Du ihm mit dem theuern Petroleum leuchten dazu?“

Weiter las Frau Eberl aus ihrem Erbauungsbuche vor, und je weiter sie kam, desto länger wurden die Gesichter der Zuhörer.

Die Aphorismen, welche dabei von ihr ausgestoßen wurden, geben ein beiläufiges Bild der Lage: „Das Schmalz kost ein Sündengeld — wird einer nach'n andern reich von die Selcher. — Zu was hab'n denn wir Sardellen braucht? Ja richtig, der Thee zum Namenstag von der Lisi — Erdäpfeln, Erdäpfeln, Erdäpfeln! Nichts als Erdäpfeln; man sollt gar nicht glauben, daß so viel Erdäpfeln wachsen, als wir brauchen. — Mit die Bündhölz'ln wird auch zu viel g'urast. — Ja, bei die Kreuzer mußt man zum Sparen anfangen. ‚Sperrsechserl, Garderobe, Theaterzettel‘ — Kinder, das geht net mit dem Theater; das geht zu viel ins Blut. Die Karten sind freilich umsonst, aber was drum und dran hängt, das kann eine kleine Beamtenfamilie net erschwingen. Anschaffungen: Ein Besen — Abwischtücher, ein gläserner Krug — is schon wieder hin — zehn Bastwaschl'n, die sind auch schon wieder gar; ja, Madln, wascht ihr Euch denn mit die Bastwaschl'n?“

Dann gieng sie auf das Ratengeschäft über:

„Zehn Gulden der Schneider — fünf Gulden der Leinwandmann — o weh, der Schuster! Auf den hab ich ganz vergessen; ja der reißt mir ein Loch in Sack.“ Unmuthig wendet sie sich an den Sündenbock Karl: „Weil Du aber auch mit den Stiefeln umgehst, als ob j' von Eisen wären.“

Man hört läuten. „Gschwind, Lisi, das ist der ‚Läuterer‘ vom Batern. Hermine trag die Suppn 'rein. Nachts freundliche Gesichter, Kinder, daß ihm wenigstens 's Essen schmeckt.“

Das Familienhaupt, eine ökonomisch angelegte Gestalt, deren Antlitz die gelbliche Farbe des Bureaumenschen mit den bezeichnenden Actenfalten hat, mit einem würdevoll zugestutzten Schnurr- und Backenbart, das spärliche Haupthaar zur Maskierung der Glaze nach vorne gekämmt, tritt nun ein und wird von den Familienmitgliedern noch herzlicher wie gewöhnlich empfangen, als ob man ihn zum voraus versichern wollte, daß man ihn für unschuldig halte an dem, was der Tag Unangenehmes bringen wird.

Während des Essens ist Waffenstillstand. Man scherzt und plaudert, entwickelt Pläne, spricht Hoffnungen aus und läßt nichts merken von

den Sorgen und Kümmernissen des Tages. Es kommt sogar zur Feier des Tages für den Vater eine Extraspise auf den Tisch, und nachdem ihm die Pisi den gestopften Tschibuk gereicht, lehnt er sich in seine Sofaecke zurück und hält ein Viertelstündchen Siesta.

Während dieser Pause verschwindet ein Mitglied der Familie nach dem andern, da sie die Erfahrung gelehrt hat, daß die nun folgende Budgetdebatte gewöhnlich stürmisch zu werden pflegt.

Vater und Mutter sind nun im Zimmer allein. Ersterer pafft mächtige Rauchwolken vor sich hin; letztere geht in nervöser Unruhe im Zimmer auf und ab. Nach einer geraumen Weile, während der keine Silbe gewechselt wird, greift Herr Eberl in seine Brusttasche und zählt langsam und bedächtig eine Summe vor sich hin auf den Tisch. Die Frau schielt nach dem Tische, setzt aber noch immer ihre hastige Wanderung fort. Endlich ist der Mann fertig und lehnt sich wieder mit einem gepressten Seufzer in die Sofaecke zurück.

Frau Eberl nähert sich nun zögernd; dann setzt sie sich zum Tische, nimmt die Banknoten und zählt sie nach; je mehr dieses Geschäft zu Ende geht, desto häufiger schüttelt sie den Kopf, und wie sie jetzt fertig ist, dreht und wendet sie die Papiere nach allen Seiten, beseuchtet Daumen und Zeigefinger und versucht, ob nicht etwa zwei Noten aneinanderkleben.

Der Mann sieht dem seltsamen Beginnen mit Unbehagen zu; dann ruft er mürrisch:

„Was wugelst denn schon wieder?“

Die Frau seufzt tief auf und fragt dann zögernd: „Ist das alles? Ja, um Gotteswillen, was soll ich denn damit anfangen?“

Der Mann rückt unruhig auf seinem Sitze hin und her: „Ich kann Dir nicht mehr geben als ich hab. Theil Dir's ein, so gut es geht.“

„Theil Dir's ein, theil Dir's ein“, erwidert die Frau gereizt. „Du kannst leicht reden. Du gehst in Dein Bureau und ich kann mich mit den Leuten herumschlagen. Das langt kaum auf die nothwendigsten Bedürfnisse.“

„Mach' was Du willst, ich hab nicht mehr“, sagt der Mann mit erkünstelter Festigkeit, stellt seinen Tschibuk beiseite und geht, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Fünf Gulden hab ich auf die Affecuranz zurückbehalten, drei Gulden auf Tabak und zwei Gulden auf die Zeitung. Wenn Du willst, gewöhn' ich mir das Rauchen auch noch ab, und wenn der Roman aus ist, so geb ich meinetwegen auch die Zeitung auf.“

„Damit wir gar nimmer wissen, was in der Welt vorgeht; wir kommen ja ohnehin das ganze Jahr unter keine Menschen.“

„Also, dann bleibt nichts übrig, als sich noch weiter einzuschränken.“

„Ja, ja, ich weiß schon, wo das hinaus will“, sagte die Frau mit gekränkter Miene. „Meine arme Mutter ist Dir im Wege. Sie spürt es so, die Ärmste, daß sie in diesem Hause die Überflüssige ist. Du darfst ihr nur ein Wort sagen, so geht sie in die Versorgung. Gott, Gott“, schluchzt die Frau, „so weit ist's mit uns gekommen, daß ich meiner alten Mutter den Bissen Brot nicht vergönnen darf.“

„Nur nicht so überspannt. Leg mir nicht Dinge in den Mund, an die ich nicht gedacht. Quäle mich nicht noch mit Deinen Empfindungen.“

„Vom Avancement hört man auch nichts mehr“, sagte die Frau nach einer Pause.

„Davon kann jetzt keine Rede sein; die Zeiten sind schlecht. Man spricht nur von Ersparungen, was früher zwei gemacht, das leistet jetzt einer. Ich bin erdrückt von Amtspflichten und Geschäften; mein Kopf brennt, eine riesige Verantwortung lastet auf mir; der geringste Anstand und man schießt mir den blauen Bogen. Und da quälst Du mich auch noch mit Deinen häuslichen Sorgen.“ Er stützt den Kopf in beide Hände und brütet vor sich hin.

Die Frau „wuzelt“ wieder nervös an ihren Banknoten. „Soll mir aber eins von meine Mädeln mit einem Beamten daher kommen! Lieber geb ich sie einem Schuster, als so einem Hungerleider.“

Nach diesen von Frau Eberl mit bebender Stimme hervorgestohlenen Worten blickt der Mann auf und sagt ernst und vorwurfsvoll: „Das hättest Du Dir auch seinerzeit überlegen können.“

„Überlegen, überlegen“, sprudelt sie ärgerlich hervor, „überlegt hab ich's freilich nicht; aber bereut hab ich's schon so oft, so viel ich Haar am Kopf hab.“

Der Mann zuckt bei diesen Worten zusammen, blickt seine aufgeregte Gattin mit Thränen in den Augen an und sagt in wehmuthsvollem Tone: „Therese!“

Dann verhüllt er sein Antlitz mit beiden Händen und verharrt in tiefem Schweigen. Es entsteht eine lange bange Pause, während welcher man nichts als das Ticken der Uhr vernimmt. Die Frau blickt mit ängstlicher Miene nach dem gebeugten Gatten. Sie hat das raue Wort schon bereut, kaum daß es über die Lippen war. Was kann er auch dafür, der Arme, der redlich sein Theil an den Sorgen ihres ärmlichen Daseins trägt, sich die einfachsten Freuden des Lebens versagt, um seine Familie ehrlich und rechtschaffen durchzubringen!

Sie steht auf, legt eine Hand auf die Schulter des Gatten, entfernt mit der anderen die Hände von seinem Gesicht und sagt: „Franz,

sei wieder gut. Es war nicht so g'meint. Du weißt ja doch, daß ich ohne Dich nicht leben könnt."

"Das thut weh, liebes Kind, so harte Worte anhören zu müssen. Wenn ich noch helfen könnt. Ich hätte mich ja gerne um eine Nachmittagsbeschäftigung umgethan; aber Du weißt ja, daß ich bis in die späte Nacht bei meinen Bureauarbeiten sitze, um den immer größeren Anforderungen zu genügen."

"Das darfst Du auch nicht, das will ich nicht", erwiderte sie, und der Ton ihrer Stimme klingt jetzt weich und tröstend, „sonst wirst Du mir am Ende noch krank."

Sie streichelt ihm die Wangen und sagt in resolutem Tone: „Lass gehn, Alter, hab nur noch eine Weile Geduld; es wird schon besser werden. Die Hermine hat jetzt wieder eine schöne Clavierlection bei einem Obersten kriegt, der sie auch weiter empfehlen wird, und wenn wir nur alle gesund bleiben, so werden wir uns schon durchschlagen. Bist gut, ja?" Sie fällt ihm um den Hals und küßt ihn herzlich ab. „Wir haben uns ja nie gezankt. Du bist ja so gut und die Kinder sind brav. Der Zänker und Störenfried ist einzig und allein —"

"Das Geld, das leidige Geld, ich weiß es ja, daß Dein Herz nichts davon weiß, wenn das dumme Geld zu zanken anfängt."

Nun sitzen sie wieder friedlich beisammen und besprechen in herzlicher Weise den Feldzugsplan für den nächsten Monat. Jetzt kommen auch die Kinder wieder eins nach dem andern herein, und da sie aus den Mienen der Eltern lesen, daß der Sturm schon vorüber ist, so nehmen auch sie eifrig Theil an der Berathung.

Herr Eberl erhebt sich nach einiger Zeit; er muß wieder ins Bureau. Seine Frau ist ihm geschäftig beim Anziehen des Rockes behilflich; sie wickelt einen warmen Shawl um seinen Hals und trägt ihm auf, den Mund geschlossen zu halten, damit er sich nicht bei dem rauhen Wind erkälte. Dann geleitet sie ihn bis zur Stiege und er drückt ihr zum Abschied einen Kuß auf die Stirne.

Sie blickt ihm noch lange vom Fenster aus nach; dann sagt sie zu den Kindern gewendet, mit Thränen in den Augen: „Der gute Vater! Nichts als Sorg und Müh und Plag! Kinder, denkt's nach, was wir ihm zu Weihnachten für eine Freude machen könnten."

Nach einer Weile sitzt sie wieder beim Wirtschaftsbuche und rechnet: 17 fl. 50 kr. für den Fleischhauer, 7 fl. 68 kr. auf Brot . . .

## Eine Nacht auf der Zwiesel-Alm.

Dem Leben nach erzählt von Aranthus.

Endlich sollte ein lang gehegter Wunsch sein Ziel erreichen! Beim freundlichen Brandwirte hatten wir Mittag gemacht und dabei von der herrlich gelegenen Terrasse aus die Donnerkogeln bewundert; nun schritten wir noch höheren Genüssen entgegen.

Voraus, pfadsuchend, unsere Züngste, was bei der guten, rothen Markierung des Weges keines indianischen Spürsinnes bedurfte, es hüpfte und hopfte die Lebhafteste nach, ruhig und sinnend schloß unsere brave Gymnasiastin den Töchterreigen. Dann kam ich in meiner rundlichen Mutterwürde und die stattliche Gestalt unseres Schutzpatrons schloß den gemüthlichen Familienzug.

Ein steiniger, zerrissener Weg, ein nur allzugetreuer Zeuge der letzten Regentage, führte bergan; nicht selten kamen aber auch Wasserlein herab, welche die Derbheit des Lederschuhes auf die Probe stellten.

Umso wohler that dann das bisschen Ausruhen auf den verschiedenen Aussichtsbänken; gar herrlich war der Ausblick auf die beiden Gosauseen und darüber hinauf zu den glitzernden Schneefeldern des Dachsteins. Die Kinder waren begeistert von den neuen Eindrücken, und weil man dabei selbst zu Athem kam, ertheilte der liebevolle Vater seine weisen Lehren: „Trinkt ja nicht zu viel Milch auf der Alm, sie wird Euch zwar prächtig schmecken, aber sie hat ihre Folgen — und auch darauf müßt Ihr vorbereitet sein, auf dem Heu zu schlafen.“

„Das wäre ja das lustigste an der ganzen Partie!“ riefen die hellen Stimmen und die Mutter jubelte mit; ein solches Nachtlager hatte sie, trotz zahlreicher Wanderungen, nie erlebt, doch stets ersehnt.

Nach einem Termine, der aber nicht im Reisehandbuche steht — die Ruhebänke sind ja auch nicht verzeichnet — nahen wir gegen Abend dem letzten Aufstiege zum Unterkunfts Hause; daran sollte sich noch ein allerletzter zur eigentlichen Aussichtspitze schließen. In der letzten halben Stunde tauchte aus einem Seitenwege ein junges Dirndl mit seinem Begleiter auf. Die beiden Fremden, leichtgeschürzt und unbefrachtet, hatten uns bald einen Vorsprung und damit die beiden letzten Betten abgewonnen. Wir drei ältesten aber trugen je in einem Rucksack die Last der Cultur zur Höhe. —

Aufathmend standen wir beim Schutzhause; da, wo das Auge im Anblicke der Tauernkette schwelgen sollte, ein Nebelmeer, warum noch

emporklettern, um es von oben zu betrachten! Resigniert setzten wir uns an einen der Tische im Freien und hüllten uns in die Jacken, denn nach dem heißen Marsche wehte hier oben ein anderes Lüftchen.

Nun galt es der ermatteten Leiblichkeit auf die Beine zu helfen. „Herr Wirt! Milch her! In möglichst großen Gläsern, vorerst mindestens einen halben Liter pro Person.“

Eine lange, nicht gerade geschmeidige Gestalt trat zögernd herzu. „Milch? — — Milch haben wir keine.“ Anfangs waren wir alle sprachlos. „Was, auf der Alm! und Sie haben keine Milch, aber das ist unmöglich“, rief entsetzt unser Ernährer, es mußte ihm ja das Herz bluten, daß dieser Lebensquell gerade für uns versiegt war.

„Milch hätt' mer schon, aber die muß auf morgen zum Kaffee bleiben, zum Obers.“

„Das ist ja unerhört, ich will die Milch jetzt haben und verzichte auf den Kaffee (war leicht gesagt, da wir keinen tranken) die Kinder kommen durstig herauf. . .“ „Die müssen halt was anderes trinken,“ lautete die lakonische Zwischenrede.

„Und ich werde mich bei der Alpenvereinssection beschweren, denn wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“

Der Wirt, eigentlich Wirtsohn, der alte Herrscher war zufällig nicht auf der Höhe der Situation, blieb bei der Milch seiner frommen Denkungsart, daß sie zum Kaffee bleiben müsse.

Heulager hatte er uns doch in Aussicht gestellt, und auf meine bange Frage, ob es ein unbenütztes sei, gemeint: „Etliche hätten wohl schon darauf geschlafen.“ Mein entsetztes Gesicht und wohl einige unbewusste Schreckenslaute machten ihn doch in Bezug auf „Heu“ mürbe, er versprach uns eine Lagerstatt, darauf noch niemand gelegen sei, sogar ein paar Leintücher darüber; wenigstens eine trostreiche Aussicht.

Inzwischen kam von der Almwiese eine dralle, freundliche Dirne herauf, ein Schaff auf dem Kopfe.

„Du“, sagte ich zu meinem Manne, „die hat vielleicht Milch darin und kommt vom Melken.“ Sie trug das Schaff ins Erdgeschoß des Wohnhauses, und da sich der Wirt gerade entfernte, wurde sie rasch gefragt, ob sie Milch habe.

„O ja“, sagte sie, und alsbald standen drei Halbelitergläser vor uns, die im Nu wechselnd geleert, wie ein Tropfen auf heißen Stein wirkten. —

Die erbetene Nachfüllung aber wurde durch ein graufames Veto des nahenden Wirtes der Dirne gewehrt, die nichts von der Kaffee-wirtschaft geahnt hatte; bei sieben Milchkühen auch eine unerklärliche Beschränkung! Da unsere Kinder, zu ihrem Nutz und Frommen, vegetarisch erzogen werden, tranken wir Eltern den guten Rothwein und sie

klares, köstliches Wasser. Eier gab es zum Glücke genügend, Eierpunsch war ja keiner für den Morgen bestellt.

Wir gesellten uns später zu zwei freundlichen Herren an einen Tisch, der geschützt an der Wand des Wohnhauses stand. Drinnen, im Almsalon des Wirtshauses saß die haute volée der übrigen Bergsteiger, natürlich auch Damen in unglaublich kurzen Todencostümen, die schon recht wetterhart aussahen. Wir bekamen nicht einmal ein Licht, erst als einer der Herren drohte, die Zecher mit falschem Gelde zu zahlen, brachte der kluge Wirt einen der Windleuchter aus dem Gesellschaftssalon, der wie üblich, gleichzeitig den Herd einschließt.

Immer dunkler wob der Abend seine Schleier — kleine Reiseerlebnisse wurden gesprächsweise ausgetauscht; dies unterhielt zwar die Kinder, die weniger erschöpft als heulagerhungrig, schon um halb neun Uhr unser „Appartement“ besichtigen wollten.

„Die Nacht wird Euch noch lange genug werden“, vertröstete der weise Vater diese Ungeduld, aber gegen neun Uhr war sie nicht mehr zu beschwichtigen; wir wollten ja auch mit der Sonne aufstehen und auf die Spitze eilen. So wünschten wir uns gegenseitig eine gute Nacht, da auch unsere Gesellschafter, stolz auf ihre Betten wie wir auf unser Heu, dieselben aussuchten.

Drinnen im Wirtshause empfahlen sich gerade die einzelnen Gruppen von einander. Die Bett, die Heu! Vier Lagerstätten des Gefindes kamen unter Fremdherrschaft und die elf Zimmer zu zwei Betten des Wohnhauses waren längst ausverkauft, wir aber tiefinnerst glücklich, keine freie Wahl mehr gehabt zu haben, vielleicht hätte uns die väterliche Weisheit doch anders gebettet.

Am leeren Kuhstalle vorbei, in dem nur zwei Kälber schlaftrunken schnauften, gieng es eine steile Treppe empor auf den ziemlich geräumigen Dachboden, voran der Wirt mit seinem Windleuchter.

Auf dem Fußboden dieses Raumes lagen die schon benützten Lagerstätten, die neuer Gäste harrten; eine lange, hohe und breite Mauer unberührten Heues bildete gleichsam den ersten Stock im Heuboden, den wir stolz als unsere Schlafdomäne in Angriff nahmen.

Mein Mann, von imposanter Statur, machte dennoch ganz ungläubliche Anstrengungen sich als erster hinaufzuschwingen, alle Turnkünste versagten. Endlich empfand unser Begleiter ein menschliches Mühren, er ließ sein Licht auf dem Tische nebenan leuchten und ermöglichte durch kräftiges Herabziehen einiger Heuschütten den noch immer beschwerlichen Aufstieg ins Paradies. „Leintücher habe ich halt keine“, das war wieder das Nacheschwert; es dünkte uns aber gar nicht scharf, da wir in voller Rüstung blieben. —

Stoddunkel war es nun, aber hellauf lachten wir noch eine Weile, bis wir an die Ruhe dachten. Es war ein köstliches Gefühl, die müden



Glieder auf dem weichen Heu auszuruhen — und wie es duftete. — — Dieser Duft war eigentlich etwas betäubend, die Wangen fingen mir zu glühen an, die Pulse flogen, der ersehnte Schlaf wollte sich nicht einstellen.

Störend drangen vom Gastzimmer unten die Stimmen herauf; es öffnete sich die Thüre des Heubodens und ein licherndes Paar suchte seine Stätte auf. Der begleitende Lichtschein beleuchtete ein paar Raken in der Tiefe, uns allen ebenso verhasst als Ratten. Nun wieder Dunkelheit!

„Das ist aber ein scharfer Herr“, erklang eine Stimme aus der Wirtsstube. „Wo ist er denn jetzt?“ „Na, auf dem Heuboden oben.“

„So, so!“ — —

„Es sind Fälle vorgekommen, daß man am Heulager nicht mehr aufwacht“, docierte eine andere.

Mir war schon früher schweiß zumuthe, mit einemmale meinte ich zu ersticken. In unser Heupalais drang nicht ein Lufthauch, schwer fügte sich knapp ober unserem Haupte das dicke Dach.

„Ich kann nicht athmen, ich halte es hier nicht aus!“ unterbrach ich die Stille. „Aber Mutter!“ klang es beruhigend von allen Seiten.

Ich wollte die Ruhe der Meinen nicht weiter stören, verzweifelt stützte ich den schwindelnden Kopf auf die heiße Hand. Ueber die ganze schreckliche Nacht wachen, nur nicht mehr den Kopf auf diese athemraubende Heumasse betten.

Ja Heu, nichts als Heu, und kein einziger befreiender Athemzug.

Dabeim stehen in den Schlafzimmern im Sommer und im Winter des Nachts die Fenster offen, frische Luft gehört zu unseren Lebensbedingungen.

Da hörte man wieder Schritte. — — —

„Kinder!“ erklang mit einemmale die erlösende Stimme meines Mannes in meine lautlose Qual, „wollt Ihr nicht lieber hinunter in die Wirtsstube? Es gilt einen schnellen Entschluß, ehe die letzte Partie eingelassen wird.“

„Ja, hinunter! hinunter!“ ertönte es in der Überzahl; meine Kleine hatte heimlich „an einem zündenden Funken“ der in diese Heumenge fallen könnte, und an der Angst, wie rettungslos wir dann verloren wären, laboriert.

Als sich die Thüre aufs neue öffnete, benützten wir das Licht zu einer Thalfahrt, die rascher vor sich gieng als unser glorreicher Aufstieg.

Ich nahm im Vorbeigehen meinen Rucksack vom Garderobetische, und hinab über die steile Leiter gelangten wir alsbald in die sich leerende Wirtsstube.

Der letzte Zug — Herren, die sich bei einer Flasche Wein die Zeit vertrieben hatten — war eben im Begriffe, sein Nachtquartier aufzusuchen.

Alle starrten uns ganz verwundert an, denn daß man bei gutem Feu auch noch Lust zum Schlafen braucht, begreift eben nicht jeder. Im Parterre des Heubodens sei es königlich gewesen, schwärmte am Morgen ein junger Tourist; es seien ihm zwar ein paarmal die Katzen übers Gesicht gekrochen nun — chacun à son goût. —

So saßen wir bald allein trübselig um den Herrentisch, an dem sich schmale Bänke entlang zogen; es mochte gegen dreiviertelzehn gewesen sein, als wir aus unserem Heuhimmel fielen. Auch der Kleinen hatte sich eben dasselbe beklemmende Gefühl nach und nach bemächtigt.

Da fieng unsere Älteste zu niesen an: „Mein Gott! sie bekommt den Heuschnupfen, wir bekommen ihn am Ende alle, jammerte ich.“ Ich hatte von diesem langwierigen, quälenden Zustande erzählen gehört, zum Glück war meine Angst keine begründete.

Am nächsten Tische saßen der Wirt, das Gefinde und ein Führer um eine dampfende Schüssel Kaffee; es schien ihnen allen behaglich zumuthe, weniger uns müden Eltern und noch müderen Kindern, und kein Fleckchen, um sein Haupt zu betten.

Unsere Studentin wollte durchaus wieder aufs Heulager hinauf; als sie mit dieser hohen Idee nicht durchdrang, legte sie sich mit stoischer Ruhe auf das spartanische Lager der schmalen Bank. Unter die Jacke wurde das Fremdenbuch gebettet; für ein ruhiges Gewissen ein prächtiges Ruhetissen.

Nun klangen die Stimmen von oben herab in unsere gedrückte Stimmung, zuerst endloses Gelächter, das sich erst allmählich zum Richern dämpfte, dazwischen ein freundliches Wort, das uns galt: „Was wollen denn die eigentlich? Man liegt ja prächtig auf dem Feu!“ — —

Die Leute am Gefindetische rüsteten zum Aufbruche; als der Führer ganz ungeniert seine Stiefel auszog, harrten wir in heller Angst der Dinge, die da kommen sollten, aber er rüstete sich nur fürs bessere Jenwärts, fürs Feu, dem sie alle zustrebten.

Es war elf Uhr, als endlich die ersehnte Ruhe näher rückte, vorerst warf aber ein Knecht mehrere Ladungen Holz, die er von draußen brachte, dröhnend zu Boden — krach! — krach! — durchklang es zum Glück das ganze Haus — denn getheilter Schmerz halbiert sich ja.

Endlich allein! — — Das Licht wurde ausgelöscht, man mußte auch mit dem armieligen Stümpfchen sparen; mein Rucksack bildete abwechselnd das Kopfkissen der beiden Kleinen, oder sie lehnten rechts und links an mir.

Gegen Mitternacht bekam der Schauplatz unseres Glends großartige Beleuchtung — taghell und dann wieder nachtschwarz. Nun kam das Gewitter heraufgezogen, Blitz auf Blitz und grollende Donnerschläge, bis endlich erlösender Regen stundenlang niederprasselte, als wollte er das

Gebälte durchdringen. — O, dieser Abstieg in Sicht! Da war an keinen Schlaf zu denken. Die Kleinste frug mir die heimliche Angst aus der Seele: „Es wird doch nicht am Ende einschlagen?“

Einmal fuhr auch unsere Älteste empor aus tiefen Träumen: „Bitte, lieber Vater, mache nur schnell Licht!“ Was gibt es da wieder? bebte mein Herz. Hochaufgerichtet stand sie vor uns, mit schlaftrunkenen Augen: „Ich dachte schon, Ihr seid ohne mich weggegangen, bitte, sagt es mir ja, wenn Ihr ausbrecht, und laßt mich nicht allein zurück.“

Solche Befürchtung konnte dem Kinde wirklich nur im Traume kommen.

„Sei ruhig, liebes Kind, es ist erst zwei Uhr“ — und unsere Hellenin sank zurück, beruhigt und getröstet.

Gegen vier Uhr morgens war Tagewache des Gesindes. Es trappte die Stiege hinab und begann lärmend sein Tagewerk. Das Feuer prasselte, die Kaffeebohnen knirschten, Stiefel wurden energisch gebürstet, und der Führer besah das trostlose Wetter. Zu regnen hatte es zwar aufgehört, wir traten wie erlöst in die kühle, feuchte Morgenluft hinaus.

Nach und nach kamen alle Gäste, auch die aus dem Unterkunfts- hause wieder zum Vorschein. — Die Damen meist mit einer lauten Klage auf den Lippen, wir blieben stumm, wie es das echte Leid ist.

In den meisten Zimmern hatte des Nachts das Licht gebrannt, um die hüpfenden Mitbewohner besser sehen zu können. Gottlob! diese Plage blieb uns erspart.

Ich bat die Sennerin, uns einige mitgenommene Chocoladetafeln in der Milch aufzukochen, was wir schließlich erreichten; mein Mann ersuchte den Wirt um ein großes Glas Milch als Frühstück: „Großes Glas ist jetzt keines ausgewaschen.“ „So werde ich warten“, erklang die höfliche Gegenrede. Kurz darauf stand ein kleines Glas vor meinem Manne, der es stillweigend leerte und nicht wieder nachfüllen ließ — schlecht genug schmeckte sie ohnedies — das Obers war nur zu gut abgeschöpft worden. An frischgemolkene Milch traute man sich gar nicht zu denken unter diesem Umbeherrscher. Auch kein Alpenstock war zum Abstiege leihweise zu bekommen; vorerst erklimmen wir als die letzten der Gesellschaft gegen acht Uhr die Aussichtspitze; es war vergebliche Liebesmühe, die Tauernkette blieb unsichtbar. Die näher liegenden Berge präsentierten sich zwar ganz gut, aber das volle Rundbild blieb uns verschlossen. Es fehlt auf dem Gipfel an jeglichem Orientierungsbehelfe, und die Ruhepunkte sind ein paar elende Bänke — die eine schon geborsten, kann sinken über Nacht — die andere ist ihr schon zuvorgekommen. Auch die blumistische Ausbente bestand nur aus dem kleinen, büschelförmigen Enzian. Die Alpenrosen hatten bereits abgeblüht — so verließen wir ziemlich unbefriedigt den eigentlichen Höhepunkt und glitschten

und wateten thalab. Selten kamen mitleidige Stellen, die den Fuß trocken ließen.

„Das also war eine Nacht auf der Zwieselalm?“ Wäre ich noch eine höhere Tochter, würde ich mich vielleicht nach berühmten Mustern kürzer gefaßt haben:

Die Zwieselalm ist ein Aussichtspunkt, von dem man so große Nebelmassen sieht, daß die Berge in den Hintergrund treten müssen.

Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß dort die Kühe die Milch nur zum Kaffee hergeben, und auf dem Heulager kann man wegen gedrückter Höhenlust auch nicht schlafen.

An ein bekanntes Dichterwort ließe sich schließlich diese Variation anknüpfen: „Auf der Alm gibt's ka Milch.“

### Ostern.

Wenn Ostern kommt in Blütengier,  
Muß ich vom Südland singen,  
Von den Alpen über mir,  
Die blaue Bogen schlingen,

Und die Cypresse dunkel spricht  
Das alte Lied vom Tode,  
Und vom erstand'nen Gott das Licht  
Anstimmt die große Ode!

Als brächten Specereienduft  
Zum heiligen Grab die Frauen,  
Weht Weidenathem in der Luft  
Und flügel ob den Auen.

So selig schnell die Weile zieht  
Wie eine Himmelsflunde,  
Und jede rothe Rose glüht  
Wie eine Heilandswunde.

Anton Reuf.

## Im Spital „Humanitas“.

Von Edith Gräfin Salzburg.<sup>1)</sup>

Die Krankheit ist nicht erkannt und darum gefehlt behandelt worden. Doctor Alfland im Armenbezirk hatte vor kurzem denselben Fall. Es gelang ihm, den Kranken zu retten.“

Eine Gruppe von jungen Ärzten und Studenten umstand im Spital „Humanitas“ das Bett, in dem eben ein Patient verschieden war. In ihrem Halbkreis Hofrath Nötlich, der erste Mann in diesem Institut, die populärste Autorität bei Hofe und in der Stadt. Und ihm gegenüber jener, der gesprochen hatte, Konrad Wille, der Assistent dieses wunderlichen Heiligen Alfland, welcher seine Talente als Bezirksarzt des armseligsten Viertels verkommen ließ. Konrad Wille war dreißig Jahre alt. Durch die großen Fenster des Krankensaales mit ihren weißen Vor-

<sup>1)</sup> Das erste Capitel aus dem Romane „Humanitas“ von Edith Gräfin Salzburg. Leipzig. Gröbel & Sommerlatte. 1901.

hängen fiel ein kaltes, farbloses Licht, das auf seinem Gesicht nichts milderte. Er hatte scharf geschnittene, schöne Züge und trotzig blickende Augen. Um seinen Mund lag ein verbissener Zug eisernen Wollens. Seine Gestalt überragte noch die stattliche des Hofrathes. Nur war sie überschlanf, wo jener zur behaglichen Fülle neigte. Der junge Mann sah schlecht aus. Er hatte die matte Hautfarbe jener, die vom Landleben nichts wissen und, in die Stuben oder die Gassen der Stadt gebannt, verdorbene Luft athmen. Die Studenten warfen neugierige Blicke von ihm auf Nötlich. Der große Mann machte eine halbe Kopfwendung und sah Wille an. Unendlich geringschätzig, aber zugleich vorsichtig war der Blick.

„Ah! Sie sind auch wieder hier, Sie haben viel Zeit“, sagte er spöttisch.

„Nie genug, um zu lernen, Herr Hofrath, und — — — man lernt hier nicht aus.“

Wieder streifte ihn der Professor mit seinem rasch vorübergleitenden Blick.

„Sehr richtig. Nur eruche ich Sie, wenn Sie die Gunst, hier weiter zu studieren, dauernd genießen wollen, den wissenschaftlichen Vortrag einer Autorität nicht mit Ihren Anekdoten zu unterbrechen. Ein Häuschen weiter, meine Herren. Hier hat ein Höherer wie wir gesprochen.“ Er wies flüchtig auf das Todtenbett und schritt den anderen voran zum nächsten Lager. Konrad Wille zögerte als letzter in der Schaar noch einen Augenblick. Bitteren Blickes sah er auf den Verstorbeneu nieder, der da zusammengesunken in den weißen Decken lag, friedlos im Ausdruck, unversöhnt. Im harten Arme der Allgemeinheit, von ihren eisernen Muskeln erdrückt, war er einsam gestorben. Eben strich ihn dort der dienstthuende Arzt aus dem Notizbuch, die wohlgenährte Wärterin mit dem ausdruckslosen Gesicht von der Tafel: eine Suppe, eine Pflege weniger. — Eine Nummer verlöscht im Rechenexemplar des Lebens, Platz für die nächste! — — — — —

Aber der Mann da — war ein Mensch wie alle anderen, mit allen Rechten eines solchen gewesen. Er hatte eine Familie, die in fiebernder Seelenangst seiner Heimkehr harrete, die gedarrt und zitternd den Wärtern den Groschen, den sie sich abgerungen, in die Hand gedrückt hatte, um eine gute Pflege bittend. Er war ein Ernährer gewesen, vielleicht einer der vielen, an deren Leben ein Duzend Existenzen hängen. Wohlfeil hatten sie ihm den Tod gelassen, jene großen Männer der Medicin. Nur mit Hellern, nicht mit Ducaten war er ihnen ja aufgewogen worden, und kein Titel, keine hohe Stellung hatten ihn interessant gemacht. Wertlose Ware! Unwillkürlich strich der junge Mann mit bebender Hand über die eiskalte Stirn des Todten. Besser, der wäre

daheim gestorben, im Kreis der Seinen, als hier im Hause der Humanität, wo im Drang der Geschäfte manche Versäumnis an ihm verbrochen worden, weil er — eine so winzige Nummer war.

Wille war kein Gefühlsmensch, aber plötzlich formten seine Finger ein Kreuzeszeichen über dem erloschenen Gesicht. Er hatte eine Mutter gehabt, die viel mit ihm belete. Wie Mütter beten, einfältig, inbrünstig. Und das klang in ihm noch manchmal nach. — Die Studenten sahen nach ihm zurück. Sie lachten. Und jetzt fiel über den Verstorbenen das weiße Laten. Man trug ihn fort. — — — — —

Rasch schritt man daran, das Bett für einen neuen Patienten zu bereiten.

An das nächste Lager trat der Hofrath mit energischen Schritten heran. „Lehner!“ rief er den Menschen an, der wie eine formlose Masse hilflos in den Kissen lag und vor Schwäche zitterte.

„Lehner! he, Mann! aufraffen! aufraffen! Sie bedeutender Zeitgenosse, Sie!“ Er klopfte ihn jovial auf die Achsel und zog ein Zeitungsblatt aus der Westentasche.

„Na, wie geht's denn, was? Ausgezeichnet natürlich! Aus—ge—zeichnet! Nur aufraffen! aufraffen! Wir haben das Unsrige gethan, nun thun Sie das Ihrige. Alles steht jetzt bei Ihnen, Mensch!“ Er wandte sich zu den Zuhörern.

„Wer gestern nicht da war, als wir diesen unseren Freund in der Schneiderarbeit hatten, der hat was versäumt, meine Herren. Sie haben wohl schon das heutige Morgenblatt gelesen? Also das ist der Mann, an dem diese in ihrer Art epochale Operation gestern zum erstenmal versucht wurde und, ich sage Ihnen, phänomenal gelang. Ein Sieg unserer Wissenschaft und unseres Muthes. Jeder Mediciner von Beruf muß aufjubeln, wenn er diesen Casus ansieht und sich in seine Wunder vertieft. Ich war gestern zufrieden mit mir, meine Herren, — ich!“ Ein Beifallsgemurmur ertönte.

Nützlich sprach sehr gut mit sonorer voll tönender Stimme. Jedes Wort gab er mit breitem Behagen und unendlicher Überlegenheit von sich, als sei es ein kostspieliger Vederbissen. Der Anflug von Humor, mit dem er die ernstesten Dinge betrachtete und sie spielend erörterte, hatte etwas Geniales. „So elegant, so amüsant, erheiternd für ein Krankenzimmer“, sagte jener vornehme und reiche Gesellschaftskreis, dessen beliebter Arzt er war. Aber hier wirkte er nicht so erfolgreich, als wenn er dem Sportsman und Baron, der sich bei einem Wettrinken in Schnaps innerlich den Magen verbrannt hatte, versicherte, es sei etwas in ihm von spartanischen Helden, oder wenn er den Hofdamen und Comtessen erklärte, sie hätten die Charmantesten und elegantesten Zustände der Welt.

Der Operierte stöhnte. Aus den verschiedenen Betten lugten neugierige Köpfe herüber.

„Hat der Mann halbstündlich seine Kraftbouillon löffelweise?“ wandte sich Rötlich an die Pflegerin.

„Ja, Herr Hofrath, aber —“

„Giebt's kein ‚aber!‘ Er hat sie, damit Punctum! Kommen Sie mir nicht mit ‚aber‘, Sie Person, Sie.“

Die Schwester verstummte.

„Er nimmt sie nicht“, flüsterte sie im Vorbeigehen Wille zu, er kann nicht mehr, vor Schwäche.“

„Matt! matt!“ stöhnte der Kranke.

„He, matt? na natürlich matt; was will er denn nach dem, was er durchgemacht hat, sonst sein? Er wird sich einige Ochsen in Beefsteaks leisten müssen, bis er kriechen kann, mein Lieber. Aber dafür ist er ein Phänomen. Er durfte das Werkzeug zu einem nie dagewesenen Siege der Wissenschaft sein. Wollen mal sehen.“ Der Hofrath begann die Unterfuchung. Neugierig umdrängten ihn die Hörer. Er hielt einen brillanten Vortrag in technischen und wissenschaftlichen Ausdrücken, er entwickelte den ganzen Fall auf künstlerisch vollendete Weise und entlockte damit seinem Auditorium lauten Beifall. Die Wissenschaft riß ihn hin, er hörte das Ächzen des Kranken gar nicht.

„Aber Herr, Sie martern ja diesen Menschen!“ schrie eine Stimme plötzlich auf. Es war wieder Konrad Wille.

„Verlassen Sie den Saal, wenn Sie Weibernerven haben!“ donnerte ihn der Vortragende an. Wille trat zurück. Seine Hand ballte sich zur Faust. Er hätte den Vorstand der „Humanitas“ niederschlagen mögen. „So, meine Herren. Kaufen Sie sich die Broschüre, die ich nächstens über diesen Casus erscheinen lasse, und wünschen Sie dem Manne Glück auf seinen Weg. Er ist ein Beweis, wie wenig der Mensch braucht, um zu leben. Die Zeitung lass' ich ihm da. Schwester, Sie können sie ihm vorlesen, wenn er ordentlich seine Kraftbouillon nimmt.“ Der Professor legte das Blatt auf das Bett. „In vierzehn Tagen, bei entsprechender Ernährung, läuft er“, sagte er im Weiterschreiten.

„Heute Abend ist er todt“, flüsterte eine Stimme neben Konrad Wille. Einer seiner Kollegen hatte gesprochen. Ein junger Arzt, Bauernsohn aus dem Oberland, der eben eine erledigte Chirurgenstelle in seiner Heimat antreten wollte. Er hatte in der Schule neben dem einsamen Wille gefessen, der fast mit niemandem verkehrte. Ein urwüchsiges Naturkind voll Lebensfrische, schloß er sich an seinen Kameraden an, ob dieser es wollte oder nicht. Er hieß Hans Jochen und sollte bald die Stadt verlassen. Konrad sah ihm ins Gesicht.

„Der Mann ist verloren, nicht wahr?“

„Meiner Seel', das is er, wenn er nöd die Zähigkeit von an Regenwurm hat. Geg'n die Operation an sich is ja nix zu sag'n, 's is halt ja so a Circusstückl von die Mediciner, das sich der erste Jongleur erlauben darf. Aber wann's schon transchieren müß'n, ma muß si' do' anschau'n, Freunderl, wen ma transchiert. Es is nicht a jed's Biach, das an jed'n Puff aushalt! Beileib'! den da hätten's ruhig sein lass'n soll'n. Er hätt's schon no' dermacht! Aber er is halt an einschichtiger Mensch g'wes'n, ohne Verwandtschaftlichkeit. 's fragt ihm keiner nach, keiner mungazt (ruft) um ihn. Wan er heut' auf d' Nacht hin is, kommt er überi in's Sezirhaus als Object für's Studium. Und die Operation is ja gelungen. Wen scheert's, dass der Operierte dabei z'grund geht! Lasst's mi' aus. I' geh' z' Haus, wo d' Leut' noch anderst zu curieren sein, als auf also a Scharfrichtermanier.“

Hans Hochens breiter Dialect klang hier, inmitten der gelehrten wissenschaftlichen Ausdrücke, sonderbar. Aber Wille lachte nicht. Er sah mit bleichem Gesicht auf den Operierten. Und der Vorstand des Krankenhauses schritt weiter, von der Schar seiner Jünger gefolgt. Wie Orgelton, der zum Lobe des eigenen allerhöchsten Ichs erbrauste, erhob sich seine Stimme: „Ich habe das veranlaszt.“ „Ich bin zu dem Schluß gekommen.“ „Ich constatiere diese Diagnose als unfehlbar.“ Es war, als fülle eine große despotische, aber sehr irdische Gottheit den Raum und legte sich erdrückend wie ein Alp auf die Brust all' dieser leidtragenden Menschen.

An manchen Betten gieng Nötlich rasch vorbei. Er überhörte einzelne Anrufe, übersah Hände, die sich beschwörend nach ihm ausstreckten. Er blickte oft auf die Uhr. Konrad Wille's Anwesenheit schien ihn zu belästigen. Er streifte mit hartem Blick die Gestalt des jungen Arztes, die sich unerbitterlich wie die eines Beobachters an seine Fersen heftete.

In einem der letzten Betten lag ein alter Mann, der eben seiner Wärterin einen zornigen Auftritt machte. Er war sehr mager und schrie laut, ohne sich einschüchtern zu lassen.

„An Thee? was? scho' wieder an Thee! Himmelement, ja glaubt's, ich bin herkemma zu aner Hungercur, dass mir 'n Magen so verschwaben (anschwellen) wollt's? Ihr da! I' zahl', mei' Herrschaft zahlt, und dös is a Behandlung! Bierzehn Täg', dass i' dalieg mit den vertret'nen Fuß! also a Schmarrn! und ta Besserwerd'n, weil toa Pfleg' und toa Ess'n is. I' kimm ja von Kräft'n, jag' i'! Eö, Herr Rath, Eö! I' kimm von Kräft'n, jag' i'! Is dös ang'schafft, dass i' Medicin und Essen zahl' und davor nur alle zwei Stund' an Kramperthee krieg'? Bleiben's nur steh'n und hören's mi' an. Bleiben's steh'n, jag' i', oder 's g'schiacht was.“



Die Studenten lachten. Nötlich schob die Wärterin beiseite und trat an das Bett.

„Was untersteht er sich, Kerl?“ schrie er den Renitenten an. Dann zu dem dienstthuenden Arzt: „Hat der Mann Fieber?“

Der Angeredete wollte rasch erwidern, besann sich dann und murmelte etwas, den Vorgesetzten unsicher ansehend. „Aufgeregt, etwas Wallungen“, stammelte er.

„Fieber, na also! da ist strenge Diät selbstverständlich.“

„Fieber. J' a Fieber! brüllte der in der That vollständig normal aussehende Patient in einer Wuth, die wieder die Heiterkeit der Studenten erregte. Er schnitt ihnen ein Gesicht: „Bäh — — — Lacht's nöd so blöd', ös aufg'stuckte Medicinflaschenmanderln. Wann's dader in dera vasfluchten Hungerkasern' nix weiter lernt's als an Menschen, der si'n Fuß vatreten hat, mit Krampferlthee z' curieren, nachher geht's z' Haus und sagt's, es war nix! 14 Täg' lieg' i' da mit den Schmarrn, Eö, Herr Heimlicher, und mehr wie 14 Täg' zahlt mei Herrschaft nöd Krankenkosten. J' hab' ka' Pflög', die Umschläg' werd'n mir nicht g'wechselt. Da, schau'n's her! in fünf Täg' is so was gut, hat der Bezirksarzt g'sagt, und i bin bei Euch in 14 Täg' nöt fertig. Aber nix zahl' ich, nöt an Kreuzer zahl' ich!“

Er hielt den Professor seinen verbundenen Fuß hin.

„Überhaupt und überhaupt g'hör ich gar nicht in die schwere Abtheilung!“ schrie er. „Dahier sein ihrer so viel schwere Fäll', dass für mich kei' Zeit bleibt.“

„Schweigen Sie!“ Nötlich wandte sich an den Arzt der Abtheilung, einen übermüdet aussehenden Mann.

„Warum ist dieser Mensch hier eingereicht worden?“

„Es wurde so bestimmt, Herr Hofrath. Die leichteren Abtheilungen sind überfüllt.“

Der Patient begann auf's neue zu schimpfen. Der Primarius wandte ihm den Rücken und gieng weiter. Er hatte seinen Fuß nicht angesehen. — — — — —

Es schlug elf. Um zwölf war die Stunde für jene vornehmen ärztlichen Besuche, denen der Hofrath sich mit großer Genauigkeit widmete. Er war später zur Prinzessinwitwe Klotilde befohlen.

Nötlich verließ mit seiner Schar die Abtheilung. Draußen im Gange begegnete ihnen Ludwig Hafner, der erste Assistent und besondere Günstling des Hofraths.

Nötlich hielt viel auf ihn. Er erwiderte die tiefe Verbeugung des Arztes mit herabgelassener Collegialität. „Professor Vormann will morgen die Operation in der Abtheilung III vornehmen, Nr. 26, Bett 17“, sagte Hafner, indem er dem Vorgesetzten ein Heft mit Notizen überreichte.

„Ah, Luise Lehnert, die kleine Industrielehrerin, bin schon orientiert.“ Er wandte sich zu den Studenten. „Auch ein selten vorkommender, in seiner Art hochinteressanter Fall, meine Herren. Es ist nämlich . . . doch halt“, er sah auf die Uhr. „Wir können eigentlich hineingehen und uns die Sache einen Augenblick ansehen. Oh! Ist Colleague Bormann drinnen?“

„Nein, er ist unten.“

„Das macht nichts.“ Der Anführer dieser Schar werdender Doctoren der gesammten Heilkunde betrat die Frauenabtheilung III, in der zunächst schwere Fälle der Operation harrten. Im ersten Zimmer arbeiteten junge Assistenten an Präparaten, durch die hohen Fenster fiel Spätsommerjonnenschein. Ein durchdringender Geruch von Lysol und Carbol erfüllte die Luft. Den Saal der schon Operierten, zum Theil Genesenden durchschritten die Ärzte rasch. Sie hatten keinen Blick des Interesses mehr für jene bald verbluteten, wächsernen Geschöpfe auf den Ruhebetten, deren hohle Augen ihnen mit entsetztem Ausdruck nachblickten: das Material der Klinik, das unentgeltlich operiert wurde. Wie dankbar mußten sie diese Errungenschaft der Humanität empfinden, die Versuchsthiere der Wissenschaft in Gestalt hilfloser Menschen. Viele von ihnen waren zur Operation gekommen, sie wußten nicht wie. Sie hatten jahrelang mit ihrem Leiden ohne wesentliche Beschwerden bestehen können, da überredete sie der oder jener Professor, doch die Operation zu wagen. Und sie kamen her, um einen Triumph der Wissenschaft an sich inaugurieren zu lassen und sich zugleich ihm zu opfern. Denn operiert giengen viele fort, aber genesen wenige. Menschliche Kraft hielt den Ansturm der Wissenschaft nur zu oft nicht aus.

Auf einem niederen Lager im dritten Zimmer lag zwischen tränkenden hysterisch aufgeregten Patientinnen, die zur Beobachtung hier waren, ein blutjunges, schlantes Mädchen. Die lose Spitalkleidung entstellte ihre Gestalt, aus dem abgekehrten Gesicht blickten die großen Augen dem Hofrath angstvoll entgegen. „Nun, Lehnert“, sagte er leicht: bin, „wie geht's heute? morgen kommen wir 'ran, Kleine, nur Courage. Übermorgen fühlen Sie sich wie im Himmel. Colleague Bormann macht sein Meisterstück an Ihnen.“ Er spielte wohlwollend mit den schmalen Händen, die in den seinen zitterten. Unter den Blicken der Studenten begann das Mädchen nervös zu zucken.

„Warum ist sie so aufgeregte?“ wandte sich Nötlich scharf an die Wärterin, die mit ausdruckslos heiterem Gesicht zwischen den Lagerstätten herumgieng.

„Sie hat mit Herrn Professor Bormann eine Auseinandersetzung gehabt.“ Es zuckte spöttisch um die Lippen der Frau. „Sie will sich den Regeln der Anstalt nicht fügen.“ Luise Lehnert schrak zusammen.

Nötlich fuhr auf. „He, was? was sind das für Albernheiten, Fräulein? Eine Volksschullehrerin hat das Recht verwirkt, eine Gans zu sein. Sie muß ein Beispiel geben.“

Das Mädchen stammelte etwas von „anhören, allein sprechen“. Die kurzen Athemzüge der schmalen Brust hätten manchen Laien beängstigt.

„Ja, ja, wir reden später eines zusammen, Lehnert. Jetzt, meine Herren, lassen Sie sich mal erklären. Es handelt sich auch hier um einen höchst selten vorkommenden Fall.“ Er wollte die Decke forstreifen, die über der Kranken lag. Aber sie fuhr auf wie rasend. Auf ihren Wangen erzündeten sich rothe Fieberflecken.

„Nein! nein! ich will nicht!“ schrie sie auf. Ihr Blick irrte angst- und hasserfüllt über die Studenten, die sich herandrängten. „Fort! fort!“ ächzte sie. „Professor Bormann hat versprochen. Er hat mir versprochen, — allein!“ Sie fiel zurück, momentan erschöpft.

„Wenn sie sich so aufregt, kann sie morgen nicht operiert werden und es ist die höchste Zeit, daß ihr Platz frei wird“, brummte die Wärterin. Nötlich trat sehr ärgerlich mit ihr ans Fenster.

„Was faselt sie da von Bormanns Versprechungen . . .“

„Sie hat die fixe Idee, allein operiert werden zu wollen, nicht im Beisein der Hörer, die an ihr etwas lernen sollen. Nun bitt' ich Sie, gnäd'ger Herr Hofrath, so 'ne Umarmung von der Person, als ob sie von Gold wäre. Ja, ich sag' immer —“

„Und das hat ihr Bormann versprochen!“ schnitt Nötlich kurz ab. Die Frau lachte und strich über ihre Schürze. „I wohl. Solchen wie die da verspricht der Herr Professor den ‚Tag vor der Schlacht‘, wie er's nennt, alles und noch ein übriges dazu. Er hat's versprochen, ja, wenn Sie zustimmen, denn auf der Klinik ist's gegen die Regel. Was da Kranke sind aus 'n unbemittelten Volk, die sind ja doch als Lehrmittel für die Mediciner da, hab ich ihr oft gesagt. Aber sie is a überbildete Person, der das ewige Schämen ins Gehirn g'stiegen ist.“

„Ist Professor Bormann noch im Institut?“

„Ja, er operiert unten.“

Nötlich wandte sich wieder zu der Kranken.

„Meine Herren, erwarten Sie mich draußen“, jagte er. Die Studenten giengen. Aus den prachtvollen Augen, die diesem jungen ersterbenden Gesicht allein noch Leben gaben, traf Nötlich ein Blick heißer Dankbarkeit.

„Herr Hofrath“, stammelte sie.

„Nu, Lehnert, und?“ er setzte sich an das Bett. Sie begann zu flüstern, hastig und abgebrochen.

„Ich hab' niemand, der für mich bitten kann, ich bin mutterfeelenallein. Aber ich sterb', sag ich Ihnen, ich sterb' Ihnen unter der Hand, wenn Sie mich so, so vor allen operieren, o mein Gott! Ich hab' ja nichts, als mich selber und hab' immer auf mich gehalten, so, so eine brutale Roheit! ich könnt' nicht weiter leben, wenn ich bei jedem, dem ich begegne, mir denken müßt: der war auch dabei! der auch! die haben Wige gemacht und mein Elend verhöhnt, von denen bin ich bloßgestellt für immer.“

„Wenn Sie das nicht wollen, hätten Sie nicht auf die Klinik gehen sollen, das passiert jedem und jeder bei uns.“

„Machen Sie eine Ausnahme. Ich bin ja zu arm, so eine Operation zu zahlen, ich weiß es. Aber, Herr Hofrath, ich, ich hab' noch 200 Gulden. Die Marie-Anna Kahlbeck, meine Schulkameradin aus dem Kloster, die hat das Sparcassebuch zum Aufheben. Sie wird zahlen. Wenn der Professor Vormann sich genügen lassen wollt', nur das einmal, und mich allein operieren. Ich bin ja so arm, so allein. Begreifen Sie's denn nicht“, schrie sie auf, „wie mir zumuthe sein muß. Was gieng' in Ihnen vor, wenn Sie ihre Tochter da liegen sähen, vor den Augen Aller.“

Nützlich fuhr auf. „Das ist denn doch ein anderer Fall. — — Sie sind ein dummes Ding, Lehnert, das sind Sie! Meinetwegen will ich mit Vormann reden, Sie g'schamige Person, Sie! Stolz sollen's sein, sich was einbilden, aber nicht so albern.“ Er stand auf. „Also adieu! Und jetzt schlafen, Kräfte sammeln.“ Sie saß plötzlich aufrecht in den Kissen und umklammerte seine Hände so fest, daß er sich momentan nicht frei machen konnte. Sie sah zu ihm auf. In ihrem Blick, der den seinen zu durchbohren schien, war das große, feierlich Gebietende jener, die sich am Grabesrand wissen. „Versprechen Sie, daß ich allein, ohne Zeugen, operiert werde“, sagte sie. „Denken Sie daran, daß es für mich das Leben hier und dort drüben bedeutet. Ich bin im Kloster erzogen. Wir sehen uns vielleicht nie wieder, Herr. Denken Sie, daß ich leicht sterbe, wenn Sie 's mir zusichern, daß Sie in mir das Eine, Letzte respectieren wollen, das ich hochhalte über mein Leben. Es gibt so viele, die sie entschädigen werden, die sich selbst verkaufen, sich nichts daraus machen, wenn ihr Leib die Beute cynischer Roheit wird. Aber ich, ich hab' es den Nonnen versprochen, unberührt, ehrlich begraben, nicht zerstückelt im Secierhaus will ich sein.“ Sie schrie auf. „Ich will ja zahlen, ich hab ja 200 Gulden. Machen Sie's billig, das eine Mal. Versprechen Sie's!“

„Ja, ja, ich verspreche“, sagte er hastig.

Seine Augen blickten plötzlich sonderbar theilnahmslos, wie gläsig. Sein Gesicht sah alt aus. Er gieng, der Wärterin ein Zeichen gebend. „Professor Vormann hat Recht. Man muß es ihr — — — ver-

sprechen", sagte er. „Handeln Sie auch in dieser Intention!" Das Weib bejahte devot.

„Klösterliche Vorurtheile, hysterische Mucken, wie eine zahlungsfähige Patientin. Faxen ohne die Mittel dazu", so stellte Nötlich Luise Lehnerts Diagnose. „Ich hielt es am besten, ihr zu versprechen" — sie flüsterten zusammen, dann lächelte Bormann, der strebsame Frauenarzt, und rieb sich die weichen Hände. „Werden's schon machen."

## Innere Wirklichkeit.

Von M. v. Weikenthurn.

Die Menschen sind, was sie immer waren,  
Gemisch von Schwachheit und Kraft,  
Oft spricht Beunruhigt und öfter Leidenschaft.  
So sind sie seit sechs tausend Jahren  
Im Strom der Zeit hinabgefahren.  
Und meinen nur wozu der Augenblick sie schafft.

**I**llusion und Leben sind gleichlinige Begriffe. Wer lebt, hat Illusionen, und erst nach und nach, wenn man alt und klug wird, streift man sie leider ab, wohl auch nur zum Theil, denn von der Wiege bis zum Grabe bleiben sie der Menschen treueste Begleiter, bleiben sie es, zum Glücke für die Einzelnen und für die Gesammtheit, denn arm und beklagenswert sind nur Jene, denen sie abhanden gekommen, die den Glauben an die Illusionen verloren haben und noch nicht hinreichend in sich selbst abgeklärt sind, um das Leben zu nehmen, wie es ist und die Menschen mit ihren Fehlern entweder milde zu beurtheilen, oder je nach der Gattung dieser Fehler, milde zu ignorieren. Im Gegensatz zu dem Ausspruche des Dichters, daß das Leben nicht der Güter Höchstes sei, wird die Mehrzahl der Menschen, selbst wer arm, elend und verlassen ist, doch behaupten, daß das Leben höchstes Glück verkörpere. Ein jeder hängt am Leben, will sich nicht von demselben losjagen, bricht eine Lanze dafür und warum? Weil leben hoffen heißt, weil jedes Lebewesen dieses Hoffen in Gestalt von Wünschen und Illusionen nährt, die, so trügerisch sie auch sein mögen, dem irdischen Dasein doch Glanz, Freude, Segen verleihen.

Illusion ist Selbsttäuschung — Illusion sind Wahngelbilde, die uns oftmals das Schwerste leicht erscheinen lassen! Illusion ist im Grunde genommen alles im Leben, auch der Glaube, unseren Lieben unentbehrlich zu sein, denn die Natur hat es nun einmal so eingerichtet, daß für die Mehrzahl der Menschen alles sich ersetzen läßt, und es ist gut, daß dem so ist. „Illusion, Wahngelbilde, Täuschung ist das Leben von der Wiege bis zum Grabe," sagt jener, welcher sich für unendlich weise hält, nichts mehr hofft, nichts mehr glaubt, nichts mehr liebt, weil bittere Erfahrungen, weil der Stel an der menschlichen Race ihm Glaube, Liebe

und Hoffnung geraubt. Es läßt sich diese schroffe Auffassung verstehen und entschuldigen, wenn man erwägt, wie sehr herbe Erfahrungen geeignet sind, die Charaktere zu verbittern, aber zu beklagen ist derjenige doch, welcher sich durch trübe Erlebnisse, die Illusionen in den Staub treten läßt, denn er raubt sich selbst das Glück, indem er mit dem klaren Auge des Sehenden, auf das er auch noch zumeist stolz ist, nur das Schlechte schaut, und poesielos die Last des irdischen Daseins trägt. Wohl jenen, die durch die Schule des Leids, ohne welche es kein Leben gibt, hinreichend abgeklärt und geläutert werden, um zur Erkenntnis zu kommen, daß jene Milde, welche klar sieht, ohne zu verurtheilen, jene Erkenntnis, welche entschuldigt, ohne zu verdammen, das Unrecht herausfühlt, ohne über dessen Thäter erbarmungslos den Stab zu brechen — die einzige richtige Auffassung ist, welche uns das irdische Dasein erträglich gestalten, was die Freude an demselben bewahren kann. Illusionslos verzeihen, das ist die wahre Herzensreligion, die richtige Lebensphilosophie, welcher Glaubenssecte immer wir auch angehören mögen, das ist eine Religion, welche die höchste Duldsamkeit, die höchste Milde und Menschenliebe in sich birgt. „Menschen sind Menschen, Wesen voll Fehler und Schwächen, sie sind so, waren so und werden immer so sein,“ pflegte der alte Erzherzog Johann, Reichsverweser, zu sagen, von dem die jetzige Generation blutwenig mehr weiß, der aber vor und in der Sturm- und Drangperiode des Jahres 1848, bis später in seinem hohen Greisenalter gar tüchtig seinen Mann stellte, dessen Andenken in Steiermark, seinem Lieblingslande, in welchem er auch gestorben, heute noch lebt und der jene Kara Avisa gewesen ist, die sich so selten findet, ein Prinz, der menschlich dachte und fühlte, menschlich liebte und litt.

„Wer reich an Illusionen ist, hat zumeist ein weiches, empfindsames Herz, fühlt sich peinlich berührt, wenn demselben Enttäuschung wird, hegt dann gewissermaßen jene Empfindung, welche uns zutheil wird, wenn uns unversehens ein eisig kalter Wasserstrahl aus einer scharf auf uns gerichteten Douche überschüttet. Weiche, empfindsame Herzen glauben gerne das Gute, das Beste von den Menschen, glauben an ihre Liebe, an ihre Hingebung, an die Treue, glauben an den warmen Pulsschlag des Herzens, welches dem unseren entgegenschlägt, glauben an alles Edle, Bornehme, Gute und Erhabene, verabscheuen niedrige Gesinnung und Gemeinheit, wo und wie immer sie ihnen entgegentritt und fühlen dieselbe heraus, auch wo sie sich klug verbirgt, sind mit einem Worte Idealisten. Jeder Idealist wird mit Illusionen geboren, und wenn die rauhe Hand des Lebens eine nach der anderen dieser Illusionen in den Staub tritt, wenn man sozusagen lernt, hinter die Coulissen zu sehen und klar zu erkennen, wie häufig die Impulse, welche diese oder jene That hervorrufen, weit niederer sind, als wir geglaubt,

da tritt der Moment der Gefahr für den eigenen Charakter ins Leben. Wohl jenen, an welche dieser Moment noch in den Kinderjahren heraustritt, wo es für die Mutter ermöglicht und geboten ist, beruhigend, mildernd, erklärend einzugreifen, um Menschenekel, Menschenhass und Verbitterung zu mäßigen.

Es bedarf keiner epochemachender, welterschütternder Ereignisse, um jene Empfindung hervorzurufen, welche der Franzose mit dem Worte „désillusionné“ bezeichnet und für das der Deutsche nur den weit unschöner klingenden Begriff „Enttäuschung“ oder „Illusionslosigkeit“ besitzt. Im täglichen Leben, im kleinen Kreise, in der Kinderstube, kann sich dieser Act vollziehen und in seinen verhängnisvollen Folgen einen Schatten über das ganze Leben breiten. Die Lüge, welche eine Gespielin, an die wir geglaubt, ausspricht, der Treubruch, welchen sie begeht, kann solche Enttäuschung hervorrufen und läßt einen Stachel zurück, den nichts mehr aus dem Herzen nimmt, der unser ganzes künftiges Gemüthsleben beeinflusst. Ein Segen ist es, wie gesagt, wenn es noch in die Hand der Mutter gegeben ist, gegen jene Ernüchterung anzukämpfen, die uns früher oder später befällt, und welche für so viele zur Klippe wird, an der ihr Glück in Brüche geht. Der Mensch kann sich immer nur nach seiner innersten Natur geben, und man begeht ein Unrecht, wenn man selbst ein Idealist und Illusionist ist, die Menschen nach sich zu beurtheilen. Die moderne Erziehung strebt danach, Illusionen zu zerstören, überall nur die nackte, poesie- und glaubenslose Wahrheit zu zeigen, die schroff und schmerzhaft jeder poetischen, idealen Regung entgegentritt, jede „Gefühlsduselei“ in den Staub zerrt. Im 20. Jahrhundert glaubt beispielsweise schon das achtjährige kleine Mädchen nicht mehr so recht an das Christkindlein, welches zur Weihnachtszeit dahergeflogen kommt, um brave Kinder zu belohnen; der Nicolo mit dem Knecht Ruprecht, der nöthigenfalls auch strafen kann, ist eine antiquierte Sage, welche die kleinen Dämchen weise belächeln, die sie noch im Schaufenster des Zuckerbäckers wohlgefällig betrachten, zu der ihnen aber der Glaube fehlt. Ob sie zu beneiden sind — diese hyperklugen Kinder, welche allerdings viel früher, als wir es thaten, am Becher des Lebens schlürfen und im Backfischalter schon so klug sind, daß Bejahrtere sie anstaunen, aber ohne sie zu beneiden? Hand in Hand mit dem poetischen Glauben an diese oder jene Illusion, geht ja die Liebe zu den Menschen. Es scheint mir nicht der rechte Weg, glückliche und beglückende Wesen groß zu ziehen, wenn man den jungen Menschenpflanzen, wie dies jetzt Modesache ist, allzu früh die Augen öffnet, sie darauf hinweist, daß sie vieles, was wir für Gold und Edelmetall halten, nur wertloser Flittertand sei. Bringt es das Leben aber früher oder später mit sich, daß wir zu dieser Erkenntnis kommen, dann soll und muß vereint mit dem klaren Blick, welcher alles

im richtigen Lichte zeigt, auch jene Milde sein, welche zwar klar sieht und Zerrbilder erkennt, aber sehend verzeiht. „Tout comprendre, c'est tout pardonner“ und vieles läßt sich thatsächlich verzeihen, gerade wenn man auf den Grund der Herzen blickt und die Beweggründe erkennt, welche die Handlungen veranlassen.

Da wo Gemeinheit, Habsucht, niedere Gesinnung uns entgegen treten, die der edle, vornehm veranlagte Mensch unmöglich verstehen, noch weniger entschuldigen kann, weil es wider seine Natur gienge, weil er sein eigenes „Ich“ verleugnen müßte, um jenes andere begreifen zu können, da möge an die Stelle des schroffen Beurtheilens jene Nichtbeachtung des Gemeinen treten, in welchem dieses selbst Strafe findet, weil es sich in seiner Eitelkeit verletzt fühlt, denn niemand pflegt eitler und empfindlicher zu sein, als diejenigen, welche zu dem einen nicht die Veranlassung, zu dem andern nicht das Recht haben. Selbst auf die Gefahr hin, sich in den Augen der praktischen „Modernen“ lächerlich zu machen, wahre man sich mithin, so lange als es irgend möglich ist, den Glauben an Gutes, Vornehmes und Edles; Zeit genug, denselben einzubüßen, wenn crasse Thatsachen uns davon überzeugen, daß dieser Glaube „Illusion“ gewesen, und selbst dann noch, wenn dies geschehen, möge aus der begrabenen „Illusion“ die Hoffnung erstehen, daß der Einzelfall nicht die Regel bilde, weil uns, wenn wir selbst vornehm handeln und denken, es doch leichter gemacht wird, die Fülle des Niederen zu tragen, welche das Leben in sich birgt und wir uns das eigene Glück sichern, wenn wir die Illusion, daß das Gute im Menschenherzen immer die Oberhand gewinne, immer wieder aufrecht halten, wenn wir zu dem Glauben hinneigen, daß alles Böse nur der Auswuchs einer kranken Phantasie sei, welche mehr zu beklagen, als zu verdammen ist. — Und was ist Illusion, die unser Leben bestimmt, anderes als innere Wirklichkeit?

### Verdrießlichkeiten des Tages.

**W**elch breiten Raum nehmen die unnöthigen kleinen Dinge doch oft im Leben ganz guter, tüchtiger, edelgesinnter und im allgemeinen auch hochgestimmter Menschen ein! Da kann das bekannte Gesumme einer Stechmücke dem Pfarrer, der eifrig an seiner Predigt studiert, den schönsten Gedanken aus der Welt der Ewigkeit wieder verschrecken, gerade bevor er völlig seiner habhaft geworden. Da macht das Mißlingen eines Lieblingsgerichtes, was besonders häufig begegnet, wenn Besuch angemeldet ist, die lebenswürdige Hausfrau ganz unglücklich, daß das Zungenrädchen den rechten „Trumm“ nicht mehr findet. Da ist eine Neujahrrechnung um die Hälfte höher ins Haus geflogen, als man ver-



mathete. Da hat man einen Gratulationsbrief eine Woche lang im Überzieher herumgetragen, statt ihn dem Briefeinwurf zu übergeben; da hat man einen Vorwurf an die falsche Adresse gerichtet und bringt es nur fast nicht über sich, ihn zurückzunehmen. Da ist ein wichtiges Schriftstück nicht aufzufinden, und jedes schiebt die Schuld dem anderen zu. Da grübelt man an einem unfreundlichen oder auch nur doppelsinnigen oder verschieden zu deutenden Wort herum, das ein anderes vielleicht unbewusst im Gespräch fallen ließ, und kann nicht mehr drüber hinwegkommen. So könnte man aufzählen seitenlang.

Wie kommt man über diese Verdrießlichkeiten und Verstimmungen hinweg? Mit ein wenig gesundem Menschenverstand, ein wenig Humor, ein wenig Selbstironie. Man lasse die kleinen Dinge klein sein! Man mache nicht aus der Mücke einen Elefanten, um eine ganze Kanonladung zu ihrer Unschädlichmachung zu verschwenden. Man mache aus dem spitzen Wort, das einem spitzen Zünglein entflohen, nicht eine hundertköpfige Seeschlange mit hundert spitzen, giftigen Zungen, wo man nie fertig wird, die Köpfe abzuschlagen, weil sie vorweg wieder nachwachsen. Man lache fröhlich mit, wenn man anderen unfreiwillige Gelegenheit zum Lachen bietet. Und macht einem einer ein schief Gesicht, so ist es oft klüger, als in schlafraubende Grübeleien sich zu verlieren, ihn zu fragen, ob er Zahnweh habe. Man vergegenwärtige sich, was man eigentlich sein möchte: ein Ewigkeitsmensch, ein Gottsucher, ein Himmelsstreiter, ein Ritter des Geistes, ein allzeit fröhliches und getrostes Gotteskind, das da fest überzeugt ist, dass seine Bahn himmelan geht und es im Grunde ein himmlisches Wesen ist, das nach Entfaltung strebt, wie der Falter in der Puppe Schoß, — und jeder schwarze Käfer, der einem quer über den Weg läuft, soll einen von dieser Himmelsrichtung abzutreiben vermögen? Jedes Knistern und Poppeln des Holzwurms im Getäfel soll einem Todesfurcht einflößen? Jeder Groschen, der einem ungerichterweise abgezwaht wird, soll einem noch eine Stunde köstlichen, nervenstärkenden Schlafes rauben? Jedes böse gemeinte oder auch nur böse zu deutende Wörtlein soll einen herauszureißen vermögen aus der Gemeinschaft mit dem Geist der Liebe, darinnen unsere Seele sich so wohl und glücklich fühlt.

Über die selbstverschuldeten Unannehmlichkeiten und Verstimmungen aber kommt man nur hinweg durch Selbstgeständnis, und zwar je schneller desto besser und je einfacher desto besser. Und da meine ich, es sei für den höchststehenden Herrn keine Schande, zu seinem niedrigsten Diener und Stiefelpußer zu sagen: Es ist mir leid, dass ich dir unrecht gethan, es war nicht böse gemeint. Wird das seinem Ansehen Abbruch thun? Im Gegentheil, er wird in der Achtung seines Dieners steigen, und nur so hätte er das Recht und die geheimnisvolle moralische Macht, von jedem die ganze, volle Wahrheit zu verlangen und jede Unwahrhaftigkeit und Unaufrichtigkeit strenge und erfolgreich zu rügen. Aber wenn

sich die Dame des Hauses durch den Mund ihres Mädchens einem unwillkommenen Besuche verleugnen läßt, also ihr Mädchen selbst zum Lügen abrichtet, darf sie sich dann wundern, hat sie dann ein Recht, sich zu beklagen, wenn nun auch sie selbst von ihrem gelehrigen Mädchen angelogen wird? — —

Aber wenn man keinen Humor hat und zur Selbstironie nicht aufgelegt ist, was dann? Dann bricht man am besten ab. Ich kannte einen Lehrer, der gieng jedesmal, wenn ihn ein flegelhafter Schüler in Aufregung brachte, und er scheint oft eine Schlingelbande zu bemeistern gehabt zu haben, unter's geöffnete Fenster und sah einige Minuten hinaus, bis ein Vogel auf dem Zweige oder im Winter auf dem Futterbrett, oder ein Sonnenblick am Waldbrand, oder ein Segel auf dem See seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte, und dann richtete er mit einem Wort ruhiger geistiger Überlegenheit mehr aus, als mit einem unüberlegten Bornesausbruch. Du hast in deiner Stube ein Büchergestell voll Humor und Lebensweisheit; aber du greiffst nur dazu, wenn du in der rechten Stimmung bist. Ja, wann kommt dann diese? Oft wochenlang nie. Wenn du in einer rechten Verstimmung bist, dann schlag' auf und lies dich flugs wieder in die rechte Stimmung hinein, so erfüllt sie ihre Bestimmung, diese deine aufgespeicherte Lebensweisheit, dich fürs alltägliche Leben weise zu machen. Und hast du zu all' dem nicht die rechte Energie, so leg' dich wie das Lastthier wieder ins Geschirr und zieh' an, daß die Arbeit dich wieder ins rechte Geleise bringe.

Auch so kommt man noch nicht über alle Widerwärtigkeiten und Verstimmungen hinweg. Wenn uns ein Freund getränkt hat, oder wir uns wenigstens von ihm getränkt fühlen, bohrt es nach, frisst es tiefer und tiefer. Da heißt's zu ihm hineinrennen und wo immer möglich die Sache unter vier Augen zum Austrag bringen. Aber wenn man dies nicht kann? Und wenn man, den rechten Brief zu schreiben, nicht die rechte Stimmung findet? Dann heißt es ganz geduldig warten und inzwischen Glauben haben, sich mit dem Sprüchlein trösten: Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih' ihm und versteh', es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh.

Unsere Zeit ist nervös und empfindlich, daß es eine Schande ist. Gleich wird die Freundschaft gekündet. Gleich greift man zum Vertheidigungsmittel der Presse. Gleich schreit man nach dem Richter. Gleich fordert man auf Säbel oder Pistolen um einer elenden, verächtlichen Beleidigung willen, die einem von einem Berauschten widerfahren. Ist das groß, kleine Dinge so groß zu nehmen? Ist nicht das der Rückschlag, daß man dafür die ewigen, die wahrhaft großen Dinge oft so klein nimmt, die Liebe, die Hoffnung, das Vertrauen, die Zuversicht, und sich unendlich viel Kreuz und Leid schafft, das man sich ersparen könnte! Daß doch die gecheiten Leute ein wenig gecheiter würden im alltäglichen Leben!

## Über unsere Gesellschaftelei.

Plauderbrief an eine junge Frau von Otto von Leixner.<sup>1)</sup>

Mein Herz, liebe Freundin, hat bei Ankunft Ihres letzten Briefes sehr stark geklopft. Sie haben nicht nöthig, über dieses Klopfen zu erröthen, denn die Sache ist ganz harmlos. Ich fürchtete nämlich, Sie könnten, erzürnt über meine schriftliche Predigt, mir darin die Freundschaft für alle Zeiten aufkündigen — ganz kurz, in kaufmännischem Deutsch:

„Herrn O. v. L., Gewissensrath a. D.

In Erwiderung Ihres Wertes vom so und so vielen verbitte weitere Zusendung, da keinen Bedarf habe.“

Nach längerem Zögern öffnete ich das Briefchen und finde die Worte: „Ganz unrecht haben Sie nicht. Fahren Sie fort.“ Welch ein Sieg es ist, wenn eine Frau uns „nicht ganz“ unrecht gibt, das wissen Sie ja.

So griff ich denn nach dem zweiten Zettel und las: „Der größte Feind der wahren Geselligkeit ist die Gesellschaftelei.“

Ich weiß mich noch sehr genau der Stunde zu entsinnen, wo ich diesen zwar nicht geistreichen, aber sehr wahren Ausspruch von mir gab. Es war am dritten Tage meines Aufenthalts, als wir in dem Gartenhaus den Nachmittagskaffee einnahmen. Der Septembertag war von glorreicher Schönheit; Sie befanden sich in so göttlicher Laune, als ob Sie selbst das köstliche Wetter gemacht, und auf dem Antlitz Ihres Gatten lag das Bewußtsein der guten Ernte und der Gewissheit, daß der Kartoffelertrag ein großartiger sein werde. Wir befanden uns in der frohen, ja übermüthigen Stimmung, die uns einen gemüthlichen Abend verspricht, aber Sie beide waren leider eingeladen, noch dazu zu einem steifen „Souper mit Frack“. Dieses Bewußtsein begann immer schwerer sich auf alle zu legen. Wohl machten wir uns über die „unsterbliche Langeweile“ lustig, die Ihrer harrete, aber die Scherze wurden zuletzt ziemlich lahm, und wir vereinigten uns in Klagen über den verlorenen Abend. Und da warf ich die Bemerkung hin. Noch zweimal in jener Woche mußten Sie in Gesellschaften, die Sie nicht absagen konnten und ich nicht mitmachen wollte.

<sup>1)</sup> Aus dem empfehlenswerten Buche: „Plauderbriefe an eine junge Frau“ von Otto von Leixner. Leipzig. C. F. Amelang. 1901.

Am andern Morgen nach der „Unterhaltung“ spielte sich stets derselbe Vorgang ab: Sie waren müde und verstimmt, und Karl fluchte. Das letztere ist nicht schön, aber er hat es gethan; ich kann's beschwören. Sie klagten über Kopfschmerz, er über den in weitesten Kreisen rühmlich bekannten „Brummschädel“. Auch dieses Wort ist nicht salongemäß, aber sehr bezeichnend. Und Sie und er, d. h. Karl, nicht der Brummschädel, sagten mehrmals: „Warum ist man eigentlich dort gewesen?“ Ja, warum?

Sehen Sie, in diesem „Warum“ liegt die schwere Anklage gegen diese Gesellschafterei. Unser Leben, gleichviel in welchem der besseren Stände es sich abspielen mag, erzeugt eine Menge von künstlichen Verpflichtungen. A. und Frau haben uns einen Besuch gemacht, zuweilen ohne jeden tieferen Grund; wir müssen nun auch hin und sind genöthigt, sie einzuladen, worauf sie uns zu sich bitten. C. und Frau kennen B., den auch wir kennen, und er bringt sie zu uns. Wir müssen nun auch hin — siehe den vorigen Satz. Er weiß, daß F. bei uns verkehrt, der ihm nützen kann: er macht uns mit oder ohne Frau einen Besuch. Wir müssen u. s. w. G. ist unser Vorgesetzter, H. unser Nachbar — doch wozu soll ich das ganze Alphabet erschöpfen! Kurz, ehe wir es noch ahnen, haben wir ein oder mehrere Duzend Familien, mit denen wir „verkehren“. Das Wort bedeutet, daß wir sie und sie uns zu gewissen Zeiten einladen, zum Mittagmahl oder Abendbrot, zum Thee oder Ball und zum „Damentaffee“. Wissen Sie übrigens, was auf den Einladungen zum letzteren das „u. a. w. g.“ bedeutet? Nein? Ich will es Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilen. Es heißt: „Ueber alle wird geklatscht“. Ich bin überzeugt, diese Auslegung stammt von einem böshafteu Manne; dieses Geschlecht ist ja überhaupt voll von Lücke den Frauen gegenüber. Ich muß es ja wissen, da ich dazu gehöre.

Wie sind nun im allgemeinen diese Unterhaltungen beschaffen? Man kommt und begrüßt die Wirte. Beide Theile lächeln entzückt. Dann begrüßt man andere ebenso, obwohl sie uns sehr gleichgiltig sind. Unbekannte werden uns oder wir ihnen vorgestellt — die Namen versteht man dabei fast nie, aber gleichviel, man lächelt verbindlich: „Sehr angenehm“. Dann setzen sich die Frauen zusammen, die Herren stellen sich zusammen. Man spricht: etwas Politik, etwas Wetter, etwas Landwirtschaft, etwas Kunst, etwas — kurz von allem etwas. Man hört zu aus Höflichkeit, man stimmt bei aus Höflichkeit, schweigt aus Höflichkeit und lacht über ehrwürdige Witze aus Höflichkeit. Die Frauen können wenigstens noch die Kleider und den Schmuck den Geschlechts-genossinnen eingehend betrachten und mit den ihrigen vergleichen, wir jedoch! Uns flößt der Frack des Nachbarn nicht die geringste Theilnahme

ein — höchstens die Orden auf ihm, die so mancher von dem „starken“ Geschlecht, das oft nur stark in der Schwäche, ebenso neidisch betrachtet, wie ein eitles Weib das Brillanhalsband einer verhassten Nebenbuhlerin.

So breitet sich denn allmählich der Geist der Langweile über die Versammelten aus. Haben Sie ein feines Gehör? Sie werden dann bemerkt haben, daß in einem gewissen Augenblicke ein halb unterdrücktes „Ah!“ den Saal durchfliegt. Es ist das in der feierlichsten Minute, wo, je nach dem Reichthum oder Range des Hauses, sich der Haushofmeister, ein Bedienter oder das Stubenmädchen der Hausfrau nähert und diese dann mit einladendem Lächeln den vornehmsten der männlichen Gäste um seinen Arm bittet. Aus der ätherischen Sprache feinsten Empfindung in die des Werkeltages übertragen, bedeutet jenes „Ah!“ : „Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt.“

Sie haben selbst einmal darüber geklagt, daß der Essturus so sehr überhandnehme. Ich stimme Ihnen vollkommen bei. Da sitzt man nun zwei, zuweilen noch mehr Stunden und ißt und ißt. Es kann sehr schön sein, wenn die Götter uns gnädig waren und unsere Tischnachbarinnen und -nachbarn angenehm, geistreich und, was ich nicht gering schätze, auch noch jung und schön sind. Nun gibt es Versicherungen für Hagel- und Feuerschäden, für Leben und Tod, für Ausstattungen und Einjährig-Freiwillige. Aber eine solche für „Beschaffung reizender Tischnachbarn beider Geschlechter“ gibt es nirgendwo. Denken Sie sich, die sie so gern fröhlich plaudern und auch ernst sprechen, zwischen einen Landwirt, der Ihnen sehr eingehend die Unterschiede zwischen Guano und künstlichen Schwefelphosphaten auseinandersetzt und stets wieder auf diesen „Hammel“ zurückkommt — und einen Pferdennarren, der Ihnen die Stammbäume aller seiner Rasse aufführt. Sie werden von Minute zu Minute verstimmt und werden zuletzt ein starres Lächeln an Ihre Lippen festnageln — innerlich aber wüthen. Ich saß einmal zwischen einer älteren Excellenz und einem jungen Mädchen, das nach dem Abchluss der höhern Mädchenschule seine „Bildung vollendete“. Die alte Dame besaß den Vorzug einer wahrhaft bewunderungswürdigen Eslust und das Laster der Aestheticomanie. Eine schreckliche Krankheit! Excellenz kannte alle neueren Dichter und deren Werke. Über jeden einzelnen fragte sie mich um meine Meinung, behauptete dann aber stets das Gegentheil. Dazwischen jedoch gab sie ihre Urtheile über die Gedichte ab. „Ja, ja, Julius Wolff — aba, das ist Schneehuhnbraten! — besonders der Tannhäuser! Welcher Schmelz und welche Schalkhaftigkeit im einzelnen — etwas knusperiger schmeckt er besser, sonst wirkt er weichlich — Herr von Wildenbruch! O, unbestreitbar Shakespeariischer Zug, z. B. die Karolinger — auch mit

Madeirasauce nach Bücklers Recept schmecken sie vortrefflich . . .“ Und so gieng es weiter. Ruhte sie etwas aus, so begann die andere Nachbarin. Sie sprach von Kant und Gerh. Hauptmann, Beethoven und der Spectralanalyse, von den Præraffaeliten und Nietzsche, von Chemie, Physik, Zoo-, Anthro- und Geologie, und zwar in lauter abgeschlossenen Urtheilen. Ich lächelte anfangs, allmählich begann ich aus Verzweiflung mehr zu essen und zu trinken, als es meine Gewohnheit ist, und verblödete langsam. Nach dem Mahle fragte mich die Hausfrau, ob ich mich nicht vorzüglich unterhalten hätte; Excellenz schwärme für Literatur. Ich verstand: als den einzigen Vertreter des Fachs hatte man der Dame mich als Beute vorgeworfen. Ich murmelte mit höflicher Verbeugung einige Worte der tiefsten Dankbarkeit. Und das nennt man eine „Unterhaltung“.

Und wenn stundenlang von Kunstspielern das Clavier mißhandelt oder gesungen wird; wenn man in überhitzten, stauberfüllten Sälen bis zwei, drei Uhr tanzt: all das ist auch „Unterhaltung“. Und wenn die Herren stundenlang Karten spielen, ohne sich viel um die Frauen zu bekümmern, und diese über Gott, Welt, Kinder und Diensthoten — plaudern, so heißt das „Unterhaltung“.

Und welche Umstände macht die Gesellschafterei vor allem in der Großstadt, wo die großen Wohnungen nur sehr reichen Leuten zur Verfügung stehen. Zuweilen werden sogar Schlafzimmer ausgeräumt. Sind noch kleine Kinder vorhanden, so bringt man sie für die Nacht in der Lade eines Schubkastens oder in einer großen Hutschachtel unter. Zur Gesellschaftshexerei rechne ich noch manches andere, z. B. das Concertlaufen bei fehlendem Musikgefühl, den Besuch von Ausstellungen bei mangelndem Kunstverständnis und den Aufenthalt in teuren Bädern bei gesundem Körper. Das alles ist „Mode“, und diese ist fast immer sinnlos. Man heßt sich eine Menge künstlicher Bedürfnisse und Gewohnheiten hinein, welche Börse und Gesundheit angreifen und schließlich das Herz und den Kopf aushöhlen. Wenn Kinder im dunklen Zimmer allein sind, so drängen sie sich aus unbestimmter Angst zusammen und singen wohl gar. So sind viele Menschen unserer Zeit solchen Kindern ähnlich — Weiber wie Männer. Ein unbestimmtes Angstgefühl, Furcht vor dem, was da die Zukunft bringen kann, heßt sie in große Haufen zusammen, und sie geben sich dann den Anschein der Fröhlichkeit. Wohl sagen sie sich zuweilen selbst: „Was hast Du davon gehabt? Du bist heimgekommen müde und verstimmt, nicht einen Gedanken, nicht ein reines schönes Empfinden hast Du mitgebracht!“ Und morgen, übermorgen sind sie vielleicht wieder mitten in dem seelenlosen Treiben.

Bei der Jugend ist es etwas anders. Die gibt sich unbefangen der Welt des Scheins hin, die so glanzvoll aussieht und so viel verspricht;

sie freut sich an dem Schimmer, dem sie aus ihrem hoffnungsfreudigen, sehnsuchtgeschwellten Herzen Inhalt leiht. Noch blickt sie nicht in das Innere der „Welt“, in das Gewirre häßlicher Triebkräfte, die nur zu oft diese glänzende Welt bewegen: Neid, Eitelkeit, Genußsucht, Lüge, ja selbst nackte Unfittlichkeit.

Zu der Gesellschaft eine „Rolle“ zu spielen, dieses Ziel erreicht man nur nach Hingabe gar manchen köstlichen Guts. Besonders aber die Frau gibt für dieses Scheingut, gepriesen zu sein als „Stern“ der Gesellschaft, immer viel mehr als es wert ist. Vor allem die Reinheit ihrer Seele. Sie muß dem heute herrschenden Ton sehr viel von der Keuschheit des Gemüths opfern, wenn sie umschwärmt, umschmeichelt sein will; sie muß sich an Blicke, an Worte gewöhnen, die oft in ihrem Kern durchaus unrein sind. Allmählich gewöhnt sie sich wirklich daran, ja sie lernt es „pitant“ zu sein, zu reizen, nur um die Männer — denn an den Frauen liegt einer „Löwin“ nichts — zu fesseln. Hat sich ein Weib einmal in diese giftige Luft eingelebt, dann vermag sie, auch wenn sie sich nicht thatsächlich vergeht, weder Gattin, noch Mutter, noch Hausfrau im wahren Sinne zu sein. Ich weiß recht wohl, daß viele meiner Geschlechtsgenossen, verderbt durch ein oft recht rohes Genußleben, in der Gesellschaft nur den Verkehr mit solchen Frauen suchen und das reine Mädchen, die ernste, wenn auch lebenswerte Frau wenig beachten. Aber ist denn die Herrschaft über solche Männer überhaupt des Erstrebens würdig?

Kurz: von welcher Seite ich mir die „Gesellschaftsteilnahme“ ansehe, ein erkledlicher Vortheil für das innere Leben zeigt sich mir nirgendwo. Klug nicht nur, sondern gut und weise handelt, wer sich in diesem Verkehr auf das Nöthigste beschränkt und die so gewonnene Zeit der echten Geselligkeit widmet. Wie aber die rechten Leute finden?

Entsinnen Sie sich noch, wie Sie und Karl mir eines Abends Ihren ganzen Gesellschaftskreis, ein Glied nach dem andern schilderten? Das Urtheil, das von den etwa hundert Menschen sechzig erhielten, lautete in Ihrer Ausdrucksweise: „Ganz nett aber scheußlich!“ Diese netten, aber scheußlichen Leute müssen sogleich von der Geselligkeit ausgeschlossen werden. Dann untersucht man die übrigen vierzig. Davon werden die bösen Zungen, die Selbstüchtigen, die Langweiligen — diese, wenn nicht gute Charaktereigenschaften für sie sprechen — und die Gleichgiltigen ausgeschieden. Es dürften dann etwa zehn bis fünfzehn Menschen übrig bleiben: einige bewährte Freunde, dann einige geistig belebte und auch gute Menschen. Wir untersuchen nun noch, wie diese Ausgewählten untereinander stimmen. Sie können ja Gegensätze vertreten, aber nur wenn ruhiges Wesen vorhanden ist. Sind aber zwei sonst noch so lebenswürdige, kluge Menschen hicköpfige Gegner, dann

ist es rathsam, einen von ihnen fallen zu lassen oder sie nicht an einem Tage zusammen einzuladen.

Mit diesem kleinen Kreis kann man nun nicht nur sich unterhalten, man kann sich mit ihm auch einleben. Es ist ja richtig, daß bei sehr genauer Bekanntschaft manche üble Eigenschaft hervortritt, aber ebenso richtig ist, daß die tieferen Menschen auch ihr Bestes erst bei innigerem Verkehr zeigen. Dieses Beste aber ist's allein, was uns den Menschen wahrhaft verbindet, was uns Antheil gewinnen läßt an ihren Leiden und Freuden und zugleich unser Bestes weckt und stärkt. So gewinnen wir Kraft nicht nur für das Mitleid, sondern auch für die Mitfreude, und lernen die hohe Kunst, unser Ich zu vergessen. Auf dem Boden dieser Geselligkeit gedeiht der edle Baum der Freundschaft; hier gedeihen echter Lebensernst und dessen liebliche Schwester Heiterkeit, die sich zwanglos zu geben vermag, ohne mißdeutet zu werden. Diese Geselligkeit erquickt Gemüth und Geist, beruhigt und regt an, ohne zu ermüden oder zu überreizen. Sie hat auch nicht eine Unmenge von Lederbissen nöthig, wie die Gesellschafterei, die bei bescheidener Tafel an der Auszehrung stirbt.

Also, liebste Freundin, spielen Sie etwas Weltgericht. Links lassen Sie treten die zur Hölle Verdammten — die werden nur einmal jährlich zu der großen „Abfütterung“ geladen — rechts aber vereinen Sie das Häuflein der Getreuen. Zu diesen Auserwählten rechnet sich ohne weiteres mit bekannter Selbstgewißheit

Ihr

Otto von Reizner.

### Aus sonnigen Höh'n.

Einngedichte von Otto Promber.

Will mir die Muse Weisheit schenken,  
So sucht sie mich in Wald und Flur;  
Wir lernen erst natürlich denken  
Am treuen Herzen der Natur.

„O wär' ich reich!“ — Vieltausendfach umgellt mich dieser Schrei,  
Als ob schon jedes schlichte Heim ein Haus der Sorge sei!  
Dringt tiefer ein! — Es lehrt Euch selbst der herrlichste Palast:  
Ein Kreuz hängt über jeder Thür, wär's auch in Gold gefaßt.

Wird der das Leben recht ergründen,  
Der finster grollt? Ich glaube nicht.  
Willst Du des Lebens Perlen finden —  
Schaff' Licht!



Was sie auch grämlich menetekeln  
Und welche Lust sie Dir zerpfücken:  
Lass' Dir das Dasein nicht vereteln!

Wenn ein paar Knospen Dir geblieben  
Vom Lebenspfad den Hut zu schmücken,  
Hast Du noch Grund, die Welt zu lieben!

\* \* \*

Der Wille ist eine herrliche Macht.  
Wolle — und Du bist stark!  
Wer solch' ein Stahlbad der Seele nimmt,  
Der treibt sich auch Eisen ins Mark.

\* \* \*

Ringe Dich von der Gewohnheit los,  
Von der Kleinmuth der Zeit, ihrem Künsteln und Schwanken;  
Baue Dir neue Pflichten und Schranken,  
Werde ein Freiherr starker Gedanken!  
Diene der Welt. Sei tapfer und groß.

## Ein Romanstoff.

Literarisches Gespräch, mitgetheilt von Hans Malser.

Doctor: Was schreibst Du jetzt, Freund?

Rodam: Ich? Nichts. Und Du?

Doctor: Eben so viel. Ich habe wenigstens einen guten Grund, nichts zu schreiben. Denn mir fällt nichts ein.

Rodam: Das ist gar kein Grund. Wer Schriftsteller ist, der bedarf doch keiner Einfälle. Diese sind nur für Solche nothwendig, die sonst nichts zu schreiben wissen.

Doctor: Aber zum Saten, ich möchte mich redlich ernähren. Was mühe ich mich ab! Immer auf Jagd nach Gedanken, nach Ideen. Ach, alles Brauchbare ist schon ausgenüzt.

Rodam: Einen Einfall wirst Du doch haben.

Doctor: Manchmal nicht einen einzigen.

Rodam: Wenigstens den, nicht nach Einfällen zu jagen, sondern das Leben abzuschreiben.

Doctor: Als Mann der Zunft solltest Du klüger sprechen. Du weißt doch, daß das Leben, so üppig es auch sei, als poetischer Stoff nicht genügt, wenn der Künstler nichts dazuzugeben hat. Ich tröste mich nur damit, daß auch Du an Stoffarmuth leidest.

Rodam: Ich? An Stoffarmuth? Im Gegentheil, der Stoffwechsel geht zu rasch vor sich in meinem Organismus. Das verstehst Du nicht?

Siehe, Du schreibst nichts, weil Du keine Einfälle hast, ich schreibe nichts, weil ich deren zu viele habe. Stündlich kommen sie — und gehen wieder. Keiner bleibt haften, einer verdrängt den andern, gibt sich im Augenblick glühend, vielversprechend, um im nächsten wieder zu verblaffen.

Doctor: Und Du hast kein Notizbuch?

Kodam: Schmach über diese Bemerkung. Als ob es sich um das Gedächtnis handelte. Um die Begeisterung handelt es sich. — Jetzt auf dem Wege zu Dir sind mir mehrere Stoffe aufgestoßen, einer davon ist noch ganz frisch und gährt wie Teig im Backtrog.

Doctor: O Einfallkrösus! Gib Almosen.

Kodam: Ja, Freund, kannst Du denn Stoffe brauchen, die nicht Dein Eigenbau sind? Kannst Du Fremdes verarbeiten? Dann bist Du gar kein Künstler oder ein sehr großer. Ich wüßte mit der besten Idee nichts anzufangen, wenn sie nicht mein eigener Einfall wäre.

Doctor: Ich kann alles brauchen. Gib Almosen, Krösus.

Kodam: Sehr gerne. Ich schenke Dir den Stoff. Bis ich zu meinem Schreibtisch komme, wäre er ja doch wieder verflogen. — Geniert's Dich, wenn vom Irrenhaus die Rede ist?

Doctor: Herrlich! Da brauchen wir gar nicht folgerichtig zu sein.

Kodam: Aber natürlich nicht. Man läßt die Leute das krauseste Zeug sprechen — das ist beste Charakteristik. Wenn Dir die Recensenten in der Handlung den Mangel an Folgerichtigkeit vorhalten, so sage bloß, im Irrenhause gebe es keine Folgerichtigkeit. Nichts dankbarer, als mit Narren zu arbeiten.

Doctor: Also Freund, packe aus!

Kodam: Mit dem Almosen, meinst Du? Gut. Ich schenke Dir folgenden Novellenstoff. Bei gutem Haushalte kannst Du auch einen Roman daraus machen. Entsprechend lange Milieuschilderungen und einige Episoden wirst Du doch aus Eigenem zu besorgen imstande sein. Zu passen brauchen sie ohnehin nicht, dafür sind es Episoden. Im Leben führt der Zufall allerlei durcheinander; bringst Du kein Kunstwerk zuwege, so rede Dich aufs Leben aus; die alten Literaturschnüffler werden sich grossend verhalten, aber die modernen lassen Dich mitlaufen. Hauptsache sind die Druckseiten — sind ihrer über dreihundert, so ist's ein Roman.

Doctor: Etwas gering taxierst Du mich, Freund. Demüthigen soll man auch den Bettler nicht. Bin ich gleichwohl kein Genie, so bemühe ich mich doch, ein redlicher Erzähler zu sein.

Kodam: Verzeihe mir. Ich sprach auch nur zum Fenster hinaus. Du siehst, die Straße ist belebt, ein halb Duzend Schriftsteller jüngster Sorte wird doch darunter sein, das sich meine Auslassung zu Nutzen machen kann.

Doctor: Höre, Geschäfter. Wenn Du jeden Deiner Stoffe so verjudelst mit allerlei boshaften Glossen, dann glaube ich's gern, daß sie Dir unverrichteter Sache wieder davonlaufen. Und es wird Dir auch der meine abhanden kommen, ehe Du ihn hergibst.

Rodam: Ein schönes, großes Landgut kannst Du Dir vorstellen.

Doctor: Zur Noth vorstellen kann ich mir's.

Rodam: Gut. Es kann sehr behäbig und idyllisch geschildert werden. Ein altes, festgeessenes Bauerngeschlecht, ein Edelhof, so daß sich der Leser gleich einheimt. Nun, und da sind zwei Brüder. Der eine ist ein praktischer schlauer Kopf, der vor keiner That zurückschreckt, wenn er damit für sich etwas erreichen kann. Du magst ihn Achat nennen, damit es dem Leser stets im Gedächtnis bleibt, daß er der Starke ist. Der andere Bruder, der Dagobert heißt, ist ein überspannter, phantastisch veranlagter Mensch, der für allerhand Wunderlichkeiten Geld verschwendet. Du weißt, daß man solche Eigenschaften nicht mit schönen Worten aufzählt, sondern durch einzelne Lebensäußerungen und Thaten veranschaulicht. Nun, diese Brüder sind die gemeinsamen Herren des Landgutes, was besonders begründet werden muß, weil es bei Edelhöfen in der Regel nicht zutrifft. Dem Achat ist das natürlich nicht nach Sinn, daß er den Besitz mit einem Zweiten theilen muß, noch dazu mit einem halben Abenteuerer, der die Wirtschaft schädigt und mit seinen Thorheiten die Würde des Hofes stört. Er versucht mancherlei Mittel, um den Bruder Dagobert aus dem Mitbesitz zu verdrängen. Zum Beispiel kannst Du schildern, wie er dem phantastischen Bruder Geld gibt und ihn mit einer schönen Zigeunerin verkuppelt, in der Hoffnung, daß er mit ihr durchgehen werde. Das geschieht, doch Dagobert kommt nach einiger Zeit wieder heim, zerlumpt, zerfahren, noch toller als früher. Dann beginnt Achat ihn auf alle Art zu reizen, so daß er in seiner Art die unsinnigsten Streiche begeht. Und nun kommt der Doctor Hülfe. Nenne ihn unbedenklich Hülfe, denn es hat immer etwas Komisches, wenn ein Beruf oder Charakter durch den Personennamen angedeutet wird. Doctor Hülfe ist ein halb komischer Kauz, der sich sehr bieder und einfältig zu geben weiß, während er der durchtriebenste Coujon ist. Er ist Arzt, einer, der sich besonders auf Geisteskranke versteht, weshalb er immer daran ist, seine Praxis vom Lande in die Großstadt zu verlegen, wo die Leute, wie er sagt, so gescheit würden, bis sie überschnappen. Derlei boshafte Bemerkungen mit recht einfältigem Gesicht gesagt, verfehlen die Wirkung nie. Solltest Du nicht in der Lage sein, diesen Doctor geistig komisch zu fassen und doch auf ihn ein Übriges verwenden wollen, so statte ihn mit einem leiblichen Gebrechen aus, das drollig wirkt, einem Höcker, einem Kropf, Säbelbeine, näselnde Stimme. Aber die Warze mit dem Härchen auf der

Rase möchte ich Dir nicht raten, das gienge zu weit, denn der Mann muß auch ernst genommen werden. Er ist Hausarzt beim Gutsbesitzer Achat, wo er sich täglich einfindet, und er soll diesen von einer hartnäckigen Ischias und von einem lästigen Bruder befreien. Da kannst Du nun hübsche Feinheiten anbringen. Es steht Dir frei, den Dagobert ohne weiteres vom Doctor Hülfe als geisteskrank erklären oder ihn noch weiter reizen und drängen zu lassen, bis er so große Narrheiten begeht, daß er reif für's Irrenhaus erscheint. Letztere Art wird dankbarer sein. Aber sich hüten vor Übertreibung! Die Wahrscheinlichkeit und Billigkeit muß immer auf Seite Achats und des Arztes stehen; ein rührendes Mitleid und eine ungeheuere Rücksichtnahme für den armen Kranken muß sie entwickeln, bis sie ihn endlich — im Irrenhause haben. Schurken dazu brauchst Du nicht mehr als zwei; die übrigen maßgebenden Personen lasse bloß gleichgiltig den Amtsschimmel reiten. Sie brauchen kein Auge zuzudrücken, weil sie nie eines offen hatten. Die Schlamperei mußt Du mit einer gewissen Geschmackigkeit schildern, so recht im Milieu österreichischer Gemüthlichkeit.“

Doctor: Aber Freund, was soll ich denn nachher im Irrenhause mit dem Manne anfangen? Da wird er mir ja wirklich ein Narr.

Kodam: Gott behüte! Da wird er erst klug. Dagobert ist vorweg als ein Charakter gedacht, den nur die sogenannte vernünftige Welt zum Wahnsinn treibt und der in Gesellschaft der Irren erst seinen Maßstab und seine Kräfte findet. Nachdem er vergeblich alles versucht hat, um zu überzeugen, daß er gesund ist und nicht ins Irrenhaus gehört — das gibt Gelegenheit zu rührenden Zügen — nachdem er eines Tages vor Empörung wirklich in Raserei ausbricht und sein Schicksal damit endlich besiegelt, kommt der entscheidende Punkt. Gib acht. Dagobert wird ganz ruhig, ergibt sich in die Lage und entfaltet ein Benehmen, das ihn nicht bloß bei vielen Leidensgenossen, sondern auch bei den Wärtern und Ärzten beliebt macht. Man läßt ihn hie und da Freiheit, schenkt ihm Vertrauen; in der Anstalt herrscht die Anschauung vor, daß er's nicht lange machen wird, weil er an Gehirnerweichung leide. Deute das nur an. Zeige aber oft, daß Dagobert auf die Irren einen großen Einfluß gewonnen, daß er viele sogar zu suggerieren weiß. Unter den Wahnsinnigen mußt Du einige besonders wilde Kerle bereit halten, auch weibliche Furien. — Und nun kommt die Nuß, die Du selber aufbeißen mußt. Es ist eine Gelegenheit zu finden und zu motivieren, daß unter Dagoberts Führung eines Tages die meisten Geisteskranken aus der Irrenanstalt entkommen. Das ist die schwierigste, gefährlichste und wichtigste Stelle der Erzählung. Die muß lange vorbereitet werden. Einzelne Kranke, die dabei eingreifen, müssen schon früher hervortreten. Dann im geeigneten Moment muß ein

günstiger Zufall die Flucht der Irren gelingen lassen. Sei es eine Revolte, sei es eine Feuersbrunst oder sei es die einfache Schlamperei der Aufseher — ihrer sechzig oder siebenzig Personen entkommen ins Freie und folgen Dagobert, den sie für ihren Erretter halten. Dagobert führt den abenteuerlichen Zug der Berrückten, Wahnsinnigen, Tobsüchtigen ins Gebirge, und zwar der Gegend zu, wo das Landhaus seines Bruders steht. Lasse unterwegs manche drollige und manche schauerliche Scene spielen. Aber lasse Dagoberts Einfluss so gewaltig sein, daß sie nicht auseinanderlaufen, sondern in einer großen Rotte zur Nachtzeit heimlich das Landhaus anschleichen. Die Absicht Dagoberts erräthst Du ja schon; lasse sie auch den Lesern beizeiten errathen, denn das erhöht die Spannung, lasse sie aber nicht aussprechen. — Dagobert will sich mit dieser schrecklichen Bande an seinem Bruder rächen.

Doctor: Mit den Wahnsinnigen?

Kodam: — will er das Gehöfte überfallen und es ihrer Willkür überlassen.

Doctor: Nein, das ist mir zu grauslich. Das gibt Mord und Brand.

Kodam: Möglich. Aber nicht nothwendig. Das steht in Deiner Gewalt. Ich habe schon gesagt, daß bei Geisteskranken die Folgerichtigkeit wegfällt. Du kannst sie nach Belieben aufrecht halten oder auch fallen lassen. Daß Dagobert sein Kriegsheer mit allerlei Vorspiegelungen und Finten gehörig fanatisieren muß, ist selbstverständlich. Doch ob es ihm gelingt? Ob diese wüste Schar nach einem Ziele hin lenkbar ist? — Dagobert muß seiner Sache völlig sicher sein. Im Leser darfst Du darüber vorweg als Erzähler keinen Zweifel aufkommen lassen, der muß ihm selber kommen. Und wenn das, was der Leser ahnt, hernach eintritt, dann hast Du gewonnenes Spiel, dann gefällt ihm die Geschichte. Wenn sie anders ausgeht, als er der Entwicklung nach erwartet, mag er überrascht sein, aber nicht befriedigt.

Doctor: Also wie? Was?

Kodam: Es ist eine schwüle Gewitternacht. Die Geisteskranken lagern im Walde und sind sehr erregt. Dagobert huscht flüsternd unter ihnen umher, sucht ihnen in kurzen Schlagworten das Elend des Irrenhauses ins Gedächtnis zu rufen und die bösen Urheber, die sie dahin ausgeliefert haben. Und zeigt ihnen dann im Blicke das Haus, in dem ihr Feind wohnt! Und läßt die Furie los auf das Landhaus seines Bruders. Was geschieht? Einer der Tobsüchtigen stürzt sich auf die Thorjüule und tractiert sie mit Faustschlägen. Ein anderer schmettert gräßliche Verwünschungen in die Strohkammer, schleudert seine Lunte in den Wassertrog und lacht hohl auf, als sie zischend verlöscht. Ein Anderer, einer der aller Tobsüchtigsten, legt sich zum Kettenhund, kost und spielt

mit ihm, wie mit einem Kinde. Ein rasendes Weib fährt in die Haare eines anderen, und ein alter Mann holt aus dem Stall ein Pferdefoß und hängt sich ihn um wie einen langen Schleppmantel. So schreitet er würdevoll über den Hof und rügt wohlwollend die übrigen, daß sie nicht aufs Knie fallen, um ihn gebührend zu grüßen, dieweilen er der König des Morgenlandes sei. Auf dem Dachfirst sitzt ein Mädchen, strahlt ihr Haar und singt das Lied von der Loreley. — Das sind nur so hingeworfene Einfälle, Du kannst sie nach Belieben ändern, erweitern und den Auftritt so bizarr als denkbar gestalten. Du kannst den Spuk rings um das Geheißte die ganze lange Nacht andauern und den eingeschlossenen Besitzer Achat in Todesangst verzweifeln lassen. Du kannst die Irrsinnigen schauerlich wirtschäften lassen mit Verwendung dämonischer Genialität. Hast Du diese im Augenblick nicht zur Hand, so kannst Du die Scene beenden wann Du willst. Einige Knechte, die zu den Fenstern herausschießen, zerstreuen die ganze Bande auf einen Wink Deiner Feder.

Doctor: Und dann? Wie geht es aus?

Rodam: Daß Du doch nicht einen Schritt weiter gehst, als man Dich schiebt! Laß den Stoff lieber bleiben. Wenn er Dir nicht einmal so viel Interesse erregt hat, daß Du irgendeinen bestimmten Ausgang wünschst. Dann lasse doch wenigstens das Praktische entscheiden. Arbeitest Du für ein Familienblatt, so muß natürlich poetische Gerechtigkeit walten. In diesem Falle hätte Dagobert mit einigen Tobfüchtigen in das Gemach seines Bruders zu dringen und den Achat zu erschlagen, worauf er selbst prompt von den Wahnsinnigen erdroffelt wird. Pitanter ist es aber, wenn Du diesen Doppelmord gut vorbereitest, geschickt und aufregend zuspizest, die Erzählung aber unmittelbar vor der Katastrophe schließt, so daß der frappierte Leser nicht weiß, was schließlich geschehen ist. Das gibt dann viel Hin- und Herrederei, verschiedene Meinungen und Polemiken, und die Geschichte hat gleich ihre billige Reclame. Willst Du aber auf den Schluss gar nichts verwenden, so höre — wenn's Dich nicht mehr freut — bloß auf zu schreiben und mach einen Punkt. Dann bist Du der neuen Dichterschule ihr Mann.

Doctor: Der Schluss würde sich am Ende wohl finden. Der Stoff ist nicht ohne. Sage mir, Freund, ist Dir das alles unterwegs zu mir eingefallen?

Rodam: Nein, alles nicht. Das Meiste ist mir erst jetzt eingefallen und klar geworden, während ich Dir erzählte.

Doctor: Und warum behandelst Du die Geschichte nicht selbst?

Rodam: Weil ich im Augenblick damit nicht anfangen kann und morgen alles wieder verflogen ist.

Doctor: So könntest Du Dir das Thema doch kurz aufmerken.

Kodam: Ach, ich sagte doch schon, daß es sich um Stimmung, Begeisterung, Leben handelt.

Doctor: Stimmung, Leben? Wie meinst Du das?

Kodam: Ja, empfindest Du nichts dergleichen für den Stoff?

Doctor: Nun, ich denke, so was kommt während der Arbeit.

Kodam: Darauf ist kein Verlaß, sage ich Dir. Dann laß' das Ding lieber bleiben. Im Anfang ist das Leben.

Doctor: Im Anfang war das Wort. Ich beginne Worte zu schreiben, das Weitere wird schon kommen.

Kodam: Ich bitte Dich, laß' es bleiben.

Doctor: Nein. Du hast mir den Stoff geschenkt. Zurück gebe ich nichts. —

Das war gesprochen worden. Nach längerer Zeit erkundigte Kodam sich bei seinem Freunde nach dem Fortgang der Arbeit.

Sie ist schon fertig, sagte der Doctor. Demnächst kannst Du sie im „Heimgarten“ lesen.

— — Und hier steht sie abgedruckt. Weiter hat es der Doctor damit nicht gebracht.

## Anzengrubers Hochzeitstag.

(Eine Plauderei von Karl Gründorf.)

Kurze Zeit nach dem Erscheinen der von Anton Bettelheim herausgegebenen, bei Cotta verlegten „Briefe von Ludwig Anzengruber“ saß ich traulich plaudernd mit dem Hofrathe von Holzinger in der Restauration des Wiener Westbahnhofes an einem kleinen, nur für zwei Personen berechneten Tischlein bei einem Glase echten, alten „Gumpoldskirchner“. Ganz unvermittelt sagte er: „Unser Freund Ludwig“, so nannte Holzinger stets den Dichter Anzengruber, „wird von seinen Freunden gar zu sehr literarisch ausgeschrotet. Jetzt sind wieder seine Briefe erschienen, die einen traurigen Einblick gewähren in die jämmerliche Zeit seines Komödiantenthums. Wann wird man endlich einsehen, daß nicht jeder Wäschezettel literarhistorisch ist, wenn er auch von einem Anzengruber geschrieben wurde!“ — Darauf erwiderte ich: „Pardon! interessanter ist das kleinste Blättchen Papier von einem solchen Genius, als ein ganzer Band „Moderne!“ — „Da mögen Sie ja recht haben“, antwortete er, „aber man braucht deshalb doch nicht jeden Wäschezettel an das einstige Glend des Mannes drucken zu lassen. Ich sehe jetzt erst ein, wie gut wir gethan haben, als wir zwei in Ludwigs Nachtkästchen — kurz nach seinem Tode — manches Blatt und manchen Brief, gar

zu familiären oder heiklen Charakters, ohneweiters den Flammen übergeben. Hätten wir all' diese Blätter und Blättchen, die natürlich von seinem Biographen als wichtige Papiere behandelt worden wären, die aber nur wichtig für die Familie waren, sammt und sonders übergeben, so wären sie längst bei Cotta erschienen". — Darauf replicierte ich: „Von vielen Seiten aber wurde es uns verübelt, das wir nicht alle Briefe und alle Blättchen dem Museum der Stadt Wien übergaben. Die Leute sagen, alles, was von einem berühmten Mann oder an einen berühmten Mann geschrieben wurde, gehört der großen Welt". — „Aha!" meinte er sarkastisch lächelnd mit einem bedeutsamen Blick — „der großen Welt? — per Cotta in Stuttgart!" — Nach einer kleinen, hangen Pause, wie sie immer eintrat, wann eine Meinungsverschiedenheit sich geltend machte, sagte ich: „Pardon! Ihr Tadel über das Ausschroten Anzengrubers, der seine Spitze wohl auch gegen mich gefehrt, kommt mir umso ungelegener, als ich gerade jetzt von der Schriftleitung der Monatschrift „Das literarische Deutsch-Österreich" ersucht worden bin, einen Aufsatz über Anzengruber zu schreiben". — „Und den Sie sicher bereits zugesagt haben!" ergänzte er gleichsam meinen Satz. — „Ganz richtig!" erwiderte ich. — „Nun also!" brummte er, „da haben wir's! Welche Episode aus Ludwigs Leben wollen Sie denn diesmal herausgreifen?" — Ich antwortete: „Seinen Hochzeitstag!" — Lächelnd erwiderte er: „Das ist wenigstens neu! Seine Hochzeitsfeier ist ein Unicum und für die Welt ein Novum! Lesen Sie mir den Aufsatz vor der Drucklegung vor! Ich komme am Sylvesterabend um 3 Uhr da her". — „Abgemacht!" rief ich erfreut, „am Sylvesterabend lese ich Ihnen den Aufsatz über Anzengruber's Hochzeitstag vor!" — — —

Der Sylvester-Abend kam, aber Freund Holzinger kam nicht. Er hatte in der Nacht vom 30. zum 31. December sich mit einem wohlgezielten Revolverschusse in ein besseres (?) Jenseits hinüberbefördert.

Der Aufsatz aber soll trotzdem hier seinen Platz finden: „in memoriam perpetuam", wie die Notare sagen. Der Aufsatz soll eine Doppelerinnerung sein an den Dichter Ludwig Anzengruber und an dessen congenialen Freund und Better Dr. Ferdinand Holzinger von Janaburg, der — was nur Wenige wissen — selbst dichterisch veranlagt war.

Im April des Jahres 1873, als meine freundschaftlichen Beziehungen zu Anzengruber bereits den Charakter der Intimität angenommen hatten, sagte er mir eines Tages bei „Kummer": „Am 11. Mai is mei Hochzeitstag! Gelten's Sö sein so guat und werd'n mein Beistand?" Selbstredend nahm ich die ehrenvolle Einladung mit Freude an. Am 8. Mai erhielt ich diesfalls folgenden muthwilligen Brief:



„Bester Freund! Bitte um Ihre gütige Mitwirkung zu der Trauungs-Komödie als Statistiker. Herzlichen Gruß!

Ludwig Anzengruber.

P. S. Ich komme Sie abholen! Stunde weiß ich nicht, „aberscht“  
Vormittag. Der Obige.“

Und am 11. Mai 1873, um 9 Uhr morgens, fuhr ein „Landauer“ vor dem Hause vor, demselben entstieg — oder richtiger: entsprang — der damals 34jährige, lebenskräftige und arbeitslustige Dichter Ludwig Anzengruber, der über die beiden Stockwerke wie ein Jüngling hinaufstürmte und mich lustig bat, „nur gleich mit ihm ‚zur Hochzeit‘ fahren“. „Wir holen zuerst den Bester Holzinger ab, und dann fahren wir zu meiner Braut“, rief mit vor Freude strahlenden Augen der überglückliche Ehestands-Candidat. — Wir holten also zuerst den „Bester Holzinger“ (in der Mariabilsferstraße Nr. 66) ab und fuhren dann zur Braut (IV. Carolinengasse). Die holde Braut, fieberisch geröthet, — erwartete uns bereits in voller Toilette. Schön war sie, die siebzehnjährige Braut des Dichters! Das mußte ihr sogar der Neid der Nachbarinnen lassen. Reiche dunkelblonde Locken ringelten sich — wie lieblosend — über den runden blühweißen Nacken. Das schneeige Brautkleid umfloss weich und üppig die zierliche, in Wellenlinien hervortretende jungfräuliche Gestalt. Ihre faszinierend schönen Augen leuchteten vielverheißend dem geliebten Bräutigam entgegen! Ein dichter Brautschleier bedeckte das reiche Haar und schmiegte sich fast neidisch an den sylphidenhaften Leib. Ein Myrthenkranz schlang sich verlockend um das jugendliche, fast kindhaft-schöne Haupt. — Ein echtes Frühlingsbild des beginnenden Eheglücks! Die Mutter der Braut, eine hagere „ältliche“ Frau, empfing uns außerordentlich freundlich in ihrem bescheidenen Heim und lud uns dringend ein, auf dem etwas „gequält“ aussehenden, schmalen Sofa Platz zu nehmen, welcher Einladung ich sofort Folge leistete, während Holzinger einen mißtrauischen Blick auf die Sofafedern warf, die vorwitzig zwischen dem zerschlissenen Stoffe hervorguckten, und sich dann ohneweiters auf einen Stuhl setzte. Nun segnete die Mutter der Braut, die Rechnungsrathswitwe Frau Pipka, ihre einzige Tochter, küßte sie auf die blendend weiße Stirne, bekreuzte sie fromm und sagte dann andächtig zu dem vor Liebessehnsucht fast „glofenden“ Bräutigam: „In Gottes Namen! Nehmen Sie das Mäd'el hin und machen Sie 's glücklich, wie sie 's verdient!“ — Ein Thränenstrom erstikte fast die letzten Worte der Brautmutter. Diese Scene scheint aber nicht nach dem Geschmacke Anzengrubers gewesen zu sein, denn er sagte: „Geh'n ma, geh'n ma, der Geißliche hat ka Zeit auf uns z'warten!“ — Und er drängte zum Aufbruch. Holzinger reichte galant der schönen Braut den Arm. Ich

ergriff den Arm des Dichters. Rasch empfahlen wir uns von der weinenden Mutter, die allein zu Hause blieb.

Und nun fuhren wir „unser Biere“ im bequemen Landauer zur Paulanerkirche auf der Wieden, wo wir bei der zur Sacristei führenden Thüre vom Mesner mit den Worten: „Der Herr Pfarrer wart't schon“, etwas mürrisch begrüßt und direct in die Sacristei geleitet wurden. Durch den dunklen Gang schreitend, trat der Bräutigam der Braut auf die Schleppe, was ihn zu verstimmen schien. Wir kamen in die schwach beleuchtete Sacristei, woselbst nach rascher Erledigung der Förmlichkeiten, von denen Anzengruber niemals ein Freund war, sich alsbald der Trauungsact vollzog, den ein alter, sehr würdevoll aussehender Priester in beschleunigtem Tempo vornahm, indem er dem Grundgedanken seiner Traureden möglichst rasch zusteuerte und recht leutselig sagte: „Ja, mein liebes Brautpaar, die Hauptsache in einer glücklichen Ehe ist Geduld, dann wieder Geduld und endlich nochmals Geduld. Ihr sollt einander stets lieben und sollt Euch niemals entzweien! Dann müßt Ihr einander aber auch immer gegenseitig viel, sehr viel verzeihen!“ — Bei diesen Worten des betagten Priesters glitt es wie ein leichter Schatten über Anzengrubers Nulliz. Gibt es vielleicht doch Ahnungen? — Rasch waren die Ringe gewechselt, rasch war das junge Paar durch Priesters Hand fürs ganze Leben „unlöslich“ verbunden. Holzinger und ich — als Trauzengen — mußten noch unsere Namen ins Trauungsbuch eintragen, während der junge — wie es schien — etwas verstimmt Ehegatte seine Pflichten, als Unterthan der katholischen Kirche, gegenüber dem Pfarrer und dem Mesner (samt Nachwuchs) erfüllte. — Dann entfernten wir uns mit thunlichster Beschleunigung; — diesmal aber führte der junge Ehemann seine glückstrahlende Frau. Holzinger und ich folgten dem Paare. Nun fuhren wir — „alle Biere“ — bis zum Thore des Heims der Neuvermählten (Neubaugasse), wo sich zu unserer großen Überraschung das junge Paar empfahl, weil die Mutter des Dichters, an der er mit Bärtlichkeit und echter Sohnestreue hieng, an dem Tage seiner Vermählung sehr leidend war. Holzinger und ich fuhren also allein zurück nach Mariahilf, wo wir endlich bei einer Flasche edlen Rheinweines in „Kummers Restauration“ das junge Ehepaar „aus vollem Herzen“ hoch leben ließen. — Lange saßen wir sinnend, plaudernd und trinkend —

Und die Gläser klangen  
Lustig, bis — sie sprangen. —

Gibt es vielleicht doch Vorbedeutungen? —

Vorstehenden, für Anzengrubers Freunde interessanten Bericht haben wir der Zeitschrift „Das literarische Deutsch-Osterreich“ entnommen. Bei dieser Gelegenheit machen wir heimische Literaten auf genannte Zeitschrift angelegentlich aufmerksam. Sie verdient Beachtung!

## Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(2. Fortsetzung.)

Lieber, hochgeehrter Freund!

Krieglach, 24. Mai 1878.

Nun sind wir eingeehnt und befinden uns wohl. Die Stube ist bereit für den Mann, dem ich so viel verdanke und der mit seinem Besuche mein Haus doch recht bald beehren und weihen möge.

Gestern hatte ich den ersten Besuch. Es war der Hof- und Universitätsbuchhändler Manz aus Wien, der halb aus geschäftlichen Gründen zu mir kam. Möglich, daß ich mit ihm in Verbindung trete, er scheint mir ein tüchtiger, solider Geschäftsmann. Auch den „Heimgarten“ möchte er gerne haben und stellte mir sehr Annehmbares in Aussicht. Ich habe aber vor kurzer Zeit mich wieder auf zwei Jahre unter den alten Bedingungen mit Benkam-Josefsthäl vereint und glaube, daß ich's meinerseits auch kaum bereuen werde. Nur war ein höheres Mitarbeiterhonorar nicht zu erreichen, was freilich bei Manz in Aussicht stünde. Manz hat sich sehr schmeichelhaft über unser Unternehmen ausgesprochen.

Heute sandte ich das Juliheft nach Graz und habe ich in demselben ein gutes Stück Raum für Sie frei gelassen.

Dann noch eine Bitte. Im Falle Sie zufällig einmal an Rud. Vaumbach schreiben, wollten Sie ihm nicht ein wenig zureden, für den „Heimgarten“ was zu schicken? Mit herzlichstem Gruß

Rosegger.

Graz, 7. Juni 1878.

Ich lag wieder acht Tage krank, konnte nicht eine Zeile schreiben. Erst heute geht es etwas besser, und ich werde zuverlässig bis Dienstag etwas für die Druckerei zurechtmachen (mit Einschluss des Gedichtes von Vaumbach).

Mit bestem Gruß

Ihr

Hamerling.

Lieber, verehrter Freund!

Krieglach, 10. Juni 1878.

So sehr bedauere ich, daß Ihnen diese Jahreszeit durch Krankheit vergällt wird. Ich weiß nicht, ob Sie schon im Stiftingthale wohnen!

Vaumbach hat mir mittlerweile einige reizende Gedichte geschickt; doch brauchen wir jenes vom steirischen Eisen auch.

Ich schrieb für das August- und Septemberheft nach Angaben der Frau Gräfin Meran die Liebe- und Heiratsgeschichte des Erzherzogs Johann; dieselbe ist ganz anders als sie sonst erzählt wird, sie hätte gerade zum Johann-Feste im September Aufsehen erregt. Nun bittet mich die Frau Gräfin, die Geschichte vor ihrem Tode nicht zu veröffentlichen. Manuscripte fließen zu Duzenden ein — lauter Schmarrn. Ich empfehle mich Ihrer Güte und Hilfe.

Mit herzlichem Gruß

Rosegger.

Hochgeehrter!

Graz, 11. Juni 1878.

Den Brief erhielt ich erst, nachdem ich den kleinen Essay „Über Declamation“ und das Vaumbach'sche Gedicht der Druckerei bereits übergeben hatte. Diese

nahm denselben mit Dank an und versprach Correctur bis übermorgen. Vermuthlich hatte man Ihre neueste Weisung noch nicht erhalten. Verfugen Sie nach Belieben. Für September und October werde ich pünktlichst zu Diensten stehen. Ihr  
Hamerling.

Hochgeehrter Freund!

Krieglach, 13. Juni 1878.

Eben habe ich in der Correctur Ihre prächtige Epistel über Declamation gelesen. Und hätte nun hierüber einen kleinen Wunsch, dessen Erfüllung selbstverständlich Ihnen anheimgestellt bleibt.

Ich möchte nämlich gerne den Titel ein bißchen geändert haben. Denn gerade dieser Titel dürfte den Leuten aus jenem ersten Hefte, welches vor einigen Jahren in Graz probeweise erschien und ziemlich weit verbreitet worden ist, noch im Gedächtnisse sein. Der Inhalt des Aufsatzes ist auch heute wieder neu.

Eben gestern erhielt ich von Vacano eine der hübschesten Erzählungen, die dieser Autor je schrieb; sie heißt „Gräfin Edmund“; ich eigne sie für das August- und Septemberheft, und ist der Ausfall der Prinz Johann-Geschichte also gedeckt.

Mit herzlichstem Grusse, hochverehrter Herr Professor, Ihr P. R. Rosegger.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 15. Juni 1878.

Wie ich Ihnen schon gestern durch eine Briefkarte anzeigte, ist der Aufsatz „Über Declamation“ in seiner ursprünglichen Gestalt vor neun Jahren (1869) zum erstenmal in einem verunglückten Provinz-Theaterblatte veröffentlicht worden, es werden ihn also nur wenige Sonntagskinder gelesen haben und nur die „ältesten Leute“ sich seiner erinnern. Für den „Heimgarten“ ist er mit Zusätzen versehen und formell durchgehends verbessert worden. Daß der Artikel nicht ganz Original, hätte ich Ihnen selbstverständlich noch vor der Honorierung desselben mitgetheilt, und es wäre schon geschehen, wenn ich nicht durch Umstände wäre genöthigt gewesen, vorläufig nur durch eine Briefkarte das dringendste abzuthun. Mein elendes Befinden hindert mich leider, so productiv zu sein, als ich es möchte und Ihnen durchwegs Funkelnagelneues zu liefern; auch dem mehrjährigen Drängen Vincenti's konnte ich zuletzt nur mit der Umarbeitung eines älteren Artikels für die „Heimat“ entsprechen. Für Ihr September- und Octoberheft aber werde ich mein Möglichstes thun und etwas Neues, „nie Dagewesenes“ liefern.

Die Druckerei habe ich sogleich brieflich angewiesen, den Titel zu streichen und dafür zu setzen: „Über die Kunst des mündlichen Vortrages“.

Mir geht es, wie gesagt, diesen Sommer wieder sehr übel; bisher wenigstens. Möglich, daß sich's noch bessert, und möglich sogar, daß ich in meinem Übermuth noch in die weite Welt bis Krieglach gehe. Ihr warm ergebener Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 16. Juni 1878.

Sie werden sich doch des Aufsatzes wegen keine Scrupel machen! Sie haben ja selbst gesagt, daß ich mit Umarbeitungen älterer Sachen zufrieden sein müsse, wenn ich so Vieles und Unterschiedliches aus Ihrer Feder wünsche. Und ich habe mich damit ja herzlich gerne einverstanden erklärt. Das Honorar, welches ich zu zahlen vermag, ist wahrlich nicht derart, aus Ihrer Feder immer gerade das Neueste verlangen zu dürfen. Daß ich für jede Originalarbeit noch extra dankbar bin, will ich freilich auch nicht leugnen. Mit dem neuen Titel bin ich vollständig einverstanden und danke ich bestens für die gütige Änderung.

Ich gedenke nächster Tage nach Graz zu gehen und freue mich herzlich, Sie zu sehen, wenn Sie noch in der Stadt sind. Ich gedenke am Abend anzukommen und morgens wieder abzufahren.

Ich bin jetzt über und über „rheumatisch“, besonders leide ich an Zahn-, Ohren-, Kopf- und Augenschmerz; in zweiter Linie kommt Schnupfen, ein stetes Bohren und Wehen in der linken Hand, etwas Athembeschwerden und bisweilen ein bisschen Fieber. Im übrigen bin ich, Gott sei Dank, gesund. Mit der Rückkehr schöner, beständiger Witterung hoffe ich die kleinen Leiden abzuschütteln; ich glaube auch, daß die gute Witterung Ihnen, Herr Professor, die Gesundheit und mir den Herrn Professor bringen werde.

Meine Kinder sind pumperlgesund und beleben das Haus auf das freundlichste. Mir fehlt bisweilen so arg die Hausfrau! Ich fühle mich oft recht glücklos und verzagt; das Leben hat mir keinen rechten Inhalt, die Production wird mir immer mehr Arbeit und Geschäft. Und was mich am meisten ärgert, daß ich immer unempfindlicher und theilnahmlöser werde gegen die Freuden und Leiden der Menschen; sonst war diese Härte nicht da. Wenn diese Starrheit zunimmt, kann nichts Gutes daraus erwachsen. Warum habe ich nicht mehr das Glück, ein Weib zu finden, das mich wieder warm macht an Leib und Seele! Ich suche es ja, ich möchte ja eines haben. Und bin andererseits auch so eitel, zu glauben, daß ganz feine Mädchen existieren müßten, welche einen 35jährigen Porten nehmen thäten. — Sie schütteln den Kopf, wenn ich vom Heiraten rede — glauben mir nichts mehr; und ich kann es Ihnen auch nicht verargen. Reden wir von was anderem.

Das Curatorium der Heckenast'schen Verlassenschaft hat mir jüngst einen Streich gespielt, der nur bei ungarischen Rechtsbegriffen möglich ist. Ich erleide dadurch einen Schaden von 700 fl. Muß Ihnen die Sache noch erzählen.

Möglicherweise komme ich schon morgen, Montag.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Rosegger.

Krieglach, 16. September 1878.

So muß ich denn, hochgeehrter Freund, für das Novemberheft auf einen Beitrag verzichten. Anfangs November will ich meine Reise nach Norddeutschland antreten, und soll bis hin das Decemberheft von meiner Seite aus ganz fertig sein. Ich bitte sehr herzlich, mich besonders für dieses Heft gütigst zu unterstützen.

Wenn ich von meiner Reise zurückkomme, will ich mit meinem Roman anfangen, in dessen Interesse ich mir s. z. eine Besprechung mit Ihnen erbitten möchte.

Dieser Tage habe ich sehr viel zu thun; in der vorigen Woche war Freund und Bürgermeister Rienzl bei mir, und haben wir viele Ausflüge gemacht. Auch Prof. Pömingier, der Schöpfer des Erzherzog Johann-Denkmal's ist da, und so kam ich aus Freude über die Besuche nicht zum Arbeiten. Trotzdem hätte ich, wenn Sie doch kommen wollten, schon wieder Zeit, mich zu freuen! Also?!

Ihr

Rosegger.

Hochverehrter Herr Professor!

Krieglach, 2. October 1878.

Am 14. übersiedeln wir nach Graz. Kleinert war bei mir; er macht einen guten Eindruck, so ein wenig unfertig er auch in seiner Weltanschauung noch ist. Aber es ist Wärme und Begeisterung da, es wird etwas aus ihm. Wir sind miteinander im Gebirge herumgegangen: es hat ihm wohlgethan, er war noch nie eigentlich auf dem Lande. Von Ihnen sprach er gerne und stets mit glühendster Verehrung. Ich habe ihn recht lieb gewonnen.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

Rosegger.

(Partezettel.) Robert Hamerling gibt im eigenen und im Namen seiner Mutter Frau Francisca Hamerling Freunden und Bekannten die schmerzliche Nachricht von dem Hinscheiden seines theuren Vaters, des Herrn Franz Hamerling, welcher, 80 Jahre alt, nach längerer Krankheit heute morgens 5 Uhr zur ewigen Ruhe entschlummerte.

Die irdische Hülle des Verbliebenen wird Dienstag den 27. um 4 Uhr im Sterbehause (Kutscherwirtgasse Nr. 10, neben dem Gasthaus „zum schwarzen Hund“) feierlich eingesegnet und sodann auf dem Friedhose von St. Leonhard beerdigt werden.

Die heilige Seelenmesse wird am 28. um 8 Uhr früh in der Pfarrkirche St. Leonhard gelesen werden.

Graz, am 25. Mai 1879.

Krieglach, 26. Mai 1879.

Das ist keine gute Post, lieber, hochverehrter Freund. Am liebsten möchte ich sogleich zu Ihnen und Ihrer Mutter fahren, um zu trösten. Aber anstatt zu trösten, würden wir zusammen weinen, denn ich hatte ihn auch gern und weiß wohl, wie hart Ihnen selbst ums Herz sein muß.

Bei der geringsten Wahrscheinlichkeit, daß Ihnen und Ihrer Mutter meine Gegenwart lieb und tröstend sein könnte, würde ich selbst von weither zu Ihnen kommen; aber ich weiß nur zu gut, wie wenig in solchen Fällen die Menschen, selbst die treuesten, vermögen; so bleibe ich fern und will einsam im Walde die Stunde mitbegehen, in der Sie den Vater zu Grabe tragen.

Was nur mit der Mutter zu thun ist, daß sie der Verlust nicht gar zu sehr hernimmt! Wohl ist sie von jener gefunden, glücklichen Artung der Seele und des Körpers, die uns hoffen lassen kann, daß sie diese Prüfung glücklich überstehen wird.

Wenn meine Anordnung noch früh genug kommt, so möchten wir als letzten Gruß einen Kranz am Sarge des theuren Verstorbenen niederlegen lassen.

Mit theilnahmsvollem Händedruck, hochverehrter Freund

Ihr dankschuldiger

P. R. Rosegger.

Graz, 29. Mai 1879.

Ja, liebster Rosegger, wir haben ihn wirklich vorgestern aus der leuchtenden Frühlingspracht des Stiftingthals heraus in die dunkle Friedhofserde von St. Leonhard vergraben, den guten, jovialen Alten, der noch viel lieber weiter gelebt hätte, als sein Sohn. Allen Ernstes will ich mich lieber selbst begraben lassen, als noch einmal einen lieben Angehörigen begraben. In der Stunde vor der Einssegnung gieng mir's schlecht: da kamen Leute und es gab ein Hin- und Wiederlaufen im Trubel derselben, das raubte die Stimmung und das reine Gefühl des großen Augenblicks, man mußte den Todten über Nebendingen und Außerlichkeiten vergessen, und es fehlte nicht der Schmerz, aber die Rührung, die sich in Thränen löst.

In derselben Stunde kam aber auch Ihr Brief und Ihre Kranzspende. Mild und tröstlich war der Brief; aber der Kranz zu schön: es störte mich der prosaische Gedanke, daß er Ihnen eine große Auslage verursachte. Dafür war aber dieser Kranz der schönste Sargschmuck und verdunkelte die übrigen.

Wärmsten Dank von mir und der Mutter. Ihre liebe junge Frau schließe ich in diesen unseren Dank ein, wie Sie dieselbe in Ihre Bezeugung des Beileids miteingeschlossen; ich grüße Sie herzlich.

Ihr alter treuer

Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 19. Juni 1879.

Ihre Karte, daß Sie sich übel befinden, hat mir nicht sehr wohlgethan. Allerdings geht es auch mir wieder schlechter, ein neuer Grund, weshalb wir doch einmal für etliche Sommertage oder Wochen zusammengehen sollten.

Muerbach schreibt mir, daß er an seiner Lebensgeschichte arbeitete, ich schmiede Ränke, wie ich dieselbe entweder ganz oder zum Theile zum Abdruck für den Heimgarten gewinnen könnte. Mein Roman, an welchem ich der „Tagespost“ nach gegenwärtig arbeiten soll, wird für den nächsten Jahrgang nicht fertig. Ich arbeite auch gar nicht dran, ich thue gegenwärtig nichts, als mich mit Sorgen quälen, wie ich gute Sachen für die nächsten Hefte zusammenbringen werde!

Hat Dr. Schlossar das „Literaturblatt“ schon vermittelt? Es kommen an mich hier allerhand literarische Säckelchen, aber nicht viel Besonderes. Nur Kellnes „Grüner Heinrich“ und „Züricher Novellen“, sowie Ebers „Königsstochter“ und „Martha“ sind zu nennen.

Endlich wage ich es, meiner Frau den „Uhasver“ in die Hand zu legen und habe heute darum nach Graz geschrieben. Freue mich auf die Wirkung.

Mit herzlichstem Gruß

Ihr dankbarer P. R. Rosegger.

Folgender Brief bezieht sich auf eine Anekdote aus Hamerlings Leben, die die Mutter des Dichters Rosegger erzählt und dieser bearbeitet hat.

Liebster Rosegger!

Graz, 22. Juni 1879.

Ich habe Ihnen schon meinen Zweifel ausgesprochen, ob die „König von Sion“-Anekdote, die Sie von meiner Mutter haben, der Mittheilung wert ist. Aber Sie haben dieselbe nun einmal zu Papier gebracht, und möchten das nicht umsonst gethan haben. Ich stelle mich also auf den Boden der vollzogenen Thatfache. Sie verlangen meinen Rath: nun wohl, ich will damit nicht zurückhalten. Zunächst stört es mich, daß mein Name, meine Angehörigen, meine Häuslichkeit in der kleinen Geschichte mit einer gewissen Ausdringlichkeit sich vordrängen. Es würde besser klingen, wenn in der ganzen Erzählung der Name Robert Hamerling gar nicht vorkäme, sondern ersetzt würde durch: „Der Dichter des R. v. S.“ u. dgl. Dann ließe die Mittheilung sich vielleicht durch eine kleine Einleitung etwa so motivieren, daß Sie z. B. sagen, in dem Roman „Mipasia“ besuche die schöne Milesierin die Mutter des Dichters Euripides auf dem kleinen Landgute desselben, wo sie die Wirthschaft führt, und lasse sich von ihr Allerlei über ihren Sohn erzählen; das sei kein schlechter Einfall, Sie selbst sprächen gerne mit Dichtermüttern, obgleich vielleicht ihren Berichten nicht immer ganz zu trauen sei, da ja, nach Goethe, die Dichter die „Lust zu fabulieren“ von ihren Müttern hätten, diese also wohl auch dieselbe besitzen müßten. So hätten Sie auch bei der Mutter des Dichters des „R. v. S.“ manches halbe Stündchen gegessen, sei es in der Realschulgasse, sei es im „Stiftinghaus“ — im sonnigen Stiftinghaus (schreiben Sie nur im „sonnigen“, weil die dummen Leute sich häufig einbilden, das Haus müsse im Schatten des Thales stehen und feucht sein). Diese hätte Ihnen auch so manches Geschichtchen von Ihrem Sohn erzählt, und eines davon sei Ihnen in der Erinnerung geblieben u. s. w.

Von meinem seligen Vater dürfen Sie nicht sagen, daß er die ländlichen Angelegenheiten des Stiftinghauses „geleitet“ habe. Geleitet hat der Unvergessliche all' sein Lebtag nichts. Ob die Lobsprüche, die Sie meiner Mutter zollen, nicht ein wenig beschnitten werden sollen, um die Frau nicht noch im späten Alter

eitel zu machen, gebe ich Ihnen zu bedenken. Die Anspielung auf die Ärmlichkeit meiner Einrichtung paßt nicht mehr — ich habe soeben um 50 fl. eine neue Garnitur gekauft.

Die Hauptszene der Geschichte könnte vielleicht etwas dramatischer ausgeführt werden. Sie könnten z. B. erzählen, wie unmittelbar vor dem Auftreten des Schneiders jemand bei der Mutter gewesen und ihr große Angst eingeflößt habe. Da sei die Klingel gezogen worden; ganz erfüllt von den soeben in ihr aufs Äußerste gebrachten ängstlichen Vorstellungen, sei sie hinausgegangen, um zu öffnen. Das Aussehen des Schneiders kann zufällig diesen Vorstellungen entsprechen: er kann etwas barsch fragen, einige Ungebuld zeigen. Gut ist es auch, wenn ich wirklich zu Hause bin, und die Mutter nur aus Angst mich verleugnet.

Da haben Sie, was Sie verlangten: Rathschläge zur Aus- und Umgestaltung; und wenn ich Ihnen dies eine mal bei etwas „helfe“, so geschieht es in der Voraussetzung, daß Sie mir gelegentlich einmal den gleichen Liebesdienst leisten. Gar oft könnt' ich's brauchen. Wir sollten einmal eine Geschichte mitsammen schreiben.

Die „Literaturblätter“ erhielt ich noch nicht. Es hat aber damit keine Eile. — Ich bin krank: für den Augenblick eine kleine Rippenfellentzündung, wie mir scheint.

Ihr warm ergebener

Hamerling.

Hochgeehrter Freund!

Krieglach, 15. Juli 1879.

Tausend Dank! Mir ist ein Stein vom Herzen. „Ein Sommernacht-Abenteuer von Hamerling“, das garantiert mir 500 neue Abonnenten.

Wie stehts mit der Partie nach Krieglach? Ich beschreibe Ihnen Ihr Wohnzimmerchen. (Oh, ich weiß recht gut, was sich für deutsche Dichter ziemt!) Es ist südwestlich gelegen, also sonnseitig, hat zwei Fenster, die hoch über das Häusermeer von Krieglach hin recht viel grünes Land und hübsche Fernsicht zeigen. Drin steht ein Bett, ein Tisch, ein Kasten, ein Stuhl — ein Ofen. Dieses Stübchen nun möchten wir von dem Dichter der „Aspasia“ gerne weihen lassen.

Mit herzlichstem Grusse von mir und meinem Weibchen und innigen Handkuß an die liebe Frau Mutter.

Ihr dankbarer

P. R. Rosegger.

Liebwertester Freund!

Graz, 19. Februar 1880.

In Eile:

Ich protestiere feierlich gegen die Veröffentlichung eines, meine Wenigkeit betreffenden enthusiastischen Artikels im „Heimgarten“!

Jede öffentliche Erwähnung meines 50. Geburtstages würde mich zu aller- aufrichtigstem Bohn und sogar zur Grobheit reizen!

Schließlich noch eine Bitte. Würden Sie sich entschließen können, unter die „Priestarten“ des Märzheftes die beiliegende einzurücken? Natürlich nur, wenn es Sie durchaus nicht genirt!

Herzlich grüßend

Ihr

Hamerling.

Hochverehrter Herr Professor!

Graz, 20. Februar 1880.

Obzwar mir meine verdamnte Aufrichtigkeit schon manchen Boffen gespielt hat, so setze ich sie dennoch fort. Ich gestehe Ihnen, daß mir Professor Baumbach in Triest ein Gedicht zu Ihrem 50. Jahre geschickt hat. Dasselbe ist schlicht und echt und ich möchte es ins Aprilheft geben. Ich bitte Sie aufrichtig mir das zu gestatten; es wäre fast ungerecht, dem „Heimgarten“ das zu verbieten, was allen



anderen Blättern erlaubt sein muß. Und Ihr Wunsch, dessen Nichtberücksichtigung für mich eine so harte Strafe im Gefolge hätte, ist für mich ein Gebot, das ich nur durch Witten zu meinem Gunsten wenden möchte.

Ansonst versichere ich Sie, daß ich mich in Bezug auf Ihren 50. Geburtstag passiv verhalten will, und auch im Heimgarten nichts aufnehmen, was auf diesen Tag besonders Bezug hat. Aber Baumbachs Gedichtchen (es ist ja gar nicht lang) müssen Sie mir erlauben — aus Rücksicht für den „Heimgarten“.

Ihrer freundlichen, umgehenden Absolution entgegensehend

Ihr

Rosegger.

Lieber, hochverehrter Freund!

Graz, 24. März 1880.

Wenn Sie selbst auf Ihren Geburtstag auch kein großes Gewicht legen, so haben Ihnen doch Andere, und besonders ich zu danken, daß Sie geboren worden sind.

Mein körperliches Unwohlsein verhindert mich zwar, Ihnen heute persönlich die Hand zu drücken, aber ich schicke ein Besseres, ich schicke meine Jugend.<sup>1)</sup> Sie soll ein Zeichen sein, daß trotz der 50 Jahre die Jugend doch mit Ihnen ist und bleiben wird.

Ich mag heute keine Wünsche ausdrücken, aber einmal im ganzen Leben darf ich es Ihnen doch gestehen, wie vom Herzen ich Sie lieb habe. Dieser heutige Tag ist für mich und mein Haus ein Festtag. Und ich wende mich heute an Gott — ich glaube ihm, so oft ich ihn brauche — und bitte ihn, daß er den edlen Menschen und den großen Dichter beschütze und beglücke.

In treuer Dankbarkeit Ihr

P. R. Rosegger.

Hochverehrter Herr Professor!

Graz, 30. März 1880.

Ich fürchte mich wahrhaftig.

Das Versprechen, nichts auf Ihren fünfzigjährigem Geburtstag Bezügliches in den „Heimgarten“ zu thun, habe ich gehalten, ja ich habe sogar einen Artikel „Ein Dichter in seinem Heim“ aus der betreffenden Nummer zurückgezogen, trotzdem er nichts Geburtstägliches enthielt. Aber dieser Artikel stand im Sahe und nun will ich ihn fürs Maiheft eignen. Seien Sie, lieber Freund, nicht entrüstet, lesen Sie mir den Artikel gütigst durch, und corrigieren Sie dort, wo ich etwa Unrichtiges geschrieben habe. Aber geben Sie mir ihn frei. Bei den vielen unrichtigen Vorstellungen, welche die Leute über Ihre Person und Ihr häusliches Leben haben, hegte ich schon lange die Absicht, darüber etwas zu schreiben, und wenn dieser Aufsatz auch sehr unvollständig und mangelhaft sein mag, so glaube ich in demselben doch nichts gesagt zu haben, was Ihnen wehe thun könnte. Weiß man auch das freundschaftliche persönliche Verhältnis, in welchem wir zu meiner Freude zu einander stehen, so wird man mir doch diesen Aufsatz nicht für Übel halten können, noch wird man glauben, daß ich in demselben irgendwie beeinflusst worden wäre.

Das Schreiben kommt mir hart an, sonst möchte ich hier noch mancherlei sagen. Vielleicht wäre es klüger, den Aufsatz ganz ohne Ihr Wissen drucken zu lassen, aber das mag ich nicht. Seien Sie nachsichtig und gütig.

Ihr

Rosegger.

Graz, 31. März 1880.

Bin ich denn schon todt genug, lieber Freund, daß es an der Zeit ist, solche Sachen über mich drucken zu lassen? Und noch dazu hier in Graz, wo

<sup>1)</sup> Die Kinder.

man mich und meine Verhältnisse ohnedies so ziemlich kennt? — Doch der Artikel ist gejezt, daran läßt sich nichts ändern — als der Artikel selber hie und da. Ich habe Sie beim Wort genommen, und einiges hineincorrigiert, worüber ich mündliche Rechenschaft geben werde, denn ich liege krank im Bette und schreibe mit Anstrengung. Mündlich will ich Ihnen auch mittheilen, warum ich Sie bitte, die meine Mutter betreffende Stelle nicht in der ursprünglichen sondern in folgender Fassung zu publicieren:

„. . . eine Hausfrau, die mit unermüdlischer Thätigkeit, energischer Willenskraft und treuer Sorgfalt das Hauswesen des Dichters leitet.

Es ist seine Mutter. Unwandelbar ist unseres Poeten Liebe zu seiner Mutter, der er die Sorgen und Mühsale zu vergelten sucht, die sie für ihn ertragen. Treue Mutterforge hat ihn von der Wiege an durch's Leben begleitet — treue Mutterforge war bisher das einzige persönliche und häusliche Glück, das ihm vom Schicksal beschieden wurde.“

Was Sie Gutes, vielleicht zu Gutes von mir sagen, kann ich nicht streichen, weil sonst vom Artikel nichts übrig bliebe. In der Alternative, Sie auszuscheiden oder „Schön Dank!“ zu sagen, wähle ich vorläufig, der Kürze wegen, das Letztere und verbleibe Ihr treuer Freund und Kamerad Robert Hamerling.

Noch heute, längstens morgen früh, sende ich in die Druckerei ein paar literarisch-kritische Notizen für die „Bücherschau“.

Hochverehrter Freund!

Gleichenberg, 18. Mai 1880.

Ich schreibe etwas schwer, daher ganz kurz: Bis Ende Mai bedürfte ich halt schon des Augustbeitrags. Ich will am 31. nachmittags nach Graz, und am 1. Juni vormittags nach Krieglach fahren, und um alle Anstrengung zu vermeiden, in Graz gar nichts machen. Doch möchte ich bitten, mir gütigst anzugeben, wo ich Sie am 31. abends, oder am 1. früh treffen könnte. Übrigens erwarte ich Sie ja hier in Gleichenberg. Ich konnte wegen Wetter und Erschöpfung noch gar nicht weit herumgehen. Mit herzinnigem Gruß Ihr Josefger.

Lieber, verehrter Freund!

Graz, 29. Mai 1880.

Bitte heute nicht zu kommen, ich bin nicht da. Ich fuhr schon gestern abends von Gleichenberg hieher, um heute 8 $\frac{1}{4}$  Uhr zu meiner Familie nach Krieglach zu fahren. Ich hatte die feste Absicht, heute früh ins Stiftingthal zu kommen, um Sie noch sehen zu können und Ihnen zu sagen, daß mein Befinden durch die Cur sich im Ganzen nicht geändert hat. Da ist mir aber in der heutigen Nacht so schlecht geworden, daß ich die kleine Morgenpartie ins Stiftingthal aufgeben muß, selbst zu Wagen und daß ich froh sein muß, zum Bahnhof zu kommen, denn ich will nun doch wieder Weib und Kindern zustreben, bei ihnen erträgt sich das Kranksein leichter. Wie gerne ich Sie, theurer Herr und Freund, auch gesehen hätte! Ihr leidender Zustand thut auch mir weh, weil ich weiß, wie das hart ist. Unser Übel hat die gleichen Erscheinungen, bei Ihnen, wie bei mir, so wird wohl auch auf Sie das gelten, was bei mir so allgemein und nun auch in Gleichenberg constatirt worden ist: Nervosität allerdings in so hohem Grade, daß sie dem Bronchialkatarrh und Magenkatarrh Vorhub leisten und auf die Länge bedenklich werden könnte. Gut leben, nichts arbeiten, gute Luft, heitere Stimmung sollen die besten Medicinen sein. Aber das wäre ja schon die Gesundheit selber. —

Ich hoffe von der obersteirischen Luft, die gerade Nervösen so gut thut und mir thatsächlich jedesmal bis zu einem gewissen Grade hilft. Und ich dünkte doch eines Versuches wäre es wert, daß Sie einmal auf einige Tage zu mir kämen. Gefällt's Ihnen nicht, thut's Ihnen nicht wohl, so können Sie ja gleich wieder davon fahren, und behagt Ihnen etwa die Lust, das Wasser u. s. w. so denken Sie einmal auf längeren Aufenthalt im Mürztal. Der Versuch ist verhältnismäßig nicht umständlich und ich rathe Ihnen sehr dazu. Schaden kann die kleine Fahrt bei schönem Wetter nicht.

Augustheft-Manuscripte hab ich noch gestern in die Druckerei geschickt und liegt die Bemerkung bei, daß ein Beitrag von Professor Hamerling noch zur rechten Zeit nachgeschickt wird. Das habe ich mir erlaubt. Wenn Sie denn können, so bitte ich recht sehr, den Aufsatz in die Druckerei zu schicken.

Möchte noch weiter schreiben, aber mir zittert die Hand.

Seien Sie, mein hochverehrter theurer Freund, aus ganzem Herzen begrüßt  
von Ihrem  
Rofegger.

Liebster Rofegger!

Graz, 6. Juni 1880.

Es hat meine Mutter sehr gefreut, daß Ihre Frau Gemahlin Wort gehalten und ihr geschrieben hat. Sie läßt sie herzlich grüßen und ihr melden, daß in der Dienstboten-Angelegenheit sie zwar für den Augenblick keinen passenden Vorschlag zu machen weiß, aber die guten Gelegenheiten im Auge behalten wird.

In der Druckerei hat man mir gesagt, daß man mein Manuscript für das Augustheft nicht vor 5—6 Tagen benöthige. Ich werde es in ein paar Tagen sicher einliefern. Diesmal ist's nur eine Reihe kleiner Betrachtungen und Aphorismen.

Zum Schluss noch eine leidige Plackerei, mit welcher ich den Leidenden lieber hätte verschonen mögen. Die Witwe des Schriftstellers Leopold Kordeisch war bei mir und bat, ich solle ihr mit Rath und That beispringen, daß sie von der Schillerstiftung oder von der „Concordia“ eine kleine Pension erhält. Sie nannte mir Herrn Lecher als besonders einflussreich bei der „Concordia“, und da ich mich erinnerte, daß Sie mit diesem sehr befreundet seien, so sagte ich, ich könnte nichts thun, als bei Ihnen fürbitten, damit Sie Ihrerseits bei Lecher fürbitten. Sie brauchten nur eine Zeile an Lecher zu richten, in welcher Sie die Witwe Kordeisch seiner Berücksichtigung empfehlen, da es eine dürstige, kränkliche, anständige alte Frau ist, und da Kordeisch, als gewesener Redacteur vieler Blätter, gerade von der „Concordia“ für seine Witwe etwas hoffen und beanspruchen könnte. Sie wird ihr Gesuch in diesen Tagen einreichen. Eripart wäre Ihnen die Belästigung keinesfalls geblieben, denn Frau Kordeisch war von Anfang an sich auch an Sie zu wenden entschlossen.

Sie leiden an Schnupfen oder Grippe? Mir geht es in diesem Augenblicke geradeso. Das Teufelswetter läßt kein Behagen aufkommen.

Genug für heute von Ihrem treu ergebenen

Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 10. Juni 1880.

Heute ist mir ein bißel besser, das benutze ich, um Sie zu grüßen.

An Lecher ist in bewußtem Sinne geschrieben worden.

Ich möchte Sie bitten, daß Sie mir den Abdruck des herrlichen Gedichtes: „Sag es nicht den Leuten“ im Septemberhefte erlauben wollten. Und wenn ja, ob die Quelle „Deutsche Dichterhalle“ angegeben werden muß.

Für das Brunkheit, welches anfangs September als Octoberheft ausgegeben werden wird, bitte ich tausendmal um einen Beitrag bis Ende Juli. Ich selber bin jetzt so ein armer Hascher, dem der Angstschweiß kommt, wenn er bedenkt, wie er die Beiträge zusammenbringen soll.

Ich wünsche, liebster, hochverehrter Freund, daß Ihnen mein körperlicher Zustand ein kleiner Trost sein möge; so schlecht geht's Ihnen doch nicht, wie mir. Am vorigen Sonn- und Montag habe ich 26 Stunden lang in einem fort mit einem Erstidungsanfall gekämpft. Nun bin ich wohl wieder wandelnd, gehe auch in den Wald, habe aber in der Sonne, wie im Schatten Todesgedanken. Oft bin ich ganz resigniert und suche nur Alles mit mir, meinen Leuten, meinen Werken und Geschäften auf gleich zu bringen und denke mir, es ist ja ein Glück, wer das kann. Dann kommt wieder ein Tag mit Erleichterung und Lebenshoffnung, aber der neue Rückfall thut viel weher, als es früher war und dann thut's mir leid um mein junges Leben. Ich trachte wohl immer, mir eine Philosophie aufzurichten, nach der man auch in jungen Jahren willig stirbt.

So denke ich mir halt: wenn das aus ist, fängt wieder was Neues an. Und da könnte ich mir keinen schöneren Himmel denken, als wenn ich mein ganzes, vergangenes Leben noch einmal durchleben dürfte. Es ist viel verlangt, weil dazu auch viele andere Todte aufgeweckt werden müßten.

Den Gedanken an den ewigen Tod kann ich nicht ertragen. Und diese Antipathie gegen ihn ist mir ein Beweis, daß er nicht sein wird. — Mein alter Vater kommt oft zu mir, der sagt sonst nichts, als: Dich nur schön in den Willen Gottes geben.

Das wird schier das Rechte sein.

Und bisweilen, da kommt mir die Zuversicht: Wir werden doch noch einmal gesund. Wir beide.

Seien Sie und Ihre liebe Mutter aus ganzem Herzen begrüßt von

Ihrem P. R. Hofegger.

Stiftinghaus, 18. Juni 1880.

Die Verpflichtung, bei „Sag' nichts den Leuten“ die „Dichterhalle“ als Quelle anzugeben, entfällt schon dadurch, daß das Gedicht gar nicht Original-Eigenthum der „Dichterhalle“ ist, sondern schon vor Jahren, ich weiß nicht mehr in welchem anderen Blatte abgedruckt war. Bitte es also ganz und in jeder Beziehung als herrenloses Gut zu betrachten. Nur muß in der letzten Strophe statt: „Es mißt“ gesetzt werden: „Es wägt“ (sein Leid ein Jeder). Ich werde übrigens der Druckerei die Abschrift selber liefern, anfangs Juli, oder sie einem Schreiben an Sie gelegentlich beilegen. — Die „Zuversicht“ theile ich vollkommen; bemerke hier und für heute bloß: Dichter haben ein sehr zähes Leben, — eine (Musen)-Kosnatur. Nein Scherz, sondern ganz im Ernste gesagt. Mit alten Gefinnungen und neuen Kopfschmerzen der Ihrige.

Liebster Hofegger!

Graz, 24. Juni 1880.

Sie werden leicht begreifen, daß ich Ihnen auf Ihrem letzten Brief vom 10. d. M. gerne ein Wort mehr sagen möchte, als vorläufig auf der offenen Karte vom 19. möglich war.

Und doch fällt es mir auch wieder schwer aufs Herz, mich über den Eindruck zu äußern, den mir dieser Ihr letzter Brief gemacht hat. Bei aller schließlich Resignation war's ein recht schwermüthig angehauchtes Schreiben, schwermüthiger als ich's von Ihnen gewohnt bin, und Gott gebe, daß Sie mir nicht öfter solche Briefe zu schreiben in die Lage kommen, schon aus dem Grunde, daß mir nicht öfter begegne, was mir mit besagtem letzten Briefe begegnet ist: daß nämlich eine weichmüthige Seele, die denselben auf meinem Tische fand und las, mir ein paar helle Tropfen darauf stentte und dadurch einige Zeilen verklebte . . .

Ich wünsche, sag' ich, daß Sie nicht wieder in die Lage und Stimmung kommen, mir einen solchen Brief zu schreiben; sollte es aber doch der Fall sein, und Sie für den Augenblick das Bedürfnis fühlen, Ihr Herz ein wenig auszu-schütten, so lassen Sie sich durch das Gesagte und Erzählte nicht abhalten, es zu thun, und halten Sie sich, wenigstens mir gegenüber, nicht allzustreng an die von Ihnen so beifällig aufgenommene Mahnung: „Sag' nichts den Leuten“ et caetera . . . Ich würde schon ein andermal einen solchen Brief unter Schloß und Riegel legen und vor Rixen bewahren.

Daß ich ausführlichere Briefe von Ihnen jetzt nicht geradezu verlange, brauche ich kaum zu sagen. Aber um ein kleines Bulletin über Ihr Befinden, etwa von 14—14 Tagen, mittelst Postkarte, bitte ich; im Nothfall wird ja auch Frau Anna so gütig sein, ein solches zu schreiben. Senden Sie nur das nächste so bald als möglich!

Es wird Ihnen auch in Kriegslach kein Geheimnis bleiben, wie Ihr jüngstes Buch so vielfach und mit Auszeichnung besprochen wird. Zum Lobe desselben bleibt nichts zu sagen übrig. Aber wenn Sie einmal gerade aufgelegt sind, sich auch wieder ein klein wenig Schulmeistern zu lassen, so will ich Ihnen Einiges schreiben oder sagen, was ich in Betreff etlicher Einzelheiten des zwischen Hochdeutsch und Dialect schwankenden Ausdrucks, wie er namentlich in diesem Werke hervortritt, unmaßgeblicher Weise auf dem Herzen habe.

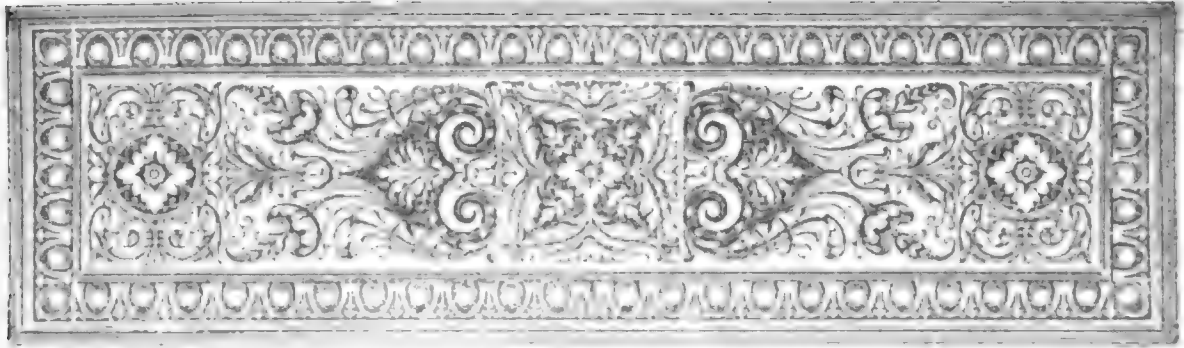
Das Allgemeinbefinden ist fortwährend auch bei mir ein schlechtes. Dabei nimmt die innere geistige Arbeit im großen und ganzen, ich möchte sagen der geistige Stoffwechsel, freilich seinen Fortgang; aber meine productive Leistungsfähigkeit erschöpft sich an gar manchen Tagen darin, ein paar Briefzeilen aufs Papier zu werfen.

Wir Poeten sind in der Regel geplagte Leute. Aber wenn ich mich frage, warum ich doch niemals zum eigentlichen Pessimisten geworden, so muß ich mir sagen, daß ich mich zuletzt immer wieder erlabt und aufgerichtet habe an dem Gedanken, daß man doch Tausenden das Herz gerührt und ihnen lieb geworden, daß man nicht umsonst gelebt. Das bleibt trotz all' dem, was ich selbst einzuwenden pflege, wenn ein anderer mich auf ein Endchen Unsterblichkeit vertröstet, doch immer ein Gedanke, geeignet, einen zu allen Stunden des Lebens, und vielleicht noch in der letzten, ein wenig froh zu machen.

Ihr getreuer

Robert Hamerling.

(Fortsetzung folgt.)



## Kleine Laube.

### Ein neues Buch zur frohen Botschaft.

In der letzten Weihnachtswoche legte mir der Zufall ein Buch in die Hand, dem ich viel verdanke: Erbauung und Weihnachtsstimmung, Belehrung und ein bischen Geist des Widerspruches, der darum wohlthut, weil er uns das Geseftigtsein in der eigenen Seele zum Bewußtsein bringt.

Vor Jahresfrist schon ist in diesem Blatte die Freude ausgedrückt worden über ein hochherziges Buch: „Katholicismus und Protestantismus“ von Konrad Furrer in Zürich. Derselbe Verfasser hat nun bei Müller, Werder u. Co. in Zürich ein neues Werk erscheinen lassen unter dem Titel. „Vorträge über das Leben Jesu Christi“. Es kann über diese Welt- und Himmelsgestalt nicht genug geschrieben werden, sie ist unerschöpflich, weil unergründlich. Es kann immer auch das über sie gesagt werden, was die Menschen aus sich heraus- und in sie hineinlegen. Deshalb gibt es — abgesehen vom dogmatischen Kreise — so viele verschiedene Christus, als es verschiedene Geschichtsforscher, Religionsgelehrte und Gottsucher gibt. Ein solch selbständiger Denker ist auch Professor Konrad Furrer. Er mag wenig denken an den dogmatischen Christus, der nichts mehr zu denken gibt, der sich in natürliche Denkformen nicht einlassen läßt. Er will den menschlichen Christus, den historischen finden, den ja vor ihm schon viele Andere darzustellen versucht haben. Aber er geht dabei eigenartig vor. Obschon Furrer Christus rein menschlich auffasst, will er auf dessen Göttlichkeit nicht verzichten, und so ist doch immer wieder der Zwiespalt vorhanden, der im Buche nicht ganz gelöst wird. Auf diesem Standpunkte kann man selten von Gewissheit, nur stets von Möglichkeiten sprechen, man kann den Christus nicht aus sich heraus, sondern muß ihn von außen hinein construieren, nach den Verhältnissen seiner Zeit, nach den Zuständen seines Landes. Dann die Aussprüche unseres Heilandes! Mit denen ist es häufig so: Wenn man sie einfältig und unmittelbar aufnimmt, so versteht man sie, wenn man darüber nachdenkt, versteht man sie oft nicht. Wenn man sie gedanklich zerlegen sieht, geschichtlich, philosophisch, dogmatisch erklären hört, dann versteht man sie auf einmal nicht mehr. So geht es wenigstens mir. Darum finde ich das viele Erklärenwollen bedenklich und dünkt es mich in solchen Herzenssachen besser, gut zu empfinden, als gut zu verstehen. Wo hat sich im Christenthum das göttliche Wunder denn eigentlich vollzogen? In der Person Christi allein? Nicht auch in den Völkern? Es war doch nicht der „historische“ Christus, der in der Welt gepredigt wurde, denn dieser ist erst viel später durch die Forschung geklärt worden, sondern es war der geglaubte Christus. Also hat auch nicht der historische Christus in der Menschheit gewirkt, sondern der geglaubte. Ob er immer zum Guten gewirkt hat? Aber gewirkt hat er, eine Kraft war in ihm, die in dem nur historischen Christus wohl nicht in dem Maße

vorhanden ist. Die Wahrheit über alles! Gut. Aber man vergesse nicht den Unterschied zwischen wissenschaftlicher und religiöser Wahrheit. Der wahre Glaube und der wahre Gott für jeden Einzelnen ist doch wohl der, der ihm am meisten Trost, Beseeligung und Kraft zum Guten gibt. Ist es denn nicht so? Goethe sagt irgendwo: Nicht was man glaubt, sondern dass man glaubt, darauf kommt es an. — Ich sage nicht, daß jedes Glauben zu Gutem führt; ich sage nur, daß Glauben eine Kraft ist, die man mit Wissen niemals erzeugen kann in seelischen Dingen. Und weil die Religion etwas ganz Persönliches ist, deshalb läßt sie sich in kein System bringen; der Jüngling glaubt anders als der Greis, die Frau anders als der Mann, der Arme anders als der Reiche und endlich wohl auch der Germane anders als der Romane. Die Einheit liegt darin, daß alle mit religiöser Anlage dem Höchsten zustreben und in Gott- und Ewigkeitsgedanken ihre Seelenkraft finden. Heute mehr als etwa vor zwanzig Jahren zieht's die Menschen wieder nach etwas, das sie nicht verstehen, nicht verstehen sollen und können, das sie nur ahnen; ein heiliges Dunkel, zu dem sie bei der Trostlosigkeit des „Wissens“ ihre Zuflucht nehmen, in das sie ihre Wünsche legen, wie der Landmann das Samentorn in die dunkle Erde.

Christus an sich ist freilich immer derselbe, aber anders offenbart er sich jedem Zeitalter, jedem Volke und einzelnen Menschen. Auf anderem Wege führt er den Deutschen zum selben göttlichen Ziele, als etwa den Slaven im Norden oder den Romanen im Süden. Ich halte es sogar nicht für unmöglich, daß der wissenschaftlich forschende Deutsche einen anderen historischen Christus findet, als der wissenschaftlich forschende Romane, weil die aus Rasseeigenthümlichkeiten entspringenden unwillkürlichen Voraussetzungen verschieden sind.

Wohin aber bin ich nun gerathen? Ich wollte doch nur sagen, daß es für einen Gelehrten allzu schwer ist, nach wissenschaftlicher Methode den historischen Christus so darzustellen, daß der göttliche, der menschenlösende nicht zu sehr darunter leidet, daß nicht jenes Idealbild verfehrt wird, welches in seiner Kraft eine Welt umgestaltet, in Millionen und Millionen ein Reich Gottes gegründet hat. Der tiefinnige Glaube an dieses Gottesreich ist es nun bei Konrad Furrer, der zu seiner wissenschaftlichen Forschung ein wirksames Gegengewicht bildet, ein Gegengewicht, das schließlich auch Sieger bleibt. Man sieht es durch alle Vorträge, die er den Schweizern über das Leben Jesu Christi gehalten hat, wie in ihm die Religion mit der Forschung kämpft, wie er den glänzendsten Geist anwendet, um die Göttlichkeit Christi auf natürlichem Wege zu erklären und anderseits wieder das glühendste Herz sprechen läßt, um den menschlichen Christus zu einem göttlichen zu gestalten.

Dort, wo Furrer mit letzterem, nämlich mit dem Herzen, die Worte Christi deutet, die Parabeln und Gleichnisse auslegt, ist das Buch am bedeutendsten. Da habe ich viel von ihm gelernt, da verdanke ich dem Werke Stunden seligsten Glückes. Und Leuten, die gerne das Evangelium lesen, dabei sich über Manches unklar sind, kann das Buch sehr viel sein. Ganz schön ist auch in Furrers Buch die Schilderung des heiligen Landes, das der Verfasser aus eigener Anschauung kennt, und die daraus entspringende Folgerung auf das Leben Jesu. Man sieht, wie innig sein Gemüth an der hehren Gestalt hängt und wie immer wieder auf Kosten des Gelehrten der Gläubige und der Poet durchbricht, um Jesu zu verherrlichen. Bei diesen Vorträgen ist es vorgekommen, daß die Zuhörer den Gelehrten dann brieflich fragten über Dinge, die ihnen unklar geblieben. Solche Fragen und Einwände beantwortete Furrer stets beim nächsten Vortrage, eine Methode, die auch dem Leser zustatten kommt. Wenn man trotzdem nicht immer befriedigt sein kann, so liegt das nicht an dem Mann,

sondern an dem Stoffe, der für die Wissenschaft zu religiös und für pure Religion leicht zu wissenschaftlich ist.

Auch über etwas Nebenächtliches, über die Ausstattung des Buches noch ein Wort. Den Mäxchen entgegen, die heutzutage angewendet werden, um Bücher originell und modern — in meinen Augen ungenießbar — zu gestalten, entspricht dieses Buch an Format, Papier und Druck meinem Ideal und gewiß auch dem vieler Anderer. Ist man sich wohl auch immer bewusst, wie sehr ein deutlicher, gefälliger Druck die Stimmung des Lesers fördert? R.

### Das Schweigen des Lebens.

Ein Philosoph und Freund von Paradoxen stellte die Behauptung auf: „Glücklich das Volk, dessen Annalen leer sind.“ Kann in dieser Behauptung, so toll sie klingt, nicht doch ein Körnchen Wahrheit liegen? Wie es geschrieben steht: „Schweigen ist göttlich“ und kommt vom Himmel, so gibt es auch in allen irdischen Dingen ein Schweigen, das besser als alles Reden ist. Bedeutet denn nicht, genau betrachtet, jedes Ereignis, das man besprechen, jede Sache, an die man erinnern kann, unter allen Umständen eine Unterbrechung, ein Aufheben der Continuität? Ja, selbst ein freudiges Ereignis schließt doch Veränderung, Verlust an thätiger Kraft in sich und ist insofern entweder in der Vergangenheit oder in der Gegenwart eine Unregelmäßigkeit, eine Krankheit. In dem Zustande steter Ruhe läge also, wenn sich Bewegung und Veränderung vermeiden ließen, unsere wahre Glückseligkeit.

Tausend Jahre wächst die Eiche schweigend im Walde; erst im tausendsten Jahre, wenn der Holzfäller mit seiner Art kommt, zieht ein Echo durch den stillen Wald: die Eiche kündigt selbst mit weithin schallendem Krachen, daß sie fällt. Schweigend geschah auch das Pflanzen der Eichel, die dem Schoß eines wandernden Windes entfiel! Ja, selbst wenn unsere Eiche ihre freudigen Ereignisse hatte, wenn sie sich mit Blättern schmückte, wenn sie blühte, vernahm man da ein jubelndes Verkünden? Nein, kaum ein Wort des Erkennens aus dem Munde eines aufmerksamen Beobachters. Diese Dinge ereigneten sich eben nicht, sie vollzogen sich langsam, nicht in einer Stunde, sondern im Laufe der Zeit: Was ließ sich darüber sagen? Die gegenwärtige Stunde schien genau so, wie die vergangene war und die nächste wahrscheinlich sein wird.

So ist es überall; auch die Thörin Fama schwagt nicht von dem, was gethan, sondern von dem, was schlecht oder gar nicht gethan worden ist; und die thörichte Geschichte (die ja mehr oder weniger der geschriebene kurze Auszug der Fama ist) kennt auch so wenig, was nicht ebensogut hätte unbekannt bleiben können. Die Verheerungen eines Attila, die Kreuzzüge eines Walthar von Habenichts, Sicilianische Vespere, dreißigjährige Kriege: Nichts als Elend und Sünde, keine Arbeit, sondern Hemmung der Arbeit! Und doch war die Erde all die Zeit hindurch alljährlich grün und tauchte sich alljährlich in das Gold ihrer gesegneten Ernten; die Hand des Arbeiters, der Kopf des Denkers ruhten nicht, und so haben wir nach alledem und trotz alledem diese herrliche, blühende, hochgewölbte Welt. Da mag denn die arme Geschichte verwundert fragen: Woher dies? Davon weiß sie so wenig und weiß sie so viel von allem, was das Schaffen gehemmt hat oder fast unmöglich gemacht hätte. Das ist nun, sei es aus Nothwendigkeit oder thörichter Wahl, ihre Regel und Gewohnheit; und daher enthält jenes Paradoxon: „Glücklich das Volk, dessen Annalen leer sind“ ein Körnchen Wahrheit. Thomas Carlyle.



# Singvögel.

## Frühling wieder!

### I.

Gebrochen ist des Winters Bann,  
Der Frühling haucht mich wieder an;  
Vor Augen spielt mir im Sonnenstrahl  
Das Schneegebirg und grüne Thal,  
Die rothe Heide auf der Halb',  
Der junge, blonde Lärchenwald,  
Der neuen Müden Flimmertanz,  
Der neuen Falter Schimmerglanz —  
Und was auch nur im Grase kreucht,  
Es hat ein Sonnengoldgeleucht!

Wohl rauschet noch das weisse Laub,  
Ich gehe eben Staub in Staub  
Und ehre auch des Todes Gruß;  
Doch ohne Gram und Überdruß —  
Es lacht die ganze Welt mich an:  
Er hat mir noch immer nichts gethan!

### II.

(Primel und Citronenfalter.)

Die Primel blüht aus schwarzer Krume,  
Gefesselt noch an ihre Gruft —  
Darüber, scheint's, dieselbe Blume,  
Gaukelnd schwebt sie durch die Luft.

Wer dies Geheimnis sich entriegelt,  
Den bindet selbst nicht Erdenruh:  
Aber Schwere frei, gestügelt,  
Schwebt er seinen Höhen zu!

### III.

(Sonne.)

Sonne sind wir, Stoff der Sonne,  
Der verlangend um sie kreist,  
Doch gebunden; rein're Wonne  
Fühlet ringend erst der Geist.

Seinen Kreislauf recht vollendet  
Hat dies Geistige allein,  
Wenn es wieder Sonne spendet:  
Eig'ne Wärme, neuen Schein!

Hermann Hango.

## Drei Stationen.

### 1. Kirchberg.

Nun steh' ich hier! — Nun tret' ich auf die Schwelle,  
Wo du, ein Knabe, spielend hast gewellt;  
Doch sank, das deiner Kindheit Traum getheilt,  
Dein Vaterhaus vor der Vernichtung Welle.

Nun blickt aus hohen Fenstern, spiegelnd helle  
Die Ruhmsucht nur, die zu zerstören eilt.  
Im Raum, da ein Unsterblicher gewellt,  
Unnützen Prunkbau sehend an die Stelle.

So fiel das Haus. — Des Heiligthumes Sinken  
Entgieng das Gärtchen, heimlich, still und grün,  
Das mächt'ger Eichen Kronen ernst umrauschen:

O dürft' ich bei der gold'nen Sterne Blinken,  
Wenn rings die Rosen lieblich dustend glüh'n,  
Den Weh'n und Flüstern dieser Wipfel lauschen!

## 2. St. Leonhard.

Vom Hilmwald in des Sommerfonntags Prangen  
Beschritt den Weg ich, der zum Friedhof mündet,  
Wo deine Gruft, Geweihter, mir verkündet,  
Dass nun erfüllt der Seele heiß Verlangen.

Von Blumenflor und Epheu dicht umfangen  
Find' ich den Stein, der deinen Namen kündet;  
Heil dir! Dem schon der Nachwelt Ruhm begründet,  
Da noch der Mitwelt Trauerchöre klangen.

O Meister ew'ger Schönheit! Lass umwehen  
Von deinem Geist mich, deines Herzens Adel,  
Leih' deiner Dichtung mir besetzte Schwingen:

Dass, was du sangst, zum Grund ich mag verstehen,  
Und mir nicht winke herb-gerechter Tadel,  
Wenn jag' dir meiner Leher Saiten klingen!

## 3. Stiftinghaus.

Aus frohen Volkes jubelnd-lautem Wogen  
Zum stillen Waldthal flücht ich sehnsuchtsbang;  
Wo deiner Leher letzter Ton verklang,  
Fühl' ich mit Urgewalt mich hingezogen.

Schon schlingt um mich der Wald den grünen Wogen,  
Aus Busch und Wipfel tönt mir süßer Sang  
Da hat vor mir an blum'gem Wiesenhang  
Ein Pappelpaar mich seltsam angezogen.

Gruf sei und Dank euch, Wadre, dargebracht,  
Die ihr genommen ihn in treue Gut!  
Wie neid' ich solches Glück euch, stolze Bäume.

Euch traf sein Aug', da kaum der Tag erwacht,  
Ihr gabt ihm Schatten in des Mittags Glut,  
Und säuseltet ihn sanft ins Land der Träume.

A. Weiß.

## Ein heimlicher Seufzer.

Im Halbschlaf hört ich's raunen,  
— Als ich an dich gedacht —  
Ich hörte, welches Staunen!  
Mein Klinglein sprechen sacht.

Ich sah's im Dunkel blinken,  
Es seufzte unverwandt:  
„Wär ich, statt auf der linken,  
Doch auf der rechten Hand!“

M. Steffe.

## Eine Million!

Welchem Wohlfahrtszwecke würden Sie eine Ihnen in diesem Sinne zur Verfügung gestellte Million bestimmen?

Anlässlich dieser neuesten Umfrage habe ich nachgedacht, was man mit einer Million Gutes stiften könnte. Und bin zur Folgerung gekommen, dass man mit einer Million für die Menschheit eigentlich gar nichts Nennenswerthes leisten kann, während andererseits doch so viele lebentrübende Sorgen und oft auch Ungerechtigkeiten daran hängen. So bin ich zur Meinung gekommen, eine Million, wenn man sie für einen wohlthätigen Zweck zur Verfügung hätte, müsste dazu verwendet werden, um durch Erziehung und richtige Bildung die Leute zur Überzeugung zu bringen, dass eine Million niemand glücklich machen, Geld überhaupt die Menschheit nicht vorwärts und aufwärts bringen kann. Geld schützt im besten Falle vor physischem Untergang, vorwärts bringt einzig nur persönliches Bemühen.

Will mir jemand eine Million schenken, um damit Gutes zu thun, so speise ich Hungernde, kleide Frierende, erquicke Kranke und lehre die Jugend den inneren Unwert des Geldes und den Wert persönlicher Arbeit erkennen. Peter Hofegger.

## Wie man beim Verlust seines Vermögens sich tröstet.

Ich hatte vor Jahren — so erzählt ein Freund des „Deutschen Volksfreund“ in New-York — einen lieben Bekannten, den ich immer besuchte, so oft ich in die Weltstadt am Hudson kam. Aus der Gegend von Osnabrück gebürtig, war er früh ins Land der Freiheit eingewandert und hier durch Fleiß, Treue und Umsicht zu Wohlstand gekommen. Er machte es aber nicht, wie so viele Deutsche in Amerika, die, wenn sie reich werden, des Gottes ihrer Väter vergessen, ganz weltfelig werden, der christlichen Kirche vor allem den Rücken zulehren und ohne Gott leben in dieser Welt. Freund N. war treues Mitglied einer reformierten Kirche und lange Jahre ein Ältester der Gemeinde. Ich habe vieles von dem Manne gelernt. Er war ein lebendiger, tief im Worte Gottes gegründeter Christ und ein Weiser, wie mir wenige auf Erden begegnet sind, dazu ein Mann mit hellen Augen zum Beobachten und mit gesundem Urtheil.

Das Leben war für Freund N. eine Schule gewesen, in der er viel gelernt hatte. Er war nämlich in hohem Grade lernfähig und hatte an der heiligen Schrift ein helles Licht, mit dem er Menschen und Dinge beleuchtete. Er hatte auch schweres Lehrgeld geben müssen. Einst, da er gerade ein wertvolles Besizthum verkauft hatte, beredete ihn ein Advocat, der sonst seine Geschäfte ehrlich besorgt hatte, das eingenommene Capital, das über 100.000 Fr. betrug, in Actien der New-Jersey-Centralbahn anzulegen, wie es ein anderer Freund von N. auch gethan habe. N. folgte dem Rath und kaufte zum erstenmal in seinem Leben Eisenbahnactien. Das sei bequemer, als sich mit Mietsleuten abzuplagen, hatte man ihm gesagt.

Wald darauf fiel der Wert der Actien tief und immer tiefer herunter und — es wurde der Bankerott der Eisenbahn erklärt. Das schöne Geld der beiden Freunde war nun hin; der Rathgeber aber hatte durch das Unterbringen so vieler

Actien ein schönes Sümmechen verdient. N.'s Freund brachte der Verlust seines Geldes in große Noth, fast der Verzweiflung nahe; der ruhige, fest im Glauben gegründete N. aber ließ sich durch den Verlust nicht erschüttern. Er sah ihn als eine Fügung von Oben an und sagte sich: „Was die Schickung schickt, ertrage; wer ausharret, wird gekrönt.“ Indem er aber darüber nachdachte, was Gott ihm durch diese Schickung habe sagen wollen, fand er: N., du sollst arbeiten, aber nicht speculieren, wie es die Welt heutzutage thut. Auf redlicher Arbeit ruht Gottes Segen, auf kluger Speculation nicht. Das durch redliche Arbeit erworbene Gut gedeiht; von dem durch Speculation erworbenen gilt: Wie gewonnen, so zerronnen.

Ein lustiger Bruder im Schwabenlande, der beim Zusammenbruch seiner Bank auch ein Vermögen eingebüßt hatte, wußte sich über den Verlust ebenfalls zu trösten, aber ganz anders als Bruder N. Er schrieb der „Frankf. Stg.“:

Der Bankdirector verduftet, das Unternehmen verkracht —  
 Da hab ich aus meinen Papieren den Kindern Drachen gemacht.  
 Ich gehe mit ihnen ins Freie, wenn frisch die Winde weh'n,  
 Dann kann ich doch meine Actien noch einmal steigen seh'n.

## Human.

Was ist human?

Wenn Menschen sich aufs gräßlichste verwunden,  
 Dann pflegen, bis sie wiederum gesunden;  
 Wenn Menschen unbarmherzig sich erschlagen,  
 Dann unter Thränen sie zu Grabe tragen;  
 Wenn Neid und Mißgunst ihre Zähne wehen  
 Und — dem Gemordeten ein Denkmal setzen —  
 Das ist human!

Wagner.

## Sagen aus der Ost-Steiermark.

Von Josef Steiner-Wischenbart.

### I.

#### Der zweite Mittwoch.

Der alte Markt (nun Stadt) Feldbach gab viel auf seine Rechte. Der Marktrath selbst gab sich in Urkunden das Prädicat „Die Herren von Feldbach“, und ist diese Bezeichnung im Volke sprichwörtlich geworden. Die Feldbacher wollten nun einen Markttag. Das war sehr löblich und man bestimmte hiezu jeden zweiten Mittwoch des Monats. Man setzte sich also hin, verfaßte ein Gesuch an den Kaiser und schickte eine Abordnung nach Wien. Es regierte damals Kaiser Josef, und als

er das Gesuch las, lachte er hell auf. Es stand nämlich: „Die Herren von Felbbach bitten um einen zweiten Mittwoch.“

„Den können sie schon haben,“ sagte lachend der Kaiser. Die Felbbacher hatten nämlich vergessen zu schreiben: „Die Herren von Felbbach bitten um einen Markt am zweiten Mittwoch jeden Monats.“ Seitdem heißt es von jedem, der aus Felbbach kommt: „Aha! Der bittet auch um einen zweiten Mittwoch!“ Auch mir ist es so ergangen.

## II.

### Die Kuh mit dem Kirchturm.

Auf dem Kirchturm in Fehring ist einst Gras gewachsen. Man gräbelte hin und her, wie man dieses Gras beseitigen könnte.

Endlich kam man auf guten Bescheid.

Ein beherzter Mann stieg bis zum Thurmkreuz, befestigte dort eine Rolle und zog ein Seil ein. Drunten band man am Seil eine lebende Kuh, des Schneiders Lippel einzige, welche jedes Gras willkommenie, und — zog sie in die Höhe. Sie sollte das verhasste Gras abstreifen. Schon war die Kuh in der Nähe des Thurmdaches und streckte die Zunge heraus. Da schrien die Versammelten auf dem Kirchplatz: „Seht, seht! Sie leckt schon! Sie leckt schon nach dem Grase!“

## III.

### Das Brunnengraben.

Wo eigentlich ein Brunnen gegraben wurde, weiß ich und das Volk selber nicht recht. Einmal sagen die Leute, es wäre in Felbbach gewesen; das anderemal behauptet man, in Fehring sei der begnadete Fleck. Also, seit alter Zeit ist man nicht ganz einig.

Lang, lang ist's her, grub man also in Felbbach oder Fehring einen Brunnen und tief ist die Grube geworden: es gab an Wasser eine Menge! Das war sehr gut, aber neben dem Brunnen lag ein großer Haufen Erde. Was sollte man nun damit thun, da ja ohnehin überall Erde war? Auch die Fuhren waren kostspielig. Nach erstem Erwägen beschloß man, die Erde zu — vergraben. Man grub nochmals eine Grube und that dort diese Erde hinein. Es blieb aber wieder Erde, aber der neue Haufen war schon kleiner. Und so grub man so lange auf und zu, bis die Erde vergraben war.

## Alt-Heidelberg.

Auf unserer Grazer Bühne wird jetzt eine Komödie aufgeführt, und die berufene Kritik sagt, daß sie nicht viel bedeute — nämlich, die Komödie. Um so verlockender ist es für den unberufenen zu gestehen, daß auf ihn das Stück einen großen Eindruck gemacht hat. Während moderne Theaterprobleme, wie sie besonders aus dem Norden kommen und die von der stets berufenen Kritik als hochbedeutend proclamiert werden, in wenigen Tagen meiner Empfindung und meiner Erinnerung ent-

rissen werden, bleibt diese Komödie, die näher gesehen eine Tragödie ist, in der armen Seele stehen, ergreift mich, regt mich immer wieder zum Nachdenken an und wartet, bis ich ein paar Zeilen darüber schreibe.

Es ist das Schauspiel: „Alt-Heidelberg“ von Wilhelm Meyer-Förster.

Dieses Schauspiel schildert die Berufsleiden eines deutschen Prinzen, den die Hofherkömmlichkeiten und Etiketten um die Jugend bringen. Ein junger Erbprinz, der zu Hause in strenger Obforge von Höflingen, aber geistig geleitet von einem treuen Hofmeister, die Vorstudien gemacht hat, kommt auf die Universität Heidelberg — das Hofpflänzchen in die frische freie Luft des Studentenlebens. Rein Gebirgs-Bauerndüblein, das zum erstenmal in die Welt kommt, ist unerfahrener, ungeschickter und rührender, als der arme Karl Heinrich. „Er ist halt a Prinz!“ meint die schöne Rätke. Er kommt sofort in die Studentenkreise, die links und rechts des Neckars flattern. Alles kommt ihm heiter und brüderlich entgegen, doch der Prinz weiß in nichts Bescheid, nicht einmal das Bierkrügel versteht er commentmäßig zu halten; meuchlings wird er von dem prächtigen Burschen Grafen Asterburg geworben für das Corps. Der feischen Kellnerin im Studentenwirthshause weiß er schon gar nicht zu parieren und je wärmer ihm bei ihrem kindlichen Geplauder wird, je mehr wächst seine Befangenheit, bis er schließlich, weil ihm sonst nichts einfällt, das Richtige thut und das Mädchen herzlich auf den Mund küßt. Aber diese Idylle der beiden jungen Leute nimmt bald den Charakter einer innigen Zuneigung an. Wie bald hatte er sich in alles gefunden. Da kommt aus heiterem Himmel der Vlik. Der Erbprinz wird zum Sterbette seines Oheims, des regierenden Fürsten, nach Hause abberufen. Nur wenige Monate hat seine freie Jugend in Heidelberg gedauert, nur wenige Monate ist er in froher Vertraulichkeit mit den Commilitonen ein lustiger Student gewesen. Seine Abberufung geht ihm nahe zum Erbarmen. Und er kommt nicht mehr zurück. Nach dem Tode des Oheims ist er regierender Fürst geworden und seine Hofschranzen haben ihm bald eine Braut bestimmt, die ihm gleichgiltig ist. Nun, bevor der junge Fürst ins Ehejoch tritt, will er noch einmal sein geliebtes Heidelberg besuchen, einen fröhlichen Tag mit seinen früheren Collegen durchleben und wohl auch noch einmal das liebe Mädchen sehen. Dieser „fröhliche Tag“ fällt freilich anders aus, als er erwartet. Zwischen ihm und den Studenten gähnt der Abgrund zwischen Fürst und Volk, sie sind sich entfremdet und der von den Studenten geplante Commercé gestaltet sich zu einer trostlos frostigen Aufwartung. Anstatt der brüderlichen, freien, lustigen Studenten hatte Karl Heinrich ein Corps von in Unterthänigkeit ersterbenden Fürstendienern gefunden. Mit dieser Enttäuschung nimmt er Abschied von Alt-Heidelberg und seinem Studentenleben. Da ist es ihm vergönnt, einmal noch das Mädchen zu sehen, um von ihm, als der einzigen heißen Liebe, die durch sein Herz gezogen, für immer Abschied zu nehmen. — Das die Geschichte vom Prinzen, der auf die öffentliche Universität geht. Das der Vlik in das innere Elend eines Fürstenhofes und in das Geschick eines Gekrönten, der an seinem öden Berufsjammer heimlich verbluten muß. — Als die Leute aus dem Theater strömten, konnte man öfter als einmal das tiefempfundene Wort hören: Nein, ich möchte doch kein Prinz sein! Und dieses Erkenntnis ist auch was wert.

Die Nebengestalten, als die lächerlich hochmüthigen Höflinge, der treue Hofmeister des Prinzen, der ihn nach dem geliebten Heidelberg begleitet und ihn beim letzten Abschied noch bittet, Mensch zu bleiben; dann die wienerische Kellnerin Rätke und die Studenten sind mit köstlicher Treue, beziehungsweise Ironie gezeichnet. Die Rollen werden auf der Grazer Bühne vorzüglich gespielt, eine wie die andere. Geradezu entzückend fand ich die Wiedergabe des bescheidenen, besangenen und doch in seiner Ein-

fachheit so vornehmen Prinzen. Diese Darstellung mußte nach dem Leben eines wirklich edlen Exemplars studiert worden sein, ich glaube, sie kann kaum übertroffen werden. Durch verständnisvolle Mimik wurde der manchmal wortfarge Text auf das glücklichste vervollständigt, auch bei den übrigen Rollen. Es thut wohl, auf der Bühne wieder einmal klar gezeichnete, begreifliche Charaktere zu sehen, und Menschengeschicke, die, wenn auch vielen fremd, doch jedem ans Herz greifen. Daß der Ernst des Stückes durch sonnenheiteres Studententreiben bester Gattung gemildert wird, an dem echte Museusöhne unserer Alma mater mitwirken, ist ja wohl noch ein besonderer Vorzug, und daß in den Zwischenacten die Musik altvertraute Volksweisen und Studentenlieder spielt, kommt der Stimmung noch extra zustatten. Ein Abend in „Alt-Heidelberg“ erinnert an schöne Theaterzeiten mit ihren nicht immer grüblerischen, theoretisierenden, sondern blutwarmen Stücken, die vielen noch so lieb sind, wie manchem bemoosten Haupte sein — Alt-Heidelberg. R.

### Geistliche Censur in Oesterreich.

Das neueste Gutachten der Bischofsconferenz über das „Krippenspiel“ von Rudolf Greinz erfährt durch folgende Thatsachen, die der Autor, über die Frage interviewt, mittheilte, eine interessante Beleuchtung. Während in dem betreffenden Gutachten dem viel umstrittenen Bühnenwerk der Vorwurf gemacht wird, daß es „Äußerungen und Scenen enthält, die mit der Heiligkeit des Themas ganz unvereinbar sind“, fanden seinerzeit die Aufführungen des „Krippenspiels“ in München unter ausdrücklicher Billigung und Einwilligung sowohl des Erzbischofs von München, als des päpstlichen Nuntius, am bayerischen Hofe statt. Erzbischof Thoma von München-Freising soll das „Krippenspiel“ sogar in einem Hirtenbrief noch eigens empfohlen haben. Von dem Spieltexte hat die Censur weder in München noch in Graz auch nur eine Silbe gestrichen. Anlässlich der Aufführungen in Graz fand das „Krippenspiel“ einen der wärmsten Fürsprecher und Freunde in dem Fürstbischof Schuster von Seckau. Die Grazer katholische Geistlichkeit predigte von den Kanzeln für das Spiel. Unter der directen Regide der katholischen Geistlichkeit haben in den letzten Jahren an verschiedenen Orten Süddeutschlands und Bayerns Aufführungen des „Krippenspiels“ durch die einheimische Bevölkerung stattgefunden. Ja, neuerdings ist dieses Bühnenwerk sogar in die Gemarkungen des „heiligen Landes Tirol“ gedrungen, ohne den geringsten Anstoß zu erregen. Den ganzen verflossenen December bis Dreikönig spielte die Bevölkerung von Ebbs bei Ruffstein das „Krippenspiel“ unter der selbstverständlichen Einwilligung der Geistlichkeit und mit der ausdrücklichen Erlaubnis der Statthalterei in Junsbrud. Dem Gutachten der Bischofsconferenz stehen demnach die ganz conträren Ansichten eines Erzbischofs, eines Fürstbischofs, eines päpstlichen Nuntius und zahlreicher katholischer Geistlicher entgegen. Man braucht deshalb nicht gleich an der Einheit der katholischen Kirche zu verzweifeln. Das betreffende Gutachten charakterisiert sich in erster Linie von selbst durch den totalen Mangel des nöthigen literarischen Verständnisses für die volkstümliche Eigenart des alten deutschen Weihnachtsspiels. Denn sonst hätte es gerade geistlichen Beurtheilern von vornherein klar sein müssen, daß diese volkstümliche Eigenart von niemand anderem ins Leben gerufen worden ist, als von der katholischen Geistlichkeit selbst. Die Autoren der alten deutschen Weihnachts- und

Krippenspiele, auf denen ja das „Krippenspiel“ von Rudolf Greinz unmittelbar basiert, sind fast ausschließlich katholische Geistliche, darunter Äbte, Prälaten, Domherren, ja sogar Bischöfe. Die ganze Angelegenheit ist jedenfalls auch für unsere Censurverhältnisse bezeichnend. Drei österreichische Statthaltereien, die von Steiermark, Tirol und Oberösterreich (letzte Weihnachten wurde das „Krippenspiel“ auch am Stadttheater in Steyr unbeanstandet aufgeführt), fanden nicht das Geringste gegen das Werk einzuwenden, während die Wiener Censur sich bisher noch stets gegen eine Aufführung gestäubt hat. Interessant ist ferner, dass anlässlich der ersten Aufführung des „Krippenspiel“ gerade die conservative Presse Deutschlands und Österreichs wahre Hymnen der Begeisterung brachte. Mit den ausführlichen Feuilletons und Essays der ausgesprochen katholischen Zeitungen ließe sich allein eine stattliche Broschüre füllen. Ein Grazer ultramontanes Blatt gelangte sogar zu dem Vergleich, dass die andachtsvolle Stimmung des Publikums bei den Aufführungen des „Krippenspiels“ sich nur mit der Stimmung der Rompilger vergleichen ließe, wenn der Papst auf der sedia gestatoria vorübergetragen würde.

## Wihe — Blihe.

Gelegentlich des sechzigsten Geburtstages eines deutschen Schauspielers (Ludwig Barnay in Wiesbaden) haben deutsche Dichter und Künstler wieder einmal einen Chorus gesungen, der sich sehen, oder vielmehr hören lassen darf. Hievon einige Klänge:

**Dr. Osk. Plumenthal:** Ein kluger Entschluss reißt unverhofft,  
Blihschnell und ohne Erwägung —  
Doch Dummheiten machen wir allzu oft  
Nach reißlichster Überlegung.

**Intend. Emil Cloar:** Rundfrage.

Vom leid'gen Modedrang bewogen,  
Versendete ein Journalist  
An alle Dichter Fragebogen,  
Was wohl der Wert des Russes ist?

Und Keiner zu des Russes Preise  
Die ernste Antwort schuldig blieb.  
Doch der scheint mir der rechte Weise,  
Der Folgendes zur Auskunft schrieb:

„Unmöglich ist es, halbwegs gründlich  
Zu schreiben über einen Russ;  
Weil das Verfahren durchaus mündlich,  
Und ewig mündlich bleiben muß.“

**Gustav Adelburg:** Man hat sie uns oft sehr verdacht,  
Die lust'gen Schwänke, die wir machen . . .  
So lang die Sonn' vom Himmel lacht,  
Darf auch der Mensch auf Erden lachen!



- Dr. Paul Lindau:** (Spruch des Schusters Miryflus in „Hahn“.)  
 Ich weide Keines Los auf Erden!  
 Der Schuster ist der reichste Mann;  
 Dem nichts gestohlen werden kann,  
 Dem können die Reichen gestohlen werden.  
 (Nach Lucian).
- Ollo Sommerstorff:** 's ist heutzutage fürwahr nicht schwer,  
 Die Bahn des Ruhmes zu betreten,  
 Man braucht dazu keine Ausbildung mehr,  
 Nur Einbildung ist vonnöthen.
- Julius Stellenheim:** Es tönt gar lieblich durch die Nacht  
 Am Fenster steht die Traute,  
 Ihr wird ein Ständchen dargebracht,  
 Der Jüngling schlägt die Laute.
- Doch welch ein Schreien nebenan!  
 Ein Weib, vor dem mir graute,  
 Hat laut gezankt mit ihrem Mann,  
 Jetzt schlägt der Mann die Laute.
- Johannes Trojan:** Gehorsamkeit bringt zwar Gewinn,  
 Doch ist er nicht groß im Ganzen.  
 Die ganzen Klassiker gab' ich hin,  
 Hätt' ich gelernt gut lanzen.
- E. v. Wildenbruch:** Das ist der Jugend thöricht schöner Wahn:  
 „Nichts war, bevor ich war, die Welt fängt mit mir an.“  
 Das ist die Weisheit unter grauem Haar:  
 „Die Welt wird nach mir sein, so wie sie vor mir war.“



**Die Freude am Lichl.** Roman in zwei Bänden von Wilhelm Fischer. (Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer, 1902). Der Verfasser der „Medicäer“ und der „Grazer Novellen“ gehört nicht mehr zu den Unbekannten, ja, ich sehe nicht an, ihn zu den besten modernen Erzählern zu zählen. Das Urtheil mag vielleicht befremden, denn Fischer ist bei weitem weniger bekannt, als er verdient, und nur von feinsühligeren Lesern seinem vollen Werte nach geschätzt. Es ist eine stille, in sich gelehrte Dichternatur, die, un-

bestimmert um Mode- und literarische Tagesströmungen und mit ruhigem Gleichmuth gegen äußerlichen Erfolg lediglich ihren literarischen Instincten und ihrem künstlerischen Gewissen folgt. Aber Fischer hat ein feines Stilgefühl, das öfter an die Darstellungsweise Gottfried Kellers erinnert. In seinem neuesten Werke hat er mich in der etwas breiten Ausführlichkeit, aber tiefen Innerlichkeit lebhaft an Stifters „Nachsommer“ gemahnt. Das Neueste, was die Menge sucht, wird man bei ihm nicht finden, aber dafür

das, was immer neu bleibt, weil es überaus selten und kostbar ist: echte Poesie. Die Handlung ist ungemein einfach und nicht reich an erschütternden Ereignissen. Es ist die Geschichte eines Findlings, Frucht der Sünde vornehmer Leute, der aber von Kindheit an eine feste Eigenart zeigt, treu gegen sich selbst und treu gegen die Andern, es zulezt vom Schlosserlehrling zum Maschineningenieur und Director einer großen Fabrik bringt und ein ihm gleichgefinntes weibliches Wesen, das schon in den Erinnerungen seiner Kindheit einen weiten Spielraum hat, zur Gattin nimmt. Der Roman entbehrt alles dessen, was man im gewöhnlichen Sinne spannend nennt. Aber Fischer hat in einem trefflichen und äußerst feinsinnigen Essay über Gottfried Keller, der vor drei Jahren im II. Jahrgang des „Boten für deutsche Literatur“ erschienen ist, gelegentlich der Besprechung des „grünen Heinrich“ ein treffendes Wort für solche Erzählungen gebraucht: „So wenig das gewöhnliche Leben mit seinen langen Jahren Spannung hat — denn diese drängt sich nur in einzelnen seltenen Zeiträumen zusammen — so wenig hat sie dieser Roman, dessen Inhalt das Leben ist; aber das Leben des inneren Menschen, poetisch-realistisch zum Leben des äußern Menschen verkörpert.“ Dafür entschädigt uns der Dichter reichlich, durch das innere Leben seiner dargestellten Menschen und manches sinnige, aus den Tiefen seelischer Betrachtung der Dinge geschöpfte Wort fällt dazwischen hinein. Wie hübsch und tief ist es z. B. gesagt: „Ich glaube, um das Leid der Menschen tief zu fühlen und die Schönheit der Natur tief zu empfinden, dazu gehört ein und dieselbe Kraft.“ Oder glaubt man nicht, Adalbert Stifter zu hören, wenn man liest: „Das ist etwas Heiliges zwischen Himmel und Erde, wenn's so still ist und man keinen Menschen vor sich sieht“, oder wenn man auf Stellen stößt, wie die folgende: „Etwas wirt Trauriges lag darin, als wenn der Geist der Einsamkeit, der in dem Garten herrschte, Stimme gewonnen hätte. Es war wie die Klage von etwas, das nicht gänzlich belebt war und doch aus dem Leben der stummen Bäume, Gräser und Blumen kam.“ — Fischer hat seinen Roman „Die Freude am Licht“ betitelt, und an den lichten Gestalten der beiden Haupthelden, die die Reinheit ihres äußern und innern Daseins in ruhiger Lebensfreude ans Sonnenlicht stellen, werden feinfühligere Leser gewiß Behagen und Freude empfinden, wenn auch die große sensationsflüchtige Leserschaft vielleicht gleichgiltig und gelangweilt an ihnen vorübergehen wird. Die Erzählung selbst spielt in Graz und in der nächsten Umgebung und heimelt uns durch manche feine und poetische Naturschilderung des Bekannten an. Dr. Ernst Gnad.

**Goethe und Schiller.** Im Werden der Kraft. Von Julius Burggraf. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Ein neues Werk führt den Leser weiter in Schillers und nun auch tief in Goethes Wesen ein. Aus dem durchgängig in Bild und Gegenbild sich aufrollenden Werdegange der beiden bis hin zu ihrem dreißigsten Jahre und, daran sich anschließend, aus der reichen Fülle ihrer poetischen Jugendgestalten entwickelt sich vor uns eine vielseitige Monographie des Jugendlebens in Goethes und Schillers Geist. Wir begleiten sie von den weihvollen Eindrücken ihrer Frühzeit durch die Jahre titanischen Fühlens und Sehens hindurch, in den mannigfachen Bedrängnissen ihres jungen Sinnes, bis zu ihres Jugendtraumes herrlicher Erfüllung und verfolgen, wie das Erwachen des Genius in ihnen, so auch das Erstehen ihrer sittlichen Persönlichkeit und Eigenart. V.

**Bilder aus Grillparzer.** Zwei aus Anlaß des dreißigsten Todestages des Dichters gehaltene Vorträge von Friedrich Schiller. (Wien. Buchhandlungsgehilfenverein „Buchfink“.) Einige neue Züge der Grillparzer-Forschung wären dankend aufzugreifen. So ist eine ergötliche italienische Kritik der „Sappho“ vermerkt, welche die Aufscene zwischen Melitta und Phaon „als einen nicht zu sühnenden Fehler“ bezeichnet. Schiller macht ferner auf zwei Parodien der „Ahnfrau“ und der „Sappho“ aufmerksam. Die letztere hieß „Sephert“ und wurde in der Josephstadt erfolgreich gegeben. Von Wert scheint auch der Hinweis, daß das Motiv von „Weh' dem, der lügt“, bereits im „Traum ein Leben“ liegt. H—r.

Über Ferdinand Wittenbauers „Die Hübscherin und ihr Gärtlein“ (Wien. Karl Konegen. 1901) schreibt die „Zeit“: Ein seltsames Allerjeseelenlied! Trotz vieler Ruhenscheiben- und Costümromantik, die darin enthalten ist, von einem echten Dichter geschrieben. Aus dem alten Friedhof des Städtchens lockt den Dichter ein schönes Weib in das Innere der Ruine des Freihauses. Hier erlebt er gespenstische Geschichten — in prächtiger, verschollener Tracht erscheint die Hübscherin — ein Schreiber und ein Kriegsmann kommen zu Gaste und erzählen beim Becher ihre Liebes- und Leidensgeschichte. Der Kriegsmann hat sein Mädchen verlassen, als es Mutter geworden — der Schreiber hat dann das berückend schöne Weib geheiratet, ohne seiner Liebe froh zu werden. Nur an dem Rinde hängt ihr Herz, und um dieses Hemmnis seines Glückes aus dem Weg zu räumen, verläuft der Schreiber das Rind einer wandernden Gaullerschar. Die häßliche That bringt

keinen Lohn, das Weib verläßt ihn. Nachdem beide ihre Erzählung beendet, tritt die Hübscherin ein und sie erkennen in ihr das einst so heiß geliebte Weib, und sie in den Gästen jene Verhassten, die ihr einst das Leben verdarben, daß sie zur Hetäre ward. Die Beiden wollen das alte Recht von neuem geltend machen, aber hohnlachend reißt das Weib das Fenster auf und ruft die Schatten aller, die einst sich ihres schönen Leibes erfreuten und dessen Gift ihnen einen häßlichen Tod gebracht. Und durch die Thüren herum zieht's in langer Reihe — vom Ritter und stolzen Rathsherrn zum lumpigen Vaganten herab — in bunter Folge erzählen sie, wie sie an dem schönen Weibe Lust und Tod gefunden, und als die Hübscherin entschwinden will, da ziehen die Schatten kämpfend in wilder Eier, ein grauser Todtentanz, ihr nach. Während draußen der stille Friedhof von den Klingenschlägen des Kriegsknechts und des Schreibers wiederhallt, kommt durchs Fenster im wehenden Hemdlein das Kind, die Mutter suchend. — Aus einem Gemach tönt wüßtes Gemieher, das Kind schaut hinein, und schluchzend, vor Scham die Händlein vor das Gesicht haltend, entflieht es. Am Morgen erwacht der Dichter im Raume des zum Wein- hauses umgewandelten Freihauses. Es ist Aller- seelentag. In der Nacht vorher besuchten sich die abgeschiedenen Seelen jener, die sich im Leben einmal lieb gehabt. Dies die Erklärung für den grausen Spuk. In schlichter, schöner Sprache, in farbenprächtiger Schilderung erzählt, macht das Werkchen einen tiefen Eindruck. Die Unterbrechung des epischen Zuges durch die Liederreihe „Der Kriegsknecht“ wirkt schädigend. Das Meisterstück im Werke ist das Capitel „Das Festmahl“. R. Hawel.

**Sert Janssens China-Fahrten.** Reise- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen. Von Otto Felsing. (Lohmeyers Vaterländische Jugendbücherei.) Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und nach Originalzeichnungen von Anton Hoffmann. (München. J. F. Lehmann.) Otto Felsing hat seinen Plan, die folgenschweren Ereignisse des Sommers 1900 in die Form einer Erzählung zu kleiden, mit Geschick zur Ausführung gebracht. Man sammelt dabei spielend eine Fülle interessanter Kenntnisse, die bei den steigenden wirtschaftlichen Beziehungen zu China unserer heranwachsenden Jugend einst schätzbare Dienste im Kampf gegen die „gelbe Gefahr“ leisten können. Daß Otto Felsing, wenn es sich um die Schilderung der Zustände in China handelt, niemals den Boden der Wahrheit verläßt, macht sein Buch besonders wertvoll. Felsing schöpft eben aus dem reichen Vorne eigener Erfahrungen.

V.

**Bunte Bühne.** Fröhliche Tonkunst. Gesammelt von Richard Vátka. Herausgegeben vom Kunstwart. 1. und 2. Heft. (München. Georg D. W. Callwey.) Mit der „Bunten Bühne“ hat der Kunstwart ein neues Unternehmen eröffnet, das ein Seitenstück zu seinen „Meisterbildern fürs deutsche Haus“ für das Gebiet der Tonkunst ist: es will die verstreuten und zum guten Theile so gut wie unbekanntem heiteren Meisterwerke der Tonkunst zu rechtem Leben im deutschen Hause bringen.

**Jahresbericht der Gesellschaft Lehrmittel- centrale in Wien, I., Werberthorgasse Nr. 6. (December 1901.)** Diesen wichtigen Verein bringen wir allen Schulfreunden in Erinnerung.

#### Büchereinflauf.

**Österreichische Verlagsanstalt** Vinz, Wien, Leipzig:

**Auf dem Runiglberg.** Kleinigkeiten aus der Großstadt von F. St. Günther.

**Einer der seine Frau besucht und andere Scenen.** Dramatische Skizzen von Richard Schaulel.

**Sein Vermächtnis.** Poesie und Prosa aus dem Nachlasse von Karl Maria Heid.

**Der junge Fellner.** Ein junger Mann aus gutem Hause. Von Ludwig Hirschfeld. (Leipzig. Seemann Nachfolger.)

**Vom Bangerwalde.** Vier culturgeschichtliche Erzählungen von Karl von Reinhardt- tötter. (Berlin. Hugo Vermühler. 1902.)

**Neu-Hellas.** Roman von Fr. Poths- Wegner. (Leipzig. Paul List.)

**Mariane Wildenberg.** Roman von Hans Karlson. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Chemalige Leute in der Steppe.** Freunde. Von Maxim Gorky. Deutsch von E. Berger. (Leipzig. Richard Wöple. 1902.)

**Aus Natur und Leben.** Erzählungen, Beschreibungen, Märchen und Lieder. Für die Jugend ausgewählt von Fr. Wiesenberger. (Vinz. Lehrerverein. 1901.)

**Sokrates.** Trauerspiel von Ernst Deyer. (Leipzig. Alfred Hahn.)

**Christian Schubart.** Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Karl Maria Klob. (Wien. Eigenverlag. VII., Kirchberggasse 7.)

**Der späte Gast.** Lustspiel in einem Act von Georg Böttcher. (Leipzig. R. Maeder.)

**Maria Traum.** Ein Gedicht von Immanuel Hoffmann. (Berlin. Karl Siegismund. 1902.)

**Lieder einer jungen Seele.** Von Georg Hoffmann. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Im Vorübergehn . . .** Neue Gedichte und Skizzen von Georg Epstein. (Berlin. Horn & Raasch.)

**Stille Psade.** Gedichte von P. Schul. (Wr.-Neustadt. R. Blumrich. 1902.)

**Am Jenseits.** Reiseerlebnisse von Karl Mai. (Freiburg i. B. Fr. Ernst Fehsenfeld.)

**Himmelsgedanken.** Gedichte von Karl Mai. (Freiburg i. B. Ernst Fehsenfeld.) Zwei religiösen Gemüthern bestens zu empfehlende Bücher.

**Im Wachen und Träumen.** Gedichte von Alfred von Wurmb. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Etwas für dich.** Poetisches Quodlibet von G. M. Schuler. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig. Leo Woerl.)

**Sachsen Spiegel.** Altes und Neues aus dem Sachsenlande in Geschichten und Lebensbildern. Ein Volksbuch von Franz Blandmeister. (Dresden. Franz Sturm & Comp.)

**Michael Albert.** Sein Leben und Dichten von Adolf Schullerus. (Hermannstadt. W. Kraft.)

**Drei Aufsätze** über siebenbürgisch-sächsische Geistesgeschichten. Von Dr. A. Schullerus. (Hermannstadt. W. Kraft.)

**Gustav Adolf Schullerus und Erik Snullerus.** Ein Lebensbild von Sohnes- und Brudershand. (Hermannstadt. J. Drolleff. 1900.)

**Krieger-Bilte.** Ein Rathgeber für junge Officiere und für die militärische Jugend zum Eintritt in den Stand und in die Welt. Im Auftrage des Kriegsministeriums von Franz Kieger. (Wien. L. W. Seidel & Sohn.)

**Schriften von J. G. Spurgeon** (Kassel. J. G. Onden Nachfolger):

**Die Natur und das Reich Gottes.** Übersetzt von A. Steen.

**Reden hinterm Pflug,** oder guter Rath für allerlei Leute. Übersetzt von J. Lehmann.

**Hans Pfligers Bilder.** Mehr von seinen Reden für allerlei Leute. Übersetzt von J. Lehmann.

**Nur eine Perse.** Vorlesung über Illustrationen, die in gewöhnlichen Herzen zu finden sind.

**Kultur-Studien.** über Volksleben, Sitten und Gebräuche in Kärnten von Franz Franziszi. Zweite verbesserte Auflage. (Leipzig. Gottfr. Pöhl. 1902.)

**Zur ewigen Heimat.** Wegweiser auf der Lebensreise für junge und alte Kinder Gottes von D. Gleiß. (Leipzig. G. Wallmann. 1901.)

**Der Reichthum** wie er vertheidigt wird und wie er ist, die Gründe „für und wider“, zur Selbstbeurtheilung erörtert. Von Deander. (Zürich. Caesar Schmidt. 1902.)

**Die sociale Noth** unserer Zeit und die Heilsarmee. Von A. Schindler. (Basel. Emil Birkhäuser. 1902.)

**Die evangelische Kirche** und 'die Heilsarmee' nach ihrem innern Verhältnis. Eine sociale und religiöse Frage der Gegenwart von A. Schindler. (Basel. Druck- und Verlagsanstalt.)

**Vom Catholicismus zum Protestantismus.** Briefe eines Katholiken an einen katholischen Geistlichen von \*.\* (Berlin. Hermann Walther. 1902.)

**Glaubensfrühling in Steiermark.** Vortrag von H. Schaudig, Vicar in Graz. Mit einem Vorwort über die gegenwärtige Lage der Protestanten in Bayern von Armatus. (München. J. F. Lehmann.)

**Die Los von Rom-Bewegung in Spanien.** Von Leopold Hagemann. Berichte über den Fortgang der Los von Rom-Bewegung. Herausgegeben von Pfarrer Lic. P. Bräunlich. (München. J. F. Lehmann.)

**Der Schweizer Bauer.** Kalender für schweizerische Landwirte. 1902. (Bern. R. J. Wyß.)

**Königliche Kunst.** Festrede am Geburtstage Kaiser Wilhelms II., 27. Jänner 1902, gehalten vom Dr. Redner Paul Fischer. (Graudenz. Dr. Gustav Röhre. 1902.)

**Fausts Ende.** Antrittsrede, gehalten den 18. November 1901 an der Universität Freiburg i. Dr. Roman Woerner. (Freiburg i. Dr. E. Troemer. 1902.)

**Ein Militärurtheil in Oesterreich.** Die Wechsel der Prinzessin Louise von Coburg nach gerichtlichen Acten. (Wien. Ignaz Brand. 1902.)

**Moderne Schulbänke.** Vortrag zu Berlin von Paul Johannes Müller. (Berlin-Tempelhof. Schulhaus-Verlag.)

**Die Feriencolonien** und verwandte Bestrebungen auf dem Gebiete der Kindergesundheitspflege. Von Walter Bion. (Zürich. Secretariat der Züricher Feriencolonien 1901.)


**Jahresbericht der Höheren Forstlehranstalt** für die österreichischen Alpenländer zu Bruck a. d. M. 1900/01. Von Rudolf Ingoviz. (Forstlehranstalt für die österreichischen Alpenländer zu Bruck a. d. M.)

**Sedenkblatt an den großen oberösterreichischen Bauernkrieg 1626.** (Linz. Hans Rosenauer.)

**Mehlspeisen-Kochbuch.** Von Josefine Huber. (Regensburg. G. J. Manz. 1901.)

**Kochbuch für junge Mädchen.** Von Josefine Huber. (Regensburg. G. J. Manz. 1901.)

**Die Handarbeit.** Der Grund- und Eckstein der harmonischen Bildung und Erziehung. Von Robert Seidel. (Leipzig. Richard Lipinski. 1901.)

 Vorstehend besprochene Werke etc. können durch die Buchhandlung „Deplam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Schulhaus Krieglad-Alpel.

(6. Ausweis.)

Vortrag 8451 Kronen. Neuerdings bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Irenaeus Germanus 6. Eine „Verehrerin in Neroi“ 10. Lehrer-Fortbildungsverein Schludenau 10. Wohlthätigkeitsvorstellung der Turnanstalt Augustin, Graz 101. Lehrer Bayer, Johannesbad 1. Frau Kühnel, Johannesbad 1. Durch die „Tagespost“ 4. Tischgesellschaft: Sumpfsede, Vorderberg 27. Frau v. Reußler, Riga 4. Schulrath Prof. R. Dehler, Wien 10. Lehrervereinsgruppe Haid, Böhmen 10. Herr und Frau Josef Schuster, Graz 10. Wolfbauer, Jedlerssee, Sammlung in der Ingenarius-Runde 10. Ing. F. u. S. Knoll, Wien 10. Frau Hupka, Winklern, Sammlung 6. Steinmann, Wien 5. Jobel, Charlottenburg 5. Lehrerverein im Egerlande 5. Wirsch, Hamburg 3·50. Lehrer- und Schulfreunde im Bezirke Grazen, Böhmen 10. Franz, Deutschlandsberg 10. Frau M. Lange, München 108·50.

Sammlung in Mooskirchen durch Familie Wieden: Frau Hadler 2. Frau Therese Grabenhofer 2. Frau Dr. Hedwig Wagner 2. Frau Fany Petritsch 2. Dr. Hefchl 2. Frau Grabenhofer 2. Frau Waihl 1. Anton Haas 2. Frau Neubauer 4. Frau Hierhold 1. Frau Pichlhöfer 1. Fräulein Häbler 1. Familie C. Wieden 5. Dr. Franz Wieden 2. Frau Kasper 1. Victor Straczowsky 1. Franz Richter 1. Alex. Martin 1. Dr. Pendl 4. Frau Theresia Sitora 1. Josef Esterl 1. Heinrich Martin 1. Joh. Zweiger 1. Dr. Klöpfer 2. Ingenieur Cuscoleca 2. Director Auer 2. Frau Emma Stift 1. Alfons Gruber 4. Hans Arbeiter 1. Joh. Dirnberger 1. Mich. Kirchwegger 1. Josef Tappler 1. Spielgesellschaft 5. Familie Lipp 3. Freiherr v. Kellersperg 2. Ferdinand Haas 1. Johann Edhardt 1. Josef Gutsch 60 Heller. Alois Matl 1. Franz Goigner 40 Heller. Summa 70. In einzelnen Hellern 2.

Von der Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag sind ferner eingegangen: Herrn Drexler, Wien 2. Philipp Rosenthal, Selb, Baiern 23·50. „Wissen ist Macht“ (Ungenannt) 4. Wilhelm Daskow, Mürzzuschlag 5. C. Sabel, M.-Weißkirchen 5. Robert Steinlechner, Leoben 10. Ing. Karl Knaur, Dr. Fritz Knaur, Gustav Knaur, Stauding 50. Marie Veran, Brünn 5. Anton Fürst, Reichsrathsabgeordneter 20. J. Erben, Wien 4. Univ.-Prof. Gurlitt, Graz 5. Hans Ernst, Mürzzuschlag 10. Lenchen Ernst, Schülerin d. 3. Cl., Mürzzuschlag 3. Hanschen Ernst, Schüler d. 2. Cl., Mürzzuschlag 2. Alexander Ernst, Schüler d. 1. Cl. 1. P. Steinbrecher, Wien 10. Karl Kweton, Wien 5. Rudel, Kaufmann, Wien 2. Ignaz Seim, Wien 5. Josef Schembera, Wien 5. Frau Paula Absbahr, Mürzzuschlag 2. Baronin Anna Webl, Parlow, Joachimsthal (Udermark) 23·39. Grether, Vertreter d. Firma Gebr. Krafft, Bregenz 10. Anton Walz, Reichsrathsabgeordneter, Wartberg 20. Adolf Karl Vernabiner, Wien 6. Verein der Handelsangestellten, Mürzzuschlag 31. Erträgnis der Vorstellung „Pfarrer von Kirchfeld“ Stadttheater Wr.-Neustadt 165·75. Lehrer Pastian, Zittau 17·88. Tischgesellschaft in Fuchs' Gasthaus, Ganzthal bei Mürzzuschlag 9·22. Dr. Karl Esler, Graz 6. Franz Goldhann, Schriftsteller, Bozen 50. Ing. Max-Maurer-Pöffler, Neunkirchen 10. Ing. Franz Müd, Betriebschef d. Firma Zugmaier u. Co., Waldbrof (N.Ö.) 10. Herr Ibonig, Realitätenverkehrsbureau, Mürzzuschlag 5. Wanninger Tischgesellschaft, Wr.-Neustadt, durch Herrn Lehrer Gottlieb Grabolle 100. Summa 642·74, ab Espesen für Theatervorstellung in Wr.-Neustadt und Postspesen 11·24, verbleiben 631 Kronen 50 Heller. — Übertrag Kronen 9521·50.

Naturalien: Frau Pulsator, Graz, Karte von Steiermark.

Graz, 15. März 1902.

## An die Verehrer Josef Victor von Scheffels!

Die „Scheffelgemeinde in Wien“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, ihrem hehren Meister in der Wachau auf der Ruine Aggstein ein schlichtes Denkmal zu setzen.

Unsere erhabene Alpenwelt bot dem Dichter Anregung zu den herrlichen „Bergpsalmen“ und das Donauthal bereiste er, um die Örtlichkeiten für seinen beabsichtigten Roman „Viola“, der die Entstehung des Nibelungenliedes behandeln sollte, kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit erstieg er auch die sagenumspinnene Ruine Aggstein, die er nachmals in seinem „Gauzeamus“ besungen hat.

In das verwitterte Gemäuer der Burg soll ein einfaches Bronzerelief eingelassen werden, das Scheffels Bildnis zeigt; die Umrahmung bildet die Natur durch ein üppig grünes Geranke.

Ein Theil der Kosten ist durch die Mitglieder des genannten Vereines aufgebracht worden und es ergeht nun an alle Verehrer der Scheffel'schen Muse die Bitte zum Zustandekommen des ersten Scheffel-Denkmal's in Niederösterreich ein Scherlein beizutragen.

Spenden nimmt sowohl die Verwaltung der „Ostdeutschen Rundschau“ als auch Herr Alexander Volk, Wien, 5., Zeinhofergasse 9, entgegen.

Die „Scheffelgemeinde in Wien“.



**M. J. W., Wien.** Wer sich nicht selbst bemüht, dem kann niemand helfen. Diese ewig bettelnden faulen Lotter: Wollen thuns was, aber thun wollens nig.

**A. Will, Wien.** Die Geschichte „Die Jarsager von Dufelbach“ ist ein typisches Bild der schulseindlichen Verjümpfung in manchen Gegenden. Krieglach-Alpel stellt dazu einen erfreulichen Gegensatz, und wie es dafür belohnt wird, das sollen unsere Leser in etwa einem halben Jahre erfahren.

**G. V., Graz.** Rosseggers „Himmelreich“ ist in Russland verboten. Nur auf besondere Protection wird einzelnen Persönlichkeiten das bestellte Exemplar ausgefolgt, nachdem sie einen Revers unterschrieben haben, das Buch nicht weiterzugeben. Im Deutschen Reiche und anderen Ländern ist das Buch jedermann zugänglich. Daher erklärt sich die allgemeine Sittenverderbnis.

\* Ich möchte, sagt Ridelius, ums himmelswillen unter meinen Freunden und Bekannten keine gebildeten Leute haben. Man kann sich mit solchen ja gar nichts Vernünftiges erzählen.

**B. B. V., Wien.** Was ein literarischer oder künstlerischer Dilettant ist? Nicht ein Anfänger, auch nicht Literatur- oder Kunstliebhaber, wie Sie sagen, sondern in unserem heutigen Sinne ein Pfluscher.

Der Dilettant  
Ist ein Mann,  
Der gern möchte  
Und nicht kann.

**Hottenmann.** Der Zeitschrift „Das Volkslied“:

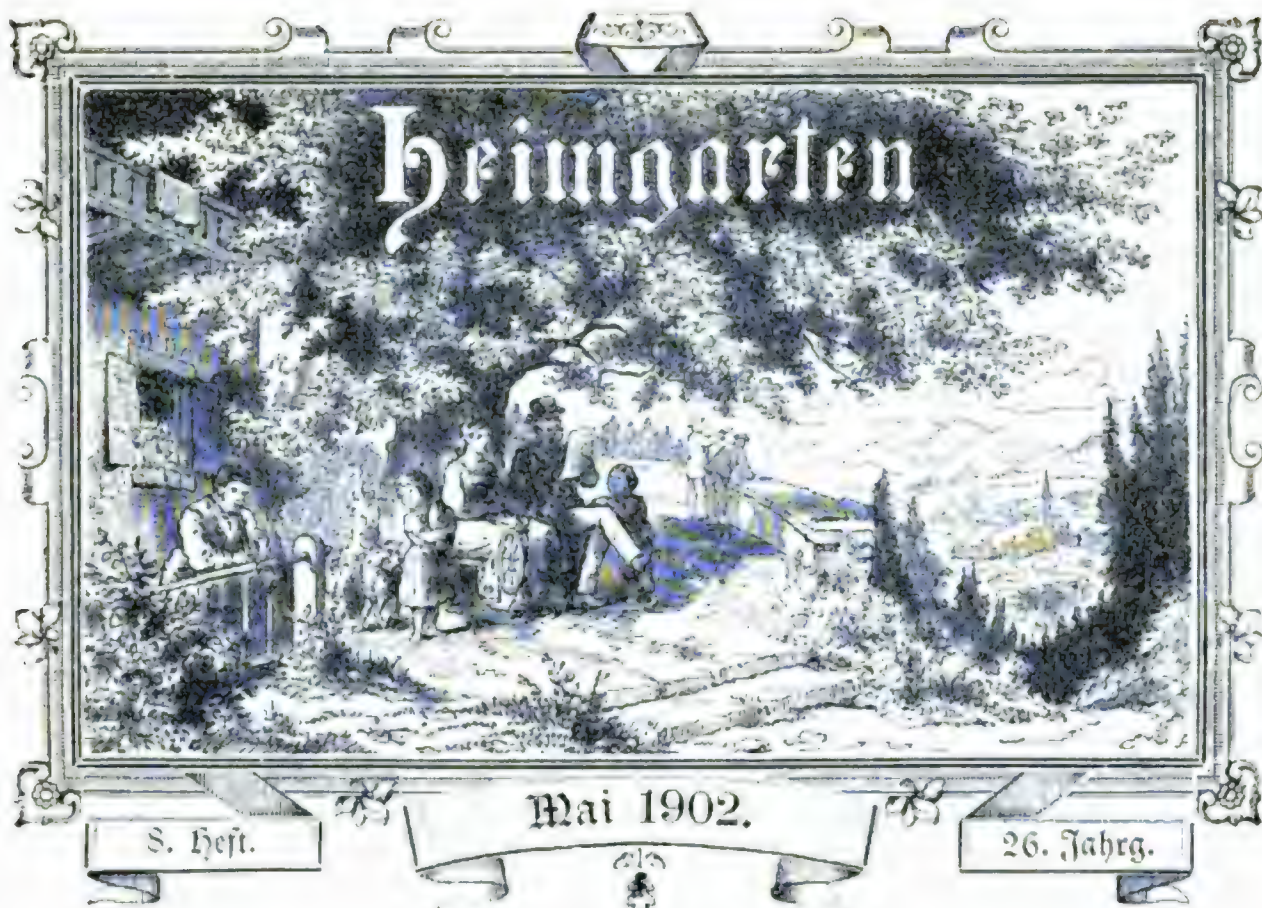
„Mladal, sagts Moidei,  
Plag ham ma soan Heu.  
Mir broatn lei 's Nidal auf,  
A Welt ham ma glei.“

**Druckfehler.** Auf Seite 457, zweite Zeile muß es anstatt: „Braut von Messina“ heißen: „Braut von Corinth“.

Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. März 1902.)



## Gregor.

Eine Klostergeschichte von Peter Rosegger.

**G**regor, der Hirtenhauser auf der Niederalm, hatte endlich glücklich abgewirtschaftet. Das zerlemperte Gütel hatte er seiner Tochter übergeben, diese ihrem Mann, und der Alte hatte sein Ziel erreicht — er war der irdischen Sorgen und Güter frei geworden und konnte sich den himmlischen Freuden hingeben, mit denen er längst umgegangen, die ihm das kindliche Gemüth bewahrt, aber ihn um Haus und Vieh gebracht hatten. Er war ihnen dafür dankbar. Wozu braucht der Christenmensch solche Sachen! Hat der Apostel Jacobus ein Haus gehabt? Oder der heilige Josef ein Vieh? Man liest nichts davon. Doch findet der Mensch, dessen Gut der Himmel ist, überall. Und wo er um einen Löffel Suppe zugesprochen, da hatte er stets auch die Brocken dazubekommen. Der Gregor war ein kluger Mann, doch benützte er seine Klugheit nicht, um zu gewinnen, was Sorgen macht, vielmehr um die Sorgen und ihre Ursachen zu verlieren. Sein Lebtag war's ihm nicht so gut ergangen, denn jetzt als Bettelmann. Bettelmann? Ein Mann Gottes wollen wir werden, wenn uns nicht etwa die Demuth abhanden kommt. Des Frommen größte Gefahr, er fürchtete sie, ist heimliche Hoffart.

Der Halter-Gregl, wie er genannt war, hatte für sein gottseliges Leben einen besonderen Hinterhalt, an den er sich aber bisher nicht

gelehnt. Sein einziger Bruder war Ordenspriester im Stift Hubertsbrunn. Seit der Gregl damals brieflich angefragt hatte, als Laienbruder in das Kloster eintreten zu dürfen und ihm vom Abte die Antwort zurückgekommen war, er möge nur hübsch bei seinem angestammten Beruf bleiben und die Arbeit auf Wiese und Feld zur Ehre Gottes verrichten, das wäre für ihn gescheiter als das Kloster — seit dieser wunderlichen, ganz unpriesterlichen Antwort wollte er mit Hubertsbrunn nichts zu thun haben. Seither war's aber in diesem Stifte anders geworden. Und schon wie anders! Der alte Abt war gestorben, und Gregors Bruder, der Pater Dominikus, war zum Prälaten gewählt worden.

Ob man in der Gegend der Niederealm umherbettelt, wo es doch immer nur in der Runde geht, oder einen mehr geraden Weg nimmt, den Häusern der Straße entlang — für die alten Beine bleibt das gleich. Weiter kommt man aber auf leichtere Art. Und kommt wohl gar bis Hubertsbrunn. Ob die Herren dort die Klostersuppe einem wildfremden Menschen vorsehen, oder dem alten Bruder des Prälaten, das wird für Kloster und Suppe auch gleich sein. Ihm, dem Gregl, wäre doch damit gedient, daß er endlich in den Mauern des Gebets, der Betrachtungen und der guten Werke für seine letzten Lebensstage könnte Unterschlupf finden.

Also hat der Halter-Gregl seinen Sack genommen und seinen Stecken, und ist barhäuptig, wie er stets gewesen, straßab und thal- aus gegangen, bis er am dritten Tage im weiten fruchtprangenden Thalkessel auf einer Anhöhe stolz und herrlich das Gebäude ragen sah. Es war nicht wie ein Schloß, es war wie sieben Schlöffer neben und übereinander, mitten aufragend zwei Thürme, eine Kuppel und die Schindeldächer schimmerten wie Silber. Um die Anhöhe schlang sich in Halbrund ein breiter, gliegender Fluß, kleine Ortschaften und große Gärten einfriedend, die sich hinten in Laubwäldern verloren. Der Gregl saß am Wegrand und wollte von der einen langen Front die Fenster zählen. Bis achtzig oder neunzig kam er hinauf, dann vergiengen ihm die Augen.

Und das war Stift Hubertsbrunn.

Der Erzähler ist in Klostersitten nicht bewandert, er muß sich auf die Berichte verlassen, die ihm zugekommen; die Geschichte ist aber des Erzählens wert.

Am nächsten Tage wußte der Hirtenbauer Gregor schon, wie es da zugieng. Aber es gefiel ihm nicht. Über die Aufnahme war so weit keine Klage gewesen. Der hochwürdige Bruder, Seine Gnaden ward er genannt, hatte ihn an beiden Händen gehalten, ihn besorgt angeblickt und gesagt: „Bruder Gregor, Du gefällst mir gar nicht. Hast Du denn kein besseres Gewand?“



Und der Gregor: „Bruder Benedict, oder wie Du heißt, Du gefällst mir auch nicht. Was ich zu wenig am Leib han, das hast Du zu viel.“

Denn der Prälat trug einen Talar aus Seiden und Schuhe mit Silberschnallen und über der Brust eine Kette und ein Kreuz aus schwerem Golde. Der hochwürdige Herr lachte zum Ausspruch seines Bruders, tätschelte ihm mit zwei Fingern die abgebrannte Wange und sprach:

„Na na, Du bist immer noch der Alte. Glaubst Du mir's, daß ich so arm bin, wie Du? Dieses Kleid siehe, das Deinen Augen Ärgernis gibt, es gehört nicht meiner Person, es gehört meiner Würde. Und das Stift gehört dem Orden. So viel erlaubt mir aber meine Armuth, daß ich Dich einlade, etliche Tage im Stifte zu bleiben und daß Du Dir gut sein lässest.“

„Du sagst etliche Tage! Und ich wollte als Laienbruder eintreten, die Kirche ausfegen jeden Tag oder die Glocken läuten, oder wozu ihr mich eben verwenden möget, daß ich dem Herrgott ein wohlgefälliger Knecht sein darf.“

„Thue diese paar Tage gerade einmal, was Dich freut, Bruder Gregor. Wie Du doch unserem Vater ähnlich siehst, Gott habe ihn selig!“

Und der Alte antwortete: „Wenn Du mägerer wärest, kunnt ich daselbe auch von Dir sagen. Unser armer Vater, gelt! Wie sich der hat plagen müssen und sich die Bissen absparen, daß er Dich hat können in die Studie geben.“

„Lass' es gut sein, Gregor, nach den ersten paar Jahren hat mich ja schon das Stift versorgt, sodass ich den Orden für meinen wahren Nährvater halten muß.“

„Immer einmal wirst wohl doch noch eine heilige Messe lesen für unjeren Vater?“

„Wir beten für alle“, antwortete der Prälat.

Da dachte es dem Gregor schier, daß im Stifte auf Blutsverwandtschaft wenig gegeben würde. Trohdem genoss er die Gastfreundschaft, so gut es angieng. Zufrieden fand er sich nicht, es war ihm alles zu viel, zu gut, zu weltlich, was es da gab. Des Prälaten abgelegte Hosen und Stiefel, die er geschenkt bekommen, waren immer noch weit kostbarer und vornehmer als das schönste Ostersonntagsgewand, das er je auf der Nideralm getragen hatte. Desgleichen auch die Wäsche, in der so gar nichts von den häreuen Hemden und stacheligen Gürteln zu spüren war, die nach seiner Heiligenlegende die Mönche gerne am Leibe gehabt.

Eine einzige Weltforge hatte der alte Mann noch an sich, die ihn manchmal sehr beunruhigte. Als vor Jahren sein Weib gestorben, hatte

sie auf dem Todtenbette ihm ein Lederbeutelchen um den Hals gehangen mit der Bitte, daß er es auf dem bloßen Leib trage und nur in höchster Noth davon Gebrauch machen solle. Der Gregor versprach das, weil er der Meinung war, es sei ein Amulet darin. Erst später kam er darauf, daß im Lederbeutelchen fünf Ducaten enthalten waren, die das gute Weib dem unpraktischen Mann als Nothpfennig hinterlassen hatte. Dieses Geld nun brannte ihn, erstens aus Besorgnis, daß es sündhaft sein könne, nebst dem beinernen Kreuzlein, das er an der Brust trug, auch Geld dort verborgen zu halten, und zweitens aus Angst, er könne die Ducaten — verlieren. Oft war er daran, diesen Mammon, der ihm so manche Unruhe machte, von sich zu werfen, aber es war ihm leid drum. Und das beunruhigte ihn noch mehr, weil es das Zeichen eines geldgierigen Herzens wäre.

Nicht ungern ging Gregor mit dem Pater Isidor, dem die Landwirtschaft anlag, über die Felder. Da standen an Wegen und Rainen Kreuzsäulen und Heiligenstatuen, vor denen der Gregor zwar nicht den Hut zog, weil er eben keinen auf seinem weißhaarigen Kopf hatte, wohl aber niederkniete, um ein paar Vaterunser zu beten. Pater Isidor achtete nicht darauf, sondern besah sich die herbstlichen Ackerfurchen, ob sie tief genug wären und Erdschmalz hätten, und wenn der Gregor ein Gespräch über die Himmelkönigin Maria anheben wollte, wies der Pater ihm froh gestimmt die weiten Kohlgärten und Rübenfelder. Der Gregor ärgerte sich darüber, hielt sich aber vor: Du hast kein Recht, es ihm zu verübeln, so lange Du selbst noch am Gelde hängest.

Ein anderesmal zog er mit dem Pater Hubert aus, der die Flinte auf der Achsel trug, auf dem Kopf den Federhut und der die Forst- und Jagdangelegenheiten zu besorgen hatte. Als sie ins finstere Gebirge kamen, wo im tiefen Grund ein schwarzer See lag und schauerliche Schroffen in den hellen Himmel emporstanden, legte der Gregor seine Hände zusammen und sagte die Worte: „Wenn man's betrachtet! Die Allmacht Gottes!“

„Pst!“ machte der Pater. „Sie müssen still sein. Dort im Lärchsachen — sehen Sie? Zwei Rehe! Ein altes und ein junges! Und ein — Gott verdamme mich, hätte ich bald gesagt, wenn das kein Bock ist, dort hinter dem Fichtenbusch. Ah, sapperment!“ Er riß die Flinte von der Schulter, durfte aber nicht schießen.

„Sie müssen dableiben bis zur Jagd!“ sagte er zum Alten, „da sollen Sie einmal sehen, wie es purzelt! Da geht's lustig her!“

„Thun Ihnen die armen Thiere denn nicht erbarmen.“

„Gott hat alle Creatur erschaffen zur Freude und zum Nutzen des Menschen.“

Dachte sich der Gregor: An Gott denkt er halt doch. —

Dann suchte er weiter unter den Mönchen des Stiftes. Einen würde er doch finden, mit dem sich auch was Erbauliches reden ließe. Freundlich waren ja alle mit ihm, doch wenn er das Rosenkranzbeten erwähnte, sprachen sie vom Kugelschießen; wenn er der Wallfahrten gedachte, kamen sie auf Scheibenschießen und Fischfang, und wenn er über die Nothwendigkeit des Bußwirkens sprach, meinten sie, das wäre brav von ihm, nur solle der Mensch die lieben Gottesgaben auch nicht verschmähen, und machten sich mit Behagen an den Krug. Freilich sah er, daß sie zu gewissen Tageszeiten auch beteten und Psalmen sangen, daß sie die Fasttage strenge einhielten, daß sie Almosen gaben. Ja es war sogar ein Pater bestellt, der that gar nichts anderes, als für die Armen zu sorgen, wie sie da dreimal in der Woche am Vormittag in der rückwärtigen Halle zusammen kamen. Da wollte auch der Gregor einmal sein Lederbeutelchen loslösen und dessen Inhalt den Armen auf die Hand schütten. Doch fiel ihm ein, so viel würde sie verderben, sie sind nur Kupferstücke gewohnt. Behielt seine Goldenen am Busen, war bekümmert sie zu besitzen und war bekümmert sie zu verlieren.

Eines Tages gegen die Besperzeit geschah es, daß der Gregor einen Mönch wandeln sah entlang den Kreuzgang und hinabsteigen eine dunkle Treppe in unterirdische Räume. Da war am Ende so etwas wie Katakomben, in denen die ersten Christen ihre Zusammenkünfte und Gottesdienste gehalten hatten, nachdem sie überirdisch ein scheinbar ganz weltliches Leben geführt hatten. Gregor schlich dem Mönche nach und kam natürlich in die Weinkeller. Der Mönch lud ihn ein, sich mit einem Krüglein das Herz zu stärken, was denn auch geschehen ist, so gründlich, daß der alte Hirte in den feuchten Dämmerungen herzhaft anhub zu jodeln, wie er es in früheren Zeiten auf der Niederalm gethan hatte. Am nächsten Tage hatte er wieder Durst, und zwar nach Wasser. Er stellte sich im Garten zu dem rieselnden Brunnen und schaute ihm zu. Er lechzte nach Wasser, sah es immer an, trank aber nicht, und das war seine Buße für gestern. Dann geschah es, daß er glaubte, endlich auf dem Wege nach dem Rechten zu sein. Er hörte von dem großen Bücherhalle und wollte nun auch einmal all die frommen Gebet- und Erbauungsbücher sehen, in denen die ehrwürdigen Brüder den gottseligen Geist aufbewahrt hätten. Er hatte nicht gedacht, daß es auf der Welt so viele Bücher gebe; der große Saal war über und über mit Büchern gefüllt, man sah nicht eine handbreite Wand. Ein paar fremde Herren waren da, denen der Mönch immer wieder Bücher und Schriften hervorholte und auf den Tisch legte. Gebetbuch war keins dabei, fast lauter weltliche Sachen, und — wie es dem Gregor vorkam — sogar heidnische darunter. Einige vorhandene Bildwerke, die so herumlagen, zeigten geradezu entsetzliche Sachen in den offenen

Tag hinein. Weil dem Alten unheimlich ward, so gieng er hinaus. In einer Wegcapelle, wo das Volk vorüberzog, war die heilige Jungfrau, darunter die Darstellung der armen Seelen im Fegefeuer. Hier kniete der Gregor nieder und murmelte seine altgewohnten Gebete. Er betete um Bekehrung der Heiden; plötzlich kam ihm das an sich selber ganz abscheulich pharisäerhaft vor und er betete demüthig um Demuth. Das erleichterte seine Bange.

Am unbegreiflichsten war es schon im Speisesaal. Der Bruder des Prälaten sollte auch an der Tafel sitzen, wenn zwar weiter unten; allein die silbernen Schüsseln und die feinen Becher kamen auch zu ihm. Es wird halt heut ein Festtag sein, dachte er und ließ sich nicht schlecht schmecken. Sein Beisitzer hatte ihm gesagt, daß auch Christus der Herr gerne Lamnbraten gegessen und Wein getrunken habe. — Die Unterhaltung der Klosterbrüder war sehr heiter, sie machten allerhand Spaß und erzählten manches Geschichtchen, bei dem sich sogar der Prälat vor Lachen den Bauch hielt. Der Alte von der Niederalm schüttelte darüber solange den Kopf, bis er den Schwindel bekam und hinausgeführt werden mußte. Er wollte es nicht wahrhaben, woher eigentlich der Schwindel stammte.

Gerne saß er im kühlen und stillen Münster. Die Kirche war sehr groß und herrlich anzuschauen — aber zumeist ganz leer. Er saß in einem der schönge schnitzten Chorstühle und betete stundenlang den Rosenkranz ab und konnte es nicht verstehen, daß die Mönche lieber weltlichen Freuden nachgiengen, als hier im lieben Frieden zu sitzen und sich mit Gott zu unterhalten. Hatte er sich endlich müde gebetet, so nahm er den Besen oder den Fächer und legte die schönen Steinbodentafeln, und staubte die Stühle ab, die Heiligenstatuen aus weißem Marmorstein, und scharrtedas von den Kerzen abgetropfte Wachs zusammen und bat seinen Gott, er möge sich den armseligen Dienst gnädig gefallen lassen. In solchen Stunden war er am glücklichsten.

Da kam der Sonntag. Alles Volk strömte bei dem Geläute der Klosterglocken zusammen und füllte die weiten Kirchenräume. Die Mönche, ihrer dreizehn waren, kamen in kirchlichen Gewändern, der Prälat, eine wahre Würdegestalt, im Ornat von lauter Seide und Gold. An allen Kronleuchtern brannten die Kerzen, aus silbernen Rauchfässern qualmten die Schleier des Weihrauchs am Hochaltare empor bis zu den dunklen Spitzbogengewölben. Wie ein jubelnder Sturm, so brauste die Orgel, und der Gesang der Chorknaben klang wie das lieblichste Glockengeläute. Und als im Hochamte das Sanctus kam, da erhob der Prälat seine Stimme und sang hell und feierlich das hebre Lied zum Allmächtigen. — Der Gregor war außer sich vor Entzücken. Jetzt erst gieng's ihm auf, was das heißt: Klosterleben, Priesterleben!

Darauf im Refectorium, als Seine Gnaden schon bei Tische saß, kniete der Gregor nieder und wollte dem hochwürdigen Bruder die Schuhe küssen. Der Prälat lachte ihn derb aus und sagte: „Vorhin haben wir Gott gelobt im Gebete und jetzt wollen wir ihn loben in seinen Gaben. Thue das Deine, Gregor!“ Was nun alles erschien, das mußte der beißigende Mönch dem alten Hirten erklären: Einmal das Gläschen „Sherry“, das schließt Magen und Herz auf. Dann die Krebsuppe, die weckt den Appetit auf. Dann der Hummer, der frisst Sorg' und Kummer. Dann beim Fleisch vom Rind das Essen eigentlich beginnt. Dann auf Schweinskopf und gebrat'ne Enten muß man auch noch Andacht verwenden. Von den Eier- und Mandelkuchen lassen wir uns auch gerne versuchen. Käse, Obst und Kaffee thut keinem Christenmenschen weh. Und Bier und Wein nach Belieben soll keiner auf morgen verschieben. Endlich und schließlich ist ein feiner Rauchstengel alleweil der beste Friedensengel. — So lebhaft der Mönch seine Tafelprüche belachte, so wenig zeigte der alte Hirte dafür Verständnis. Der hielt sich mehr an das Gemüse, obgleich dieses gar nicht besungen wurde. Vom Glase hielt er — Erfahrungen beherzigend — sich fern. Nur als der Prälat ein feierliches Prosit ausbrachte auf das Kirchweihfest, das heute begangen wurde, trank auch der Gregor in Ehrerbietung seinen Becher aus. Die Festheiterkeit war in Tafellustigkeit übergegangen; der Bruder Isidor stand auf, klopfte ans Glas, erhob es, hielt eine frohe Rede von seinen Krautköpfen und Kartoffeln. Der Bruder Hubertus feierte mit vielem Humor die Rehböcke und Hirsche, die sich demnächst das Vergnügen machen würden, bei Seiner Gnaden Tafel die Aufwartung zu machen. Der Bruder Kellermeister erinnerte bei seiner Ansprache sogar an Luthers Wein, Weib und Gesang, bedauernd, daß die Klosterbuße nicht vollständig sei, weil von den zwei W leider eins fehle.

Das helle Gelächter, das diese witzige Rede entfesselte, wurde unterbrochen. Am unteren Ende der Tafel war der alte Hirtenbauer aufgestanden und hatte, wie es die Redner vor ihm gethan, mit dem Messer an sein Glas geschlagen.

„Hört, hört! der Gregor!“

„Ja freilich“, sagte dieser in gemüthlicher Art, „der alte Gregor will auch was sagen.“ Dann lugte er ein Weilchen vor sich hin und dann begann er halb trollend und halb schmunzelnd mit einigem Stottern anfangs, dann immer geläufiger also zu sprechen: „Der alte Halter von der Alm hat zwar das Predigen nicht gelernt, will Euch aber doch eine Predigt halten. Nehmt Jhrs für Spaß, ist's mir recht, nehmt Jhrs für Ernst, ist's mir noch lieber. Ich will nur sagen: Was die hochwürdige Geislichkeit auf dem Stift Hubertsbrunn für ein Leben

führt, das ist ein recht lustiges Leben, ist aber wenig Christenthum dabei. Mit Verlaub, Ihr seid viel zu weltliche Herren! Wie wollt Ihr denn in den Himmel kommen, wenn Ihr ohnehin schon drinnen seid? 's Hineinkommen ist nicht mehr möglich, aber 's Hinauskommen ist möglich. Alltag leset Ihr Zeitung, wie viel Jammer und Glend es gibt auf der Welt, und ihr lebt in Freud, als ob Euch allmiteinand nichts thät' angehen. Und nachher — auweh, mich deucht, Ihr seid mir schon böf'. Alsdann will ich gleich aufhören. Amen."

Die Wirkung dieses Sermons war fürs Erste überlautes Gelächter. Doch soll es im Augenblicke einem der Festgenossen eingefallen sein: Bei diesen zwei Brüdern müsse es eine Verwechslung gegeben haben. Vater geworden sei der Unrechte! — Der Prälat, ob der rechte oder unrechte, hatte ein noch rötheres Gesicht bekommen, als es sonst bei Tafelfreunden der Fall war. Er trommelte mit den Fingern, an deren einem der große Ring funkelte, auf den Tisch, die andere Hand spielte mit dem goldenen Kreuz, das ihm über der Brust hieng. Dann schüttelte er ein parmal den Kopf. In dieser Beklemmnis erhob sich der Vater Franziskus, der Bibliotheksverwalter war, gab das Zeichen, dass er sprechen wolle und begann in wohlgelesenen Worten — er war ja zugleich auch der Stiftsprediger — zu sprechen, wie folgt:

„Theure, ehrwürdige Patres und Fratres! Wir haben eben ein Beispiel erlebt, wie über einen der Geist kam, bei dem wir es nicht vermeint hätten. Vielleicht hat sich Gott der Stimme dieses einfachen Mannes deshalb bedient, um uns Ordenspriestern wieder einmal zu Gehör zu führen, wie die Welt über uns denkt. Wenn da draußen Leute wären, so möchte ich ein wenig zum Fenster hinausprechen. Die draußen haben nämlich jetzt das Christenthum entdeckt. Sie sagen, es sei eine Religion für die Welt, Christus selbst habe die Lebensfreuden geliebt, nur müsse man in Vertrauen und Liebe das Reich Gottes im Herzen haben. So sagen sie, ob sie das letzte thun weiß ich nicht. Wenn ja, so bin ich damit einverstanden. Nun höret: Wenn wir Priester so leben, wie sie sagen, dass man solle, nämlich in der welt sinnlichen Gottfreudigkeit, dann heißt es gleich, es wäre unchristlich und wir sollten in Armuth und Entsaugung leben. Wenn wir's aber wirklich thun, wie ja gar viele Welt- und Ordenspriester in Armuth und Entsaugung leben müssen, hei, da nennen sie uns Mucker, Heuchler und Asceten. Kurz, wir können machen was wir wollen, so ist es denen nicht recht. Anders ist es mit unserem lieben Gregor. Das ist die ehrliche Haut, die bloß zurückruft, was wir hingerufen haben. Wir, das heißt, viele von uns. Diese haben Ascese gepredigt, so verlangt der Mann, dass die Priester selbst das halten, was sie anderen predigen. Das ist ganz in Ordnung. Wir aber — und nun wende ich mich an

unsern Freund Gregor — wir Ordenspriester im Stifte Hubertsbrunn predigen nicht Askese, sondern Freude in Gott. Wem sie gegeben wird, der soll sie nehmen. Sie haben selbst gesagt, lieber Gregor, daß es in der Welt draußen viel Jammer und Glend gibt. Ist es ein Wunder, wenn mancher ins Kloster flüchtet, wo man im Vereine mit Gleichgesinnten seiner Seele lebt? Wir persönlich besitzen keine weltlichen Güter, aber wir verwalten mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Güter des Ordens, die gestiftet worden sind, damit die Brüder im heiteren Frieden des Herrn leben können, wie heute, so auch in Zukunft. Ebenso verwalten wir viele Wissenschaften, die durch Klöster aus alten Zeiten der Zukunft übermittelt werden. Wir pflegen die Künste und schmücken damit unser Gotteshaus, unsern Gottesdienst, erhöhen damit unsere Freude am Göttlichen, unsere Liebe zu Gott. So sind wir fern dem Unfrieden der Welt, sind eingefriedet in Bereich, wo Lebensfreude und Gottseligkeit eins geworden sind. Das findet man nur im Kloster so, und nirgends anders. Und ich sehe die Zeit, wo viele, des rohen Streites und der grenzenlosen Ungerechtigkeit da draußen überfätt geworden, die Klostermauern suchen werden. Vielleicht wird man ihrem Klosterleben einen andern Namen geben, in der That wird es dasselbe sein, denn das Bedürfnis vieler Menschen nach Weltabgeschiedenheit und Frieden, nach harmlosem Lebensgenuss und nach Gottesfroheit wird nicht aussterben. Wenn sie, die weltlichen Leute da draußen, die Freiheit, die persönliche Freiheit so hoch halten, so wird man doch wenn man will, auch in das Kloster gehen und ein ruhiges beschauliches Leben führen dürfen. Unser Herrgott verlangt ja nicht, daß jeder in den Streitigkeiten und im Unrechtthun mithalten soll; der Herrgott will nicht, daß der Mensch sich um Geld und Gut, um Lust und Ehre zu Tode hebe, er will auch nicht, daß einer Noth leidet, hungert, von anderen zertreten wird und zugrunde geht, wie ein Wanderer bei den wilden Thieren in der Wüste. Denket doch an die übelriechenden Städte mit ihrem thörichten Jagen; denket an die großen Fabriken, überfüllt mit Unzufriedenen und Mißgünstigen; denket an das kümmerliche, halbverthierte Leben in den Bauerndörfern — und betrachtet Euch diese friedensvolle Stätte Hubertsbrunn, von lachenden Thälern und grünen Bergen umgeben, und wie wir hier leben in trauter Gemeinschaft mit allen großen Geistern der Erde und der Himmel. So zu leben ist Gotteswille, und daß wir den Himmel schon auf Erden anfangen sollen, das will unser treuer Gott.

Eigentlich gerade das, was die draußen auch angeblich wollen. Also warum gönnen sie uns nicht den Klosterfrieden? Und auch unser Freund Gregor hat Unrecht, wenn er meint, der Christenmensch sei auf der Welt zur Selbstqual, anstatt zum Glückseligsein. Er soll das eine

sein lassen und das andere bei uns versuchen. Fröhlich leben und selig sterben, das muß dem Teufel die Freud' verderben. Amen."

In fröhlichem Tone hatte der Vater also gesprochen, dann war er zum alten Hirtenbauer hingetreten, hatte ihm die Hand gekneipt, und der möchte die wohlgemeinten Worte nicht übel nehmen.

„Gau“, sagte der Gregor, „so schön kann ich freilich nicht. Da muß ich schon still sein. 's wird eh wahr sein, was Sie gesagt haben. Für's Gutleben laßt sich der Mensch gerne überzeugen, ich bin ganz bekehrt. Jetzt bleib' ich im Kloster, bitt' schön, kleiden's mich ein. Und weil ich schon der Ältere bin, komm' ich vielleicht bei der nächsten Prälatenwahl dran. Will gleich anheben und Lateinisch lernen, hi, hi.“

So war alles wieder ins Gemüthliche übergegangen und als sie dann zur Vesper in die Kirche zogen, fand sich der Alte schon drein und während der Vitanei dachte er, es wäre gescheiter gewesen, das Hirtenhaus auf der Niederalm dem Stifte Hubertsbrunn zu vermachen als dem groben Schwiegersohn, der sich mit seiner unfreiwilligen Elen- digkeit doch nicht den Himmel, nur die Hölle kauft.

Von diesem Tage an gefiel es ihm im Stifte besser und er fand, daß eine solche Vereinigung irdischer Freuden und himmlischer Beseligung eigentlich recht annehmbar wäre. Beten und Buzwirken könne ja auch jeder noch ein übriges. Der Klostergehorsam, nächtlicher Weile doch manchmal aus dem warmen Bette aufzustehen zur Gebetsstunde, hatte für ihn einen besonderen Reiz. Leider wurde er nicht geweckt, weil er ja nicht zum Orden gehörte, sondern nur Gast war. Dafür kniete er, wieder bange geworden, sonst lange Stunden auf dem kalten Kirchengpflaster und bat Gott in flehenden Gebeten um den rechten Weg in den Himmel. Sei der Weg dornig oder blumig, nur gottgefällig sein, das war sein einziges Verlangen.

Da kam jene Nacht mit dem glühenden Athem Gottes. In einer Scheune war Feuer ausgebrochen und ein rasender Novembersturm hatte die brennenden Latten auf die Schindeldächer des Stiftsgebäudes gepeitscht. Die Flammen lohten nicht aufwärts, sondern gruben sich, vom Sturm geschärft, mit tausend Zungen pfeifend ins Gebäude ein, so daß nach kaum einer halben Stunde alle Fenster des weitläufigen Stiftes in weißem Lichte standen. Die Mönche huschten, nicht in ihrem priesterlichen Gewande, nur mit gekrümmten, schlecht verhüllten Körpern stumm oder angstvoll stöhnend durch die rauchigen, qualmenden Gänge, durch die Höfe, ins Freie; sie dachten nicht an die Güter, die verbrannten, sie dachten nicht an Gott — ihr Einziges und Alles war die Rettung des nackten Lebens. Am nächsten Morgen war die Stätte ausgebrannt und aus hundert fahlen, dachlosen Mauern und geschwärzten Löchern stieg träger Rauch auf. Die Kirche allein war verschont ge-



blieben und in derselben waren die Mönche versammelt, klagend, weinend, fröstelnd und schauernd. Einige brüteten stumpf vor sich hin. Andere verbanden mit feuchten Lappen ihre Brandwunden, wobei ihnen der alte Gregor beistand. Einer war da, der Pater Hubertus, der schüttelte fortwährend den Kopf. Er hatte sonst manchmal an die Stunde des Unglücks, an Todesnoth gedacht, aber so hatte er sich's nicht gedacht, daß man dabei ganz an alle Gottheit vergessen könne! Man rief wohl im Schreck die Namen Jesus, Maria und Josef, ohne auch nur flüchtig an die Himmlischen zu denken. Nicht einmal die Todesangst war eine christliche. Der stumpfe Instinct des Thieres allein waltet, jagt dich, rettet dich. Und da fiel es ihm ein: Mensch, in solchen Stunden bist du just so gottlos und hilflos wie das arme Thier des Waldes, das du so oft verfolgt hast! — Die Steinplatten der Kirche waren kalt und die Mönche hatten keine Decken, keine Kleider. Es kam der Hunger und sie hatten nichts zu essen. Ein Einziger war gefastet. Auch dem Gregor war sein Bündel verbrannt, doch er froh nicht so sehr in seinem schlechten Nachtgewand, als die anderen, ihm that der Hunger nicht so weh, ihn schüttelte die Verzweiflung nicht so arg, denn er hatte ja eigentlich nicht viel verloren. Er hatte nicht verloren die großen Borrathskammern, nicht verloren das heimliche Stübchen mit dem vergoldeten Marienbilde, nicht die fürstlichen Säle mit den Kunstwerken, nicht die Schriften der Weisen und der Dichter aller Zeiten. Da wollte er sagen zu den händerringenden Vätern und Brüdern: „Ihr habt ja doch wohl auch nichts verloren, denn ihr habt ja nichts besessen!“ Aber er sagte es nicht, der Spott schien ihm zu herzlos. Umso eifriger wusch er die Brandwunden, deckte er die Fiebernden mit Stroh, machte Botengänge in die nächsten Ortschaften und that, was er konnte. Sein Bruder, der Prälat, der auch nichts anderes hatte, als ein blaues Unterkleid, um sich zu schützen, der klopfte ihm einmal halb weinend auf die Achsel: „Bruder, jetzt bist Du reicher und stärker als wir. Du bist das gewohnt, wir sind es nicht gewohnt. Und da wir's verloren und da wir jetzt nichts haben, deucht mich doch, es wäre unser Eigenthum gewesen.“

„Deucht Dich, Bruder?“ antwortete der alte Gregor. „Mich deucht auch. Aber wenn Euer Christenthum das richtige ist, so müsst Ihr auch in schlechten Zeiten feststehen.“

„Das werden wir auch, mein guter Gregor. Nur weh thut's, wenn's so plötzlich trifft. Das große Kreuz wird uns heilsam sein, wir wollen beten und uns fasten.“

Bald merkte es der alte Hirtenbauer, wie das gemeint war mit dem Beten und Fasten. Wie Ameisen am zerstörten Haufen, so begannen die Mönche zu arbeiten, jeder in seiner Art. Was der Brand übrig gelassen, sie rafften es zusammen und bargen es; mehr war's,

als man erwartet. Bauleute wurden herbeigezogen, anfangs für den Nothbau, später für die Wiederaufrichtung des Stiftes, das allmählich aus seiner Asche herrlicher erstand. Wie Wunderbrunnen, so flossen die Hilfsquellen von allen Seiten, besonders von dem in der Welt weit verzweigten Orden. Der unermüdblichste und froheste aller Arbeiter war der alte Gregor. Jetzt konnte er nach Herzenswunsch „buszwirken“, nämlich Hand anlegen zum Wiederaufbaue des Reiches Gottes. Nicht wie einst handelte es sich um eine melkende Kuh oder um einen fetten Ochsen, es handelte sich um eine Friedensstatt auf Erden. Brauchen ließ er sich überall, beim Steinegraben, beim Ziegeltragen, beim Karrnen und Zimmern und bei viel schlechteren Verrichtungen. Als sich niemand finden wollte, der auf den Dachgiebel das dreifache Kreuz trüge, gab er sich dazu her. Er sei in der Jugend auf allen hohen Bäumen der Niederalm umhergeklettert; fehle ihm jetzt gleichwohl die Eichhörnchengelenkigkeit, so werde doch der Schutzengel seine Schuldigkeit thun. An Nahrung und Verpflegung war er ganz anspruchslos. Lohn nahm er überhaupt keinen, sondern sagte, bei den Bauern sei der Brauch, daß die Kinder des Hauses umsonst arbeiteten.

Der Prälat war schon lange wieder wohlgenuth geworden, und so sagte er nun lachend einmal zu seinem Bruder: „Aber Gregor, wenn Du immer so fleißig gewesen wärest, so müsstest Du ein reicher Mann sein!“

„Reich! Reich!“ antwortete der Alte. „Und das Feuer macht mich in einer einzigen Nacht zum unglücklichsten Menschen. Nein, für mich will und mag ich nichts. Aber dem Herrgott zulieb arbeiten, ja, das ist was anderes. Wenn auch nichts dabei herauskommt, es ist doch ein Segen. Wie Du gesagt hast, Gnaden Herr Prälat, es ist ein Beten und Buszwirken.“

Freilich hatte der Gregor ein heimliches Glück im Herzen, von dem er niemandem was sagte. Er war seines nagenden Kummer's losgeworden. Das Ledersäckchen war ihm beim Brande abhanden gekommen, die fünf Ducaten verbrannt. Jetzt brauchte er sich nicht mehr zu fürchten, sie könnten seiner Seele schaden, sich nicht zu ängstigen, er könnte sie verlieren. Sie hatten seiner Seele geschadet, nun erst merkte er es recht. Nun war er frei. Alle Existenzsorgen hatte ihm ja der hochwürdigste Bruder abgenommen: „Du gehörst unserem Orden, Bruder Gregor, und daß Du nicht Latein kannst, wäre gerade kein Grund, Dir die priesterliche Weihe vorzuenthalten.“

„Ich dank' dafür“, antwortete der Alte. „Bin einer Last glücklich los, will keine andere mehr haben. Wenn mir Gott zur Armut noch die Demuth schenkt, dann bin ich aus dem Größten herausen.“

Nach fünf Jahren stand das neue Stiftsgebäude fertig und in hohem Glanze da. Jeder der dreizehn Mönche hatte es erlebt, nicht

einmal der dreizehnte war gestorben. Einer von ihnen gestand, seit dem Unglücke fühle er sich ein wenig besser und stärker, er habe gelernt, etwas zu ertragen. Man stimmte ihm bei. Nur den Prälaten hatten die Sorgen der Wiedererrichtung alt und fränklich gemacht. Er erklärte, seine Würde und Bürde ablegen zu wollen. Alles war unschlüssig, rathlos darüber und mancher der Brüder verwahrte sich schon vorweg gegen die Möglichkeit, Abt zu werden. Jeder wollte der Unwürdigste sein, vielleicht heimlich erwägend, daß gerade der erhöht werde, der sich selbst erniedrige. Bei der Wahleinleitung für seinen Nachfolger erzählte der Prälat die Geschichte von der Taube. Einmal bei einer Papstwahl zu Rom — bei welcher, das wußte er nicht genau — hätten die Cardinäle sich nicht einigen können. Da sei zum Fenster eine weiße Taube hereingeflogen, sei dreimal über den Köpfen der Versammelten herumgeflogen und habe sich dann auf das Haupt des Letzten und Geringsten gesetzt, des Thürhüters an der Pforte. Der sei auf diesen Wink Gottes zum Papste gewählt worden. „Und meine hochwürdigen Brüder“, so schloß der Prälat, „wenn heute auf dem Stifte Hubertusbrunn der heilige Geist in Gestalt einer Taube käme, um uns die Wahl des Oberen anzudeuten, auf wessen Haupt würde er sich setzen?“

Die Brüder neigten sich zu den Nachbarn und einer flüsterte dem andern zu: „Vielleicht gar auf das Haupt Gregors?“ Dann riefen sie laut und einstimmig: „Auf das Haupt Gregors!“

## Der Christinus-Rudi.

Eine Geschichte in der Wiener Mundart von Gust. Andr. Kessel.

**R**isbann, wier soll m'r denn sag'n? Na, a recht a „Heamberl“ is er halt g'west, der Christinus-Rudi. Was des is, a Heamberl? Aber, meine Herr'n! Halt a Mensch, der was si zu all'n soviel ung'schickt stellt, aus lauter Angst, daß ihm am End' a Malör g'scheg'n könnt. Na, und was 's Malör g'scheg'n betrifft, des is wahr, da hat si unser Rudi net beklag'n därf'n. Wann er nur zun Beispiel mit an Glasl über's Zimmer ganger is, hab'n ihm schon die Händ zun zittern ang'fangt, daß 's Wasser rechts und links 'raus gschwaberzt is, bis er's schließli, die Frau Muatter hat gar net g'schwind gnua hinspringer kömmer, alser ganzer über'n frisch g'wichst'n Bod'n ausg'schütt't hat. Und erst auf der Tramway! Ob er vorn oder hint' oder im Wag'n drin g'stand'n is, sicher san ihm die Leut' von rechts und von links auf die Füaß tret'n und dabei hab'n s'n no, weil er immer soviel a freundlich's G'sicht g'macht hat, so g'wiß wild ang'schaut, als wann

f' sag'n wollt'n, na, der könnt' si aber do a entschuldig'n, daß er seine Füß da in Weg stellt und net z'haus lass'n hat.

's is schad um den jung'n Mensch'n g'wes'n. Er war ganz a nett's Bürschl, a bisäl fleber, weil er gach in d' Höh' g'schoss'n is, aber a fein's G'sichtl hat er g'habt, und dag'stand'n is er allerweil wier aus an Schachterl. Auf seine schön blond'n Haarln und a kurz's Backenbartl is er net weni stolz g'wes'n. Wann er nur net gar so der Frau Muatter auf der Mittelsalt'n g'jess'n war'!

Seit'n vorig'n Jahr hat der Rudi a schon a Stell' in an Comtoa g'habt. Facturist is er g'wes'n bei die Seiden-Wörl am Schottensfeld, an alt's Haus. D' Frau Muatter hat natürli zu alle Leut' g'sagt, er is schon Buchhalter, damit f' wiss'n, daß f' was von den Bursch'n z'halt'n hab'n. Geheim bleibt so was net, und jekt kann m'r si schon denk'n, wier'n seine Kamerad'n aufzog'n hab'n. Wo f' nur könnner hab'n, hab'n f' ihm an Schabernack g'spielt und am meist'n g'martert hab'n s'n, daß er halt gar so a passionierter Tourist is, weil er nemli nier mehr als wier an Nachmittags-Ausflug gmacht hat. Denn in an Wirtshaus z'mittag ess'n, hat er net könnner, er hat soviel an schwach'n Mag'n g'habt und 's Zehnte net vertrag'n, und schlaf'n, des hat er nur in sein Bett woll'n. Na ja, wer hätt' ihm denn da drauß'n wo seine Pöfster so herg'richt't und sein Schlafmüßerl hing'legt und „Guete Nacht, schlaf' g'sund, steh' g'sund wieder auf!“ g'sagt, wie er's z'haus von seiner Frau Muatter alle Tag g'wöhnt war, und die hat ja net mit könnner, weil f' schon recht schlecht mit'n Gehwerk beinand g'wes'n is.

Vor'n Maria-Himmelfahrtstag war's, da hab'n s'n Rudi grad wieder weg'n seiner Schneid, de'n no amol in an Unglück stürz'n wird, recht in der Arbeit g'habt. 's Bluat is ihm in's G'sicht g'schoss'n, daß ihm bis in die Haar' nauf haß wor'n is; an sein Schnurrebart, den er no net g'habt hat, hat er zupft und zog'n; a gach's Buderl, als wann er beim Kreuz a'brechert, hat er geg'n seine Kamerad'n hin g'macht, des hätt' haß'n soll'n, jekt bitt i m'r aber a Ruab aus, und denkt hat er si, über den Tag fahrt amal weg, aber schon am Abend vorher, sunst hat die ganze G'schicht' kan Wert, und wann's dein Leb'n kostert. Und zwar, des is ihm glei durch'n Kopf g'schoss'n, nach — Maria-Laserl! So wo kummern ja a Menge Leut' hin, wann ihm also was am Weg g'schekert, war' g'wiß a Hilf von alle Seit'n da, und in Wald anpakt, des kann er dort erst recht net wer'n, 's is ja a Wallfahrtsort, da halt'n si kane schlecht'n Mensch'n net auf, a, des hat er schon von seiner Frau Muatter g'wusst. Nur von seine Herr'n Colleg'n därf kaner was erfahr'n davon, was er jekt vor hat, denn de war'n zu all'n z'hab'n, nur zu nix Guat'n. Weil er aber glei drauf so a schreckliche Angst kriagt hat, ob und wo er denn

a Nachtquartier find'n wird, hat er do dort und da um an guat'n Rath 'rum g'fragt, natürli, nur unter vier Aug'n, und dass die G'wiss'n nix erfahr'n davon, und des is schon wieder sein Verhängnis g'west. Aus der dritt'n, viert'n Hand her, weil ja alles geg'n ihn in Bändl g'wes'n is, hat in net amal aner Stund schon 's halberte Comtoa g'wusst, was los is, und der Herr Hofmeier, der Saldacontist, a no a jüngerer Mann, mit an G'sicht wier die guate Stund', aber a paar Aug'n wier a Fuchs, hat ihm endli ganz hamli a Haus zun übernacht'n ang'rath'n. Net ganz ob'n mehr am Berg, schon links 'nunter von der Kirch'n, an Kramer g'hört's, klan is's, aber recht nett, und aufg'hob'n wird er dort sein, wier in Paradies, da kann er si verlass'n, na, er wird nur schau'n.

'n Rudi sein Frau Muatter hat si net schlecht g'wundert, wier er ihr g'sagt hat, was er desmal unternehmer will. Sie hat ihr weisses Häuberl amal her und amal hin g'schob'n, hat si aber nix z'sag'n traut. Na, na, wann 's ihm a Freud' macht, so soll er s' nur hab'n, sein' Freud, und herg'richt't hat s' ihm glei in sein Kofferl all's, als wann er für a Jahr am Nordpol gieng. Auf der Bahn is natürli sein Gwürrt schon wieder anganger. Z'erst is er a Ewigkeit net zu der Cassa hinkummer, weil er vor lauter Artigkeit an jed'n, der's nur a biszl g'nöthi g'macht hat, glei vorlass'n hat. Nacher is er von an Waggon zum andern g'schoss'n, um an recht an guat'n Platz z'krieg'n für so a weite Ras' und wier er endli an g'habt hat, is er wenigstens zehnmal wieder aufg'stand'n und hat überall 'rum g'fragt, z'erst die Passaschier und nacher die Conductor und zun Schluss 'n Stationsvorstand, ob er mit den Zug a richti nach Pöchlarn kummt, bis s' endli a'blas'n hab'n. So, jetzt hat er nimmer g'wusst, wo sein Waggon is, er hat nur g'schwind in erst'n best'n 'neinspringer müass'n. Aber sein Kofferl und sein Mantel, was er in andern Wag'n lieg'n lass'n hat, wier wird er denn des kriag'n? In Burkersdorf hat s' ihm endli a mitleidige Seel' auftrieb'n und der Rudi hat si gar net guua bedank'n können. Dann hat er no 'n Fahrplan 'rausg'nummer. Bei jeder Station hat er auf die Tafeln 'nausg'schaut, dass er nur net am End' weiter fährt. Retawinkel, Neulengbach, St. Pölten, Brinzersdorf, Pöchlarn — endli is er ausg'stieg'n.

's is a wunderschöner Abend g'wes'n. Die Donau, sie is dort schon hübsch brat, is ganz bedächti hinzog'n, und d'Sunn am Himmel hat no amal so voller Pracht aufg'leucht't, dass oben d' Luft und unten 's Wasser wier in Gold 'glanzt und g'slimmert hat, und die Häuser am Ufer und der Wald auf'n Berg und über'n Wald die Kirchen, alles da g'stand'n is, als wann's grad erst in den Augenblick fungelnagelneuch war hing'stellt wor'n. Der Rudi hat die Aug'n weitmähti auf'griff'n,

der schöne Blick da 'nauf, der hat'n g'fall'n. Nacher is er no 'nüber über's Wasser g'fahr'n, und durch'n Wald 'nauf auf'n Berg ganger. A, wunderguat is's g'wes'n, a jed's Halmerl aus'n Bod'n und a jed's Blatterl auf die Bam hat so frisch g'rochen, dass er gar net guua Athem schöpf'n hat kömmer. Schön langsam is er bis zun Gipfel 'nauf g'stieg'n und jetzt is er drob'n bei die Häuser g'stand'n. Er hat's feinige, wohin ihm g'rath'n wor'n is, recht bald g'fund'n, hat an scharf'n Quaster g'macht, weg'n der Kuraschi, und is ganz feck 'nein ganger.

Ob er net a Zimmer hab'n kömmt'?

Der Kramer, der Hausherr, hat sein g'stickt's Hauskapperl aufg'jekt, an klan Schnosler über sein weiß'n Schnurrbart hin g'macht und a Priif g'nummer. Mit an Blick hat er alles g'wusst.

A wohl, trifft sie grad guat, aus is no frei, a klan's, aber soviel liab is's, er soll si's anschau'n. Wann ihm des net recht wär', wüßt' er halt net, was z'mach'n. 's san heut' die Großrußbacher und die Parschenbrunner mit der Proceffion einzog'n, a zwahundert Leut', und da is alles in ganz'n Ort b'setzt.

'n Rudi hat's glei an Riß geb'n, als wann'n aner durch'n ganzen Körper elektrifiziert hätt', aber er hat nix merk'n lass'n und is nur g'schwind mit'n Hausherrn 'nauf ganger in erst'n Stock. Sehr schön is's g'wes'n, das Zimmerl, 's san nur a paar Möbeln drin g'stand'n, aber alles so rein und sauber. A blüaweiß's Bett, und sogar vor'n Fenster, a biszl schmal war's, is a g'stickter Vorhang zwisch'n zwa Stangerln g'spannt g'west, net a Falterl hätt' m'r drau find'n kömmer. Der Rudi war mit all'n z'fried'n. A wengerl dumpfi is's g'wes'n in Zimmer, aber er hat nix sag'n woll'n, damit er'n Hausherrn net am End' beleidigt. Sie wer'n's schon lüftern, hat er si denkt, und is wieder 'nunter, ins Wirtshaus 'nüber nachtmahl'n ganger. 's Ess'n war a famos, a Fleischerl wier von Butter, der Rudi is ord'ntli feck wor'n. A guats Cigarrel hat er si anzund'n, und wier der g'müthliche Herr mit die goldenen Aug'ngläser bei sein Tisch mit ihm zun red'n ang'fangt hat, hat er sogar auf an G'spafs g'lacht und selber a ganz a guate Antwort geb'n. Nur die zwa Töchter von den Herr'n hat er si dabei net anz'schann 'traut, er hat's g'späart, dass er schon wieder in G'sicht roth wird, und g'merkt, wier ihm beim Red'n die Stimm' umg'schnappt is. So is 's Zeit zun Schlaf'ng'h'n wor'n, der Rudi hat si höfli empfahl'n und is ganger. 's Dienstmadl hat schon g'wart't auf ihm und hat ihm über d' Stiag'n 'nauf g'leucht, er hat sein Zimmer fest zuag'spirtt und zuag'riegelt und hat si ganz glückli ins Bett g'legt.

Aber Teufel no amal, a viertel und a halbe und a ganze Stund is er schon in Bett g'leg'n und allerweil hat er no net schlaf'n kömmer.

Z'haß is 's herin in Zimmer, hat er si denkt, sie hab'n halt do net g'lüftert. Und wier er sie wieder in aner Weil no immer ganz munter rum g'wälzt hat, is er endli aufg'stand'n. Macht des Fenster auf, hat er si denkt, is ja hochmäcti der erste Stock, da könnt' so kan Mensch einsteig'n. A Zeit umband'lt hat er mit'n Vorhang, bis er'n hintri schiab'n hat könnner, mit'n Reiber hat er a no sein Plag g'habt, 's is alles so streng ganger, endli aber hat er'n do aufbracht und 's Fenster müahfeli 'nausdruckt. Da schreit aber a schon a grobe Stimm' draußt'n vor'n Fenster: „He, he, Se — was fällt denn Ihner ein, wer'n i' net a Ruah geb'n?“ und unfer Rudi is mit z'gleiche Füaß an Schritt z'ruck-g'sprunger. Mäuserlstad is er g'wes'n und hat si vor lauter Schrecken net amal Athem z'hol'n traut. D' Bündhölz'ln hat er schon in der Hand g'habt, hat i' aber wieder wegg'legt. Wann er kan Liacht net macht, siecht der Kerl, der so rein g'schrier'n hat, wenigstens net, wo er is. Aber eigentli, warum denn? Des is ja do sein Zimmer, und geht kan Menschen was an, wann er sein Fenster aufmach'n will. Stad hing'schlich'n is er wieder, hat's Stangl packt und 's Fenster mit an gach'n Ruck mit aller G'walt 'nausg'stoß'n.

„Nuweh! A, Kruzifix noamal, a, da muaf i ja mit mein Steck'n Modi mach'n!“ schreit der draußt'n no wilder.

Mit an Satz is der Rudi jekt bei seine Bündhölz'ln g'wes'n. So g'schwind hat er no nier in sein Leb'n a Kerz'n anzund'n g'habt, aber draußt'n vor'n Fenster wird's a schon liacht und dort steht jekt wier auf'n ebenen Bod'n a recht a Mordsmann mit an bluatroth'n G'sicht und a paar funkelnde zornige Aug'n und der Rudi siecht, was er ang'stellt hat. 's Fenster von sein Kammerl is net auf d'Gass'n, sondern ins andere Zimmer 'nein ganger — na, so a Bauwerk! — und vor den Fenster is a Bett g'stand'n, 's is nirgends sunst a rechter Plaz dafür g'west, und mit'n Fenster hat er sein Nachbarn aus'n Bett 'naus g'stoß'n g'habt! Na, der hat net schlecht aufbegehrt! Über den Spektakel is endli der Kramer 'rauf kummer. Der Rudi is kasweis in an Winkel g'stand'n und hat am ganzen Körper zittert. Wier er aber g'seg'n hat, dass der Wilde drüb'n glei beim Fenster herein steig'n möcht, zun Glück is er z'dick g'wes'n, is er zu der Thür hing'sprunger, hat i' g'schwind aufg'sperrt und aufg'riss'n und is 'n Hausherrn schnurstracks in d'Arm g'rennt.

„Aber, aber, meine Herr'n —“, hat der grad salbungsvoll als Beschwichtigungshofrath sag'n woll'n, da hat der andere drüb'n schon wieder zun schrei'n ang'fangt: „In erst'n Schlaf bin i schon g'leg'n und der z'niachte Mistbua macht so an guat'n G'spaß, daß i drei Woch'n de blau'n Fleck net weg bring' — na, i muaf übri!“

Wier a Pfitscherpfeil is der Rudi in sein G'wand 'neing'fahr'n, bevor no der andere nur aus Anziag'n dent'n hat könnner, hat sein

Kofferl mit der an Hand packt und mit der andern sein Geld für's Zimmer hing'schupft und is über d' Stig'n mehr 'nunter g'slog'n als ganger, auf d' Straß'n 'naus und ins Wirtshaus 'nüber. G'schwind hat er s' no amal alle aufg'rebellt. Nur auf der Sopha in Extrazimmer soll'n s'n liegen lass'n, weil nirgends mehr a Zimmer z'hab'n is, er zahlt, was s' woll'n. Na, de hab'n si gar net auskennt, aber sie hab'n nix dageg'n g'habt.

Der Wilde drob'n in Kramerhaus hat no a Weil g'stuacht und tobt, dass er für die ganze Nacht um sein Schlaf kummer is. Der Kramer hat'n allerweil tröst'n woll'n, er soll si nur wieder niederleg'n, es war ja net böß g'mant, und überhaupt, so an guat'n rechtschaffenen Mensch'n, wier er is, nimmt ja unser Herrgott selber in Arm und lasst'n von die liab'n Engerln tramer.

„Ja, bis m'r nacher munter wird, mit die blau'n Fleck am Ruck'n und Ellbog'n — schau'n S', dass 'naus kummern!“

Endli is wieder a Ruah wor'n.

Der Rudi aber hat kan Aug'n mehr zuag'macht und glei in aller Fruah g'schaut, dass er 'nunter zun Schiff und mit'n erst'n Zug weiter kummt, nur dass ihm der vom Kramerhaus drob'n net am End nachrennt. Viel g'schwinder als wier heraus is er jekt z'ruckg'fahr'n, so is 's ihm wenigstens vorkummer, denn er hat nur allerweil denkt, wier guat als 's jekt sein wird, wann er wieder z'haus is. Sein Frau Muatter is natürli wier aus die Wolf'n g'fall'n g'wes'n, wier s'n auf amal so mit nix dir nix vor der Thür steh'n g'seg'n hat. Wier er ihr aber d'rzählt hat, wier's ihm ganger is, da hat s'n so voller Angst ang'schaut, als wann er wirkli in aner Lebensg'fahr g'schwebt war'. „Na, na,“ hat s' g'sagt, „i hab d'r nur die Freud' net verderb'n woll'n, aber i sag d'r ja allerweil, des is nix für di.“ Und glei is s' in d' Ruckl 'naus ganger und hat ihm g'schwind an Thee kocht, dass er was Warm's in Mag'n kriagt, der arme Teufel, und in sein ord'ntlich's Bett kummt, a paar Stünderln Schlaf wer'n 'n schon wieder auf gleich richt'n.

In Comtoa aber hab'n s' natürli 'n andern Tag schon völli mit Schmerz'n g'wart't auf'n Rudi. Von alle Seit'n san s' freundli' um ihm 'rum ganger, aber zun erst'mal in sein Leb'n is er g'scheit g'wes'n und hat than, als wann gar nix g'wes'n war. Die G'schicht hat ihner schon z'lang dauert, sie hab'n 's rein nimmer d'wart'n könnex, und so is endli der Herr Hofmeier, der's ja g'wußt hat, wier's in Haus von Kramer aus'schaut, weil er selber amal in den Kammerl über Nacht blieb'n is, und si denkt g'habt hat, an so an Tag wird er's schon kriag'n, der Rudi, zu ihm her kummer und hat'n stad g'fragt, na, wier's ihm denn ganger is und wier er g'schlaf'n hat.



„O, i dank' vielmals, wier a Prinz“, hat er g'jagt, „'s san lauter so freundliche Leut in den Haus, meiner Seel', i hab' gar net fort mög'n.“

So, jekt san die andern mit der langen Nasen dag'stand'n.

In Wirklichkeit aber is'n Rudi der Schrecken von den Himmelfahrtstag no wochenlang in alle Glieder g'steckt. 's erstemal in sein Leb'n, dafs er was Grofses hat unternehmer woll'n, und so hat des ausgeh'n müass'n! Und anstatt dafs er si denkt hätt', was, an Angst möchst hab'n, weg'n so an Quark, jekt gibst grad net nach, is ihm 's Herz erst recht in d' Hof'n g'fall'n. Ganz klanlaut is er wor'n und verschwor'n hat er si's, net an Tritt macht er mehr allan aus der Stadt 'naus, net amal in an Wag'n steigt er ein, und sogar in der Stadt auf der Gass'n allerweil schön mitt'n am Trottoa wird er geh'n, nur dafs ihm kan so a Malefiz-Malör mehr g'schiecht, weil er schon so a Pechvogel is —

Na, i dank! Den muaf's Leb'n amal ord'ntli in die Kur nehmer!

## Nur gemüthlich!

Von Adolf Frankl.

Über den häuslichen Frieden geht halt doch nichts! Wo der daheim ist, da steht es gut um die Familie und ums ganze Haus, und wo der fehlt, da hat man eh schon die Höl'l' auf der Welt. Darum sag' i halt alleweil: nur keinen Unfrieden und — nur gemüthlich!

Dies war die Meinung des alten Klumpinger auf dem Sachsenberge, und so dachte und redete er nicht nur, sondern so hielt er es auch seit seiner Verheirathung. Das wurde ihm übrigens nicht allzu schwer; denn seine Ehegesponsin dachte über diesen Gegenstand just so wie er und war auch sonst ein ganz vernünftiges Leutel.

Beide waren nun schon über dreißig Jahre mitsammen verheiratet, aber das bekannte Witzwort vom „dreißigjährigen Kriege“ war für sie durchaus nicht anwendbar. Ihr Eheleben war allzeit ein schönes und musterhaftes gewesen und der häusliche Frieden war nie ernstlich gestört worden.

Sie hatten sich aber auch schon in ihrem Brautstande vorgenommen, sich gegenseitig das Leben so angenehm als möglich zu machen, etwaige Meinungsverschiedenheiten in ruhiger Weise auszutragen, sich niemals zu verletzenden Äußerungen hinreißen zu lassen und mit ihren menschlichen Fehlern thunlichste Rücksicht üben zu wollen.

Da sich beide herzlich lieb hatten und auch ein paar ganz krenzbrave Leutchen waren, so konnte es natürlich nicht fehlen, daß ihre Ehe eine recht glückliche wurde.

Aber etwas fehlte doch zu ihrem Glücke — sie hatten keine Kinder! Das fiel ihnen in den ersten Jahren recht schwer aufs Herz; sie suchten aber endlich hiefür dadurch einen Ersatz, daß sie zwei der ärmsten Kinder ihrer Gemeinde zu sich nahmen und wie ihre eigenen hielten.

Sie machten es aber nicht wie manche gewissenlose Leute, die solch' arme Hascherln ausnützen bis zum äußersten und ihnen die schöne traute Jugendzeit ganz verkümmern, sondern ließen ihnen nach gethaner Arbeit auch genügend Zeit zur Erholung und zum Vergnügen.

So wuchsen die beiden Kinder zu tüchtigen und braven Menschen heran, und der Klumpinger war indessen mit sammt seiner wackeren Frau alt und behäbig geworden.

Das Arbeiten gieng wohl nicht mehr so flott von statten wie ehedem, doch das machte ja nichts. Sie hatten es nicht noth, sich auch noch in ihren alten Tagen zu schinden und zu radern wie so mancher ihrer Nachbarn, denn sie hatten erspartes Geld in der Sparcasse und zudem gieng, dank der Umsicht ihrer beiden erwachsenen Ziehkinder auch so die Wirtschaft ihren geregelten Gang.

Der Klumpinger gieng jetzt öfter als früher hinunter ins Dorf, um sich dort im Wirtshause inmitten guter Bekannter bei einem guten Glase Wein die Zeit in angenehmer Weise zu vertreiben. Und wenn er sich dann auf den Heimweg machte, vergaß er auch nie, für seine „liebe Alte“ einen guten Tropfen mitzunehmen.

Einmal jedoch, es war im Spätherbste, hatte er sich etwas länger als sonst im Gasthause verhalten und als er endlich aufbrechen wollte, da kam plötzlich ein Trupp lustiger Jäger zur Thüre herein und bewog den überall gerne gelittenen Klumpinger, doch noch ein bißchen zu bleiben.

Der gemüthliche Alte setzte sich denn auch mitten unter die fröhlichen Kumpane und nun gieng die Heze los.

Die Jäger wußten die drolligsten Sachen und die unglaublichsten „Jagderlebnisse“ zu erzählen, sangen dazwischen wieder ein paar kede Liedeln oder spielten einander irgend einen Schabernack.

Allen zuvor that es jedoch ein Doctor aus der Stadt, der nicht nur ein großer Nimrod vor dem Herrn, sondern auch ein krenzfideler Kämpfe war und im Jägerlatein wohl seinesgleichen suchte.

Klumpinger unterhielt sich daher überaus prächtig und vergaß auch nicht aufs Trinken, wohl aber aufs Nachhausegehen. Er thaute in dieser feuchtfröhlichen Gesellschaft bald derart auf, daß er schließlich schier einer der Übermüthigsten wurde und zuguterlezt in seiner tollen Weinlaune

sogar mit der Annamirl, der schmucken Wirtstöchter, zu schäkern begann.

Als er jedoch spät nach Mitternacht endlich zum Ausbruche rüstete, vergaß er doch nicht, auch für seine bessere Hälfte wieder ein „feines Tröpfel“ mitzunehmen, und zwar hielt er es diesmal für angezeigt, gleich eine Literflasche anfüllen zu lassen.

Einige Zechbrüder versuchten zwar, ihn noch ein wenig zurückzuhalten, doch Klumpinger sprach mit etwas schwerer Zunge:

„Aber was glaubt's denn? Jetzt muß ich ja doch schauen, daß ich heimkomme, sonst könnte meine Alte am Ende gar brummen!“

Mit einem gemüthlichen „Gute Nacht, allseits!“ schritt er zur Thüre hinaus und torkelte, von Zeit zu Zeit sein Leibsprüchlein: „Nur gemüthlich!“ flüsternd, etwas unsicheren Ganges durch die stille Nacht seinem Heim auf dem Sachsenberge zu.

Auf der freien Straße gieng es noch so halbwegs; als er aber in das Walddunkel gelangte, da war es schier zum Tollwerden. Jede Baumwurzel fand er und stolperte darüber, an unzählige Baumstämme rannte er an oder schloß sie, nach Halt suchend, in seine Arme, und mehr als einmal kollerte er über eine Böschung oder verschwand in einem Wassergraben.

Ein anderer hätte nun in einer so verzwickten Lage gewiß mit „alle Himmeelement“ angefangen und sich wie rasend geberdet; aber der gute Klumpinger ließ sich durchaus nicht aus seiner rosigen Weinlaune bringen und je mehr Hindernisse sich ihm in den Weg stellten, desto mehr lachte und rief er:

„Na, na, nur gemüthlich!“

Dabei führte er noch die drolligsten Selbstgespräche, redete den Baumwurzeln gemüthlich zu, sie möchten sich doch ein wenig „ducken“ und heute nicht gar so anhabig sein, und sagte zu den Fichten und Föhren, mit denen er unliebsame Bekanntschaft machte, so ganz und gar nicht übellaunig:

„Nau, nau, ös Dunnersbama, muß denn alleweil g'rad' ich ausweichen? Könntet ihr nicht auch manchmal auf die Seite geh'n? Li jegerl na, da ist schon wieder einer! Hihhi!“

Und wenn er in einem Graben lag, freute er sich, daß wenigstens kein Wasser darin war, und wenn er über einen Abhang hinunterkugelte, kletterte er lachend auf allen Vieren wieder schön langsam empor und dachte bei sich:

„Es ist wirklich ein wahres Glück, daß das keine Felswand ist, sonst wär' die G'schicht ganz gewiß etwas zuwiderer!“

Dann lachte er wieder und lispelte: „Nur gemüthlich!“

Um meisten freute er sich aber, daß trotz all der vielen Unfälle die Flasche mit dem Wein für seine liebe Alte noch ganz unverfehrt ge-

blieben war. Leider gieng aber endlich auch diese den Weg alles Irdischen, worüber der alte Klumpinger recht traurig wurde. Schließlich tröstete er sich aber doch mit dem Gedanken, daß ja heute Nacht die Bäuerin den Wein ohnehin nicht mehr getrunken hätte; bis zur Vormittagsjaufe jedoch werde er ihr als Ersatz einen anderen holen lassen.

Gegen drei Uhr morgens langte er endlich zu Hause an.

Er brauchte nicht lange zu klopfen, als auch schon der Schlüssel im Schlosse sich drehte und die Thüre sich aufthat.

Im Vorhause stand die Bäuerin, ein Kerzenlicht in den Händen haltend und schaute nichts weniger als freundlich auf den „nächtlichen Ruhestörer“.

Der Klumpinger aber fieng plötzlich laut an zu tickern und rief belustigt:

„Mi jegerl! Alte, meine liebe Alte, heut' bist Du ja doppelt! Hihhi, ist das aber g'spassig!“

„Na, Alter, mir scheint, Du bist heut auch doppelt!“ rief die Bäuerin unwirsch. „Und jetzt schau', daß Du hereinkommst, sonst sperr' ich wieder zu!“

„Nau, nau, meine liebe Alte, nur nicht greinen! Schau, nur gemüthlich! Das ist schon mein Lebtag mein Leibsprüchel gewesen und heut' erst recht! Hihhi! Alte, heut' ist's lustig. Du, laß Dir einmal erzählen . . .“

„Ich pfeif' Dir was! Und jetzt geh' bald herein, oder sonst bleib' draußen!“

„Nau, nau! Nur gemüthlich, Alte, nur gemüthlich! Schau, ich komm' ja eh schon! Und dann — pfeifen willst mir was? Hihhi! Alte, das kannst ja gar nicht; aber ich wohl! Hör' nur!“

Und nun wiipelte der köstliche Alte seiner Ehehälftes thatsächlich etwas vor. Diese war aber heute für derlei Dinge durchaus nicht empfänglich, sperrte rasch, nachdem der Bauer endlich ins Haus getorkelt war, die Thüre wieder zu und eilte mit ihrem Lichte nach dem Schlafgemache.

Der Klumpinger stand nun allein im finsternen Vorhause und rief lachend:

„Hihhi! Aber Alte — Alte! Du Narrentadel, Du, so wart' doch ein bißerle! Ich geh' ja auch mit! Ich muß Dir ja noch so viel erzählen, weißt, besonders von dem Stadtdoctor, hihhi! Du, das ist . . .“

Plötzlich stolperte er über die Thürschwelle und rannte im nächsten Augenblicke an einen Kasten an.

„Zessas na!“ rief er hierauf verwundert. „Jetzt sind in meinem Hause auch schon Baumwurzeln und Waldbäume. Hihhi! Du, Alte, das ist doch ganz aus der Weis'!“

Gleich darauf warf er in der dunklen Stube ein paar Stühle um.

„Hahahaha! Die weichen wenigstens rechtschaffen aus!“ bemerkte er belustigt. „Nau, nau, mein lieber Klumpinger, heut' hat's Dich. Na, macht nichts! Nur gemüthlich!“

Nun erschien auch die Bäuerin wieder mit dem Lichte und brummte:

„Aber Alter, was ist denn das heut' mit Dir? Du machst ja einen Lärm, als wenn das ganze Haus zusammenfall'n thät'! Schau doch, daß Du endlich einmal ins Nest kommst!“

„Ja, gleich, aber erst muß ich Dir noch erzählen. Du, ich sag' Dir, der Stadtdoctor, das ist wirklich ein Klump! Hihihih! Dent' Dir . . . hähähähä . . . der hat erzählt . . . hahaha . . .“

„Jetzt sei aber einmal stad und zieh' Dich aus!“

„Hihihih, meine liebe Alte, das geht nicht! Ich muß heut' schon mit die Stiefel ins Bett! Weißt, ich könnt' im Traum halt über ein paar Baumwurzeln stolpern und da ist's doch gut, wenn man Stiefeln anhat!“

Die Bäuerin sah nun wohl ein, daß ohne ihre Mithilfe ihr Mann heute kaum mehr „ins Nest“ kam; daher drückte sie ihn auf den Stuhl nieder und zog ihm vorerst die Stiefel aus. Da sie ihn aber hiebei gerade nicht allzu sanft angriff und ihrem Ärger über den „garstigen B'suff“ auch in unwirksamen Worten Luft machte, so rief der schnurrige Alte ein über das anderemal:

„Nur gemüthlich, meine liebe Alte, nur gemüthlich! Hihihih! so reiß' mir doch meine Hoxen nicht aus!“

Nach vieler Mühe ward er endlich zu Bette gebracht; doch vom Schlafen war noch immer keine Rede.

„Hihihih!“ hub er plötzlich wieder an. Du, Alte, jetzt hebt gar mein Bett zu tanzen an. . . . Das schönste Ringelspiel! Hihihih!

Dann fuhr er jäh empor und rief:

„Du verdankte G'schicht! Da wird man ja ganz schwindlig!“

Sein Weib verwies ihn scharf zur Ruhe und verbat sich jede weitere Störung; Klumpinger aber rief ihr gutmüthig zu:

„Nit, nit, meine liebe Alte! Nur gemüthlich! Schau, jetzt sind wir schon über dreißig Jahre verheiratet und Du hast mir noch nie ein unbeschaffenes Wörtel gesagt . . .“

„Du bist aber auch noch nie mit einem solchen Kausch heimgekommen!“

„Das nit, aber schau, ich hab' eh wollen zur rechten Zeit fortgehen, aber da sind auf einmal die Jäger gekommen und haben mich nicht fortlassen, und dann hat der Stadtdoctor, hihihih . . . Du, der kann

mehr als Birn kochen . . . der hat so viel Spaß gemacht . . . und die Annamirl, hähähä . . .“

„Was ist's mit der?“ fragte die Bäuerin scharf.

„Hihhi! Du, die Annamirl, das ist wirklich ein herziges Trutscherl!“

„Was geht denn Dich die Annamirl an?“

„Hihihhi, eigentlich gar nichts, aber gestern, hähähä, gestern hab' ich halt ein klein wengerl scharmiert mit ihr.“

„Und Du alter Esel schämst Dich nicht, mir das zu sagen?“ rief die Bäuerin erregt.

„Oh warum denn? Hihihhi, ist ja so viel ein liebes Diandel, die Annamirl und so viel geschmeidig und . . . hähähähä, denk' Dir, ein Bussel hat's mir auch geben!“

Nun war's Feuer auf dem Dach, denn die Bäuerin begann nun ihrem Alten in einer Weise den Standpunkt klar zu machen, daß er nach und nach ganz nüchtern wurde und sich erst kleinlaut unter die Decke verkroch, dann aber sich jählings von seinem Lager erhob und ankleidete.

Seine Alte that nun desgleichen, denn mit dem Schlafen war es für diese Nacht doch nichts mehr.

So brach der Morgen an und die sonst so gute „Klumpnerin“, wie sie von den Leuten meist geheißen wurde, greinte und wetterte immer noch und geberdete sich so untröstlich, als wenn ihr mit einemmale ihr Mann ganz untreu geworden wäre. Da riß schließlich auch dem Bauern die Geduld, und den scharfen Worten der Bäuerin folgten nun nicht minder scharfe Erwidernngen ihres Gatten.

Was sie seit ihrer Verheiratung noch nie gethan hatten, das thaten sie nun jetzt, — sie stritten und zankten ganz entseßlich. Die gegenseitige Erbitterung wurde immer größer und als sie ihren Höhepunkt erreicht hatte, erklärte die Bäuerin plötzlich:

„Und jetzt sag' ich Dir nur das eine noch; Weil Du auf einmal als so ein alter Esel noch so ausarten kannst, so geh' ich fort von Dir! Daß Du's weißt!“

„So geh' Deiner Weg!“ rief der Bauer gereizt.

Dann waren sie mit einemmale ganz still geworden.

Klumpinger gieng mit wuchtigen Schritten in der Stube auf und ab und seine „liebe Alte“ hatte sich auf der Bank niedergelassen und hielt das blaue Fürtuch vor das Gesicht.

An der Wand tickte die uralte Pendeluhr schön langsam und bedächtlich; aber diesmal klang es gar nicht so traut und anheimelnd wie sonst, sondern dumpf und traurig, als zürnte sogar das alte Hausmöbel, welches den beiden Leuten so unendlich viel glückliche Stunden geschlagen

hatte, daß diese nun plötzlich so gar des alten schönen Brauches vergessen hatten, sich recht gut miteinander zu vertragen und es nun auch jählings wie so viele andere garstige Leute machten, die sich das Leben statt zu verschönern nur nach Kräften verbittern und wie Hunde und Katzen auf einander sind.

Die Bäuerin kauerte eine Weile auf der Bank und schluchzte leise vor sich hin. Sie erwartete jedenfalls, daß ihr Mann zuguterletzt doch ein gutes Wörtel finden und sie wieder „gut machen“ werde. Aber da wartete sie heute vergebens.

Der Bauer ärgerte sich darüber, daß ihm seine Alte „wegen einer solchen Dummheit“ ein solches Wetter gemacht hatte und ihn nun gar verlassen wollte, und gieng schließlich zur Thür hinaus und zu seiner Ziehtochter in die Küche.

Da gab es aber auch verweinte Augen, denn der guten Seferl wollte der Streit ihrer Zieheltern schier „das Herz abdrücken“. Es schwebte ihr schon eine Bitte auf den Lippen, der Bauer möchte doch wieder gut sein; weil er aber gar so harb dreinschaute, so blieb die Bitte ungesprochen.

Während nun der Bauer in der Küche weilte und endlich etwas Warmes zu sich nahm, dachte die Bäuerin darüber nach, was sie nun eigentlich anfangen sollte. Zu ihrem Manne hatte sie gesagt, sie gehe fort von ihm; aber das glaube er ihr wohl nicht, sonst hätte er gewiß nicht gesagt: „So geh' Deine Weg'!“

„Aber ich werde doch gehen, wenn auch nur scheinhalber, damit er sieht, daß mit mir doch nicht zu spaßen ist!“

Also dachte die Bäuerin, wischte sich rasch die Augen trocken und schritt in das Schlafgemach. Dort breitete sie auf dem Boden ein großes Tuch aus und begann Kleider und Wäsche einzupacken. Als ein Binkel fertig war, machte sie noch einen zweiten und dritten und dachte dabei, was für gewaltige Augen ihr Alter machen werde, wenn er sähe, daß es mit der Auswanderung doch ernst sei!

Dann kleidete sie sich zum Ausgehen an, und als dies geschehen war, nahm sie den größten Binkel auf den Rücken, besprengte sich an der Thüre noch mit Weihwasser und trat ins Vorhaus.

In demselben Augenblicke kam auch ihr Mann aus der Küche und als er seine Alte mit dem Binkel erblickte, da machte er thatsächlich ganz gewaltig große Augen und fragte beklommen:

„Aber was soll denn das heißen?“

„Ich geh' fort!“ sprach die Bäuerin leise aber bestimmt.

Da that der Bauer einen kurzen „Schmauser“ und dann sprach er:

„So, so! Es ist also wirklich Dein Ernst? — Auch gut! Aber das sag' ich Dir: daß Du mir auch alles mitnimmst, was Dein gehört!“

Die Klumpnerin war einen Augenblick ganz starr vor Schreck, dann raffte sie sich jählings auf und wankte mit ihrem Winkel zur Thüre hinaus.

Draußen auf dem Fahrwege blieb sie eine Weile stehen, als hoffte sie, ihr Mann werde sie doch noch zurückrufen; denn ihr war es ja ganz undenkbar, daß er sie wirklich allen Ernstes könne ziehen lassen. Aber er ließ sich nicht blicken, und so blieb der Bäuerin nichts übrig, als entweder fortzugehen oder ins Haus zurückzukehren. Letzteres wäre gewiß das Vernünftigeres gewesen, doch wenn man einmal anfängt, unvernünftig zu sein, dann ist man es gewöhnlich auch ganz gründlich, und so entschloß sich auch die Bäuerin — fürs Weitergehen.

Leicht ist ihr dies gewiß nicht gefallen; weil sie aber wähnte, ihr Mann sei ihr mit einemmale ganz abwendig oder wohl gar untreu geworden, so unterdrückte sie alle Bedenken und schritt nun hastig dem Nachbarhause zu, dessen Besitzer mit ihr weitschichtig verwandt war.

Als die Klumpnerin daselbst eintrat und um vorläufige Unterkunft bat, wähnten die Hausleute natürlich nichts anderes, als daß sie übergeschnappt sei. Als sie sich aber auf einen Stuhl niederließ und bitterlich zu weinen begann und dann kurz erzählte, wieso es so weit gekommen sei, da mußten sie freilich an das schier Unglaubliche glauben.

Sie bemühten sich nun, das arme Weib zu trösten und ihr einzureden, daß ja doch wieder alles gut werden würde; die Klumpnerin aber schüttelte dazu nur traurig das Haupt.

Nach einer Weile erhob sie sich, um auch die übrigen Bündel herbeizuschaffen. Die Hausleute ließen dies jedoch nicht zu, sondern sandten zwei Mägde, welche mit den Sachen der Bäuerin denn auch bald zur Stelle waren.

„Und jetzt muß ich aber doch noch selber hinüber!“ sprach die Klumpnerin plötzlich. „Ich habe ja noch gar nicht alles zusammengepackt, weil ich mir's gar nicht hätte träumen lassen, daß es mit dem Auswandern ernst werden könnte.“

Sie begann wieder zu schluchzen, dann fuhr sie fort:

„Und dann hab' ich ja auch von meinen Leuten noch nicht Abschied genommen! — Mein Gott, mein Gott, daß ich in meinen alten Tagen noch so etwas erleben muß!“

Langsam gieng sie hinüber nach ihrem Heimwesen und schweren Herzens trat sie über die Schwelle, schritt durch das Vorhaus in die Stube und von da in das Schlafzimmer, ohne daß sie jedoch eines Menschen ansichtig wurde.

Sie suchte noch mancherlei Dinge zusammen und vereinigte sie wieder zu einem großen Bündel. Dabei rollten ihr fortwährend die Thränen über die Wangen.



Plötzlich hörte sie schwere Tritte der Thüre sich nähern. So wüchtig trat niemand auf, als der Klumpinger selber. Schnell trocknete sich die Bäuerin ihr thränenfeuchtes Gesicht und machte sich noch ein wenig im Wäschekasten zu schaffen.

Indessen gieng die Thüre auf und der Klumpinger trat, gemächlich sein Pfeifchen rauchend, ins Zimmer. Die Bäuerin hoffte, er werde nun vielleicht doch noch die Hand zum Frieden bieten; aber er that gar nichts dergleichen und blieb stumm wie ein Fisch.

Tief empört hierüber schritt die Bäuerin hastig an ihm vorbei und eilte hinaus in die Küche, um sich von ihrer Ziehtochter zu verabschieden.

Als sie dann wieder ins Zimmer trat, sah sie zu ihrer nicht geringen Überraschung, daß sich ihr Mann auf dem großen Bündel ganz gemüthlich niedergesetzt hatte und dabei sein Pfeifchen mit einer solchen Seelenruhe schmauchte, als ob gar nichts besonderes vorgefallen wäre.

Die Bäuerin griff ein wenig zaghaft nach ihrem Bündel, aber ihr Mann blieb ruhig auf demselben sitzen.

„Was hochst denn da, Du alter Lotter?“ rief sie nun ärgerlich. „Steh wenigstens auf, daß ich meinen Winkel forttragen kann!“

Der Bauer that einen langen Zug aus seiner Pfeife, blies den Rauch schön langsam vor sich hin und sagte dann in nichts weniger als ungemüthlichem Tone:

„Du Alte, jetzt pass' einmal auf, was ich Dir erzählen werd'!“

Es folgte wieder ein langer Zug aus der Pfeife, dann eine mächtige Rauchwolke und endlich auch folgendes bekannte Geschichtlein:

„Da ist einmal ein deutscher Kaiser gewesen, der hat der Stadt Weinsberg mit seinen Kriegsleuten so hart zugesetzt, daß sich die Stadt nicht mehr hat halten können. Den Stadtweibern hat er erlaubt, hinzugehen, wo der Pfeffer wächst, aber mit den Männern hat er wollen streng ins Gericht gehen. Da sind die Weiber von der ganzen Stadt zu ihm gekommen und haben ihn gebeten, er möchte ihnen doch wenigstens erlauben, daß eine jede das, was sie am liebsten hat, mitnehmen dürfe. Der Kaiser hat das richtig zugestanden und so sind denn die Weiber ganz seelenvergnügt in die Stadt zurück. Und am nächsten Morgen, wie der Thormächter das Thor aufmacht, da sind die Weiber in großen Scharen dahergekommen und haben ihr Liebstes mitgebracht! Und was meinst Du, was das gewesen ist?“

„Wie kann ich denn das wissen?“ sprach die Bäuerin nicht gerade unfreundlich.

„Om, eigentlich solltest Du Dir das schon denken können! Aber weil Du es nicht weißt, so muß ich es Dir schon sagen. Also hör', — ein jedes Weibel hat ihren Mann auf dem Buckel dahergeschleppt.“

„Da haben sie eigentlich auch ganz recht gehabt! Aber jetzt möcht' ich wissen, warum Du mir just dieses Geschichtel erzählst hast?“

„Warum? Hm, schau, meine liebe Alte! Den Weibern von Weinsberg sind ihre Männer das Liebste gewesen, und sie haben alles andere im Stiche gelassen und nur ihre Mannerln mitgenommen. Du aber hast heut' da allerhand Graffel und Zottwerch zusammengepackt und fortgetragen und hättest es meinertreu zuwege gebracht, mich zurückzulassen. Aber schau, wie Du heute mit dem ersten Binkel davon bist, da hab' ich Dir noch zugerufen, daß Du alles mitnehmen mußt, was Dein gehört, und weil ich halt der Meinung bin, daß ich auch noch Dein gehör', so wird Dir nichts anderes übrig bleiben, als daß Du auch mich mitnimmst, das heißt, wenn Du schon durchaus fort willst!“

Über das giengen der Bäuerin die Augen über und ganz glücklich flüsterte sie:

„Du lieber guter Alter, jetzt geh' ich nicht mehr fort und gelt, jetzt bist Du auch nicht mehr harb auf mich. Ich war heut' halt so viel ‚unbesinnt‘ in meinen Reden, und wie Du mir das von der Annamirl erzählst hast, ist's mir gleich gewesen, als treffert mich der Schlag, weil ich vermeint hab' Du wärst mir am End' gar untreu geworden.“

„Geh Du Narrisch!“ rief der Bauer lachend. „Als so ein alter Kracher macht man keine solchen Dummheiten mehr. Und übrigens, wenn Du willst, geb' ich der Annamirl ihr Bussel auch wieder zurück!“

„Na, na, jetzt behalt es nur!“ sprach die Bäuerin mit bitterfüßigem Lächeln. „Und gelt, ein anderesmal thust nicht mehr so viel trinken und so lang' ausbleiben?“

„Na, ich hoff', es wird so leicht nicht wieder geschehen; es führt obnehin zu nichts Gutem! Und jetzt, meine liebe Alte, will ich Dir helfen, Deine Binkel wieder zurücktragen!“

Dabei ist es nun gar lustig hergegangen.

Der Bauer trug unter jedem Arme ein Bündel und machte solche Schnurren und Spässe, daß die Bäuerin einmal sogar vor lauter Lachen ihren großen Binkel fallen ließ. Auf halbem Wege kam ihr auch schon die Ziehtochter entgegen, nahm ihr ihre Last ab und lachte ebenfalls aus vollem Herzen.

Und als dann der Bauer und die Bäuerin wieder allein in ihrem Schlafgemache waren, da sagte ersterer schmunzelnd:

„So, jetzt hätten wir halt unsere sieben Zwetschen wieder beisammen, und jetzt wissen wir auch, wie der eheliche Unfrieden thut. Er ist durchaus nicht nach meinem Geschmack. Drum sag' ich halt alleweil: Nur schön in Frieden leben und — nur gemüthlich!“

## Gedichte.

Von Friedrich Marx.

## Der Dinge Kern.

Vermählt die Alpe sich dem Meer?  
 Denn bräutlich wehlt's darüber her!  
 Der Gemse Pfiff, des Adlers Schrei  
 Lockt auch die Möwe schon herbei,  
 Wo sich im See, der unten blaut,  
 Der Alpen Majestät beschaut,  
 Die Rigenschar am Wasserfall,  
 Geheimes Leben überall.  
 Ein Schimmer fliegt vom Meeresstrand  
 Hinauf zur Dolomitenwand,  
 Ein Silberschleier hüllt Gestein,  
 Den Wald, die grünen Matten ein.  
 Dort bricht aus blauem Gletscherthor  
 Im weißen Gischt der Strom hervor,  
 Wie rings die Welt, in Glanz getaucht,  
 Den Kräuterduft zum Himmel haucht,  
 Die Einsamkeit der Kämme licht  
 Laminendonner unterbricht:  
 Zur Alpe klimmt herauf ein selig Paar  
 Und macht den schönsten Traum der Mensch-  
 heit wahr.

Was uns seit Unbeginn entzweit,  
 Gesühnt ist der uralte Streit,  
 Wenn Jugend Glück ist, den Genuss  
 Die Liebe schlägt vor Überdruß;  
 Ein Aug', das um Erhöhung fleht,  
 So fromm uns dünkt, wie ein Gebet,  
 Ein Kuss, der flammend uns vereint,  
 Als schönstes Loblied uns erscheint,  
 Das für der Wonne Übermaß  
 Dem Schöpfer dankt ohn' Unterlass.  
 Ein Paar, das Brust an Brust geschmiegt,  
 Sich selig in den Armen liegt,  
 Fürs Leben innigtreu gefest,  
 Ist's nicht die Perle dieser Welt,  
 Die Blüte nicht des Menschenthums,  
 Die Krone nicht des Schöpferruhms,  
 Ist's nicht im Weltenraum, von Stern  
 zu Stern,  
 Der Dinge Ziel, der Schöpfung süßer  
 Kern? —

## Erkenn' den Geist . . .

Erkenn' den Geist, der in uns lebt,  
 Aus Beiden ineinander strebt,  
 Bis er zur Flamme schön vereint  
 Der Welt mit Licht und Wärme scheint,  
 Nach Sturmesdrang die sel'ge Ruh,  
 Denn Du bist ich, und ich bin Du! —

## Glockenruf.

Ein Märchen ist's und ein Gedicht,  
 Das laut und leiser zu Dir spricht,  
 Im Tageslärm, in stiller Nacht,  
 Mit Silberglöckleins Ton erwacht,  
 Wie eine Saite in Dir schwingt  
 Und Dich mit süßem Leid bezwingt.  
 Du horchst umher in Flur und Haus,  
 Du lauschest in die Welt hinaus,  
 Woher mit siegender Gewalt  
 Der Silberglode Stimme schallt?  
 O nicht auf Fluren, nicht im Hain,  
 Das Glöcklein klingt im Herzen Dein,  
 Die Sehnsucht ist's, der Liebe Drang,  
 Die Dir im Innern wird zum Klang,  
 Dein ganzes Wesen süß durchbebt,  
 Wie Lerchenfang zum Himmel schwebt.

Erst wenn der theure Mann Dich grüßt  
 Und Dich auf Mund und Auge küßt,  
 Wenn Du an seinem Halse hängst,  
 Den Busen ihm entgegendrängst,  
 Wenn rings die ganze Welt Euch schweigt,  
 Der Himmel zu Euch niedersteigt:  
 Berklingt Euch leise wie ein Hauch  
 Des Silberglöckleins Stimme auch.  
 Doch wenn der Trennung Schmerz erwacht,  
 Wie Blut, vom Windeshauch entfacht,  
 Dein holdes Aug' in Thränen schwimmt,  
 Die Sehnsucht Euch gefangen nimmt:  
 Ertönt mit herbem, lautem Schall  
 Der Silberglode Ruf durchs All,  
 Der erst im Land, wo niemand wirbt,  
 Im Schattenreiche, mit Euch stirbt.

**Semper idem!**

Andre Lippen werden küssen,  
 Wenn auch wir einst sterben müssen,  
 Und aus andren Augen leuchten  
 Wird der Liebe heißer Strahl;  
 Andre Menschen werden singen,  
 Ihren Göttern Opfer bringen,  
 Und mit Traubenblut besuchten  
 Sich des Lebens ledres Mahl.

Doch in Formen auserlesen  
 Ist es stets dasselbe Wesen,  
 Das mit lieblichstem Betrüge  
 Auch in unsren Adern kreist,  
 Als des Todes Überwinder!  
 Und des Einzelwahns der Kinder  
 Lächelt still der alte, kluge  
 Demiurg, der Erdengeist!

**Die Blüteninsel.<sup>1)</sup>**

Wenn herbſtlich schon die Fluren,  
 Und mild' des Flüßchens Lauf,  
 Da steigt aus feinen Fluten  
 Die Blüteninsel auf.

Es ist der Traum des Frühlings,  
 Den sie im Schoß gehegt,  
 Um den sie noch in Liebe  
 Die Arme sterbend legt.

Mit zarten weißen Blüten,  
 So schwimmt im Wasser kühl,  
 Gleich einem Beet von Myrthen,  
 Der Nymphe Hochzeitspühl.

So steigt, bevor zu Ende  
 Des Erdenpilgers Lauf,  
 Der Traum des Glücks, der Liebe,  
 Aus Menschenherzen auf.

<sup>1)</sup> Die von der weißen Flußranunkel gebildeten, im Herbst über den Wasserspiegel emporsteigenden Blüteninseln.

**Wie dank' ich Dir?**

Die Brust erfüllt von Deinem holden Wesen,  
 Von Deiner Anmuth blumengleicher Bier,  
 Als Augentrost von Gott für uns erlesen, —  
 Wie dank' ich Dir?

Wie man der Sonne danken mag, den Sternen,  
 Die uns ins Herz, ins dunkle Erdenthal,  
 Hernieder leuchten aus den Weltenfernem  
 Mit ihrem Strahl!

Wie man für Duft und Schimmer nur der Blume,  
 Dem Frühling dankt in seinem Rosenlicht,  
 Dem Schöpfer in des Tempels Heiligthume, —  
 Ich weiß es nicht!

## Allerlei Heiteres aus Italien.

Von Josef Widner.

### I.

#### Ein lustiges Trauerspiel zur See.

So brachte mich denn in den letzten Märztagen 1901 eines der schnellfüßigsten „Dampfkröser“ der Südbahn über den Semmering und durch die noch wenig grüne Steiermark und über den unwirklichen Karst nach Fiume und ein Schaukelpferd, von dem ich bald herabgefallen wäre, gar ins Welschland.

Noch lag der Semmering, zu dessen Höhe sich die Bahn in kühnen Schlangen emporwand, noch lag der Karst im Schnee, und in St. Peter, wo sich die Wege nach Triest und Fiume scheiden und ein langer Aufenthalt zu einem kleinen Spaziergange verlockte, drang mir der Frost, der den Brunnenröhren Eiszapfenbärte angezaubert hatte, beinahe in die Seele hinein. Umso überraschender war daher der Anblick der blühenden Marillen, Datteln und Schlehcn, da wir von der Höhe von Mattuglie eilfertig dem tiefer liegenden Meere zustrebten und unsere eingeschlafenen Glieder in der Hafenstadt Ungarns zu gesunder Bewegung erwecken konnten. Es war ein wunderherrlicher 1. April, als ich um 7 Uhr früh den Dampfer „Daniel“ bestieg, um den Quarnero und hierauf die offene Adria zu durchqueren. Wie es sich für den närrischen Tag geziemte, war alles in fröhlichster Stimmung: Der blaue Himmel lachte, die über dem Karste sich hebende Sonne lachte und die Reisenden, die die Ostertage in Rom zu verbringen gedachten, lachten auch —

„Reisefreuden wähnend wie des Einschiffsmorgens.“

Bald war Abbazia, diese herrliche Oase, die durch unendliche Kunst dem öden Berghange abgerungen wurde, in Sicht. Noch hatte der Monte Maggiore griesgrämig seine Schneehaube über die Ohren gezogen, am Strande aber hatte Junker Lenz bereits die Herrschaft angetreten und die schwellenden Knospen geöffnet, und nun rückte er dem Riesen, Schritt für Schritt aufwärts dringend, immer mehr zu Leibe — ein Gegensatz, der dem nordischen Reisenden ganz besonders auffallen mußte.

Der „Daniel“, zweifellos ein galanter Herr, hemmte, obschon hier nach dem Fahrplane eine Landung nicht vorgesehen war, plötzlich seinen Lauf, um noch zwei Damen an Bord zu nehmen, die sich in zwei Booten näherten.

In einem Boote saß, in Sammt und Seide gehüllt, die stattliche Herrin, in dem andern, von einem Duzend riesiger Koffer beinahe erdrückt, die Kammerjungfer. Offenbar kostete es der Gnädigen, die ja mit ihrer Dienerin nicht einmal in demselben Rahne sitzen wollte, — ungeheure Überwindung, sich von den schmutzigen Matrosen berühren und die Falltreppe hinauf bugfieren zu lassen; dies war von den ungnädig zusammengekniffenen Zügen der Dame, sicherlich einer Fürstin Pampsti, deutlich abzulesen.

Sie verschwand denn auch, den Reisenden ihre holde Gegenwart entziehend, bald im Luxus-Salon, indes das schweigsame Mädchen die Aufstellung der Koffer überwachte und sich dann auf offenem Berdecke bescheidenlich auf eine Bank setzte und mit jener Angstlichkeit, die eine erstmalige Seefahrt hervorrufen, scheue Blicke auf den gewaltigen Wasserspiegel warf, den der „Daniel“ kraftvoll durchfurchte.

So gelangten wir, der ruhigen See uns freuend und mit dem annähernden Glas die einsamen Fischerdörfer des Festlandes, vor allem das malerische Lovrano und später die in einer Thalspalte sichtbaren Reste einer Raubburg der Frangipani absuchend, zum Cap Promontore, der Südspitze Istriens, dessen Leuchtturm Delphine umspielten.

Solch ein Thier war mir bisher nur aus Pokornys Lehrbuch der Naturgeschichte und aus Schlegels schönem Gedicht „Arion“ bekannt. In dem erwähnten Gedichte war das Thier außerordentlich menschenfreundlich; den Sänger nahm es sogar auf den Rücken und trug ihn ans sichere Land. Trotzdem hatte ich nicht die geringste Lust, mich zur Weiterfahrt dieses Seepferdes zu bedienen; denn die Thiere, die unser Schiff umtanzten, hüpfen mir zu sehr, ja sie überschlugen sich in wohligen Muthwillen und, was für mich als einen Nichtschwimmer noch verhängnisvoller geworden wäre, sie tauchten. . . . . Ich mag schon das ungesalzene Wasser nicht recht leiden, viel weniger also das gesalzene.

Wie wir ins offene Meer stachen, da wurde die Geschichte auf einmal recht bedenklich! Die See gieng hoch — soweit selbst der durchs Fernrohr verstärkte Blick reichte, Welle auf Welle, Woge auf Woge, alle mit weißen Kämme, und nun bildete sich der „Daniel“ auf einmal ein, er sei auch ein Delphin und müsse auch so muthwillige Sprünge machen. Er hub an, zu schaukeln, von links nach rechts — von rechts nach links, von vorne nach hinten — von hinten nach vorne, und das Lustwandeln auf dem Berdecke fand ein jähes Ende.

Zuerst erregte die muntere Beweglichkeit des Schiffes allgemeines Gelächter, wie denn auch die lieben Kinder jubeln, wenn die Schaukel sich hebt und senkt. Leute, die sich ihr Lebtag nie gesehen hatten, fielen sich, von einem unerklärlichen Freundschaftsgeföhle erfaßt, plötzlich in die

Arme; da und dort lag einer am Boden und rollte mit der sich senkenden Decke bis zur Brüstung — es war ein Hauptspass!

Nur die Schiffsmannschaft trotzte dem Sturme und stand oder schritt mit gespreizten Beinen sicher auf dem beweglichen Boden, und der Oberkellner flog in geschäftiger Eile zum letzten Reisenden, um ihn zu einem guten Mittagmahle oder, wie sich's bald herausstellte, wenigstens zur Bezahlung desselben zu verpflichten.

Aber allmählich ward es stiller. — Von den Lippen verschwand das Lachen! Die einen suchten, sich an allen Geländern, Stangen und Wänden haltend, in den Salon oder ins Bett zu gelangen; andere kauerten sich hinter einer vor dem Winde geschützten Wand auf eine Bank, schlossen die Augen und ergaben sich in ihr Geschick; nur wenige versuchten mit sehr zweifelhaftem Erfolge, es den Matrosen gleich zu thun und eigensinnig ihren Standpunkt zu behaupten oder gar, das Ziel mit kluger Berechnung ins Auge fassend, in einem günstigen Momente, wenn das Schiff gerade den todten Punkt erreicht hatte, von einer Bank zur andern zu turnen.

Ich tappte mich, um den Einfluß des Sturmes auf Menschen — magen zu beobachten, an der Brüstung rings um das Schiff und mit etlichen Sprüngen in die Salons und Kajüten.

Das erste Opfer, das Neptun forderte, war die unschuldige Kammerjungfer. Sie lag, ein Häufel Elend, zwischen einer Hühnersteige und einer Taurolle wie eingeklemmt auf dem Boden und gab dem Meergotte, was er gebieterisch heischte.

Und . . . . im Luxusalon drinnen, auf schwellendem Samtpfuhle, da lag die Fürstin Pampsti, in ihrer Würde abermals ohne dienstbaren Geist, der ihr das kranke Haupt über die schön geblühte Porzellanpfale gehalten hätte.

Da ich mich noch ziemlich wohl fühlte, hub ich an zu reimen:

„Sei einer arm oder reich,  
Vor der Seekrankheit sind alle gleich;  
Nur wer gar nichts hat im Magen,  
Kann die Geschichte zur Noth ertragen.“

Und zum Capitäne, der eben seinen Rundgang machte und dem Sturm seine Schmalseite zutehrte, sagte ich:

„Warum nannten Sie das Schiff ‚Daniel‘? Nennen Sie es doch ‚Jeremias‘!“

„Ja weshalb denn?“

Weil sich's erfüllt, was in der Schrift steht: *Incipit lamentatio Jeremiae prophetae!*“

Der Mann lachte und schaute mich bedeutungsvoll an . . . wollte er mir vielleicht auch etwas prophezeihen?

Indes nahm das Unheil seinen Lauf.

Ein wunderdickes Ehepaar aus Budapest lehnte in trauter Umarmung an einer Kajütenwand und . . . beschenkte sich gegenseitig.

„Gát“, sagte der gemüthliche Ungar, indem er sich mit der Rechten den Mund wischte, „das is Schwainerei — ich fohr nie mehr auf Adria!“

Viele Herren klammerten sich ängstlich an die Brüstung und beugten sich in Verehrung vor Neptuns Macht tief gegen die empörten Wogen.

Der galante Schiffscassier geleitete bald diese bald jene Dame zum Rande und hielt in rühriger Sorgsamkeit die niedlichen Köpfschen, bis es den armen Wesen leichter ums Herz wurde und sie, vom wackeren Manne gestützt, wieder zu ihrem Fauteuil zurückwankten, wo sie nun mit geschlossenen Augen völlig Leichnamen glichen, nur daß sich die freideweissen Lippen hie und da zu einem schweren Seufzer öffneten.

Etliche Universitäts-Studenten wagten es, auf ihre in den Aneipen erprobte Widerstandskraft pochend, des Beherrschers der Wogen zu spotten. Sie ließen sich vom Kellner, der seines Amtes in geradezu bewunderungswürdiger Weise waltete, die Cognacgläser füllen und tranken auf das Wohl des grimmen Wogenbeutlers und waren höchlich überrascht, als der Magen sich plötzlich empörte und dem Alkohol die Freundschaft auf sagte.

Ein alter Herr hieng mit schlaffen Gliedern, völlig einem mit Sägespänen gefüllten Hampelmannen gleichend, über eine Bank hin.

Das Werk hatte er bereits etwa 20 Male vollbracht — nun vermochte er keinen Finger mehr zu rühren, nur die Zunge bewegte sich noch ein wenig und klagte:

„Lieber Herrgott, das nennt man ein Vergnügen! Das gelobe ich, wenn das Meer nicht alles von mir fordert, was in meiner Haut steckt, mein Lebtag betrete ich kein Schiff mehr und mein Lebtag esse ich keinen Bissen mehr!“

Und mitten in diesem Glende, da manche zu sterben meinten, andere sogar zu sterben wünschten, ertönte die Glocke, und der verfl. . . . Cameriere lud seine Gäste zum Mahle ein: es wurde eben aufgetragen . . . sechs Gänge . . . lauter auserlesene Speisen.

Ein junger, in gesunden Tagen äußerst kräftiger und bei solchen Gelegenheiten sicher auch leistungsfähiger Mann vermochte noch hinter dem Bösewichte seine Fäuste zu ballen:

„Erwürgen“, rief er, „könnt' ich den welschen Hund — jetzt muß ich drei Kronen blechen und kann nicht einmal einen Löffel Suppe hinunterbringen!“



Von der aus etwa 80 Personen bestehenden Reisegesellschaft waren drei aufnahmefähig, und die verschwanden denn auch in der Thüre des Deckjalons und giengen oder purzelten in den Speiseraum, wo die Gläser aufgehängt waren und aneinander klirrten und jeder seinen Teller halten mußte, daß er nicht zu Boden rutschte. Die übrigen . . . hatten keine Lust, mit einem Siebe Wasser zu holen und also sich einer völlig vergeblichen Arbeit zu unterziehen.

Und der schlaue Wirt, der ohnedies nur für wenige gekocht hatte, lachte auch.

Glaube der Leser ja nicht, daß ich mich dem, was hier als Menschenschicksal erschien, entzogen habe! Anfangs allerdings wiegte ich mich im Gefühle der Sicherheit . . . . hatte ich ja schon vor Jahren eine ebenfalls stürmische Seefahrt ohne besondere Beschwerden mitgemacht; ja, als das Ungeheuerliche sich bereits dem Höhepunkte näherte und die Matrosen mit ihren Wasserkübeln und Scheuerlappen alle Hände voll zu thun hatten, dem armen Schiffe das Gesicht zu waschen, zündete ich mir noch ein Pfeiflein an . . . das und vielleicht eben so sehr der Anblick aller der unpoetischen Ergüsse rings um mich war König Ottokars Unglück und Ende, und so hieß es auch von mir für etliche Stunden:

„Er ward nicht mehr gesehen.“

Das mag mir der Leser aufs Wort glauben . . . . wer in so einem lustigen Trauerspiele oder traurigen Lustspiele nicht selber mitgethan, der hat keine Idee, wie elend, wie erbärmlich einem um Herz und Magen ist. Mit der physischen schwindet auch die moralische Kraft dahin. Man empfindet Stel an allem, was immer es auf der Welt geben kann, man würde sich gar nicht entsetzen, wenn man sterben müßte. — Erst wenn der Magen alles, aber auch gar alles gegeben, und Neptun alles, aber auch gar alles genommen hat, dann überkommt den Leidenden, der mit gelösten Gliedern daliegt oder in einem Winkel kauert, ein eigenes Wohlgefühl. — Vielleicht ist es beim Sterbenden auch so, wenn die letzte Kraft gebrochen ist und die Seele hinüber dämmert.

Indes sich alle die Greuel der Verwüstung zutrugten, setzte das Schiff seinen Lauf längs der Inseln Cherso und Lussin fort und vergönnte nun dem, der überhaupt noch sehen konnte, durch etwa vier Stunden den Anblick des unbegrenzten Meeres. Dann legte sich der Sturm, der „Daniel“ stellte das unheimliche Schaukeln ein, die Reisenden krabbelten einer nach dem anderen mit fahlen Mumien Gesichtern aus dem Schiffsbauche oder von den Bänken und Streckesseln und witterten mit einem Aufleuchten der Augen Landluft.

Ein langer Streifen, grauweiß, hob sich sachte vom blaugrünen Meere ab, gelbliche Felspartien stiegen aus der Flut, Ancona, die male-

rische, in Terrassen ansteigende Stadt, die vom Dome und der Festung beherrscht wird, öffnete uns den geräumigen Hafen und weckte die Lebensgeister und damit das Verlangen, nur ja recht schnell dem Meere, das ja leider keine Balken hat, zu entinnen und wieder mit sicherem Fuße die feste Erde zu treten.

„Ich bitte“, sagte ich, mich verabschiedend, zum Capitäne, das mit dem Jeremias ist viel zu zahm; taufen Sie Ihr Schiff lieber St. Ulrich!“

So waren wir denn, Gott sei gedankt, wieder auf dem Boden, der einstweilen, solange nämlich die feuerspeienden Berge nichts dagegen einzuwenden hatten, nicht wankte!

Urkömisch war es aber doch zu sehen, wie die Reisenden, da sie auf dem Hafendamme dahin giengen, allweil noch die Füße spreizten und hie und da wie Taumelnde eine Hand gegen eine Mauer reckten; erst allmählich erwachte wieder das Gefühl der Sicherheit und damit ward auch der Gang wieder aufrecht und gerade, wie eben nur der königliche Mensch zu gehen vermag.

Echt italienisches Proletariat in genügender Menge, italienische Zudringlichkeit, italienisches Geschrei, italienische Esel, italienische Prellerei und andere schöne Dinge empfingen uns; doch ich schlug mich durch und fand nach schweren Kämpfen im Albergo della Pace, im Gasthause „zum Frieden“, gut Gelass.

Ein Abendspaziergang auf dem Corso Vittorio Emanuele brachte mich vollends wieder ins Gleichgewicht, und wie ich in die Trattoria di leone, auf gut deutsch in die Restauration „zum Löwen“ trat, saß da zu meinem Staunen der Mann, der gelobt hatte, nie mehr ein Schiff zu besteigen und nie mehr einen Bissen zu essen, bei einer Schüssel voll arrosto di vitello, einer Art Kalbsbraten, und hieb so tapfer ein, daß auch mir die Gs Lust wieder kam und so das Trauerspiel ein lustiges Ende nahm.

Möge mir der empfindliche Leser verzeihen, daß ich mir in der Schilderung der Seekrankheit die modernen Realisten zum Muster genommen habe! Ganz zu erreichen vermag ich sie leider nicht, und ich bekenne in Demuth meine Unfähigkeit.

Erst wenn ein Leser . . . auch den heiligen Ulrich anrufen müßte und so die Seekrankheit zu Lande bekäme, hätte ich Ursache zu triumphieren.

## Vertrauliches über Leo XIII.

**I**m Hinblick auf das Festjahr haben italienische Blätter über eine Reihe von Einzelheiten aus dem Leben und den Gewohnheiten Leos berichtet, die bisher wenig bekannt geworden sind.

Als Nuntius in Brüssel — er war damals erst 33 Jahre alt — zeigte er sich den schwierigsten diplomatischen Verhandlungen gewachsen, kein noch so unerwarteter Zwischenfall vermochte ihn aus der Fassung zu bringen. Er vereinigte in jeder Lage die unerschütterlichste Ruhe mit weltmännischem *savoir-vivre*. Dafür ein Beispiel. Der Graf von Baillet hatte ihn zu einem diplomatischen Diner eingeladen. Als er abends seine Equipage wieder besteigen wollte, rempelte ihn ein Mann aus dem Volke in größter Weise an und überhäufte ihn mit den gewöhnlichsten Beschimpfungen. Die Dienerschaft bemächtigte sich des Beleidigers und ohne das prompte Dazwischenkommen des Prälaten wäre es ihm übel ergangen. Graf Pecci (auf diesen Titel hatte er immer gehalten) befahl, den Mann freizulassen, rief ihn zu sich und sagte: „Warum denn so grob zu mir? Keiner meint es besser mit Ihnen als ich! Sollten Sie etwas brauchen, kommen Sie nur zu mir!“ Sprach's, drückte ihm einen Thaler in die Hand, bestieg seinen Wagen und fuhr davon. Kurze Zeit darauf ließ sich derselbe Mann thatsächlich bei dem Nuntius melden und leistete mit bewegten Worten Abbitte. Dann wurden seine Besuche immer häufiger, bis Graf Pecci ihm die Stelle eines Kammerdieners antrug, die er dankbar annahm.

Als Gioacchino Pecci im Jahre 1846 der schwierige Posten eines Erzbischofs von Perugia anvertraut wurde, empfand König Leopold I. von Belgien die Trennung so schmerzlich, daß er dem scheidenden Nuntius folgendes Autograph als Begleitschreiben mit nach Rom gab: „Ich kann nicht umhin, den Erzbischof Pecci dem ganz besonderen Wohlwollen Eurer Heiligkeit zu empfehlen; er verdient es in jeder Hinsicht, selten habe ich in der Ausführung übernommener Pflichten größere Selbstverleugnung, selten lauterere Absichten, selten eine loyalere Handlungsweise wahrgenommen. Sein Aufenthalt in Belgien ist ihm von größtem Nutzen gewesen und wird ihn in den Stand setzen, Eurer Heiligkeit umso besser zu dienen. Ich bitte Eure Heiligkeit, sich von ihm einen eingehenden Bericht über seine Eindrücke und die Verhältnisse in Belgien erstatten zu lassen. Er urtheilt über alles mit der größten Zuverlässigkeit und ich bitte Eure Heiligkeit, ihm unbeschränktes Vertrauen

zu schenken.“ — Das Schreiben Leopolds I. stellt er Ende Mai 1846 Gregor XVI. zu und am 2. Juni brachte man diesen schon zur letzten Ruhe. Sein Nachfolger, Pius IX., antwortete Leopold I.: „Das so freundliche Zeugnis, das Ew. Majestät dem Erzbischof Pecci ausstellen, gereicht diesem Prälaten zur größten Ehre und er wird seinerzeit die wohlthtuenden Folgen der so gnädigen Verwendung Ew. Majestät ebenso sicher genießen, als ob er als Nuntius bei Eurer Majestät geblieben wäre.“ Aber Pius IX. stand schon ganz unter dem Einflusse des Cardinals Antonelli. Dieser konnte seinen engeren Landsmann Pecci, in dem er wahrscheinlich einen gefährlichen Nebenbuhler fürchtete, nicht leiden, und so erhielt der Erzbischof Pecci erst 1853 den rothen Cardinalshut.

Folgende Anekdote zeugt am besten für den Geist, in welchem er die Thätigkeit eines Seelenhirten auffasste. Er hatte erfahren, daß der jugendliche Pfarrer eines Gebirgsnestes nur am Sonntag die Messe selbst las, die ganze Woche aber sich im Gebirge auf der Jagd herumtrieb, während ihn zu Hause ein altersschwacher Colleague so gut wie es gieng vertrat. Eines schönen Tages erschien der Erzbischof in aller Herrgottsfrühe in dem weltentrückten Gotteshause, gerade als der alte Geistliche sich anschickte, die Messe zu lesen, und bat ihn, dies ihm zu überlassen. Als der Pfarrer heimkam, war es ihm nach der Beschreibung des fremden Geistlichen sofort klar, daß dieser kein Geringerer als der Erzbischof gewesen war. Ohne zu zögern, begab er sich zu ihm, sank vor ihm auf die Knie und bat ihn um Verzeihung. „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, lieber Bruder“, antwortete ihm väterlich sein Vorgesetzter, „wenn Sie sich aber wieder entfernen wollen, benachrichtigen Sie wenigstens mich, damit ich Sie vertreten kann!“

Am Schlusse seiner irdischen Laufbahn ließ Pius IX., nunmehr frei von dem Einflusse Antonellis, Gioacchino Pecci Gerechtigkeit widerfahren. Er ernannte ihn zum Cardinal Camerlengo und nöthigte ihn dadurch, nach 31 Jahren seinen Aufenthalt von Perugia nach Rom zu verlegen, um im Falle seines Hinscheidens unverzüglich die Regierung des Vaticans und die Führung des Conclaves übernehmen zu können.

Als im Conclave bei der zweiten Abstimmung statt 19, wie in der ersten, 29 Stimmen auf seinen Namen fielen, wurde der Cardinal Pecci von größter Seelenunruhe befallen. „Ich kann nicht anders“, sagte er zu dem Cardinal Bartolini, dem Haupturheber seiner Wahl, „ich fühle ein unüberwindliches Bedürfnis, dem heiligen Collegium zu erklären, daß es einen Fehler begeht. Man hält mich für einen Weisen, für einen Gelehrten, und ich bin es nicht; man muthet mir die Eigenschaften eines guten Papstes zu und ich habe sie nicht! Dies ist es, was ich den Cardinälen sagen muß!“

„Was das Können Eurer Eminenz anbetrifft“, antwortete Bartolini ernst, „so kommt es nicht Ihnen, sondern uns zu, hierüber zu urtheilen. Was die Eigenschaften anbetrifft, deren ein guter Papst bedarf, so kennt sie Gott — lassen Sie uns auf ihn vertrauen!“

Der erste Brief des neuermählten Papstes war an seine Familie gerichtet und lautete:

Vatican, 20. Februar 1878.

Liebe Brüder!

Hiedurch theile ich Euch mit, daß bei der heutigen Abstimmung das heilige Collegium meine unwürdige Person auf den Thron Petri erhoben hat. Mein erster Brief ist dieser an die Familie; ich erflehe für sie von Gott jedes denkbare Glück und ertheile ihr voller Liebe den apostolischen Segen. Betet nur viel zu Gott für mich.

Leo P. P. XIII.

Aus dem Privatleben des Papstes das Folgende:

Bis vor ein paar Jahren stand Leo XIII. ohne Unterschied der Jahreszeiten um 6 Uhr auf. Sein treuer Kammerherr Centra, den er von ihrem gemeinsamen Geburtsorte Carpineto schon nach Brüssel mitnahm, pflegte ihn durch Klopfen an der Thür zu wecken, trat ein, riß die Fenster auf und entfernte sich wieder. Wenn nicht Krankheit ihn hinderte, vollzog der Papst seine Toilette ohne jeden Beistand; niemand darf seine Zimmer betreten, bevor er klingelt. Um sieben liest der heilige Vater die Messe unter dem Beistande zweier seiner Capläne, deren Zahl sechs beträgt. Dann wohnt er einer zweiten Messe bei, die von einem seiner Capläne (diese dienen ihm auch als Secretäre) gelesen wird. Nach den zwei täglichen Messen nimmt Leo sein Frühstück — Milchkaffee — zu sich, dann kommen die Audienzen an die Reihe; zuerst der Staatssecretär, der ihm sowohl die am Tage vorher eingelaufenen Schriftstücke, sowie diejenigen zur Unterschrift vorlegt, die am selben Tage erledigt werden müssen. Diese Audienz, die über eine Stunde dauert, fällt Dienstags und Freitags aus; an diesen Tagen empfängt Leo XIII. das diplomatische Corps. Die zweite Audienz gilt den Cardinälen, den Leitern der „Congregazioni“ (so heißen die vaticanischen Ministerien), den Generälen der religiösen Orden. Ist das Wetter schön, dann unterbricht Leo XIII. auf eine halbe Stunde die Audienzen, um etwas frische Luft in den vaticanischen Gärten zu schöpfen. Das Mittagessen wird nach altem Brauch um 1 Uhr serviert — Suppe, überwiegend die nationale Nudelsuppe, Braten und Gemüse, Obst, dazu ein Schluck alten, möglichst alkoholfreien Bordeaux — und das ist alles. Im allgemeinen liest der Papst während des Mittagmahls die Zeitungen. Die vaticanische Etikette gestattet nicht, daß irgend ein Sterblicher an demselben Tische mit ihm speist. Will Leo XIII. einem römischen Prinzen

oder irgend einer anderen Persönlichkeit eine besondere Auszeichnung zu theil werden lassen, dann ladet er den Betreffenden zum Frühstück — Milchkaffee! — ein; dies darf jedoch nicht geschehen, wenn der Gast der von dem Papste vorher gelese- nen Messe nicht beigewohnt und aus dessen Händen das Abendmahl empfangen hat. Bei solchen Gelegenheiten wird für den Gast ein kleiner Tisch neben den Leos XIII. gestellt. Früher leistete dem heiligen Vater während des Hauptmahles dessen Bruder, der Cardinal Pecci, Gesellschaft, aber mit dessen, von dem Überlebenden so tief empfundenen Hinscheiden hörte auch diese so wohlthunende Zerstreung auf. Nach Tische ruht der Papst eine Stunde auf einem Armsessel, unternimmt dann, wenn das Wetter es zulässt, einen zweiten Spaziergang oder auch eine Wagenfahrt in den vaticanischen Gärten, wo er überhaupt mit immer größerem Behagen weilt. Die fahrbare Allee mißt ungefähr eineinhalb Kilometer. Der Hauptgärtner, der die Kompetenz Leos XIII. in Bezug auf Blumenzucht in empfindlicher Weise kennen lernen mußte, überreicht ihm jedesmal ein Sträußchen, an dem er sich während des ganzen Spazierganges erfreut; bis vor kurzem pflegte Leo in seiner Leidenschaft für diese duftigen Geschöpfe das Sträußchen eigenhändig zu vergrößern. Begleitet wird er auf diesen Spaziergängen von einem seiner camerieri segreti — er hat deren über 600! — und von dem diensthabenden Officier seiner Leibgarde — *Guarda nobile*. Von 4 bis 6 Uhr werden die Audienzen fortgesetzt und Vorträge entgegengenommen, wobei er eine Tasse Bouillon und einen Schluck Bordeaux zu sich nimmt. Auch die Zeit von 8 bis 10 Uhr abends war bis vor zwei Jahren Audienzen und der Arbeit gewidmet, um 10 Uhr betete der heilige Vater tagaus tagein den Rosenkranz mit Monsignore Marzolini, der unter seinen Secretären ihm schon aus der Perugia-Zeit her am nächsten steht.

Um halb 11 Uhr stärkt er sich für die Nacht durch eine weitere Tasse Bouillon und ein Stück kaltes, vom Mittag übrig gebliebenes Fleisch und begibt sich um 11 Uhr zur Ruhe. Eine Unterbrechung dieser Tageseintheilung tritt nur ein, wenn der heilige Vater eine besonders wichtige Arbeit, z. B. eine seiner so durchdachten Encykliken vorhat. Dann pflegt er sich in sein Schlafzimmer zu schließen und duldet keine Störung.

Er vertieft sich dann so in seine Arbeit, daß er nicht selten die Feder an den Ärmeln seiner weißen Soutane abwischt und der treue Centra immer Ersatz bei der Hand haben muß.

Der Vatican hat 10.000 Gemächer, von denen Leo XIII. nur drei mittelgroße Zimmer im zweiten Stock bewohnt. Verspürt er keine Lust, in die vaticanischen Gärten hinunterzugehen, dann weilt er, wie früher Pius IX., mit Vorliebe in einem Raume, den er als seine

Privatbibliothek eingerichtet hat. Hier unterhält er sich neben einer großen Volière, in der die verschiedensten Singvögel ein friedliches Dasein führen, zwanglos mit den intimsten Prälaten. Leo XIII. hat von jeher eine ausgesprochene Neigung für die geschwätzigen, gefiederten Geschöpfchen gehabt, die der Gegenstand seiner besonderen Fürsorge sind. Er ist an ihr Zwitschern schon so gewöhnt, daß sie, obschon manchem seiner Gäste lästig, ihn nicht im geringsten bei der Unterhaltung stören. Bei seiner ungewöhnlichen Mäßigkeit bedarf Leo XIII. nicht einmal eines Esszimmers; er nimmt seine Mahlzeiten auf einem Klapptischchen ein, das er in irgend ein Zimmer, meistens in das Arbeitszimmer, tragen läßt.

Nach den beunruhigenden Nachrichten, die jüngst über den Zustand des Papstes in Umlauf waren, ist das Zeugnis seines erprobten Leibarztes, des Commendatore Giuseppe Laponi, von besonderem Interesse. Gewöhnlich ist dieser Herr in richtiger Würdigung seiner großen Verantwortung stumm wie ein Fisch. Gewiß mit Absicht hat er sich diesmal einem italienischen Journalisten gegenüber auf Mittheilungen über seinen hohen Patienten eingelassen, die durch die ganze italienische Presse giengen, bei der auswärtigen jedoch wenig Beachtung gefunden haben. „Seine Heiligkeit (es sind das seine Worte) hört ausgezeichnet und sieht so gut, wie ich selbst; er trägt zwar eine Brille, schiebt sie jedoch meistens auf die Stirn zurück, weil sie ihn belästigt; nicht selten treffe ich ihn beim Lesen ohne Brille. Sein Gedächtnis hat mit dem, ich möchte beinahe sagen rückgängigen Gedächtnis der Greise, die sich nur an längst Vergangenes erinnern, nichts gemein; Seine Heiligkeit interessiert sich für alles Neue, erörtert und behält alles, Verwechslungen sind bei ihm ausgeschlossen. Meine größte Sorge ist sogar seine viel zu große geistige Regsamkeit. Besonders nachts ist sein Geist thätig. Eines Nachts, da er vor einigen Monaten keinen Schlaf finden konnte, stand er trotzdem schon um 6 Uhr auf, ließ seinen Secretär rufen und dictierte ihm neunzig lateinische Verse, die er wachend verfaßt und genau im Gedächtnisse behalten hatte, in die Feder. Sonst pflegt er, wenn er eine schlaflose Nacht hinter sich hat, bis 9 Uhr und darüber im Bette zu bleiben und holt das Versäumte nach. Die Audienzen, der Empfang ganzer Pilgerzüge, selbst die großen Ceremonien in der Kapelle Sixtina und in der Peterskirche scheinen ihn aufzufrischen statt zu ermüden; er braucht Anregungen, und da ich weiß, wie wundervoll er sich trotz der Evvivas und des unbändigen Zurufens der Gläubigen zu beherrschen vermag, lasse ich ihn gewähren.“ Über die Giste befragt, die er zusammen mit dem Professor Pappafava beseitigte, erwiderte der Leibarzt: „Wir hatten da die beste Gelegenheit, uns von der noch immer wunderbar guten Constitution Seiner Heiligkeit zu überzeugen. Hätte er nicht die Unvorsichtigkeit begangen, in derselben Nacht nach der

Operation ganz allein das Bett zu verlassen, wäre die Wunde innerhalb 24 Stunden vernarbt. Auch dies war übrigens eine Ausnahme. Wenn er sich nicht ganz wohl fühlt, ist der heilige Vater der gefügigste Patient der Welt, die verkörperte Folgsamkeit und die leibhaftige Geduld. Nur einmal, 32 Jahre alt, war Monsignor Pecci als Gouverneur von Benevento krank, gefährlich krank. Er verdankt, wie er selbst mir oft erzählt hat, seine Rettung einem kalten Bad, das er gegen den Willen eines behandelnden Arztes nahm. Seitdem ist er ein begeisterter Anhänger der Wassercur. Als Pfarrer Aneipp ihn aufsuchte, überschüttete er ihn mit Freundlichkeiten. Es hat mir damals große Mühe gekostet, ihn von der Aneipp'schen Cur abzuhalten, die mir zu angreifend für ihn schien."

"Ist es wahr", fragte die Persönlichkeit, der diese interessanten Mittheilungen zutheil wurden, „dass Seine Heiligkeit Zeitungen liest?"

"Gewiss, und wenn sie etwas Aufregendes enthalten, lasse ich es mir angelegen sein, ihn auf die eine oder andere Art darauf vorzubereiten."

"Ist Seine Heiligkeit dichterisch viel thätig?"

"Ja, das Dichten ist seine Lieblingsbeschäftigung, die einzige Erholung, die er sich bei seiner aufreibenden Thätigkeit von jeher gönnt; mir überreicht Seine Heiligkeit selbst stets seine neuesten poetischen Erzeugnisse zur Durchsicht und fordert mich auf, ihn offen zu fragen, falls mir etwas dunkel bleiben sollte. Sie sind aber so klar, so durchsichtig, sein Latein ist so classisch, dass ich nie müde werde, sie immer von neuem zu lesen."

Diesen von E. Bagliardi erteilten Bericht entnehmen wir dem Märzhefte des „Thürmers“, der — schon auf protestantischem Standpunkte stehend — stets mit großer Sympathie von der Persönlichkeit Leo's XIII. spricht.

## Bauen wir Casinos!

Eine Zuschrift.

**W**ir wollen ein Casino bauen. Denken Sie sich, unsere Stadt mit hunderttausend Einwohnern hat noch kein Casino. Wir müßten uns verstecken vor Buxtehude, das ein glänzendes Casino besitzt, wenn wir nicht endlich einen Schwung machen und das Versäumte nachholen wollten.

So war ich auf dem Wege in den Rathssaal zur Sitzung. Der Casino-Verein soll sich constituieren. Es wird ein Gedränge geben,



die halbe Stadt interessiert sich dafür. Es soll ja aber auch für jeden gesorgt werden. Ein gutes Restaurant, ein Kaffeehaus. Mehrere Spielzimmer. Ein Ballsaal, ein Lesecabinet. Eine Bühne für Dilettantenvorstellungen, ein Saal endlich für Kunstausstellungen. Alles das und wohl noch anderes wird ein großes, modernes Gebäude umfassen und das Ganze wird die Zierde und Ehre der Stadt sein und den deutschen Namen Casino führen. Das Bürgerthum bedarf unbedingt eines geistigen Vereinigungspunktes zur Erholung und zur Pflege idealen Lebens.

Wie nun die Geldmittel beschaffen? Das ist schwer und ist leicht. Die Stadt braucht bloß eine Million aufzunehmen; allein dagegen wehren sich die Socialdemokraten, die alles Guten Gegner sind. Diese Herren vermögen zwar selber nichts zu schaffen, doch sie vermögen die Schöpfung anderer zu verhindern. Ich war dran, bei meiner Rede, die ich gelegentlich dieser Vereinsgründung zu halten hatte, eine Erhöhung der Zinskreuzer vorzuschlagen, wenn nicht noch besser eine Erhöhung der Gemeindevumlagen. Jedenfalls muß die Stadt einmal etwas tiefer in den Sack greifen. Und das Land! Weshalb soll nicht auch das Land fürs neue Casino etwas thun? Der Vortheil der Provinzialhauptstadt ist auch der der Provinz — gewiss. Das Casino wird vielen Leuten etwas zu verdienen geben, es wird Fremde herbeiziehen, es wird Kunst und Wissenschaft fördern, kurz, es wird ein Segen und ein Vergnügen sein.

Als ich so im Herbstnebel dahinschritt und darüber nachdachte, wie sich das alles am packendsten würde vorbringen lassen, tauchte das große Gebäude des Lazareums vor mir auf. Ein altes, ehrwürdiges Gebäude. Ich hätte eigentlich drin etwas zu thun, es ist noch reichlich Zeit und könnte ich gleich in einem mich erkundigen, wie es der Frau Stampfel geht, der Hausmeistersfrau, die aus dem Kindbette in das Spital geholt wurde, weil Infectionserrscheinungen aufgetreten waren. Der Hausmeister, es ist der vom Hause, in dem ich wohne, hatte sich einen Tag vorher den Fuß gebrochen und lag in einer andern Anstalt. So war die arme Frau — ich kannte sie übrigens nur ganz flüchtig — in ihrem Elende allein. Daß sich doch jemand um sie kümmert.

Der Pförtner hatte einen mit Pelz verbrämten grünen Mantel an und ein zierliches Käppchen auf dem Kopf. Er rauchte eine lange Pfeife, aber von der Frau Maria Stampfel wußte er nichts und sie stand auch nicht in seinem Register. Jedenfalls würde sie im zweiten Stock auf Nummer 28 zu finden sein. Ich gieng auf Nummer 28. Da lagen in einem großen, düsteren Saal an dreißig Kranke umher, aber die Frau war nicht da. Die Wärterinnen wußten auch nichts von ihr. Das reizte mich etwas, ich stieg herab und erhielt vom Pförtner den Bescheid, wenn sie im Kindbettfieber liege, dann wäre sie sicherlich

in dem nächststehenden Hause. Dort wieder wies man mich auf die Abtheilung für Infectionen, und in dieser war sie erst recht nicht zu finden. Aber die Frau, die vor vier Tagen in das Lazareum gebracht worden, müsse doch irgendwo verbucht sein. Beim Pförtner war schon seit drei Wochen niemand mehr eingetragen. Und manches Bäuerelein vom Lande, das im Spital ein Angehöriges besuchen wollte, mußte unverrichteter Sache fortgehen, weil in ein paar dem Besuche freistehenden Stunden der betreffende Kranke nicht aufgefunden werden konnte. Ich irrte noch treppauf- und -ab, durch finstere Gänge dahin, in dumpfigen Sälen umher, überall Kranke und Sieche aller Art, aber die Frau Stampfel war nicht zu finden. Die schwerkranke Person war nachgerade in Verlust gerathen.

Endlich in einer Kanzlei fand man die Schrift und den Bescheid, die Frau sei seit zwei Tagen im Beobachtungszimmer, weil sie so renitent gewesen wäre, daß man sie für tobsüchtig hielt. Nun, so war ich auf der Spur. Eine halbschwerische Stiege hinauf, in eine frostige Vorzimmer, wo jemand in Acten kramte, in ein kleines Zimmer, in welchem nicht weniger als fünf Personen auf Lagerstätten gebunden waren, wovon mehrere abscheulich tobten und lästerten. Eine einzige Wärterin gieng ohnmächtig ab und zu, und als die Kranken noch mehr zu toben begannen, verzog sie sich ganz. In einem finstern Winkel lag die Gesuchte. Sie war im hochgradigen Fieber und lag dahin. Auf meine Fragen gab sie nur einmal wie im Halbschlummer Antwort, daß sie werde sterben müssen. Dann schlummerte sie. Ich suchte den behandelnden Arzt auf und fragte, weshalb die arme Frau denn im Beobachtungszimmer untergebracht sei? Ja, sie habe sich derart benommen, daß die Besorgnis bestehe, sie sei von Sinnen. — Hat man nicht am Ende die Fieberphantasien für Wahnsinn gehalten? Nein, die Muthmaßung eines solchen Mißgriffes getraute ich mir gar nicht auszusprechen. Doch gab ich zu bedenken, ob die Kranke nicht doch besser in die Kindbettabtheilung gehöre, wo sie nicht die Tollen um sich sehe, wohl aber eine entsprechende Pflege habe. Da wurde er unwirsch, mein Doctor. Er müsse schon bitten, mit seinen Kranken nach eigenem Ermessen verfahren zu dürfen! Und wenn man etwa glaube, daß sich hier niemand um die Person kümmerge, so wolle just einmal zusehen werden, was alles geschieht. Und dann demonstrierte mir der Arzt, daß an der Kranken allstündlich die Temperatur gemessen werde, und der Puls, daß die Abgänge aufs gewissenhafteste untersucht werden; kein einziges der Krankheits Symptome würde außeracht gelassen. Ja, jede ihrer Phantasiereden werde aufgeschrieben und zwar ganz genau, allenfalls unter Zeugnenschaft. Und er zeigte mir einen Stoß von Acten, die bereits über die Maria Stampfel aufgenommen worden waren.

„Das ist alles ganz schön“, sagte ich, „aber die Pflege! Ich fand sie im Schweiße gebadet, vor Durst verschmachtet, unter schwerer Decke begraben, von Fliegen umschwirrt. Kein Mensch reicht ihr Labnis, die Wärterin, die ich anrief, eilte greinend davon, weil sie bei anderen Kranken im Augenblick noch wichtiger war.“

„Lieber Herr, da müssen Sie mit dem Director sprechen!“ entgegnete mir der Doctor mit Achselzucken.

Gut, so suchte ich den Director, wurde aber, weil es außerhalb der Sprechstunde war, nicht vorgelassen. Der Herr Director ist nämlich ein sehr gelehrter Mann, der über die Krankheiten Bücher schreibt, da kann er für die Kranken und ihre persönlichen Anliegen freilich weiter keine Zeit haben. Ein anderer der Ärzte war im Seciersaal, wo er auch nicht gestört werden konnte, noch ein anderer nahm am Schädel eines Dichters Messungen vor, um den Sitz der Intelligenz zu erforschen, kurz der Wissenschaft wurde gedient an allen Ecken und Enden, aber den Kranken fehlte es an entsprechendem Raume, an Licht und Luft, an Pflege. Weil in der Abtheilung für Frauenkrankheiten kein Platz mehr vorhanden, deshalb mußte die Stampfel in das Beobachtungszimmer, um dort umtobt von Geisteskranken ihr junges Leben zu verhauchen.

Als nach einigen Tagen der Sarg der Frau Stampfel begraben wurde, traf ich doch einen der Ärzte, um ihn zur Rede zu stellen. Freilich war ich beim unrechten. Sehr höflich entgegnete er, meine Beschwerden seien so alt wie die Anstalt selbst, und sie, die Ärzte, hätten Petition auf Petition abgeschickt, um ein neues Krankenhaus, um bessere Fondierung des Wärterstandes, um andere Einrichtungen und neue Instrumente zu erreichen — es sei vergebens, für die Wissenschaft geschehe nichts. Ich erinnerte, daß mich die Wissenschaft wenig kümmern, wohl aber die Leidenden, worauf er bemerkte, daß eben die Wissenschaft den Kranken zugute kommen würde. — Darauf ließ ich mich weiter nicht ein. — Nun, und das Casino?

Ich bin nicht hingegangen. Als ich damals so das Krankenhaus durchirrte, um nach der armen Frau zu suchen, als ich die Zustände der Anstalt sah, wovon hier nur einige angedeutet wurden, da war mir die Lust zum Casino vergangen. Dann wundere man sich noch, wenn arme Leute nicht ins Spital wollen! Dann wundere man sich, wenn die Socialdemokraten so sehr gegen kostspielige Vergnügungsanstalten sind! — Nein, wir haben nicht das Recht, Casinos zu bauen, solange die Spitäler in solchem Zustande sind! Wir haben bislang noch nicht das Recht, uns über die Fortschritte der medicinischen Wissenschaft zu freuen, wenn alles nur ihretwegen geschieht, und so wenig der Leidenden halber, und wenn alle Versuche der Gegenwart immer nur den Kranken einer

künftigen Zeit zugute kommen sollen. Wir haben nicht das Recht — ach, wir haben überhaupt kein Recht, wenn wir unsere Pflichten nicht zu erfüllen wissen.

Ich hüte mich diese Erfahrung zu verallgemeinern, nicht in jedem Krankenhause wird es so zugehen, wie im famosen Lazareum; doch auf diese einzige Anstalt werden die geschilderten Zustände auch nicht beschränkt sein. Ich möchte vorschlagen, daß aus der Bevölkerung sich gewählte Inspectionen bilden sollten, die zu jeder Stunde berechtigt wären, in den Spitälern Nachschau zu halten. Findet man's in Ordnung, so ist die Beruhigung wieder hergestellt, das Vertrauen gestärkt und der Ehrenname der Wohlthätigkeitsanstalt gerettet. Wenn man aber da und dort die grenzenlose Unzulänglichkeit der Mittel finden wird, die unpassende Behandlung und zweifelhafte Pflege der Kranken und mancherlei Schlimmes sonst, dann wird man wissen, was noch wichtiger ist als Casinos zu bauen, und was etwa besser angebracht ist als der Hochmuth darüber, wie weit wir es gebracht.

A. K.

## Todtenfitten in Lothringen.

Von H. Terond.<sup>1)</sup>

Es hat wieder äna d'Veffel uff de Sitt g'leyt", pflegt der Lothringer zu sagen, wenn das Sterbeglöcklein ihn daran gemahnt, daß wieder eine Seele von den irdischen Fesseln erlöst worden sei.

Der Aberglaube spielt in Lothringen beim Tode eine große Rolle. Das Käuzchen, in Lothringen „Todtenvogel“ genannt, gilt als Vorbote des Todes. Wo sein Ruf wahrgenommen wird, soll in kurzer Zeit eine Person das Zeitliche segnen. Der Ruf desselben soll Veranlassung dazu gegeben haben.

Der Schlag der Kirchenguhr zwischen den beiden Wandlungen in der hl. Messe, soll in der Pfarrei binnen einer Frist von sechs Wochen einen Sterbefall herbeiführen. (Farschweiler). Das Erlöschen einer Kerze am Hauptaltare während des Gottesdienstes soll ebenfalls einen Tod andeuten. (Bettingen).

In der Sierker Gegend ist man der Ansicht, wenn ein Haus, in dem jemand krank darniederliegt, ein Rothschwänzchen, der Todtenvogel der Sierker, in die Hausflur fliegt, daß der Kranke nicht mehr lange

<sup>1)</sup> Aus dessen „Lothringischer Sammelmappe“. Mey. Paul Ewen. Diese Sammelmappe in zehn Bändchen enthält eine Menge des Interessanten von Land und Leuten in Lothringen, die vom Verfasser selbst zusammengetragen sind; sie ist für Freunde der Länder- und Völkercunde sehr zu empfehlen. Auffallend ist die Ähnlichkeit vieler dieser Todtenfitten mit denen in den Alpen.  
Die Red.

lebt. So auch soll, falls eine Person während der Nacht ohne Beisein einer andern stirbt, die Stubenuhr von selbst stehen bleiben, um die Todesstunde anzudeuten. — Wird auf dem Kirchhofe der Name eines Verstorbenen angerufen, so erwacht derselbe; denn das Rufen soll ihn in seiner Ruhe stören und große Schmerzen verursachen.

In Blaine de Walsch soll ein Maulwurfsbügel an einem Hause einen baldigen Sterbefall in dem Hause andeuten. Eine Furche in der Milz eines geschlachteten Schweines soll dasselbe anzeigen.

Mit Beziehung auf die Herrschaft Odins über die Todten und auf die Rosse der leichensammelnden Walküren, denn bekanntlich gehen nach der germanischen Götterlehre alle Todten zu Odin in Walhalla ein, glaubt man in mehreren Dörfern des Kreises Forbach, die Pferde könnten keine auf einem Wagen befindliche Leiche fortziehen, wenn nicht ein Lebender sich auf den Wagen setze.

Wenn der Besitzer eines Hauses gestorben ist, so geht man in Geblingen hin und sagt es der Uhr, sonst glaubt man sie würde stillstehen und unbrauchbar werden. So auch kündigt man es dem Essig im Fasse an, indem man an dasselbe klopft und sagt: „Dein Herr ist gestorben!“ Unterläßt man es, so soll der Essig ungenießbar werden.

Stirbt jemand im Hause und der Körper ist beim Einsargen noch warm, so stirbt bald wieder jemand aus dem Hause. Dasselbe findet statt, wenn ein Todter an einem Freitage bestattet wird. — Kinder, die in den dunklen Nächten vom 20. bis 24. März das Licht der Welt erblicken, sollen bald dahinscheiden. — Der Ruf einer Weise an einem Hause: „Komm mit! Komm mit!“ bedeutet ein baldiges Todtenopfer.

In Buschdorf soll das Erscheinen eines Todtenkreuzes vor einem Hause einen nahen Todesfall anzeigen. Regnet es gleich auf den Leichenhügel, so hegen die Leute gute Hoffnung auf die Seligkeit des Geschiedenen.

In Willerwald soll das Offenhalten der Augen eines Verstorbenen einen zweiten Todesfall angeben. Ist der Körper des Verstorbenen beim Einsargen nicht steif, sondern schlaff, so wird bald wieder ein Sterbefall folgen.

Wenn sich ein Rabe in Bittersdorf am Fenster zeigt, so stirbt die älteste Person darin.

In Lazemborn wird der Tod eines Familiengliedes durch Klopfen, Poltern an Fenstern, Thüren, in der Küche u. s. w. angezeigt.

In Givrycourt werden, wie überall in Lothringen, zu beiden Seiten des Sarges Kerzen angezündet. Geht eine Kerze zufällig auf der Männerseite aus, so ist der Nächststerbende ein Mann, geschieht es auf der Frauenseite, so ist es eine Frau.

War der Verstorbene Imker und Besitzer eines Bienenstandes, so geht in Oestrich eines der Hausmitglieder an jeden Bienenkorb, klopft an denselben, um den Bienenvölkern den Tod ihres Herrn anzukündigen. Wer dieses verabsäume, behauptet man, dessen Bienenstand würde binnen kurzer Frist trauern und schließlich bei der besten Pflege zugrunde gehen. Auch heftet man ein Kreuz aus schwarzem Stoffe am Bienenhause an. Nach dem Tode nimmt man Stroh aus dem Bette des Gestorbenen und verbrennt es an einem Orte, wo sich die Wege kreuzen. Wird eine Fußspur in der Asche wahrgenommen, so soll die Richtung der Fußspur genau das Haus andeuten, in welchem sich in kurzer Zeit ein Todesfall ereignen wird. Auch der Zug des Rauches soll verhängnisvoll sein.

Ist der Verstorbene ein Winzer gewesen, so geht man in St. Julien in den Keller, klopft zu dreimalen an jedes Weinfass, um einem Versäuern des Weines vorzubeugen.

Hat sich irgend einer des Lebens überdrüssig erhängt, so wird der Strick zerschnitten und ausgetheilt. Diese Stricktheile soll die Besitzer vor derartigem Tode bewahren, daher das bekannte lothringische Sprichwort: „Avoir de la corde de pendu appliqué à un chançard.“ Mit dieser Ansicht hängt noch eine andere lothringische Meinung zusammen. Wenn es mächtig stürmt und braust, so sagt man gewöhnlich, „es habe sich jemand irgendwo erhängt“, weil durch den plötzlichen Hinzutritt der ausgehauchten Seele des gewaltsam Getödteten die Luft als allgemeiner Lebensathem in Aufruhr gerathe, wie das Wasser durch einen plötzlich hineingeworfenen Stein.

Die Redensarten: „Es ist für die armen Seelen“, oder „der Teufel hat seine Haut darüber gezogen!“ rühren noch von jenen Zeiten, her, da man den Todten als Wegzehrung gebotene Speisen unter den Tisch stellte und somit alles was hinunterfiel den Todten gehörig war.

Das Verschneiden einer Person wird in Lothringen auf den Dorfschaften durch ein Trauergeläute angezeigt. Dieses geschieht auf verschiedene Weise, je nachdem der Verstorbene eine erwachsene oder junge, eine männliche oder weibliche Person gewesen ist. Dieses Geläute wiederholt sich jeden Tag beim Morgen-, Mittag- und Abendläuten, solange bis die Bestattung erfolgt ist.

Die Leichenfrau wäscht und bekleidet die hingeschiedene Person. Sie erhält dafür gewöhnlich die Kleider derselben. In manchen Dörfern ist die Kleidung eine weiße, die schleunigst von dem Dorfschneider hergestellt wird; in anderen wieder zieht man dem Todten die besten Kleider an. Das Bekleiden und Waschen der Verstorbene, welches uns als eine Handlung frommen Sinnes erscheint, war bei den alten Deutschen eine strenge Vorschrift, da sie sich den Einzug des Verstorbene in Walhalla so vorstellten, wie sie ihn bestatteten.

Nachdem die Leiche bekleidet ist, so erfolgt die Aufbahrung auf einem Gerüste oder Bette, welches mit brennenden Kerzen und den dem jeweiligen christlichen Bekenntnisse des Verstorbenen entsprechenden religiösen Sinnbildern umgeben wird. Der Leichnam wird gewöhnlich mit einem großen weißen Tuche bedeckt. Auf demselben ruhen drei Wachskeuzchen auf Kopf, Brust und Füßen.

Die Sitte, dem Sterbenden eine brennende Kerze, die Sterbekerze, in die Hand zu geben, ist hier zu Lande nicht bekannt, wohl aber das Brennen einer oder mehrerer Kerzen neben der Leiche, was aber im Grunde derselben Vorstellung entspricht, daß das Heidenthum die Feuerbeschaffenheit der Seele lehrte und noch heute in Vothringen der Volksglauben in den Irrlichtern wiederkehrende Geister erblickt. Die Jugend hat sich auch dieser Anschauung in dem Kinderspiele „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“, franz. „Petit bonhomme vit encore!“ bemächtigt. Es wird nämlich ein brennender Span oder ein Wachslicht im Kreise der Spielenden herumgereicht, und derjenige ist spieltodt oder pfandpflichtig, in dessen Hand sie erlöschen.

Die Leute des Dorfes kommen in das Todtenhaus, werfen geweihtes Wasser über die Leiche und beten für die Ruhe des Verstorbenen. „Nach der Abendmahlzeit versammeln sich sodann, wenn der Verstorbene eine ledige Person ist, so viele Burschen und Mädchen als das Todtenzimmer fassen kann. Anfangs herrscht eine ernste, den Umständen entsprechende Stimmung unter den Versammelten, aber alsbald beginnt die Unterhaltung, die vorher flüsternd geführt wurde, nach und nach in eine laute überzugehen. Man richtet sodann ein Pfänderspiel ein. Die Pfänder müssen durch eine Buße, die eine in solchen Sachen findige Person, welche die gegenseitigen Verhältnisse der anwesenden Personen kennt, aufgeben wird, wieder eingelöst werden. Da kommt dann allerlei tolles Zeug zum Vorschein, aber auch solches, wobei der Engel der Unschuld sein Angesicht weinend verhüllt und entflieht. Ist der Verstorbene verheiratet gewesen, so sind es Männer (zuweilen auch Frauen), welche die Todtenwache halten. Die Unterhaltung derselben ist jedoch eine ruhige und dreht sich meistens in raschen Übergängen um Politik, Tagesereignisse, Kriegszeiten und Erzählungen aus alter Zeit. Hier wie dort wird von der Familie des Verstorbenen, deren Glieder sich zurückgezogen haben, je nach Umständen Brantwein, Wein oder Bier und Brot gereicht, um die Langeweile zu vertreiben. Durch diese Todtenwache wird manche Krankheit in andere Familien verschleppt.“

Am Tage der Beerdigung wird die Leiche eingefahrt in einen gewöhnlichen schmucklosen Sarg. Dem Todten gibt man ein gesegnetes

Kopfstiffen unter den Kopf, d. h. ein aus gesegneten Kräutern zusammengesetztes Kopfstiffen.

In Armsdorf wird der Todte mit seinen besten Kleidern angethan, auch mit Schuhen und Strümpfen, damit ihm nichts fehle, wenn er wieder erscheine. Auch wird ein Stock in den Sarg gelegt, als ob er sich zur Reise rüste. Die Hände werden gefaltet und ein Rosenkranz und ein Kreuz aus Wachs in dieselben gelegt. Die Bekleidung mit Schuhen ist ein Überbleibsel jener altgermanischen Sitte, welche verlangte, daß man einem Verstorbenen ein paar gute Schuhe mit ins Grab gebe, um die Überlebenden von allem Schaden zu entheben, welcher ihnen durch Nichtbeobachtung der Vorschrift widerfahren könnte und nach welcher ein Naheverwandter vor Bedeckung der Leiche in die Gruft hinabstieg und dem Todten den Hellschuh festband, auf dem dieser nach Walhalla wandern sollte. Hieraus erklärt sich auch die Beilage des Stockes, welcher dem Todten auf seiner weiten Reise zu Walhalla als Stütze dienen soll. Der Gebrauch beruht auf der heidnischen Meinung, daß der Verstorbene im Jenseits sein bisheriges Leben fortsetze und daß man ihm also den nothwendigsten Gegenstand für seine erste Thätigkeit zum sofortigen Gebrauche mitgeben müsse. Demzufolge haben auch die alten Germanen jedem Manne alles zur vollen Ausrüstung eines Kriegers Nöthige mitgegeben. Bezüglich des Stockes ist in Oestrich noch eine andere Sitte gang und gäbe. Der Stock des Verstorbenen wird nicht mit in den Sarg gegeben, sondern hinter die Thüre gestellt, wo er während einiger Zeit verbleibt. Haben die Überlebenden nun einen Bittgang, den sie während der Krankheit des Verstorbenen versprochen haben, auszuführen, so ruft derjenige, der den Bittgang unternimmt, beim Weggehen dem in der Ecke weilenden Stocke zu: „Hier ist dein Stock, komm mit mir.“ Unterbleibt dieser Gebrauch, so glaubt man, der Bittgänger müsse den Todten den langen Weg hindurch tragen.

Die Leichen werden von Männern, zuweilen auch Frauen, wenn es eine Frau ist, getragen. Jungfrauen und kleine Mädchen werden von ihren Freundinnen zu Grabe getragen. Die männlichen Träger erhalten einen schwarzen Flor an den Arm. Sie nehmen auch ein Lorbeerblatt in den Mund, das sie in die Gruft werfen.

Vom Leichenhaus wird der Tode zur Kirche gebracht, wo ein Seelengottesdienst stattfindet. Nach Beendigung desselben findet die Bestattung in der gewöhnlichen Weise statt. „Wenn der kirchenbräuchliche Theil des Begräbnisses vorüber ist, so beginnt der zweite Theil desselben. Von einem der nächsten Verwandten des Verstorbenen, von dessen Eltern, Großeltern, Brüdern oder Schwestern, wer gerade von den nächsten Verwandten noch da ist, beauftragt, werden nun vorweg die von außen gekommenen Theilnehmer am Leichenbegängnis, sodann die



Nachbarn, Verwandten und Bekannten des Ortes, die Leichenträger und Todtengräber zu einem Essen, „Imbs oder Schlamp“, eingeladen, so daß oft in kleineren Orten das ganze Dorf beizwohnt, da man, um keinen Überdruß zu erregen, so weit um sich greift als möglich. Welchen Geldschaden ein solcher Imbiß für die vom Sterbefall, wenn derselbe nicht gerade zu Gunsten lachender Erben stattgefunden hat, Betroffenen mit sich bringt, ist leicht zu erwägen, wenn man die Mengen Fleisch berücksichtigt, die im Sterbehaufe auf die Tafel gebracht werden, an welcher sich mancher für lange Entbehrungen entschädigt. Wie bei der Todtenwache ist die gegenseitige Unterhaltung zunächst eine den Umständen angemessene und nur auf den nächsten Nachbarn beschränkt. Nach und nach aber, sobald die genossenen Getränke ihre Wirkung äußern, wird die Unterhaltung eine lebhaftere, lautere und allgemeinere. Das Todtenimbs, welches zum Zweck hat, die Leidtragenden noch einige Zeit zusammenzuhalten, um die betrübten Familienglieder zu trösten und das Leid vergessen zu machen, wird endlich zu einem Freudenmahl, während welchem „allerlei Zoten gerissen werden.“ Sogar die bei solchen Todtenmahlen (welche von der Sitte der Seelenopfer herrühren) zu Tage tretende Heiterkeit, welche uns alles liebevollen Andenkens an den Verstorbenen entbehrend erscheint, ist im Heidenthum begründet und hat von diesem Standpunkte aus betrachtet, alles Recht des Bestehens; denn nach altdeutschem Glauben nimmt man dem Todten die Ruhe, wenn man ihm zu heftig und zu lange nachweint. Deshalb beauftragte auch der sterbende Nibelunge Wolhart seinen Neffen, daß er die Todtenklage um ihn abstelle und deshalb bedeutet auch nach dem Eddischen Helgiliede der Begrabene seiner weinenden Gemahlin, jede ihrer Thränen falle ihm als bitterer Blutstropfen auf die Brust.

Abgesehen aber von der Unsittlichkeit solcher Art Todtenimbisse liegt die Spitze für die gesundheitliche Unzulässigkeit solcher Veranstaltungen darin, daß diese Schmäuse meistens im Sterbehaus, ja oft im Sterbezimmer selbst abgehalten werden. Manche setzen sich über das Widerliche hinaus, die Unnehmlichkeiten eines guten Leichenschmauses überwiegen vielmehr bei ihnen das Widerliche desselben. Manche aber, die sich nicht wohl davon zurückziehen können, nehmen mit Ekel die ihnen gebotene Nahrung und dargereichten Getränke zu und damit auch den Keim zu Krankheiten mit sich.

Beim Nachtsch erheben sich alle und beten das „De Profundis“, bei einem Kinde den Psalm „Laudate pueri“. Erst dann kann sich die Gesellschaft trennen.

„Bei Leichenbegängnissen in einer Stadt oder einem größeren Dorfe“, schreibt Dr. Huhn in seiner Landes-, Volks- und Ortskunde von Deutsch-Lothringen, „wirkt gewöhnlich eine Bruderschaft mit, welcher

die Familie angehört, oder auch ein anderer Verein. Derselbe verziert am Begräbnistage die Hausthüre mit einer schwarzen Gewandung und besorgt die Leichenwache, oft auch die Begräbniskosten. Die Leichenbegängnisse geben oft zu vielem Aufwande Veranlassung. Schon die Leichenwagen sind von verschiedener Reichhaltigkeit der Verzierung und in den Ecken gewöhnlich mit Federbüscheln versehen. Die Kirchendiener, bald in großer Amtstracht mit dem Kreuze und Pförtner, bald einfach gekleidet und dann einer oder mehrere Geistliche, ja oft sechs bis acht erscheinen am Leichenhause und holen die Leiche ab, indem sie eintönige Gebete singen.“ Ähnliches finden wir schon bei der Bestattung Siegfriedens, wenn es da heißt: „Eh er bestattet wurde, ertönte Lied und Spruch: es waren beim Begräbnis der weisen Pfaffen wohl genug!“ Wie einst Ariemhilde den Leib des hohen Todten, den herzgeliebten Mann, zu dem Münster tragen ließ, so geht es immer zur Kirche, wenn auch der Umweg sehr groß ist, der Sarg wird in dieselbe getragen, auf ein Trauergerüst gestellt und, wie man in alten Zeiten um seiner Seelen willen ein reiches Opfer trug, ein Gottesdienst abgehalten, wobei gewöhnlich Nonnen oder Ordensschwestern Gaben einsammeln, und dann erst wird die Leiche auf den Friedhof gebracht. In Zeiten, wo eine Volkskrankheit herrschte, suchte man diese Sitte der Todtenbestattung abzuschaffen, aber selbst in Mex ist es nicht gelungen, obschon es schon aus Gesundheitsrückichten geschehen sollte. Die Leichen kleiner Kinder werden getragen und dabei über dasselbe ein tragbarer Thronhimmel gehalten, wenn die Feier vornehm hergehen soll. So weit über die Leichenbestattung in größeren Ortschaften und Städten.

In manchen Ortschaften Lothringens pflegt man einen zweiten Seelengottesdienst am siebenten Tag zu halten, man nennt ihn „Siebenten“. Ein dritter Seelengottesdienst findet am dreißigsten Tage nach der Beerdigung des Verstorbenen statt, er heißt „Dreißiger“. Nach Ablauf des Jahres wird das Jahrgedächtnis gefeiert. An jedem dieser Tage werden ganz besonders im deutschen Gebiete Lothringens viele Messen gelesen, was uns an jene Stelle aus dem Nibelungenliede erinnert: „In drei Tagen mußten — so hörten wir es sagen — die Messen singen, konnten der Arbeit viel ertragen!“ Jedesmal werden auch Schmäuse veranstaltet. Diese Leichenschmäuse haben noch eine weitere Beziehung in die alte Zeit. Nach altdeutschem Rechte durfte sich nämlich der Überlebende erst dann in den Besitz der Erbschaft setzen, wenn Erbmahl und Erbtrunk und damit die Minne des Verstorbenen getrunken war — gewiß kein Wunder, wenn dieser Brauch, bei dem der lachende Erbe nichts anderes zu thun hatte, als einer religiösen Vorschrift gerecht zu werden, welche mit seinen eigenen Empfindungen übereinstimmte, sich länger als das Heidenthum erhalten hat.

Die Trauerzeit ist sehr verschieden. Sie währt höchstens ein bis zwei Jahre. Die Weiber brennen während etwa sechs Wochen jeden Sonntag, wenn sie dem Gottesdienste beiwohnen, gewundene Wachsstücke, ein Gebrauch, der ebenfalls in der heidnischen Vorstellung der Feuerbeschaffenheit der Seele wurzelt.

## Über den Ruhm des Schriftstellers.

Von Challemeil-Lacour.<sup>1)</sup>

Die Ruhmsucht ist verdorben worden. In vergangenen Zeiten war sie eine Stütze, war mit allem Großen auf der Erde verknüpft. Was ist heute daraus geworden, und was unterscheidet sie von der lächerlichsten Eitelkeit? Vom einfachen localen Ruf bis zum Ruhme erstreckte sich über die Zwischengrade der Beliebtheit und Volksthümlichkeit eine Hierarchie, deren Rangstufen man kaum erkennen kann, weil sie in einander übergehen. An manchen Tagen verblaszt der Ruhm eines großen Mannes neben dem eines Akrobaten. Boileau und der Prinz Conti mochten über den Rang Homers und Alexanders disputieren und brauchten zur Entscheidung des Streites nur den ersten besten, der ihnen in den Weg kam, zu fragen. Heute würde Roscius den Cicero beeinträchtigen, Robert Macaire müßte Richelieu in den Schatten stellen, Vivier würde unseren Corneille verdunkeln, und Leotard brächte Themistokles und Garibaldi in Vergessenheit.

Heutzutage gibt es nur ein einziges sicheres Ruhmesthermometer, nämlich die Zahl, wie oft ein Name im Jahre gedruckt wird. Die Zeitung ist die unfehlbare Magnetnadel, die den Stand des Ruhmes anzeigt. Die Vertheilung des Ruhmes ist in der That der Triumph des allgemeinen Wahlrechtes. Die Stimmen werden gezählt und nicht gewogen. Die Anzahl der Lobesworte wird veranschlagt und gemessen, aber die Fähigkeiten des Sponders sind gleichgiltig. Noch mehr, der Ruhm ist umso strahlender und fester, als er von naiveren Bewunderern kommt, für welche die wahren oder falschen Ruhmestitel ein wenig undurchdringliches Geheimnis sind und bleiben werden. Daher rühmt sich auch mancher Mensch mehr, daß er im Armenviertel seinen Namen hinter sich murmeln hört, als daß ihm seine Kollegen von der Akademie öffentlich huldigten.

Die moderne Industrie hat sich mit einem neuen Zweig bereichert, der eine nicht am wenigsten bewundernswerte Errungenschaft der Civil-

<sup>1)</sup> Aus dem geistvoll geschriebenen Werke „Studien und Betrachtungen eines Pessimisten“ von Challemeil-Lacour. Uebersetzt von M. Flaustein. Leipzig. Hermann Seemann. 1902.

sation bildet, nämlich der Kunst, Ruhm zu fabricieren. Die Werkstätten sind die Zeitungen. Es gibt kein plötzliches Emporschießen des Ruhmes; man brütet ihn aus, nährt ihn, ja manchmal erzeugt man sogar seinen Keim. Aber es braucht Mühe. Die ihn machen und für die er gemacht wird, könnten allein sagen, was für Schonung, Arbeit, Schmeichelei, Fleiß, Vorsicht und Klugheit es kostete, als er anfing, zu gedeihen. Der Chocoladefabrikant, der Capitän, der Minister so gut wie der Künstler, der Advocat und der Dichter wissen ein Lied davon zu singen; denn niemand ist von diesen Sorgen befreit.

Die große Menge weiß nichts von diesen Geheimnissen, und es ist nicht möglich, dieselben als Außenstehender zu errathen. Indessen kann man aus dem gewöhnlichen Vorgehen der Literaten ein oder zwei Verfahren ableiten, die ich hier skizzieren will. Das erste, das man jungen Autoren nicht genug empfehlen kann (viele werden ewig bereuen, es nicht angewendet zu haben), besteht darin, ihre schon berühmten Vorgänger reichlich zu loben. Das zweite ist für den Gebrauch dieser letzteren geeignet und besteht darin, dass man nie eine Erwähnung seines Namens unbeantwortet lässt, umgehend das kleinste gedruckte Lob mit einem Berge geschriebener Schmeicheleien saldiert und manchmal sogar dem Lobe zuvorkommt, indem man an den noch unbekanntem, der Unsterblichkeit harrenden Schriftsteller eine Ermuthigung richtet. Es ist ein wesentlicher, übrigens leicht zu befolgender Punkt, dass man die Worte nicht spart. Man würde nie glauben, wie wirksam dieses Verfahren ist, wenn man es mit Ausdauer anwendet. Die großen Schriftsteller schätzen es, und schon mehr als einmal hat ein taktloser Correspondent solche immer lehrreichen Briefe veröffentlicht. Man weiß dabei oft nicht, was man mehr bewundern soll, das milde Wohlwollen der Berühmten oder ihren Scharfsinn, mit dem sie allein in dem Geschmier eines Neulings das Talent entdecken, das immer eine so schöne Zukunft erhoffen lässt. Gott sei Dank, verbreitet sich das Autographensammeln, und durch den Sammler wird es hoffentlich eines Tages dem Publicum möglich sein, die Fruchtbarkeit der Formeln zu würdigen, mittelst welcher mancher heute allgemein anerkannter Ruhm sein Heer nützlicher Anhänger erworben und neu recrutiert hat.

Man kennt noch ein anderes Verfahren, das scheinbar schwer mit dem vorhergehenden in Einklang zu bringen, trotzdem aber immer damit verbunden ist; nämlich bei jeder Gelegenheit die überlegene Urtheilskraft des Publicums zu verkünden, die Unfehlbarkeit seiner Stimme anzuerkennen und jedes andere Urtheil als das seine abzulehnen. In unserem demokratischen Zeitalter ist das beste Mittel, die öffentliche Meinung zu zähmen und zum Gehorsam zu zwingen, das, ihre Gerechtigkeit und Allmacht zu verherrlichen. Es ist selbstverständlich, dass die öffentliche

Meinung nicht von ihrem natürlichen Dolmetsch, der Presse, getrennt werden darf. Achtung vor der Presse ist ein unverletzliches Gesetz. Wir sahen, wie das auf der Bühne verächtlich ausgesprochene Wort „Zeitungsschreiber“ einen Sturm der Entrüstung gegen den gefeierten Autor erregte, dem das unglückliche Wort gewiß nur aus Unvorsichtigkeit entschlüpfte war, und wie es eine Zeit lang die schreckliche Verschwörung des Todtschweigens gegen ihn hervorrief. Zeitungsschreiber, Revolverjournalist, diese Worte, die einen Beigeschmack von Käuflichkeit, niedriger Bosheit, feigem Mißbrauch der Öffentlichkeit haben, bedeuten etwas sehr Altes, längst Verschwundenes, wovon im neunzehnten Jahrhundert nicht die geringste Spur zurückgeblieben ist.

Ist nicht der Ruhm in seiner höchsten Vollkommenheit eine ausschließliche Pariser Ware? Jedenfalls ist er, wenn er irgendwo anders vorkommt, nicht von gleicher Güte und vor allem nicht von so raschem Wachsthum wie in Paris. Das kommt daher, weil es keinen Ort auf der Welt gibt, wo die Anwendung der von mir beschriebenen Taktik und vieler anderer ebenso ausgezeichnet betrieben wird. Nirgends arbeiten Kameraden, Bewunderer jeder Art, Zeitungen, Publicum, jedes Werkzeug des Ruhmes mit solcher Genauigkeit, wie hier in der Hand dessen, der sich ihrer geschickt zu bedienen weiß. Die Schauspieler haben ein sehr bekanntes, aufrichtiges und freimüthiges Mittel, sich in Stimmung zu erhalten und das widerspenstige Parterre zur Bewunderung anzu-spornen. Dies Mittel ist das Symbol aller, die in Paris den Ruhm machen. Wie man versichert, muß jeder Ruhm nach Paris wallfahrten, um hier die rechte Weihe zu erhalten; und in der That versäumt auch keiner diese Wallfahrt. Ich glaube, Paris ist die Claque von Europa.

Vom Abend zum Morgen wird da eine ungeheure Quantität Berühmtheit geschaffen, die sofort ihren Schatten auf die kleinen Berühmtheiten wirft, um sie zu beschützen oder zu ersticken. Wer solchen Kolossalruf aus der Nähe betrachtet, für den löst er sich auf, zerbröckelt in amtliche, bedeutungslose Complimente; in Schmeicheleien von Freunden, die hinter dem Rücken des großen Mannes einander zublinzeln und über seine Dummheit vor Lachen bersten möchten; in unaufrichtige Lobpreisungen jener, die eine Clique einer anderen entgegenstellen wollen; in stumpfsinnigen Beifall, welchen die Menge ohne abzuwägen auf die Aufforderung der Kritiker hin zollt. Diese letztere Bewunderung ist die einzige, die von Herzen kommt. Der Ruhm ist eine Steuer, die fast ganz auf dem geistigen Pöbel lastet, und von welcher sich alle zu befreien wissen, die über dem dritten Stand der Intelligenz stehen und sich der Person des Fürsten nähern, sei es als Lakaien oder Höflinge.

Es fehlt der Welt nicht an mittelmäßigen Köpfen, welche vor Stolz über diesen zu solchem Preis erworbenen Ruhm sich aufblasen; aber wie

kommt es, daß solche Caricaturen der Berühmtheit sogar edle Geister verführen, die nicht den Muth haben, sie zu verachten, obwohl sie im Geheimen vielleicht über ihre Erfolge erröthen? Ist denn die Gefallsucht so mächtig im Menschen, und verlangt der Geselligkeitstrieb Beifall um jeden Preis, wie das Bedürfnis nach Liebe mangels menschlicher Zuneigung uns die Zärtlichkeit eines Hundes suchen läßt? Wenigstens hat dieser vielgerühmte Instinct nichts mit der reinen Ruhmesliebe zu schaffen, die in so manchem Herzen glüht. Gar mancher würde es zurückweisen, daß sein Name mit denen von Possenreißern aller Art, denen die Menge Beifall klatscht, in einem Athem genannt wird. Und wenn er den Ruhm liebt, so ist es nicht jener, der auf den Straßen verschleift wird, sondern einer, den man in der Unterhaltung mit den Besten aller Zeiten sammelt.

## Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(3. Fortsetzung.)

Graz, 2. Juli 1880.

Seit Jahren wollte ich ein gewiß naheliegendes Ersuchen an Sie richten: das um eine neuere Photographie von Ihnen. Ich besitze — fast unglaublich! — nur ein Bildchen aus der Handelsschülerzeit! Legen Sie also, ich bitte, wenn Sie mir schreiben, freundlichst ein gelungenes Brustbild bei. Ich habe mich kürzlich auch neu photographieren lassen, in verschiedenen Ausnahmen, und Sie mögen bei der Rückkehr nach Graz sich selbst aussuchen, was Sie am besten anspricht. Von Herzen ergeben  
Ihr  
Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 3. Juli 1880.

Seit einigen Tagen befinde ich mich so wohl, daß ich mitunter stundenlang glaube, ich wäre gesund. Husten und Fieber hat sich gehoben, der Bronchialkatarrh ist wieder in sein gewöhnliches Stadium zurückgekehrt. Schlaf und Appetit wieder besser. Trotzdem habe ich in meiner Brust Empfindungen, und denen zufolge Gefühle, die mir nicht geheuer sind. Nun, man bleibt auf der Hut.

Wie wird's den lieben Leuten in Stiftingthal gehen? Wir sprechen jeden Tag von ihnen und möchten wohl gerne auch vierzehntägige Bulletins über ihr Befinden!

Seit April bin ich, wenn mir wohl genug, viel damit beschäftigt, meine bisherigen Schriften zu sichten, zu prüfen, zu kürzen, zu feilen, Theile umzuarbeiten und so eine ausgewählte Ausgabe vorzubereiten. Das ist mir sehr anregend und befriedigend. Auch ist es mir gelungen, von meinen bisherigen Verlegern das Recht zu erwerben, eine solche Ausgabe veranstalten zu dürfen. Und über die ausgewählte Ausgabe bin ich in Unterhandlung mit Hartleben, Guttentag in Berlin und Leykam-Josefthal. Bei letzterer Firma zeigt sich's am günstigsten und dürften wir uns einigen. Die Ausgabe von Neujahr 1881 an in Lieferungen. Ich verpflichte mich außerdem, fünf Jahre lang anderwärtig kein Buch zu veröffentlichen. Was sagen Sie dazu, hochverehrter Freund?

Aber nun lehrt sich die Sache auch an Sie.

Für den Fall, als ich im Laufe der Lieferungsausgabe, welche zwei Jahre lang währen dürfte, sterben sollte, muß ich einen Freund stellen, der die Ausgabe moralisch überwacht, dieselbe zu Ende führt. Lieber, hochgeehrter Herr und Freund, was ist näherliegend, als daß ich mich an Sie wende und um die Erlaubnis bitte, Sie für den Nothfall als den aufstellen zu dürfen, der die Ausgabe überwacht und zu Ende führt. Das Honorar für die Mühewaltung würden Sie selbst bestimmen und mir wäre es eine unendliche Beruhigung, zu wissen, daß Sie, der mein literarischer Anfang war, auch das gute Ende sein würden.

Bleibe ich, was ich ja wieder hoffe, noch eine Weile lebendig, so hat diese Ausgabe folgenden Grund und folgende Vortheile: Ich habe Gelegenheit, meine Werke zu corrigieren und in reiferer Zeit das zu bearbeiten, was in unreifer entstanden. Es entsteht eine abgerundete, einheitliche Ausgabe, die billig ist und in alle Theile Deutschlands gleichmäßiger, als bisher, verbreitet wird. Das Honorar enthebt mich der Nothwendigkeit, jährlich ein Buch herauszugeben und ich kann mich endlich einmal erholen und concentriren. — Eine Periode ist dann abgeschlossen; gibt Gott eine zweite, umso besser.

Ein sehr großes Wandbild von Ihnen, das in meiner Schreibstube hier hängt, war bisher die Ursache, daß meine Bitte um eine neue Photographie nicht zu laut wurde. Nun aber, komme ich nur erst nach Graz, werde ich von Ihrer gütigen Erlaubnis schon Gebrauch machen. Da ich von mir das neueste Bild nicht da habe, so schrieb ich an Herrn Photograph Bude, daß er es Ihnen übermittle. Als „Empfangsbestätigung“ wäre es mir allerdings angenehm, wenn Sie mir Ihr neues Bild kurzweg nach Krieglach schicken wollten?

Es wäre mir überaus erwünscht, wenn Sie Ihre Meinung über meine Behandlung des Dialectes in hochdeutschen Erzählungen mir unverhohlen äußern möchten. Die freundliche Ausnahme meines neuesten Buches freut mich diesmal mehr als sonst, aber das Buch selbst liegt in meiner Lade der „Ausgewählten Schriften“ mitten auseinandergerissen; der erste Theil kommt zur „Waldheimat“, der zweite gefürzt in das Buch: „Die Älpler“.

Und nun die alte Leier vom Octoberheft und dem Beitrag, der bis Ende Juli u. s. w. —

Über „Lord Lucifer“ wäre auch zu sprechen, ich möchte nämlich darüber im Hefte referieren, bin aber viel zu befangen dazu, ich hab' schon einen Aufsatz darüber geschrieben und zerrissen.

Mit herzlichem Gruß und Dank für Ihre lieben Zeilen, hochgeehrter Herr und Freund, Ihr treuer  
P. K. Rosegger.

Übermorgen bei uns großes Fest. Am 5. Juli 1860 bin ich Schneider geworden.

Graz, 13. Juli 1880.

Bude wollte mir eine Photographie in Cabinetsformat einhändigen, die mir aber nicht so gut gefiel, wie eine ältere im Visitenkartenformat; ich bat mir daher letztere aus und erhielt sie. Von mir hat Zintl jetzt ein halbes Duzend Aufnahmen auf einmal gemacht, und ich verharre bei dem Wunsche, daß Sie sich davon gelegentlich selbst die Ihnen am meisten zusagende aussuchen mögen. Die Idee der „ausgewählten Gesamtausgabe“ begrüße ich als eine sehr glückliche und entscheidungsreiche. Daß mir für den Überlebens-Fall die Objsorge anvertraut sein soll, dafür bin ich herzlich dankbar; es thäte mir ja förmlich weh, dies eventuell in anderen Händen zu wissen. Hierüber und über die erwähnte Beeinflussung Ihres

Hochdeutsch durch den Dialect nächstens ein Mehreres; vielleicht mündlich? Über den „Vord Lucifer“ bitte ich vorläufig noch zu schweigen. Gedicht und Beitrag für September werden Ende d. M. verfügbar sein. Gesundheitsbulletin: Miserabel.  
Ihr  
Hamering.

Krieglach, 2. August 1880.

Ich bitte Sie, hochverehrter Freund, denn nochmals, im Falle meines Todes die Vormundschaft über meine Schriften übernehmen zu wollen. Sie hätten die Revisionsbogen durchzusehen und allfällige, Ihnen gutdünkende Verbesserungen, respective Streichungen zu besorgen, so weit das ohne Mühe und größere Arbeit möglich ist. Die Lieferungsausgabe dauert von Anfang 1881 bis Ende 1882.

Freilich müßte ich Sie, hochverehrter Freund, auch verpflichten, für den mir unschätzbaren Freundschaftsdienst eine Entschädigung für die physische Mühe anzunehmen.

Und so wäre nun meine fernere Bitte, mir für den Verleger eine schriftliche Erklärung in obigem Sinne zu geben.

Es ist wahrscheinlich, daß wir die Sache schon in den nächsten Tagen zum Abschlusse bringen.

Mein Befinden verhältnismäßig befriedigend.

Unsere herzlichsten Grüße

Rosegger.

Hochgeehrter, lieber Freund!

Graz, 4. August 1880.

Mit Vergnügen übernehme ich, Ihrem Wunsche gemäß, Ihnen und dem Verleger Ihrer ausgewählten gesammelten Werke gegenüber für den Fall, daß es Ihnen selbst aus was immer für einem Grunde schwer oder unmöglich sein würde, die Vollendung der besagten Gesamtausgabe zu besorgen und zu überwachen, die Verpflichtung, an Ihrer Stelle als Herausgeber einzutreten.

Dafür ein Honorar von Ihnen oder Ihren „Rechtsnachfolgern“ zu beanspruchen, wäre ganz der freundschaftlichen Intention zuwider, mit welcher ich der Sache mich annehmen würde. Nur wenn mir bei dieser Besorgung irgend welche bare Auslagen verursacht würden — die jedenfalls nur gering sein könnten — etwa durch Copierungsarbeiten, Postbeförderungen u. dgl., würde ich eine Vergütung derselben annehmen und mich darüber seinerzeit mit dem Verleger verständigen.

In treuer Freundschaft und Ergebenheit, Ihr

Robert Hamering.

Graz, 29. August 1880.

Herzlichen Glückwunsch! (Zur Geburt eines Knaben.) „Erich in der Wildnis“ und „Genji“ werde ich durchsehen. — Ist Ihnen das kleine Feuilleton im „Berliner Tageblatt“ bekannt geworden: „R. H. als Feuilletonist“, in welchem Oskar Blumenthal meine „Glossen“ sehr freundlich glossiert und excerptiert, und dabei auch des „Heimgarten“ warm gedenkt? Bin schon lange nicht so gelobt worden, und fürchte, D. Wl. werde nicht mehr lange leben. — Aus Frankfurt schreibt mir M. Perels, Ihre „H.-Schilderung“ in der „Frankf. Zeitung“ habe dort sehr gefallen. Ohne Zweifel ein Nachdruck aus dem „Heimgarten“? — Wie heißt der Bub? Hoffentlich Paul, als Seitenstück zum Brüderchen Peter? Ihr  
Hamering.

Hochgeehrter, geliebter Freund!

Krieglach, 4. September 1880.

Heute war Hartleben hier und habe ich mit ihm die Herausgabe meiner ausgewählten Werke abgeschlossen. Nun wünscht H. für das im December d. J. erscheinende erste Heft eine kleine, kritische Vorrede — von Ihnen. Sie kennen mich,



Sie kennen meine Schriften, hochgeehrter Freund, und Sie werden auf wenigen Seiten mehr sagen, als ein anderer auf Bogen. Das Vorwort kann kurz oder lang sein, wie Sie's für gut halten. Die eigentliche Biographie soll erst mit dem letzten Hefte erscheinen.

Freilich wünscht H. schon anfangs October die Vorrede zu haben, bei Zuficherung derselben denke ich aber, daß sie auch Ende October noch früh genug kommen wird. Nur geben Sie, hochgeehrter Herr und Freund, mir schon jetzt die Beruhigung und Freude, das Vorwort zuzusagen.

Ich bin bei diesem Wetter wieder besser. Mit meinem herzlichsten Gruß  
Der Kleine heißt: „Hansel“.

Ihr Rosegger.

Liebster Rosegger!

Graz, 7. September 1880.

Daß ich jeden Ihrer Wünsche mit Freuden erfülle, wenn ich kann, ist selbstverständlich. Was aber nun Ihr Verlangen betrifft, oder vielmehr das Ihres Verlegers, daß ich zu der Sammlung Ihrer ausgewählten Werke eine Vorrede schreibe, so lassen Sie uns die Sache erst einmal gehörig miteinander erwägen. In welchen Fällen schreibt man eine Vorrede zu den Werken eines anderen? Wenn derselbe todt ist und man seinen Nachlaß herausgibt; oder wenn er ein Neuling ist und man ihn in die literarische Welt einzuführen hat. Sie sind, Gott Lob, nicht todt — und noch viel weniger ein Neuling. Daß ein Schriftsteller zu den Werken eines anderen, der längst anerkannt und accreditiert ist, eine Vorrede schreibe, zu den Werken eines Schriftstellers, der auf der Höhe seines literarischen Rufes angelangt ist, das scheint mir keinen rechten Sinn zu haben und ist, meines Erinnerns, ohne Beispiel in der Literatur! Jedenfalls würde es, wenn ich's thäte, den Anschein haben, als ob ich mich noch immer als Ihr Patron, Protector und literarischer Vormund benähme, eine Vorstellung, die mir noch fataler sein muß als Ihnen, weil sie mich vor Publicum und Kritikern im Lichte der Einbildung und Unmaßung erscheinen läßt, und der wir entgegen arbeiten müssen, statt ihr neue Nahrung zu geben. Umsomehr, da es Leute zu geben scheint, die glauben, daß ich Sie wirklich noch beeinflussen, oder gar am Gängelband führe, wenigstens was den „Heimgarten“ betrifft. Kam da neulich ein alter Major zu mir, und wollte etwas in Ihre Zeitschrift eingerückt haben, mit dem Bemerken, er wende sich direct an mich, da es ja in der ganzen Stadt bekannt, ich sei die „eigentliche Seele des Heimgarten“!! Ich verspürte große geheime Lust, den Mann hinauszumwerfen, und belehrte ihn ziemlich scharf eines Bessern. Dies erzähle ich Ihnen nur, weil Sie mich durch Ihren Wunsch in die Nothwendigkeit versetzen, mit dem schwersten Geschick herauszurücken, um Ihnen klarzumachen, was wir in Ihrem und in meinem Interesse zu vermeiden haben. Ihr literarischer Ruf ist weit unbestrittener bei der Kritik, als der meinige; eine Anempfehlung Ihrer Werke in der Form einer Vorrede zu denselben bei Ihren Lebzeiten müßte Befremden erregen und würde mir von Seite meiner journalistischen Gegner gewiß sehr übel gedeutet. Also, liebster Rosegger — alles, nur das nicht! — ich weiß, daß Sie mir im Innersten Recht geben müssen; suchen Sie nun auch den Verleger auf unsere Seite zu bringen.

Ihr aufrichtiger und wahrer Freund

Robert Hamerling.

Hochverehrter Herr und Freund!

Krieglach, 21. September 1880.

Ihre Meinung über das Vorwort habe ich meinem Verleger mitgetheilt, ich denke, daß er umzustimmen sein wird.

Die erste Hälfte des Manuscripts, sechs Bände, habe ich schon Ende d. M. abzuliefern. Als dritter Band in der Lieferungsausgabe kommen die Sonderlinge, deretwegen ich mich gerne mit Ihnen berathen hätte.

Wir kommen in der ersten Hälfte des October nach Graz und beziehen eine Wohnung im Eckhause der Burggasse-Ringstraße (wenn man von dieser in die Burggasse hineingeht links), dritten Stock, mit 1. November.

Als neues, daß ich gestern plötzlich gepfändet worden bin, wegen 194 fl. Erwerbsteuer, die ich jetzt auf einmal hätte zahlen sollen, ohne daß ich darüber je einen Zahlungsauftrag erhalten habe. Ehe ich eine so enorme Steuer als Erwerbsteuer zahle, wo ich eigentlich gar keinen Erwerb habe, und mir diese Steuer nicht gesetzlich nachgewiesen wird, kann ich nicht zahlen — ich gehe zum Finanzminister. Einkommensteuer zahle ich ohnehin.

Ich hebe eine Revolution an!

Ihr

Rosegger.

Graz, 25. September 1880.

Alle Leute erzählen, daß Sie hier herumgehen, die Ausstellung besuchen u. dgl., und die waltende Matrone des Stiftinghauses härmst sich im Stillen ab, klagend, es gebe keine echte Freundschaft mehr in der Welt! —

Getreu der Ihrige!

Hochgeehrter Herr und Freund!

Krieglach, 26. September 1880.

Ich war allerdings vor 10 Tagen auf einen Tag in Graz, Wohnung suchen und ganz im Ernste, ich war auf dem Wege zur Matrone im Stiftingthal, da hat mich ein angeschlagener Wohnungszettel schmählich von meiner Richtung abgebracht. Ich und mein Weibchen grüßen sie herzlich!

Die „Deutsche Zeitung“ macht's spassig, sie ersucht mich, daß ich bei Ihnen bitte, daß Sie für die „Deutsche Zeitung“ Feuilletons schreiben; sie begriffe wohl, daß der Herr Professor keine besondere Vorliebe für die „Deutsche Zeitung“ haben könne, aber S. Heller wäre nicht mehr der ihre.

Ich habe entgegnet, ich könne mir nicht erlauben, Sie zu irgend etwas bestimmen zu wollen, man möge sich nur persönlich an Sie wenden.

Der Herbst thut mir wohl. Diese Woche gehe ich nach Wien wegen Hartleben; am 4. October dürften wir nach Graz übersiedeln.

Ihr dankbarer

Rosegger.

Hochverehrter Herr und Freund!

Graz, 11. October 1880.

Bei wiederholtem Durchlesen des Aufsatzes in der „Neuen Illustrierten Zeitung“ bin ich nun zur fast sicheren Überzeugung gekommen, daß Sie der Urheber dieser Überraschung waren, die mir nun zur wahren Freude ist. Daß es gesagt wurde, freut mich meiner neuen Ausgabe wegen, aber daß Sie es gesagt haben, freut mich noch viel mehr, und zwar ganz meinethwegen.

Meinen herzlichen Dank!

Ihr

Rosegger.

Hochgeehrter, theurer Freund!

Gleichenberg, 19. Mai 1881.

Mir geht es nicht schlecht; ich führe ein stilles, beschauliches Leben; sitze im kühlen Buchenwald, abseits von den Leuten, und lese, sinne und träume. — Ist Ihnen in der „Deutschen Revue“, Aprilheft 1881, in Prokofsch' Ostens interessanten Briefen Ihr Name aufgefallen? Seite 19. Ebenso der Aufsatz in der „Dichterballe“ vom 1. Mai? — Recht herzlichen Dank für den interessanten Juniheft-Beitrag. — Gegen Ende der nächsten Woche gedenke ich nach Graz zurückzukehren, mich dort vor meiner Abfahrt nach Krieglach ein paar Tage aufzuhalten und Sie — wohl schon im Stiftinghaus — zu besuchen. — Für den nächsten Sonntag hat sich Herr Dr. Svoboda bei mir auf Besuch angemeldet. Es ist doch sehr schön hier!

Ihr treuer, dankbarer

Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 11. Juni 1881.

Mir geht's nicht allzuschlecht; hatten eine prächtig schöne Woche, wo ich die ganzen Tage im Walde lag und Dialectgedichte ausspann. Jetzt ist's kalt und trübe, da mache ich Hochdeutsche. Meiner und anderer Sommer-Blage sind die Octoberhefte des „Heimgarten“. Ich habe für das nächste Octoberheft noch keine Erzählung. Eine 8 bis 10 Seiten lange Erzählung von meinem berühmtesten Mitarbeiter würde das Heft ungemein auspuken und dem Jahrgang sehr zustatten kommen. Das wäre ein prächtiger Eingang. Bitte, jagen Sie dazu Ihr: Es werde!

Und das Gedicht für's Septemberheft wird noch in diesem Monat erwartet. Am Augustheft wird bereits gearbeitet.

Mein Weiberl war in Verzweiflung darüber, daß sie unrecht angab, in welcher Kunsthandlung Ihr Bild ausgestellt sei; nicht in der Förstl'schen Buchhandlung, wie sie bei unserem Besuch im Stiftingthal ausjagte, sondern in der Auer'schen Galanteriehandlung, wie sie später darauskam. Das war zu berichtigen. Ich hoffe, daß Ihr Befinden ein zufriedenstellendes sein wird, denn sonst wäre mein neuerliches Pressieren unverantwortlich.

Eben schreibt mir Hartleben, daß er bei Hedenast's Nachfolger die alten Vorräthe meiner Bücher aufgekauft habe; er wird sie wahrscheinlich einstampfen (?), damit sie die neue Ausgabe nicht mehr anfechten können.

Ich freute mich schon darauf, Ihnen heute recht viel vorplaudern zu können, habe aber Kopfweh und so kommen Sie leichteren Kaufes davon.

Mit herzlichstem Gruß an Sie und Ihre liebe Mutter

Ihr dankbarer

Kofegger.

Liebster Kofegger!

Graz, 17. Juni 1881.

Mit einem Gedicht für das Septemberheft wird es nichts sein; ich habe keines und hoffe, Sie bescheren uns lieber selbst einiges von den Dialectgedichten, die Sie in letzter Zeit, laut Schreibens vom 11., bei gutem und den hochdeutschen, die Sie bei schlechtem Wetter gemacht haben. Womit ich dienen kann, ist: Für das Septemberheft eine Erwiderung auf verschiedene Rundgebungen über meinen Sprach-Artikel im „Heimgarten“. Unter andern brachten die Klagenfurter „Pädagogischen Stimmen“ eine Epistel von M. Ronacher „An den Dichter Robert Hamerling“, und Briefe muß man als höflicher Mensch doch beantworten. Für das Octoberheft mag Ihnen Ihr „berühmtester Mitarbeiter“ eine Erzählung liefern; geht mich nichts an; ich für meine Person kann's nicht, und werde, wenn Sie nichts einzuwenden haben, eine feuilletonistische, mit humoristischen und autobiographischen Anbeutungen untermischte Schilderung meiner engeren Heimat, des niederösterreichischen „Walddviertels“, zur Verfügung stellen.

Der interessanteste Artikel im Juniheft des „Heimgarten“ war nicht, wie unser Kleinert sich einbildet, „Wie Dichter arbeiten“, sondern „Wahrheit und Glück“ von Hirtner. Hirtner ist wahrscheinlich ein Pseudonym für — Hans Malser? Diesen Artikel können nur ich oder Sie geschrieben haben — folglich Sie. Daß die Redaction in der Anmerkung dem Autor nicht unbedingt Recht gibt, macht mich nicht irre; welcher Redacteur möchte alles als Redacteur öffentlich billigen, was er als Autor heimlich schreibt?

Auch wir im Stiftinghause könnten uns noch viel schlechter befinden, und grüßen Sie nebst den Ihrigen herzlich.

Ihr getreuer

Robert Hamerling.

Krieglach, 18. Juni 1881.

Seit einer Woche leide ich an Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, heftigem Husten, Fieber, 100 Pulsschläge die Minute. Sonst gesund.

Ihnen, hochverehrter Freund, wünsche ich was Besseres. Mit meinem herzlichsten Grusse  
Ihr  
Rofegger.

Haben Sie den spassigen Brief an mich im „Volksblatt“ gelesen? (16. Juni).

Liebster Rofegger!

Graz, 24. Juni 1881.

Sie werden mein Schreiben an demselben Tage erhalten haben, wie ich das Ihrige. Ich hoffe, daß eine Brieffarte mir baldigst mit einer Zeile bessere Nachricht bringt.

Zur Beantwortung der Anfrage des „Wiener Stenographischen Unterhaltungsblattes“ theile ich Ihnen mit, daß ich als Stenograph zur Fahne Gabelsbergers schwöre.

Den Brief des Pfarrers Schänzl in Schäßern an Sie im „Volksblatt“ habe ich nun nachträglich gelesen. Gestern morgens habe ich auf dem Wege in die Stadt folgende Erwiderung darauf ausgedacht:

„Wenn der Herr Pfarrer Schänzl sich der vermeintlich angegriffenen Religion annimmt, so ist dagegen principiell, „wie die Studierten sagen“, nichts einzuwenden, und nicht leicht darüber mit ihm zu streiten. Aber ein kleiner „Bockfuß“, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, schaut nichts destoweniger auch vom kirchlichen Standpunkte aus seinem Aufsätze heraus. Der Herr Pfarrer läßt nämlich ein paarmal so ein Wörtchen fallen vom möglichen „Bläschkrigen“ und „Ausflopfen des Rodes“ seines „Kumeroden“ durch die „Gebirgsleute“. Es scheint also für den Herrn Pfarrer ein naheliegender und gar nicht unangenehmer Gedanke zu sein, daß der „Kumerod“ einmal in die festen Hände frommer und ein wenig ange-trunkener Bauern gerieth, die zwar nicht des Dichters Werke, aber das „Volksblatt“ gelesen haben. Aber in der Ordnung könnte es der Herr Pfarrer doch kaum finden, wenn einer im Namen des Evangeliums und der christlichen Liebe durchgehauen würde. Und wenn es in Steiermark Leute geben mag, die fähig wären, dem Herrn Pfarrer Schänzl zulieb' den Dichter Rofegger durchzuhauen, so gäb' es ohne Zweifel auch welche, die es über's Herz brächten, dem Dichter Rofegger, ihrem Landsmanne, zulieb, den Herrn Pfarrer Schänzl durchzuhauen. Ja, es sind möglicherweise rabiate Kerle unter diesen, die capabel wären, für jedes Haar, das dem Dichter Rofegger gekrümmt wird, dem Herrn Pfarrer Schänzl in Schäßern eines auszureißen. Das bedenke der Herr Pfarrer!“

Das könnte man auch druden; aber wo? In der „Tagespost“ nicht, denn das hieße die Leute auf den „Volksblatt“-Artikel aufmerksam machen, den Streit in weitere Kreise tragen und den Zunder im Lande Steiermark verbreiten.

Mit herzlichem Grusse von uns an die Ihrigen Ihr getreuer Freund

Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 25. Juni 1881.

Ihre Zeilen über den Herrn Pfarrer wären freilich gut drucken lassen und auf jeden Fall viel wirksamer als der lange Aufsatz, den ich über die Sache schrieb, setzen ließ und im „Heimgarten“ veröffentlichen will, wenn Sie mir nicht entschieden davon abrathen. Ich habe die Sache ziemlich ernst genommen und es nur auf meine Vertheidigung abgesehen. Auch will ich die Worte des Pfarrers genau bringen, in der Hoffnung, daß sich dieselben durch ihre niedrige Art und Weise selber verurtheilen. Ich glaube nicht, daß durch die Verbreitung der Sache ein moralischer Nachtheil für mich entstehen könnte. Auch ist mir das eine Gelegenheit, den Clericalen, die mich für einen Religionschänder halten, eine Art Defenntnis abzugeben.

Trotzdem aber bin ich noch nicht fest entschlossen, den Aufsatz: „Wirtshausgespräch“ zu veröffentlichen, und bitte Sie, hochverehrter Freund, um Ihren Rath. Sie sind so liebevoll, daß Sie den langen Aufsatz gewiß durchlesen und mir Ihre Meinung, Bedenken u. s. w. mittheilen werden.

Mein Befinden, mit Ausnahme des Hustens, hat sich gebessert.

Ihr dankbarer Rosegger.

Mit Ihren gütigen Zusagen für das September- und Octoberheft bin ich selbstverständlich mit Dank einverstanden. Heute habe ich eine schwere Arbeit. Ich bin von Lenkam-Josefsthäl schon wiederholt aufgefordert worden, den Prospect für den neuen Jahrgang zu liefern. Und weiß noch nicht, was ich im ersten Hefte bringen kann. So kann ich den Prospect nur ganz allgemein halten.

Liebster Rosegger!

Graz, 26. Juni 1881.

Wenn Sie schon dem Pfarrer Schänzl eine so ausführliche Erwiderung angebeihen lassen wollen, so ist die mir freundlich mitgetheilte ganz in der Ordnung. Sie hält sich so maßvoll, daß sie nur nützen, in keinem Falle schaden kann. (Ich habe mir bloß erlaubt, den Sokrates aus der Zahl der Philosophen zu streichen, welche der Pfarrer gelesen haben könnte, da Sokrates nichts niedergeschrieben, und nur mündlich gelehrt hat.) Ein sonderliches Gewicht kann ich auf die Herzensergießung des Pfarrers nicht legen; er schreibt, wie man's von einem Pfarrer erwarten kann. Bedenklich fand ich nur die Herwinke betreffs der „Pläsch“, und dafür verdient er selbst welche.

Ihr Hamerling.

Hochgeehrter Freund!

Krieglach, 3. September 1881.

So manches hätte ich Ihnen mitzutheilen, allein in manchen Dingen entspricht die Feder meinen Anforderungen nicht; ich danke sie mehr und mehr ab; was mich freut oder was ich leide, sie bringt's nicht so, sei es in Dichtungen, sei es in Briefen. Das verdriest mich.

Zum Glück kommen wir schon bald nach Graz, daß ich zu Ihnen kann. Bis Mitte September, wenn die Schulen angehen, ziehen wir in die Stadt.

Mein körperliches Befinden bessert sich wieder, wie alljährlich im Spätsommer.

Mit herzlichem Grusse Ihr Rosegger.

1. Februar 1882.

Soeben „Heimgarten“ wegen Ihres Artikels über Gedankenlosigkeit confisciert worden. Ich bin seit drei Tagen elend und kann nicht ausgehen.

Herzlichen Gruß Rosegger.

1. Februar 1882.

Habe mit Director Thamm Rücksprache genommen und beschlossen, Nachmittag 4 Uhr zum Staatsanwalt zu gehen, damit er womöglich nicht bloß das übrige Hefte (was schon geschehen), sondern auch den beanständeten Artikel frei gibt. Werde Ihnen das Ergebnis bekannt geben. Herzlichen Gruß Robert Hamerling.

1. Februar 1882 abends.

Von 4 bis 5 1/2 habe ich auf den Staatsanwalt in seinem Bureau gewartet, in einem Vorzimmer ohne Dank. Das Resultat ist, daß der Artikel im nächsten Hefte völlig umgearbeitet erscheinen kann, ohne Anwendung der „Kopfslosigkeit“ auf Behörden. Näheres mündlich. Die entstandene Lücke müssen Sie nun leider ausfüllen! Bedauere sehr!

Ihr Hamerling.

1. Februar 1882, abends.

Ich danke Ihnen recht herzlich, verehrter Freund, das Resultat, daß wir den Aufsatz überhaupt noch bringen dürfen, ist mir immerhin erfreulich. Bis ich

wieder wohl bin, müssen Sie mir das Gespräch mit dem Herrn erzählen. Daß Sie beim Staniskanwalt so lange stehen mußten, ist nicht gut, aber immer noch besser, als durch denselben sitzen zu müssen. Mir hat der Mann einmal das Einsperren in Aussicht gestellt. Seien Sie herzlichst begrüßt. V. R. Rosegger.

Mein Brustkatarrh hat sich nun wieder etwas gelindert.

Eine Wiener Firma hatte sich um den Verlag des „Heimgarten“ beworben, unter der Bereitwilligkeit, für das Blatt ein größeres Mitarbeiterhonorar auszusprechen. Als Rosegger hierauf den Vertrag mit der alten Firma gelöst hatte, schwenkte das Wiener Haus um. Darauf bezieht sich der folgende Brief.

Hochverehrter Freund!

Gleichenberg, 16. Mai 1882.

Nach all der Plänemacherei, Hin- und Herfahrenei und den Vertragsentwürfen hat die „Steyrermühl“ die von ihr selbst vorgeschlagene Übernahme des „Heimgarten“ nach den von ihr selbst dictierten Bedingungen — abgelehnt. Die Geschichte ist wunderbar, aber die dort im Verwaltungsrathe sitzenden optimistischen Freunde des „Heimgarten“ sind einfach überstimmt worden. Aus Gnaden nur auf ein Jahr wollten sie das Blatt schließlich noch übernehmen, um die vorschnell durch Briefe und Telegramme gemachten Zusagen einzulösen — das habe ich dankend abgelehnt. Nach solcher Motivierung kann ich nicht annehmen; ich glaube, ich habe hierin recht gethan.

So müssen wir denn unsern Leykam-Josefsthäl-Plan demüthig wieder hervorsuchen, heißt das, wenn die Gesellschaft darauf noch eingeht; ich schreibe dieser Tage an Director Thamm; hätten Sie zufällig Gelegenheit, dort ein gutes Wort zu sprechen? Ich habe wirklich Angst, daß sie mir jetzt meinen neuen Antrag zurückweisen könnten.

Wenn nicht, so beginne ich in Gottes Namen wieder zu arbeiten, allerdings ein hartes Tagwerk. Wenn ich nur gesund wäre! Sie, mein Freund, bleiben mir treu, das hält mich aufrecht.

Der Aufenthalt hier mit meinem Knaben ist wieder sehr freundlich; wir bleiben bis nächsten Samstag da. Vor ein paar Tagen habe ich das „Schwanenlied der Romantik“ wieder gelesen und mir damit ein wahres Seelenfest bereitet.

Von ganzem Herzen in Verehrung und Liebe

Ihr

Rosegger.

Graz, 17. Mai 1882.

Ich suchte sogleich Gelegenheit, mit Director Thamm zu sprechen. Man ist noch ein bißchen ungehalten, aber bereit, das früher Vereinbarte wieder aufzunehmen, mit Einschluß einer Bedingung jedoch (anderweitiger Wiederabdruck der Artikel binnen Jahresfrist betreffend), die mir billig und leicht zu erfüllen scheint. Auf baldiges Wiedersehen! Herzlich grüßend

Ihr

Gamerling.

Hochverehrter Herr und Freund!

Krieglach, 9. September 1882.

Noch einen Gruß aus unserer Sommerfrische, bevor wir sie beschließen, was am 18. oder 20. d. der Fall sein wird.

Ich freue mich wieder auf die geistigen Genüsse der Stadt, auf meine wenigen Bekannte und Freunde daselbst, besonders auf Sie, verehrter Freund, dessen Umgang ich im Sommer von Jahr zu Jahr schwerer vermisse. Und in Graz, da frage ich mich bisweilen, warum ich das Glück, einen solchen Freund zu besitzen, nicht nach allen Seiten hin ausnütze? Ich, der ich außer Ihnen kaum einen einzigen Menschen habe, der mich ganz versteht, dem ich ganz vertrauen kann, ich, dem offenste Mittheilung ein Lebensbedürfnis ist. Öfter, als Sie, hat mir noch keiner bewiesen, was Wohlwollen und Theilnahme ist. Ich betrachte das stille Leben für

sich als ein Glück, aber das Ganzalleinsein ist kein's. Darum, verehrter Freund, bleiben Sie mir doch auch in Zukunft, so lange sie mir dauert, der liebste Genosse.

Mit diesem Sommer war ich in vieler Beziehung nicht unzufrieden, ja im Walde kam sogar recht häufig wieder die Stimmung des Glückes, die mir freilich der Rauch des häuslichen Herdes manchmal wieder umnebelt hat. — Im October soll ich eine Vortragsreise durch Mitteldeutschland machen, ein bei meiner Kränklichkeit gewagtes Unternehmen — einem Hunderter zuliebe.

Das ist ein Fehler von mir, daß ich dem Gelde nachtrachte. Ich würde mit größerer Sammlung viel Bedeutenderes producieren, als es gegenwärtig der Fall ist, wenn ich nicht immer an das Geldverdienen denken müßte. Schwer aufzubringen. Für die Erziehung der Kinder soll was sein, abgesehen davon, daß man für seine eigenen erwerbsunfähigen Tage etwas zurücklegen möchte. Was mich betrifft, ist selbst für schlimmen Fall das Wenigste genug. Ein freundliches Zimmerchen und zehn Bücher d'rin, wäre so mein wünschenswertes Um und Auf. Darum ist's doch wahr, was mir Dr. Svoboda einmal gesagt hat: Poeten sollen recht viel lieben, aber gar nicht heiraten. Daß gerade der Poet wieder mit dem Gegenstande seiner Liebe ewig beisammen sein möchte, und gerade er von solchem Gegenstand am tiefsten gepeinigt sein kann, ist eben auch eine maliziose Einrichtung der göttlichen Fürsorge. Sagen wollte ich nur das: ich würde besseres leisten, wenn ich nicht so sehr nach Geld jagen müßte. Ich bin oft tief verstimmt, wenn ich rasch hingeschriebene Producte drucken lassen muß, die nichts bedeuten, während mich doch immer ein gewisses Gefühl plagt, als wäre in irgend einem Winkel meiner Seele der Keim zu einem Großen und Besonderen.

Sollten Sie noch recht viele Exemplare Ihrer „Gesammelten kleineren Dichtungen“ haben, so schenken Sie mir doch noch einmal eins. Ich habe mein Exemplar in Gleichenberg einem Grafen geliehen, ihm darum seitdem zwei Briefe geschrieben. Der Edelmann gibt mir gar keine Antwort!

Mit ganzem Herzen

Ihr

P. R. Rosegger.

Liebster Rosegger!

Graz, 11. September 1882.

Was Sie Gutes in mir und dem, was ich Ihnen sein kann — letzteres ist thatsächlich blutwenig! — sehen, und was Sie Schönes darüber schreiben, das setze ich auf Rechnung Ihres Dichterauges und Ihrer Dichtersefeder, und jenes edelmenschlichen Wohlwollens, das sich bei bevorzugten Naturen vielleicht immer mehr oder weniger findet. Ihre Voraussetzung jedoch, daß Ihnen kein Mensch ein besseres Verständnis und eine gleichmäßigere Theilnahme entgegenbringen kann als ich, dürfte den Nagel so ziemlich auf den Kopf treffen. Und was freundschaftliche, vertrauensvolle Mittheilung anlangt, so ist es kein Wunder, wenn Sie bei mir ein offenes Ohr und ein offenes Herz finden, da ich es immer schwer genug ertrug, daß ich bisher für meine eigene Person, äußerer Umstände halber, mir den Luxus erleichternder Mittheilung nicht gestatten durfte.

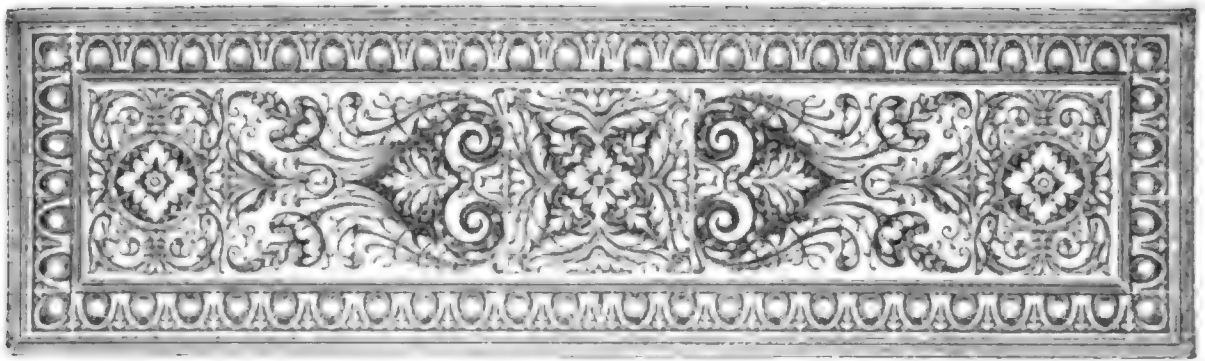
Ich schließe, denn Sie kommen ja bald. Fortsetzung also mündlich. Daß Ihnen ein neues Exemplar der „Ges. kl. Dichtungen“ zur Verfügung steht, ist selbstverständlich.

In alter Liebe und Treue

Ihr

Robert Hamerling.

(Fortsetzung folgt.)



## Kleine Laube.

### Wie keimt dein Geschick —?

Wie keimt dein Geschick  
Dir, Mensch, in der Brust?  
Aus dem Lichte das Glück,  
Aus dem Dunkel die Lust.  
Wenn plötzlich ein Blitz  
Das Dunkel erhellt,  
Bist du im Besitz  
Von Gott und Welt.

R.

### Der Segen-Kaspar.<sup>1)</sup>

Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Weinland von J. G. Frimberger.

Ja, wer's immer so gut hätte, daß er vollends zufrieden wäre!

Der Segen-Kaspar hat vor zehn Jahren noch, wenn er mit einem zusammengerathen ist, den er leiden konnte, allemal gern gesagt: „Ner a brav's Wei' mecht ih iagt noh hab'n, a Ruib g'stattst der Goß, a Viertel Weing'rt' und an Erd-äpfelfled, nach'r verlangert ih m'r nig mehr!“

Uh so, Ihr wißt ja noch gar nicht, wer der Segen-Kaspar eigentlich ist . . . Halt ein Häusler in Rohrdorf, das schier mitten drin liegt im Untermanhartsberger-Viertel. Sein Häusel ist freilich nur mit Stroh gedeckt, sah auch sonst immer schon recht zausig aus und steht ganz abseits an der G'stätten,<sup>2)</sup> wo Hunde und Katzen sich gute Nacht sagen.

Weil er aber doch ein Häusel hat, ist ihm sein erster Wunsch richtig bald in Erfüllung gegangen. Das heißt nämlich, des Brännler Dirn hat er sich zum Weib gefunden, die Kathl, die wohl nicht viel mehr besaß, als was sie an ihrem Leibe trug, und zudem noch als nicht gar brav ausgeschrien war. Nun das, was die Leute so über sie herumredeten, glaubte der Segen-Kaspar zuvörderst ganz einfach nicht und heiratete sie frischweg, weil sie nicht „schlach“ war und doch so that, als ob sie ihn wolle. Einmal für dreimal sind sie, acht Tage, nachdem die Kathl ja gesagt hatte, „verkündt“<sup>3)</sup> worden, und wieder acht Tage später ist sie schon vor

<sup>1)</sup> Aus J. G. Frimbergers „Weinländer“, Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich. Vinz. Osterreichische Verlagsanstalt.

<sup>2)</sup> Hügelwand. <sup>3)</sup> aufgeboden.



Gott und der Welt die Seine gewesen. Am „Ehr'nta(g)“ hat der Segen-Raspar gar fünf Kilo Schweinernes und ein ganzes Kigel abbraten lassen, und alles ist sauber „z'hammg'schmauzt“ worden, dazu noch etliche Schüsseln Salat und vier Körbeln voll „Mohgnbeugeln“<sup>1)</sup>, die die Brünlerin „g'spendiert“ hatte. Was an Wein vertilgt worden ist, will ich gar nicht anführen, weil man sonst annehmen müßt, daß der Segen-Raspar eigentlich einer ist, der das Geld hinausschmeißt. Nun ja, hat halt auch gedacht, heiraten thut man nicht alle Tag und für gewöhnlich überhaupt nur einmal, herentgegen muß man schon was springen lassen zum Ehrentag.

Für das junge Weib des Segen-Raspar ist das auch der richtige Ehrentag gewesen, denn so lang er gedauert hat, haben wenigstens die, die geladen waren zur Tafel, nichts Mißgünstiges über sie geredet, sondern sie vielmehr neben ihrem Mann desto fleißiger leben lassen, je öfter eingeschenkt worden ist. Und der Raspar hat förmlich geleuchtet vor Glückseligkeit, und gar gesungen hat er:

„Ga, iazt hab ih a Wei',  
Hübsch a jungs, hübsch a runds,  
Und ih moan, wann ih f' frag,  
Ja gar 's Busseln verstunds.

Ja mir scheint, das woas f' ah,  
Und sie trinkt ah an Wein,  
Und so brav, wie f' iazt trinkt,  
Wird f' g'wiß allerweil sein;

Ja gar 's Busseln verstunds,  
Wann ihr so 'was iazt g'schah.  
Und dass d' Knödeln erscht locht wern,  
Mir scheint, das woas f' ah.

Wird f' g'wiß allerweil sein,  
Wird miß gern hab'n alloa,  
Und so guit's ihr iazt schmedt,  
Wird f' ah allerweil thoa!“

Drei Tage hat das Weib auch „allerweil“ gut gethan, das heißt ordentlich gekocht, die „Soas“ gefüttert und „gmelicht“<sup>2)</sup>, im Taglohn brav gearbeitet und keinen anderen Mann ang'schaut, als ihren Raspar. Am vierten Tag hinwieder hat ihr Mann sie schon „speanzeln“ gesehen mit dem Schneider-Michel, der ihr letzter „G'spuß“ gewesen sein soll.

Da hat der Raspar zu ihr etwas bissig gesagt: „Du, Kathl, iazt bist d' Segen-Rasparin, folgentlich hast auf a aners Mannsbüld, das Dich nix angeht, mit z'schau'n!“

„No, no, ner nit gleich z'wider sein! Schaut de Raß 'n Bischof an, und is doh a g'weichter Mann . . .“

Da ist sie aber recht angekommen, die Kathl! Das hat den Raspar erst gehörrig in Saft gebracht, und sein hat er ihr's ausgelegt: „Ersttens bist Du koa Raß nit oder söllst wenigstens loani sein, zweitens is der Schneider-Michel koa Bischof nit, weil er ner a Schneidberg'söll is, und drittens schickt sich das nit, dass a Wei' an anern anschaut und sih extra noh verdefentiert weg'n so was! Verstanden?“

Über das hat die Kathl nur „heanzerrisch“ aufgelacht, ihrem Mann den Rücken zugekehrt und ist in die „Kuchl“ gegangen, einen Sterz zu kochen zum Nachtmahl.

Sapperment noch einmal, da hat der Segen-Raspar Augen gemacht! Gleich wollte er seiner Kathl nach und ihr tüchtig die Leviten lesen, dann aber hat er sich's doch wieder überlegt, ist hinaus in den Hof, hat sich eine angezündet und in seiner „Gall“ g'staubt, dass er vor lauter Rauch gar nicht zu sehen war.

Am Tag danach hat er die Kathl wieder mit dem Schneider-Michel angetroffen und die zwei haben fest „kudert“<sup>3)</sup> und g'lacht“.

Jetzt ist's aber ganz aus gewesen. Der Segen-Raspar ist hingetreten und hat der Seinen wild zugerufen: „Scham Dich, als a verheirats Wei' mit an ledig'n Burschen da umasteh'n; auf der Stöll gehst hoam!“

1) Mohntipfeln. 2) gemolken. 3) gelichert.

Auf das hat ihm nicht nur seine Rathl, sondern auch der Schneider-Michel noch „ins G'sicht g'lacht“, und die Rathl hat überdies also geredet: „Geh, ih bitt Dich gar schön, Du Haspel! Der da wird m'r doh nix obabeißen, wann er neb'n meiner steht . . . Geh lieber Du hoam, ih wir gehn, wann's miß g'frent . . . Pfirt Dich Gott mit Rosenwasser!“

Jetzt lirrte der Michel erst recht.

Der Segen-Raspar hatte schon seine Hand erhoben, er hat sie aber wieder fallen lassen, hat die Zwei vor ihm angeschaut, als ob er sie vergiften wollt, und ist nachher heimgewandert, ohne weiter ein „Wartl“ zu sagen. Zuhause jedoch, in der Stuben drin, hat er aus dem Kasten geräumt, was der Rathl gehörte, ein Binkerl drauß gemacht, und als das Weib dann kam, hat er es mitsammt ihrem Binkerl hinausgestampert.

Einmal für dreimal sind sie „verkündt“ worden, daß ja recht geschwind gegangen ist, das Heiraten, ein- für allemal hat er sie jetzt fortgejagt — und das ist auch recht geschwind gegangen!

Von der Stunde an ist er lang allein geblieben, hat emsig im Taglohn gearbeitet und hat sich daheim alles selber gemacht, bis sich „a seinige Mahm“, eine alte Wittib, über ihn erbarmte und zu ihm kam, um ihm die Wirtschaft zu führen.

Wenn er nun wieder mit einem zusammengeriet, dem er, ohne befürchten zu müssen, verspöttelt zu werden, sein Herz ausschütten konnte, so sagte er bloß noch: „Mer a Ruib g'stattst der Goas mecht' ih noh hab'n, a Viertel Weing'rt' und an Erdbäpselfled, nach'r verlangert ib m'r nix mehr!“

Seinen einstigen ersten Wunsch hatte er also schon begraben, den mußte ihm die Rathl wohl für immer verleidet haben. Und mit den übrigen drei Wünschen sah es halt noch recht windig aus. Er hatte freilich „a bissel was erspart, das aber reichte kaum für die Rub, auch wenn er das dazulegen wollte, was er für die „Goas“ hereinbringen konnte, falls er sie verkaufen thät.

Die Mahm, die nun im Häufel des Segen-Raspar wirtschaftete, war zu seinem Glück „a klug's Wei“ und gab nie einen Kreuzer zu viel aus.

So kam er denn doch endlich zu der Rub, der Segen-Raspar; und da trug er förmlich den Kopf etwas höher, als sein zweiter Wunsch in Erfüllung gegangen war. Ja, ganz stolz war er auf diese Errungenschaft, aber die Freud' hat halt nicht gar lang gedauert. Der Raspar hat einmal seiner Rub, als die Mahm nicht daheim gewesen ist, zuviel frisch-grünes Futter in den Warren gelegt, und das hat die Rub „aufblabt“. Entsetzt hat das die heimkehrende Mahm gesehen, und trotzdem sie den Raspar gleich fortsprengte, und der Eurschmied auch gleich gekommen ist und die Rub „anzapft“ hat — der Fleischhacker hat sie schlagen müssen, sonst wär' sie gar „umg'standen“. Daß der Fleischhacker die Rub zum „Aushacken“ gekauft und dafür einen baren „Fuszger“ niedergelegt hat, dessen mußte der Raspar in seinem Ungemach wahrlich noch froh sein.

Dieses Ende seines zweiten Wunsches ist für den Raspar ein härterer Schlag gewesen, als die „Niznußigkeit“ seiner Rathl.

Jetzt wollte er nicht nur von „an braven Wei“, sondern auch von einer „Ruib g'stattst der Goas“ nichts mehr wissen, ja er bedauerte es gar sehr, daß er die „Goas“ einmal für „so a Spottgeld“ verschleudert hatte.

Ein besonderer Zufall verwirklichte ihm indes nun seinen einstigen dritten Wunsch. Ein Bauer in Rohrdorf hatte abgewirtschaftet; was noch da war, wurde verlicitiert, und da erstand der Segen-Raspar, weil wenig Käufer sich einfanden, „a Viertel Weing'rt“ sehr billig. Ja, das war ein Fang! Alt ist er freilich schon gewesen, der „Weing'rt“, aber das Jahr darauf doch „g'stroht voll Weinb'r“. Der

Raspar hat sich schon „a guit's Leben“ erhofft; kam da im August zweimal der „Schauer“ kurz hintereinander, und alles war „z'jammg'haut“. Ein Jahr später sind gar noble „Herrna“ nach Rohrdorf gerathen, haben da „umag'schnoselt“ und füglich herausgebracht, dass in Rohrdorf die Reblaus sei, am ärgsten in des Segen-Raspar „Weing'rt“. Der müsse „ausg'haut“ und die Stöcke müssen verbrannt werden, wenn man den anderen retten wolle, was noch zu retten sei. Was konnte der Raspar thun, wenn er der anderen Rohrdorfer gedachte, als seinen „Weing'rt“ dem Erdboden gleich machen . . .

Ja, und so hat er's glücklich zu seinem einstigen letzten Wunsch gebracht, denn was noch kurz vorher ein „Weing'rt“ gewesen ist, war nun richt'g ein Erdäpfelstuck.

Hatte er jetzt überhaupt noch was zu wünschen? Lang, lang wußte er nichts, bis er einmal an seinem Häusel einen Bauer vorbeifahren sah, der aus einer großen, nach Raspar's Begriffen wunderschön bemalten „Purzlanpfeifa“ rauchte. Mit leuchtenden Augen blickte Raspar lange dem Manne nach.

Etwa eine Woche darauf traf der Segen-Raspar seinen besten Freund, den Knöpfelmeyer. Dem aber sagte er: „Weil bei mir all's schon schief geht, mecht ih iazt grad ner a Purzlanerne noch hab'n, mit an recht an schön Büldl d'rauf, nachh'r verlangert ih m'r nix mehr!“

„No, mei Gott, das kannst doh leicht hab'n; kas D'r halt so a Purzlanerne mit an schön Büldl“, jagte der Knöpfelmeyer.

„Ja, wann ih ner in d' Stadt kema that; bei unserm Kaufmann kriagt ma ja so was Fein's gar nit, wier ih's gern mechtert.“

„No, so wart, ih muiss am Samsta eini in d' Stadt; ih bring' D'r oani mit, a Purzlanerne. Was därf s' denn kosten?“

„No, a Guldenzedel scho. Aber a ganz a extrig's Büldl muiss drauf sein — ner um Gott'swölln loa Weibsbüld nit — und a feins V'jchlacht muiss s' hab'n und a Röbrl mit an greun Quastl, sunst g'freuert s' mih nit . . .“

„Guit, so was bring ih D'r!“

„Ih mit D'r s' nachh'r scho zahl'n.“

„Iß scho recht!“

So sind sie auseinander gegangen und der Segen-Raspar war seit langem wieder ein wenig fidelere.

Am Samstag brachte ihm der Knöpfelmeyer richtig eine „Purzlanerne“; eine Landschaft war darauf in schrecklich schreienden Farben, ein feines „V'jchlacht“ hatte sie und ein Rohr mit grüner Quaste. Der Raspar war selig und rauchte aus dieser Pfeife bis in die sinkende Nacht. Und mit dieser Pfeife im Munde stolzierte er tags darauf im Dorfe umher und gieng gar ins Wirtshaus, nur der Pfeife zulieb, denn sonst sah er immer brav daheim.

Wie da alle die „Purzlanerne“ bestaunten und sie ihm neideten! Darüber trank der Raspar, immer rauchend, ein Glas um's andere, und als er nachhause gieng, wackelte er recht bedenklich. Aber wiederholt hat er unterwegs seine „Purzlanerne“ zärtlich umfingerlt und dabei geschwärmt: „Du bist halt iazt mei ganz's Leb'n!“ Armer Narr . . . Just vor seinem Häusel stolperte er, fiel „der Längst“ nach hin und — aus war's mit der „Purzlanern“. Die Scherben lagen nur so herum . . .

Vorerst war er ganz weg, nachher aber rief er suchsteneufelswilt aus: „Iazt, weil de Pfeifa hin is, pfeif ih scho auf all's!“

So ist er schlafen gegangen.

Und seitdem wünscht sich der Segen-Raspar nichts mehr.

## Singvögel.

### Kein Sommer.

Ist ein Sommer mir vergangen,  
Der für mich kein Sommer war,  
Schaute nicht der Firne Prangen,  
Hoch der Felsen Hochaltar!

Hab' des Edelweißes Sterne  
Nicht vom Binnenrand gepflückt:  
Hatte niemand, dem ich gerne  
In die Hände sie gedrückt.

Anton Renk.

### Im Heide-Nebel.

Einsam schreit' ich hin ins Weite  
Auf der hohen, stillen,  
Auf der allverlass'nen Heide . . .  
Nebel fallen,  
Wallen tiefer,  
Immer dichter, dämm'rungsdunkler,  
Zu verhüllen alle Weiten,  
Dass im tiefen Dämm'rungs-Schoße  
Still der Urmacht Urgeheimis:  
Licht und Liebe sich erneuet!

Kleingeboren wird die Zeit:  
Ein Sonnenjahr,  
Ein Mädchenkindlein klein,  
Ein Augenblick der Ewigkeit! —

Einsam schreit' ich an zur Höhe  
Durch des Nebels graue Breiten —  
Still vorbei  
Streift des Seher's Aug' und Ahnen  
An der Urgewalt Geheimnis.  
Keine Frage,  
Kein Erforschen!  
Die Sünde wär's, es wär' der Tod —  
Und hier soll Leben werden!  
Und im erhabenen Glücke  
Des Neuschöpfungs-Ahnens,  
Schreit' ich und breit' ich  
Weit aus die Arme —  
Und im unendlichen Meere des Nebelwogens,  
Erlenn' ich des Weltalls Unendlichkeit  
Vergess' ich die Zeit und Vergänglichkeit  
Und fasse, umfasse  
Mit seligem Schauern  
Die Ewigkeit! —

Anton August Naaff.

### Ich klagte einst . . .

Ich klagte einst: „Du hast mich nicht erhört,  
Wie heiß ich rang!“  
Heut sag' ich, nicht vom eitlem Wunsch bethört,  
Dir inn'gen Dank.

Ich hatte Dich um einen Stein gebeten  
In meiner Not —  
Und Du warst gütig zu mir hingetreten  
Und gabst mir Brot. M. Steffe.

### Geleitwort für ein Fremdenbuch.

Willkommen erst und gehst schon fort! —  
So nimm das Blatt und schreibe,  
Auf dass in einem guten Wort  
Dein' Seel' bei uns verbleibe.  
Wenn Menschen sich auch flüchtig nur  
Auf ihrem Pfad begegnen,  
So walte doch als treue Spur  
Ein liebevolles Segnen. Peter Rosegger.

## Der Himmel.

Du suchst den Himmel dort und da,  
Und kannst ihn nicht ergründen,  
Und doch ist immer er Dir nah,  
Und ist so leicht zu finden.

Schau' in ein Kindesangezicht  
Mit seinen Engelszügen,  
Mit seinen Augen sternlicht,  
Darin Seligkeiten liegen . . . . .

Und Engel, Sterne, Seligkeit  
Sind ja dem Himmel eigen . . . . .  
Drum, was Du suchest stets so weit,  
Ein Kind kann es Dir zeigen. —

Gebell-Ennsburg.

## Bauernschäd'l.

Wir sein beinander g'hocht,  
Roans hat a Wörtl g'sagt,  
Wir hab'n bei aller Lieb  
A bisl g'stritten g'habt.

Sie — Ioa oanzige Silb'n,  
I — Ioan oanzig'n Laut,  
Es hat a Jed's von uns  
Auf d' andere Seit'n g'schaut.

G'wirgt hat's mi' wohl und 'druckt,  
Und ihr war's schwarz und hart,  
Wir hab'n alle zwoa  
Auf's erste Wört'l g'wart'!

Sie — a truhig's Madl,  
I — a harter Bua,  
Jetzt sein wir g'schied'ne Leut' —  
Und g'hör'n uns nimmer zua.

I gab für sie mei' Bluat,  
I gabet ihr mei' Böö'n,  
Aber 's erste gute Wörtl —  
Dös kann i ihr nit göb'n.

Sie — an harten Kopf,  
I — oan wie a Pflasterstoan,  
Soll All's in Fegen geh'n:  
Mei' Kopf g'hört mir alloan.

Karl Schönberr.

## Heinrich Heines Bekehrung.

War es dem „ungezogenen Liebling der Grazien“ mit seiner Rückkehr zum Glauben ernst, als er elend in seiner Matragengruft dem Tode entgegenstiehe? Die meisten bezweifeln es und sehen den heillosen Spötter und freveln Eyniker in ihm bis an sein schweres Ende. So geschah's schon von seinen Zeitgenossen. Fanny Lewald meinte, „an dem Gerede über seine Bekehrung sei nicht ein Wort wahr gewesen; die Leute, welche dergleichen von ihm verbreitet hätten, seien entweder von ihm getäuscht oder hätten sich selbst getäuscht“. Alfred Meißner sagt, es sei Heine nicht gelungen, sich zu bekehren; er habe immer wieder gezweifelt und neue Wege erfunden. Der Gedanke an das Jenseits sei ihm „nur eine rheumatische Kette gewesen, die ein Leidender, der alle Heilmittel ohne Erfolg probirte, versucht, ohne an ihre Wirksamkeit zu glauben.“ Und Heinrich Laube, der ihn noch kurz vor seinem Tode, 1855, sah, äußerte sich: „Witz und Frivolität waren ihm treu geblieben, und diese von unten auf absterbende Creatur, welche unter der Bettdecke nur noch einige Spannen zusammengezogenen Menschenleibs besaß, forderte mit ungeschwächtem Geist den Schöpfer alles Menschlichen heraus.“ Demgegenüber erinnert der „Evangelische Gemeindebote“ in Köln an verschiedene Äußerungen Heines, die denn doch von einer tiefergehenden Einkehr Zeugnis ablegen, als er sie vielleicht in anderen, weltlicheren Stimmungen wahr haben wollte.

„Als der kranke Dichter eines Tages den Besuch eines Freundes erhielt, sagte er zu ihm: ‚Wissen Sie, wohin ich gehen würde, könnte ich mich nur mit Krücken fortbewegen? — Direct in die Kirche!‘ ‚Sie scherzen!‘ ‚Nein, nein, gewiß!‘

zur Kirche! Ein anderer Freund, der ihn 1849 aufsuchte, berichtet Folgendes: „Ich fand Heine in Paris, aber in welchem Zustande! Eine auf dem Boden ausgebreitete Matraze bildete sein Lager. Der arme Mann war fast völlig erblindet, und sein Körper zuckte vor stechenden Schmerzen. Es war ein Bild des Leidens, das ich vor mir hatte. Und doch lag auf seinem schönen und edlen Antlitz ein unsagbarer Ausdruck des Friedens und der Ergebung. Er sprach mit mir von seinen Schmerzen, als wären sie die eines anderen gewesen. Lange konnte ich mir so viel Frieden und Ergebung mitten in einer solcher Prägung nicht erklären und dazu noch vonseiten dessen, der als Gottesleugner von Beruf aufgetreten war. Er sollte mir bald selbst die Erklärung dafür geben. Während ein Lächeln um seine Lippen schwebte, unterhielt er mich noch einige Zeit von den brennenden Schmerzen, die er fühlte; und mit dem Hinweis darauf, dass er nicht mehr genesen werde, sprach er mit starker und fester Stimme, die ihm trotz seiner innersten Schwäche geblieben war: ‚Mein Freund, glauben Sie mir — es ist Heinrich Heine, der es Ihnen sagt! — glauben Sie es; nachdem ich Jahre lang nachgedacht habe, bin ich zu dem Schluss gelangt, es gibt einen Gott, der unsere Werke richtet; unsere Seele ist unsterblich und nach diesem Leben gibt es ein anderes, wo das Gute belohnt und das Böse bestraft werden wird. Ja, das erklärt Ihnen Heinrich Heine, der so oft den heiligen Geist verleugnet hat. Haben Sie an diesen großen Wahrheiten gezweifelt, so werfen Sie diese Zweifel weit von sich weg und lernen Sie an meinem Beispiel, dass der einfache und nackte Glaube an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes allein Macht hat, einem Menschen die gräßlichsten Schmerzen ohne Klagen und Murren tragen zu helfen. Ohne diesen Glauben hätte ich schon lange meinem Leben ein Ende gemacht.‘ Tief bewegt erfasste ich seine Hand. Er fügte hinzu: ‚Es gibt Thoren, die ihr ganzes Leben im Unglauben und Irrthum zugebracht und dann nicht den Muth haben, einzugestehen, dass sie sich vollständig getäuscht hatten. Für meinen Theil fühle ich das Bedürfnis, zu erklären, dass ich den Irrthum verwünsche, der mich so lange geblendet hat. Jetzt erst sehe ich hell; und wer mich kennt, muss gestehen: es kommt nicht daher, dass meine Fähigkeiten abgenommen hätten; denn niemals war mein Geist klarer und seine Kraft größer als in diesem Augenblick.‘

Darauf kam er, wie auch spätere Aussprüche darthun, immer wieder zurück. Am 1. Juni 1850 schrieb er an seinen Verleger Campe: „Ich bin kein Frömmeler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren und alles, was aus der früheren blasphematorischen Periode noch vorhanden war, ausmerzen; die schönsten Giftblumen habe ich mit entschlossener Hand ausgerissen.“ Hier glaubte er freilich wieder hinzufügen zu müssen: „Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Act meines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewußt bin.“ Und ähnlich sprach er sich auch gegen Fanny Lewald aus. Aber dann gab er doch wieder zu: „In der Krankheit hat man den lieben Gott nöthig, in der Gesundheit vergißt man ihn“; und: „Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber ist es eine gute Religion.“ Auch in seinem Nachwort zum 1851 erschienenen „Romancero“ weist er deutlich auf sein Krankenbett als die Ursprungsstätte seiner Bekehrung hin. Im Jänner 1853 veröffentlichte er im „Journal des Débats“ eine Erklärung, dass er die krasse Religionspötereien in der neuen französischen Übersetzung seiner „Reisebilder“, die ohne sein Zuthun erfolgt sei, aufrichtig bereue. Und ähnlich spricht er sich in den 1854 erschienenen „Geständnissen“ aus.

Für das Andenken des Vielgepriesenen und ebensoviel Geschmähten sind solche Äußerungen jedenfalls ehrenvoller und veröhnlicher als das viel colportierte frivole, übrigens noch nicht einmal verbürgte: „Dieu me pardonnera, c'est son métier.“ (Gott wird mir vergeben, das ist ja sein Beruf). „Thürmer.“

## Über das Fluchen.

Die Kirche bekämpft nicht alle Sünden mit demselben Eifer. Gegen manche, die uns gering erscheinen, eifert sie unablässig und rügt sie mit Strenge, wogegen sie gegen andere weit schmerzere, die aufs äußerste bekämpft werden sollten, nachsichtig, ja gleichgiltig ist. Ein weites Thema! Eine Sünde gibt es, gegen die die Kirche von jeher gerisert hat: das Fluchen. Diese Gewohnheit hat die verschiedensten Veranlassungen. Ein Bösewicht flucht, wenn ihm sein verbrecherisches Vorhaben misslungen ist und zeigt damit seine Nichtswürdigkeit. Ein schlechter Mensch flucht gegen sein Weib und seine Kinder, das ist schändlich. Wenn aber der Vorgesetzte flucht über Faulheit, Liederlichkeit, Unordnung seiner Untergebenen, so begeht er wohl keine Sünde, er thut vielmehr seine Pflicht und braucht dazu ein unter Umständen ganz zweckdienliches Mittel. Als im Jahre 1813 Blücher bei Wartenburg über die Elbe gieng und an der Brücke hielt, marschierte auch ein Landwehrbataillon über die Brücke in sehr nachlässiger und schlechter Haltung. Da fuhr er es an mit den Worten: „Ihr habt wohl keine Lust, da drüben anzubeißen, das Donnerwetter soll euch in die Knochen fahren, ich lasse auf euch schießen.“ Am Abend aber, als sich das Bataillon gut geschlagen hatte, ritt er vorbei und sagte, dies anerkennend, freundlich zu den Leuten: Sie wüßten ja wohl, daß er das am Morgen nicht so böse gemeint hätte. Was würde man dazu sagen, wenn sich etwa ein Moralprediger unterfangen wollte, dies zu mißbilligen? Der Fluch pflegt ferner bei uns oft ein derber Scherz zu sein, ein Ausbruch guten Humors und ist dann durchaus nichts Böses. Aber die Kirche sieht die Sache sehr ernsthaft an. Warum mag wohl die Kirche so eifern gegen das Fluchen, das doch wahrlich keine so schlimme Sache ist? Damit hat es eine eigene Verwandtnis. Wir stoßen hier wieder, wie so oft, auf etwas, was wohl zweifellos aus der jüdischen Moral her stammt und zu den Dingen gehört, die sich aus der ersten christlichen Zeit insolge des vorherrschenden Einflusses der Juden in der Kirche vererbt haben bis auf unsere Tage. Es ist ja bekannt, wie der Fluch in den religiös-ahergläubischen Vorstellungen der Juden eine große Rolle spielt, was sich auch bei ihnen allenthalben im gewöhnlichen Leben zeigt. Wie der Jude dem befreundeten Stammesgenossen Gutes anwünscht, so wünscht er dem, den er haßt, oder an dem er sich rächen will, Übles an. „Du sollst ein Geschwür am Auge bekommen, und es soll dir dein Auge zerschneiden, und du sollst daran sterben.“ Eine ganze Krankheitsgeschichte wünscht der Jude seinem Feinde an, und alle erdenklichen Übel wünscht er auf ihn herab. Nun sagt die jüdische Moral: das solle man nicht, man solle nicht fluchen. Dieser jüdische Fluch ist uns aber völlig unbekannt. Jetzt wird, sonderbarerweise, das jüdische Verbot des Fluchens auf unseren ehrlichen Fluch angewandt, auf den es gar nicht paßt. Es kommt noch hinzu, daß es verboten ist, den Namen Gottes unnötig zu gebrauchen und daß es auch für bedenklich erachtet wird, den Namen des Teufels dabei zu nennen, da dieser den ausgesprochenen Fluch möglicherweise verwirklichen könnte. Daher ist es gekommen, daß das Fluchen mit einem gewissen Fanatismus verpönt wird und daß man noch im achtzehnten Jahrhundert überall landesherrlichen Verordnungen gegen das Fluchen begegnet. In den Sammlungen preussischer Edicte findet man immer

von Zeit zu Zeit solche Verordnungen. Sie beginnen jedesmal damit, daß gesagt wird, es habe in neuerer Zeit wieder das Fluchen überhand genommen, und es folgen dann strenge Strafen dagegen. In den damaligen Zeiten gieng es den Leuten oft recht schlecht, und wenn sich ihr gerechter Unwille einmal in einem derben Fluch Luft machte, so hätte man nicht so streng sein sollen. Aber die Theologen dachten darüber anders.

„Die Grenzboten.“

## Entweihung edler Wörter!

Ein sicherlich ungünstiges Anzeichen für den gediegenen Wert einer Volkshheit, vielmehr ein Beleg volksthümlichen Niederganges, ist jener mehrfach wahrgenommene Mißbrauch kräftiger und sogar dichterisch erhabener Ausdrücke. Wuchernde sittliche Schlassheit offenbart sich hierin, und belundet sich als Zerrüttung alter ehrbarer Sitte und ihrer Ordnungen. Welche betrübenden Einblicke in gemüthjames Leben eines Volkes darf man gewinnen, wann z. B. rühmende Eigenschafts-Wörter unserer Ahnen, wie: einfältig (ohne Falsch und Zweideutigkeit), schlecht (gediegen, einfach), frech (freimüthig), frevel (unverzagt) u. s. w. den Enkeln als Tadel gar gelten? Gehe man doch an ihrer Hand, in der Spur solches begrifflichen Wandels, auch sittlicher Entwicklung nach! Darf es uns gleichgiltig lassen, daß unser Beiwort „albern“ überhaupt aus „allwahr“, in beiden Hinsichten verdorben werden konnte? der Form wie dem Inhalte nach!

Allerdings bezeugte schon unser Dichter Gottfried August Bürger, daß kein Volk alter oder neuer Zeit seine Muttersprache so nachlässig gehandhabt, so sündlich mißhandelt habe, als deutsche Leute thäten. Und dies gilt nach dem Zeugnisse unseres volksthümlichen Germanisten Hochlehrers Dr. Moritz Heyne heute sogar in verstärktem Maße. Obige Beispiele lassen sich leichtlich auf Duzende bringen; denn auch Dingwörter fallen hieher. Kerl, Knecht, Weibsbild, Schimpf u. s. w. gaben edle Begriffe.

Einmal hatte ich unter der Überschrift: „Sprachliche Abscheulichkeit“ einen edelsten Ausdruck unseres Volkes, das stolze Wort „Dierne“ beleuchtet, das eine verkommene, schmähsch radebrechende und sittlich schlaffe Gegenwart, eben im Spiegelbilde ihrer selbst, zu entwerfen sucht.

Russisch: Diawa, gothisch: Thivi bedeutet die Jungfrau. Angesichts fehlender Lautverschiebung ward das slavische Wort vielleicht durch germanische Herrschaft beeinflusst. Althochdeutsch gilt eine beiwörtliche Fortbildung Diorna, unser Dierne, für vermuthbares Diwi oder Diu. Heutige Schreibung Dirne, als Kürze, ist falsch. —

Im Mittelalter erscheint für Jungfrau Maria, als Himmels-Königin, die schöne Wendung: erwählte Gottes Dierne. Aber auch andere heilige Jungfrauen heißen: Gottes Dierne; und von menschlicher Seele verlangen geistliche Lehrer, daß sie Gottes Dierne sei! Edel Frauen und Josen bei Hofe wurden, als Diernen, von Mägden in bürgerlichem oder bäuerischem Hause unterschieden. Man sprach z. B. von Diernen (Hofdamen) einer Königin. Erläutert ward auch: eine Dierne diene umsonst, auf Ehre und Genaden, eine Magd um Lohn und Kost. —

Das sind eiliche Zeugnisse aus dem Mittelalter. Aus der Gegenwart bestätigt Schmeller für Altbayern, daß auch heute Dierne als vornehmere Bezeichnung gegenüber Magd gelte; mit der Anrede als „Dierne“ sei gewisse Würde verknüpft. Bei Siebenbürger Sachsen sind noch heute Kerl und Dierne stolze, ehrende Namen für „Bräutigam“ und „Braut“; und die Hochzeits-Bitter laden die Gäste für Dierne und Kerl ehrsamlich ein.



In Vossens „Louise“ wird diese wiederholentlich als Diene bezeichnet. Und Schiller singt: „Was weinet die Diene, zergrämet sich schier?“ Und ein anderer wie schön in jenem Liede: „Ich grüße Dich, Diene in blondem Haar, mit bläulich schimmerndem Augenpaar; auf Dein Wohl, auf Dein Wohl!“

Ganz Niederdeutschland, so weit eben noch plattdeutsch gesprochen wird, besitzt als trauestes Rufwort: „Min söte leeve Deeren!“ Ja, unberührte Jungfräulichkeit heißt geradezu: Deeren-Stand. Ebenwohl weiß alle Dichtung unserer hehren Alpenwelt, mit dem Reize dustiger Minnelieder, nicht genug zu singen und zu jagen vom Diarndla, um das der Duab freiet:

Wann mein herzliab's Diarndla  
Laut dubelt in dar Fruah,  
So gafräut sih unsar Herrgott,  
Und jugazt darzua.

Und solches köstliche Wort, solchen theuerbaren Schatz unserer Sprache will schuftige Verlorenheit herabziehen in Roth? Großstädtische Wichte, die bei geringstem Bildungswissen gleichwohl an allem vollstümlichem Verständnisse und Empfinden abgelöst sind, Schreiber irgendwelcher Kanzlei, wagten schon in nahezu amtlicher Weise, unglückliche, öffentlicher Preisgabe verfallene Mädchen gar als „Diernen“, d. h. doch gerade als Jungfrauen verächtlich machen zu wollen. Für arme Preisgegebene besitzen wir anderen Ausdruck.

Diene ist einmal niederdeutsch geblieben, dann aber gehört es bis heute zumal bayerisch-österreichischem Stamme an; in anderen Mundarten ist es erloschen. Wo es aber in täglichem Gebrauche fehlt, da ist just eine Gefahr vorhanden bezüglich verführter Schändung unserer Sprache und unseres Volksthumes. In dieser Hinsicht besitzt ja deutsche Rasse kein Rückgrat; völkische Ehre aber und bürgerliche sind geschiedene Begriffe, gehen mit nichten immer Hand in Hand. An treuem Mahnen habe seit Jahren es nicht fehlen lassen; einiges Erfolges ward ich bislang nicht frohe. In betrüblicher Anzahl sind unsere Landsleute, wo Volksthum in Frage kommt, eine stumpfe träge Menge.

Dabei gebriecht es heute an regem sprachlichem Sinne, wie ihn andere Völker hegen. Weibsbild z. B. besagte doch: Bild, oder Muster eines Weibes; als höflichste Anrede und Schmeichelei. Man verlernte in deutscher Sprache zu fühlen; plappert ohne alles Nachdenken. Wann von ausschweifendem Manne, oder leichtfertigem lüsterlichem Weibe die Rede ist, so knüpfen sich Urtheil und Tadel doch nicht an beide Dingwörter: Mann und Weib, sondern an die begleitenden Beiwörter. Gleiches gilt von etwaiger Schelte-dreiste Diene. Man dürfte jedoch eigentlich solches erhabene Wort als Diene niemals in erniedrigender Knüpfung gebrauchen.

Deutsche Diene, Jdiser-Schwester und Walhall's Erbin sei gegrüßt!

H. v. Pfister-Schwaighusen.



**Der verlassene Gott.** Novellen von Otto von Leitgeb. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Otto von Leitgeb hat zwei Gebiete in denen er sich mit besonderer Sicherheit und Vorliebe bewegt. Sehr verschieden beide von einander. Das eine ist sein heimlicher

Boden, das Friaul. Das andere ist die große Welt, die feine Gesellschaft, der Salon. In „Sidera cordis“ hat er einen Roman aus dem Friaul gegeben. In mancher trefflichen Skizze Land und Leute der Bassa lebendig und liebevoll gezeichnet. Auch in dem vor

liegenden Bande finden sich zwei Novellen aus diesem Stoffkreis. „Alte Rechnung“ ist so ein Meisterstück voll energischer Anschaulichkeit aus dem heutigen Aquileja. Weniger gelungen die Titelerzählung, die auf demselben Boden spielt, wo man die alten Römerfunde aus der Erde gräbt. Die schlichten, armen, glühenden Menschen der Tiebergegend haben in Veitgeb einen gewandten und verstehenden Schilderer gefunden. Einzig aber und hinreißend ist er, wo er sich auf dem glatten Parkett bewegt. Was in gebildeten, hochkultivierten Menschen an Feinheit, Anmuth und Poesie steckt, fördert er in reizenden Stimmungsbildern zutage. Takt und Gesellschaftsformen öffnen sich wie eine Schale und lassen den edlen, sittlichen Kern durchblicken. Er ist ein Gesunder, Lebensfroher, der das Schöne zu erschließen weiß, wo man es oft kaum vermuthet hätte. Er ist ein Bejager, der sich nicht mit kritischer Vergliederung hilft, um seinen Stoff zu bewältigen. Er schlägt auf den Felsen und das Gute und Liebenswürdige quillt nur so hervor. Die feine Gesellschaft hat es nicht nöthig, sich an die Franzosen oder an die Decadence zu halten. Hier findet sie Grazie und weltmännischen Ton vereint mit echtem menschlichen Empfinden, mit einer wohlthuenden Reinheit und Gesundheit des Herzens. Die Novellen „Das Gespenst“ und „Ein Dichter“ reihen sich den besten und zartesten Stücken der Novellensammlung „Psyche“ desselben Verfassers würdig an. Sehr lesenswert sind auch die ganz in Stimmung getauchten Lebensbilder „Ein Herrenabend“, „Armenisuppe“, „So ist das Leben“, „Ein paar Striche“ und die prachtvoll geschriebene „Phantasie“. Es ist ein glücklicher, reicher, kraftvoller Dichter, der aus jeder Seite zu uns spricht, Einer, von dem gilt, was Erland, der Poet von sich sagt: „Das habe ich erfunden und eben deshalb erlebt. Was einem wirklich zufließt — wie oft lebt man es gar nicht mit! Aber was man erfindet, sich ausdenkt, aus allen Poren der Phantasie in einen Becher auffängt — wie muß man das leben, damit es wirklich ist!“ E.

**Paul Heyse, Romane und Novellen.** Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.) Unbeirrt durch die Schwankungen der literarischen Moden ist Paul Heyse auf dem Wege fortgeschritten, den er vor einem halben Jahrhundert betreten, und ehe noch das Alter seine stolze Gestalt zu beugen vermochte, kann er sich seines Sieges über gewisse Gegenströmungen freuen. Denn schon ist die Zeit gekommen, wo das deutsche Volk nach manchen Irrungen des literarischen Geschmacks nach den gefunden, reifen Früchten zurück-

verlangt, die ein Priester der wahren, inneren Natur und der geläuterten, formenreinen Kunst ihm darbietet. Die Cotta'sche Buchhandlung begegnet diesem Verlangen durch eine würdig ausgestattete wohlfeile Lieferungs- ausgabe von Heyse's Romanen und Novellen, die der freudigsten Aufnahme und der weitesten Verbreitung wert und sicher ist. Zunächst erscheinen in einer ersten Serie die Romane, in einer zweiten sollen die Novellen folgen. Die „Kinder der Welt“ eröffnen den Reigen, das lähne feingeistige Buch, mit dem Paul Heyse zuerst bewies, daß er nicht nur in der Novelle, sondern auch in dem großen und weiten Bau des kunstvollen Romans ein Meister sei. Und gerade dieser erste verbindet mit seiner hohen künstlerischen Vollendung den Wert eines Zeitbildes, wie unsere gesammte Belletristik kaum ein getreueres und interessanteres bietet. V.

**Ludwig Uhlands sämtliche Werke.** Mit einer literarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Polthof und dem Bildnis des Dichters. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). In der vorliegenden Ausgabe der Uhlandschen Werke wird dem deutschen Volke zum erstenmale in einheitlicher Zusammenfassung unverkürzt alles das geboten, was an dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten der Feder Uhlands entfloßen ist. Unter die Dichtungen sind sicher die in weiteren Kreisen kaum noch bekannt gewordenen dramatischen Fragmente und Entwürfe zu rechnen. Die prosaischen Arbeiten bringen die gesammten „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ mit der classischen Abhandlung über das deutsche Volkslied. V.

Selbst der edelste Wein genießt sich besser aus feingeschliffenem Glase als aus plumpem Gefäß. Das wird jeder spüren, der Lenaus Gedichte in der entzündenden Ausgabe in die Hand nimmt, die soeben bei Carl Krabbe in Stuttgart erschienen ist. Wie ganz anders sehen uns von diesen delicatesen und doch nirgend mit unnützem Schmutz überladenen Blättern die Gedichte an; zu Geschenken in solchen Kreisen, die Schönes und Edles auch aus schöner Schale genießen möchten, ist diese Ausgabe bestens zu empfehlen. V.

**Lenaus Frauengestalten.** Von Adolf Wilhelm Ernst. (Stuttgart, Carl Krabbe.) Das vorliegende Buch hat sich die Aufgabe gestellt, diejenigen Frauen, welche bedeutsam in das Leben und Werden Lenaus eingegriffen haben, in ihrem Einfluß auf den Dichter zu schildern. Der Verfasser war außerdem in der Lage, weitere Aufschlüsse über manche Beziehung Lenaus zum weiblichen Geschlechte

zu geben. Das in diesem veröffentlichte Material von und über Lenau stammt aus authentischen Quellen.

**Über den Firnen — unter den Sternen.** Gedichte von Anton Renk. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.) Man weiß nicht recht, ist das in Tirol unter den Alten der letzte oder unter den Neuen der erste. Von beiden Richtungen hat er Besitz an sich. Man lese Gedichte, wie „Die Telegraphistin“, „Sünde“, „Seligkeit“, und man wird wissen, dass es kein Buch ist zum Durchlesen, sondern eines zum Mitempfinden. M.

**Größe und heitere Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers.** Von Franko Seiner. Zwei Bände. (München, L. G. Bed'sche Verlagsbuchhandlung. 1902.) Ein geradezu wertvolles Buch für alle, die sich für die Buren, ihr Land und ihren Freiheitskrieg interessieren — und deren gibt es unzählige. Das Buch ist überaus reich an Thatfachen, Reiseerlebnissen, Menschenbeobachtungen, und besonders lebendig erzählte Kriegsabenteuer füllen die zwei stattlichen Bände, die mit mehreren Orientierungskarten versehen sind. Diese unmittelbaren Schilderungen eines Mannes, der selbst auch dabei war, machen in ihrer Frische auf den Leser einen bleibenden Eindruck. M.

**Verkannt und vergessen.** Biographische Skizzen über A. Plattner u. J. G. Obrist von A. Riggl. (Innsbruck. Tiroler Verlag.) — „Poet und Sonderling!“ Mit diesen Worten ist Plattner katalogisiert im Museum zu Innsbruck, und Professor Alois Wehmer schreibt über ihn: „Solche Originale sind selten und außer Tirol sind sie eine Unmöglichkeit“. In sicherem Strichen entwirft der Verfasser, dessen Schreibweise urwüchsig kräftige Eigenart verrät, ein markiges Bild dieses interessanten merkwürdigen Menschen. 1787 in Birl geboren, hütete Plattner in den Bubenzahren Schafe auf der Alm. Später studierte er in Hall und Innsbruck Gymnasium und Philosophie. Unmittelbar nach Beendigung der Hochschule gieng das Blutjahr 1809 ins Land, und nun sehen wir unseren Plattner als Hauptmann der Hörtenberger Freiwilligen — ein Held wie Dewet — in jedem Kampfe, von der Erstürmung der Innbrücke zu Innsbruck am 12. April bis zum Abbrechen des letzten scharfen und blutigen Gefechtes bei der Martinswand am 3. November. Mit dem Jahre 1810 beginnt für Plattner ein abenteuerliches Wanderleben, schließlich zieht es ihn aber, wie jeden Tiroler, zurück nach seinem Heimatlande. 1818 lässt er sich zum Priester weihen; eine gewisse Berufsgleichgültigkeit scheint ihn in diese Bahn getrieben zu haben, in der er viel Ungemach

erlebte, weil ihm die Heuchelei fremd war und seiner natürlichen Religiosität der nöthige jesuitische Auspuß fehlte. Aber ernst hat Plattner den einmal gewählten Beruf genommen, er war eine fromme Natur, nur mag er auf die Außerlichkeiten des Handwerkes nicht viel Gewicht gelegt haben. Natürlich hatte eine solche Auffassung Verfolgungen jeglicher Art von Seite der geistlichen Oberbehörde zur Folge. Darüber berichtet das Büchlein deutlich und viel; man lese nur nach und bilde sich sein Urtheil. . . . Der wie ein wildes Thier Geheule, ruft seinen Amtsbrüdern zu: „Nur mein Kleid ist zerlumpt — nicht mein Gewissen!“ — Wie der Verfolgte dann flieht in das Gehänge des Solsteins, um sich dort anzusiedeln beim Waldgethier und zu leben als ein Stück Natur in der Natur, das ist in allen Einzelheiten packend geschildert. Vergzauber allein bot ihm stets Seelenerlösung. Als Weltgottgläubiger fühlte er sich schon in der Menschheitsform eins mit dem Urdasein. Plattners Naturauffassung ist nicht willkürlich, nicht reflectorisch, sondern ursprünglich; er dichtete wie die Natur im Frühling Knospen treibt. Das Wenige, was von diesem „Sonderling“ erhalten geblieben, ist handschriftlicher Nachlass, verstreut in spärlichen Artikeln, aber es verbürgt eine naive und warmblütige Künstlernatur, die uns Riggl mit Liebe und Verständnis in plastischer Stilform vor das geistige Auge zu stellen versteht. In der zweiten biographischen Skizze wird uns ein anderer Tiroler Poet: Johann Georg Obrist (†1901) vorgestellt. Im Jahre 1843 wurde er in Jenbach (Unterinnthal) als armer Teufel geboren — und das ist eine miserable Marke für die Handlung des Lebens“ meint der Biograph. Obrist, ein Schüler des Altmeisters Pichler, war Philologe, Lehrer, Journalist und schließlich Beamter der Universitätsbibliothek zu Innsbruck. Nach den hübschen Gedichtproben ist Obrists Dichtertalent vollauf erwiesen. Schlichte Kleinlyrik bringt sein Bestes. Ein „Singvogel“, in dessen Brust nicht zu viele, dafür aber herzerguidende Töne wohnten; auch wusste der Wadere in politischen Liedern der Freiheit eine Gasse zu bahnen. — Den Lauf seines Lebens kennzeichnet der Dichter selbst bitter und bezeichnend:

Ohne Willen ins Leben gekommen,  
Dann durch den trüben Strom geschwommen,  
Endlich gestrandet sammt aller Hab'  
Am sandigen Ufer: es nennt sich G r a b.

Franz Goldhann.

**Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der socialen Civilisation** von Dr. Thomas G. Masaryk. (Wien. Karl Konegen). Socialisten kann dieses bedeutende und bedeutsame Buch nicht genug empfohlen

werden. Ausgehend von der Begriffsbestimmung des Selbstmordes spricht es über die Ursachen der Selbstmordneigung, die Wirkungen der Natur, der physischen und geistigen Organisation des Selbstmordes, von den Arten und Formen, von der Selbstmordneigung des Menschen im Verhältnis zur Civilisation u. s. w. Fürchtbar ist das Buch, wie schrecklich müssen erst die Zustände sein, die es bedingen!

M.

**Die Geister des Sturmes.** Socialer Roman von Karl Landsteiner. (Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.) Erst in jüngster Zeit hat sich Landsteiner wieder dem Romane zugewendet und seine „Geister des Sturmes“, die wir der Lesewelt als das Neueste aus seiner Feder vorlegen, dürfte alle Vorzüge seiner Schreibweise und seines Compositionstalentes in erhöhtem Maße aufweisen. Es ist ein Stück socialen Lebens, mit Frische und Kraft geschrieben. Wir werden in eine Familie eingeführt, deren Schicksale sowie die derselben angehörigen Personen unser Interesse in Anspruch nehmen, ja, wir gewinnen dieselben so lieb, daß wir uns nur schwer von ihnen trennen. Socialpolitiker werden auch gefesselt werden durch die Art und Weise, wie der Held des Romans die sociale Frage durch persönliches Eingreifen der Lösung nahe zu bringen sucht.

V.

**So war's!** Ernst und Scherz aus alter Zeit von August Sperl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Der „glänzendste Vertreter des historischen Romans seit Schöffel und Gustav Freytag“, wie ihn die berufene Kritik nach dem Erscheinen des „Hans Georg Portner“ genannt, hat auch in diesem, vier Geschichten enthaltenden Bande von neuem seine Kunst bewährt, aus dem Staube aller Urkunden Gestalten erstehen zu lassen, die in voller Plastik vor das Auge des Lesers treten.

V.

**Der Beruf und die Stellung der Frau.** Ein Buch für Männer und Frauen, Verheiratete und Ledige, Alt und Jung, von Johannes Müller. (Leipzig, Verlag der „Grünen Blätter“.) Der Verfasser behandelt nach einem kurzen Blick über die Frauenfrage zunächst „die Frau in der Ehe“, eine Schilderung und Offenbarung des ehelichen Berufs aus den Grundtiefen des Wesens der Ehe, dann „die Frau außer der Ehe“ in ihrem gegenwärtigen Nothstand, und endlich die Ziele einer allgemeinen Bewegung zum Besten der Frau: das Ziel persönlicher Reife, wirklicher Bildung, individueller Selbstständigkeit, menschenwürdiger Geschlechtsverhältnisse und einer Zunahme der Eheschließungen. Besondere Aufmerksamkeit ist der Erziehung des kommenden Geschlechts zugewandt.

V.

Wieder liegt eine Reihe Bändchen der „Hendel-Bibliothek“ vor uns. In erster Beziehung steht voran Willibald Alexis' volkstümlicher vaterländischer Roman „Der Roland von Berlin“. Dann Fritz Reuter mit „Onkel Bräsig“, Lebensbild in fünf Acten nach „U mine Stromtid“, frei bearbeitet von William Schirmer; E. Th. Am. Hoffmanns „Meister Martin der Rißner und seine Gesellen“ und „Die Bergwerke zu Falun“, Gedichte des Lyrikers Johann Gaudenz von Salis-Seewis aus der Schiller-Goethe-Periode; Percy Bysshe Shelleys „Der entfesselte Prometheus“, lyrisches Drama in vier Acten, deutsch von Albrecht Graf Widenburg; Algernon Charles Swinburne, „Atalanta in Calydon“, eine Tagödie, deutsch von Albrecht Graf Widenburg.

V.

**Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturgeschichtlichen Unterrichtes.** Von Dr. Otto Schmeil. Vierte verbesserte Auflage. (Stuttgart. Erwin Nägele. 1900.)

**Lehrbuch der Botanik für höhere Lehranstalten und für die Hand des Lehrers.** Von biologischen Gesichtspunkten bearbeitet von Dr. Otto Schmeil. (Stuttgart. Erwin Nägele. 1901.)

**Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen.** Was junge Leute davon wissen sollten und Eheleute wissen müßten. Von Dr. Fr. Schönenberger und W. Siegert. Zweite sehr vermehrte Auflage. (Berlin. Wilhelm Müller.) In England und Amerika nimmt man keinen Anstand, Fragen geschlechtlicher Natur öffentlich zu besprechen. In Deutschland dagegen gilt es vielfach noch als Mangel an Bildung und als Verstoß gegen die gute Sitte, über derlei offen zu reden und die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Die Folge dieser übergroßen Zurückhaltung aber ist eine bodenlose Unkenntnis auf diesem Gebiete und deren verhängnisvollen Folgen.

V.

Unter dem Titel „Natur und Schule“ erscheint, von V. Landsberg, O. Schmeil und V. Schmid herausgegeben, seit Jänner d. J. im Verlage von V. G. Teubner in Leipzig eine Zeitschrift, die dem gesammten naturwissenschaftlichen Unterricht dienen und den Schulbetrieb aller naturwissenschaftlichen Fächer in gleichmäßiger Berücksichtigung der einzelnen Disciplinen behandeln will.

V.

**Das Kunstblatt.** Zeitschrift für bildende und angewandte Künste in ihrer Reproduction, Anzeiger für nachbildende Kunst. (Zürich. J. Vollmann.) Nach vorliegender erster Nummer mit guten Kunstbeilagen bestens zu empfehlen.

**Das Blatt der Hausfrau.** (Wien. Friedrich Schirmer.) Diese Zeitschrift bringt so viel des Guten und Nützlichen, daß wir sie jeder Hausfrau und Mutter empfehlen können, besonders da „Das Blatt der Hausfrau“ nicht bloß einseitig belehrend ist, sondern auch in ausgiebigem Maße für die Unterhaltung sorgt. Der reich illustrierte Theil für Mode- und Handarbeiten erhält einen höheren praktischen Wert durch die Schnittmusterbogen für Damen- und Kindergarderobe und Wäsche. Der Roman „Flitterwochen des Ruhms“ von A. Schoebel mit seinen scharf gezeichneten Charakteren erfreut sich des anhaltenden Interesses der Leserinnen. Für die Lectüre der Jugend bieten „Das Blatt der Kinder“ und „Das Blatt der jungen Mädchen“ einen sorgfältig ausgewählten Lesestoff. V.

### Büchereinlauf.

**Römisches Fieber.** Roman von Richard Vosß. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1902.)

**Sünden der Väter.** Roman von Ludwig Ganghofer. 2 Bände. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1902.)

**Menschlichkeit.** Roman von Emil Marriot. (Berlin G. Grote. 1902.)

**Kämpfe.** Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen von Ernst Zahn. 2. Auflage. (Leipzig. Th. Schröter.)

**„Der Burgvogt von Landskron.“** Von M. Stancé. Dresden. E. Vierzon. 1902.

**Beim Alten auf der Insel.** Erzählungen für Kinder. Von Maria Myß. (Büch. Drell Fühl.)

**Alex Gradaus Trilogie,** humoristisches Epos von Max Brentano. I. Jung Alex Gradaus. (Studenten- und Militärzeit.) II. Alex Gradaus der Geniale. (Abenteuer aus dem Ingenieur- und Eisenbahnerleben.) III. Alex Gradaus Rafael. (Pädagogisches u. Kunstgebiet.) (Berlin. R. Eckstein Nachf.)

**Frühling.** Schauspiel in vier Aufzügen von Rudolf Holzner. (Wing. Österr. Verlagsanstalt.)

**Gott. — Und die Träume.** Dichtungen von Peter Baum. (Berlin. Agel Jmdr. 1902.)

**Sonnennächte.** Gedichte von René Schidele. (Straßburg. Rudolf Deust. 1902.)

**Bunte Blätter.** Gedichte von Otto Doepfemeyer. (Herford. Christian Quentin. 1902.)

**Deutsches Gärtner-Liederbuch.** 3. Aufl. Vollständig umgearbeitet und vermehrt von George Paul Sylvester Cabanis. (Berlin. Verlagsbuchhandlung des Allgem. Deutschen Gärtner-Vereins.)

**Heimatsklänge** aus den deutschen Gauen. Ausgewählt von O. Dähnhardt. II. Aus Nebenflur u. Waldgrund. (Leipzig. V. G. Teubner.)

**Ich bin bei euch alle Tage.** Ein christl. Lebensbuch in Bild und Lied. Mit kunstvoll ausgeführten Bildern. Herausgegeben von Oskar Pant. (Leipzig. Jacobi & Zocher.)

**Marie, die Mutter des Herrn** od. Natur und Gnade. Von Emil Wacker. (Güterloh. C. Bertelsmann. 1901.)

**Nikolaus Senau.** Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castle. (Leipzig. Max Hesses Verlag. 1902.)

**Premieren.** Winter 1900 bis Sommer 1901. Von Hermann Bahr. (München. Albert Langen. 1902.)

**Die verlassene Josephine, 1809—1814.** Von Friedrich Masson. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Reich illustriert. (Leipzig. Schmidt und Günther.)

**Stephanie, Großherzogin von Baden.** Eine Adoptivtochter Napoleon I. Nach Aussagen von Zeitgenossen und bisher unveröffentlichten Documenten. Von Joseph Turquan. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

**Josef Freiherr von Balchberg.** (1800 bis 1882.) Sein Leben und seine Schriften von Franz Ilwos. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1902.)

**Der Glaube an unser Volk.** Nationale Briefe aus Deutsch-Österreich. (Wing. Österr. Verlagsanstalt.)


**Kriegswissenschaft und Philosophie.** Eine Untersuchung zur Klarlegung der Begriffe „Militärische und allgemeine Bildung“. Von J. Parall, k. u. k. Oberlieutenant, Lehrer an der Infanterie-Cadettenschule in Liebenau. (Graz. Selbstverlag des Verfassers. 1902.)

**Kleines Tonkünstlerlexikon.** Enthaltend kurze Biographien der Tonkünstler früherer und neuerer Zeit. Für Musiker u. Freunde der Tonkunst herausgegeben von Paul Frank. Zehnte revidierte und vermehrte Auflage. (Leipzig. Karl Merseburger. 1902.)

**Vollständiges kurzgefasstes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung** mit zahlreichen Fremdwortverdeutschungen und Angaben über Herkunft, Bedeutung und Fügung der Wörter. 2. Auflage. (Leipzig. Max Hesse. 1902.)

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt. (München. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. G.)

**Neuester Plan von Graz** und nächste Umgebung mit Verzeichnis der Straßen, Gassen und Plätze, sowie ein Wegweiser zu den Ämtern, öffentlichen Gebäuden (Anstalten) etc. (Graz. Leykam.)

 Vorstehend besprochene Werke etc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Schulhaus Krieglach-Alpel.

(7. Ausweis.)

Vortrag K 9521·50. Neuerdings eingegangen in Kronen: Dr. v. Foregger, Sammlung im Steirerverein, Wien 128.30; Lehrerverein Lettschen a. d. Elbe 20; Clementine C., München 4, Bertha v. R., Graz 40, Dr. Seelich, Graz 10; Valeska Müller, Breslau 23; A. Momber, München 234; J. Semotan, Lehrer, Neudorf, Sammlung 14; Übungsabend des Männergesangvereines der Oberösterreicher, Wien 16; drei Schulfreunde in Feldbach 3; Amalia Schulz, Laibach 4; R. Herschl, Auffig 5; Lehrerverein, Bilin 20; A. Schutting, Hilm-Rematen 72; Arnfelder Tischgesellschaft 2.50. Prof. Ranke, München 10. — Übertrag 10.127·30 Kronen. Graz, am 15. April 1902.



**W. H. G., Graz.** Glauben Sie: Die Klatsch- und Tratschsucht richtet mehr Unheil an unter den Menschen, als alle Kriege und Seuchen zusammen. Deshalb lassen Sie es gut sein und kümmern sich vielleicht einmal ein wenig um den Falken im eigenen Auge.

**W. H., Wien.** „Gesundheit ist das größte Gut des Menschen.“ „Am glücklichsten ist man in der Kindheit.“ „Liebe wird geädelt durch die Treue.“ Das nennen Sie Aphorismen. Ebner v. Eschenbach sagt in einem ihrer klassischen Aphorismen: „Sag' etwas, das sich von selbst versteht, das erstemal, und du bist unsterblich.“ Bei Aphorismen, die gedruckt werden sollen, ist es nicht genug, daß sie Wahrheit enthalten, es muß eine Wahrheit sein, die so gut und schön bisher noch nicht gesagt wurde. Sonst sind derlei Aussprüche Banalitäten, über die man sich lustig macht.

**R. W. F., Linz.** Wer die Dichtung „Dreizehnlinden“ kennt, der kann wohl nicht im Zweifel sein darüber, welcher Kirche der Verfasser angehört.

\* Von einem Wiener Poeten geht uns folgender Scherz zu:

Därf ihz Volksliad macha?

Bin jan Lehra gonga:  
Därf ihz Volksliad macha?  
Der kunt 's näd daionga,  
Schlagelt her so hamli und hot g'locht:  
Frog'n Pforra, ih hon selber nu koant g'mocht!

Bin jan Pforra gonga:  
Därf ihz Volksliad macha?  
Der that i'n Welchbrunn longa:  
Plaba Bua, dö Frog is unbedocht,  
Frog'n Herrgott selber, der hot alle g'mocht!

Bin jan Herrgott gonga:  
Därf ihz Volksliad macha?  
Im, so locht da Herrgott und hot g'locht:  
Därf denn ihz? Häst do den Dr. Pommer g'frog!

(Geschlossen am 15. April 1902.)

**Gl. L., München.** Besten Dank für Waldschulhausbeitrag. Von der Handschrift läßt sich gelegentlich vielleicht etwas bearbeiten; sie unter dem Namen eines anderen Schriftstellers zu veröffentlichen, gieng natürlich ganz und gar nicht.

\* Wer aus dem „Heimgarten“ etwas abdrucken will, der muß sich vorher beim Verfasser des betreffenden Stückes darum anfragen.

**R. B., Graz.** Unfrankierte Briefe werden natürlich nicht angenommen. Die bleiben, wenn ihr Auftraggeber nicht ersichtlich, ein Weilchen auf der Post liegen und werden nachher uneröffnet vertilgt. Sie bemühen sich also umsonst.

**J. J., Linz.** Antworten Ihnen mit folgender Scherzgeschichte: Um den Tisch saßen vier akademisch gebildete Herren: ein Jurist, ein Mediciner, ein Elektrotechniker und ein Theologe. Es entspann sich ein Streit, welche Wissenschaft wohl die älteste sein möge. Meinte der Jurist: „Jedenfalls die Jurisprudenz. Man kannte sie schon im Paradies, denn Adam und Eva wurden delogiert!“ „O nein“, versetzte der Mediciner, „die Medicin ist unbedingt älter. Bedenken sie doch den operativen Eingriff bei Adam behufs Gewinnung der Rippe! Das war doch noch vor dem Paradies!“ „Nüht alles nichts, meine Herren! Die Palme gehört uns Elektrotechnikern. Denn bevor noch das alles war, hieß es: „Es werde Licht!“ „Ich will nicht unbescheiden sein, sehr verehrte Herren“, sagte da der Theologe, „aber ich glaube, die Priorität gehört uns, den Theologen. Denn bevor es Licht war, war's ja — finster!“

# Heimgarten



Juni 1902.

9. Heft.

26. Jahrg.

## Fritz Friedlein.

(Eine alte Geschichte<sup>1)</sup> von Karl von Holtei.

(Bisher noch ungedruckt.)

Christine, tritt her zu mir, und Du mein lieber Fritz, stelle Dich an die andere Seite des Sarges . . . des Sterbelagers wollt ich sagen. Wir verwirren sich schier die Gedanken, und auch die Zunge will nicht mehr gehorchen. Ich muß langsam und bedächtig sprechen, sollt Ihr mich verstehen, deshalb gebet fein acht auf jeglich Wort, damit Ihr Sinn und Bedeutung gehörig erfassen und sodann meinem Willen gehorsam nachleben möget. Denn die Stunden sind gezählt, und der Hammer unserer alten Wanduhr wird bald zum letzten Schläge den allerletzten ausheben. Vor dieser zittere ich nicht, und seht Ihr die alten müden Gliedmaßen sich schütteln, sodann erwäget, es sei das Fieber, welches in ihnen wühlt, keineswegs die Furcht meiner Seele vor dem schauerlichen Dinge, Tod geheizen. Dem seh' ich ruhig entgegen, nach

<sup>1)</sup> Gust. zu Putlitz sagt in der Einleitung zu seiner lieblichen Novelle „Der Stellvertreter“: Man sollte eine Erzählung nicht mehr mit der Versicherung anfangen, sie sei wahr. Dieses Mittel, das Interesse des Lesers für die Gestalten zu erhöhen, die Einfachheit der Handlung zu entschuldigen, ist zu sehr verbraucht, und der Leser zu oft dadurch getäuscht, um ihm vollen Glauben zu schenken. Auch werden immer die sogenannten wahren Geschichten in der Erzählung, die die Facta reproducieren und der Erzähler seine eigene psychologische Auffassung leiht, nur halb wahr, und zum Theil Eigenthum des Erzählers sein, und die erfundenen Geschichten sind nur zum Theil unwahr, denn der Erfinder umkleidet sie mit selbst erlebten und selbst beobachteten Gefühlen.

langjähriger Vorbereitung. Ein volles Menschenalter hindurch hab' ich hierorts die Sterbenden hingewiesen, wie mein Amtsberuf es mit sich brachte, auf ein höheres Jenseits; was müßte ich für ein erbärmlicher Heuchler gewesen sein, wollt' ich zagen, nun die Reihe an mich kommt. Euch laß' ich nicht ohne Sorgen zurück; das will ich bekennen. Du arme Christine wirst unser trautes Pastorhäuschen meinem Nachfolger allzubald räumen und Dich kümmerlich durchfristen müssen, mit der geringen Pension aus der Wittwencasse. Du aber, mein lieber Friß, darfst nun und nimmermehr der Mutter zur Last fallen. Sie würde sich Mangel auferlegen, um Dir zuzustechen, was sie entbehrt. Das kann und soll nicht sein. Deshalb hört, was ich Euch zur Pflicht mache, und vollzieht es getreulich. Sobald ich zur Erde bestattet bin, nehmt Euren Weg nach Schöningen. In zwei kurzen Tagereisen zu Fuße könnt Ihr die hübsche Stadt erreichen. Dort lebt der Sohn meiner längst verstorbenen älteren Schwester, der Bäckermeister Blasius. Ich kenn' ihn kaum, aber habe vernommen, daß er ein redlicher Bürgersmann und nach seiner Art wohlhabend sei. Diesem bringt Ihr des Sterbenden Gruß, und legt ihm meine Bitte vor . . . ."

„Um Himmelswillen, Vater, unser Friß soll doch nicht Bäckerjunge werden?“

„Weshalb nicht, wenn er sonst Neigung dazu verspürte? Wäre noch nicht das Schlimmste: einem Bäcker fehlt's wenigstens niemals an Brot! Aber nein, dazu hab' ich mir nicht so angelegen sein lassen, den einzigen Sohn auf gelehrte Studia vorzubereiten. In Schöningen befindet sich, das Ihr's nur wißt, ein Gymnasium vom besten Rufe, und dieses selbige soll Friß besuchen, wenn mein Nefse Blasius, durch Euch bewogen, hilfreiche Hand dazu bieten mag: Wohnung und vielleicht nothdürftige Nahrung . . . für einen großen Haushalt in solcher Bäckerwirtschaft kaum in Anschlag zu bringende Kleinigkeit! Für den Empfänger dagegen eine unbeschreibliche Wohlthat. Du mein Sohn wirst Dich besleißigen, dem Vetter dankbar zu sein, das weiß ich, dafür kenn' ich Dein edel Gemüthe. Wirst aber auch fleißig trachten, Dir durch Unterricht, welchen Du nebstbei und unbeschadet eigener Erweiterung Deiner Kenntnisse, an kleinere Schüler im Orte ertheilen sollst, etliche Thaler zu erwerben, auf daß Deine arme Mutter fürderhin keine Sorge um Kleider und Bücher für Dich tragen dürfte. So wird's mit Gottes Beistand schon gehen, und lege ich im frommen Vertrauen auf Ihn das müde Haupt willig zur Ruhe, gestärkt durch die Zuversicht, Du werdest dereinst Deines verstorbenen Vaters Pfad wandeln, gleich ihm die Kanzel besteigen, und gläubigen andächtigen Zuhörern das Wort des Herrn segensreich verkündigen, wie er gethan bis an seines Erdenlebens Ende. Amen!“



Diese Rede sollte die letzte bleiben, welche Pastor Friedlein in seiner langen Amtsführung gehalten; denn nachdem er „Amen“ gesagt, brach die bis dahin noch immer feste Stimme, die Zunge versagte den Dienst, bald vermochte er nur unverständlich zu lallen, und die hinabsinkende Sonne beschien eine Leiche, vor welcher Christine und Friß, die Hände zu stillem Gebete faltend, tiefgebeugt beisammen standen.

Christine war des Verstorbenen zweite Frau gewesen. Der kinderlose Witwer hatte sie, die um ein Vierteljahrhundert Jüngere, in geringen Umgebungen Aufgewachsene, als fünfzigjähriger Mann zur „Pastorin loci“ erhoben, was seiner Zeit viel Gerede im Dorfe, mancherlei Neid und Mißgunst erregt haben soll. Dieser ungleichen Verbindung einziger Sprößling ist unser Friß, dessen bescheidenen Erdenlauf zu schildern vorliegende Erzählung beabsichtigt. Er wird jetzt bald, (wir schreiben 1795) sein sechzehntes Lebensjahr zurückgelegt haben. Vom seligen Vater pedantisch, aber gewissenhaft unterrichtet, weiß er mehr wie die meisten Jünglinge seines Alters; dennoch ist er übrigens unerfahrener im Leben, fremder in der Welt, wie anderswo Knaben von kaum zehn Jahren sein können. Über die Grenzen des Heimatdorfes hinaus ist er niemals gekommen. Wie es „draußen“ etwa aussehen möchte, kennt er nur vom Hörensagen; was auf Erden vorgeht, davon drang selten zufällige Kunde ins Pastorhaus. Und mag er noch so tüchtig „Geschichte gelernt“ haben, dennoch hat er nicht gelernt, die ihm unbekanntere Gegenwart mit der aus Büchern auf ihn gekommenen Vergangenheit zu verknüpfen, jene aus dieser herzuleiten. Er ist der wahre Bögling des einsam lebenden, halb verbitterten, halb verbauerten deutschen Stubengelehrten. Glücklich dabei noch, daß ihn bei diesem Dasein wenigstens nicht städtischer Aufenthalt in's dumpfige Zimmer eingemauert; daß ihm, dem Dorfbewohner, vergönnt gewesen, sich im Freien zu tummeln, mit den Dorfjungen zu spielen, gelegentlich auch sich mit ihnen herumzuprügeln, wobei er körperlich gediehen war.

Nun sollte er zum erstenmale, väterlicher Anweisung gemäß, des Körpers wie des Geistes Kraft ernstlich erproben. Am Tage nach dem Begräbniß trat er an der Mutter Seite den Weg gegen Schöningen an. Sie hatten sich aufgemacht in frühester Morgendämmerung und zogen nachdenklich nebeneinander her, ohne viel zu sprechen. Mutter wie Sohn gedachten des neuen, fremdartigen Lebens, welches mit ihrer Trennung beginnen sollte. Ein trauriger Anfang, fürwahr! Und hinter demselben standen noch Noth und Sorge in Aussicht. Die Mutter berechnete, Groschen um Groschen, was sie sich würde abdarben können, dem „Studenten“ zur Hilfe! Der Sohn wiederum sann auf die Möglichkeit, durch eifrigsten Fleiß und genügsamstes Entbehren der armen Mutter jedes Opfer zu ersparen. So schritten sie, tief in Betrachtungen

versenkt, stumm, scheinbar theilnahmslos, rüstig vorwärts. Wer ihnen begegnete, konnte nicht ahnen, welch' innige Liebe die zwei Wandernden verband, welch' rührende Beredsamkeit ihrer Herzen unter ihrem Schweigen sich barg. Erst am zweiten Tage wurden sie mittheilsamer. Je näher sie dem Ziele der kleinen Reise rückten, desto lebendiger empfanden sie das Bedürfnis noch einmal ihre Gefühle auszutauschen, ohne Zeugen, vor deren unabweislich störender Gegenwart ihnen bangte. Sie sagten sich, was sie gestern durchdacht und gesonnen. Sie fürchteten, die Zeit würde nicht mehr ausreichen für alles, was sie sich noch zu sagen hätten. Wie sie nun gar die Schöninger Thürme erblickten, da überfiel sie eine rechte Todesangst. Sie machten Halt, setzten sich am Saum einer Wiese in's Gebüsch und weinten aus voller Seele. Vom verstorbenen Vater war kaum die Rede. Von dem hatte Todesmacht sie geschieden, das wußten sie ja. Doch daß auch sie, die Lebenden, voneinander scheiden sollten, das begriffen sie noch nicht, das schien ihnen noch unmöglich . . . Gleichwohl mußte es geschehen. Sie hatten es ihm gelobt, dem zu gehorchen sie gewöhnt waren. Ja, es mußte geschehen.

„Aber warum denn auch muß es sein, herzallerliebste Mutter? Könnten Sie nicht ebenso gut sich in Schöningen niederlassen als anderswo?“

„Weil es unser seliger Herr untersagt hat, ausdrücklich, mein lieber Friß. Und nicht allein deshalb, denn die Gründe, welche er sterbend gegen unser Zusammenbleiben andeutete, galten zunächst seiner Sorgfalt für mich und für mein leichteres Auskommen, wenn ich in kleinerem, wohlfeilerem Örtchen allein lebte, ohne Dich miternähren zu müssen. Diese Gründe zu beseitigen stünde mir vielleicht ein Recht zu. Nein, ungleich wichtiger betrachte ich die Nothwendigkeit, Dich so früh wie möglich selbständig werden zu lassen, damit Du bei Zeiten auf eigenen Füßen stehen, und Dir selbst durchzuhelfen erlernst. Sieh, mein einzig geliebter Sohn, um Deiner Mutter Gesundheit ist's gar schwach bestellt; ich fühl es am besten, meine Tage sind gezählt, und ich werde Deinem in Gott ruhenden Vater bald nachfolgen. Das wäre dann ein neuer Riß in Dein junges Dasein und hättest alsbald wieder von vorne zu beginnen. Zweckmäßiger ist's, Du richtest Dich jetzt gleich darauf ein, als Waise in der großen fremden Welt zu wandeln, und ich schließe die matten verweinten Augen fern von Dir, damit mein Tod nicht abermals Dich in ungewohnte Lage werfe. Die Liebe und der Segen einer getreuen Mutter wirken auch in der Ferne, reichen über weite Strecken Landes hinaus. Du wirst sie verspüren, und der Schmerz, auch mich abscheiden zu sehen, wird Dir erspart bleiben. Denke doch, es wär' ja möglich, Gott ließe mich lange leiden; welche

Störung in Deinen Lern- und Lehrstunden, brächtest Du Wochen und Monate als Krankenpfleger zu, was Du Dir doch, wohnten wir beisammen, nicht nehmen lassen dürftest. Helfen könntest Du mir eben auch nicht, dagegen würde Deine Anwesenheit mir zur Angst gereichen, nicht zum Troste, denn wahre Mutterliebe denkt nicht selbstsüchtig an ihre Freuden, sondern hat das Wohl des Kindes im Sinne. Ich würde mich abquälen mit Gedanken, wieviel Du versäumst, würde ungeduldig und stündlich den Tod herbeiwünschen, nur Deinetwillen. Das wäre ja eine Marter, die mir das Ende schwerer machte; wäre auch eine Marter für Dich. Nimm Vernunft an, armer Junge. Halte mich nicht zurück, sobald ich Dich untergebracht weiß."

Fritz erwiderte, seine Thränen verschluckend: „Wenn aber Vetter Blasius mich abweist, wenn er mich nicht aufnehmen will, und mir die Thüre vor der Nase zuschlägt? Dann . . .“

„Dann wird Gott helfen. Das wollen wir abwarten. Jetzt komm', in einem Viertelftündchen wissen wir, woran wir sind!“

Bier Uhr verkündeten die Thurmglöken, da Mutter und Sohn durch's Thor schritten und eine lange, nicht ganz gerade Gasse vor sich erblickten. Beim letzten Stundenschlage brach ein Schwarm größerer wie kleinerer Jungen aus der hochgewölbten Pforte eines umfangreichen altgrauen Gebäudes, mit brausendem Getümmel die Straße füllend. Unsere Wanderer geriethen mitten hinein und mußten festen Fuß fassen, wollten sie nicht umgerissen werden.

„Dieses ist das Gymnasium, rief strahlenden Auges Fritz Friedlein.“

„Schlimm genug“, seufzte Christine, von allen Seiten bedrängt und rücksichtslos gestoßen, „wenn man die Jungen in solcher Anstalt nicht zu besseren Manieren erzieht; da will ich ja lieber zwischen unsere Dorsherde gerathen, von den Schulkindern gar nicht zu reden!“

„Du mußt bedenken, Mutter, das sind die Sexta, Quinta, höchstens Quarta, welche sich zuerst und so stromweise ausleeren. Tertianer und Secundaner machen sich schon solider . . . siehst Du, da kommen ihrer! . . . und nun erst die Primaner! . . . wie ernst und gravitatisch diese aus der Halle hervorschreiten, diese drei Großen! Das sind stattliche junge Herren; dürfen auch bereits Stöcke tragen!“

Die Mutter wollte ihn weiter ziehen, er jedoch blieb voll Bewunderung unbeweglich und starrte das gelehrte Trifolium an.

„Was hat denn der Bengel uns anzugaffen, wie die Kuh das neue Thor?“ fragte der eine.

„Zieh' ihm doch einen über“, lachte der andere, „wofür hält'st Du Dein spanisch Rohr in der Hand?“

„Nicht doch“, beschwichtigte der dritte, „das sind Landpomeranzen, wissen von Gottes Welt nichts, meinen's nicht übel. Und die Frau sieht kränklich aus. Laßt sie ungeschoren!“

Die zwei Ersteren gingen fürbass. Der Dritte, wohlwollende, hielt sich einige Schritte hinter jenen, sah sich auch mehrmals nach der Pastorswitwe um, wodurch diese Muth gewann, ihn nach des Bäckermeisters Blasius Behausung zu fragen.

„Da braucht ihr nur gleich rechts um diese Ecke zu biegen, liebe Frau; die Semmeln auf dem Bilde könnt ihr schon von weitem wahrnehmen. Ihr bringt wohl einen Lehrling? Der Bursche ist doch Euer Sohn? Wenigstens sieht er Euch ähnlich.“

„Ein Lehrling bin ich allerdings“, nahm Frix nun hocherröthend das Wort, „doch die Bäckerei ist's nicht, die ich bei Better Blasius betreiben will. Ich denke mich den Wissenschaften zu widmen und das hiesige Gymnasium zu besuchen.“

„Donnerwetter, das dünkt mich ein bißchen spät; wird einen passabel herangewachsener Quintaner abgeben! Oder hofft man etwa schon auf Quarta? Hat man Phädra Fabula vielleicht mit dem Pastor loci durchgeadert?“

„Mein seliger Vater, der Pastor loci, las zuletzt mit mir, vielmehr ich unter seiner Anleitung, den Xenophon, den Tacitus und . . .“

„Oho, pfeift der Wind aus dem Loch? Da könnte wohl ein Secundaner anwachsen?“

„Das hängt lediglich von der Prüfung ab, welcher Rector und Professoren mich unterwerfen werden.“

„Ei, seht doch wie bescheiden. Nun viel Glück und auf's Wiedersehen! Hier geht's zu Eurem Bäckermeister, mein Weg führt links. Wie heißt man denn?“

„Frix Friedlein!“

„Ein friedfertiger Name. Ich bin Theodor Baron Pillersheim. Adieu!“

„Das ist ein recht grober Cavalier“, äußerte Mutter Christine unwillig, während sie die schmälere Gasse entlang, der Semmel-Exposition zuschritten. Dich nach Quinta stecken zu wollen, wo die kleinen Knaben hingehören, die jetzt so wild um uns her tobten!“

„Nicht doch, Mutter, schlimm hat der's nicht gemeint. Wie konnt' er mir und meiner dürftigen Kleidung abmerken, daß ich einen gelehrten Vater gehabt? Du sollst's erleben, der Baron wird mein bester Kamerad!“

„Ach, Du liebes, unerfahrenes Kind, so kindisch guckst Du noch in's Leben? Dieses zierliche, geschneigelte, gepuderte, vornehme Herrlein und Dein guter Kamerad? Das gibt's nicht, armer Junge, für einen

hungrigen blutarmen Landpredigersohn, der im abgeschabten Röcklein seines verstorbenen Vaters einhergeht, und noch nicht hat, wo er sein Haupt niederlege. Du wirst zeitig genug entdecken, wie verlassen Du dastehst, und daß sie Dir alle den Rücken kehren, und Dich über die Achsel ansehen. Nicht bloß die Barone, auch die Söhne wohlhabenden Bürger."

"Meinst Du Mutter? Nun, dann gibt's vielleicht auf dem Gymnasium Abkömmlinge hochwürdiger Herren geistlichen Standes, welche dem armen Dorfpastorsohne liebevoll und brüderlich entgegenkommen."

"Wo denkst Du hin? Diese gerade würden die Stolzesten sein, würden sich Deiner schämen. Der geistliche Hochmuth ist der schlimmste, das haben wir wohl erlebt, Dein braver Vater und ich, von seinen reichen Confratern (wie sie betitult wurden) und ich erst von der Frauen Superintendentinnen und Consistorialrätinnen, wenn sie mit ihren schwerseidenen rauschenden Gewändern mein bescheidenes Rattunröcklein streiften. Genug davon. Das ist des Bäckermeisters Haus. Gott segne unsern Eintritt!"

Fritz hielt seine Mutter, an ihres Kleides Falten ängstlich zurück.

"Sei gebeten, nicht so rasch! Wir wollen erst versuchen, mit jemandem von der „Freundschaft“ etwelche Worte zu wechseln, bevor wir uns nennen; ob's überhaupt menschenfreundliche Leute sind? Bezeigen sie sich als solche, dann läßt sich unser Anliegen leichter vorbringen."

"Und wenn sie sich anders zeigen? wie dann?"

"Ja, dann kehren wir lieber bald um, ohne uns mit ihnen einzulassen."

"Das geht nicht, Fritz. Wir haben des Seligen Testament zu vollziehen. Aber hindern will ich Dich nicht, eine kleine Probe anzustellen."

Er klopfte ans Fenster überm Bäckerlode. Alsogleich ward ein munterer Kopf sichtbar und die Frage erscholl: „Was beliebt?"

Der frischen Stimme Klang, des hübschen Mädchens Anblick brachten unsern Dörfner dermaßen aus der Fassung, daß er verlegen stotterte: „Wie theuer kommt denn wohl so 'ne Zweifpfennig-Semmel?"

"Ja, das ist schwer auszurechnen, Musjeh; da muß er mir erst sagen, wie lange der siebenjährige Krieg gedauert hat?"

Unwillig und beschämt schob die Mutter den Sohn auf die Seite, stellte sich vor ihn und sprach:

"Das junge Blut ist erschrocken, weil noch keine Städterin mit ihm geredet. Wir sind vom Dorfe, ehrsame Jungfrau, und schon zwei Tage auf den Beinen. Die vielen hohen Häuser bedrücken ihn, sonst ist er nicht so dumm wie er aussieht."

"Dumm sieht er gar nicht aus, eher pfliffig. Darum dacht' ich, er wollte sich mit mir necken. Von wo seid Ihr denn, so weit her?"

Christine wartete erst ab, daß Friß darauf erwidern sollte; da dieser jedoch die Bäckerstochter mit offenem Munde anstarrte, ohne einen Laut von sich zu geben, entgegnete sie: „Acht Meilen von hier, aus Schwerthau sind wir gekommen.“

„Schwerthau? Den Ortsnamen muß ich schon gehört haben!“ — Nach kurzem Besinnen wendete sie sich ins Innere des Gemaches: „Mutter, hier ist eine Frau mit ihrem Jungen, die kommen aus Schwerthau, sagt sie. Träumt mirs, oder lebt nicht dort einer von Vaters Unverwandten?“

„Natürlich, Euse. Seiner leiblichen Mutter ihr Bruder ist Prediger in dem elendiglichen Dorfe. Mein Mann hat seit Ewigkeit weiter nichts von ihm vernommen. Was find's denn? Sind's Schwerthauer Bauern?“

Und ein zweiter Kopf ward sichtbar im nun geöffneten Schieb- fenster, der wohlgenährten Meistersfrau Kopf:

„Aus Schwerthau? Wirklich? Nu, da könnt Ihr mir wohl ver- melden, wie's Eurem Herrn Pastor Ehrwürden ergeht?“

„Gut, sehr gut! Seine Seele lebt im himmlischen Freudenreiche; die leibliche Hülle haben wir vor wenigen Tagen zur Erde be- stattet.“

„Todt? Meines Mannes Oheim todt? Das erfahren wir so zufällig . . . und Ihr geht in Trauer! Himmlischer Heiland, Ihr seid doch nicht etwa gar . . .?“

„Freilich sind wir's: Friedleins Witwe und sein Sohn Friedrich, dem der Verstorbene Euerem Mitleid sozusagen als einziges Vermächtnis hinterließ.“

„Und steht da draußen auf dem Steinpflaster wie wildfremde Menschen! Ich bitt' Euch, tretet näher. Hier wohnen ja keine Heiden. Ich heiß' Euch willkommen, Muhme Pastorin, und auch Dich, armen Jungen!“

Das Klang und drang so heimatisch in der abgematteten Schwer- thauer Gehör, daß Ihnen gleich die Herzen aufgiengen. Es ward ihnen Trank und Speise vorgesetzt, und unterdessen ein der edlen Bäckerei Besessener nach Meister Blasius entsendet, welcher letzterer denn auch alsbald eintraf. Der machte nicht viel Federlesen:

„Morgen des Tages geleit ich Better Frißen hinauf zum Herrn Rector, der ihn vornehmen wird und ausfragen. Je nachdem's mit dem Examen abläuft, wird's hernachgehend's um die Privatlectionen steh'n. Denn erwerben muß der Milchbart auf eigene Faust seine paar Thaler; ich allein kann ihn auf die Länge nicht über mich nehmen und ihn versorgen; dazu reicht's nicht in den hochbeinigen Zeiten. Wohnung, Wäsche, Brot so viel er mag — das soll er haben. Damit basta!

Im übrigen . . . hilf Dir selber! Jezund laßt mich wieder zum Biere gehn, und Ihr legt Euch nieder und ruht Eure müden Gliedmaßen gehörig aus. Morgen weiter im Texte!" Weg war er.

„Fürchtest Du Dich rechtschaffen, mein Sohn, vor dem gestrengen Herrn Rector und seinem Examen?"

„Nicht gar sehr, liebe Mutter, Griechisch und Lateinisch bleiben doch das Haupt, und darin denk' ich ihm Stand zu halten, verlaß' Dich drauf, wenn er auch noch so scharf sein wollte.

So tröstend und getröstet war er bei hellem Tageslichte schon eingeschlafen. Die Predigerwitwe jedoch weinte im stillen all' jene heißen Thränen aus ihrer Mutterbrust, welche der Sohn bei der Trennung nicht sehen durfte. Denn sie wollte ja gefasst erscheinen; sie wollte den Thränenvorrath gründlich erschöpft haben, um morgen, trockenen Auges, durch scheinbare Gemüthsruhe den weichherzigen Friß wohlmeinend zu täuschen.

\* \* \*

Der Schöninger gelehrten Schule derweiliger Rector war ein gefürchteter Mann. Die Collegen liebten ihn nicht, hielten sich ihm möglichst fern, schalten ihn hinter seinem Rücken einen steifen groben Pedanten, schrumpften aber, sobald sie ihm gegenüberstanden, demüthiglich zusammen, weil sie sich in ihrem Gewissen zwergenhaft klein fühlten neben seiner gediegenen Gelehrsamkeit. Die reiferen Schüler, obwohl durch Erfahrung überzeugt, daß mit dem alten Herrn nicht zu spaßen sei, erwiesen ihm hochachtungsvolle Anhänglichkeit, und das aus aufrichtiger Seele; einerseits, weil sie seine Unterrichtsmethode schätzten, dann auch nicht minder, weil sie seine Gerechtigkeit anerkannten, die sich überall unerbittlich kundmachte; die sogar bei unvermeidlichen Reibungen zwischen ihnen und den anderen Lehrern, sonder Ansehen der Person, nicht selten zu ihren Gunsten hervortrat. Die Furcht, welche solche Männer in solchen Stellungen den ihnen Untergebenen einflößen (und die heutzutage wohl kaum noch stattfindet, denn unsere Jugend emancipierte sich frühzeitig), hat viel Ähnliches mit jener durch die heilige Schrift anbefohlenen, mit der „Furcht Gottes“, die dann in edlen Gemüthern, trotz aller Überzeugung von irdischer Unmacht wider ewige Gewalt, willig übergeht zu kindlich-ahnungsvoller Liebe für ein höchstes Wesen. Vielleicht gibt es überhaupt keine wahre Liebe ohne richtige Furcht, das heißt: ohne hingebende, sich unterordnende Ehrfurcht für den Geliebten.

Bäckermeister Blasius hatte zweckmäßig erachtet, den Better Friß als Beistand zu begleiten, weil sich „der auf dem Dorfe herangewachsene Bursche in der Stadt fremd fühlen und sich so ganz allein vor dem

lateinischen Brummbär entseken müßte!" Es wäre übrigens, fügte der gutmüthige Mann unterwegs beschwichtigend hinzu, nicht so böse gemeint, und ließe sich einer nur nicht verblüffen, daß er gehörig sattelfest bliebe, dann legte sich's bald. Der Bär stelle sich nur so brummig an, inwendig wär's ein Lamm. Das hätte sich ausgewiesen, wie er selbst, der Bäcker, für den Sohn seines verstorbenen Nachbarn, des Tischlers, ein gutes Wort eingelegt, von wegen des Fenstereinwerfens beim Prorector, was eine böse Affaire gewesen, und nichtsdestoweniger glücklich vertuscht, auch trotz derselbigen besagter Tischlerssohn zum honorigen Candidaten des Predigeramtes ausgebadet worden sei. Allerdings habe sothaner Junggesell ein schönes Maulvoll lateinisch geredet! Damit läßt sich der Alte um den Finger wickeln."

"Dann wollen wir ihn wickeln, dent' ich", äußerte der sonst so anspruchlose Friß, mit solcher Zuversicht, daß der Bäckermeister ihn erstaunt betrachtete und kopfschüttelnd sprach:

"Das muß ich sagen, daß ist wirklich ein starkes Stück. So gewiß bist Du Deiner Sache? Und das Herze pumpert Dir nicht an die Rippen vor Angst?"

"Vor dem Rector? Ja! Vor der Prüfung? Nein!"

"Gott segne Deine Studien! So was hat's noch nicht gegeben, seitdem das Schöninger Gymnasium besteht.

\* \* \*

Es gieng in Wahrheit glatt und rasch ab. Better Blasius kam nicht aus dem Verwundern heraus. Nachdem der absonderliche Schulmann sie herkömmlicher Weise hinreichend angeschnauzt, hub er an mit dem neuen Schüler lateinisch zu reden. Der Bäcker hörte so etwas von Herodot und Livius heraus, bemerkte dagegen, daß seine Gelehrtheit der Herr Rector nach andern Büchern griffen, welche die Namen Homer und Horatius auf dem Rücken trugen. Von selbigen schien Examinandus nichts zu fennen, und gerade aus diesen mußst' er exponieren. Das war ein Schreck und brummte Ehren-Blasius: „Nun werden die Ochsen am Berge stehn!" Doch siehe da, Friß verdeutschte mit Leichtigkeit, ohne Anstoß, kaum daß er bei einigen Stellen kurze Pausen eintreten ließ, um die Construction zu verfolgen. Der Rector nickte mehrmals Beifall. Blasius blies sich auf in plötzlich erwachendem Familienstolze. Zwar ließen ihn die griechischen Gottheiten, von denen Homer allerlei kleine Klatschgeschichten erzählte, ziemlich kalt. Wie jedoch sein Better in Horazens vierzehnter Ode des zweiten Buches an die Stelle gelangt war: „Linguenda tellus“ und fließend übersekte:



„Ja, diese Erde, Dein Haus, die liebliche Gattin mußt Du verlassen, und von allen Bäumen, die Du gehegt, bleibt Dir nach kurzem Besitze keiner sonst als die düstere Cypresse . . .“

Wie darauf der Examinator zu ihm gewendet, ausrief: „Euer Better, Meister Blasius, überträgt viel zu frei und legt gar von eigenem hinein; aber den Geist hat er gefasst, und des Lateinischen ist er mächtig wie des Griechischen; er gehört in meine Prima!“ Da floßen dem redlichen Bürgermann die Augen über, und er umarmte, angefaßt des Schulthyrannen „seinen Primaner, der ihm Ehre mache!“ Letzterem flüsterte er zu: „Auch die Kost sollst Du haben bei mir!“

„Er hat freie Schule, daß Er's weiß, Friedlein, und morgen mit dem Schläge dreiviertel auf acht stellt Er sich bei mir ein.“

So wurden die Beglückten entlassen. Wie sich die arme Mutter freute! Und ach, um wieviel schwerer es nun erst ihr ankam, von solchem Sohne zu scheiden!

(Schluß folgt.)

## Arbeit.

Erzählung aus dem Volke.

**I**n einem reich gesegneten Gebirgsthale der Steiermark steht ein großer Bauernhof. Hinter demselben auf einer Anhöhe erhebt sich ein Kirchlein, auf dessen Thurm ein zweifaches, rothangestrichenes Kreuz prangt; neben dem Kirchlein ragt aus dem Moosgrunde ein grauer Stein empor, in welchem die Worte eingemeißelt sind: „Gleiches Recht für alle!“ Weiter unten am Bache aber steht eine große Schmiede, da hämmert und pocht und klingt und schrillt es, und zur Nachtzeit stieben aus den Schornsteinen Funken empor, wie aus den Kratern der feuerspeienden Berge.

Im Bauernhof konnte man vor etwa dreißig Jahren drei frische Knaben spielen sehen, wobei das Merkwürdige war, daß jeder ein anderes Spiel hatte. Der eine schnitzte gern Holzkreuzchen, steckte sie in den Boden und sang dazu ein Kirchenlied. Der andere trug Steinchen zusammen und stellte zum Hausbrunnen ein Mädchen. Der dritte aber warf kleine Hölzchen oder Papierschnitzel empor und es ärgerte ihn allweg, daß die Dinge in der Luft nicht hängen blieben, sondern immer wieder zu Boden fielen.

Die drei Knaben waren Brüder; der eine mit dem Kreuzchen hieß Isidor, der andere Jakob und der dritte mit dem Luftspiele hatte den Namen Robert. Diesen letzteren liebte der Vater, der Besitzer des

Hofes, als die Jahre herankamen, auf seinen Wunsch studieren. Der Jakob lernte ein Handwerk und zog eines Tages lustig fort in die Fremde. Isidor aber blieb zu Hause, war in allem sehr genau und gewissenhaft und hielt sich am liebsten ferne von allem Treiben der Welt und wurde nach dem Tode des Vaters Besitzer des Hofes. Isidor war sehr gottesfürchtig, er gieng täglich in die ziemlich entfernte Kirche, verrichtete häufig Wallfahrten und wenn in der Umgebung irgendwo eine Jesuitenmission war, so wohnte er ihr andachtsvoll bei. Auch hielt er fest an alten Gebräuchen und Ceremonien und an den religiösen Übungen der Vorfahren, denen er mit aller Gewissenhaftigkeit nachkam.

Isidor hatte die Gewohnheit, zu allem, was er anfieng und verrichtete, die Worte „In Gottesnamen!“ zu sagen. Er rief z. B. seinem Mühlefel zu: „Hi, hi, in Gottesnamen!“ oder er sagte sich am Abend: „So, jetzt leg' ich mich nieder und setze die Schlafhaube auf in Gottesnamen!“ Er trug zu diesem Worte das größte Vertrauen und meinte, es könne in seinem Hause nichts Übles geschehen, wenn er alles in Gottesnamen angehe.

Wenn dann und wann aber doch was Übles geschah, wenn Lawinen über seine steilen Felder giengen, wenn in seinem Viehstande eine Seuche einriß, oder wenn sonst Arges im Anzuge war, so sagte er ruhig: „Meinetwegen, ich überlasse alles dem lieben Gott, und der wird's schon recht machen.“ Als einmal sein Weib sehr gefährlich erkrankte, ließ er keinen Arzt holen. „'s wird schon geschehen,“ meinte er, „wie's ihr aufgesetzt ist. Die Zeit seines Todes ist dem Menschen schon bestimmt von seiner Geburt an, da mag man sagen weiß oder schwarz und da mag man thun so oder so — der Mensch lebt, so lang's ihm angeboren ist, und er stirbt, wenn seine Zeit aus ist.“

Und sein Weib starb. Als sich hierauf Isidor vertheidigen mußte, weshalb er die Kranke keiner heilsamen Pflege unterzog, brach er in ein Weinen aus und sagte, Gott habe das Unglück zugelassen. Aber er wolle nun heilige Messen lesen lassen und alles geduldig leiden, auch der Heiland habe sein Kreuz mit Sanftmuth ertragen.

Der Hof war reich und angesehen, als ihn Isidor von seinem Vater übernahm; nun gieng es abwärts. Die Arbeiten blieben zurück und wurden leichtsinnig verrichtet, die Dienstboten waren mürrisch, weil Pflege und Tisch schlecht bestellt waren. „Der Weg zum Himmel ist steinig“, sagte Isidor, „und die Himmelsthür ist schmal, da muß einer gar dünn sein, der hinein will.“

Auf der Anhöhe hinter dem Hofe ließ er eine Kapelle bauen und den Altarstein verkaufte ihm ein fremder Geschäftsmann als „eine Platte aus den heiligen Steinbrüchen von Jerusalem“ gegen eine hohe Summe. In den Thurm der Kapelle ließ er ein Glöcklein hängen und die Weihe

und den Segen dafür bestellte er direct in Rom. Wenn im Thale eine Feuersbrunst oder eine Wässersnoth war, oder wenn ein schweres Gewitter heranzog, oder wenn von Kriegsdrang gesprochen wurde, so ließ Isidor stetig sein Glöcklein läuten und er betete Tag und Nacht. Sonst that er nichts und er sprang auch nicht bei in Noth und Gefahr, sondern ließ immerdar den lieben Herrgott walten.

Da hörte man eines Tages, als wieder das Glöcklein klang, einen Jodler hallen vom Walde herab und lustig hüpfte mit Stock und Felleisen Jakob nieder über den Hang zu seinem Heimatshause. Er kam von der Fremde zurück und trug lange Locken und ein kurzes Bärtchen und aus seinen Augen strahlte Heiterkeit und Leben. Als dieser das hagere, fahle Gesicht seines Bruders Isidor sah, den er in behäbigem Wohlstand zu finden gehofft hatte, rief er erschrocken aus: „Ja, kriechen Dir denn die Wespen ins Nest? Du schaust ja aus wie ein Herrgott aus Haberteig! Hast leicht just einen todten Hund derschlagen?“

Isidor verwies dem Ankommenden solches Gebaren. „Hättest's auch nicht noth,“ sagte er, „so durch den Wald zu lärmen, wenn das Glöcklein läutet. O, du schaust mir aus wie ein leichtes Blut. Du, Jakob, das sag' ich Dir: Denk' an das Sterben! Das Himmelreich leidet Gewalt, mit Deinem Jodeln und Springen magst nit hinein!“

„Geh, was Du da zusammenschwäzest,“ entgegnete Jakob, „ans Sterben hab' ich all mein Lebtag noch nicht gedacht, und wer jodelnd und springend nicht in den Himmel kann, flennend und kriechend geht's noch weniger. Sind faule Geschichten. Ich hab' mir nun die Welt angeschaut, hab den Hammer führen gelernt und mir gar schon ein wenig was erwirtschaftet. Jetzt kauf' ich mir das Nagelhämmerl da unten und arbeit' und arbeit' und leb' vergnügt wie der Prinz auf der Schäferau und nehm' mir gar noch ein Weiblein.“

Isidor schlug ein Kreuz über sein langes Gesicht, aber Jakob that, wie er gesagt hatte. Er kaufte die kleine Nagelschmiede und hämmerte lustig darauf los und pfiß ein Liedlein dazu und aus dem Hämmern und aus dem Liedlein wurden schöne, schlante, dunkelblaue Eisennägel „zum Weltzusammennageln, wo sie einen Sprung bekommen.“

Da kam einmal Stehseppels Gretl in die Schmiede: „Mein Vater läßt bitten um Nägel, der Sturmwind hat die Dachlatten herabgerissen!“

„So werden wir sie halt wieder hinaufnageln, Diandl, halt, magst mir nit ein wenig Blasbalg treten?“

Gretl hüpfte lustig auf den Treibalken und da flammte und lohete es auf in der Esse, daß es sauste und brauste. Und da flammte und lohete es auch noch wo anders auf — in seinem Herzen — in ihrem Herzen. Hochzeit gab's!

Da kam einmal, als gerade ein heftiges Gewitter in der Gegend losbrach, Bruder Isidor in die Schmiede und sah sich beim Eintritte vergebens nach einem Weihbrunngefäß um, auf das er sich besprengen. „Führst ja ein wahres Luderleben, Jakob,“ rief er, „mit einmal ein Weihwasser hast da. Was hast von Deinem Arbeiten und Deiner Lustbarkeit allweg, wenn sie Dich ins Grab legen. Bet' lieber was und greif zu der Buß'! Suchst, wenn Dir von Deiner Ess' eine glühende Kohle ins Gesicht spritzt; glaub' mir aber, das höllisch Feuer ist ganz anders heiß wie Deine Ess'!“

Der Bauer redete noch, als ein Blitz flammte und ein gewaltiger Donner schmettete.

„Helf' Gott, beim Isidor hat's eingeschlagen!“ hieß es draußen.

„Bei mir hätt's eingeschlagen?“ sagte Isidor langsam. „Nu, so wird mir halt der Hof wegbrennen. 's ist aber ein Wunder, ich hab' ja Wetterläuten lassen. Ei ja, der lieb' Herrgott wird's schon recht machen, nur über seine Kinder schickt er Heimsuchung und mich freut's völlig, daß mich einmal ein Unglück trifft. Kurz ist das Leid und ewig ist die Freud'.“

Jakob war längst fort und hinauf gegen den Hof geeilt. Dieser stand indes unverfehrt da, aber der Thurm der Kapelle brannte und die geschmolzene Glocke floß an der Mauer herab.

Als das Feuer gedämpft war, trat Jakob hin zu seinem Bruder, der während der Gefahr abseits in ein Gebet versunken war, und rief entrüstet: „Du bist eine armselige Creatur!“

„Weiß es,“ entgegnete Isidor demüthig.

„Ein Laugenichts, ein Narr bist, zu allem unfähig, sittlich verkommen, mißverstehst Du Dich und Deine Bestimmung und mißverstehst Du Deinen Gott. Du hast Dein Hab und Gut nicht verschlemmt und nicht am Spieltisch verloren, Du hast auch nicht Almosen gegeben in verschwenderischer Weise, Dich hat kein besonderes Mißgeschick heimgesucht und Du bist dennoch aus einem wohlhabenden Manne ein Bettler geworden. Du hast Deine Hände feige und träge in den Schoß gelegt, hast vergessen auf das Sprichwort: Mensch, hilf Dir selbst, so wird Dir auch Gott helfen. Ehrlos vergraben hast Du Deinen Groschen und bist herumgekrochen in süßlicher Frömmerei und hast in entwürdigender Selbstsucht Tag und Nacht gebettelt und gewinselt beim Herrgott für Dein erbärmliches Ich. Das, Freund, ist kein heiliges Leben, sondern ein verwerfliches, ohne alle Sittlichkeit. 's mag ein anderer neun Jahre auf einer Säule gestanden sein in Hitze und Kälte, das ist kein Verdienst, dazu hat Gott die Menschen nicht erschaffen. Arbeit ist heilig. Arbeit kräftiget, läutert, reiniget uns, Arbeit fördert die Gesundheit und lindert das Herzleid, Arbeit tödtet die Leidenschaft, die Selbstsucht

und macht uns besser, vollkommener. Wenn Arbeit kein Verdienst wäre, warum lohnt Gott den Arbeitsamen mit Gesundheit, mit Wohlhabenheit, mit Freude und Fröhlichkeit? Und wenn müßige Frömmerei kein Fehl, warum straft sie Gott mit steter Trübnis, Angst und Unruhe?"

Da entgegnete Isidor, die Augen zu Boden schlagend: „Arbeit ist ein irdisches Verdienst und wird deswegen irdisch belohnt; Abtödtung und Buße aber ist ein himmlisches Verdienst und wird einst himmlisch belohnt werden.“

Jakob erwiderte nichts, er gieng in seine Werkstatt und hämmerte und pfiß das Lied: „Wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein“.

Und als es Abend wurde, holte ihn Gretl ab in sein Haus und er küßte glücklich Weib und Kind.

So gieng es wieder eine Weile fort — abwärts im Bauernhof, aufwärts in der Schmiede. Da kam fast plötzlich eine andere Zeit. Die Menschen waren unruhig, es kamen fabelhafte Nachrichten in das entlegene Thal und mit den Schwalben kam eine Menge neuer Zeitungsblätter, und darin stand es, daß draußen im weiten Lande ein großer Sturm herrsche, daß sich die Menschheit befreien und wie es auf der Welt nun anders werden müsse. Die Nägel giengen nicht ab beim Schmied, aber es wurde angefragt, ob er Schwerter schmieden wolle.

Da zog einmal ein verwahrloßt aussehender Burische durch das Thal, der war kein Soldat und kein Handwerksmann und kein Bettler und kein Bauer und kein „Herr“ und er hatte doch von all diesen etwas an sich. Die Leute schüttelten die Köpfe und sagten: „Diesen Menschen, man weiß nicht, wo man ihn hinthun soll!“

Er gieng Isidors Bauernhof zu, klopfte dort an und sagte, er sei der Robert, der studiert habe, und er besuche nun wieder einmal seine Brüder und Jugendbekannten und er wolle sie führen und reich machen.

„Weiche von hinnen, Du bist der Versucher!“ sagte Isidor.

„Geh' zum Teufel, Du bist ein Stromer!“ sagte Jakob, aber er führte den Bruder doch in sein Haus und gab ihm zu essen.

Neben der Kapelle des Bauernhofes ragte aus dem Moose ein grauer Stein empor, auf diesen schrieb der heimgekehrte Robert die Worte: „Gleiches Recht für alle!“

Bauern, die an dieser Stelle vorübergiengen, blieben stehen, andere kamen eigens herbei und betrachteten den Stein und frugen, was die Worte zu bedeuten.

Da strich Robert hastig seinen struppigen Vollbart, nahm eine wichtige Miene an und sagte: „Was sollen sie bedeuten, als das Glück der Völker, als Freiheit, Gleichheit! Bisher war keine Gerechtigkeit auf

der Welt! Fällt es Euch nicht auf? Viele Menschen sind bettelarm, viele wieder steinreich. Ist das nicht ein Fingerzeig? Hat die Erde nicht der Schätze genug für alle? Und ist nicht jeder mit demselben Unrecht geboren? Gleichheit und Theilung aller Güter unter allen Menschen, und jeder hat genug und keiner ist ein Bettler. Niemand ein Vorrecht. Wir brauchen keinen König; jeder ist sein eigener König. Wir brauchen keinen Priester und wir brauchen keinen Gott. Der Mensch ist sich selbst genug. Unumschränkte Freiheit, Gleichheit, das ist heute zu erringen und das bedeuten die Worte: Gleiches Recht für alle!"

Da horchten die Bauern und nickten sich beistimmend zu und besonders die Ärmeren riefen: „Das ist die Erzwahrheit, gleiches Recht für alle!"

Jetzt trat Jakob in den Kreis und sagte: „Ich habe nicht studiert, ich bin ein Handwerksmann, aber die Worte, die hier in dem Steine stehen, müssen was anderes bedeuten. Gleichheit und Theilung aller Güter? Dann leg' ich meinen Hammer weg, ich bekomm' mein gutes Theil so wie so. Aber wer wird arbeiten? Und wenn auch, gibt es überall die gleiche Arbeit? Fordert jeder Beruf die gleiche Befähigung? Und hat das Talent nicht mehr Unrecht als die Dummheit? Das wäre ja die höchste Ungerechtigkeit, die gleich mit einem gewalt-samen Massenraub eingeleitet werden müßte. Anders steht die Sache. Dem Laster Untergang, der Arbeit Segen, dem Verdienste seine Krone, wie der Dichter sagt. Jedem das Seine, das heißt: Gleiches Recht für alle."

Die Bauern nickten sich wieder beistimmend zu, Robert aber murmelte: „Spießbürger!"

Später, als sich die Menge zerstreut hatte und die beiden Brüder allein waren, faßte Jakob Roberts Hand und sagte herzlich: „Bruder, Du bist auf falsche Wege gerathen. Wie Du so vor mir dastehst mit Deinen Grundsätzen, bist Du in Acht vor dem Gesetze und vor dem gesunden Menschenverstand und der Untergang ist Dir unausbleiblich."

„Gleichviel," entgegnete Robert, „so gehe ich zugrunde für eine heilige Idee und war ein Vorkämpfer derselben, und endlich wird sie doch siegen und zur That werden."

„Robert, unser Vater sandte Dich in die Stadt, daß Du was Rechtes lerntest und ein tüchtiger Staatsbürger würdest. Welches Studium, welche Freunde haben Dich auf solche Abwege gebracht? Besinne Dich noch, ich biete Dir Arbeit und ein Dabeim an in meinem Hause und wir sprechen nicht mehr davon, Du bist mein Bruder."

„Alle Menschen sind Brüder!" Robert sprach's und verließ seinen Bruder und das Thal und man hatte ihn nicht mehr gesehen.

„Dieser Mensch ist wohl gar der Antichrist gewesen?“ sagte hierauf Jfidor einmal und bekreuzte sich.

„Der Mensch ist seines Schicksals Schmied,“ murmelte Jakob und hämmerte und hämmerte.

Endlich giengen auch die Nägel wieder ab und wegen ihrer Vorzüglichkeit kamen größere Bestellungen aus allen Richtungen. Jakob nahm sich Gehilfen und weil diese in der kleinen Werkstatt nicht Platz hatten, so baute er ein stattliches Werk mit vier Schornsteinen.

Anders gieng's im Bauernhof. Jfidor trat die ganze Wirtschaft seinen Gläubigern ab, nur dinge er sich aus, daß er in der Kapelle, die er wieder mit Thurm und Glocke versehen hatte, beten und läuten dürfe, so oft und so lange er wolle.

„So mag er's,“ sagten die Gläubiger, „er ist ein armer Teufel, ihm fehlt's im Kopf.“

Nun war's ihm wohl; nun konnte er immerwährend beten, denn er hatte ja sonst nichts zu thun und nichts zu denken; nun konnte er fasten allweg, denn er hatte ohnehin nichts zu essen. Jakob lud den Bruder wohl zu seinem Tisch, aber er kam nicht. Wenn er nicht in der Kapelle war, so konnte man ihm auf Wallfahrtswegen begegnen oder ihn auf Steinhäufen liegen sehen. Er sah verstört aus, er schluchzte oft und redete mit sich selbst: „Große Sünden hab' ich noch auf mir. Bei meiner ersten Beicht' hab' ich was verschwiegen. Meine erste Communion war unwürdig. Mein Weib ist mir auch wieder erschienen in der letzten Nacht und hat mich angeklagt, daß ich sie hab' sterben lassen ohne Hilf'. Ich hab' mir allweg zu viel eingebildet auf meine Frömmigkeit und zuletzt ist's doch noch gefehlt mit mir, du heiliger Gott!“

So redete er und so kam er immer mehr ins Grübeln und Zweifeln. Und eines Abends gab das Glöcklein der Kapelle einen schrillenden Ton, aber keinen Klang, es war, als ob der Schwengel auf dem Metalle hin und her rollte — dann war es ruhig. Am andern Tag gieng eine große Neuigkeit durch das Thal — der Jfidor am Glockenstrick.

In der Schmiedewerkstatt flogen immer die Funken und nun standen gar schon auch seine zwei Söhne an der Esse und schwingen die Zange mit dem glühenden Eisenklumpen und waren frisch zur Hand im Lernen und Arbeiten. Und die Mutter schaffte im Haus und die Schwester im Garten und aus dem Kohlenboden wuchsen Blumen und Rosen. Am Sonntag war es ruhig in der Werkstatt, da giengen sie in die Kirche zur Andacht. Das junge Volk balgte sich zur Lust, die Hausfrau war sorglich für alles, Vater Jakob schmauchte das Pfeiflein und las seine Zeitung.

Und in der Zeitung standen einmal folgende Zeilen:

„Robert Wahlmann, der berühmte Socialcommunist, mußte endlich in Verwahrung genommen und einer Irrenanstalt übergeben werden.“

Jakob steckte das Zeitungsblatt schweigend zu sich, erhob sich und gieng davon, im Herzen das Leid um seine zugrunde gegangenen Brüder. Er gieng über die grünen Felder, er gieng durch den kühlen Wald — es wollte nicht weichen, was da lag auf seinem Herzen. Er wußte sich nicht anders zu helfen, er schritt der Schmiede zu, brachte den Blasbalg in Gang, warf einen Eisenklumpen in die aufglühenden Kohlen, schleuderte ihn auf den Ambos und hämmerte.

Da eilte sein Weib herbei: „Ja, um Gotteswillen, Jakob, was treibst denn! 's ist ja Sonntag heut'!“

Darauf antwortete Jakob:

„Arbeit tröstet. Auch Arbeit ist heilig.“

## Eine echte Havana.

Wienerisches von Ottokar Tann-Bergler.<sup>1)</sup>

**E**s wäre doch interessant, einmal festzustellen, was eigentlich mit den Havana-Cigarren geschieht, deren Preis sich in einer gewissen höheren Lage bewegt. Es scheint, daß sie nur zu dem Zweck erzeugt werden, um als Geschenk von Hand zu Hand zu wandern, denn jeder Bürgermann hält sich selber für zu schlecht, ein Kraut, das einen Gulden oder auch nur eine Mark kostet, zu verpassen und verehrt es lieber einem hochgeschätzten Bekannten, der aus dem nämlichen Grunde damit genau so verfährt. Dergestalt gibt es kaum einen zweiten Wertgegenstand auf Erden, welcher den Besitzer so häufig wechselt, wie ein edler Glimmstengel, der regelmäßig im „zerbröselten“ Zustande elendiglich endet.

Geraucht wird er nun einmal nicht, das steht fest!

Mit dieser Erfahrungsthatsache hätte unser Freund und Mitbürger Pomeisl gebührend rechnen sollen, als er den Entschluß faßte, sich für erlittene Unbill an seinem Stammtischgenossen Pinagl bitter zu rächen. Der Streich mußte in die Luft gehen.

Geschickt mußte er das Gespräch so zu drehen und zu wenden, daß kein Mensch eine tückische Absicht voraussetzen konnte, als er wie zufällig seine wohlgefüllte Cigarrentasche herauszog, um sich einen der

<sup>1)</sup> Aus dem trefflichen Büchlein „Im Dreiviertel-Takt“, Wienerisches von Ottokar Tann-Bergler. Wien. Robert Mohr. 1902.



schönen, dunklen, mit prächtigen Etiketten geschmückten „Pfeifen“ auszuwählen, mit denen sie gefüllt war.

„Werd'n mir uns amal a besser's Raucherl vergunnen“, sagte er behaglich, während er mit Vergnügen bemerkte, daß sich in den Blicken des Nachbarn Pinagl, der überhaupt ein ausgesprochener Feinschmecker ist, lüsterne Begehrlichkeit zeigte. „A meiniger G'schäftsfreund hat mir s' aus Bayern mitbracht. San g'schwärzte Import.“

Er zog eine der Cigarren an der Nase vorüber und sog den Duft ein, worauf er sie dem bedauernswerten Manne hinhielt, den er ordentlich „einzutunken“ vorhatte.

„In Wean kriagert ma s' unter an' Gulden net. Draußen kost't s' kaum d'Halbscheid. Gelt, das war' halt so 'was für Di?“ schmunzelte er dem Pinagl zu. „Na, daß D' siechst, daß i Dir den lekten dummen G'späss net mehr nachtrag' — se, da hast D' ane. Steck' Dir s' in d' P'hysonomie eini.“

Der Pinagl acceptierte dankend. Während sich der edle Spender eine anrauchte, war er jedoch nicht zu bewegen, das Gleiche zu thun.

„Am Vormittag, ah, das wär' ja d'höchste Urrasserei. Die wird bis zum Sonntag nach'n Essen aufg'hob'n.“

Das war ein ärgerlicher und unerwarteter Zwischenfall, aber der Herr Pomeisl verbarg seine Enttäuschung. Als sich der Beschenkte für eine Weile entfernte, gab er den Genossen die wahre Ursache seiner scheinbaren Großmuth mit gedämpfter Stimme zum Besten.

„Schad', daß er s' net glei ang'raucht hat! Es müasst's nämli wissen, das is a Zug-Cigarr'n, die was losgeht. In Deutschland kriagt ma s' in jedem Cigarrenladen für a paar Pfennig'. Herg'richt't san s' auf'n Glanz, und so mant a jeder, wag Gott, was er für a Präsent kriagt. Drin steckt a klane Patron' mit Pulver, und bevor ma an' Zoll g'raucht hat, explodiert die G'schicht, daß's glaubt's, es is a Raketten vom Stuver. Schad', daß i nur die ane hab', d' andern san net g'laden. Wart's, der Pinagl wird si's a andersmal überlegen, mi anrennen z' lassen! Wann er einerkummt, red't's ihm recht zua — aber unauffällig — den möcht' i seg'n, wann dö feine, theuere Havana auf amal zum Feuerspeib'n anfangt! . . . I muass aber auffigeh'n. I kummt' mi net z'ruckhalten und müasst' ihm helllaut ins G'sicht lachen!“ . . .

Die Mühe war vergebens gewesen. Der Herr Pinagl wollte sich absolut nicht dazu bewegen lassen, den Wunsch der Gaudébrüder zu erfüllen.

\* \* \*

Am Abend erschien Herr Pomeisl, der sonst immer als einer der lekten eintraf, ungewöhnlich früh bei der „Blauen Weintraube“. Er war

hochroth vor Aufregung, in Schweiß gebadet und kam seltsamerweise durch die Küche ins Extrazimmer. Scheu blickte er um sich und that einen Seufzer der Erleichterung als er merkte, dass kein Fremder anwesend sei.

„Ja, was hast D' denn? Wie schaust denn Du aus?“

Er ließ sich kraftlos niederfallen und winkte mit dem Taschentuche ab, mit dem er sich die Stirne getrocknet hatte.

„Pischt! Red't's net so laut, ma funnt' draußen in der Schwemm' was hör'n! Jetzt wird sa si jag'n, ob's wirkli meine Freund seid's, auf dö i mi verlassen därf. I brauch' mein Mibi!“

„Zu was denn? Dös ist do a Luxus, den si sonst g'wöhuli nur Raubmörder erlaub'n“, sagte der Pinagl lachend.

„Halt' Dein' Brotlad'n und schrei net so, dass d' ganze Gassen rebellisch wird. Der Augenblick is zu ernst zum Heanzen. Mein Mibi brauch' i, sag' i eng! Wann jetzt a Sicherheiter kummt, so müsst's alle beeden, dass i schon zwa Stunden dafix'. Es handelt si um mein' ehrlichen Nam' und um das Glück von meiner Familie . . . Laßt's d' Schnapstarten einerbringen. Thuan mir, als ob mir schon längst g'spielt hätten . . . Schreibt's mir a paar Bummerln auf, damit i dem Organ der Behörde sagen kann, i bin weg'n dem Verlier'n so aufg'regt! . . . Marand Anna, d' Polizei wird derweil wahrscheinlich schon bei mir daham in der Wohnung und im G'schäft suachen. Mirkt's eng's nur, dass's net verschieden deponiert's, wann's einvernommen werdt's: seit zwa Stunden Schnaps i schon da!“

„Alsdann guat, dö Bummerln werden bewilligt, und der Wein dafür soll a glei einerkommen“, sagte der Herr Urban, „aber zum Teufel no amal, jetzt erzähl' endli, was 's denn eigentli abg'iegt hat!“

Der Herr Pomeisl fächelte sich Luft zu und fuhr mit der Hand in den Hemdkragen, als sei er ihm plötzlich zu enge geworden.

„Mit der Malefiz-Zurcigarr'n! Und g'rad mir muass so 'was passier'n, der i no niamals in mein' Leb'n mit der hohen Obrigkeit an' Unstand g'habt hab'! Aber wahr is 's: Wer ander'n a Gruab'n grabt, der fällt selber eini.“ Du muasst mir verzeign'n, Pinagl, alter Spezi!“

„Na, hört's“, rief Herr Schoderböck, „verstehst aner von eng allen a Wort von dem, was der Haspel da z'sammischwabelt? Der hat heut' neurasthenische Champions g'speist, scheint mir!“

„Werd'ts mi glei versteh'n. Auf der Tramway, wia i jetzt da herfahr'n will, rauch' i mir ane von meine bayerischen Cigarren an. So a Malheur —!“

„Hat s' denn so g'stunken? erkundigte sich sein Nachbar.

„Na. Losg'gangen is s'! Unbegreifli. Der Besub is a Schmarren dageg'n. So lang war d' Feuergarb'n, dö außerg'schoff'n is! I schrei' auf, alle ander'n schrei'n auf, a Passaschier . . .“

„Schreit a auf!“

„Ja, schreit a auf, i hätt' eahm d' Augenbram verbrennt: er verlangt Schadenersatz. A zweiter verlangt, daß der Waggon auf der Stell' steh'n bleibt. D' Polizei muass her! I muass arretiert werd'n, damit sa si sagt, wem das Verbrechen, nämli dö Feuerwerkigarr'n, zur Last fällt . . . I, in meiner Verzweiflung, gib 'n Conducteur an' Schupfer, gib no a paar ander'n an' Schupfer, spring', ohne auf dö Lebensg'fahr z'denken, vom Wagen awer und fang' zum tschuten an . . . zum tschuten . . . mit meine hundertzehn Kilo . . . könnt's Eng vorstell'n, Brüaderlu . . .? Es is mir nur an's unbegreifli. A anzige losgeberte Cigarr'n hab' i g'habt, und dö hab' i dem Pinagl g'geb'n . . .“

„Und der hat Dir s' wieder hamli z'ruckg'geb'n in d' Taschen, wiaß D' h'nausg'gangen bist, weilst D' mir sonst heßlant ins G'sicht hätt'st lachen müassen“, erklärte der Pinagl mit mephistofelischem Grinsen.

„Ja, woher hast D' denn gewußt, daß i Dir a losgeberte Cigarr'n andraht hab'?“

„Bon dö ander'n, Du Schlaucherl. Mir hätt'n halt gar so viel gern g'seg'n, daß Du Dir selber das Pulvermagazin anrauchst!“ — —

## Irene.

Von Hans Strömer.

### I.

Seit sie betreten dieses Zimmer —  
Noch heute scheint's mir wie ein Traum —  
Geheiligt und geweiht für immer  
Ist mir der schmucklos ernste Raum;  
Nichts Schlimmes kann mir je geschehen,  
Wo ich die Göttliche gesehen.  
Wie Wochen, Monde nun vergehen  
Seit jenem Tag, ich merk' es kaum.

Mein stilles Leben ward zum Feste;  
Der Winternebel ödes Grau,  
Die kahlen, längst entlaubten Äste,  
Die ich vor meinem Fenster schau',  
Verzaubert hat sie voller Güte  
Die Lenzesonne im Gemüthe:  
Der Garten prangt in reicher Blüte,  
Es lacht der Himmel leuchtend blau.

Welch Glück! solch müßig waches Träumen!  
Doch dank' ich mehr dem Engelsbild:  
Schon fühl' ich neuer Thatkraft Schäumen,  
Wie's glühend in den Adern quillt;  
Die harte Lähmung ist verschwunden,  
Der Druck der bleiern schweren Stunden;  
Leicht konnte mir das Herz gesunden,  
Da es von ihr allein erfüllt.

Denn alles Süße dieser Erde  
Mit allem Hohen einigt sie,  
In der der ew'gen Schöpfung „Werde!“  
Den Idealen Dasein lieb.  
Aufruft sie mich zum heil'gen Streite  
Fürs Gute, und an meiner Seite,  
Wenn ohne Furcht ich vorwärts schreite,  
Den holden Schutzgeist miß ich nie.

Und ob sie meilenweit auch ferne,  
 Ich hab' sie dennoch immer hier.  
 Sie gleicht dem milden, goldnen Sterne,  
 Aus Himmels Höhen leuchtend mir.  
 Erreichbar nicht im ird'schen Leben,  
 Wird mich ihr Glanz doch stets umweben,  
 Mich über Noth und Tod erheben  
 Und mich besel'gen für und für.

Du liebes Kind! wie soll ich sagen  
 Dir meines tiefsten Herzens Dank?!  
 Verzeih', daß ich in Scheuem Jagen  
 Vor dir nicht auf die Kniee sank!  
 Doch glaub' im Mannesaug' der Thräne:  
 Des Himmels Glück, der Welten Schöne,  
 Mein Ein und All, es heißt Irene,  
 Es ist ein Mädchen — zart und schlank!

## II.

Ich hab' sie gesehen:  
 Da kam's über mich  
 Wie Frühlingswehen,  
 Süß-schauerlich.

Sie hat mir gereicht  
 Die kleine Hand:  
 Maimonnen gleichet,  
 Was ich empfand;

Ich hab' sie gesprochen,  
 Und Sehnsucht heiß  
 Hat jäh gebrochen  
 Uraltet Eis.

All, was das Leben  
 Einschließt an Glück,  
 Hat mir gegeben  
 Der Augenblick.

## III.

O! lass' aus der Ferne mich beten bloß  
 Zu dir, du Gnadenbild!  
 Zufrieden bin ich mit meinem Loz,  
 Denkst meiner du mild.

Und dennoch manchmal meine ich schier,  
 O Elfe! O Zauberin!  
 Als müßte aus meinem Lieben dir  
 Auch Freude blüh'n.

Verfagt sind mir die Güter der Welt;  
 Ein glückverachtender Mann,  
 Durchstreife ich trohig Wiesen und Feld  
 Und den hohen Tann.

Wenn Jugend Küsse um Küsse tauscht,  
 Wenn zur Blume der Schmetterling  
 Hinflattert, vom süßen Duft berauscht,  
 Ist täglich' Ding.

Ich bin ein schwarzer, stürmischer See;  
 Ein klarer Spiegel bist du,  
 Darin erglänzen aus lichter Höh'  
 Die Sterne in Ruh'.

Doch wenn aus brennendem Wüstenland  
 Aufsprudelt ein frischer Quell,  
 Wenn, da längst Abend sich senkte aufs Land,  
 Es strahlet hell,

Ein Steinblock bin ich, drauf Raben schrei'n,  
 Ein Fels, verwittert und lahl;  
 Du bist, durchfluthet vom Sonnenschein,  
 Das Maienthal.

Wenn Knospen treibt das dürre Holz,  
 Der alte, zerbrochene Schaft,  
 Dann spürst du selber wohl froh und stolz  
 Des Zaubers Kraft.

Wenn der Sturm sich wandelt in Fächeln lind,  
 Wenn dem Stein die Rose entsprießt,  
 Dann mußt du fühlen, du süßes Kind,  
 Welch Wunder du bist.

## Ein Schwalbenflug nach dem Markusplatz.

Aus dem Tagebuch des Heimgärtners.

**I**ch bin ein Freund von raschem Reisen. Wenige Stunden genügen mir an jedem herrlichen Orte, um den schönsten, bleibendsten Eindruck aufzunehmen. Die Welt überfliegen! Das mögen sie oberflächlich nennen, ist aber das beste Mittel, um froh zu bleiben. An der Oberfläche liegt die Schönheit. Mag es in der „Tiefe“ gar viele Wahrheit geben, noch mehr gibt es dort Gemeinheit und Häßlichkeit. Für mich ist die Welt keine Nuss, bei der man die Schale wegwirft und den Kern isst. Für mich ist sie ein Pfirsich, bei dem man das Äußere genießt und den Kern verschmäht.

Mit solcher Neigung begrüße ich die flinken Eilsfahrten auf das Lebhafteste, die jetzt der Oesterreichische Lloyd von Triest aus nach Venedig eingerichtet hat. An jedem Mittwoch um 12 Uhr mittags fährt vom Molo St. Carlo der Schnelldampfer „Graf Wurmbrand“ aus, nach Venedig, um noch vor Mitternacht desselben Tages wieder zurück zu sein. In Venedig ein Aufenthalt von nahezu drei Stunden. Es wird mir also möglich, auf meinem flüchtigen Ausfluge von Graz nach Triest auch noch den Nachmittagsflug nach Venedig zu machen, nicht viel umständlicher, als wie man in Triest einen Nachmittagsausflug nach Miramare macht. Ja, man kann an einem Tage beides leisten. Vormittags nach dem verlassenem Fürstenschloß Miramare mit seiner Pracht, mit seinem Frieden und mit — seiner Trauer.

Die Adria hat des Wunderbaren viel, aber nichts, was uns so tief ins Herz greift, als dieses Strandschloß mit dem Märchenglanz seiner Säle und mit dem schweigenden Traum seines Gartens. Oben am Berghang braust in den Eisenbahnzügen die Gegenwart, dort auf dem Meere ruhen die Geheimnisse der Ewigkeit und zwischen beiden das elegische Gedicht Miramare.

Das am Vormittage. Und nachmittags die Fahrt hinaus aufs hohe Meer. Punkt zwölf Uhr schreit des „Wurmbrand“ Dampfpeife kurz und grell auf und dann gleitet das Schiff sachte vom Molo ab und setzt sein Räderwerk in Bewegung, dessen Sausen und Schnauben nicht mehr verstummt, bevor es stillsteht im Angesichte der Lagunenstadt. Lange hast du nicht Zeit, das Zurückweichen Triests und der Berge von Istrien zu beschauen, die Glocke ruft zur Table d'hôte. Im traulichen Speisesaal, durch dessen farbige Oberlichte Sonne auf die Tafel fällt, äßt man sich's schmecken, und die See ist so glatt, daß zum köstlichen

Dalmatiner feingeschliffene Stengelgläser gereicht werden können. Seerkrankheitsschilderungen sind also nicht zu befürchten. Endlich steigt du wieder auf das Deck, und macht es dir Vergnügen zu denken, das Schiff treibe mitten auf dem stillen Ocean, so hat niemand etwas dagegen. Ringsum grenzenloses Meer. Mit Ausnahme der schäumenden, quirlenden Straße hinterher, die der scharfe Dampfer gezogen hat, regt sich nichts. Gegen die Sonnenseite hin ist die Fläche blendend licht wie eine Silberplatte, dein Auge kann's nicht ertragen. Hingegen ruht es gut auf dem tiefgefättigten Blau nach Norden hin, das nur selten vom Sternchen eines Fischersegels unterbrochen ist. Eine Schönheit und eine Ruhe — unsagbar. Du bist froh. Doch wehe, wenn dein Denken und Wissen aus dieser seligen Oberfläche niedertaucht in die Tiefen, wohin nach wenigen Metern kein Lichtstrahl mehr dringt, wo ewig in der Seethierwelt der Kampf ums Leben geführt wird, noch rasender, als bei uns im Lichte — ! Hast du scharfe Augen? Dann bewahre sie, um die Tiefe der Oberfläche zu durchdringen. Siehe dort die nördlichste Kimm, wo die Schnur Meer und Himmel scheidet. Siehst du im Dunste des Himmels nicht etwas Weißes stehen? Klarer tauchen sie auf und schneeweiß ragen die Zacken der Berge, hin und hin, eine nach der andern. Das sind die Julischen Alpen. Die Fläche des Meeres und die weiten Ebenen Friauls und das ausgedehnte Vorgebirge trennen uns von diesen Felsriesen, und doch leuchten uns ihre deutlichen Gestalten unmittelbar ins Auge. Je weiter wir der Sonne nachgleiten in den Südwesten hinein, je näher tritt zur Linken der Alpenzug, aber immer nur in einzelnen beschneiten Spizen aufragend aus dem Dunst, der über dem Meere fernhin liegt. Die Schnur wird weißlichgelb und bekommt Perlen. Nicht allein die Fischerboote sind es, auch weiße Punkte von Dorfkirchthürmen und einzelnen Bauten tauchen auf und lichte Landstriche werden sichtbar. Wir nähern uns der Küste Veneziens. Die Passagiere versammeln sich auf dem Deck und blicken aus mit Spannung. „Ich sehe es!“ ruft jemand. An der Kimmung ein dunkler Punkt. „Der Campanile!“ Allmählich tauchen sie aus dem Meere auf, die Thürme, die Kuppeln, die Zinnen — von Venedig! Wir sind von Triest her kaum über 3 1/2 Stunden gefahren. Zur Linken ragt aus dem Wasser ein Steinwall, der sich hinzieht bis an die Lagunen und uns bereits trennt vom offenen Meere. Zur Rechten Inselstreifen und Festungswälle; bald an beiden Seiten Ortschaften, so daß wir auf einem Riesenstrom hineinzufahren scheinen in die vor uns sich ausbreitende Stadt. Nachdem durch eine italienische Barke, die eilig herangekommen war, auf dem Dampfer die Zollangelegenheit geordnet ist, beginnt uns schon die Zudringlichkeit von kleinen Dampfschiffen und Gondeln zu belästigen, die um die Wette uns nachjagen und umkreisen. Als wir endlich ein paar

hundert Meter weit vor der Piazzetta halten, sind wir von hundert schwarzen Fahrzeugen umzingelt, deren Führer lärmend sich um uns Passagiere raufen. Das ungewohnte Schauspiel macht auf den fremden Ankömmling kaum einen Eindruck, so sehr ist er gefesselt von den Gebäuden, die er längst vom Bilde her kennt und die jetzt wirklich vor seinem Auge stehen. Der Dogenpalast, das königliche Schloß, die Markuskirche, alles hochüberragt von dem Riesenthurme.

Vom Augenblicke, als wir die Stadt in Sicht bekamen bis zu jenem, da wir aus der Gondel auf das glatte Pflaster der Piazzetta steigen, ist eine Stunde vergangen, so umständlich ist die Einfahrt mit dem Anlegen, der Zollrevision und dem Aussteigen. Dafür ist man nun wirklich da! Da, mitten auf dem fabelhaften Platz, umflattert von den Tauben des heiligen Markus, betretet von seinem fliegenden Löwen. Dieser Platz, der an Schönheit seinesgleichen nicht hat, ist das Stelldichein von Reisenden der ganzen Welt. Zur Stunde unserer Ankunft tummelten sich wenigstens fünftausend Personen auf dem Plage und in den ihn umgebenden Gallerien herum, in allen Trachten und mit allen Sprachen, wovon man freilich das klingende Italienisch am lautesten hörte. Mein erster Gang war auf den Campanile. Man steigt nicht auf Stufen, man geht im Innern des Thurmes wie auf einem sanft sich anwärts hebenden Parkweg. Napoleon soll ja hinaufgeritten sein, wahrscheinlich auf seinem Schlachtpferde. Eine Menge von „Touristen“ begegnet man auf diesem Bergstiege im Innern des Gemäuers. Und dann habe ich Venedig von obenherab gesehen. Kein Luftzug strich durch die offenen Fenster, die niedersinkende Sonne mit ihren langen scharfen Schatten zeichnete wunderbar! Unglaublich enge in einander gebaut, weit hingedehnt und dann scharf abgegrenzt auf dem Gewässer liegt die Stadt, vorherrschend das bräunliche Roth der Gemäuer der unsagbar in einandergeschobenen Dächer und Giebel, oft unterbrochen von grünen Kupferkuppeln, tief unter uns die Kuppelgruppe der Kirche des heiligen Markus. Von den zahllosen Canälen der Stadt sieht man nur den sich breit hinschlängelnden Canal Grande. Von der Inselstadt schnurgerade die Eisenbahn hinein zum festen Lande. Die Lagunen nach dieser Seite hin sind schon nicht mehr seeähnlich, sie sehen sich zur Ebbezeit an, wie überschwemmte Wiesen, von denen überall Erdstreifen hervorragen. Die Alpenflüsse thun ihr Möglichstes, um diese Sümpfe mit Bergsand auszufüllen und also Venedig allmählich mit dem Festlande zu verbinden. Nach Osten und Süden fliegt unser Blick über die Lagunen und die Vororte hinaus aufs offene Meer. Im Südwesten ragen über Stadt und Wasser in der Ferne ein paar blaue Berge als Vorposten der Apenninen. —

Um das von Licht überlastete Auge ein wenig ausruhen zu lassen, kehrte ich dann in das heilige Dunkel der Markuskirche ein. In dem

märchenhaft von Goldglanz durchzogenen Raume dieses alten Tempels ließ ich mich ein wenig von den Seelen vergangener Jahrhunderte umfächeln, bis eine des gegenwärtigen kam und mich hinauswies. Diese hinausweisende Seele gehörte einem Kirchendiener an. Es beginne der Gottesdienst, sagte er. Da müßten die Fremden hinaus, die alten Frauen kamen herein, die Markuskirche gehörte nun wohl nicht mehr der Welt, sondern der frommen Gemeinde.

Dann ein Spaziergang durch die dunklen Gassen der Stadt, die so enge sind, daß zwei Paar sich begegnende Hochzeitsreisende einander nicht auszuweichen vermögen, ohne daß von dem einen eins wesentlich nachgibt, was um diese Zeit immer bedenklich ist. Um meine Stunde war das überhaupt kein Gehen in solchen Engpässen, vielmehr ein Geschobenwerden in dem Fremdenstrom, der auf allen Plätzen und in allen Gassen jurte. Ein so seltsames, gleichmäßig surrendes Geräusch hat keine Stadt, als dieses Venedig; kein Wagengerassel, kein Fabriksgepolter, nur das ewige Getrappel der Fußgänger auf dem glatten Pflaster, das Rufen der Krämer und der Gondelführer. Alle Gassengeschäfte haben die Thüren weit offen und in ihrem reizenden Dunkel rühren sich malerische Gestalten. Gucke nicht zu lang und nicht zu tief, sonst wird das Reizende zum Elend und das Malerische zum Schmutz. Gleite rasch auf der Oberfläche dahin, besonders in Italien. — Bis zum Ponte Rialto drang ich durch, dort sprang ich in eine Gondel, um mich zwischen den Palästen des Canal Grande hindurch zu meinem Dampfer rudern zu lassen. So unpraktisch wird man in dieser wunderbaren Stadt, daß ich vergaß, mit dem Gondelführer den Fahrpreis auszumachen. Für die Fahrt von einer Viertelstunde verlangte er dann drei Lire. Ich bot ihm fünfzig Centesimi und wenn es ihm nicht recht sei, so möge er mich bloß wieder zurückbringen nach dem Ponte Rialto, dort herum würden wir ein Schiedsgericht finden. Er begnügte sich mit den fünfzig Centesimi und bedankte sich obendrein mit einem höflichen Spruch: Die Madonna möge mich beschützen! — Denn ich hatte ihm um die Hälfte zu viel bezahlt.

Nun war ich wieder auf österreichischem Boden, so zu sagen in der Provinz „Wurmbrand“. Es war Abfahrtszeit, aber das Schiff wartete noch auf Passagiere. Ich saß auf dem Oberdeck und schaute hin auf die Paläste, die in der Abenddämmerung noch wunderbarer wurden. Über der weiten Stadt tönten weich die Abendglocken. Dann kam die Gondel mit einer Volksängergesellschaft und sang aus echt italienischen Metallfehlen vor dem „Wurmbrand“: „Margheritta! Einsame Königin, Liebling der Seligen, Mutter des Volkes!“ Und sie sangen den Abschied von Venedig: „Venezia, du greise Königin der Städte! Dein Begleiter sei Sanct Marco in allen Tagen! Adio!“ —



Meine Stimmung war so geworden, daß sie mit allem Gewöhnlichen nichts mehr gemein hatte. Das Volk spricht von einem siebenten Himmel. Der war es ungefähr. — In früheren Jahren bin ich mehrmals in Venedig gewesen und stets auf mehrere Tage. Ich hatte Stadt und Bewohner mir genauer besehen, hatte die Kirchen, Glaswerkstätten, Gemädegalerien und andere Sammlungen besucht, hatte sogar einmal eine der berühmten Vollmondnächte auf der Piazzetta durchschwärmt — aber so innig tief ist Venedig mir nie gegangen, als bei diesem dreistündigen Aufenthalt. O ja, auch die Oberflächlichkeit hat ihre Tiefe. Wenn alles vergessen wird, was ich auf Reisen je erlebt, gefühlt — diese drei Stunden werde ich kaum vergessen. Sonnenhell und dämmervoll zugleich wie ein Märchen — so steht das Bild in mir, ich will es bekränzen und verehren, aber beschreiben kann ich es nicht. — Endlich begannen die dunklen Häusermassen, ihre Thürme und ihre Lichter sich zu bewegen und zurückzugleiten. Venezia, du greise Märchenkönigin, lebe wohl!

Kein einziger der Passagiere, die hingefahren, fuhr an diesem Abende wieder zurück. Das wäre ihnen ja einfach thöricht vorgekommen. Sie mußten erst noch die schlechte Küche, das abgestandene Bier, den Gestank und die Mosquitos schmecken. Aber der Dreistündige ist mit der noch fast ungesättigten, aber seligen Freude davongekommen. Wenn es mir nicht leid thäte um diesen einen Eindruck, recht bald wieder gieng es auf einen Halbtags-Ausflug nach Venedig.

Auf der Rückfahrt waren lauter Deutsche am Bord. Jeden hätte ich umarmen und ihm mein Herz ausschütten mögen, aber ich stand abseits auf dem Deck und schaute in die dunkle Nacht hinaus. Und beim Nachtmahl saß ich gesondert in einer Ecke und sprach kein Wort. Daß einer oder der andere den einsamen Sonderling ein wenig beobachtete, das merkte ich wohl, aber weshalb der „Sonderling“ sich so zurückhielt, das merkten sie kaum. Die gute Stimmung war nicht Ursache daran, wohl aber die schlechte Stimme. Dem Geräusche der Maschinen und Räder ist meine Lunge nicht gewachsen, deshalb muß ich auf Schiffen und Eisenbahnzügen, aber auch auf Fußwanderungen gerade solchen Leuten besonders ausweichen, mit denen ich am liebsten plaudern möchte. Nur bei derlei bitterem Abbruche komme ich gesund nach Hause. Sich heiser und krank zu sprechen auf Lustreisen, das ist doch nicht der eigentliche Zweck.

Erst zwei Stunden rollte der Dampfer über die See durch Nacht, Himmel und Meer — eine einzige Finsternis. In der Richtung, der unser Schiff zusteuerte, lag ein matter rother Schimmer, wie ein kleines Nordlicht. Der Lichtschein von Triest. Eine Stunde später erst bemerkten wir das unruhige Sternchen des Leuchtturmes und die schwache

dämmernde Lichterreihe des Hafens. Nach einer weiteren Stunde standen wir vor Triest, ein Viertel nach elf Uhr nachts.

Am nächsten Morgen Heimfahrt. Aber in mir war Unfried. Die weißen Alpenspitzen quälten mich, die gestern auf dem Meere so fern her mich begrüßt hatten. Meer ohne Alpen, das gibt für mich kein Ganzes, und den Hochriesen der Julischen Alpen wollte ich noch dahinter kommen, ehe dieser Ausflug zu Ende wäre. So stieg ich in Laibach aus meinem Südbahnzug und fuhr auf der Staatseisenbahn nach Oberkrain. Wenn ein breites grünes Alpenthal mit rieselndem Flusse vor mir liegt, an beiden Seiten Waldberge und aus fernem Hintergrunde leuchten die feinen Zacken des Hochgebirges blendend hervor, und ich fahre ihnen sachte zu, immer näher und näher — da ist alles ausgeglichen in mir bis auf den einen Zwiespalt, einestheils, daß ich immer so hinfahren möchte, anderntheils, daß ich schon dort sein möchte. Dort, wo die zackigen weißen Berge stehen.

Oft, wenn ich zwischen Steinbrück und Laibach an der Save dahingefahren, war mein Verlangen, diesen schönen Fluß sollte man doch einmal verfolgen bis zu seinem Ursprunge; er kommt aus den Wildnissen des Triglav. Nun glitt ich der Save entlang aufwärts, an den Ortschaften Bischofslack, Krainburg, Radmannsdorf, Beldeß, Lengenfeld vorbei. Zur rechten Hand starren die Felsriesen der Sulzbacher Alpen und der Karawanken, von einigen Pässen unterbrochen, die hinüberführen nach Kärnten ins Drauthal. Über einem dieser Pässe baut man eben jetzt dem Dampfrosß eine Straße, die Tauernbahn, und dann dürfte es an der oberen Save, wo es gerade am allerschönsten ist, wieder einsamer werden. Zur linken Hand haben wir bewaldetes Gebirge, und später die gewaltige Triglavgruppe. An ihrem Fuße liegt der von der Bahn aus sichtbare Kurort Beldeß und der Eingang in die Wochein mit ihren Seen, finsternen Wänden und sonnigen Hochgipfeln. Also das wäre unser Links und Rechts. Der Eisenbahnzug läßt den Ausblick zurück und schmiegt sich bald so nahe an den Gebirgsstock, daß man von ihm nichts mehr sieht als die bewachsenen Hänge und die Schutthalden; nur wo Schluchten und Seitenthäler sich öffnen, starrt das ungeheuerliche Gethürme des Repikouz, der Kutowa, des Prising, des Jaluz und des Mangert zu uns herab. Der Hochkönig dieser Gruppe, der Triglav, zeigt sich nicht mehr, er hält sich im Hintergrunde wie alle höchsten Herren, die gerade durch ihre Abwesenheit am würdevollsten glänzen. Der Herrscher, dem wir uns im Geiste vorstellen, ist ehrfurchtgebietender als der, der leibhaftig vor uns steht. So kommt es wenigstens mir vor. Je näher man einer Herrlichkeit kommt, je mehr schrumpft sie ein. Gestern um diese Stunde auf dem adriatischen Meere mutheten die ferneren Alpen mich ganz geisterhaft heilig an, jetzt, da ich

hart an ihrem nördlichen Fuße hinfuhr, schienen sie mir wie besiegte irdische Wesen. Allerdings, den Blick von der Spitze des Triglav aufs adriatische Meer hinaus bin ich einstweilen noch schuldig geblieben. Über 800 Meter Seehöhe hat der Eisenbahnzug mich zwar schon heraufgetragen. Die Schneefelder, die gestern so märchenhaft hinausgeleuchtet hatten in den hesperischen Frühling, hier am nördlichen Hange lagen sie noch ins Thal nieder, über das mein Zug hinrollte. Und hier aus diesem wüsten, winterlichen Felskessel herab kommt die Save als kleiner Bach gesprungen. Da oben bei den Genssen der Triglav-Eiswelt steht ihre Wiege.

Der Zug rollt abwärts, wendet sich nördlich, überbrückt die tief eingerissene Schliaklamm, die Grenze von Kärnten, und fährt in den Bahnhof Tarvis ein. Hier zweigt sich die Bahn. Links über Pontebba nach Venedig, rechts über Villach — nach Hause. Diesmal wählte ich den — rechten Weg, der den Bagabunden nach zehnstündiger Fahrt endlich wieder dorthin brachte, wohin der Mensch gehört. — In meinem nordischen Graz auf der Stube war die Uhr noch im Gange, die ich jeden zweiten Tag aufzuziehen pflege. Und wo war ich gewesen in dieser Zeit, was habe ich gesehen? Gleichsam im Taubenflug über Alpen und Meer hatte ich mich einen Augenblick niedergelassen auf dem Plage des heiligen Markus. Flüchtig — vergessend der Härte aller Körper — wonnevoll schauend im Lichte. In der Tiefe zwar liegt die Wahrheit, aber auf der Oberfläche die Schönheit.

## Alterlei Heiteres aus Italien.

Von Josef Widner.

### II.

#### Vollleben in Neapel.

**W**er Neapel gesehen hat, der mag sich getrost niederlegen und sterben; denn Schöneres wird er in seinem Leben nicht mehr erblicken. So meint ein italienisches Sprichwort.

Nun . . . . ich habe Neapel gesehen und werde wahrscheinlich auch einmal sterben; aber einstweilen muß ich noch ein wenig zuwarten, da mir ja die angenehme Pflicht obliegt, so gut ich es vermag, zu erzählen, was meine Augen gesehen und meine Ohren gehört haben und was hoffentlich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu erwecken imstande sein dürfte. Ich will jedoch, um nicht ganze Bücher zu schreiben, mich kurz fassen und für diesmal nur das Volksleben in Neapel, und auch

daß nur, soweit es mir während meines kurzen Aufenthaltes daselbst entgegen wogte, zu schildern versuchen.

Am Mittwoch nach Ostern gegen 2 Uhr nachmittags warf mich der Eilzug in die Bahnhofe von Neapel in ein stürmisch erregtes Volksmeer, das da nicht weniger begehrtlich erschien als Neptun unseligen Ungedenkens . . . . der ja alles, aber auch gar alles hatte haben wollen.

Ein betäubendes Geschrei traf mein Ohr, hundert Hände streckten sich nach meiner Tasche, meinem Mantel, meinem Schirme aus, hundert Kutscher wollten mich nach allen Weltgegenden fahren, hundert Fremdenführer mir alle Herrlichkeiten des einzigen, unvergleichlichen Neapel zeigen. Da ich als höflicher Mensch keinen beleidigen wollte, so trug ich mein Gepäck selber dorthin, wo es bis zu meiner Abreise sicher verwahrt wurde, und dann war ich Freiherr und konnte die große, volkreiche Stadt in aller Gemächlichkeit durchschlendern, um meine Beobachtungen zu machen, das heißt: soweit die im höchsten Grade überlästige Zudringlichkeit stilles Sinnen und beseligendes Schauen gestattete.

Dem Fremdlinge zuerst und nicht gerade am angenehmsten auf, daß er nicht fünf Schritte unbehellig seines Weges gehen, nicht eine Minute ruhig an einer Straßenecke stehen kann, ohne selbst von besser gekleideten Leuten angebettelt oder angehauiert oder sonst zu einer Geldausgabe genöthigt zu werden. Die lästigste Fliege, die sich, wir können sie noch so oft verschrecken, immer wieder auf unsere Nase setzt, ist nicht so lästig, wie der neapolitanische Bettler, der dir mit der Bitte „un soldo“ halbestundenlang das Geleite gibt, der Kutscher, der durch die längste Gasse neben dir einherfährt und dir, wenn du seine Aufforderung zu einer Lustfahrt (carroz!) nicht beachten willst, recht verständlich mit der Peitsche um die Ohren knallt, der Händler, der allen gegentheiligen Versicherungen zum Troste darauf besteht, daß du diese Busennadel aus Lava, diese Ansichtskarten, diese Muscheln zum Leben unbedingt benötigest. Stehst du sinnend am Meere, in einen holden Traum gewiegt vom Wogenschlage der Brandung, so kommt sicher einer daher und sagt dir für etliche Geldstücke, es sei das Wasser da unten wirklich das Meer; schaust du in der Villa nazionale, dem Nationalpark, eine Palme an und wunderst du dich als Nordländer darüber, daß sie bereits blüht, indes deine Leute daheim sich noch beim Ofen am wohlsten fühlen, so tupft dir einer auf die Achsel und flüstert dir geheimnisvoll ins Ohr, daß es thatsächlich eine Palme sei, und zwar umso verlässlicher, wenn du die Güte hättest, un soldo springen zu lassen; gehst du in eine Kirche, so will der Eintritt und der Austritt bezahlt werden und jeder Blick auf jedes Altarbild auch noch; blickst du mit großen Augen zum Besuv hinauf, der gemüthlich

sein Pfeifchen raucht und in jede breitere Straße herabschaut, so erfährst du vom nächsten Sohne Italiens, es sei das wahrlich ein schöner Anblick und einen Kreuzer unter Brüdern wert. Beim heiligen Gott, wenn einer sich des armen Volkes erbarmte und jede Bitte erhörte, so wäre er in zwei Stunden nicht nur des leidigen Mammons, sondern auch seiner Kleider ledig und könnte auch nach dem Bettelstabe greifen!

Will man also nicht völlig ausgeplündert werden, so ist wohl etwelcher Widerstand und selbst einige Härte nöthig; ein kluger Mann hilft sich wohl auch durch eine Kriegslift, die oft wirksamer ist als die größte Grobheit, weil die Lazzaroni eine sehr dicke Haut haben.

So schaffte ich mir die lästigen Gesellen dadurch vom Halse, daß ich das Gesicht schmerzlich und bedauernd verzog und gegen meine Ohren deutete . . . . da hielten sie mich für taub und liefen anderen Fremden zu.

Ich besuchte der unvergleichlichen Aussicht halber den Posilipp, einen Berg, der ins Meer vorspringt und so innerhalb des Golfes von Neapel die Bucht von Pozzuoli bildet. Ein Schachtaufzug im Innern des Berges brachte mich mühelos und schnell in die Höhe, aber doch nicht so schnell, daß ich den Umbiederungsversuchen eines Fremdenführers (Cicerone) entgangen wäre. Der Mann, den nur eine zerrissene Hose und ein zerrissenes Hemd kleidete, sah mir zu wenig vertrauenerweckend aus, und so beschloß ich, mich, was mir ja leicht fiel, wieder einmal dumm zu stellen.

„Sind Sie ein Italiener?“ fragte er.

Ich machte ein urdummes Gesicht und schupfte die Achseln in die Höhe.

„Oder ein Franzose?“

Dieselbe Antwort.

„Vielleicht Engländer?“

Dieselbe Miene und Geberde.

„Oder ein Deutscher?“

Da näherte ich mein Gesicht bis auf wenige Centimeter dem seinigen und sprach feierlich, gemessen, mit hohler Grabesstimme:

„Eskimo!“

Richtig ließ er mich in Ruhe; er radebrechte wohl von jeder Cultursprache etliche Brocken, aber . . . . eskimoisch konnte er zum Glück denn doch nicht!

Daß unser Straßenleben, selbst das in Wien, mit dem in Neapel keinen Vergleich aushält, kann man sich bei der südlichen Lebhaftigkeit der Bevölkerung leicht vorstellen.

Das bunteste Gewühl herrscht namentlich im Toledo, der langen Straße, die Neapel in nordsüdlicher Richtung durchquert und beinahe

halbiert. Hier ist das Gedränge zu gewissen Tageszeiten so arg, daß man beinahe in Gefahr schwebt, erdrückt zu werden.

Überhaupt spielt sich das Leben im Süden und also auch in Neapel weit mehr auf der Straße ab, als in unseren kalten nordischen Gegenden. Zahllose Neapolitaner, darunter tausende von Kindern, sind jahraus jahrein obdachlos, ohne sich viel daraus zu machen. Die Stadt mit ihren unzähligen Gassen und Gässchen ist ihr Haus, ihre Stube, ihre Küche, das Straßenpflaster ihr Tisch und ihr Bett, der Himmel ihr Zelt und ihre Decke. In ein schönes oder wenigstens großes Haus kommen sie nur, wenn sie schwer erkranken, ins Spital nämlich, und ein eigenes Haus (wahrscheinlich nur einen Sack) erwerben sie sich erst mit dem Tode.

Eine schmerzliche Regung des Mitleids und Entsetzens packt den Fremden besonders, wenn er die vielen Kinder sieht, die da, völlig verwildert, sich Tag und Nacht in den Straßen herumtreiben. Sie leben theils vom Betteln, theils vom Diebstahl, theils vom Auslesen von Cigarrenresten, Papierschnitzeln und anderen Abfällen. Letzterem Geschäfte gehen sie nachts mit einem Sacke über die Schulter als *Sucher* (*trovatori*) nach und verkaufen diese Herrlichkeiten an die „großen Händler“, die sie wieder in der *Villa del Popolo*, im Volksgarten, feilbieten.

Ich sah ein vierjähriges Bubel, das am helllichten Mittage auf dem Bürgersteige des *Corso Re d'Italia* auf dem Bauche lag und die entblößte Breitseite der Sonne zuehrte . . . . so etwa, wie bei uns ein Hund quer über dem Fußweg liegt. Die Leute aber schritten gemächlich über den braunen Knirps hinweg . . . . Es wäre keinem Menschen eingefallen, das Kind zu wecken und heim zu schicken — warum denn auch . . . . es hatte ja keine Heimat oder, was dasselbe ist, es war ja daheim!

Um 3 Uhr morgens traf ich einen Trupp nächtlicher *Sucher*, Buben im Alter von 4—16 Jahren, meist halbnackt, auf der *Piazza San Ferdinando* beim Scheine der elektrischen Bogenlampen ins Kartenspiel vertieft, und ein Bublein schlief vor einem Hausthore, das Köpfelein auf einen Kehrriethaufen gebettet, den Schlaf des Gerechten. Daß bei dieser Jugend von Schulbildung keine Rede ist, braucht nicht gejagt zu werden, und daß sie schon früh alle Laster kennen und üben lernt, bedarf auch keiner Erwähnung.

Beim ersten Morgengrauen sah ich an den Straßenecken kleine Herdfeuer brennen. Arbeiter hatten sich ihr mehr als bescheidenes Frühstück gekocht und dann die glühenden Kohlen ihrem Schicksale überlassen. Es ist wahrhaftig ein Wunder, daß diese Stadt nicht schon tausendmal abgebrannt ist.

Auch der Handwerkbetrieb wird zumeist auf die Straße verlegt. Auf der Straße flickt der Schneider die Hosen, doppelt der Schuster die Schuhe, auf der Straße hobelt der Tischler, trocknet der halbnackte Maccaronifabrikant in all dem aufgewirbelten Staube seine vielbegehrten hohlen Nudeln, des Italieners Leibgericht. Auf der Straße windet die in malerische Fäden gekleidete, glutäugige Maid das Garn und strickt die runzelige Alte an ihren Strümpfen, und — laust die Mutter ihre Kinder, und die engsten Gassen sind bis zum vierten und fünften Stockwerke mit Querstücken bespannt und mit Wäschestücken in allen Farben und Formen behängt . . . so sauber, daß wir sie nicht einmal gewaschen anziehen möchten.

Zum Straßenbilde gehören auch die öffentlichen Vorleser, die stets eine andächtig lauschende Schar um sich zu versammeln wissen, die Wunderdoctoren, die mit endlosen Reden und fürchterlichem Geschrei ihre Geheimmittel anpreisen und den Leidenden gleich auf der Straße die Zähne ziehen, die Fischer, die mit ihrer übelriechenden Ware die Luft verpesten, die Gemüsehändler, die das herrliche Grünzeug zu allen Jahreszeiten frisch vom Felde bringen, die Zeitungsverkäufer, die zu bestimmten Stunden in ganzen Herden die Gassen durchstürmen, die Dudelsackpfeifer, die vor Madonnenbildern ihre einschläfernden Weisen spielen, die vermummten Mitglieder der Todtenbruderschaften, die einem Gestorbenen die letzte Ehre erweisen und einen leeren Prachsfarg herumtragen, die Eiswasserhändler, die im Sommer Erfrischungen anbieten u. s. w.

Eigenthümlich berühren den Fremden die zahlreichen Herden von Kühen und Ziegen, denen er namentlich in den Morgenstunden in jeder Straße begegnet. Die Neapolitaner sind nämlich ein gemächliches Volk, sie arbeiten nicht mehr, als unumgänglich nöthig ist. Anstatt die Kühe und Ziegen auf dem Lande draußen zu melken und die Milch in die Stadt zu führen oder zu tragen, wie es bei uns Sitte ist, treiben sie lieber gleich ihre Milchthiere in die Stadt, und wer dieser flüssigen Nahrung bedarf, erhält sie frisch vom Euter und hat dazu noch die Gewißheit (?), daß die Ware nicht gepantscht ist. Die Mutterkühe haben stets auch ihre lieben Kindlein bei sich . . . . man meint, daß sie in Gegenwart der Kälber die Milch williger hergeben. Die Ziegen aber marschieren als gute Touristen auch bis in die obersten Stockwerke der Häuser und lassen sich dort von den Köchinnen melken. Entlockt aber der Gauner von einem Hirten selber dem Euter das nährnde Nass, dann pantscht er während des Melkens, indem er aus einem im Rockärmel verborgenen Schlauche Wasser in die Milch rinnen läßt.

Den Köchinnen und Hausfrauen fällt es nicht im Traume ein, öfter als nöthig die vielen Stufen auf die Straße hinabzugehen. Sie besorgen daher ihre Einkäufe vom Balkon aus, der beinahe jedes Fenster ziert. Dort lehnen sie stundenlang und tratschen mit der Nachbarin oder

träumen im Halbschlummer vom schönen Neapel, und wenn der Händler unten vorbeigeht, lassen sie ihre Körbe an einem Stricke hinab und ziehen die gekaufte Ware zu sich empor. Preis und Ware wird hiebei nur durch Geberden bestimmt. — Die Leute verstehen sich, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen.

Eigenartig sind auch die zahllosen zweirädrigen Wagen, die wohl eine sorgliche Vertheilung der Last erfordern, damit das Zugthier nicht zu Boden gedrückt oder gar in die Luft gehoben wird. Wiederholt sah ich ein artiges Kleeblatt vorgespannt, ein Pferd, einen Esel und eine Kuh nebeneinander an demselben Wagen . . . . ein köstlicher Anblick. Von besonderer Schönheit ist das Sattelzeug, aus Silber getrieben, oft von bedeutendem Werte, der Stolz des neapolitanischen Fuhrmannes.

Und nun noch eines . . . . das rege Straßenleben, die Rüge und Ziegen allüberall, die zahllosen Proletarier, deren Heimat die Gasse ist, das alles bedingt auch eine Unreinlichkeit, von der wir selbst im kleinsten Dorfe keinen Begriff haben. Bedürfnisanstalten, wie sie die europäische Großstadt und auch die Kleinstadt aufweisen und wie man sie selbst in Rom hie und da findet, gibt es in Neapel nur wenige — weil — weil ganz Neapel eine große Bedürfnisanstalt ist! Die Neapolitaner sind echte Naturkinder . . . . sie kennen keine Scham, und wenn sich ein Drang regt, gehen sie nicht erst um die Ecke!

Aber trotz alldem, und wenn auch der Besuch mit seiner unheimlichen Rauchwolke allfort auf die sündige Stadt herabdroht, in Neapel ist es schön, und wer sich dort einmal eingelebt hat, der kann sein Glück kaum mehr irgendwo finden . . . . unwiderstehlich zieht es ihn zur lockenden Sirene Parthenopeia!

## Mein alter Lehrmeister.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger.

**S**or kurzem haben sie da oben in den Waldbergen einen kleinen Mann unter den Rasen gebracht, der sozusagen in der Jugend starb und recht gerne noch länger gelebt hätte. Bis ums siebzigste Jahr war er ein frischer, rüstiger Mann gewesen, und um diese Zeit, da andere ins Greisenalter eintreten, begann für ihn noch einmal eine Art froher, einfältiger und frommer Kindheit. Von der Mühsal des biblischen Alters hat er nicht viel erfahren. Mit 87 Jahren begieng er noch lustig die Hochzeit seiner Tochter, etliche Tage nachher legte er sich schlafen.

Obchon der Naz in seiner Waldverborgenheit während der ganzen 87 Jahre der Welt nicht ein einzigesmal aufs Hühneraug' getreten



war, so ist die letzte Zeit her doch öffentlich von ihm die Rede gewesen. Zuerst hatte ihn der „Waldheimat“-Schreiber in seiner Wahrheit und Dichtung aufgezeigt, den guten Ignaz Orthofer, Schneidermeister zu Rathrein am Hauenstein. Und derselbe, der das erste Wort über ihn gesprochen, möchte auch das letzte sagen.

Wie 1860 der siebzehnjährige Waldbauernbub als Lehrling eintrat beim „Schneider-Naz“, war dieser ein zierliches, rühriges Männlein von 45 Jahren. Er hatte schon eine starke Gläse und das Haar des Hinterhauptes begann zu grauen. Das etwas magere Gesicht mit der „Stubenfarbe“ und den gütigen, ausdrucksvollen Augen war stets glatt rasiert, auf das legte er Gewicht. Wie beneidete ihn der Lehrling um den Bart, den der Meister wöchentlich wegzuworfen hatte, während der Junge alle Fenstergläser fragte, ob bei ihm nicht endlich das erste Bränchen zum Vorschein komme.

Mehr als auf den Bart hielt der Naz auf ein feines Gewand. Sein zumeist schwarzes Tuchgewand saß ihm wie angegossen. Er mußte für sein Gewerbe ja selber der Auslagekasten sein, um die Concurrenz zu besiegen, die damals zum Beginne der Gewerbefreiheit allenthalben auftauchte. Im nahen Mürzthale gab es Schneider, die in ihren Schaufenstern ganze Weltausstellungen veranstalteten. Das schreckte den Meister Naz wenig. Nicht darauf komme es an, wie die Hosen im Fenster liegen, sondern wie sie am Leibe sitzen. Und damit konnte er sich schon sehen lassen. Wenn nun zu dem adretten Anzug die schneeweiße Wäsche kam, die an Hals und Ärmelungen und auch hinter der offenen Weste hervorschimmerte, da gab es gar nichts Zierlicheres als den Meister Naz, der flink wie ein Reh bei den Stergängen noch lieber bergauf als bergab lief. Als Knabe war er bei Holztnechten Ziegenhirt gewesen und daher sein antilopisches Hüpfen gar leicht zu begreifen. Auf son-nigem Berghange bewohnte der Naz (wenn er nicht in Bauernhöfen auf Arbeit war) ein gemietetes Holzhäuslein, das er sich selbst in Stand hielt. Er segte, er wusch, er kochte und was am eigenen Herde schon einmal gar nicht zustande zu bringen war, das kaufte er um bares Geld bei nachbarlichen Bauernhöfen. Geld hatte er immer in der Brieftasche, manchmal sogar bis zu zwanzig Gulden! Und dazu die Mär, daß der Naz noch ganz andere Reichthümer besitze, was er weiter nicht bestritt, weil sie ihm niemand nehmen konnte, denn das Sparcassbüchel war auf seinen Namen festgemacht. Er durfte das Büchel verlieren, es konnte ihm gestohlen werden, kein Mensch bekam in der Sparcasse zu Graz die zweihundert Gulden sammt Zinsen, als der Herr Ignaz Orthofer, Schneidermeister zu Rathrein am Hauenstein. Nein, da konnte ihm niemand an, nicht einmal das Steueramt. Leute mit seinem Jahreseinkommen sind noch Freiherren. Nur, daß durch den

Berrath eines neidischen Berufsgenossen der gute Ignaz, nachdem er 25 Jahre lang die menschlichen Blößen unangefochten verhüllt hatte, für dieses christliche Werk der Barmherzigkeit plötzlich eine Erwerbsteuer von fünf Gulden zahlen mußte. Diese Neuerungen, die Gewerbefreiheit einerseits und die Erwerbsteuer andererseits, hatten dem Meister die „Segnungen der Neuzeit“, denen er sonst nicht feind gewesen, etwas verleidet. Geldgierig war der Mann nicht. Auf der Ester rechnete er im Tage fünfzig Kreuzer für sich und zehn Kreuzer für den Lehrling. Das Geschäftshaus Orthofer und Compagnie brauchte also gerade keinen Buchhalter. In früheren Zeiten hatte er manchmal einen Wanderburschen aufgenommen, doch seit solche Schneidergesellen sich dann allmählich in der Gegend einnisteten und als selbständige Meister zu arbeiten begannen, schenkte er jedem anklopfenden Burschen einen Kreuzer und den Rath, sich davon zu machen. Und begnügte sich mit einem Lehrling, der nicht jeden Tag seine zehn Kreuzer wert war.

Wie aus Gefagtem schon ersichtlich ist, eine Gesellin hatte er nicht. Denn dieser Meister war, wie jemand launig sagte, selber Geselle, nämlich Junggeselle. Obgleich er zeitweise recht gerne mit hübschen Mädchen schäkerte und tanzte, überlegte er sich's doch bei jeder länger, als sie warten wollte. Unter den Ortsgenossen war er einer der Angesehensten. Er warf sich nicht an den Erstbesten weg, hielt etwas auf sich und war sogar Kirchenmusikant! Das Flügelhorn blies er und man spottete oft lobend, daß es merkwürdig sei, wie dieses Schneiderlünglein aus dem Blech so helle Klänge hervorbringen könne. Seine liebste Körperübung und Zerstreuung — er gönnte sich solche aber nur an Sonntag-Nachmittagen — war das Kugelschießen. Er war der beste Schieber in der ganzen Gegend und der verwegenste „Ratker“, aber es gieng nicht immer glatt dabei ab. Einmal verlor er an einem einzigen Nachmittage sechs Gulden. Das war der blutige Verdienst von zwei langen Wochen. Er weinte an demselben Abend über die abscheuliche Gewohnheit, Kugel zu schießen — gab sie aber nicht auf. Nicht lange Zeit nachher gewann er an einem Nachmittage mit Schießen und Rathen einem armen Holzknechte den ganzen Monatslohn von neunzehn Gulden ab. Der Holzknecht zahlte seinen Verlust aus, sagte lachend, jetzt gehe er ins Wasser — und gieng. Sein Lachen war so gewesen, daß dem Naz ein Schauer kam, er lief ihm nach, am Mühlstümpel rangen sie eine Weile, denn der Holzknecht wollte sich von einem Schneider keine Spielschuld schenken lassen; endlich hatte er den Geldknollen doch fast meuchlings in seinem Rockjack, schob also das Inswassergehen auf. Der Naz floh wie ein Verbrecher und schwor sich pathetisch, das Kugelschießen aufzugeben. Am nächsten Sonntag war es derselbe Holzknecht, der ihn einlud zu einem „Bot Kegelschießen“. Das nahm

der Meister so, als hätte der Herrgott ihn des Schwures entbunden, und er legelte. Die Kameraden spotteten, er habe sich nur das Kugelschießen verschworen, aber nicht das Regelschießen.

Bei der Arbeit pflegte der Naz wenig zu sprechen, wohl aber — wenn beim Zuschnitt das Tuch reichte und beim Anprobieren die Toppe passte — lustig zu pfeifen. War das Tuch knapp oder die Toppe ein wenig uneben, was dem besten Schneider passieren kann, wenn die Leute an unrechter Stelle Höcker haben, dann pfiß er nicht, dann schwieg mäusehenstill und suchte den Schaden mit Sorgfalt zu decken. Schelten oder Fluchen habe ich nie von ihm gehört, höchstens daß er brummte: „Ein verdanktes G'frött!“ aber da mußte der Schaden schon stark sein. So ernst er mit mir bei der Arbeit war, so gesprächig wurde er am Samstag-Feierabend, wenn wir selbender durch Wald und Flur nach Hause trippelten, jeder einen Kanzen um, ich noch extra das Bügel-eisen und die Elle in der Hand, er am Stock über der Achsel im blauen Sacktuch den Brotlaib, den uns die Sterbäuerin mitgegeben hatte. Dieser „Sterlaib“ ist nach alter Sitte eine Aufbesserung, wenn der Handwerker mindestens eine Woche in einem Hause gearbeitet hat. Mein Lehrmeister pflegte — besonders wenn der Weg weit war — statt des Brotlaibes sich zwanzig Kreuzer auszubitten. Diese enthielten zwar weniger Nahrung, bedurften aber auch weniger Kraft zum Tragen. Auf solchen Heimwegen nun, im Angesicht des bevorstehenden Sonntags, waren wir beide lustig und der würdige Lehrmeister plauderte und scherzte mit dem windigen Lehrling wie mit seinesgleichen. In der Abenddunkelheit an Bauernhöfen vorbeikommend, geschah es sogar, daß wir zärtlich an die Fensterscheibe klopfen, hinter welcher ein sauberes Dirndel geahnt wurde. Der Erfolg solch sinniger Abendgrüße war spärlich — ein bißchen Gefäch drinnen — das war alles. Zum Glück sind siebzehnjährige und fünfundvierzigjährige Schneider nicht auffallend unbescheiden.

An Sonntagen gieng's in der Kirche zu St. Kathrein allemal hoch her. Mindestens eine Clarinette, eine Trompete und ein Flügelhorn gab's immer, und weil das Blasen nicht bloß volle Backen, sondern auch Durst macht, so gönnte sich mein Ignaz darauf gerne beim Haussteinerwirt ein Seitel Wein. Wenn da nun etliche muntere Gesellen zusammentamen, so gab's bisweilen, aber nicht oft, das Mißgeschick. Lustig war's, geplaudert, gelacht, gesungen wurde, dabei um ein Seitel zu viel, und am nächsten Tage war — Kopfwehmontag. Hätte er ihn zu einem blauen gemacht, so würde niemand etwas davon erfahren haben. Doch der fleißige Mann gieng in die Arbeit, und so tapfer er den Kater unterzukriegen trachtete, das Beest guckte doch überall hervor. Und dann knurrte er wohl auf: „Der Wein ist schlecht!“ da er doch tags zuvor gerade das Gegentheil gefunden hatte.

Unsere Verpflegung in den unterschiedlichen Bauernhäusern war stets ungleich gewesen. Hier die Fleischtöpfe Ägyptens, dort das Kraut- und Bohnenhäferl. Wo letzteres in wirklicher Armut seine Ursache hatte, litt unser Humor nicht darunter, wir halfen den Leuten fröhlich fasten und trachteten nur, mit der Arbeit ehestens fertig zu werden. Anders, wenn Geiz uns den Tisch kümmerte, da wurde der Meister unwirsch und einmal sogar demonstrativ. Als solch eine geizige Bäuerin, bei der wir arbeiteten, eines Tages ins Dorf gieng, um Tuch, Knöpfe und Zwirn einzukaufen, drückte ihr der Naz ein Sechserl in die Hand: „Wenn Du so gut wärst, Bäuerin, und uns vom Bäcker etliche Semmeln thätest mitbringen. Aber nit gar z'lang ausbleiben!“ Semmeln brachte sie nicht, doch die Kost war von diesem Tage an wesentlich zu reichender. Am besten ergieng es uns stets beim Haussteinerwirt, da gab's des Morgens Kaffee, mittags und abends Fleisch, vormittags und nachmittags Wein. Da beeilten wir uns nie sonderlich, mit der Ster fertig zu werden. Einmal nach einer solchen üppigen Haussteiner Zeit waren ein paar rührende Tage. Der Lehrmeister sagte mir, daß er in einer Hütte des Fischbacher Waldes etliche Tage lang zu thun habe, wo es etwas arm zugehen werde, weshalb ich derweil zu meinen Eltern heimgehen könne. Da antwortete ich: „Wegen dem, daß es arm zugeht, das macht mir nix. Wenn's der Meister kann aushalten.“ — „Recht ist's mir schon, wenn Du mitgehst!“ sagte er und wir giengen in die Fischbacher Gegend zum „Waldpeter“. Dieser Waldpeter war ein alter Tagelöhner, der erst vor kurzem geheiratet hatte, und zwar eine alte Frau mit einem runzeligen, freundlichen Gesicht. Diese Frau war aber niemand anderer als die Mutter meines Lehrmeisters, von der er mir bisher nie gesprochen hatte. Wir machten den alten Leuten Lodenkleider. Die Verpflegung war einfach, aber voller Güte, nie ist mir das Bohnenhäferl so lieb gewesen, wie in dieser Waldhütte. Der betagte Sohn war mit seiner greisen Mutter kindlich zart und mit mir, dem Lehrling, ganz ausnehmend freundlich, dankbar dafür, daß ich die Ärmlichkeit so fröhlich mit ertrug. Als wir mit der Arbeit fertig waren, gieng ich nicht weniger schwer als der Meister von der trautsamen Hütte fort. Die alte Frau machte ihm zum Abschiede mit dem Daumen das Kreuz übers Gesicht und that dann dasselbe mir, als ob auch ich ihr Kind geworden wäre.

Das nur so etliche Beispiele davon, wie der Ignaz Orthofer gewesen während der vier Jahre, als ich bei ihm in der Lehre gestanden. Im zweiten Bande der „Waldheimat“ habe ich aus jener wunderlichen Zeit Schilderungen gegeben, über die später der alte Naz, als er dahinterkam, manchmal seltsam dreingeguckt haben soll. Berdenken kann ich ihm's nicht. „Das Zuschneiden hat er nicht bei Dir gelernt, aber das

Ausschneiden," soll einmal jemand zu ihm gesagt haben. Er hat die Echtheit des Bauernlodens bei meinen literarischen Zopfen nie bestritten, nur mag ihm hier und da etwas zu viel Aufpuß vorgekommen sein. Was das Zuschneiden anbelangt, so lehren solches die Schneidermeister ihren Lehrlingen grundsätzlich nicht. Das müssen die Jungen den Alten heimlich abgucken. Mein Lehrmeister merkte wohl, daß mir dazu die Findigkeit fehlte, und hat öfter als einmal die papierernen Zuschneidemuster bei mir liegen lassen, als er fortgieng. Ich habe dieses bedruckte Papier wohl gelesen, aber nicht nachgeschnitten, und so hat er es mir öfter als einmal vorausgesagt: „Peter, aus Dir wird nichts. Ich habe schon im zweiten Lehrjahre meinem Meister die Muster gestohlen!“

Eine so hohe Meinung Meister Naz von der Handarbeit hatte, an mir hat er sie als Lehrmeister und Erzieher nie geübt. Nicht ein einzigesmal versuchte er die Elastizität meiner Ohrläppchen, und so oft er über mich auch den Kopf geschüttelt haben mochte, mir hat er ihn nie geschüttelt. Mehr, als mit einem gütigen Wort, hätte er gewiß auch nicht mit einem Handschlag erreicht. Ich hatte vor dem Meister Naz einen großen Respect, widersprach ihm nie mit einem einzigen Wort und machte die Arbeit, so gut es meine unermessliche Zerstreutheit zuließ. Diese Zerstreutheit bei der Schneiderarbeit aber war nichts anderes als ein zu großes Gesammeltsein in der Poeterei oder in der „Peterei“, wie ein Jugendfreund, auf meinen Namen anspielend, bemerkte. Während der Lehrmeister manchmal fast händeringend bei mir auf gänzlichen Mangel an Intelligenz schloß, war doch ein Geistlein in mir thätig. Im Laufe der vier Jahre meiner Schneiderzeit sind vierundzwanzig Bände „Dichtungen“ entstanden — die sich alle noch vorfinden, während von den Gewandstücken aus meiner Hand Freund Schruf in Würzzuschlag nur noch eine einzige alte Weste aufzeigt, die jedenfalls mit mehr „Herzblut“ oder Herzleid zustande kam, als die Poeseien, die während des Nähens gedichtet und in den Nächten geschrieben worden sind.

Als die Lehrjahre endlich vorüber waren, stand es trotz alledem so, daß der Meister mir per Woche 90 Kreuzer versprach, wenn ich als Geselle bei ihm verbleiben wolle. Da kam nun das Unerhörte. Alles, was der Lehrling in langen Jahren und mit vieler Mühe erlernt hatte, warf er plötzlich von sich und lief davon. Und wurde ein Bettelstudent. Das ist für einen Lehrmeister, der mit treuem Willen sein Bestes gab, kränkend. Orthofer sagte bloß: „Ich meine, bei mir hätte Dir nichts gefehlt. Ich wünsche, daß Du Dir's besser machst, aber gib acht, daß Du es nicht bereust!“

Wir giengen auseinander, kamen uns nun aber erst näher. Er war damals an die fünfzig Jahre und da schrieb er mir einmal in die Stadt, daß ihn der Kopf friere. Sein Haar war fast alle geworden.

Der liebe Gott würde es nicht übelnehmen, wenn er wenigstens in der Kirche, wo andere mit ihrem Haarpelz dasäßen, eine Perücke trage. Sie könne schwarz sein oder grau oder „fuchsfad“, das sei ihm gleich — nur nicht zu theuer! Ich schickte ihm aus Graz eine billige Perücke mit braunen Jünglingslocken. Wenige Wochen später kam die Nachricht, daß der Naz — geheiratet habe. Als ich ihn nachher in seinem jungen Eheglück einmal besuchte, erschien er mir mindestens um zehn Jahre jünger, aber nur von vorne gesehen. Um Nacken guckten die Reste des grauen Haares hervor, denn die Perücke war zu leicht. Obschon ich mich für einen Austausch einsetzte und obschon sein Eheweib so weit ganz gern einen gleichfärbigen Mann gehabt hätte, gab er die Perücke mit den braunen Jugendlocken nicht mehr zurück, sondern wußte sich anders zu helfen. Er stückelte hinten einen Streifen Raagenpelz an. Um diese Zeit erst, wo andere zusammenpacken und Feierabend machen, gieng des guten Orthoser eigentliches Leben an. Der Himmel segnete ihn mit zwei frischen, hübschen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zur Freude und Stütze seines Alters. So spät sie gekommen waren, er lehrte ihnen noch sein Handwerk und erlebte ihre Versorgung. Während der kleine, noch immer behendige Greis daheim in der Waldhütte, wo sie zur Miete wohnten, der Nachbarschaft die Kleider ausbesserte, gieng sein ebenso fleißiges Weib ins Tagewerk aus oder seine Kinder schneiderten in Bauernhöfen und brachten ihren Erwerb dem Vater heim.

Zur Sommerzeit haben wir uns häufig gesehen und auch dem Achtzigjährigen war der fünf Stunden lange Weg nicht zu weit, um wieder einmal mit seinem längst verwichenen Lehrling über alte, schöne Zeiten zu plaudern. Schöne Zeiten! Wahrlich auch für mich! Das Leben war ja so jung, so einfach, so hart und so sorglos gewesen wie ein antikes Schäfergedicht. Wenn man so gar nichts besitzt, als sich selber und seine Jugendlust, und so gar nichts weiß von der großäugigen, heißhungerigen und doch so übersatten Welt — wenn man so ganz sich selbst ist, daß man kaum merkt, wie die Behen frieren im schadhafsten Schuh — das heißt Mensch sein! Mensch sein heißt ich sein. Später, wenn die Verhältnisse und Kreise sich weiten und complicieren, ist man alles Mögliche, nur nicht Ich. Nur so selten Ich. Wenn sie hätten Leben tauschen können, der alte Orthoser und der „berühmte Schriftsteller“, letzterer würde es kaum gewagt haben, sein zerrissenes, von hegenden Plagen, Conflicten und Zweifeln durchwühltes, in alle Weiten flachgezerrtes Leben dem Alten anzubieten für dessen einheitliches, kindliches, friedames Seelensein. — Aber davon sprachen wir nicht. Solch spießige Gedanken haben im Gottesfriedenkreise eines alten Waldkindshauptes nicht Platz.

Das letztmal, vor zwei Jahren war es, daß der Naz von Freunden eingeladen wurde, nach Würzzuschlag zu kommen, um sich dort einige gute Tage anzuthun. Flink kam der Alte herüber in sein aus früheren Zeiten geliebtes Würzthal. Aber das war auch anders geworden. Der gewaltige Eisenbahnverkehr, die großartige Industrie, die Wunder der Elektrizität, die Fremden aus aller Welt, die sich an ihn drängten und allerlei krauses Zeug schwayten — alles das und anderes ward ihm unheimlich. Obschon dankbar für die Gastfreundschaft, machte er sich bald aus dem Staube, um wieder in die reine Luft seines stillen Waldlandes zu kommen. Damals ist er auch, das erstmal im Leben, photographiert worden, und als sein Bild dann gar in den Zeitschriften aller Welt erschien und ihm diese zugeschickt wurden, war er geradezu erschrocken — was er denn angestellt habe, daß sie es plötzlich so mit ihm trieben! Da waren auch Gönner aufgetaucht, die dem Alten durch mancherlei Aufmerksamkeit Freude bereiteten. Ach, wie leicht sind solche Menschen zu erfreuen und wie dankbar sind sie! Hatte er gleichwohl in den Zeiten seiner tüchtigen Arbeitskraft großes Ansehen genossen in der Gegend, so wird doch ein alter, armer Mann bald der Niemand. Aber jetzt auf einmal, als sein Conterfei durch die Welt gieng, als Fremde nach St. Kathrein kamen und dem Herrn Ignaz Orthofer nachfragten, da suchten die Einheimischen ihn hervor aus dem Winkel und staunten darüber, daß ihr kleiner, bescheidener Alter der Berühmteste der ganzen Pfarre war. Doch der Naz hatte über all diese Anfechtungen seinen Humor nicht verloren. Es sei gerade ein bißchen zu spät, meinte er einmal, jetzt gehe ihm schon der Faden aus. Früher, wenn er so noble Kunden gehabt hätte, würde er sie nicht verschmäht haben.

Im vorigen Herbst fiel es ihm ein, er wolle das Berghaus auf der Bretuler Alm sehen, das den Namen seines einstigen Lehrlings trägt. In Begleitung seines Sohnes stieg der Sechszundachtzigjährige hinauf und wurde dort vom fürsorglichen Hauswart mit Jubel empfangen und beherbergt. In derselben Nacht erhob sich ein wilder Sturm, der den Berg mit Regen und Schnee überschüttete, so daß am nächsten Tage Vater und Sohn durch Gestöber und Windbrüche nur unter großen Anstrengungen zu Thale gelangen konnten. Einen launigen Brief schickte er mir, er sei stärker gewesen als der Sturm und auch ohne Bügeleisen festgestanden.

Im darauffolgenden Winter lud er mich zur Hochzeit seiner Tochter ein. Wir sollten, so schrieb er, doch noch einmal einen lustigen Tag miteinander begeben. Der Alte soll dabei zu den Fröhlichsten gezählt und weit über Mitternacht in der jubelnden Gesellschaft ausgehalten haben. Mich zog's, aber ich konnte nicht hinkommen, der Schnee war

zu tief, in den das Alpendörfchen eingebettet lag, kein Schlitten wollte fahren und kein Wagen konnte fahren. Im Frühjahr, so ließ ich sagen, würde mein Besuch nachgeholt werden.

Ja, dieses Frühjahr! Das war gerade die Zeit, wo der Rasen zu grünen anhub über dem alten Naz.

## Sommerfrische.

Von Rudolf Schreiber.

**W**ie viele Menschen verlassen nun bald ihre Behausung, um sich dem modernen Zigeunerleben zu ergeben, das man Sommerfrische, Urlaub u. dgl. nennt? Es wäre für einen Statistiker und Socialpolitiker eine interessante Aufgabe, diese Frage nach allen Richtungen zu beantworten. Ein nicht unwichtiges Gebiet des modernen Lebens wäre damit beleuchtet. Ein feiner Beobachter des gesellschaftlichen Lebens in der Großstadt, hat einmal dem Verfasser dieser Zeilen gegenüber bemerkt, daß das Gros aller Gespräche in den winterlichen Gesellschaften vor Neujahr sich darum drehe: „wo sind Sie heuer gewesen?“ — nämlich in der Sommerfrische, nach Neujahr aber um die Frage: „wo werden Sie heuer hingehen?“, d. h. wieder in die Sommerfrische. Danach wäre der kurze Sommeraufenthalt auf dem Lande der Höhe- und Angelpunkt des städtischen Lebens und das übrige Jahr nur ein elender Frohndienst zu dem Zwecke, eben diesen kurzen Landaufenthalt zu ermöglichen — wahrlich ein schlechtes Zeugnis für die Befriedigung, die das städtische Leben im allgemeinen gewährt. Ohne dem Socialpolitiker, der vielleicht unsern Rath befolgt, vorgreifen zu wollen, kann doch so viel als sicher behauptet werden: die Zahl der Städter — denn nur diese kommen in Betracht — welche alljährlich um die Sommerzeit das Bedürfnis haben, ihr Bündel zu packen und in die Berge oder an die See zu reisen, nimmt noch rascher zu als die Bevölkerung der Städte. Denn dem Beispiele der höheren Stände folgen die mittleren, dem der mittleren die unteren, und, wo das Bedürfnis noch schlummert, sorgen die Einrichtungen der Feriencolonien und Schulausflüge dazu, es zu wecken. Zum Glück ist unser Alpengebiet groß und unsere Seeküste lang genug, um alle Müden, die der Cultur entfliehen, aufzunehmen, ohne daß ein Gedränge entsteht; aber an einzelnen Punkten und auf einigen Pfaden machen sie sich schon den Platz streitig, und die biederen Autochthonen merken das bald und richten sich mit ihren Preisen und Leistungen danach ein.



An dem baumumschatteten bescheidenen Häuschen, woselbst wir unser Standquartier aufgeschlagen, führt solch ein Pfad vorbei, der einen berühmten Eisenbahndepot mit nicht minder berühmten Gebirgsseen und Berggipfeln verbindet. In dichten Scharen pilgert Tag für Tag das erholungsbedürftige Stadtvolk vorbei, zu Fuß und zu Rad im Schweiß ihres Angesichtes, in bequemen Landauern oder zusammengepfercht in Stellwagen, meist in das nivellierende, praktische Reisetakti-Bewand gekleidet, das besonders stärkere Damen so entzückend kleidet, alle bestrebt, rasch die berühmte Naturschönheit zu erreichen, welche gesehen und bewundert zu haben nun einmal zur Bildung gehört. Und auf den Wiesen und Feldern arbeiten die Landbewohner seit dem frühen Morgen, um die Ernte einzuheimsen; es mangeln die Hände, sie rechtzeitig zu bergen, und die Arbeitenden sehen mit ärgerlichen Gefühlen dem wandernden Stadtvolk nach, das nach ihrer Meinung zur dringendsten Zeit des Jahres nichts zu thun hat, als spazieren zu gehen und gut zu essen und zu trinken; ein Bruchtheil der Landbewohner, Wirte, Bergführer u. s. w. segnen diese städtische Invasion und suchen sie in kurzer Zeit nach Kräften auszunutzen, bei anderen aber keimt die Sehnsucht, es auch so gut zu haben wie die Städter, und — der Grund zur Landflucht ist gelegt, über deren Bekämpfung sich agrarische Versammlungen den Kopf zerbrechen. Kommt dann ein reicher Städter, der für ein idyllisch gelegenes, baufälliges Anwesen einen hohen Preis bar zahlt, so wird die Landflucht zur That, manche elegante Villa im Thal und auf den Höhen ist auf den Grundmauern eines Bauernanwesens aufgebaut, und der Proceß macht weitere Fortschritte, denn das Capital zieht sich in den Städten zusammen, und für Landanwesen, die sich zu Sommerfröhen eignen, wird oft mehr gezahlt, als der Boden bei fleißiger Bewirtschaftung abwirft.

Der Socialpolitiker, der unsere eingangs aufgeworfene Frage studiert, mag auch diese Dinge in den Kreis seiner Beobachtung ziehen. Nimmt das Bedürfnis nach Sommerfröhen und Urlaub zu, und es wird — trotz der jährlich auftauchenden Pessimisten, welche über verregnete Landaufenthalte bei schlechtem Quartier und schlechter Kost nachträglich jammern — mit dem Wachsthum der Städte und der Ungemüthlichkeit des Aufenthaltes in denselben zunehmen, dann wird bald der größere Bruchtheil der Bevölkerung im Hochsommer und Frühherbst auf Reisen sich befinden und der übrige Bruchtheil wird es als Ziel seiner dringenden Sehnsucht betrachten, es den noch zur Zeit Bevorzugten gleich zu thun. Es kann nicht überraschen, daß die Bewilligung eines regelmäßigen Sommerurlaubes unter Fortzahlung des Lohnes an die Industriearbeiter aller Art neuerdings von der Arbeiterpresse vertreten wird. Die Gründe für diese Forderung sind in der That plausibler als für manche andere der fortgeschrittenen Socialpolitik.

Nähern wir uns aber dem angestrebten Zustand eines allgemeinen Sommerurlaubes, dann wird vielleicht der Gedanke sich aufdrängen, ob dem Umherziehen der Städter zum Urlaubsgenuss nicht eine Richtung gegeben werden kann, welche diese latenten, mit der Überwindung von Kilometern auf Landstraßen und von Höhengoten auf Bergen sich abmühenden Kräfte wenigstens theilweise in den Dienst der Landwirtschaft stellte. Ist der Gedanke utopisch, den geforderten Sommerurlaub für Fabrikarbeiter dadurch zu erleichtern, dass den Arbeitern Gelegenheit gegeben wird, sich auf dem Lande bei Erntearbeiten nützlich zu machen? Könnte die humanitäre Einrichtung der Feriencolonien, die jetzt noch häufig dem Vorwurf begegnet, dass sie die Kinder der niederen Classen nur an Bedürfnisse gewöhnt, die ihnen im späteren Leben doch nicht mehr geboten werden, sich nicht dahin erweitern und vertiefen lassen, dass die städtischen Ferienzöglinge nach einem bestimmten Plan in Bauernhöfe vertheilt werden? Die Stadtkinder in den fashionablen Sommerfrischen plagt gemeinhin mehr oder weniger die Langeweile. Nichts ist ihnen erwünschter, als bei irgend einer praktischen Thätigkeit mithelfen zu dürfen.

Aber die wenigsten Kinder „besserer“ Familien in der Sommerfrische kommen zu solch praktischer Thätigkeit. Sie werden entweder zur Unzeit von renomnierenden Eltern auf Bergspitzen geschleppt oder zertreten beim Croquettspiel die Wiesen.

Der effective Arbeitserfolg eines solchen städtischen Aufgebotes würde freilich zunächst nicht hoch anzuschlagen sein, aber die Landwirtschaft ist bei Fortdauer der Landflucht allmählich genöthigt, auch schwache Hilfe nicht zu verschmähen, und mit der Zeit werden die Stadturlauber eine gewisse Fertigkeit sich schon aneignen, mancher anstellige Junge wird vielleicht die frische Luft bei frugaler Kost der Fabrikluft bei Fleischkost vorziehen und der Stadt dauernd den Rücken kehren, und der Anfang einer Rückströmung von der Stadt aufs Land wäre in Sicht . . .

Der socialpolitische Traum wird durch eine Welle neuer Anzügler gestört, die auf der Straße vorüberfluthen. Es bleibt keine Zeit mehr, reflectierenden Gedanken nachzuhängen, z. B. warum trotz der hohen Preise, die für Lebensmittel aller Art, für Terrain und für Hochjagden gezahlt werden, die Bauernwirtschaften nicht vorwärts kommen und eher weniger als mehr werden. Der Schnellzug aus der Hauptstadt ist angekommen. Der Wirt des Alpenhotels gegenüber hat sich ganz nach dem Recept des „Weißen Rössels“ in Positur gesetzt, um die den Bergen zustrebenden Fremdlinge zu empfangen — voran die jüngere Garde in Begleitung autorisierter Bergführer, die nur in Nothfällen Thalwirthshäuser aufsuchen, dann die Linie, welche gegen Wirthshauschilder schon weniger widerstandsfähig ist, und endlich die Landwehr in den Stell-

wagen, die einfach einkehrt, wo der Wagen hält. Und so geht es Tag für Tag, bis ein paar kalte Regentage, der Herbstnebel und der Ablauf desurlaubes die Städter wieder in ihre Mauern treiben. Dann prangt die Natur des Hochgebirges erst in voller Pracht, von wenigen Kennern bewundert, der Strom hat sich verlaufen und in den beginnenden Abendgesellschaften ertönt wieder die Frage: „wo sind Sie heuer gewesen?“

## Rettet verlassene Kinder!

Alle denkbaren Wohlthätigkeiten werden heutzutage besprochen, vorbereitet und zum Theile sogar ausgeübt. An dem Allerwichtigsten gehen wir gedankenlos vorbei oder ärgern uns bloß darüber. Die heimlosen, verwahrlosten Kinder, die bittenden Kinder auf den Straßen, die verderbten Kinder in den Schlupfwinkeln, die diebischen Kinder in den Gerichtssälen. Welch eine Jugend! Nur gerade einmal wohlgezählte Fünfundzwanzig einem jeden! Man schimpft, geht vorüber und denkt wieder nur an seine eigenen lieben Kleinen, die man mit tausend schönen und schädlichen Dingen überhäuft und mit Affenliebe erstickt!

Die Kinder werden geboren mit guten und bösen Anlagen — die der Armen nicht anders als die von „gutem Hause“. Wenn die einen nun verderben, verkommen, zugrunde gehen, wer ist schuld daran? Sie selbst am wenigsten. Sie sind das Product der Erziehung oder vielmehr Nichterziehung, der Staatseinrichtung, der lieblosen Mitmenschen, das Product der Gesellschaft. Wo viel verwahrloste Jugend, dort ist es faul in der Gesellschaft und es möge sonst noch so viele Cultur, Eleganz und Bildung sich zeigen.

Zu unserer Zeit sind Kinder armer Leute deshalb doppelt in Gefahr, zu versinken, weil die Arbeiterschichten gegen die sogenannten oberen Stände auf Kriegsfuß stehen, also die Bande sich gelockert haben, die alle Menschen mitsammen verbinden und nach oben ziehen sollen. Nichts ist so wichtig für die Gesittung, nicht die nationale Arbeit, nicht die Politik, nicht kirchliche Proselytenmacherei, nicht die Volkswirtschaft, nichts ist so wichtig, als die Rettung armer, verwahrloster Kinder. Mit Recht suchen wir den braven Boeren zu helfen, die um ihre Freiheit sich wehren. Doch wie unvergleichlich näher stehen uns die Kinder armer Leute, die Waisen, die Schutzlosen in unserer Heimat. Lassen wir diese sich uns ganz entfremden, moralisch verderben, Welch eine Plage, Welch ein Feind wächst da heran für unsere eigenen Kinder! Aber nicht die Erwägung eines Vortheils für uns darf die alleinige Triebfeder sein,

solche Kinder zu retten. Unser christliches Gewissen hat eine Stimme, die alles andere übertönt. Nähret die Hungernden, labet die Kranken, flühet die Greise, seid hilfreich gegen alle Nothleidenden, aber weitaus als das Erste: Rettet die Kinder! Die Tausende von Kindern, die da umherlungern in unseren großen Städten und, ohne dass sie es selbst ahnen, dem Verbrecherthum entgegengetrieben werden. 's ist ja keiner stark genug, der da mit dem Hunger ringt, verlassen, verachtet ist und oft geradezu gehehrt wird dem Untergange zu. Und gar die arglosen Kinder, die in größter Unschuld zum Verbrecher werden. Was sind das für steinharte Herzen, die einem Kinde, das aus Mangel jeder Erziehung und bei schlechtem Vorbild roh, verschmigt, lügnerisch geworden, aus Hunger gestohlen hat, die einem solchen Wesen fluchen können, anstatt unendliches Mitleid zu haben mit ihm, das gerade so lieb und gut sein könnte, wie die besten der eigenen Kinder, wenn es ein freundlicheres Schicksal gehabt hätte. Das Schicksal aber sind wir selbst, wir untereinander, gegeneinander. Das Schlimmste wie das Beste hat ein Mensch nicht vom Zufall, nicht aus sich selber, sondern von seinen Mitmenschen. So sage ich es noch einmal, wenn viele arme Kinder verkommen und zugrunde gehen, so sind wir, sind unsere gesellschaftlichen Einrichtungen schuld. Es wird ja kommen müssen, dass der Staat nicht bloß als juridisch moralische Person, sondern als wirklich moralische Person handelt und der gütige Vater eines jeden Staatsbürgers ist.

Heute noch vielfach muß die Gesellschaft selber Mittel suchen, um sich zu helfen und zu heben. Ein solches Mittel ist der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, der nach dem bekannten Elberfelder System sich in Graz gebildet hat. Brave Männer theilen sich in der Armensorge, übernehmen freiwillig das Amt eines Armenanwaltes für die Armen eines bestimmten Stadttheiles, überwachen dieselben, betheilen sie mit Vereinsmitteln, dass sie nicht zugrunde gehen, ermutigen sie und sind ihnen behilflich, bis sie wieder auf eigenen Füßen stehen können.

In Verbindung mit diesem Verein wurde in Graz nun auch eine Vereinigung für Kinderschutz gegründet. Da werden in der Bevölkerung Vormünder gesucht. Nicht bloß in Graz, auch anderswo. Ein freiwilliger Vormund übernimmt die Sorge um ein armes, verwaistes oder sonst verwahrlostes Kind, dass es Wohnung und Pflege hat, menschlich gehalten wird, in eine ordentliche Schule kommt und dann eine Stelle findet, um sich das Brot zu verdienen. Die wenigen Worte deuten an, welch ein großer Gedanke in dieser Sache liegt. Nein, nicht ein Gedanke, eine That vielmehr, ein Werk, das ohne viel Klügelei und Schreibstubegeist unmittelbar ausgeführt werden kann. Ein Liebeswerk, das ich aller Liebeswerke größtes nennen möchte.

Nun hat der Bürgermeister von Graz an alle Hausherren für sich und deren Parteien ein Rundschreiben erlassen, an Männer, die nicht

ohnehin zu sehr pflichtüberlastet sind, mit der Bitte, nöthigenfalls die Vormundschaft über wenigstens ein fremdes, verlassenes Kind zu übernehmen.

Ich hatte Gelegenheit, in einige solcher Werbebogen, nachdem sie ausgefüllt waren, Einsicht zu nehmen, habe viele gefunden, die dem Rufe folgten, aber noch mehr solche gesehen, die nicht da sind. Man scheint die Bedeutung der Sache nicht allgemein erfaßt zu haben. Allzuvielen entschuldigen sich mit Überbürdung, Kränklichkeit, Reisen, mit zu großem Alter oder auch zu großer Jugend, man hat selbst zu viele Kinder, man hat schon andere Mündel, man fürchtet die Scherereien, die Verantwortung. Ja thatsächlich, man fürchtet sogar die Verantwortung, als ob diese größer wäre, wenn man ein Werk reinsten Nächstenliebe thut, als wenn man es unterläßt, über die Verelendung der Jugend klagt und sich flüchtig in die Büsche schlägt!

Ganz mühelos wird das Werk ja nicht sein, dafür ist es zu groß, zu christlich. Andererseits wird es auch mit den Scherereien nicht allzu schlimm sein. Man denkt eben da an die Scherereien bei und mit den Behörden, die sonst allerdings manchmal recht ärgerlich und abschreckend sein können. Nur mit keiner Kanzlei was zu thun haben! Das ist unser aller tiefgefühlter Stoßseufzer. In diesem Falle jedoch ist nicht die Behörde, vielmehr der freiwillige Vormund der leistende, gebende Theil, dem die Behörde dankbar sein muß, dem sie alle Schritte und Bestrebungen für sein Mündel erleichtern wird. Dann sind Vereine da, die dem Vormund in die Hände arbeiten, so wie er ihnen in die Hände arbeitet, und die auch Mittel zur Verfügung stellen, wo sie nöthig sind zur Pflege, zum Unterricht, zur Versorgung des Mündels. Diese Vereine helfen sein Werk ihm ausführen, viel leichter und einfacher, als es bei gewöhnlichen oft erzwungenen Vormundschaften zu geschehen pflegt. Hauptsache ist, daß jemand für das arme Kind sich persönlich einsetzt, es nicht aus den Augen läßt, damit es immer weiß: Einen Menschen habe ich doch, der für mich ist, bei dem ich Rath und Zuflucht suchen darf und der Mittel und Wege kennt, um mir zu helfen. Es kann ja nicht ausbleiben, daß manchmal Undank der Lohn ist; wo ist der Mann, dem Alles zum Besten ausgeht! In den meisten Fällen jedoch wird das selbstlose Werk gesegnet sein, ja mancher wird an seinem Schübling die Freude seines Alters erleben. Unser Herrgott, dessen Eingeborener selbst mit offenen Armen in die Welt hinausgerufen: Lasset die Kleinen zu mir kommen! er wird liebevoll segnen das Werk und in der Stunde der Noth tröstend sich niederbeugen zum treuen Hüter: „Was du diesem meiner Geringsten gethan, das hast du mir gethan! Du warst meines armen Kindes Vormund, nun will ich dein Vormund sein!“ —

Ich gestehe, auch mir ist es anfangs sauer geworden, die Frage, ob ich bereit sei, eine Vormundschaft freiwillig zu übernehmen, mit Ja

zu beantworten. Wer selbst fünf Kinder hat, wem dazu noch Kinder armer Verwandter ans Herz gebunden sind, wer überbürdet ist und kränklich und schon alt wird und wer überhaupt in praktischen Dingen wenig Bescheid weiß, für den ist es beinahe dreist, sich zu einem Dienste anzubieten, den ein anderer leicht besser leisten könnte. Aber für den Fall, daß Noth an Mann ist, habe ich mich in Gottesnamen erboten, die Vormundschaft für ein armes verlassenes Kind zu übernehmen. Und ich denke, daß mit derselben Willigkeit sich auch noch andere, vielleicht recht viele dazu bereit erklären. Wem's ein Opfer kostet, der hat daran eben ein größeres Verdienst. Es gibt Leute, die mißmuthig ihrem Lebensabend entgegengehen, denn sie wissen eigentlich nichts Rechtes aufzuweisen, was sie für die Menschheit gethan, kein Werk, das nach ihnen fortleben soll. Welche Genugthung, wer sich am letzten Tage sagen kann: Du hast ein Kind gerettet!

Rosegger.

## Was sich am Morgen meines 50. Geburtstages ereignete.

Von Heinrich Seidel.

Vorbemerkung: Am 25. Juni 1902 wird Heinrich Seidel sechzig Jahre alt. Der liebenswürdige Schöpfer des Lebrecht Hühnchen, ein Humorist und Lyriker von eigenem Gepräge, stammt aus einem mecklenburgischen Pastorengeschlecht. Sein Urgroßvater hat in Parchim anno 1800 ein Knäblein getauft, das späterhin den Erdball mit seinem Ruhme füllen sollte: Helmuth von Moltke. Der greise Feldmarschall hat den Kreis menschlicher Beziehung zu Seidels Familie dadurch geschlossen, daß er beim jüngsten Sohn Heinrich Seidels, Helmuth Seidel, Gevatter stand. Im bürgerlichen Leben war unser Dichter zunächst Gewerbeschüler und Ingenieur. In diesem Fache brachte er es, wie er im VII. Band seiner bei Cotta gesammelten Schriften, in seiner anmuthigen Selbstbiographie „von Berlin nach Berlin“ erzählt, weit genug:

„Ich hatte bei Wöhlert im Locomotivbau gearbeitet, obwohl ich für dieses Sonderfach gerade am wenigsten Interesse hatte, bei der Potsdamer Bahn sollte ich mich nun außer mit der Anlage der hydraulischen Hebevorrichtungen, die ich zum Theil schon fertig entworfen vorfand, auch mit Dach- und Brückenconstructionen beschäftigen, einem Fache, über das ich nie einen Vortrag gehört hatte und von dem ich auch nicht das Allergeringste verstand. Und doch wurde dies fortan meine Hauptbeschäftigung. Zu Anfang verzagte ich fast und war schon kurz davor, die Stelle wieder aufzugeben, da ich mich ihr nicht gewachsen fühlte, doch allmählich unter der angestrengtesten Arbeit und nach einigen schlaflosen Nächten fieng ich an klarer zu sehen und arbei-

tete mich in das neue, mir ganz fremde Gebiet ein. Das Beste lernt man eben vor den Aufgaben, die einem gestellt werden. Ich hatte das Glück, daß sich unter diesen neue und anregende befanden. So zum Beispiel die durch Wasserdruck betriebene Locomotiv-Schiebebühne, die noch bis vor kurzem in der Halle des Potsdamer Bahnhofes thätig war und den Augen der Nichtkenner so geheimnisvoll erschien, wenn sie, ohne daß man erkannte, wodurch die Bewegung geschah, auf einen Hebeldruck hin spielend leicht mit der ungeheuren Last einer Locomotive nebst Tender seitwärts abfuhr. Es war noch kein Beispiel solcher durch Wasserdruck betriebenen Anlagen bekannt, und ich mußte mir daher alles selbst zurechtlegen. Später, als ich im Jahre 1872 auf das Neubaubureau der Berlin-Anhalter Bahn übersiedelte, begünstigte mich das Glück noch mehr, und ich erhielt eine Aufgabe, die in dieser Ausdehnung auf dem ganzen Continente noch nicht vorgekommen war, nämlich die Construction des eisernen Daches der mächtigen Ankunfts Halle, das eine Spannweite von  $62\frac{1}{2}$  Meter besitzt. Wem die Straße ‚Unter den Linden‘ in Berlin bekannt ist, der kann sich davon eine Vorstellung machen, denn die Breite dieser Straße beträgt  $60\frac{1}{3}$  Meter. Außer vielen anderen Dächern und Brücken entwarf ich dort auch die Anlage der hydraulischen Hebevorrichtungen für den Anhalter Bahnhof, darunter einen Aufzug, der bestimmt war, beladene Kohlenwagen vier Meter hoch zu heben oder zu senken, und machte privatim für die Stadtbahn ein Project für die Anlage ihrer hydraulischen Gepätaufzüge, das im wesentlichen der Ausführung zu Grunde gelegt worden ist.

Nebenbei beschäftigte ich mich eifrig mit den poetischen Werken von Adalbert Stifter, Mörike, Storm, Keller, Swift, Dickens und Poe und widmete meine Aufmerksamkeit auch den amerikanischen Humoristen Bret Harte, Mark Twain und Aldrich. Vom Jahre 1870 ab erschien ein kleines Büchlein nach dem andern, und ihre Zahl stieg auf sieben, ohne daß auch nur eins von ihnen Beachtung gefunden hätte. ‚Construieren ist Dichten!‘ hab’ ich gesagt, als ich mich noch auf der Werkstatt geplagt. Heut führ’ ich die Feder am Schreibtisch spazieren und sage: ‚Dichten ist Construieren‘.

Im Jahre 1875 verheiratete ich mich mit Agnes Becker, der Tochter eines Hamburger Kaufmannes, und bin jetzt Vater von drei Knaben.

Als im Jahre 1880 die Arbeiten bei der Anhalter Bahn zu Ende giengen und sich mir in Berlin, das ich auf keinen Fall verlassen wollte, keine Aufgaben von ähnlicher Art darboten, gab ich meine Stellung auf, um mich fortan ausschließlich dichterischen Arbeiten zu widmen. Täuschungen und Widerwärtigkeiten, Gleichgültigkeit und Ablehnung sind mir im reichen Maße zutheil geworden, den Muth und die Hoffnung auf den endlichen Sieg meiner Sache ließ ich mir aber niemals rauben.

Vom Jahre 1882 ab giengen meine Schriften allmählich in den Verlag des feinsinnigen Leipziger Verlegers Liebeskind über, aber erst nach sechs-jähriger, unermüdlicher, von manchen Verlusten begleiteter Arbeit begann er den Lohn für seine aufopfernde Thätigkeit zu finden.

Ich darf mich jetzt der freudigen Empfindung hingeben, daß überall in Deutschland und auch in Amerika, ja überall, wo Deutsche in Mehrzahl beisammen wohnen, zahlreiche Freunde und Gönner meiner Schriften erstanden sind, und für diese habe ich mich entschlossen, meine mehr als einfachen Lebensschicksale aufzuschreiben. Ich that dies mit Sorgfalt und Liebe, jedoch von mancherlei Zweifeln bedrückt, ob diese geringen Erlebnisse geeignet seien, irgend jemand Theilnahme einzulösen, und schließe darum mit den Worten des Dichters:

„Und wie der Mensch nur sagen kann: Sie bin ich,  
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen,  
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!“

In der Schlussplauderei „Was sich am Morgen meines fünfzigsten Geburtstages ereignete“ schildert Seidel, in einem Traumgesicht, wie die Hauptgestalten seiner Werke ihn am Morgen als Gratulanten heimsuchen, Hühnchen, Bornemann, Siebenstern, bis es — dem Autor zu viel wird.

Mir wurden jetzt zwei Karten auf einmal gebracht. Auf der einen stand „Adalbert Scheermäusel“, auf der anderen „Eulalia Schadebock“. Man wird sich erinnern, daß der erste Name der des Herrn Omnia war, der sich im Riesengebirge so abscheulich gegen meinen Freund Abendroth benahm. Die zweite Karte aber rührte von seiner Schwiegermutter her. Wer diese Megäre kennt, der wird meinen tödtlichen Schreck begreifen. Schon hörte ich ihre harte, fürchterliche Stimme auf dem Corridor. Nun war's aus, und Flucht mein einziger Gedanke. Ich sagte dem Mädchen, es solle mir meinen Hut in das Nebenzimmer bringen, und verschwand geräuschlos dorthin. Als ich den Hut hatte, lief ich die eiserne Wendeltreppe hinab, die vom Balkon in den Hintergarten führt, und flüchtete mich durch den Kellergang zum Vorgarten. Dort hatten sich gerade die zwölf Monate mit ihren Instrumenten aufgestellt und ein herrliches Ständchen begonnen. Aber obwohl mich der Tänzer beim Ausziehen seiner silbernen Posaune fast vor den Bauch stieß, erkannte mich doch niemand, und ich entkam glücklich. Von oben jedoch, wo die ganze Gesellschaft an den geöffneten Fenstern stand, um der Musik zuzuhören, ward ich gesehen.

Ich hörte, wie Eulalia Schadebock mit ihrer entsetzlichen Stimme schrie: „Er kneift aus, der feige Lump. Haltet ihn, haltet ihn!“

Ich aber sprang schnell in eine eben vorüberfahrende Droschke und rief dem Kutscher zu: „Fahren Sie die Potsdamer und Leipziger Straße hinunter, ich werde Ihnen schon sagen, wo Sie halten sollen.“





mir das Männchen gleich so bekannt vorgekommen war. Das war ja der alte G. T. A. Hoffmann, wie er lebte und lebte, wie ich ihn aus Bildern und Beschreibungen genugsam kannte. Zwar waren heute genau siebenzig Jahre seit seinem Tode verflossen, aber hatte ich nicht an diesem verdrehten Tage schon Dinge erlebt, die ebenso unglaublich waren?! Mich befiel eine unwiderstehliche Neugier, die Geheimnisse zu ergründen, die hinter dieser eisenbeschlagenen Thür verborgen waren. Im Besitz des Einlasszeichens war ich, und mehr wie hinausgeworfen konnte ich nicht werden. Mit raschem Entschluß trat ich an die Thür:

„———!“

Nach einer halben Minute befand ich mich in einem dämmerigen Gange, der an seinem hinteren Ende von einem kleinen Fenster nach dem Hofe zu spärlich erhellt war. Dort hinter einer angelehnten Thür hörte ich Stimmengesumme. Ein eigenthümlicher Duft, wie er in uralten Weinstuben zu herrschen pflegt, schlug mir entgegen. Das Herz pochte mir mächtig, als ich in den halbdunklen Raum eintrat und mich so still wie möglich in die finsterste Ecke drückte. Die Männer, die dort um einen großen runden, vom Alter gebräunten Eichentisch saßen, waren in ihr Gespräch vertieft und beachteten mich nicht. Ich bestellte bei dem uralten Küfer, der mich mit einem seltsam fragenden Blick ansah, zur Feier des Tages und zu Ehren dieses seltsamen Erlebnisses eine Flasche Chateau d'Yquem und verhielt mich mäusestill in meiner dunklen Ecke. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an die herrschende Dämmerung, die nur von einer trübe brennenden Schirmlampe über dem runden Tische ein wenig erhellt ward, und ich betrachtete mir die wunderlichen, altmodischen Leute, die dort saßen, etwas genauer. Auf dem Tische befand sich ein Kasten mit Tabak und eine Anzahl von langen Thonpfeifen. Einige von den Männern rauchten, und jeder hatte einen andern Wein vor sich. Es interessierte mich, zu wissen, was das kleine sonderbare Männchen trank, und ich sah mich danach um.

„Chambertin“, sagte ich befriedigt zu mir, „das stimmt.“

Während sich nun die Männer lebhaft unterhielten, tönte von draußen wieder das bekannte Klopfen. Der alte Küfer zog an einem Griff an der Wand, und nach kurzer Weile kam ein breiter, untersefter Mann in die Thür mit einem fidelem, stupsnasigen Gesicht, das von einem Vollbarte umrahmt wurde. „Da ist ja der Doctor!“ rief jemand, „nun sind wir vollzählig.“

„Ja, ich hab' mich 'n bißchen verspätet“, sagte der neue Ankömmling. „Kinnings, wat herw'k för'n Döft. Sie alter, würdiger Greis, setzen Sie mir mal gleich so'n Korb Langfok hier untern Tisch, daß das alte Laufen nich immer is. So, nu kann's losgehen.“

Ich saß fast erstarrt da. Wenn das nicht Friß Reuter war, so konnte es nur der Teufel sein!

Als alle mit Getränk versehen waren, erhob sich der neue Ankömmling und hielt folgende kleine Ansprache:

„Sehr verehrte Anwesende! Nach den Gebräuchen unseres Clubs fällt es mir als dem Jüngsten zu, den Vorsitz bei dieser Morgensprache zu übernehmen. Sie wissen alle, was uns heute zusammenführt. Es gilt, einen Tag festlich zu begehen, der uns vor siebenzig Jahren ein Mitglied schenkte, das wir alle schätzen, lieben und verehren, einen Poeten, von dem die vielleicht einzig dastehende, höchst sonderbare Thatsache zu verzeichnen ist, daß er in Frankreich mehr gelesen wird und mehr gewirkt hat als in Deutschland. Lange Reden sind bei uns nicht Gebrauch, darum komm' ich sogleich zur Sache. Heute vor siebenzig Jahren starb in Berlin unser treffliches Mitglied, der Kammergerichtsrath G. T. A. oder richtiger G. T. W. Hoffmann. Er lebe hoch!“

Nun erhoben sich alle, brachten ein dreimaliges Hoch aus und stießen mit dem kleinen, sonderbaren Männchen an, das gar bewegliche Gesichtern schnitt und auf verwunderliche Art durch ganz schnelle Biegungen des Nackens seinen Dank ausdrückte.

Als sich der erste Ansturm gelegt hatte, kam ich mit meinem Glase aus der dunkeln Ecke hervor, denn diese, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, dem trefflichen Meister meinen Dank auszudrücken, wollte ich mir nicht entgehen lassen.

„Gestatten Sie, Herr Kammergerichtsrath“, sagte ich, „einem Ihrer größten Verehrer, ein Glas edelsten Weines auf Ihr Wohl zu trinken!“ Der Chateau d'Yquem war nämlich köstlich.

Der Angeredete sah zu mir empor, scheinbar mit ärgerlicher Verwunderung, paßte einigemal heftig aus seiner Thonpfeife und sprudelte dann mit unglaublicher Schnelle und scharfer, etwas heiserer Stimme die Worte heraus: „Wer sind Sie, Verehrtester? Was veranlaßt Sie, sich einzudrängen in die Gesellschaft friedliebender Revenants? He? Revenants, die unter sich sein möchten, mein Theuerster?“

„Ja, wer sind Sie, mein Herr?“ fragte nun Reuter mit finsterem Ernst.

Ich nannte meinen Namen.

Zu meiner größten Verwunderung schien dieser sämmtlichen Anwesenden bekannt zu sein, was meiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte und mich so mit schwellendem Stolze erfüllte, daß ich mich nicht enthalten konnte, diesem Gefühle in bescheidener Weise Ausdruck zu geben.

„Ja, mein lieber Landsmann“, sagte Reuter dann, „wenn Sie nun doch zum Fach gehören und hier heute, ich weiß nicht, auf welche verdeubelte Art, hereingekommen sind, so mögen Sie ausnahmsweise

bleiben und an der ferneren Sitzung theilnehmen. Aber für später, merken Sie sich, ist Einführung durch ein Mitglied nöthig, dreimaliger Besuch des Clubs und bei der Aufnahme: Einstimmigkeit. Verstanden? Und darüber, daß wir Ihren Namen kennen, brauchen Sie sich nicht zu wundern. Wir haben fürchtbar viel Zeit und lesen allen möglichen Schund. Besonderen Spass macht es uns aber, zu sehen, wie unsere Schriften weiterwirken in den Nachfolgern, und da kann man bei Ihnen allerhand erleben."

Ein beifälliges Grunzen und Lachen ward in dem Kreise vernehmlich; besonders laut kicherte Hoffmann und rief: „Man vergleiche ‚Das alte Haus‘ von Ihnen, Liebster, mit meinem ‚Abenteuer dreier Freunde‘! Da kann man was merken! Haben mich auch sonst nicht ohne Nutzen studiert. ‚Daniel Siebenstern?‘ He? Und so weiter. Will heute milde sein! Bin in einer höchst confortablen Stimmung!"

Der wohlbeleibte Herr, den ich zuerst in die eisenbeschlagene Thür hatte eintreten sehen, und der von den anderen mit „Herr Legationsrath“ angeredet wurde, beugte sich jetzt vor und sagte: „Sie bilden sich wohl etwas ein auf Ihren ‚Leberecht Hühnchen‘, mein Herr? In den drei- unddreißig Krufen meiner gesammelten Schriften habe ich mindestens ein Duzend dergleichen stets fideler Männlein poetisch eingemacht. Ich erinnere nur an das ‚Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz in Auenthal‘.“

So rieben Sie mir alle, einer nach dem anderen etwas unter die Nase, Chamisso, Hauff und alle, die da waren.

Nur der alte Uhlund saß die ganze Zeit lang still in einer Ecke und sagte kein Wort. Er äußerte auch jetzt nichts, aber er lächelte mich an, und dies Lächeln sprach beredter als Worte: „Na, ich weiß auch Bescheid.“

Zulezt nahm Reuter wieder das Wort: „Ihr Glück, Landsmann,“ sagte er, „daß Mörike, Storm und Keller heut fehlen, die könnten sonst das Lied noch 'n paar schöne Verse weiter singen. Was? Und, was ich sonst noch sagen wollt' — Sie schreiben ja wohl auch manchmal plattdeutsch?“ Dann sah er mich mit einem schönen breiten, echt medlenburgischen Grinsen an, stieß mich mit dem Zeigefinger in die Seite und rief: „Alter Schäfer!"

„Doch nun wollen wir genug sein lassen des grausamen Spiels,“ fuhr er fort, „nur noch eine Frage möcht' ich mir erlauben: Sagen Sie mal, wann sind Sie eigentlich abgeschrammt? Das kann doch erst kürzlich gewesen sein?“

„Wieso, abgeschrammt?“ fragte ich äußerst verwundert.

„Nun, ich meine, wann Sie todt geblieben sind?“

„Aber lieber Herr Doctor, ich bin ja noch äußerst lebendig und feiere heute meinen fünfzigsten Geburtstag!“

Diese Antwort erregte bei der ganzen Gesellschaft Entsetzen und höchsten Zorn, selbst Uhland sagte: „Unerhört!“ Das erste Wort, das über seine Lippen kam. Alle schrien auf mich ein und fanden, wie es in dem Studentenulk vom Seegreife heißt, mein Benehmen höchst incommensurabel und sozusagen fast gemein. Hoffmann fauchte wie ein in die Enge getriebener Kater. Reuter aber schüttelte fortwährend meinen Arm und wiederholte einmal über das andere: „Wie können Sie es wagen, sich mit Ihrer höchst gemeinen Körperlichkeit in die geheiligten Kreise der Abgeschiedenen zu begeben? Sie sind ja ein Herr! Ein Herr sind ja, Sie Herr, Sie!“ Und das Wort „Herr“ betonte er, als wäre es das fürchterlichste Schimpfswort, das jemals die Hölle ausgespien hat.

Ich verlor vor Schreck die Besinnung, und es ward dunkel vor meinen Augen. Das Rütteln an meinem Arme aber dauerte fort, und wie aus weiter Ferne hörte ich die sanfte Stimme meiner Frau: „Heinrich! Heinrich!“

Da kam eine selige Ruhe über mich, und ich schlug die Augen auf. Es war heller Morgen; meine Frau stand vor meinem Bette und hielt ein Telegramm in der Hand: „Hier, Heinrich, lies! Dies ist soeben gekommen!“ Ich rieb mir die Augen, öffnete das Blatt und las:

„Wach auf, wach auf, o Jubilar!  
Und wische dir die Augen klar!“

## Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(4. Fortsetzung.)

Hochverehrter Herr und Freund! Graz, 26. September 1882.

Was einen „Stoff“ anbelangt, so suche ich wirklich nach einer eigenartigen und doch recht einfach natürlichen Fabel, die eine jahrelange Arbeit verlohnen könnte. Es soll so ein schlanker, nicht vielarmiger Haubenstock aus heimischem Holze sein, auf den ich all meine Lappen hängen könnte. Ich habe zahlreiche Ideen, aber es will mir keine recht festhalten.

Ich habe im Laufe des Sommers eine Reihe Aphorismen geschrieben, welche ich unter dem Titel „Fliegende Gedanken“ im Novemberheft veröffentlichen möchte. Dieselben sind ganz anderer Art, als Ihre so anregenden und wertvollen „Aus der Gedankenmappe“, ich habe aber doch eine kleine Furcht, daß das Publicum jagen könnte: „Weil H. Aphorismen schreibt, so glaubt R., auch Aphorismen schreiben zu sollen.“

Für's Novemberheft habe ich recht interessante Beiträge von Alfred Meißner und Bodenstedt. Dann bringt das Novemberheft eine Erzählung von Stelzhamer aus dessen nachgelassenen Schriften.

Mit herzlichem Grusse, verehrter Herr und Freund Ihr Rosegger.

Lieber, sehr geehrter Freund!

Graz, 1. October 1882.

Ich halte es für nöthig, Ihnen von einem kleinen Artikel, den ich über den „Heimgarten“ in der „Tagespost“ veröffentlichen will, jene Zeilen zur Begutachtung vorher mitzutheilen, mit welchen ich an den Patriotismus der Steirer appelliere.

Nachdem ich einiges zur Empfehlung des „Heimgarten“ im allgemeinen gesagt, dann constatirt habe, daß das Blatt in Steiermark selbst noch nicht so verbreitet ist, als man erwarten sollte, fahre ich fort, wie folgt:

Mit Befriedigung blickt der Steiermärker auch auf den „Heimgarten“, der in der Überfülle periodischer Unterhaltungsliteratur als etwas Eigenthümliches dasteht, als etwas, das unmöglich wertlos sein kann, wenn es der Herausgeber, der Dichter nicht ist, dessen Richtung und Eigenart sich darin so vollkommen ausdrückt. Ohne Zweifel begreift der Steiermärker auch, daß man eine solche im patriotischen Sinne mit Liebe gebotene Gabe in demselben Sinne mit Liebe annehmen muß. Er liebt den „Heimgarten“ auch; aber nach allgemeiner deutscher Lesersitte zieht er es vor, sich die Hefte, wenn irgend möglich, zu diesem Behufe auszuleihen mit einer Ersparnis von 30 Kreuzern monatlich! —

Nicht viele im Publicum bedenken, daß alles Schöne in der Welt seine materiellen Existenzbedingungen hat und daß von diesen Bedingungen nicht bloß die Existenz des Schönen, das geschaffen wird, sondern auch die des Schöpfers mitabhängt. Wenige wissen oder bedenken, was es namentlich in Oesterreich besagen will, ein belletristisches Blatt lebensfähig zu erhalten. Als bald nach der Gründung des „Heimgarten“ der Herausgeber desselben einen seither verstorbenen, durch seine Schrofheit nicht minder als durch seinen Geist berühmten Schriftsteller besuchte, trat ihm dieser mit den Worten entgegen: „Ich weiß, weshalb Sie kommen: Sie wünschen Beiträge von mir für Ihr neues Blatt. Geben Sie sich keine Mühe, Sie erhalten von mir nichts, denn Sie könnten mich nicht bezahlen. Ihr Blatt wird sich keine sechs Monate halten. Ein solches Blatt ist ohne Subvention, ohne ungewöhnliche Hilfsquellen in Oesterreich nicht existenzfähig!“ — Nun, wer einiges Gedächtnis hat, für die unzähligen gescheiterten Versuche, und einige Kenntniß von der internen Geschichte der zwei bis drei belletristischen Wochen- und Monatsblätter, welche in Oesterreich ihr Dasein fristen, der wird sich über diese Rede nicht wundern. Zu verwundern ist nur, daß Rosegger den „Heimgarten“ dennoch bisher aufrecht zu erhalten gemußt hat — freilich mit dem Aufwande seiner ganzen unermüdblichen Arbeitskraft, seiner ganzen persönlichen Fähigkeit und Energie. Man sammelt Beiträge zu Denkmälern für verstorbene Dichter — wäre es nicht zweckmäßiger, sie bei Lebzeiten in dem zu unterstützen, was sie zur Ehre und Freude ihres Vaterlandes ins Leben rufen? Es gibt gewiß keinen gebildeten, patriotisch gesinnten Steiermärker, der die Unkosten von monatlich 30 Kreuzern zu hoch fände, wenn es sich darum handelt, den Bestand eines kräftigen Zeugen geistigen Lebens in Steiermark, wie es der „Heimgarten“ ist, zu sichern. Es fehlt eben nichts, als ein bißchen mehr patriotische Theilnahme von Seite der engeren Heimat, um den „Heimgarten“ von dem was er unter den gegenwärtigen Umständen sein kann, ganz zu dem werden zu lassen, was er der ursprünglichen Idee des Herausgebers nach, sein könnte und möchte. —

Ist's recht so?

Ihr getreuer

Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Graz, 1. October 1882.

Ihre Worte, die Sie dem „Heimgarten“ widmen, müssen diesem gewiß von Nutzen sein. Mich berührt das schöne Lob, das Sie mir geben, ganz unheimlich, doch neige ich mich in Demuth.

Und dennoch hätte ich einen Wunsch. Weil Sie Ihren vollen Namen darunter setzen, so wäre es doch gut, wenn das Materielle mehr als Nebensache behandelt würde. Sie bewundern die Enthalttsamkeit der Steirer, die diesem „kräftigen Zeugen geistigen Lebens in Steiermark“ mit nur mäßiger Theilnahme entgegenkommen. Es wäre eine etwas lebhaftere patriotische Theilnahme im Interesse der Entwicklung des Blattes allerdings zu wünschen.

Ich glaube fast, hochverehrter Freund, wir ließen Abonnementspreis und Ähnliches weg; schließlich ist der „G.“ doch zu geringfügig, als daß wir uns feinetwillen auch nur einen Anschein von Demüthigung geben wollten.

Da Sie in der Stadt sind, so suche ich Sie in den nächsten Tagen noch auf. Donnerstag früh reise ich ab. Innigst grüßt Ihr Rosegger.

Liebster Rosegger!

Graz, 28. Februar 1883.

Ich kann mit noch immer eingebundenem Gesicht mich unmöglich unter die feinen Leute setzen und leide seit gestern überdies an heftigem Gastrizismus. So sehe ich mich zu meinem großen Verdrusse heute verhindert, ein Stück Publicum für Sie vorzustellen, obgleich der akademische Leseverein so freundlich war, mir auf Ihre Anregung eine Karte zu schicken, die ich heute Morgens zurückgestellt habe. Bin sehr gespannt auf Ihr kleines Dialekt-Epos<sup>1)</sup>, mit welchem Sie ja nebenbei einen langgehegten Privatwunsch von mir realisiert haben. Nun müssen Sie mir aber doch das Manuscript auf ein paar Tage leihen! Oder wird es gleich gedruckt?

Meine Mutter ist auch immer leidend und geht seit Wochen nicht aus.

Also auf gut Glück! Guten Abend!

Ihr Hamerling.

Liebster Rosegger!

Graz, 17. April 1883.

Zu meiner nicht geringen Bestürzung wurde mir soeben für meinen letzten „Heimgarten“-Artikel ein Honorar im Betrage von 60 fl. zugemittelt. Ich erkläre hiermit feierlich, daß ich keinen Kreuzer über das von uns vereinbarte Durchschnittshonorar von 40 fl. acceptiere. War dieser letzte Artikel etwas länger, so wird ein späterer wieder kürzer sein, und so gleicht sich's aus. Ich behalte die überschüssigen 20 fl. nur, wenn Sie versprechen, mir im nächsten Quartal um 20 fl. weniger anzuweisen. Was denken Sie denn von mir? Sie beleidigen mich!

Ihr

Hamerling!

Graz, 7. Mai 1883.

Hier, lieber Freund, die kleinen Besprechungen nebst der Abschrift des schlesischen Gedichtes. Ich bin fortwährend unwohl und muß meist das Bett hüten, habe Kreuz-, Hüften-, Nieren-, Blasen-, Seiten-, Brust-, Kopf- und Zahnschmerzen bald einzeln, bald zusammen — in Duetten, Terzetten, Quartetten, Quintetten und Symphonien.

Ihr

Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Graz, 2. Juni 1883.

Heute las ich Ihren so treffenden Artikel über Stelzhamer und danke Ihnen herzlich. Ich habe mir jedoch erlaubt, in demselben den Ausdruck „Hackbretttschläger“ zu streichen, weil die Leute denselben sonst leichtlich auf ihr einstiges Protectionskind, den „Zither- und Hackbrettdichter“ beziehen könnten. Nicht wahr, geehrter Freund, Sie sind damit einverstanden und verzeihen es, wenn ich in meiner Monatschrift derlei Mißsdeutungen zu vermeiden suche.

<sup>1)</sup> „Mei Voda.“ Jetzt in „Zither und Hackbrett“, vierte Auflage.

Ich freue mich, den Stelzhamer-Artikel Herrn Hartleben schicken zu können, derselbe wird dadurch aufgemuntert werden, recht viel für Stelzhamer zu thun.

Ich fühle mich in der ländlichen Ruhe recht behaglich, gebe Gott, daß sie dauert. Und möchten doch auch Sie, verehrter Herr Professor, einen besseren Sommer haben, als Sie ihn selbst erwarten. Holen Sie sich ja nicht etwa aus Büchern Angst vor Ihrem Befinden; ich habe seinerzeit mir viel Bängigkeit aus medicinischen Schriften gelesen. Ich thue es nicht mehr und fahre besser. Bei den armen Bawersleuten hier kann man's sehen, was ein Mensch aushalten kann, bis er — wieder gesund wird.

Seien Sie und ihre liebe Mutter herzlichst begrüßt von Ihrem Rosegger.

Lieber Rosegger!

Graz, 4. Juni 1883.

Das ist das erstemal, daß ich Sie nicht verstehe. Irgend ein Mensch sollte glauben können, unter dem „Hackbrettschläger“ gegenüber dem guten Dialektidichter hätte ich Sie gemeint, weil Sie — oder vielmehr wir zwei miteinander — „Zither und Hackbrett“ in Druck gegeben? Ist das Ihr Ernst? Nicht vom „Hackbrettschläger“ hatte ich übrigens gesprochen, sondern vom „gemeinen“ Hackbrettschläger, wenn ich nicht irre. Nun, wir Dichter sind „wunderliche Leute“, wie Lorm sagt, der wunderbarsten einer. Mein ganzer Artikel zielte so sehr auf eine Verherrlichung der guten und genialen Dialektpoesie im allgemeinen ab, und bei meinen Herzensergießungen über diesen Gegenstand hatte ich so viel an Sie, und gerade an Sie gedacht — nennen durfte ich Sie in Ihrem Blatte leider nicht — daß ich meinte, auch alle Welt werde und müsse dabei an Sie denken. Aber daß einer beim „gemeinen Hackbrettschläger“ an Sie denken könnte — oder daß es einen geben könnte, der denken könnte, daß einer dabei an Sie denken könnte — bei Gott, das habe ich nicht gedacht! —

Genug davon auf ewig! Leben Sie wohl und schlagen Sie fleißig Zither und Hackbrett, aber nie wieder ohne Grund auf den Mund

Ihren alten Freund

Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 5. Juni 1883.

Ich bitte Sie recht innig um Entschuldigung, wenn Sie mein Schreiben unangenehm berührt haben sollte. Wüßte ich nicht, wie gut Sie mir sind und wie leicht wir uns verstehen, ich hätte nichts gesagt, weil die Sache ja geringfügig ist. Übrigens gibt es ja genug Leute, die mich für einen schlechten Dialektidichter halten, und was das schlimmste ist, ich selber gehöre manchmal dazu. Ich muß Ihnen gestehen, theurer Freund, daß ich in neuerer Zeit — möglicherweise durch die Kränklichkeit verursacht — oft arge Versuchungen habe. Ich kann mich, wie sonst, nicht mehr freuen an meinen Productionen, sie kommen mir trivial vor oder gesucht und erzwungen, und ich wundere mich nur, daß sie noch so viele freundliche Leser finden.

Meine Dialectsachen liegen mir schon gar darnieder, seit ich den herrlichen Stelzhamer gefunden habe. Wenn Sie also wirklich gemeint hätten, was ich glaube, daß andere im „Hackbrettschläger“ verstanden haben könnten, so hätten Sie nichts anderes als meine Meinung gesagt. Ich sage sie im „Heimgarten“ gelegentlich vielleicht selber, aber nur Sie möchten's nicht thun, weil ja Sie mein einziger Halt waren und sind.

So naheliegend mir demnach der Gedanke war, es könnten auch andere so denken, als ich, so war und bin ich doch fest überzeugt, daß Sie's nicht so gemeint, wie ich glaube, daß es Scheelsüchtige verstanden haben könnten.



Hingegen hätte ich Grund, wegen des Ausdruckes „auf den Mund schlagen“ den Beleidigten zu spielen. Den habe ich nicht verdient. Wenn Sie meine Unzufriedenheit mit mir selbst erwägen, so sehen Sie, daß meine schiefe Auffassung nahe lag, daß mich daher der Ausdruck vor dem Publicum genieren konnte, und daß ich also offen zu Ihnen kam. Bedenken Sie, was in einem verzagten Menschenherzen alles vorgehen kann. Heute sehe ich nur ein, daß ich das Wort nicht hätte streichen sollen, aber bleiben Sie gut  
Ihrem  
Rofegger.

Liebster Rofegger!

Graz, 7. Juni 1883.

Das „auf den Mund schlagen“ ist einer jener Ausdrücke, die nur der momentanen Lust, ein Wortspiel oder einen schlechten Witz zu machen, ihren Ursprung verdanken. Mich kränkte in Ihrem Briefe schlechterdings gar nichts als Ihre Besorgnis, irgendwer könne beim „ordinären Hackbrettschläger“ an Sie denken. Wenn Sie sich selbst manchmal, wie sie sagen, für einen „trivialen“ Poeten halten, nun, dann versteht der Mensch in Ihnen den Dichter nicht. Das kommt zuweilen vor. Mir sind Sie ein tiefsinniger, ein geistig vornehmer Poet; ich hatte geistigen Adel in Dialektpoesie bei Ihnen früher als bei Stelzhamer kennen gelernt, und wäre mein Artikel nicht für den „Heimgarten“ geschrieben gewesen, so hätte ich Ihr Verhältnis zu Stelzhamer in einer Weise zur Sprache gebracht, daß alle möglichen und unmöglichen Mißverständnisse ausgeschlossen gewesen wären.

NB. Daß der Ausdruck „Hackbrettschläger“ aus dem Artikel gestrichen bleibe, wünsche und verlange ich jetzt selbst entschieden. Verzeihen Sie die Spässe meines vorigen Briefes, die Sie, wie ich sehe, ängstigten!

In treuester Liebe und Freundschaft

Ihr  
Robert Hamerling.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Krieglach, 24. Juli 1883.

Hauptanlaß dieser Zeilen ist die Freude über das Fest in Schrems. Es zieht mich hin und wenn sich im Spätherbst einrichten läßt, so fahre ich hin. Einstweilen bitte ich den lieben Himmel, daß er Sie dahin ganz herstellt; ich wüßte mir gar nichts Schöneres, als die kleine Reise mit Ihnen zu machen, Sie in Ihre stille Heimat zu begleiten, die Sie seit so vielen Jahren nicht mehr gesehen haben. Machen Sie sich, verehrter Freund, einstweilen mit dem Gedanken vertraut. Der October ist ein sehr bequemer Reisemonat und ich denke mir gerade in diesem Monat das Waldviertel am schönsten. In Ewigkeit  
Ihr  
Rofegger.

Sehr werther Freund!

Graz, 27. Juli 1883.

Das Hamerlingfest zu „Schrems“ hat Ihnen Freude gemacht? Wirklich? ei, ich hätte nicht gedacht, daß Sie einem so guten Freunde gegenüber der Schadenfreude fähig sind! Eine Denkmalsbüste bei Lebzeiten — das wird die Mitwelt nie verzeihen. Daß ich physisch oft nur mehr halb am Leben und literarisch zu verschiedenen Malen todt gemacht worden bin, gibt mir noch kein Recht, die Ehre der ganz Todten zu beanspruchen. Aber die Waldviertler, die mich seit 40 Jahren nicht mehr hatten und seit 17 Jahren nicht mehr sahen, bei denen ich also fast eine mythische Person geworden, erblickten mich in jener Entfernung, welche die Berühmtheiten bekanntlich vergrößert und dachten: wir wollen ihn wenigstens im Wilde aufzeigen können. Mir selbst verhehlten sie ihr Vorhaben weislich, wohl wissend, daß ich mit Händen und Füßen dagegen mich sträuben würde. Nun ist's geschehen und obgleich ich vielleicht so ungefähr die Größe habe, daß ein kleiner Geburtsort auf mich stolz sein kann, wird es dieser Denkmalsgeschichte halber doch viel „Geferes“ unter Juden und Christen geben.

In Ihrer Gesellschaft meine Heimat zu besuchen, wäre freilich ein reizender Gedanke für mich; aber ich wage nicht zu hoffen, dass er ausführbar. Dafür habe ich eine andere Idee, die wir, sobald sie reif ist, mündlich besprechen werden.

Wann soll ich den Beitrag für's Octoberheft — es wird eine kleine Erzählung sein — in die Druckerei geben? Wenn Sie mir den Termin wie gewöhnlich, so weit als möglich hinausrücken, riskieren Sie nichts: einhalten werde ich ihn pünktlich.

Ihr ergebenster

Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 30. Juli 1883.

Für Ihren lieben Brief danke ich herzlich, aber ich bleibe dabei, dass es nach meiner Empfindung einen ganz besonderen Wert hat, von seinen engsten Landsleuten erkannt und gewürdigt zu werden. Mir hat mein Lebtag nichts so viel Vergnügen gemacht, als da die Krieglacher vor fünf Jahren einer neueröffneten Dorfgasse meinen Namen gaben. Ein Kossegger-Boulevard in Paris würde mich kalt lassen. Ich gehe mir das Bildnis im Waldviertel doch noch ansehen.

Mit herzlichem Gruß an Sie, verehrter Freund, und Ihre Frau Mutter von uns allen.

Kossegger.

Sehr lieber Freund!

Graz, 20. August 1883.

Kleinert will uns also durchaus zu Trauzeugen haben! Ich konnte natürlich meine Zusage nur für den Fall geben, dass ich eben nicht ans Krankenbett gefesselt bin. Er und seine Braut legen unendlich viel Gewicht darauf, dass wir beide gewiss erscheinen. Bedenken Sie sich vielleicht mit einem Hochzeitsgedicht einzufinden? Dann möchte ich meinen Pegasus auch satteln, und das würde mir äußerst schwer fallen. Vielleicht erwartet man, dass einer von uns wenigstens einen Toast auf das Brautpaar ausbringt. Wollen Sie das auf sich nehmen? Müsste ich's, so würde ich mich der Sache in der einfachsten Weise mit drei Worten entledigen, denn ich bin kein Redner. Wollen dann Sie (Sie sind einer!) noch ein paar launige Worte in Ihrer Art hinzufügen — unter dem Vorwande, ich hätte Ihnen den Toast vom Munde weggenommen — desto besser. Also auf Wiedersehen bei dieser Gelegenheit! Das wird für mich (Unbeholfenen) das Angenehmste dabei sein. Mit besten Grüßen

Ihr

Hamerling.

Krieglach, 22. August 1883.

Ja, hochverehrter Freund, da bleibt Ihnen gar nichts anderes übrig, als bei der Hochzeit den Weisenspruch, resp. die Festrede zu halten. Ich sage dann später irgend etwas sich auf die Verhältnisse oder den Hochzeitskreis Beziehende in halb spasshafter Weise. Ein Gedicht mache ich nicht. Übrigens ist mir vom Arrangement gar nichts bekannt; sollten wir eine Mahlzeit haben, so wünsche ich nur das eine, dass es Ihr Befinden erlaubt, dieselbe mit uns bis zur Neige durchzumachen. Dieser Kleinert hat doch Glück. Um den Preis, Sie bei meiner Hochzeit zu haben, würde selbst ich noch einmal heiraten!

Ich gedenke am 1. September nachmittags nach Graz zu fahren und komme noch an demselben Abend zu Ihnen, für den Fall wir noch etwas zu besprechen hätten.

Ich bin dieser Tage viel oben in meiner Waldheimat und genieße dort stimmungsvolle Stunden.

Mit herzlichstem Grusse, verehrter und inniggeliebter Freund! Ihr Kossegger.

Sehr lieber Freund!

Graz, 27. September 1883.

Ich habe seit unserer letzten Begegnung Ihre Abfertigung des „literarischen Bauernfressers“ im „Heimgarten“ mit dem rechten Verständnis und vollem Genusse gelesen. Wie der unstudierte „Umpeterl“ dem gelehrten jungen Herrn Universitätsdocenten . . . die Hosen spannt und ihm einen Schilling aufmisst, in einem Artikel, den der gelehrte junge Herr mit all dem Schliff seiner zwölf Studienjahre nicht so fein und elegant zustande gebracht hätte — das ist unter allen Umständen ein ergöhlliches, in seiner Art einziges Schauspiel. Hören Sie, ich möchte Ihr Feind nicht sein — und beeile mich deshalb umso mehr Sie zu versichern, daß ich bin

Ihr gehorsamst ergebener

Rob. Hamerling.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 17. December 1883.

Beiliegend Bruckners Brief, über den wir noch sprechen müssen.

Gleichzeitig theile ich Ihnen mit, daß ich wegen Gesundheitsrückichten und Arbeitslast dem Herrn Redacteur Prof. v. Raab soeben meinen Austritt aus dem Ausschusse der Grazer „Concordia“ angezeigt habe.

Ihnen gestehe ich es wiederholt, daß mir die Welt nicht gefällt, weil ich sie nicht verstehe und sie mich nicht. Von Tag zu Tag steigert sich mein Heimweh nach dem ländlichen Leben bei Bauern, wo man von allem Wirbel nichts hört und sieht, wo ich wieder Ruhe und Stimmung finden könnte, mich an den großen Dichterwerken zu ergöhlen und zu erbauen — was mir in der Stadt nicht mehr möglich ist.

Mit herzlichstem Gruß, hochverehrter Freund

Ihr

Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Anfangs Jänner 1884.

Sie haben mir indirect einen Vorwurf gemacht, den ich nicht leicht werde verwinden können. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich irgendeinmal ein gegebenes Wort gebrochen hätte.

Halbe Zusagen, bedingungsweise, hielt ich allerdings nie für unmittelbar bindend und können, wenn sich die Bedingungen nicht einstellten, ignoriert werden. So halte ich, so halten es andere.

Das Wenn war nicht, kam nicht.

Ich habe mit vielen Geschäftsmännern verkehrt und weiß keinen, der mir Unbeständigkeit, Unverlässlichkeit oder gar Wortbruch vorgeworfen hätte. Diese Redlichkeit ist auch alles, was mich moralisch aufrecht erhält und mir unendlich wertvoller als Talent, Ruhm und was man Dichtern sonst nachsagt.

Ein paarmal ist es mir passiert, daß mir die Vergesslichkeit einen Streich spielte; so einmal bei Manz, da ich eine Erzählung in Berlin abdrucken ließ, die er in einem Kalender hatte. Ich hatte ganz darauf vergessen und mich später beeilt, den Kalenderverleger zu entschädigen. Er hat die Entschädigung nicht beansprucht. Ein andermal beging ich gegen Dr. Svoboda eine Taktlosigkeit, die mir schlaflose Nächte kostete. Es war auf der Reise nach Italien, ich hatte unterwegs als einen Theilbetrag einige Gulden an S. zu entrichten und wurde bei einer Berechnung gemahnt, es zu thun. Mir war's aber, als hätte ich's schon am Abend zuvor gegeben und glaubte es so bestimmt zu wissen, daß ich's sagte. S. verzichtete auf das Geld, sagte mir aber bestimmt, ich hätte es nicht gegeben, und es wird auch so gewesen

sein. Ich konnte es nicht mehr gut machen und schämte mich so sehr, daß ich mich auf der Reise von ihm trennte.

Derlei wäre für mich das Niederschlagendste, was mich treffen könnte. Das mußte ich Ihnen schreiben, verehrter Freund. Es ist wahr, ich kann manchmal feilschen, mehr, als es bei einem Dichter schön ist, mehr aus Troß, als aus Geldgier, aber ein Versprochenes halten, das thue ich doch. Würde mir hierin die Gedächtnisschwäche wiederholt Streiche spielen, so wäre mir das genug, aus allem Verkehr mit Menschen zu treten, damit ich den guten Namen rette.

Uns ist es ja wirklich Ernst, wenn wir höhere Güter, als materielle, anstreben und unser Trachten so einrichten, daß wir ohne kleinliche Furcht und Rücksicht handeln. Sie verehrter Freund, wie ich, finden uns dabei am wohlsten.

Ihr

Rosegger.

Liebwertester Freund!

Graz, 6. Jänner 1884.

Meine Bemerkung bezüglich des Worthaltens, auch ohne contractliche Verpflichtung, bezog sich nur auf den geschäftlichen Verkehr und war speciell dadurch angeregt, daß ich im „Mag. für Literatur“ eine Rechtsbelehrung gelesen, in welcher ausdrücklich hervorgehoben war, daß im Verkehr von Schriftstellern und Verlegern einfache briefliche Zusagen juristisch bindende Kraft haben. Warum ich glaubte, daß Sie dies nicht wüßten und durch diese Unkenntnis Schaden erleiden könnten, werde ich Ihnen mündlich sagen; schriftlich wäre es zu umständlich. Es war nicht der Mühe wert. Mündlich, mit Rede und Gegenrede, verständigt man sich viel rascher und leichter.

Ihr getreuer

Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Graz, 12. Jänner 1884.

Ich komme eben vom Vergnügen, das mir Ihr Aufsatz über Venedig bereitet hat. Ganz besonders köstlich sind die Theile, die sich auf ihre Person beziehen, auf den beginnenden Dichter, auf den ausgetrampelten Logeninhaber. Auch der junge Ehemann mit dem „Caramelli“ ist einzig. Ich danke Ihnen. Die Correctur schicke ich morgen in die Druckerei, da sie ja doch schon corrigiert ist.

Petchnigs Zeichnung der „Waldblilie“ finde ich gut, nur mit dem Gesicht bin ich nicht zufrieden, glaube aber, daß es überhaupt kaum gelingen würde, Brandstätters Waldbliliengesicht in seinem vollen Reize auf diese Art zu reproducieren.

Ich schicke die „Rundschau“; ein neues Heft habe ich noch nicht zur Hand; sobald es kommt, werde ich es Ihnen der Fortsetzung der Turgenjew'schen Memoiren wegen senden. Herzlichen Gruß von

Ihrem

Rosegger.

Liebster Rosegger!

Graz, 30. Jänner 1884.

Wie einem das beste, das man bei einer Unterredung hätten vorbringen sollen, meist erst einfällt, wenn die Unterredung vorüber, so ergieng es mir gestern. Ich merkte, daß meine Behauptung, die Tendenz der Welt gehe doch eigentlich nur auf Verwirklichung des Vernünftigen und Rechten, Ihnen nicht ganz einleuchten wollte, weil ja die Menschheit im ganzen und großen sich mehr im Kreise dreht als wirklich fortschreitet und sich des Unvernünftigen und Unrechten genug realisiert. Ganz recht. Aber man darf nicht übersehen, wie viel unleidliche, unver-

nünftige und unrechte Zustände sich in der Welt bereits corrigiert haben! Allerdings rufen und trachten wir nach immer größerer staatlicher Freiheit, aber wie unendlich viel ist doch in dieser Beziehung schon errungen worden! Der Despotenwirthschaft früherer Jahrhunderte ist ein Ende gemacht, fast überall sind die Völker mündig geworden. Die Barbarei des Mittelalters ist überwunden. Das Loz der arbeitenden Classen lässt noch manches zu wünschen übrig; aber wie viel hat sich doch zu Gunsten derselben geändert! Wie selbstbewusst dürfen sie heute aufzutreten wagen! Das sind denn doch hübsche Erfolge, die wir nicht ignorieren dürfen, wenn wir uns auch sagen müssen, dass der Fortschritt nie zu einem Zustande des Glückes und der Zufriedenheit auf Erden führen wird. Immer wird der Mensch sich elend fühlen und, was die Hauptsache ist, immer wird er ein armer Sünder sein. Aber ohne die Tendenz zum Guten, Rechten und Vernünftigen, die durch die Welt und das Herz der Menschheit geht, könnten Welt und Menschheit überhaupt nicht drei Wochen bestehen. Selbst der Materialist behauptet, dass die Wunder der Naturexistenz darauf beruhen, dass nur das zufällig Zweckmäßige lebensfähig geblieben, alle monströsen Gebilde aber, d. h. das Unvernünftige, zugrunde gegangen ist. Sollte es in der moralischen Welt anders sein? Wer also für das Vernünftige und Rechte eintritt, der ist auch der wahrhaft „Praktische“. Glaubt einer, praktisch sei nur der individuelle Egoismus, gut, so wird sich ihm ein anderer individueller Egoismus gegenüberstellen und er wird sehen, wie weit er damit kommt. Meiner Ansicht nach muss der Egoismus nicht wieder mit Egoismus bekämpft werden — denn dann ist's eine gemeine Valgerei — und wenn ich sage: ich darf dir dein Recht nicht geben, denn du könntest sonst noch mehr verlangen als dir gebürt, oder: ich muss dich unterdrücken, sonst unterdrückst du mich, dann ist die Valgerei verewigt und es gilt das brutale Recht des Stärkeren.

Übrigens ist der Mensch, der normale, so construiert, dass er die Gerechtigkeit nicht bloß vom Nützlichkeitsstandpunkte aus versteht, sondern er ist — wie Sie mir gestern zu meiner Freude zugaben — capabel, zu sagen: „Gerechtigkeit muss sein und sollte die Welt dabei zugrunde gehen“. Sie geht aber nicht zugrunde. Dies Ihnen deutlicher als gestern mündlich zu sagen, fühle ich mich gedrängt.

Ihr

Hamering.

Graz, 30. Jänner 1884.

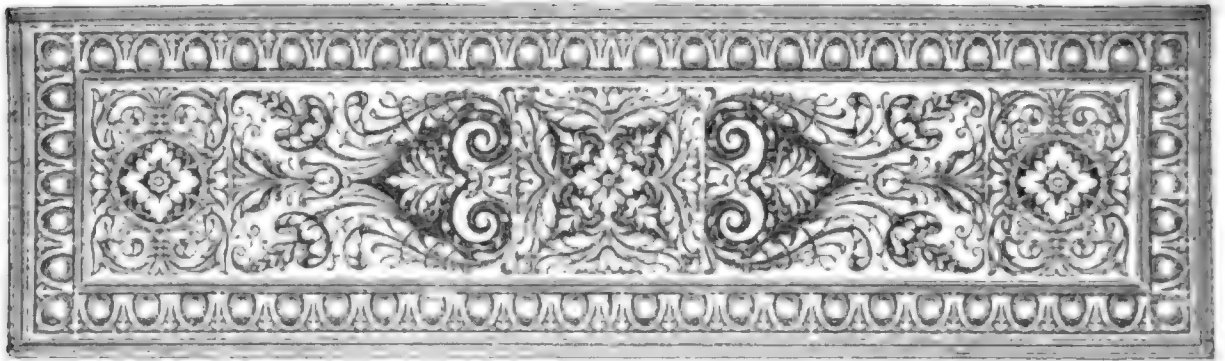
Ich kann's doch nicht unterlassen, Ihnen zu danken, hochverehrter Freund, denn unsere beiderseitige Zuversicht, dass das Gute siegt, ist der Centralpunkt, durch den wir uns verstehen. Wenn sich mitunter in betrübten Stunden doch schmerzender Zweifel anmeldet, so ist das ja auch wieder nur Heimweh nach dem Guten und Gerechten.

Mit innigem Gruße

Ihr

Rofegger.

(Fortsetzung folgt.)



## Kleine Lanze.

### Besorgte Lehrer an liebende Eltern.

Die Grazer Lehrerschaft versendet an die Eltern ihrer Schulkinder ein Schreiben, das die Grundzüge der Erziehung enthält. Diese Grundzüge können den Eltern nicht oft genug ins Gedächtnis gerufen werden. Weil die Pflege und Zucht junger Pflanzen eine Aufgabe des Fringärtners ist, so soll der goldene Brief hier wenigstens auszugsweise mitgetheilt werden:

„Kinder sind Räthsel von Gott und schwerer  
als alle zu lösen;  
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich  
selber bezwingt.“

Genau.

#### Liebwerte Eltern!

Sie haben uns Ihre Kinder anvertraut in der Erwartung, daß wir sie zu guten Menschen und brauchbaren Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft heranbilden werden. Wir können diese Aufgabe nur dann erfüllen, wenn Sie Ihre Kinder gut erziehen und die Schule in ihren Bestrebungen ausreichend unterstützen. Zu diesem Zwecke bitten wir Sie, Folgendes zu beherzigen:

Behandeln Sie Ihre Kinder stets mit Ernst, aber auch mit Milde. Affenliebe ist schädlich, noch mehr aber Lieblosigkeit. Ein Kind, das niemals ein freundliches Wort zu hören bekommt, geht zu grunde. Strafen Sie nicht zu hart, seien Sie aber nicht zu nachsichtig; bedenken Sie, daß kleine Fehler mit der Zeit zu großen werden und geeignet sind, das Lebensglück Ihres Kindes zu zerstören und sein Fortkommen zu gefährden. Bemühen Sie sich vor allem, das Ehrgefühl in Ihrem Kinde wachzurufen. Sie werden dann mit Worten mehr ausrichten als andernfalls mit schweren Strafen. Von großer Wichtigkeit für die Erziehung ist es auch, daß Vater und Mutter in der Behandlung der Kinder einig sind.

Beschäftigen Sie sich mit Ihrem Kinde, so viel Ihre Zeit es Ihnen ermöglicht. Lassen Sie sich von ihm erzählen oder vorlesen, beantworten Sie seine Fragen mit Ernst und Geduld und lehren Sie es bei Spaziergängen auf alles Wissenswerte achten. Bekämpfen Sie namentlich frühzeitig jede Härte, Roheit und Grausamkeit, die die Kinder oft unbewußt begehen. Dulden Sie niemals das Zerstören in der Natur (Blumenabreißen ohne Zweck, Vernichtung unschädlicher Thiere u. dgl.), sondern erwecken Sie die Liebe der Kinder für alles Erschaffene und lehren Sie es, dasselbe schützen und erhalten.

Lassen Sie sich besonders die Bildung des Gemüthes Ihrer Kinder angelegen sein; denn nur auf diesem Boden gedeiht das wahre Glück. Erziehen Sie dieselben

namentlich zur Gottesfurcht, Dankbarkeit und Wahrheitsliebe. Geben Sie sich niemals zu einer Unwahrheit her. Mißbräuche dieser Art sind ein grobes Vergehen und werden strenge bestraft. Zeigen Sie weiters bei edlen Handlungen Ihre Freude und Ihr Wohlgefallen, bei schlechten Ihren Abscheu, seien Sie Ihren Kindern überhaupt jederzeit ein gutes Vorbild, dann werden diese das Gute lieben, das Böse verachten lernen.

Gewöhnen Sie Ihre Kinder von frühester Jugend an Gehorsam. Er ist die Grundlage jeder Erziehung und ohne ihn ist Ihre und unsere Mühe vergeblich. Trachten Sie ferner, in Ihrem Kinde frühzeitig das Pflichtgefühl zu wecken und zu stärken. Dringen Sie darauf, daß Ihr Kind alles, was ihm obliegt, auch das Unbedeutendste, gewissenhaft und pünktlich ausführt, und dulden Sie niemals, daß es sich durch Leichtsinns und Bequemlichkeit oder durch wirkliche oder eingebildete Schwierigkeiten von der Erfüllung seiner Pflichten abhalten läßt.

Gewöhnen Sie Ihr Kind weiters an Ordnung und Pünktlichkeit, sowie an sorgfältige Ausnützung der Zeit; denn diese Eigenschaften sind unbedingt nothwendig, wenn Ihr Kind sein Fortkommen im Leben finden soll. Seien Sie aber auch bemüht, Ihr Kind zur Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit zu erziehen; Sie legen dadurch den Grund zur Zufriedenheit und zum Glück, während die Genußsucht das Unglück im Gefolge hat. Verwöhnung macht die Kinder anspruchsvoll; sie treten dann mit großen Erwartungen und Forderungen in das Leben und kennen nur Rechte, aber keine Pflichten.

Behüten Sie Ihr Kind sorgfältig vor schlechter Gesellschaft. Lassen Sie es nie auf der Straße herumlungern, weil es da mancher Versuchung ausgesetzt ist und an Leib und Seele Schaden leiden kann. Nehmen Sie Ihr Kind auch nicht in Gasthäuser und sonstige Vergnügungsorte mit, wo es Schlechtes sehen und hören könnte. Besondere Vorsicht ist beim Besuche des Theaters nothwendig, denn ein unpassendes Stück kann dem Kinde sehr verderblich werden. Achten Sie ferner genau auf das, was Ihr Kind liest. Lassen Sie ihm vor allem keine Zeitung lesen, weil diese manches enthält, was nicht für Kinder paßt. Dulden Sie auch nicht, daß Ihr Kind sogenannte Indianergeschichten, sowie aufregende Romane u. dgl. liest. Schon manche sind dadurch auf Abwege gerathen und in Unglück und Elend gekommen. Gestatten Sie überhaupt nicht, daß Ihr Kind zu viel lese. Aufmerksamere Lesen guter Bücher bildet, flüchtiges Lesen aber führt zur Oberflächlichkeit und verleitet zur Vernachlässigung der Pflichten.

Sorgen Sie dafür, daß Ihr Kind die Schule regelmäßig besucht und sie nicht aus Leichtsinns oder Verzärtelung verläßt, weil es sonst zurückbleibt und dann nicht selten die Freude am Lernen verliert. Auch die Theilnahme an religiösen Übungen der Schule gehört zu den Pflichten eines Schulkindes und darf daher ebenfalls nicht vernachlässigt werden.

Kommen Sie den Lehrern Ihres Kindes jederzeit mit Achtung und Vertrauen entgegen und sprechen Sie vor dem Kinde niemals etwas, was das Ansehen derselben schädigen könnte.

Schließlich sei Ihnen noch aus Herzs gelegt, sich auch die körperliche Pflege Ihres Kindes recht angelegen sein zu lassen. Sorgen Sie nach Möglichkeit für kräftige Nahrung, zweckmäßige Kleidung, ausreichenden Schlaf, ferner für Reinlichkeit und gute Luft und geben Sie Ihrem Kinde auch Zeit zur Erholung und zum Spiele. Vor allem aber gönnen Sie Ihrem Kinde keine geistigen Getränke, die niemals nützen, meist aber schaden. Die ziemlich verbreitete Ansicht, daß der Genuß derselben stark mache, ist ganz unrichtig; die Erfahrung lehrt vielmehr, daß Kinder, welche Bier, Wein oder gar Brantwein u. dgl. bekommen, in körperlicher, beson-

ders aber in geistiger Hinsicht zurückbleiben. Manches, was Erwachsenen nicht schadet, ist Kindern nachtheilig und muß ihnen vorenthalten werden. Dazu gehört auch das Rauchen, welches unter keinen Umständen bei Kindern geduldet werden darf.

Wir bitten Sie, diese Rathschläge freundlich aufzunehmen, sie kommen aus gutem Herzen. Wenn Sie dieselben beachten, dann werden Ihre Kinder zu braven Menschen heranwachsen und Ihr Andenken segnen, so lange sie leben. Sollte aber trotz alledem das Erziehungswerk misslingen — was ja möglich ist, weil dabei auch andere Umstände mitspielen — dann haben Sie wenigstens Ihre Pflicht gethan und brauchen sich keinen Vorwurf zu machen. Werden Sie auch nicht mutblos, wenn der Erfolg nicht gleich Ihre Bemühungen krönt. Wer viel säet, darf hoffen, daß wenigstens ein Theil der Saat zur Reife gelangt. Der Lehrkörper.

## Flüchtige Gedanken.

Von Franz Goldhann.

Untermenschen erblicken nur im Materialismus ihre Sendung.

Wahrer Nationalismus liegt in der Kraft der Heimständigkeit.

Der Künstler schildert die Seele seiner Zeit.

Es gibt auch Gedankenfründner.

Am Feiertag im Weinlande.

Die Alten voll,

Die Kinder wie toll.

Mein größter Verdruß,

Dass ich zuschauen muß. . . .

Herz hat der Staat keines, dafür ein starkes Gebiß und einen großen Magen.

Des Künstlers Heimat ist dort, wo er am glücklichsten schafft; dieses Ortes Bild senkt sich als Heimat in seine Seele.

Die Gesellschaft ist eine ewige Lüge.

Man muß groß denken, um sich klein zu machen.

Ein Arzt zieht sich zurück und wird Landwirt; er lebte früher vom Gottesacker, jetzt lebt er vom Acker Gottes.

Seine Eigenart soll man dem Herdenthum nicht opfern.

Die Heiterkeit der Seele steht dem gereiften Menschen ebenso wohl an, wie dem Kinde die Fröhlichkeit.



## Über Carneri.

Von Th. Bernaleken.

Carneri steht bezüglich seiner Schriften in Verbindung mit Spinoza und Darwin. Carneri lebt als menschenfreundlicher Denker in dem steirischen Marburg, körperlich sehr gebrochen. Man hat erst neulich seinen 80. Geburtstag gefeiert. Sein Vater war Gubernialrath in Venedig, Landstand in Tirol und Steiermark. Geboren ist V. Carneri 1821 zu Trient in Tirol; im Jahre 1857 übernahm er das Gut Wildhaus in Steiermark; 1861 ward er vom Großgrundbesitz in den steirischen Landtag gewählt, 1870 in den österreichischen Reichsrath, den er aber bald verließ, um seinen humanistischen Studien zu leben. Er mochte wohl einsehen, daß bei den Abstimmungen nicht das Richtige und Wahre herauskommt, sondern fast immer, wie viele Mitglieder die eine oder die andere Partei hat.

Sein christlicher Sinn und seine liebevolle Bescheidenheit sind mir auch durch persönlichen Umgang bekannt. Von seiner adeligen Herkunft und von Titeln macht ein solcher Mann keinen Gebrauch.

Von seinen Schriften kommen hier drei in Betracht. 1871 erschien (bei Braumüller) „Sittlichkeit und Darwinismus“. Im Vorworte spricht er von dem entscheidenden Kriege zwischen Frankreich und Deutschland und sagt: „Denjenigen, welche mit uns der Ansicht huldigen, daß die politische Freiheit eines Staates nur im Verhältnis zur moralischen Freiheit seiner Bürger zur Wahrheit wird, hoffen wir den vorliegenden Versuch einer neuen Begründung des Sittlichkeitsbegriffs nicht vergebens zu empfehlen.“

Carneri sucht die Begründung dort, wo sie zu einer Übereinstimmung der Ethik mit dem Darwinismus führt.

Ethik und Moral sind ihm nicht ganz dasselbe, denn er sagt: Im Gegensatze zur Moral nimmt die Ethik den Menschen nicht wie er sein soll, sondern wie er ist.<sup>1)</sup>

Den Darwinismus nimmt Carneri zum Ausgangspunkte. In seinem Buche finden wir drei Abtheilungen: von der Wahrheit, von der Freiheit und von der Sittlichkeit.

Zehn Jahre nachher erschien das zweite Werk unter dem Titel: Grundlegung der Ethik. Diese wissenschaftlich zu begründen war nothwendig. Es ist aber mehr für Fachmänner geschrieben. Die päpstliche Kirche betont in ihrer Lehre zu viel ihre Glaubensartikel, ihre Dogmen, die von Rom und den im Mittelalter nur von Clerikern und nicht auch von weltlichen Mitgliedern der Kirche besuchten Concilien vorgeschrieben wurden. Mit solchen Glaubensartikeln ist aber der Menschheit weniger gedient. Darum wenden sich Spinoza und Carneri dem Ethischen der Sittenlehre und Nächstenliebe zu. Was lehrte Christus? Man lese nur bei Matthäus 5. Cap. die ganze Bergpredigt und zugleich Seite 153 ff. die Erläuterung von Albrecht Rau: „Die Ethik Jesu“ (Gießen bei Roth, 1899).

Carneri sagt Seite 167 und 168:

„Die Menschenwürde war im Alterthum unbekannt. Nur der Freie konnte auf Würde einen Anspruch erheben, und Freie gab es nur nach bestimmten Lebensstellungen. Selbst bei den Germanen stand der Leibeigene zum Freien in einem Verhältnis, das ihn zwar nicht zum Sklaven machte, aber auch nicht viel über diesen

<sup>1)</sup> Das Wort ist griechisch ἦθος; und bedeutet Wohnsit, Heimat, Denkweise, Charakter, Sinnesart, Sittlichkeit. Das deutsche Sitte bezeichnet die gewohnte Weise des Thuns und Lebens; sittlich ist: dem Brauche gemäß.

ihn erhob. Immerhin war es ein großer Fortschritt, der dem Christenthum, für das es nur Menschen ohne Unterschied des Ranges und Eine Würde des Menschen überhaupt gab, auf halbem Weg entgegenkam. In die wenigen Worte: Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst, — fasst die ganze Lehre sich zusammen, und das Glückseligkeitsprincip erweist sich auf den ersten Blick als ihr eigentlicher Lebensnerv. Indem sie für Gott Liebe fordert, stellt sie ihn selbst als einen Gott der Liebe dar, als die Erfüllung aller Wünsche. Es wird auch als selbstverständlich angesehen, dass jeder nach Herzenslust sich selbst liebt, so zwar, dass ein höheres Maß der Liebe zum Nächsten als ungehörig erscheint. Nur wird die gleiche Liebe zum Nächsten als unerlässlich hingestellt, gleichsam als die Schranke der Wünsche des eigenen Ich, und als die Bedingung, unter welcher deren Erfüllung von der höchsten Liebe zu erwarten sei. Damit wird der Glückseligkeitstrieb als ein allgemeiner Naturtrieb anerkannt, und das Gute tritt erst von außen als ein Gebot hinzu. Aber diese Lehre braucht nicht auf Akademien und Lyceen gelehrt zu werden: überall wird sie gelehrt, und am Unterricht nimmt das Kind, wie der Erwachsene, Theil. Der Eindruck war ein wunderbarer, und es lässt sich gar nicht absehen, welcher der Erfolg gewesen wäre, wenn die Kirche, die nach des Meisters Willen aus der Gemeinschaft der Gläubigen zu bestehen hatte, nicht in eine Körperschaft von Privilegierten sich verwandelt hätte, welche die göttliche Freiheit der Liebe umschuf zu einer irdischen Macht zu binden und zu lösen, und diese Macht an sich riß. So wurde das Priestertum zur Kirche, bis die Bischöfe die Macht für sich allein in Anspruch nahmen, und diese endlich auf den obersten Bischof in Rom übergieng. Als schließlich der Verweser jenes Reichs, das den Absichten des Stifters gemäß nicht von dieser Welt hätte sein sollen, als weltlicher Herrscher unter die Könige dieser Erde gieng, bildete sich jenes eigenthümliche Verhältnis zwischen Kirche und Staat heraus, auf Grund dessen der Staat der Kirche seinen Arm lieh, um sie gegen die Gläubigen zu schützen, und die Gläubigen im Glauben zu bestärken, und die Kirche dem Staate ihr Wort lieh, um ihm gesügige Unterthanen heranzuziehen. Das Haupt der Kirche beschäftigte sich mit hoher Politik, verwickelte sich in Kriege, brauchte fort und fort Geld, und wandte sich in seinen Nöthen an die Gläubigen, d. h. an die Kirche — denn, so oft es sich um Pflichten handelte, da gehörten immer alle Gläubigen zur Kirche. Es kam so weit, dass unter dem Stellvertreter des Erlösers das Lösen und Binden der göttlichen Liebe zu einer Finanzoperation wurde, zu dem skandalösen Ablasshändler, der die Spaltung der Kirche herbeiführte.“ So weit Carneri.

Für einen größeren Leserkreis ist die dritte Schrift berechnet. Sie erschien 1891 bei E. Strauß in Bonn, unter dem Titel: „Der moderne Mensch, Versuche über Lebensführung“. Ein Büchlein von nur 186 Seiten, für alle Leser, weil es sehr klar und faßlich geschrieben ist und ganz in das praktische Leben eingreift. Es ist dem modernen Menschen gewidmet.

Carneri spricht über: Dankbarkeit, Arbeit, Egoismus, Gerechtigkeit, Leidenschaft, Gemeisinn, Gottesidee, Wahrhaftigkeit, Sittlichkeit, Familie, Mäßigkeit, Duldsamkeit, Charakter und anderes. Es fehlt uns der Raum, hier auf Einzelnes einzugehen. Es wird Leser geben, welche sich an den schön und klar geschriebenen kleinen Aufsätzen erbauen.

Auf einem ganz anderen Felde liegt die litterarische Thätigkeit Carneris, indem er die neueste Uebersetzung von „Dantes göttlicher Komödie“ (Halle bei Otto Hendel, 1901) geliefert hat. Die berühmte Dichtung ist versehen mit Vorwort, erklärenden Anmerkungen, Inhaltsangabe der einzelnen Gesänge und einem Namenregister. Gott erhalte den wackern Steirer noch lange am Leben!

## Aus dem Kampfe der Kirchen.

In dem evangelischen Blatte „Die christliche Welt“ schreibt dessen Herausgeber Martin Rade unter dem Titel „Wir und unsere Katholiken“ unter anderem auch das Folgende:

„Es muß doch trotz allem mit unsern katholischen Volksgenossen ein Zusammenleben möglich sein. So wenig wir es erleben, daß wir katholisch werden, so wenig erleben wir, daß sie sich zum Protestantismus bekehren. Unsere befestigte Lage ermöglicht uns nicht nur, nein verpflichtet uns, ihnen die Hand zu reichen, wo und wie wir können. Das ist eine ebenso christliche wie patriotische Nothwendigkeit. Daß man immer gelegentlich wiederholt: Wir führen nicht Krieg mit den einzelnen Katholiken oder mit dem religiösen Katholicismus, sondern mit der katholischen Politik, mit dem Ultramontanismus! — Daß man das protestantischerseits versichert, genügt heute nicht mehr: wir müssen das auch beweisen. Die weitere Beschäftigung mit dem Katholicismus und die aufmerksame Beobachtung der Wandlungen, die sich auch in ihm vollziehen, hat mich dahin geführt, daß ich heute im Katholicismus mehr Anknüpfung, mehr Gemeinsames erkenne als früher, und daß ich in dem Ziehen fataler Consequenzen, in der einseitigen Hervorhebung vergangener Dinge, in der möglichst mißtrauischen Beurtheilung aller Vorgänge nicht mehr die einzige Aufgabe erkennen kann, die wir unsern Katholiken gegenüber haben. Wohl bleibt für mich in der Gesamtanschauung, die ich vom Katholicismus hege, ausschlaggebend der Schmerz über die verhängnisvolle Abwärtsentwicklung, die diese Religion von Augustin über Thomas zu Liguori durchgemacht hat; wohl erschrecke ich immer von neuem über die furchtbare Verquickung des Geistlichen und Weltlichen, die das Papstthum mit seinen Ansprüchen und seinem Thun in der Geschichte der Menschheit bedeutet; wohl sehe ich all den Aberglauben, Fanatismus und Servilismus, die das katholische System nach wie vor mit sich schleppt. Ich will ja auch nicht, daß der Kampf dagegen aufhöre! Daß er nicht aufhört, dafür sorgen die Katholiken schon selbst, aber auch auf unserer Seite die Leidenschaften und Temperamente, die in confessionellen Grenzgebieten immer besondere Nahrung finden. Was ich will und wozu die „Christliche Welt“ helfen soll: sie soll helfen das Gefühl für das wecken, was wir unseren Katholiken schuldig sind, von unserer freieren, geistig stärkeren Position aus. Und das ist heute eine wohlwollende Behandlung auch berechtigter Eigenart im Katholicismus, eine billige Hervorhebung vorhandener Tüchtigkeit und Frömmigkeit. Es ist nun einmal dort nicht alles Jesuitismus, Ultramontanismus, Vaterlandslosigkeit, Macht und Lüge.“

Jeden, der das confessionelle Geschimpfe satt hat, der nach Vertiefung des Christenthums auch im Kampfe und im praktischen Leben verlangt, müssen diese Worte von protestantischer Seite herzlich freuen. Auch aus Kreisen katholischer Geistlichkeit mehren sich die Stimmen der Duldsamkeit und der Anerkennung von Vorzügen anderer christlicher Kirchen. In diesem Geiste wahrte und ehrt jeder seine Kirche am besten. Wir alle, die wir uns Christen nennen, haben dasselbe gleiche große Ziel: die Verbreitung des Reiches Gottes. Und das muß anders zu erreichen sein, als durch eigennütige und schlaue Concurrrenzbestrebungen des Tages.

## Wie ich in dieser Welt mich einrichtete.

Von Otto Spielberg.<sup>1)</sup>

Ich habe mir ein Häuschen gebaut mit einem Garten dabei. Das liegt weit von der Landstraße und darin wohne ich mit meiner Lisette und mit meinem Hunde.

Während ich den letzten Nagel in den Zaun schlage, der mich von meinem Nachbar trennt, ziehe ich im Geiste einen Strich zwischen mir und meinem Nächsten, zwischen mir und der Gesellschaft, zwischen mir und der ganzen Welt.

Und über meine Hausthür schreibe ich: Mein Nächster ist mir lieb und angenehm, aber er soll mir tausend Schritt vom Leibe bleiben.

Ich will das Zusammengehen als Kamerad und College, als Bruder und Genosse nicht mehr, denn es sind hunderttausend Lumpen darunter, die hinter all' ihren großen Phrasen nur ihre persönlichen Zwecke verfolgen.

\* \* \*

Je nach dem Herrn, dem gebient wird, je nach der Rundschaft wird Partei für oder gegen eine Sache genommen. Charakter und Gesinnung kommen ganz aus dem Wohlbefinden. Es gibt Feige aus Noth und Feige aus Gesättigtsein. Der eine ist ehrlich aus Furcht, der andere ist ehrlich aus Berechnung. Der eine schwärmt für Kaiser und Reich, weil er sein Schäflein im Trocknen hat, und der andere schimpft auf Kaiser und Reich, weil er das seine noch nicht im Trocknen hat. Und so wie Hinz und Kunz und Müller und Schulze, so ist die ganze wohlthätige Gesellschaft nur eine Summe von Egoismus, aus der der Studierende und Angestellte den größtmöglichen Vortheil für sich herauszuziehen sucht. Die List und Übertölpelung, mit der das den Beschränkten und Verhörten gegenüber geschieht, macht nichts, wenn man nur den Erfolg davon hat. Den Erfolg betet alles an. Er macht das Krumme gerade und das Schwarze weiß und der miserabelste Charakter kann sich durch eine traurige Kunst, Politik genannt, ein ruhmrediges und behagliches Leben verschaffen, das er durch redliche Arbeit nie verdient hätte.

\* \* \*

Ich kehre in deine Arme, Natur, zurück. Aus dir hervorgegangen, zu dir zurückkehrend, suche ich auch meine Freuden und meinen Unterhalt in dir. Ich will nichts mehr vom Menschen. Ich bau' und vertrau' auf meine eigene Kraft, und wenn mich die verläßt, so sage ich der Welt Ade. Denn kann ich nicht mehr Herr meines Willens und Lenker meines Geschickes sein, so mag ich auch nicht mehr unter den Lebenden sein.

\* \* \*

Ich richte mein Leben nach natürlichen Grundsätzen ein. Natürlich ist alles, wohin mich meine Gefühle ziehen. Den Gefühlen keinen Zwang anthun, sein Sehnen und Verlangen stillen: das ist der schöne Zweck des Lebens, der aus allem Geschaffenen spricht: Genieße das Heut, aber warte nicht auf morgen. Das Leben ist ein Geschenk und wir sind seinem Geber nur einen Tod schuldig.

\* \* \*

<sup>1)</sup> Spielberg, „Gedanken und Meinungen.“ Stuttgart. R. Lutz. Wir veröffentlichen diesen Auszug, nicht als ob wir mit Allem einverstanden wären, sondern weil er eine Kritik der Zeitrichtung ist. Die Red.

Was mir gesund ist, das thue ich — was mir nicht gesund ist, das unterlasse ich. Das ist mein Gesetz, mein Gebot. Das Gesetz bin ich. Der Allerhöchste bin ich. Cäsar und Napoleon, die in Büsten an meinen Wänden stehen, müssen ihr Gesicht mir zuehren, denn in meinem Hause gebiete ich!

\* \* \*

Mein Haus ist meine Welt. Geist von mir, Herz von mir, fühle ich mich als meines Hauses Schöpfer, der nichts Höheres anerkennt. Andere mögen mehr Geist, mehr Talent haben: was ich für mich brauche, das habe ich genug und für andere brauche ich nicht zu sorgen.

Jeder für sich und Gott für uns alle . . .

Das ist der gesunde Egoismus, der niemandem gefährlich werden kann, weil er von anderen nichts will. Der andere Egoismus, der auf den Schultern der Besitzlosen sich erhebt, um als Großgrundbesitz und als Großcapital zu prunken, ist der gemeine Egoismus, weil er es auf die Verraubung der Vertrauensseligen, auf die Ausnützung der Massen abgesehen hat.

\* \* \*

Ich gebe auf das ganze öffentliche Treiben um das Wohl und Wehe der Menschen nichts. Denn man sieht da kein Ende, keinen freien Ausblick auf ein ruhiges behäbiges Genießen, das zum Glück des Lebens unbedingt gehört. Die Geister plagen wie toll aufeinander. Des einen Gerechtigkeit schreit der andere als Ungerechtigkeit, des einen Wahrheit der andere als Unwahrheit nieder. Und aus diesem Hin- und Herschreien wird jenes öffentliche Leben gemacht, das gleich ist mit Verwirrung und Zerstörung des Familienlebens. Denn die Gemüther werden hinausgetrieben, wo sie nicht hingehören und wo sie nöthig sind, im eigenen Hause, da tragen sie die Verstimmung und die Gehässigkeit hinein. Vernunft und Einsicht waren jedoch noch nie des Weltgetriebes Berather, sondern immer das böse Princip, das überall Unruhe stiftet, um in der Verwirrung gute Beute machen zu können. Werden die Menschen das nie erkennen? Nie. Der Dumme folgt dem Klugen, der Schwache dem Starken und folgt er nicht willig, so braucht man Gewalt. Der Sieg fällt nie der Wahrheit, nie der Gerechtigkeit zu, sondern immer dem längsten Arme, der die weitgehendsten Verbindungen und die meisten Mittel hat. An diesen längsten Arm hängt sich die ganze Welt . . . Geschmeiß!

\* \* \*

Was mir als öffentliche Meinung ins Haus getragen wird, ist nur die Meinung derer, die verstanden haben, sich hervorzudrängen —: Bedientenpack, das hinter den Großen herläuft und aus der Kaiser-Schmarotzerei, aus der Verherrlichung von Ruhm und Macht, einen Broterwerb für sich geschaffen hat.

Die Presse ist eine wahre Pest für den Mannescharakter und für selbständiges Denken geworden, das sie durch ihre falsche Aufklärung und unehrliche Theilnahme in allen öffentlichen Dingen irreführt.

Mir wird geantwortet: „Wir wollen leben.“ Ihr wollt gut leben und Wohllieben ist ohne Hintansetzung von Ehr- und Feingefühl im Dienst der Großen nicht möglich. Der Mann soll sich seines Wertes bewußt sein —

„Dessen sind wir auch.“

Aber nur um daraus ein Geschäft zu machen. Es bleibt ewig eine Schande, Geist und Talent in böfischen und der Geldmächte Dienst zu stellen und ist auch das Publicum, die lesende Masse, zu wenig denkgewandt, um Wahrheit und Lüge

unterschieden zu können, so muß doch der eigene Stolz gegen ein Handwerk sich auflehnen, das von Kupplern und Karten schlägern nur der andere Name trennt.

\* \* \*

Der Mensch ist am glücklichsten, der andere nicht braucht. Denn Güter tragen sie uns nicht ins Haus, sondern immer nur ihr Gezänk und ihren Streit, an dem wir theilnehmen sollen, daß eine große öffentliche Sache daraus wird, die wir ihnen zum Siege führen sollen.

Selbst ist der Mann. Darin liegt des Mannes Stolz und Ehre. Er hat unter allen Umständen seine Freiheit im Denken, Meinen und Handeln zu wahren und keine Einmischung zu dulden von Leuten, die ihm durch Amt und Würden fremd geworden sind. Er hat das Recht, überall dabei zu sein, wo Autorität ausgeübt wird und hinter derselben niemand anderes zu dulden, als nur sich und seinesgleichen . . .

Und meinesgleichen ist, was nach dem Wort Gottes lebt: still, ohne Aufsehen für sich; auf niemand baut, auf niemand vertraut, als nur auf Gott und auf sich selbst.

### Was an unserem Franddenkmal noch zu geschehen hat.

Wenn demnächst die Fremden nach Graz kommen zum Sängersfeste, wird mancher, der durch den Stadtpark wandelt, stehen bleiben vor dem Franddenkmal, und nachdenken. — Frand? Wer ist dieser Frand? Wer war dieser Frand?

Ich hörte, wie einmal jemand behauptete, Frand, das sei hier gar kein Personenname, sondern ein Wahlspruch, er bedeute Freiheit, und der Mann, der auf dem Sockel steht, sei ein socialdemokratischer Freiheitsheld. Ein anderer muthmaßte, dieser Frand sei ein Localdichter gewesen, denn man sehe den Vorbeerkranz eingemeißelt. Und ein dritter, der bessere Augen hatte und auch die kleine Schrift lesen konnte, muthmakte, man habe dem Mann deshalb ein Denkmal gesetzt, weil er „Ritter von“ gewesen sei.

Weiter hin, auf dem Sockel der Schillerbüste steht nichts als der Name „Schiller“. Das genügt. Am Franddenkmal genügt der Name „Frand“ schlechterdings nicht. „Aber“, heißt es, „die Grazer wissen ja, was der Name Frand bedeutet, und die es nicht wissen, verdienen es nicht zu erfahren.“ Das ist eine neue Denkmaltheorie. Errichtet man einer öffentlichen verdienstvollen Persönlichkeit das öffentliche Denkmal für ihre nächststehende Umgebung, für die Freunde und Bekannten, wie das Grabmal irgend eines Privaten auf dem Friedhof? Nein doch, man errichtet das öffentliche Denkmal für weitere Kreise und kommende Generationen. Und für solche ist die Inschrift auf dem Franddenkmal im Grazer Stadtpark absolut ungenügend. Es wären etwa unterhalb am Sockel noch anzubringen die Worte: „Dem Schöpfer des Stadtparkes“. Oder sollte man einsehen, daß die herrlichen Bäume, Sträucher und Blumen vor allem dem Schöpfer Gott zu verdanken sind, so könnte man wenigstens in den Stein meißeln: „Moriz Ritter von Frand, dem Gründer des Stadtparkes“. Wem diese oder eine ähnliche Inschrift zu wenig besagt über einen Mann, der sich um Graz auch andere große Verdienste erworben hat, der mag sie noch erweitern. Jedenfalls müssen die Uueingeweihten und die künftigen Geschlechter, die vor dem Denkmale stehen sollen, näher eingeweiht werden darüber, wer Moriz Ritter von Frand war und was er für Graz bedeutet.

M.

## Fort nachanand!

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadel.<sup>1)</sup>

### Frühjahrsarbat.

Wunderschön is; üb'rall siacht ma,  
's g'freut sei Arbat Gott den Herrn,  
Üb'rall schafft er an: „Thait's weiter,“ —  
Frühjahr is, und grean soll's wer'n.

Und der Mchl liegt am Bauch dort,  
Schaut si' um, reißt 's Mail recht auf.  
„Heb' di', Schöberl, und greif' an was,  
Arbat a'!“ — „I denk' nöt drauf.“ —

„So, wann's d' zuaschaust, wia's der Herr macht,  
Grean frisch herricht't Feld und Au,  
Denkst dir nig?“ — „A ja, da denk' i, —  
Er macht's grean, und i mach' blau.“

### Der neuße Soldat.

„Atjo, bist wieder dahoam vo' der Stellung? —  
Und nach dein'n G'sicht hab'n s' di g'halten?“ — „Ja wohl!“ —  
No si möcht' weiter red'n, d'Resel, 's geht nöt,  
D' Aug'n san oan' Wasser und 's Herz is ihr z'voll.

„Ja, ja,“ fangt s' do aber an, wia s' scho' siten.  
„Wann s' di so hint' und vorn' eppa sekir'n?“  
„Atjo, da hab' i scho' g'hört, was sih paßt da,  
Thua eahn halt öfter mit was gratulier'n.“

„No, und wann's d' frank wirst bei'n wildfremden Leuten?“  
— „Sterb'n ja nöt alle glei drin in'n Spital.“ —  
„Und wann's d' recht naß wirst, und hast just loan'n Mantel?“ —  
„Jehas, da wir' i scho' trückern amal.“

### Der Wettfranzl.

's Spiel'n meid't er, da kann eahn loa  
Mensch an,  
Auf's Wetten nur is er erpicht.  
Da kann er si gor nie enthalten,  
So oft er's sein'n Wei a verspricht.

No iagt aber do, — wo d'Noth da is,  
Wo s' niaderkniat: „Bitt' di, sei g'scheit!“  
Da nimmt er si z'samm, „I wett' nimmer,  
Mei Hand drauf, mei heiliger Eid.“

Drum bleibt er dabei a am Sunda.  
So stupfen; er gibt eahn loa G'hör.  
— „I thua's amal nöt! — Was? Dös  
glaubt's nöt?  
Was wett't's denn, i wett' nimmer-  
mehr.“

<sup>1)</sup> „Fort nachanand“, so nennt sich die bei C. Konegen in Wien erschienene neueste Sammlung Schadel'scher Mundartgedichte, denen wir obige Probe entnehmen. Freunden eines lebenswürdigen Humors bestens zu empfehlen. Die Red.

### Ausstudiert.

Fünf Jahr' z'erst in'n Tazerklassen,  
 Nacher acht Jahr in'n Latein,  
 Und auf d'Öbch zu'n Docter weiter  
 Gengan a fünf Jahr'n drein.

Zaukt oan' Prüfung nur dö and're;  
 Dös geht a nöt glei so g'schmiert,  
 Braucht sei Zeit, bis daß s' eahm's zuastell'n,  
 Jazt bist durchaus ausstudiert.

Müah und Geld hat's kost't, no macht nig.  
 Er is frei; hat's stolz erreicht,  
 Daß er gar nig mehr studier'n derf,  
 Als — wer eahm fünf Gulden leicht.

### Bücher und Kritik.

Gedanken von Leo Tolstoi.

Vor mehreren Jahrzehnten schrieb Matthew Arnold seine vortrefflichen „Essays in criticism“. Er sagt, die Kritik soll darin bestehen, daß man das Wichtigste und Beste aus Allem, was irgendwo und irgendwann geschrieben wurde, herausfindet und die Leser darauf aufmerksam macht.

In unserer Zeit, wo die Menschen mit Zeitungen, Zeitschriften und Büchern überschwemmt werden und die Reclame so stark entwickelt und verbreitet ist, ist eine solche Kritik nicht nur nothwendig, sondern von ihrer Existenz und Autorität hängt die ganze zukünftige Aufklärung der gebildeten Classen unserer europäischen Welt ab.

Überproduction ist schädlich, die Überproduction solcher Dinge, die nicht Zweck, sondern nur Mittel sind, ist aber dann ganz besonders schädlich, wenn diese Mittel als Zwecke betrachtet werden.

Pferde und Wagen als Mittel zur Fortbewegung, Kleider und Häuser als Schutzmittel gegen den Witterungswechsel, gute Nahrung als Mittel zur Erhaltung der Kräfte sind sehr nützlich. Wenn man aber diese Mittel als Zwecke behandelt und es für wünschenswert und gut hält, möglichst viele Pferde, Häuser, Kleider und Nahrungstoffe zu besitzen, so werden diese Dinge nicht nur nicht nützlich, sondern absolut schädlich. Ebenso ist es auch mit den Erzeugnissen der Buchdruckerkunst, die für die Mehrzahl der weniger gebildeten Volksmassen zweifellos nützlich sind, unter den wohlhabenden Menschen aber schon längst nicht mehr als Hauptmittel zur Verbreitung der Aufklärung, sondern der Noheit dienen.

Davon kann man sich leicht überzeugen. Bücher, Zeitschriften, besonders aber Zeitungen sind heutzutage große, finanzielle Unternehmungen geworden, die, um gedeihen zu können, möglichst viele Conjumenten brauchen. Die Interessen und der Geschmack der großen Menge dieser Conjumenten sind aber stets roh und gemein, und für das Gedeihen dieser Preiserzeugnisse ist es daher nothwendig, daß sie den Forderungen der großen Menge genügen, d. h. daß sie den gemeinen Instinkten



und dem rohen Geschmack huldigen. Diese Forderungen werden nun von der Presse auch befriedigt, denn sie kann sie befriedigen, weil unter denen, die für die Presse arbeiten, es, ebenso wie unter dem Publicum, weit mehr Menschen mit gemeinen Interessen und rohem Geschmack gibt, als solche, die edle Interessen verfolgen und einen geläuterten Geschmack haben. Da nun bei der großen Verbreitung der Preßerzeugnisse und durch die Art und Weise, wie der Handel mit Zeitungen, Zeitschriften und Büchern betrieben wird, diese Arbeiter für ihre, dem Geschmacke der Menschen entsprechende Thätigkeit gut bezahlt werden, so steigt die jetzt schon so kolossale Überflutung von bedrucktem Papier immer höher, und diese Papiermassen werden, abgesehen von ihrem schädlichen Inhalt, schon allein durch ihre Quantität zu einem großen Hindernis für die Aufklärung.

Wenn man in unserer Zeit einem verständigen jungen Mann aus dem Volke, der sich bilden möchte, die Möglichkeit gibt, alles, was erschienen ist und noch erscheint, zu lesen, und wenn man ihm die Auswahl selbst überläßt, so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß er, wenn er alltäglich und unermüdet liest, im Laufe von zehn Jahren alle dummen und unsittlichen Bücher verschlungen haben wird. Daß ihm unter anderen auch ein gutes Buch in die Hände kommen wird, ist ebenso unwahrscheinlich, wie das Auffinden einer bezeichneten Erbse in einem großen Erbsenhaufen. Am allerschlimmsten aber ist es, daß durch das Lesen von lauter schlechten Büchern seine Begriffe und sein Geschmack immer mehr verdorben werden und daß er schließlich ein gutes Buch entweder gar nicht oder ganz falsch verstehen wird.

Je mehr Preßerzeugnisse — Zeitungen, Zeitschriften und Bücher — verbreitet werden, desto tiefer sinkt das Niveau von alledem, was gedruckt wird, und die große Menge des sogenannt-gebildeten Publicums versinkt immer tiefer in eine total hoffnungslose, selbstgefällige und daher unverbesserliche Noheit.

Die Unwissenheit des gebildeten Pöbels ist jetzt so weit gediehen, daß alle wahrhaft großen Denker, Dichter und Prosaisker der alten und der neuen Zeit, die den angeblich hohen, verfeinerten Ansprüchen der Gegenwart nicht mehr genügen können, als zurückgeblieben und veraltet bezeichnet werden. Man spricht von ihnen mit Verachtung oder mit herablassendem Lächeln. Als letztes Wort der Philosophie betrachtet man das sittenlose, rohe, schwülstige und verworrene Gewächs von Nietzsche; den sinnlosen, gefälschten Wortschwall verschiedener decadenter Dichter gibt man für Poesie höchster Qualität aus; in den Theatern werden Stücke gegeben, deren Sinn niemand versteht, nicht einmal ihre Verfasser; Romane, angebliche Erzeugnisse hoher Kunst, werden in Millionen von Exemplaren verbreitet, aber es fehlt ihnen sowohl an Inhalt, wie auch an künstlerischen Qualitäten.

Die große Frage: was soll von alledem, was geschrieben wird, gelesen werden? läßt sich nur durch eine wirkliche, wahre Kritik beantworten, durch eine Kritik, die, wie Matthew Arnold sagt, das Ziel verfolgt, den Menschen darauf hinzuweisen, ihm dasjenige zu empfehlen, was sowohl bei den alten wie auch bei den neueren Schriftstellern das Allerbeste ist.

„Thürmer.“

Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben. Ein Wort zur Abwehr und Verständigung von Dr. Josef Mausbach. (Köln. J. P. Bachem. 1902.) Nun stehen auch die katholischen Geister auf, einer nach dem andern. Denn es gilt zu beweisen, daß die katholische Kirche nicht bloß „für Bauern und alte Weiber da ist, sondern auch für die Hochgebildeten, für die Denker“. Das Buch ist eine Vertheidigungsschrift gegen den Vorwurf zu großen Probabilismus und zu weit gehender Casuistik, wie er der Kirche besonders gelegentlich der Liguorienthüllungen gemacht worden ist. Diese Vertheidigung geschieht mit großem Geistaufwande und vieler Geschicklichkeit. Sie ist eine Polemik im großen Stil und in höchst anständiger Form. Es bietet Interesse, die Polemik der protestantischen und katholischen Gelehrten gegen einander zu lesen; zu beiden Seiten werden die Licht- und Schattenseiten deutlich. Doch zur religiösen Stärkung und Erbauung dürften solche Schriften nicht beitragen. Dafür sind sie, besonders auch diese, zu scholastisch gehalten. Ich bleibe dabei, daß die Religion nicht so sehr im Spintisieren, als vielmehr im Leben und Wirken besteht. Darum müßte mit viel einfacheren Mitteln, als es scholastisch geschieht, auf das Gemüth gewirkt werden. Sobald man in Glaubenssachen anfängt, zu beweisen, juristisch zu werden und zu zerlegen, ist es schon aus. Überzeugt, wie ihr könnt, aber laßt das Herz nicht erkalten! Für die speculativen Bedürfnisse des Kopfes haben wir ja unsere weltliche Philosophie. Bei wem es sich um rein wissenschaftliches Interesse an der katholischen Moral handelt, der wird aus Mausbachs Buch vieles Verstehen katholischer Standpunkte schöpfen. Dann kommt der Leser auch zu dem Schluss, daß es nach der katholischen Moral leichter ist, vollkommen zu werden, als man denkt. Oder vielmehr, daß es ungeahnt viele Mittel gibt, den sündigen Menschen zu rechtfertigen. In der katholischen Moral ist die Gesinnung wichtiger, als das Werk. Und die Gesinnung ist unter Umständen ein billig Ding.

Mit dem Ehrhard'schen „Katholicismus“ hat dieses Buch unter anderm auch das gemein, daß es — wenn auch in äußerst vorsichtiger Form — Mängel und Fehler, die der Kirche anhaften, andeutet und vermieden wissen will. Diese Fehler, meint der Verfasser, lägen nicht im Kerne der Kirche, sondern in ihrer Peripherie, es seien zumeist veraltete, für eine niedrige Bildungsstufe

berechnete Äußerlichkeiten. Die aber — füllen wir bei — wenn sie nicht beseitigt werden, von außen ins Innere hineinfressen und den ganzen Organismus gefährden. Der Verfasser rügt zart die „formalistische, fast mechanische Auffassung“ von vielem, er verlangt Erinnerung, Vergeistigung. Wir fürchten, daß diese auf dem Wege der Scholastik schwer zu erreichen sein wird. Trotz der überhaupt complicierten Verhältnisse des Menschen und der modernen Gesellschaft dünkte man doch, daß die Moralprincipien sich nicht auch in demselben Maße nachcomplicieren sollten, daß sie sich vielmehr deshalb vereinfachen müßten, damit die eine einzige Richtung nicht verloren gehe. Gottes Lehre ist nicht irdisch zu behandeln.

Man darf jagen, daß Thomas von Kempfen mit seiner herzlichen Nachfolge Christi mehr wahre Frömmigkeit erweckt hat, als Thomas von Aquin mit seiner geistreichen Scholastik. Wenn heutzutage das Christenthum wieder geweckt werden soll, die gelehrten Theologen werden es kaum zustande bringen, dazu müßte erst das feurige Gemüth eines einfältigen Gläubigen kommen.

Doch in diesem Buche, das ja stellenweise auch warme Töne anschlägt, handelt es sich um das Kennenlernen der Principien. Wer sich hierin für den Kirchenstreit unserer Tage unterrichten will, der studiere das Werk, er wird Nutzen daraus ziehen. R.

Allerlei Erlebtes. Von Richard Vos. Mit einem Jugendporträt des Verfassers. (Stuttgart. Adolf Vonz & Comp. 1902.)

Lieber Freund Vos!

Ob schon jedes Deiner Bücher mich angesprochen hat, besonders wieder der Roman „Römischer Fieber“, so nahe wie mit Deinem neuesten Büchlein „Allerlei Erlebtes“ bist Du mir doch mit keinem gekommen. Denn das ist persönliche Nähe. Das ist persönliches Schicksal, also Gottesdichtung, die ich der Menschendichtung vorziehe. Die Plaudereien über Deine Erstlingswerke, über Deine Schreibstische in Häusern und Schlössern, die auf schönsten Plätzen der Erde stehen, sind mir löstlich, Du Kind des Glückes, Du! Du Liebling der Musen und der Fürsten — unter solcher Aggde läßt sich leben. Vom Volontär auf dem Mittergute Nieder-Trebra zum Vorleser des Großherzogs von Sachsen-Weimar und wie Du dann bei einer feinen Pfirsichbowle im Walde — Bibliothekar auf der Wartburg geworden bist! Wie Dir der edle Fürst in

die Seele geredet hat, ein guter Christ zu werden, und bist — trotz Deiner Nähe vom heiligen Vater — auf Frascati heute noch der heitere Heide, der sich den Himmel auf Erden zu bauen weiß. Verdient hast Du ihn ja. Dazumal in Frankreich, bei Sedan ist es ihm nicht so gut ergangen, dem armen, tapferen Knaben. Und nun will ich Dir was sagen, Richard. Deine Schilderung von Sedan in diesem Büchlein gehört zu dem Allerbesten, was Dir je gelungen. Mit wenigen Strichen so viel Lebenswahrheit, so viel packend Naturalistisches und poetisch Stimmungsvolles zu schaffen — da hättest Du Dich beinahe selber übertroffen. Ich kämpfe mit der größten Versuchung, dieses Stück „Sedan“ meinen Heimgartenlesern vorzuführen und fürchte ihr zu unterliegen. Man sollte es der jungen, etwas hochmüthig gewordenen Generation nur wieder einmal in das Gedächtnis rufen, was Ihr von damals, von Achtzehnhundertsechzig gethan und gelitten habt! Wenn man am Titelblatt des Büchleins den Jungen betrachtet, der, kaum neunzehn Jahre alt, die Schrecken des Krieges miterlebt, den Ruhm des deutschen Volkes mit-erstritten hat, da kriegt man noch einen ganz anderen Respect, als den, der den Lieblingen der Musen und der Fürsten gezollt wird. Da man sieht, daß Du, lieber Freund, so gut aus Deinem Leben plaudern kannst und da man weiß, wie reich und mannigfaltig Dein Leben ist, so wird der Wunsch laut werden nach Deiner Selbstbiographie. Schreibe sie bald. Einstweilen die ersten fünfzig Jahre, die zweiten Fünfzig kannst Du später ja nachtragen. Schreibe nicht immer eigene Dichtungen, schreibe einmal das Gedicht Gottes: „Richard Vog, der Deutsche von Rom, der Römer vom Königssee“. Du wirst staunen, wie man sich bei der Autobiographie wieder erlebt, weit schöner und trotz aller poetischen Arabesken weit wahrer, als das erstemal. Denn das Innenleben ist das eigentlich individuelle, das wahre Leben. Du sagst es ja selbst. — Nun habe Dank für „Allerlei Erlebtes“ und lebe fröhlich weiter. In treuer Freundschaft Dein  
Rosegger.

**Aelplerblut.** Allerlei Geschichten und Gestalten aus den Bergen für das Volk. Von Karl Reiterer. (Wien. Heinrich Kirsch. 1902.) Wir kennen den Verfasser als schätzenswerten Sammler von obersteirischen Volksitten und Gebräuchen. Er hat aus den Berggräben viele interessante Dinge hervorgeholt, die wohl gesichtet und geordnet in einem Buche erscheinen sollten. Wenn schon kein Privatverleger darauf speculiert, so wäre es Sache des Vereins für Volkskunde, das Buch zur Ausgabe zu bringen. Nun hat der Verfasser einen Theil seiner Forschungsergebnisse zu kleinen Geschichten und Schwänken

verarbeitet, worunter Etliches ganz nett und lustig ausgefallen ist. Die Begründung der Geschehnisse, die Entwicklung der Charaktere, die sorgfältige Ausarbeitung mancher guten Stoffe läßt zu wünschen übrig. Als Schwänke genommen erfüllen sie ihren Zweck. Möchte das recht volksthümlich angelegte Büchlein dazu beitragen, dem Verfasser den Weg zu ebnen für ein größeres ethnographisches Werk, für das er so viele Bausteine beisammen hat.  
M.

**Das Blinkfeuer von Brusterort.** Von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) „Unter Zigeunern“ — „Quitt“ — „Von zarter Hand“ — „Felicie“ — und nun das letzte Werk; eine merkwürdige Folge. Moderne Menschen zeigt uns der Dichter, Menschen mit äußerer, egoistischer Härte, die an ihrem Gemüthe zugrunde gehen. Es sind keine gutmüthigen Gestalten, sondern Männer, die von ihren preußischen Vorfahren den trotzig-nackensteifen Sinn geerbt, und die sich doch nicht dem Fühlen eines neuen, weichlicheren Jahrhunderts anschließen können. Eiserne Logik und die eiserne Consequenz des Lebens leiten ihren Weg. „Das Blinkfeuer von Brusterort“, wie Johannes Richard zur Megede sein letztes Werk benennt, schließt sich würdig an die Reihe seiner Vorgänger an. Den Inhalt des Buches, der dem Leser einen kurzen Blick in ein paar lebensentscheidende Monate zweier Menschen thun läßt, den Inhalt mit wenigen Worten wiedergeben zu wollen, wäre eine undankbare Aufgabe. Natur Schilderungen, Stimmungen und der Gang der Ereignisse greifen so innig ineinander, daß die gemessene Stoffangabe kaum einen leisen Schimmer dessen zu geben vermöchte, was der Dichter mit seinem Romane sagen will. Wer sich in das Buch vertieft, wird nicht nur einen literarischen Genuß haben, sondern er wird auch für seine Lebensanschauung Gewinn ziehen können, da ihm die psychologische Feinarbeit, mit der Megede seine Gestalten schildert, gar manchen Charakter verständlich macht, den er bisher mit geringschätzigem Kopfschütteln abthat, denn die „Helden“ und „Heldinnen“ des Buches sind typische Gestalten unserer modernen Übergangszeit. H. R.

**Theodor Körners sämtliche Werke.** Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Genjichen und einem Bilde des Dichters. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Als Theodor Körner von einer Kugel gefällt wurde, ehe er die Morgenröthe der Freiheit sah, war er bereits ein hoch-gesehener Dichter. In einem Alter, wo selbst Goethe sich nur erst als schüchternen Nachahmer versucht hatte, war Körner der beliebteste Bühnendichter seiner Zeit, der einzige, der sich neben Schiller auf dem Spielplan

der Bühnen behauptete. Diese Körner-Ausgabe hat den Vorzug, daß sie die vollständigste, handlichste und im Verhältnis zum Gebotenen auch wohlfeilste aller bisherigen Ausgaben des Dichters ist.

V.

**Von San Marco bis San Giusto.** Neue Skizzen von der Adria von Josef Stradner. Unser Adriareisender, Josef Stradner, hat bei „Leykam“ in Graz ein neues Büchlein herausgegeben, in welchem vorwiegend die nordwestliche Küste der Adria (Venedig und nachbarliche Ortschaften bis Grado, Monfalcone und Triest) Behandlung findet. Die Aufsätze vertiefen sich zumeist ins Geschichtliche, aus dem man die gegenwärtigen Zustände ja erst verstehen lernt. Die Abschnitte „Alte Wirtschaften in Venedig“, „Quarantaine“ u. a. dürften weites Interesse beanspruchen. Für Reisende an der Adria ist es ein wertvolles Werkchen.

M.

**Die norddeutschen Volksstämme im Hausgewande.** Von E. D. Eichen. (Stuttgart. Verlag Heimdall.) In dieser kleinen Schrift bringt uns der Verleger eine originelle Gabe. Im Gewande humorvoller Blanderei führt uns der Verfasser durch alle norddeutschen Lande, vom fernen Ostpreußen durch die märkische und niedersächsische Ebene zum grünen Rhein, vom hessischen Bergland zu den fruchtbaren Gefilden Schlesiens und lehrt uns, indem er charakteristische Anekdoten mit historischen und ethnographischen Hinweisen anregend zu mischen versteht, die norddeutschen Volksstämme in ihrer Eigenart kennen und schätzen.

V.

**Die Völker der Erde.** Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. 35 Lieferungen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Schon die erste Lieferung läßt erkennen, daß hier die erste, auch den höchsten Anforderungen entsprechende, allumfassende Völkerkunde vor uns liegt, die sich auf bildliche Documente von urkundlicher Treue stützt. Welche Fälle der Gesichter, der merkwürdigen Erscheinungen, von denen uns die eine oder andre wohl schon vertraut sein mag, die aber hier in sorgfältiger Gruppierung und Ordnung nach ihrer wissenschaftlichen Zugehörigkeit vor uns treten. Das Wort, daß die Welt klein geworden sei, finden wir vollauf bestätigt, denn die entlegensten Erdtheile werden uns durch fesselnde Schilderungen vor Augen gerückt.

V.

**Das Hohelied.** Von Hermann Kunibert Neumann. (Dresden. Heinrich Witten.) Wer sich mit höchsten Menschheitsfragen gerne abgibt, der wird an dieser

gedankenreichen Dichtung, wenn schon nicht immer Gleichginnung, so doch Anregung finden.

M.

**Kloster und Herd.** Eine Geschichte aus dem Mittelalter von Charles Reade. Deutsch bearbeitet von M. Jacobi. (Stuttgart. Robert Lutz.) Die Eltern des berühmten Humanisten Erasmus von Rotterdam, Gerhard und Margarethe, sind die Helden der Erzählung, der Widerstreit zwischen Kloster und Herd, Liebe und Pflicht deren Inhalt. Aber der Dichter führt uns keine Schwächlinge, sondern moralisch starke Personen vor, die ihr besseres Ich aus schweren Kämpfen und Prüfungen retten und uns so als Idealbilder erscheinen. Vor allen die Heldin ist mit unerreichter Meisterschaft gezeichnet; der Dichter erweist sich als unübertroffener Kenner des weiblichen Herzens. Daß beide Helden ihr Glück schließlich in der Entfagung und im Wirken für alle Armen und Leidenden finden, macht den Roman zur schönsten Verherrlichung des werthätigen Christenthums.

Prof. Wichner.

**Die beiden Freunde.** Dramatisches Gedicht von Richard Schlosar. (Dresden. E. Pierson. 1902.) Die beiden Freunde Minos und Themos sind die Vertreter zweier entgegengesetzter Weltanschauungen. In jenem hat die genussfreudige Philosophie Epikurs einen begeisterten Vertreter gefunden, dieser ist von den ernstesten Lehren der Lebensverneinung erfüllt. Also stehen sich in den beiden Jünglingen zwei ewig wiederlebende Weltansichten, Optimismus und Pessimismus, feindlich gegenüber. Und trotzdem sind sie Freunde geworden. Sie ergänzen sich gegenseitig; Minos verstößt sogar seine Geliebte, um nur der Freundschaft zu leben. Das dreiactige Gedicht dürfte auch auf der Bühne von packender Wirkung sein.

V.

**Festblätter zum 6. deutschen Sängerbundesfeste.** (Graz. „Leykam.“) Als hochwillkommene Vorläuferin des großen deutschen Sängersfestes, das Ende Juli dieses Jahres in der steirischen Landeshauptstadt gefeiert werden soll, erscheint gegenwärtig unter dem Titel „Festblätter zum 6. deutschen Sängerbundesfeste“ eine gediegene Zeitschrift, die vermöge ihres vortrefflichen Inhaltes und ihrer vornehmen künstlerischen Ausstattung nicht nur in den Kreisen der Sängerschaft, sondern überall, wo man deutsche Weise und deutsches Wesen schätzt und ehrt, Verbreitung verdient. In diesem schönen Werke, dem die Besten unseres Volkes ihre Kräfte leihen, will man nicht bloß die Vorbereitungen zum Feste, das Schenkwerteste unserer Alpenheimat und die seltene nationale Liebesfeier selbst schildern, sondern in ihm soll vor allem auch der Zusammenhang der Steiermark mit der deutschen

Welt, der Ruhm unseres Volkstums, der Preis unseres herrlichen Liedeskleinods von berufenen Federn niedergelegt erscheinen. Von den geplanten 12 Hefen sind bisher drei ausgegeben worden; diese haben wirklich das prächtige Unternehmen verheißungsvoll und würdig eingeleitet. Der vielseitige und wertvolle schriftstellerische Inhalt wird durch den reichen Bilderschmuck angenehm und lieblich belebt. Aus der Reihe der Mitarbeiter nennen wir: Max Bemer, Otto Julius Bierbaum, Wilhelm Busch, Felix Dahn, Dr. Ernst Deesey, R. W. Gamałowski, Theodor Helm, Richard Heuberger, Josef Koch von Langentreu, Ferdinand Knull, Friedrich Marx, A. A. Raaff, Aurelius Polzer, Wilhelm Raabe, Peter Rosegger, Adolf Graf von Westarp, Heinrich Wastian, Ernst von Wildenbruch, Ferdinand Wittenbauer. Die musikalischen Beiträge der Lieddichter Richard Strauß, E. Humperdinck, Dr. Wilhelm Kienzl, Ludwig Thuille, Hugo Wolf, E. K. Kristinus werden sicher nicht minder freudig begrüßt werden, als die Gaben der erwähnten Dichter und Schriftsteller. W.

#### Büchereinlauf.

**Das zweite Leben.** Von El. Correi. (Leipzig. Paul List.)

**Der Muth zum Glück.** Roman von Hedwig Erlin-Schmedebier. (Leipzig. Paul List.)

**Vergeltung.** Roman von A. Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. (Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung.)

**Das Liebesmahl.** Schauspiel von A. Hoge. (Leipzig. a. G. Otto Hendel.)

**Das Licht von Nazareth.** Schauspiel von Gustav Slezowez (Walter Delling). Mit Titelbild vom Künstler Presuhn. (Graz. Verlag der Genossenschafts-Buchdruckerei. 1902.)

**Davonarola.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Raimund von Leon. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Breienfeuer und Herdflammen.** Neue Gedichte von Arthur von Wallpach. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Mutterherzen.** Slovenische Dorfgeschichten aus Untersteiermark von Julius Strytschek. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Zu den heiligen drei Brunnen.** Geschichten von Franz Himmelbauer. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Das verkaufte Lied.** Eine Märchendichtung in fünf Acten von Franz Wolf. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Aus dem Tagebuche einer Sünderin.** Von Gudda Behrends. (Berlin. Axel Junfer. 1902.)

**Das Kind.** Von Karin Michaëlis. (Berlin. Axel Junfer. 1902.)

**Dummheiten.** Lachende Märchen von Harry Nitsch. (Dresden. E. Pierjon. 1901.)

**Fanale.** Von Karl Sternheim. (Dresden. E. Pierjon. 1901.)

**Enzio.** Ein Ghibelinengefang von Jeanne Bertha Semmig. (Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1901.)

**Frühlingslüfte.** Gedichte von Eduard Freihold. (Prag. 1902. Selbstverlag.)

**Nordlandsfahrten.** (Trondheim.)

**Culturarbeiten.** Von Paul Schulze-Rauenburg. I. Hausbau. Herausgegeben vom Kunstwart. (München. G. Callwey. 1902.)

**Sprechende Feuchten.** Für denkende Menschen ein Büchlein-Gedanken. Von Hugo Oswald. (Berlin. Schuster und Löffler. 1902.)

**Religion—Weltliebe.** Von einem Christen. (Dresden. E. Pierjon. 1902.)

**Medicin oder Philosophie.** Eine Kritik beider von Benno Buerdorff. (Leipzig. Otto Borggold.)

**Der starke Mann.** Ein Gespräch von Hans von Wolzogen. (Berlin. Schuster und Löffler. 1902.)

**Jahrbuch der bildenden Kunst 1902.** Unter Mitwirkung von Dr. Woldemar von Seidlitz-Dresden. Herausgegeben von Max Martersteig. (Berlin. Deutsche Jahrbuchgesellschaft.)

**Alle Meister.** Von E. A. Seemanns Sammelwerk. Bringt die Perlen der europäischen Gemäldegalerien in farbiger Nachbildung und liegen uns jetzt die Lieferungen bis 8 vor.


**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. In Hefen. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.)

**Neue, neunte Lieferungs-Ausgabe von Stieler's Hand-Atlas,** 100 Karten in Kupferstich, herausgegeben von Justus Perthes Geographischer Anstalt in Gotha. (Erscheint in 50 Lieferungen [jede mit 2 Karten.]) Bisher 5 Lieferungen erschienen.

**Praktischer Rathgeber für Stellungsuchende.** Von Dr. Huberti und Kellen. (Leipzig. Ludwig Huberti.)

**Die neueste Schulreform und die Rektorschulen.** Von Wilhelm Idel. (Wermelskirchen. Wilhelm Krenzler. 1902.)

**Palerländische Aufsätze für die Unterstufe der österreichischen Mittelschulen.** Von Alexander Tragl. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1902.)

 Vorstehend besprochene Werke u. können durch die Buchhandlung „Leptam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Borräthige wird schnellstens besorgt.

## Schulhaus Krieglach-Alpel.

(8. Ausweis.)

Vortrag 10.127.30 Kronen. — Neuerdings bei Rosegger eingegangen in Kronen: Rechtsanwalt Nisner, Leoben 10. Steiermärkische Sparcasse 500. Fidelslerkold, Oberhollabrunn 8. J. Girsch, Hamburg 4.40. Meiner, Oberlehrer, Plan bei Paternion, Sammlung 24. Tischgesellschaft „Langonia“, Mähr.-Neustadt 20. Rosenkranz, Krems, Ergebnis einer Sammlung 8. Tachau-Praunberger Bezirks-Lehrerverein 5. — Übertrag 10.706.70 Kronen.

Krieglach (Steiermark), 15. Mai 1902.



**F. J. N., Wien.** Sie meinen, daß der Stadt Graz österreichischer Patriotismus fehle, weil sie einen Bismarckplatz habe. Zählen Sie doch einmal die Straßen- und Plätze-ramen, die sich auf unser österreichisches Kaiserhaus beziehen: Karl Ludwig-Ring, Elisabethstraße, Elisabethplatz, Erzherzog Johann-Allee, Erzherzog Karl-Gasse, Franzensplatz, Albrechtsgasse, Albrechtsbrücke, Maria Theresia-Allee, Stephaniegasse u. s. w. Die meisten dieser Benennungen sind neuen Datums. Dazu noch Denkmäler österreichischer Herrscher und Herzoge; zahlreiche Anstalten und Stiftungen, die zu Ehren unseres Kaisers entstanden sind — in derselben Gemeinde, die aus erklärlicher Bewunderung für den großen Mann, der auch Österreichs Freund gewesen, einen Platz Bismarckplatz genannt hat.

**B. J., Graz.** Viel Sonne, reine milde Luft, freundliche Wohnung, gute Bäder — in der Nähe einer Bahnstation. Sie suchen das und haben es doch in nächster Nähe von Graz. Lassnitzhöhe! Als Zugabe eine entzückende Aussicht über das weite grüne Hügel-land hin bis zu den fernen blauen Bergen. Im Mai, wenn in diesem Heimgarten die Obstbäume blühen und im Herbst, wenn sie reifen, da muß man dabei sein! Sie können weit reisen, um einen solchen Aufenthalt zu finden, wie die Lassnitzhöhe — dreißig Minuten von einer großen Stadt. Der Curort ist zwar erst im Werden — aber er wird!

**M. H., Neuhaus.** Um die vom „Heimgarten“ seinerzeit vorgeschlagene Nationalcasse interessiert sich keine Kake. Empfindliche Opfer bringen — nein, so weit geht deutscher Nationalismus nicht — mit wenigen Ausnahmen, diese Keden nicht. — Dann weiter: Wenn Bauernsöhne schon studieren sollen, so dürften sie nicht das Bildungsproletariat der Gelehrten, Künstler u. s. w. vermehren helfen, sie müßten womöglich in landwirtschaftlichen Schulen sich Tüchtigkeit für ihren ange-

stammten Beruf aneignen. Außer es sind in einem Jungen ganz besondere Anlagen vorhanden, ein solcher hat gewöhnlich auch ein paar spitze Ellbogen zur Verfügung, um sich Bahn zu brechen.

**Dr. F. M., Graz.** Das „Grazzer Volksblatt“ sagt: „In einem Artikel der „Wartburg“ werden neben Rosegger und Professor Wahrmond auch Msgr. Scheicher und Prof. Ehrhard als Beweise angeführt, welche Unzufriedenheit in der „römischen“ Kirche herrsche. Allein die Protestanten könnten froh sein, wenn sie Männer besäßen, die mit solcher Liebe zur eigenen Sache jede Unvollkommenheit an derselben möglichst beseitigen wollen. Würde man aber die Rosegger und Wahrmond in der Theologie mitreden lassen, so würden die Katholiken bald so weit sein, wie die Protestanten, nämlich, daß man gar nicht mehr weiß, was man glauben soll. Jede wahre Reform muß im Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl geschehen, aber jeder Katholik kann sich zum Worte melden.“ Diese Bemerkung lesen Sie im „Grazzer Volksblatt“ und kennen sich nicht aus, wie das ist, wenn jemand sich zum Worte meldet, aber nicht mitreden darf.

**H. H., Bruck.** Der jetzt häufig angewendete Gruß „Auf Wiederchau!“ (statt auf Wiedersehn) ist eine Geschmacklosigkeit. Der Ausdruck „Wiederchau“, der an das Wort „Kinderschau“ erinnert, besagt sprachlich etwas ganz anderes, als das sinnige „Wiedersehn“.

**A. A., München.** Ihre Briefe stets willkommen, zumal Sie den Geplagten nicht zu persönlicher Antwort verpflichten. Die Gedichte etwas unklar, vielleicht weil sie nicht leicht und banal sind. Wir bringen eins.

Rosegger wohnt den Sommer über in Krieglach (Steiermark). Da der Genannte ruhebedürftig ist, so wird dringend gebeten, in allen geschäftlichen „Heimgarten“-Angelegenheiten sich an die Verlagshandlung „Lehram“ in Graz zu wenden.

(Geschlossen am 15. Mai 1902.)

# Heimgarten



10. Heft.

Juli 1902.

26. Jahrg.

## Fritz Friedlein.

Eine alte Geschichte von Karl von Holtei.

(Schluß.)

Am frühen Morgen verließ die Pastorswitwe heimlich des Bäckers Haus. Dank und Lebewohl hatte sie den Verwandten ihres Verstorbenen schon am vergangenen Abend gesagt und dabei inständigst gebeten, man möge ihrer Flucht keine Hindernisse entgegenstellen. Die Ärmste dachte dadurch dem zurückbleibenden Sohne des Abschiednehmens Schmerzen zu ersparen. Als ob solche Schmerzen nicht noch heftiger nachwirkten in gefühlvollen Gemüthern, wenn diese der letzten Umarmung, des letzten Segenswunsches einer scheidenden Mutter sich beraubt finden?

Was sie fühlte, da sie die menschenleeren Gassen entlang zum Thore hinauswanderte . . . in Worte läßt sich das nicht kleiden; nur wer so etwas an sich selbst erlebte, kann's begreifen. Dennoch hielt sie sich aufrecht, erwiderte freundlich der zum Wochenmarke in die Stadt gehenden Landleute Begrüßungen und schritt muthig fort. Wie sie nun aber das Gebüsch erreichte, in welchem sie vorgestern mit ihrem Fritz noch einmal Zwiesprache gehalten, bevor sie in Schöningen eingezogen, da liegen die Kräfte nach. Weiter geht's nicht, seufzte sie; hier will ich ein Weilchen ausruhen, wo ich mit ihm geruht habe!

Und sie setzte sich ins bethaute Gras, mit dem Rücken gegen die Landstraße.

„Es braucht niemand meinen Jammer zu sehen; das kann ich abmachen ohne andere Menschen.“ Diesem Jammer gab sie sich recht aus vollem Herzen hin, die arme, schwache und doch so starke Mutter. Sogar den sie neugierig umflatternden Vögeln des Haines wollte sie das von tiefsten Seelenschmerzen entstellte Angesicht verbergen, denn sie bedeckte es mit beiden Händen. Und so versenkt in sich selbst fühlte sie bald zwei andere Hände, welche die ihrigen ergriffen, diese sanft von den Augen wegzogen, ihr Haupt leise berührend umwendeten . . . und sie erblickte den Sohn, der sie belauert hatte und ihr unbemerkt nachgegangen war. Er ließ sich neben der Mutter nieder, schlang seinen Arm um ihren Nacken und sagte — nichts. Auch sie schwieg.

Was hätten sie reden sollen? Kein gesprochenes Wort hätte ausgereicht, die Empfindungen dieser Minuten wiederzugeben.

Plötzlich sprang er vom Boden auf, drückte noch einen Kuß auf ihre bleichen Lippen, und mit festem Entschlusse rief er aus: „Jetzt muß ich zur Schule!“

Sie blickte ihm nach: „Gott segne Dich dafür!“ Dann trat sie, neugestärkt, den Heimweg an.

Aber auch er hatte durch den raschen Lauf, durch die Erschütterung des Abschiedes eine kühnere Haltung gewonnen, deren er allerdings bedürftig war, um die begreifliche Scheu vor seinem Antritte als Primaner zu besiegen, und vor den leicht voraussehenden Spötereien junger, frasierter Herrlein gegen den unerfahrenen, in allen geselligen Bräuchen fremden Dörfner. Diese Scheu hatte ihm in jüngstvergangener Nacht den Schlaf geraubt; jetzt wick sie der Erinnerung an den einsamen Heimweg der armen Mutter und dem Bestreben, Herr zu werden über kindliche Nüchternheit. Es lief glatter ab, als zu erwarten gewesen. Derselbe stattliche Jüngling, der ihm, da Mutter und Sohn das Ziel ihrer Fußwanderung suchten, den richtigen Weg gewiesen und sich ihm Theodor Baron Willersheim genannt hatte, erinnerte sich jetzt, beim ersten Anblick der gestrigen Begegnung. Wie der Rector den Ankömmling als „neuen Zuwachs“ der Prima vorstellte und einige Worte zu dessen Empfehlung beifügte, reichte ihm Theodor die Hand und sagte, — allerdings mit merklich vornehmer Herablassung, aber doch freundlich: Ei, sieh da, mein friedfertiger Pastorssohn! Und gar schon Primaner! Auf Secunda hätt' ich gerathen. Nun, desto besser; viel Glück, armer Teufel! — Dieser Gruß beseeligte unsern Frix und Thränen füllten ihm die Augen, da er bedachte, wie richtig sein erster Blick des stolzen Freiherrn Gutmüthigkeit beurtheilt habe, während die schüchterne Mutter Besorgnis vor höhnischer Zurücksetzung gehegt. Wahrscheinlich um den Neuling von vornherein in der Achtung der ganzen Classe festzustellen, ließ ihn der brummige Rector ein schwieriges Capitel exponieren, welches es wenige Tage zuvor



seinen besten Schülern zur Präparation anempfohlen. Frik ging muthig daran und machte mehrere derbe Schnitzer; weil jedoch aus der Art seiner Übertragung deutlich hervorgieng, daß er gerade diesen Autor noch niemals vor Augen gehabt, und daß er sozusagen auf einem ihm völlig fremden Boden pflügte, erregte seine Behandlung der bedenklichen Aufgabe allgemeines Aufsehen.

Was meinen die Herren Commilitonen: Welchen Platz soll dieser als angehender Ultimus für die Prima erhalten?

„Den ersten, rief Baron Theodor feurig; er verdient es, Primus der Prima zu sein.“

„Concedo! sprach der Rector. Daran erkenn' ich meinen hochgesinnten Freiherrn!“

Frik verbarg das erröthende Antlitz und die hervorbrechenden Thränen hinter zitternden Händen. Er gedachte des verstorbenen Vaters mit dankbarer Nührung. Ach, und wie er der vereinsamten Mutter gedachte! . . . .

Doch dank der Jugendkraft, die bei freudigen Anlässen sich bald wieder meldet, den Druck schmerzlicher Gefühle abschüttelnd, erhob er sich im Laufe des Vormittagsunterrichtes zum unverkümmerten Genusse solch überraschender Auszeichnung. Daß er dieses Selbstbewußtsein innerhalb der Classe nicht zur Schau tragen dürfe, sagten ihm angeborene Bescheidenheit sowie anerzogene Demuth vernehmlich genug und ihren Warnungen angemessen benahm er sich beim Auseinandergehen der jungen Genossen, denen er seinen von tiefster Beschämung erfüllten Dank aussprach, was allgemein günstig aufgenommen wurde.

Nachdem er sich aber von jenen getrennt und den Weg zur jetzigen Heimat, von der Hauptgasse abbiegend eingeschlagen hatte, da schwoh ihm das Herz mächtig auf. Ohne anzupochen stürmte er ins Gemach der ehrsamten Frau Dorothea Blasius, die mit Beihilfe Susannens den Mittagstisch zum Empfange des „Herrn“ bereit machte, vergaß gebürend zu grüßen, behielt sogar die Mütze auf dem Kopfe und rief überlaut: „Frau Ruhme, ich bin Primus geworden!“

„Berrückt bist Du wohl geworden, Frik, daß Du hier hereinbrichst wie Landdragoner? Was bist Du geworden?“

„Primus“, wiederholte Susanne; „das ist was Großes, Mutter! Nun müssen wir erschrecklichen Respect haben vor dem Better. Der ist jetzt der Erste im Gymnasium nach dem Herrn Rector und anderen Lehrern.“

„Lass' Dir nichts weis machen, Mädels! Der? Der Erste? Wohl gar auch über die jungen Grafen und über den Baron Willersheim und über des Herrn Superintendenten seinen Julius? Das wär so Einer danach, der, in seinem abgetragenen Gottfried?“

„Ja, Better, das ist richtig; in dem Aufzuge darfst Du nicht bleiben; der ist gar zu abgeschabt, Rock wie Beinkleider. Und der Schnitt! Den hat wohl Deine arme Mutter zusammengefädelt? Du siehst ja erbärmlich aus. So, wie Du jetzt herumläufst, laß' ich mich nicht von Dir begleiten auf einem Sonntagspaziergange. Sie lachen uns ja aus.“

„Wenn ich nun nichts Besseres habe, Eusannchen?“

„Rede nicht so weinerlich, Frig. Dafür gibt's Rath: Wir müssen den Vater in Anspruch nehmen. Nicht Mutter? Da hängt noch vielerlei nutzbar Gewand im großen Nussbaumschrank? Und der Schneider bei dem die vornehmen Schüler arbeiten lassen, wird ihren Primus schon herstellen, daß sie und wir Ehre mit ihm einlegen!“

Die Mutter wollte widersprechen: Damit dürfte sie dem Vater nicht kommen; in solchen Sachen wäre er sehr genau, und verstünde keinen Spaß, wenn's an die alten Bratenröcke gieng. . . . Aber ehe noch der kleine Familienstreit um sich greifen konnte, stand der Bäckermeister in Person vor ihnen:

„Eusanne, fix noch Bedecke auflegen, der Better speiset mit uns. Eine Flasche Oberungar heraufholen, vom obersten Fache links neben der Kellerthüre. Weiß alles. Der krummbeinige Morchel hat mir's erzählt. Die Secunda in Alarm, das ganze Gymnasium! Frig ist zum Primus in Prima ernannt. Bringt seinem wohlseligen Vater Nachruhm, und meiner verstorbenen Schwester ebenfalls; wird eine Stütze seiner verlassenen Mutter; eine Zierde für unser Haus. Wir wollen ein Glas leeren auf meines Primaners Wohl, auf das Wohl des Primus in Prima! Ich hab' auch dem kleinen Morchel gesagt, er soll morgigen Donnerstags-Freitisch heute abfressen, weil's ein gutes Tröpflein zu trinken setz und außerdem Mittwochs Nachmittags die Schule geschlossen bleibt. Du kannst gleich mehrere Flaschen bringen, Eusanne, daß es nicht erst unnützes Gelaufe gibt. Ich bin ordentlich auf dem Zeuge! Merkt' es zwar gestern beim Examen und las es aus Rectors Mienen, daß in dem Jungen mehr steckt wie in den gewöhnlichen Predigersöhnen vom Dorfe . . . daß er sich aber dermaßen herausbeißten würde. . . . da trifft unser altes Sprichwort rechtschaffen zu: Pfarrersöhne und Müllervieh, wenn's gut geräth, ist's gutes Vieh.“

„Mokjeh“ Morchel stellte sich ein; Eusanne stellte die Flaschen auf den Tisch. Blasius schenkte lustig die Gläser voll, den andern wie sich; trank auch lustig aus. Kein Wunder, daß des Vaters Heiterkeit der ebenfalls heiter werdenden Tochter Muth einflößte. Sie rückte behutjam mit ihren Garderobe-Plänen hervor.

„Frig muß einen neuen Menschen anziehen“, sprach sie, nachdem sie einen herzhaften Schluck gethan; „in den Kleidern, die ihm seine gute

arme Mutter zusammengestoppelt hat, dürfen wir ihn nicht herumlaufen lassen. Du mußt schon mit einigen Kleidungsstücken herausrücken, die ihm leicht zurecht gemacht werden können. Bedenke nur, Vater, was für junge Herren in der Prima sitzen: Des Superintendenten sein Julius, der Theodor vom Baron Pillersheim, die Grafen Gustav und Heinrich, der stolzen Excellenzwitwe ihre Söhne; und wie die einhergehen!! Die dürfen doch nicht ihren Primus auslachen? Es heißt ja: Kleider machen Leute!"

"Du hast gut reden, Jungfer Blappermaul. Soll ich vielleicht meinen Bratenrock hergeben?"

"Den gerade nicht. Aber es hängen Gewänder im großen Schrank, die Du selten oder nie gebrauchst, und die sich prächtig werden aufstücken und herrichten lassen. Hilf mir bitten, Mutter! Sowie wir abgegessen haben, wollen wir miteinander hinaufgehen und Stück für Stück vornehmen. Ihr sollt sehen, es wird sich allerlei aufstöbern lassen."

Wäre Vater Blasius noch am dritten Glase seines mit Recht gepriesenen Oberungars gewesen, vielleicht hätte Susanne eine recht kräftige Abweisung hinnehmen müssen. Doch es fügte sich so günstig, daß der ehrliche Bäckermeister sein gar nicht schwächtiges Becherlein so eben zum fünftenmale gefüllt hatte, und er begnügte sich mit der Äußerung: „Du, über meinen Kleiderschrank hergehen? Na, da will ich auch dabei sein!"

"Sollst Du auch, lieber Vater; so gewiß Du dereinst die alten Schneiderrechnungen bezahlt hast; nichts ohne Deine Zustimmung!"

"Sehr gütig, Mamsell Tochter. Die alten Rechnungen, ja die sind bezahlt, bei Heller und Pfennig, Gott sei Dank, der bürgerliche Bäckermeister und Hausbesitzer Blasius bleibt nichts schuldig. Aber wer bezahlt dem Schneider die neue Rechnung? Denn für einen schönen Dank von Jungfer Susanne wird er die Umänderungen nicht ausführen; so was macht Mühe!"

"Die bezahlt Deine Tochter Susanne aus ihrer Sparbüchse. Better Frik soll nicht wie ein armer Teufel neben ihr daherschreiten, wenn er sie am krummen Arme spazieren führt; er soll Staat machen mit Deinen aufgebügeltten Kleidern, und sie will Staat machen mit ihrem Primus."

"Das läßt sich hören. Übrigens ist Frik mein Better; zu Dir ist er ein Oheim!"

"Eine Respectsperson? Desto besser; eine solche muß doch schon durch ihr äußerliches Erscheinen Respect einflößen."

"Lass' Dir nichts aufbinden, Frik, von dem übermüthigen Mädcl; die hat vor nichts Respect; nicht einmal vor ihrem Vater!"

"Lass' Dir nichts aufbinden, Frik; der Vater hat schon verstanden und versteht noch, sich in Respect zu setzen. Nicht wahr Mutter?"

„Wär' noch schöner, wenn 's anders wär'! Doch das gilt immer nur für äußerste Fälle, wenn sie 's zu toll treibt. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge macht die Kröte was sie will und setzt Alles durch. Wie denn so einzelne Töchter ganz eigene Kinder werden. Nicht wahr, Morchelchen, Sie haben mitunter die Augen weit aufgesperret vor Erstaunen . . ? Nicht doch, der Bissen darf Ihnen deshalb nicht im Munde stecken bleiben, Sie können ja nichts dafür. Meine Schuld allein; des schwachen Vaters Schuld. Sie sollen auch heute Zeuge werden von seiner Nachgiebigkeit; sollen mit ansehen, wie er sich ausplündern läßt, als hätten wir die Croaten und Kosaken wieder im Ländel, die unseren Vorfahren dereinst die Taschen vom Leibe zogen. Vielleicht fällt auch für Sie etwas dabei ab? Sie können 's brauchen.“

Der arme kleine Morchel warf einen schüchternen Blick auf seines magern Leibes dünne Hüllen und lispelte: „Ach ja!“

„Nun geschwind die paar Reigen ausgeleert und vorwärts!“

Eusanne nahm sich der Sache sehr energisch an; sie griff mit beiden Händen in den geräumigen Kleiderschrank und riß Stück für Stück, ohne Rücksicht auf die mitunter morschen Anhängsel von den hölzernen Nägeln herab, so daß in wenig Minuten das ganze Zimmer einem unaufgeräumten Trödlerladen glich.

„Das hät' ich doch wirklich nicht gedacht, daß sich soviel Plunder ansammeln könnte im Verlaufe von zwanzig Jahren. Du hast 's wieder einmal getroffen, Eusanne. Platz machen! Fort mit dem Mottenfrage! . . . Aber die besten Stoffe darfst Du auch nicht aussondern.“

„Die schlechtesten doch auch nicht, Vater. Unser Primaner soll nach was aussehen. Laß' mir freie Hand; Morchelchen wird auch nicht leer ausgehen, und Du wirst nichts entbehren, was Dich gut kleidet.“

So hat es sich zugetragen, daß unser Friß Friedlein, dank dem Eifer des durch Eusanne unablässig angetriebenen Schneiders, binnen kürzester Frist „einen neuen Menschen angezogen zu haben schien“, wie es im gewöhnlichen Sprachgebrauche, tieferem Sinne dieses Ausdrucks gar sehr zuwider, genannt wird. Leider findet das trübselige, des Menschen höhere Würde verletzende Sprichwort: „Kleider machen Leute“ immer und überall Anwendung. Es fand sie auch im Gymnasium, dessen Stolz unser bescheidener Held nun umso leichter wurde, weil sich keiner der „jungen Herren“ fürder weigern durfte, ihm den Arm zu reichen, ihm, vor dessen vertraulicher Kameradschaft sie anfänglich einige Scheu gehabt, weil er, wie jene meinten, doch „verflucht schäbig“ ausgesehen. Nun brauchten sie sich seines Umganges auch vor den Schöningern nicht mehr zu schämen, was ihnen doppelt erwünscht schien, da sie seine Bei- und Muthilfe für besonders schwierige Schulaufgaben in Anspruch

zu nehmen gedachten, vor allen der lebendige Modespiegel Theodor von Billersheim, dem viel daran gelegen schien, so rasch wie möglich auf Universitäten zu gelangen, um bei Eröffnung seiner Laufbahn im Staatsdienste den fördernden Einfluss des alternden Vaters noch in Anspruch nehmen und benützen zu können. Des jungen Mannes Eitelkeit, wie sehr sie immer auf Außerlichkeiten gerichtet sein mochte, gieng doch tief genug nach innen, um seinen regen Fleiß anzuspornen. Welchen Vorschub ihm dabei der neue Schulgenosse leisten könne, davon überzeugte er sich bald. Und so geschah es denn, daß Theodor und Friß für Busenfreunde galten, bevor letzterer noch andere vertrauliche Bündnisse geschlossen. Beide fühlten sich zu einander hingezogen, vielleicht umsomehr, je verschiedenartigere Naturen sie gewesen sein mögen; Theodor zeigte nicht minder aufrichtige Hochachtung für des Dörfners Übergewicht im ernsten Streben und Wissen, als dieser hinwiederum seinerseits für des gefellig ausgebildeten, feinsten Formen sicheren Weltjünglings Gebaren. Daß bei solch „wechselseitigem Unterricht“ Friß weniger profitierte als Theodor, ist leicht begreiflich. Denn während der eine positiv lernte, begriff der andere gleich von vornherein, daß er sich lächerlich machen würde, wenn er versuchen wollte, jenen als nachahmenswertes Vorbild zu betrachten. Davon überzeugte ihn täglich der Umgang mit seiner redlichen, jeglicher Bierlichkeit baren Bäckerfamilie, in welcher es höchst spießbürgerlich hergieng, und wo seine bisweilen unwillkürlich hervortretenden Versuche, sich „elegant“ zu benehmen, ganz treuherzig bespöttelt wurden, wobei Mühmchen Susanne nicht zurückblieb, trotz (vielleicht auch wegen) ihrer Vorliebe für Better Friß. Sie machte in jeder Weise die um zwei Jahre ältere, dem häuslichen Leben schon vertrautere Tochter des Hauses geltend, welche dem armen Schüler „bemutternde“ Protection gönnt, dabei aber durchaus nicht verheimlicht, daß sie ihm recht gern gestatten wollte, sich ein Bißchen in sie zu verlieben; wie es ja vor ihm schon verschiedene „Primaner“ gethan, ohne daß diese Kindereien weiter beachtet worden wären. Vater Blasius hielt die „dummen Jungen“ für ungefährlich. Dazu mag er berechtigt gewesen sein, solange sich die muntern Burschen mit verbindlichen Grüßen und vielsagenden Blicken auf die Jungfrau am Fenster des Bäcker-Lides begnügten. Bedenklicher könnte das Beisammengewohnen geworden sein, wenn Friß nicht gewesen wäre, was er eben war: ein unter väterlich-strenger Autorität, unter mütterlich-liebevoller, doch sorgsamer Führung, in frommer Zucht aufgewachsener, schüchtern zurückhaltender Sohn des Dorfes. Die Koketterien der Bäckerstochter gehörten eben nicht zu den „feinern“ Backwaren des Geschäftes, und sie schreckten den schüchternen Jüngling eher zurück, als daß sie ihn ermuntert hätten. Von sentimentaler Seite Angriffe auf sein Herz und Gefühl zu versuchen, lag durchaus nicht in Susannens derbem Wesen. Und das ist offenbar ein

Glück gewesen für beide Theile. Oder vielleicht auch ein Unglück? Wie wir's nehmen wollen. Wenigstens für unsern ehrlichen Fritz, den eine kleine, meinetwegen sträfliche Liebeleie mit der sehr irdischen Ruhme bewahrt haben dürfte vor den Gefahren idealer verhimmelnder Liebe, welche ihm erwachsen . . . nun wir werden ja sehen. Zunächst erwähnen wir nur die Familien der Stadt, mit denen er in Berührung kam. Da steht obenan diejenige des Herrn Postmeisters, des ehemaligen Majors von Büdenau. Dieser brave Herr bekümmerte sich allerdings wenig oder gar nicht um Wissenschaften, weder im allgemeinen noch im besonderen um sogenannte „schöne“; jedoch seine Frau Gemahlin, ein Residenzkind, deren Herkunft und Atecedentien wohl nicht ohne Einfluß auf seine Anstellung im Civil geblieben sein mochten, hatte so einen Nachklang von Ewald Kleist'schem Frühling und Rammler'schen Oden in die kleinere Stadt mitgebracht und fand es zweckmäßig, ihrem einzigen Kinde, der kindlich wie lieblich heranwachsenden Ida, einen gewissen „Schliff“ (wie sie das Ding betitelte) beizubringen. Zu diesem Zwecke hatte sie sich den Freund des jungen Baron Willersheim ausersehen, welchen ihr letzterer als bescheidenen schüchternen Jüngling und gewissenhaften Instructor, als welchen er ihn selbst erprobt, gar nicht genug empfehlen konnte. Eine unpassendere Wahl wäre nicht zu treffen gewesen. Denn vor allem, was einem hübschen jungen Mädchen zu lernen wünschenswert und förderlich erscheint, wußte und verstand des verstorbenen Landpredigers classisch eingeschulter Bögling geradehin gar nichts. Theodor, als dankbarer Schulkollege hatte diesen Umstand nicht erwogen, aus reinem Eifer, dem armen Kameraden eine für die Verhältnisse bedeutende Einnahme zu verschaffen. Fritz wollte gern das möglichste thun, versuchte sogar Klopffstocks Messias als Grundlage der beginnenden Humanitätsstudien aufzustellen, erreichte jedoch keinen Erfolg mit dieser Bemühung und wurde von der muntern anmuthigen Schülerin bedenklichen Fragen und Zweifeln mitunter in große Verlegenheiten gebracht, so daß er selbst zu zweifeln anfieng an sich und am berühmten Epos; so daß er sich bald genöthigt sah, andere, weltlichere Wege einzuschlagen, auf denen die zwölfjährige Ida heiteren Sinnes neben ihm herwandelte, wobei schwierig geworden wäre, wer von beiden eigentlich die Führung übernommen. Das waren die ersten Töne des uralten Liedes vom jungen Lehrer und dessen jüngerer Schülerin. Ein lustig anhebendes Liedlein, aus welchem schon unzählbare Klagelieder entstanden sind.

Die zweite Familie, deren wir gedenken müssen, bildet zu jener ersterwähnten einen schroffen Gegensatz. Dem Fleischermeister Mandörfer hat der Rector des Gymnasiums „den jüngsten und zugleich reichsten seiner Primaner“ anempfohlen, damit selbiger zwei ungeschlachten Jungen, Peter und Paul, die in unteren Classen zurückbleiben, womöglich

in eine höhere verhelfen möge; denn, meinte der skeptische Schulmann, wenn der die Bengel nicht vorwärts bringt, dann bleibt Ihnen nichts übrig, als beide, den Paul wie den Peter beim väterlichen Handwerk zu belassen; Ochsen schlagen und Schweine stechen, darauf mag ihre Wissenschaft sich dann beschränken.

„Wär' mir nicht angenehm“, hatte Randörfer mürrisch erwidert; wollte höher mit ihnen hinaus. Versucht werden muß es halt doch. Schlägt's nicht gut aus, dann um so schlimmer für die Jungen. Übrigens ist die Fleischhauerei auch nicht zu verachten, wenn der Vater ein wohlhabender Mann war und seine Erben sich nur so in die Wirtschaft hineinsetzen dürfen. „Um den Peter . . . mag's immer sein; auf den hab' ich selber keinen rechten Fidu; aber mein Paul, mein Paul! der Junge hat Kopf, Herr Rector.“

„Kommt darauf an, was etwa darin steckt, Meister Randörfer; Friedlein wird's schon zu Tage bringen!“ Und nun war's festgemacht: Unser junger Freund bewegte sich zwischen den höchst verschiedenen Persönlichkeiten in des Fleischers Randörfer und des Major von Büdenau Umgebungen, welche nur darin einige Ähnlichkeiten hatten, daß die Häupter beider Familien sich durch heftige Grobheit auszeichneten, was übrigens keinem Bewohner Schöningens befremdend erschien. Vom wohlhabenden Schlächter war's an und für sich begreiflich; von einem Postmeister, resp. Posthalter jener Zeit verstand es sich von selbst und gehörte zum Amte. Theodor vermittelte hier, die Blasius'schen vermittelten dort, glichen aus wo sie wußten und konnten, Fritz Friedlein fühlte sich glücklich, manchmal ein Geldstück für die Mutter aufsparen zu können, und meinte den Himmel schon auf Erden gefunden zu haben, weil er mit Freuden fleißig, weil ihm angestrengte Arbeit eine Wonne war, weil sein „Baron“ ihn kameradschaftlich behandelte, und weil ihn Ida's jungfräuliche Kindlichkeiten für nicht abzuleugnende Geduldproben bei den Herren Gebrüder Peter und Paul entschädigte. —

So weit erzählt uns der Dichter von Fritz Friedlein, über dessen fernere Lebensschicksale wir wohl beruhigt sein dürfen.

## Irrlicht.

Eine alltägliche Geschichte von Faber Binter.

**S**ie waren Nachbarstinder. Das Mädel lief Sonntag wie Werktag in ein und demselben Perströckchen, mit ungeordnetem oder nur nachlässig in ein Bündel zusammengeknüpftem Haar und nackten Füßen einher, während der Bub es gewohnt war, ungewaschen und ohne Kopfbedeckung zur Schule zu gehen, die Hose zerrissen, die Toppe schlecht

geflücht, wobei es ihm noch außerordentlich wohl gefiel, wenn die Leute sein durch Sonnenschein und Regen gelblich gebleichtes Gestrüpp auf dem Kopfe eine Strohbürste nannten.

Es schien, als ob ein gemeinsames Gefühl der elterlichen Vernachlässigung die Kinder aneinandergekettet hätte — sie waren beinahe unzertrennlich; so lange, bis die Berufsfrage eintrat und der Gruber Schorsch in eine Schreinerwerkstatt und die Birkner Pepi zu einer Näherin geschickt wurde.

Dann waren es die Sonn- und Feiertage, die die Freundschaft zusammenhielten.

Jugendblüte reift schnell, wie Frühlingstrieb. Des Burschen Oberlippe umsäumte federweicher Schatten und des Mädchens jungfräulicher Busen begann sich zu wölben.

Eines Tages sagten die Nachbarnleute, daß der Gruber Schorsch und die Birkner Pepi ein Verhältnis miteinander hätten.

Um dieselbe Zeit — es war Zufall — verzogen die Eltern des Mädchens (der Vater war Polier) in ein entlegeneres Stadtviertel. Und da zeigte sich, wie böse die Menschen sind, die bei allem gleich das Schlechteste denken und üble Nachreden führen, ohne für ihr Gesagte einen Beweis zu haben, denn nun sah man den Schorsch und die Pepi nie wieder beisammen.

Ungefähr ein Jahr verfloss, da geschah es, daß der junge Mensch vor dem Mädchen erschrak, als er es eines Sonntags auf der Wachparade zum erstenmale wieder erblickte.

Wie war sie hübsch geworden! Gewelltes Haar trug sie, das in reichen Lösschen die Stirn umrahmte, und das in noch reicherer Fülle nach rückwärts geworfen, von Steckkämmen aus feinem Schildplat zu einem üppigen Knoten zusammengehalten war. Ganz klein und neckisch lugten die Ohrläppchen aus der Haarflut hervor, geschmückt mit zierlichen Boutons. Und durch den feingewebten Mulleinsatz einer hellgeblumten Cretonblouse schimmerte die pralle Haut von Arm und Nacken in frischem, rosigem Tone.

Schorsch hatte sich von seiner Bestürzung noch nicht erholt, da sah er, wie ein elegant gekleideter Herr das Mädchen fest in's Auge faßte und ihr, als die Blicke der beiden sich begegneten, schnell einen Gruß zuwarf.

Daran wäre ja an sich nichts Auffallendes gewesen. Allein, daß Pepis Gesicht blutroth sich färbte, als sie mit zutraulichem Kopfnicken den Gruß erwiderte, das fiel auf. Am meisten dem Schorsch, der in die Drohung ausbrach:

„Laß Dich fein net nochmal erwischen mit dem, sonst erlebst was, Pepi!“ Worauf die Pepi antwortete: „Kann ich dafür, wenn mich



einer grüßt; und 's Danken is Schuldigkeit!" Ein Achselzucken des Schorsch: „Ich sag nix weiter!"

Und ohne noch ein Wort zu verlieren, begleitete der Bursche die Pepi nach Hause. Als sie auseinandergingen, rief er ihr noch nach: „Übermorgen ist eh Feiertag, um zwei Uhr hol ich Dich ab!"

Und sie antwortete „ja". —

Seltzam! Als nun das Mädchen allein war, fieng sie an, darüber nachzudenken, was es denn heute mit dem Gruber Schorsch gewesen sei. Er that ja gerade, als ob er ein Recht auf sie hätte! Wie er sie zur Rede stellte, wegen des fremden Herrn! Was der sich nur einbildet! Ich bin doch nicht seine Bekanntschaft! Einen Bauschreinergefallen! Das gienge mir g'rad ab! Ich mag ihn ja ganz gern, weil er mein Spielfkamerad war, aber sonst — —! Am Sonntag geh' ich schon um Eins von daheim fort, und wenn er um zwei Uhr kommt und mich nimmer antrifft, dann wird er's schon merken.

Und am Sonntag trat die Pepi wirklich schon um ein Uhr unter die Hausthüre — ganz zum Fortgehen bereit.

Doch gieng sie nicht.

Sie raisonnierte fortgesetzt still in sich hinein über den Schorsch, der gerade thue, als ob es eine ganz selbstverständliche Sache wäre, daß sie sich von ihm ausführen lasse.

Schon deshalb werde sie allein gehen.

Überhaupt, daß sie heute Vormittags nicht zur Parade kommen konnte — nur des Gruber Schorsch's wegen — gleichwohl sie dem Baron ihr Erscheinen ganz gewiß versprochen hatte, das erweckte in ihr geradezu einen Groll gegen den Schreinergefallen.

So viel Unwilliges kam ihr in den Sinn, daß sie eine Stunde lang unter der Thüre stand, immer im Begriffe fortzugehen, ehe der Bursche zum Abholen kam.

Es schlug zwei Uhr.

Mit dem Glockenschlage stand der Gruber Schorsch vor der Pepi und lüpfte den Hut. „Hab schon gemeint —"

„Was?"

„Na ja, weil 's Wetter so schön is —"

„Schön Wetter?"

„Schau nur — mir ist ganz warm —"

„Jesses, was rennst denn nachher so!"

„Kaja halt! — Gehn wir!"

„Wohin?"

„In d' Fasanerie!"

Und sie giengen. Zuerst an einem großen Friedhose vorbei, dann ein Stück der staubigen Landstraße hin, dann seldeinwärts, dann dem Walde zu.

Dort wollte der Schorsch seinen Arm um des Mädchens Taille legen. Unwillig widerstrebte sie.

Das verletzte ihn schier.

Zu der Gartenwirtschaft „zur Fasanerie“ fanden sie einen leeren Tisch. Und da hub der Bauschreinergehilfe an, so gut er es vermochte, seine Gedanken in Worte zu ordnen, die wie Pläne für eine gemeinsame Zukunft klangen. Dafs Idee und Folgerungen nicht in allen Dingen übereinstimmten, was that's? Schorsch hatte sein Herz ausgeschüttet. Für ihn gab's auf der weiten Welt nur ein Glück: Dafs, zeitlebens sich für die Birkner Pepi rackern zu dürfen.

Auf dem Heimweg fühlte er nochmals nach ihrer Hand, und nochmals versuchte er, sie zärtlich zu stimmen.

Nicht widerspenstig, aber auch nicht willfährig war die Pepi. Und so schön war die Natur, wie er sie noch nie gesehen. Grün, Blau, Roth, Gold, alle Farben der Weltpracht erschienen vor seinem Auge.

Und als es dämmerte und die heilige Stille des Abends sich ausbreitete, da war dem Gruber Schorsch zu Muth, als ob die ganze Erdenrunde nur zwei Menschen trüge: ihn und die Birkner Pepi.

Beim Abschied von dem Mädchen meinte er, ein Kuß müsse sein Hoffen besiegeln. Sie aber wehrte ab — „ein andermal vielleicht — gute Nacht, Schorsch!“

„Gute Nacht, Pepi!“ — —

Pepis Eltern sind Arbeitsleute, die brennen im Sommer kein Licht; sie legen sich zu Bette, wenn es dunkelt.

Seit einiger Zeit trug das Mädchen beständig ein abgebranntes Stückchen Kerze in der Tasche. Das war seit letztem Carneval, wo sie zum erstenmale die Redoute besuchte. Dort hatte sie ja den Baron kennen gelernt. Das schwache Licht genügte, um den kleinen Raum zu erhellen, der Pepis Schlafstätte war. Ein dreibeiniges Eßtischchen, ein Stuhl, ein hölzerner Koffer, an den blaugetünchten Wänden einige lange Drahtstifte, an denen Werktagkleider hiengen, und ein mageres Bett. Sie wollte an diesem vorüber, da nahm sie wahr, daß ein Packetchen darauf lag; daneben ein von der Mutter geschriebener Zettel mit den Worten: Hat ein Packträger gebracht“.

Mit hastiger Hand ward die Sendung geöffnet. Ein Buch. „Heine“ stand in Silberdruck auf dem blaugepressten Einband. Ein Rosaschnürchen zog sich durch die Blätter. Pepi schlug sie auf und las:

„Verangedämmeret kam der Abend,  
Wilder löste die Flut,  
Und ich saß am Strand und schaute zu  
Dem weißen Tanz der Wellen,  
Und sehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh  
Nach Dir, Du holdes Bild,

Das überall mich umschwebt,  
 Das überall mich ruft,  
 Überall, überall  
 Im Saufen des Windes, im Brausen des Meeres  
 Und im Saufen der eigenen Brust."

Sie ließ das Buch sinken. Nur unvollkommen regte sich in ihr die Vorstellung jener idealen Welt. Aber eines empfand sie deutlich: daß aus den leidenschaftlichen Worten des Gedichtes Alfred zu ihr spreche. Gewiss, dieses Mannes Liebe ist keine gewöhnliche, wie die des Schorsch. Wie weiß er zu reden, wenn er ihr sagt, daß er sie so sehr lieb habe, daß ihn ihre Tugend freue, und daß er sie gerade dieser wegen so verehere. Wie unbeholfen, plump und nichts sagend erschienen ihr dagegen die einfachen Liebesbetheuerungen des Schreinergefellens. Und wie freute es sie, daß Alfred zugleich bestrebt war, mittelst Bücher und guter Rathschläge ihr ein Lehrer zu sein. Er ganz allein wolle ihre Geistes- und Herzenserziehung leiten, sagte er, und immer, immer wolle er ihr treuer Freund und Beschützer sein. „Und man darf doch einen Freund haben“, redete sie sich zu, „Das ist doch nichts Unrechtes. Und eine Stunde vor aller Augen lustig sein, das darf man auch. Es ist doch sehr schön von Alfred, daß er sich nicht schämt, mit meinezgleichen zu verkehren — nicht etwa heimlich — nein, neulich war sogar seine Cousine bei ihm, als er mir auf der Straße begegnete und mich anredete — freilich, seine Cousine war es — da kennt man's doch gleich, daß er nicht aus Schlechtigkeit mit mir geht, sondern nur weil er mich gern hat. Na also! —“

Dieses selbstconstruierte Bild der Entschuldigung schien dem Mädchen hinreichend für den Entschluß, einer dem Buche beigegebenen Einladung zu einem gemeinsamen Abendessen in nächster Woche nachzukommen. „Eine kleine Suite“ schrieb der Baron „unter Kameraden und Freundinnen im chambre separé oder sonst einem stillen Winkelchen des Restaurants — selbstredend durchaus anständig — auf Ehrenwort —“

Das ungeschickte Ding! Es war nun gar etwas wie Eitelkeit, die ihr Herz gefangen nahm. Dabei fieng sie an, vornehm zu reden, ja, sie machte sogar den Versuch, bon jour, Monsieur und bon soir, Monsieur zu sagen.

Und es kam der Tag, an dem sie mit dem Baron in das durch seltsamen Dämmerchein erleuchtete Local des Weinhauses trat.

Da war es ihr doch recht eigen zu Muth. Wie ein Angstgefühl durchzog es ihren Körper und sie meinte, sie müsse sich rasch umwenden, um einer Gefahr zu entfliehen. Lachende Stimmen, die an ihr Ohr schlugen, gaben ihr sofort den Muth zurück.

„Meine Herrschaften“, rief der Baron mit einer Handbewegung auf Pepi, „dem neuen Gaste Euere Reverenz!“

Mit einer gewissen Förmlichkeit erhoben sich die Anwesenden, lächelten etwas eigenthümlich und nannten unter einer leichten Kopfbeugung ihre Namen: von Trüber, von Röckeritz, Freier von Stangewitz, Baron Hejer.

Auch die Damen stellten sich selbst vor. Ach, diese noblen Namen: Elsa, Nelly, Emmy, Frixi. Pepi schämte sich des ihrigen. Das sind gewiß recht feine Damen. Übrigens klang Pepis Name nun auch ganz anders, denn Alfred nannte sie: „Schossi“.

Man rückte die Stühle. Schüchtern nahm Schossi platz, der Baron dicht neben ihr. Schossi brauchte nur zu wünschen. Alles erschien. Und diese Speisen! Leider ausländische. Sie konnte die Namen nicht aussprechen. Alfred half ihr dabei. Mit besonderem Respect blickte Schossi auf die anderen Damen, die wie zu Hause waren, in nichts irgendwelche Verlegenheit verriethen, während des Essens und Trinkens plauderten und lachten und Schossi mehrmals aufforderten, da sie doch hier unter Freunden seien, sich frei gehen zu lassen.

Nach dem Essen setzte sich einer der Herren ans Clavier und Fräulein Frixi sang einige fremdländische Lieder. Dabei machte dieselbe oft sehr nachdrückliche, den Inhalt des Textes andeutende Bewegungen, worüber die Herren große Freude empfanden und in zügelloses Gelächter ausbrachen. Plötzlich glaubte Schossi im Spiegel flüchtig wahrzunehmen, wie Hauptmann Trüber Fräulein Ella rasch an sich zog. Gleich darauf klang ein Laut an ihr Ohr, als ob Lippen leidenschaftlich aufeinanderplakten.

Als vorzüglicher Gesellschafter galt Lieutenant Stangewitz, der reizende Histröchen und pikante Anekdöthen nur so aus dem Ärmel schüttelte.

Nun mußte doch auch Schossi endlich aufstauen. Der Baron gab sich alle Mühe, sie heiter zu stimmen.

Seltzam! Wiße, worüber die Gesellschaft am meisten lachte, giengen an Schossi wirkungslos vorüber.

Noch fühlte sie sich nicht heimisch.

Der Kellner schleppte in Eiskübeln Sekt herbei.

Hei! wie das knallte! Wer dabei nicht lustig sein wollte?

„Aber ich bitte Sie, Schoschen, seien Sie doch vergnügt — dazu sind wir ja auf der Welt!“

Dass Schossi den Händedruck des Barons nicht abwehrte . . . ?

Hilflos, beinahe flehend, sah Schossi nach ihrem Freund. Sie war erstaunt. Und ihre angsterfüllten Züge sprachen deutlich die Frage aus: „Darf das sein?“

„Kind, das sind eben Menschen, die sich lieb haben“ beruhigte sie Alfred.

Und dieses Unbehagen dauerte an, solange man beisammen war.

Mit fieberheißem Kopfe kam die Birkner Pepi nach Hause. Sie hatte einen gequälten Schlaf und des Morgens erwarteten sie Vorwürfe von den Eltern. Sonderbar erschien es, daß sie dieselben hat, dem Schorsch von ihrem späten Heimkommen nichts zu sagen. Als ob es den etwas angienge?

Und im Geschäfte verfolgte sie unablässig das gestrige Bild.

Einige Monate verstrichen. Da trat der Schorsch vor Pepis Eltern hin und erklärte rund heraus, daß er das Mädchen heiraten wolle.

Die Eltern meinten, da müsse der Schorsch die Pepi fragen.

Die Pepi aber wurde kreidebleich und rannte, ohne ja oder nein zu sagen, davon.

Zur selben Zeit befand sich Baron Alfred in den Manövern. Seine Briefe kamen zu Pepi ins Geschäft.

Seit jenem Tage, da Schorsch seine Werbung anbrachte, hatte sie Alfred viel mit Fragen über ihre Zukunft bestürmt.

Was hatte sie derzeit gelitten! Und immer schrieb er: Du weißt ja, Mäuschen, wie ich Dich lieb habe, doch begreifst Du auch, daß es für mich augenblicklich schwer ist, Bindendes zu sagen — noch bin ich von äußeren Verhältnissen abhängig — doch was in meinen Kräften liegt, das soll geschehen —“.

Was in seinen Kräften liegt?! Darauf hatte sie so viel Hoffen gesetzt.

„Übermorgen“, so schrieb Alfred, „kehre ich in die Garnison zurück.“

Er kam. Aber er hatte beim Rückmarsch das Malheur, sich den Fuß zu verstauchen. Dienstunfähig rückte er ein.

Brieflich bat er Schossi, zu ihm zu kommen.

Sie sah nichts Arges darin, einen Kranken zu besuchen. Und wie dürstete ihr sehnsüchtig Herz nach der Freude des Wiedersehens.

Seit er fort war, hatte sich der Gedanke an ihn mit tausend Fäden an ihr Herz geklammert, sie fühlte sich kraftlos ohne seinen Schutz, zu kraftlos selbst, um den Gedanken an den abzuschütteln, der so arm und klein neben ihm stand, wie Schorsch es war.

Und endlich müsse sie es doch Alfred sagen, daß ein ehrsammer Arbeitsmann um ihre Hand anhalte, daß in ihrem Innern ein Zwiespalt entstanden sei, der sie zu Tode quäle. Sie wolle ihn fragen.

Doch nein! Die Unentschlossenheit ihrer Wahl zwischen ihm und einem gewöhnlichen Arbeiter müßte für Alfred eine Kränkung sein. Sie fühlte ja keine Liebe für jenen Menschen, aber für ihn, ihn, für Alfred waren alle Fibern ihres Herzens in Aufruhr. Alfred hatte ihr doch schon so viel Schönes gesagt, daß sie keinen Zweifel haben konnte, er sei ein edler Mensch und liebe sie von ganzem Herzen. Nur ihrerseits

hatte er in seinen letzten Briefen mehr Beweise von Liebe gefordert — bislang, so schrieb er, sei sein Glaube an ihre selbstlose Hingebung nur schwach. Aber was hätte sie denn thun sollen? War es denn nicht genug, daß Kopf und Herz ein Martyrium ausstanden, daß sie keinen anderen Gedanken mehr haben konnte als den an ihn, Tag und Nacht, von Minute zu Minute, ja, daß es ihr in einem gottverlassenen Augenblick durch den Sinn fuhr: Ihn oder den Tod! Ja, ja, den Tod! Aber rein, rein wollte sie hinübergehen!

Ach, das war es ja! Diese Liebe zur Reinheit, um derentwillen Alfred sie früher so sehr liebte, sie schien ihn nun mit einemmale unzufrieden zu machen. „Endlich“, so schrieb er, „will man auch die Stärke eines Charakters sehen, der sich der Liebe opfern könne. Ohne diesen müßte der Glaube des Mannes an die treue Hingebung des Weibes in nichts zusammenfallen.“

Diese letzten Worte schlugen alle ihre Träume zu Boden.

Als sie in sein Zimmer trat, saß der Baron in einem Amerikaner. Der Knöchel seines linken Fußes war leicht bandagiert. Auf dem Tische stand eine einkorkte Bouteille. Die Zimmerluft schien stark mit nerven-anregendem Ojon getränkt.

Alfred erhob sich rasch, ohne daß ihm das kranke Bein hinderlich gewesen wäre. Aber als er das arglose Geschöpf bei der Hand nahm und neben sich zum Essen einlud, schien er zu zittern.

Es herrschte Schweigen.

Für das Mädchen Augenblicke stummer Noth.

Man trank:

Espanischer war's.

Nun wußte Baron Alfred viel zu reden: Von Schönheiten der Welt, von guten Menschen, von Liebe und Treue.

„Trinke, Kind, trinke!“

Sie gehorchte.

Öfter, als er es sonst that, stieß Alfred auf das Wohl des eigenen Liebesglückes an.

Was lag näher, als daß Pepi den Mann beschwor, an ihre Liebe zu glauben, die namenlos wäre, die nie erlöschen würde, für die sie sterben könnte —

Worauf ein ungläubiges Lächeln des Geliebten. „Er hätte keinen Beweis für die Wahrheit ihrer Worte.“

Sie sprang empor.

Er zog sie zurück.

So sanft war seine Gewalt, daß sie dieselbe wie Wohlthat fühlte.

„Als ob ich ein Spitzbube wär“, suchte er lachend vorzubringen.

Groß, mit der ganzen Macht ihrer zweifelnden Seele schaute sie ihm in's Antlitz.

Ob er ehrlich ist?

Er wandte das Gesicht ab.

„Hörst Du Alfred?“

„Was?“

„Hast Du mich allein lieb?“

„Märrin!“

„Sage, sage, liebst Du mich allein?“

„Seh' ich denn aus, als —?“

„Nein nein, das nicht — aber —!“

„Was aber —?“

„Weil Du mir treu sein mußt!“

„Hahaha, jetzt wirst Du ernst —“

„Ich will Dich allein haben — immer!“

„Ich kann auch sterben, Liebchen —“

„Doch, wenn Du nicht stirbst?“

„Die Verhältnisse sind oft stärker als der Menschenwille —“

„Ja, ja, ja —!“ Sie stierte vor sich hin. Die Kehle rang nach Athem. Dann schnellte sie empor.

„Sage, Alfred —“

„Was?“

„Das Glück, wie lange wird es dauern?“

„Bis —“

„Die Wahrheit, Alfred —“

„Bis ans Ende, Schatz!“

„Oh, sprich klar!“

„Ich weiß — ich weiß —“

„Nichts weißt Du! Trinke Rind, trinke! Es lebe die Hoffnung! Es lebe die Liebe!“

„Siehst Du, Alfred, Du darfst mich umbringen auf der Stelle —!“

„Nur nicht tragisch —!“

„Ich bin nicht so! Aber — sag' mir — ist es denn nicht, daß einem die Sinne vergehen, wenn man jemanden so lieb hat!“

Schwer athmete sie. Ihr Arm hieng an seiner Schulter.

„So schwer ist mir, Alfred. Du mußt mir helfen, Du kannst sagen, ich bin zu schlecht für Dich, kannst mich fortjagen, kannst mich schlagen, Alfred —“

So flehend war ihre Bitte, daß die Arme vor dem geliebten Manne niedersank und seine Knie umfaßte.

„Und da hob er sie empor. Mit so viel Zärtlichkeit hob er sie zu sich auf, daß sein Athem glühend ihre Wange streifte.

„Lass mich, Alfred, lass mich —“

„Siehst Du denn nicht, wie ich Dich lieb hab'?“

Noch größer schaute sie ihn an. „Hast Du mich lieb, Alfred? Hast Du mich?“ —

Wie ein Schatten, scheu und gedemüthigt, mit gesenktem Kopfe schlich sie, als es dämmerte, an den Häusern hin.

Und als der Schorsch wiederkam, um zingend Pepis Antwort zu holen, da schien der Entschluß hiezu bereits in ihr gereift zu sein, denn sie sagte kurzweg „nein“. So bestimmt sagte sie es, daß der arme Mensch wie ein Kind zu weinen anfieng.

Was half es?

Nun gieng sie auch die Sonntage nicht mehr mit ihm fort. Aber zu ihren Eltern kam er umso öfter, wie um Trost zu suchen in seinem Leid.

Dabei war er zufrieden, wenn ihm das Mädchen den Gruß dankte.

Das währte einige Zeit.

Eines Abends sank Pepi zu Hause plötzlich ohnmächtig zusammen. Es war Zufall, daß gerade Schorsch anwesend war, der sie in seine Arme auffieng.

Ihre Hand umfaßte krampfhaft ein Zeitungsblatt, auf dem zu lesen stand:

Baron Alfred von Kniffing,  
Baronin Bertha von Kniffing,  
Vermählte.

Das war das Ende von Schossis Hoffnungen.

Ein schweres Nervenfieber warf sie auf Wochen danieder. Doch sie überwand die todt drohende Krankheit.

Und als sie die ersten Gehversuche machen konnte, da war es der Gruber Schorsch, auf den sie ihren Arm stützte.

Und wenn er ihr freundlich zuredete und sagte, daß alles wieder gut werden würde, und daß er jetzt, wo er sie so leiden sehe, sie noch viel lieber habe als früher, da schüttelte sie schwach und traurig den Kopf und sagte: „Nein, nein, ich bin zu schlecht für Dich, Schorsch —“

„Aber red' nit so —“

„Du weißt nit alles, Schorsch —“

Ich kann mir's denken, Pepi —“

„Nein, nein, es ist so schlimm, daß es nit auszudenken und nit zu tragen ist!“



Was Schorsch in diesem Augenblicke errieth und was er fühlte, wer möchte es schildern?

So wehe zog's durch seine Brust wie Sterbeläuten. „Ich hab's ja eh' gewußt, daß es so kommen wird!“ Das war seine Klage. Und doch schloß er das Mädchen fester an sich. Und doch wußte er ihr Trost zu sagen: „Ich bin ja nur ein einfacher Arbeiter — für unsereinen muß es auch so recht sein! Aber schau, Pepi, ich meine das Gute an Dir schon herauszufinden — Du kannst ja nichts dafür, daß die feinen Herren so schlecht sein können.“

Dicke Tropfen rannen über des Mädchens Wange.

Schorsch mochte merken, wie wehe er ihr mit Schelten thue — und er schwieg. Sein kräftiger Arm stützte ihren schwachen Leib.

Es war der alte Weg, den sie heute giengen. Zu ihrer Linken die Kreuze der Leichensteine über der Kirchhofmauer, mahnend an das Ende irdischer Leiden und an das Ende irdischen Glücks. Rechts drüben im Walde das erwachende Leben des jungen Frühlings.

Auf demselben Weg, wo Pepi den Schorsch vor einem Jahr herb zurückwies, als er bangen Herzens ihre Hand erfassen wollte, wiederholte er heute die Frage, ob sie ihn denn gar nicht ein kleinwenig gern haben könne.

Und Pepi wagte zu sagen: Sie könne nicht daran glauben, daß er das schlechte, von anderen weggeworfene Geschöpf noch aufheben wolle.

„Sei still! Wollt ich's nicht, wär' ich jetzt nicht bei Dir. Schau, Pepi, wenn's von unserm Herrgott nicht so bestimmt wär g'wesen, daß wir uns wiederfinden sollten, hätt' Dich der Baron g'wiss nit verlassen und Dir so arg viel weh thun können.“

Kräftig, wie es seine Art war, erfasste er des Mädchens Hand.

Dankbar schaute sie zu ihm auf.

Und er war glücklich, nun wirklich für die Birkner Pepi sich zeit-lebens radern zu dürfen.

## Das gelbe Pulver.

Eine merkwürdige Historie von Hans Malser.

**N**achdem der Mann jahrelang gelitten hatte, schrieb er an seinen Arzt. Seine Schrift ist kaum wieder zu erkennen, er schrieb unter Schmerzen und Qualen.

„Mein lieber Doctor!

Es ist nicht mehr zum Aushalten. In letzter Nacht nicht eine Minute geschlafen. Das Herz tobt oder will ganz stehen bleiben. Und

dieses schreckliche Bohren! Und dieser abscheuliche Ekel! Und diese Hinfälligkeit — hoffnungslos! — Ich bat Sie gestern kniefällig und ich bitte Sie heute um Gotteswillen, geben Sie mir was, daß ich einschlafen kann. Um mich gesund zu machen, haben Sie kein Mittel, es gibt keines, ich bin morsch durch und durch. Aber ein Mittel haben Sie, und viele Mittel, daß ich kann einschlafen für immer. Ich bitte Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, seien Sie barmherzig. Und wenn Sie das Gewissen nicht auf sich nehmen wollen, so vergessen Sie etwas bei mir, ein Fläschchen, ein Pulver, ich werd's nutzen auf meine Verantwortung. Das größte Gift habe ich ja längst in mir, das vergiftete Blut. Heilen Sie mich, Doctor, und lassen Sie mich einschlafen. Ich bin Herr meines Lebens und verfüge darüber, wen geht das was an? Ich will erlöst sein, und ich kann nicht aufhören zu bitten: Erbarmen, Erbarmen!"

So schrieb der Kranke an seinen Arzt. Als er versichert war, daß der Brief im Postkasten lag, athmete er schwer auf. Nun ist's entschieden. Aber was wird geschehen! Wird der Doctor schreiben: Also in Gottesnamen, wenn Sie die Verantwortung tragen, ich will Ihr Leiden enden. Oder wird er sagen: Das ist frevelhaft, was Sie verlangen. Sie müssen, was die Natur über Sie verhängt hat, tragen, wie es tausend andere thun, die nicht minder leiden als Sie. Ihr Verlangen kann nimmer erfüllt werden.

Alein, der Doctor schrieb nichts und sagte nichts. Er kam wie gewöhnlich zu seinem Kranken, sagte wie gewöhnlich seine beruhigenden Worte, daß sein Körper nur so verweicht, so widerstandslos, sein Geist so muthlos sei. Und gegen die rheumatischen, neuralgischen und andern Schmerzen verschrieb er die lindernden Mittel wie immer. Einmal, als er das von der Apotheke geholte Fläschchen mit der grünen Flüssigkeit in der Hand hielt, sagte er mit bedeutsamem Tone: „Ich denke, mein Lieber, das wird Ihnen gut thun. Des Abends, wenn die Schmerzen unerträglich werden sollten, nehmen Sie etwa fünf Tropfen zu sich, nicht weniger!“ — Der Kranke schaute ihm scharf in die Augen, diese zuckten kaum merklich. Im übrigen betrug sich der Arzt wie gewöhnlich und gieng gelassen davon.

Am Abend begann wie immer das grausame Bohren im Haupte, das Angstgefühl. Der Kranke starrte auf das grünliche Fläschchen, streckte seine Hand darnach aus, nahm es aber nicht. Er griff zu den andern Mitteln, die in Flaschen und Pulvern noch herumstanden und nahm sie nach Bericht zu sich. Aber die Qual stieg, er krümmte sich und ächzte und er langte nach dem Fläschchen. — Weniger, als fünf Tropfen nicht, hatte der Arzt gesagt. Der Kranke ließ einen einzigen Tropfen auf das Silberlöffelchen heraus, goß ihn auf die Zunge und

versuchte den Geschmack. Ölig und bitter, aber er bemerkte keine Wirkung. — Der Arzt hätte es wohl sagen müssen. Er nahm zwei, nahm drei Tropfen, er merkte an seinem Zustande keine Änderung, die Schmerzen tobten wie immer. — Also in des Himmels Namen! Er goß fünf Tropfen auf den Löffel und mit bebender Hand schüttete er sie in seine Gurgel. — Es änderte sich nichts. Die Schmerzen tobten und waren unerträglich. Anrirschend nahm er das Fläschchen und trank es aus. — Es geschah nichts, als daß der Kranke nach einer Weile ein wenig einschlief, daß in die Schmerzen sich beängstigende Träume mengten und daß er dann wieder erwachte in seiner dunklen qualvollen Einsamkeit. Es waren ja wohl nur gewöhnliche Kirschlorbeertropfen gewesen, mit einem Zehntelprocent Blausäure, und der Arzt erweist ihm nicht die Barmherzigkeit, um die er so innig gebeten.

Es vergiengen wieder die Tage, der Arzt kam und wechselte die Mittel und hatte manchmal ein wunderliches, geheimnisvolles Benehmen, das den Kranken beunruhigte. Am Ende besinnt er sich doch noch. Mit Hoffnung und mit — Mißtrauen nahm er jede neue Medicin, fade Tränklein, widerliche Pulver, bittere Pillen. Doch wenn die Qualen nicht gerade zu furchtbar waren, so nahm er am liebsten gar nichts. Er hatte sein Schreiben an den Arzt schon bereut. Diese Ungewißheit! Ob er nun eine Medicin nahm, oder eine Speise, oder ein Getränk, wer bürgt ihm dafür, ob nicht der Doctor sein Gift hineingelegt hat! So war zur Leibespein noch eine Seelenqual gekommen, eine immerwährende Todesangst ohne Tod — ein unerträglicher Zustand.

Und eines Tages, als es wieder arg war, als wieder der Arzt neben ihm saß, klammerte der Kranke seine mageren Finger aneinander und sagte: „Warum, mein Doctor, haben Sie mir noch immer die Bitte nicht erfüllt?“

„Welche Bitte, mein Freund?“

„Ich hätte es längst überstanden. Sonst, wenn Sie mir nicht helfen konnten, hatten Sie keine Schuld, es liegt nicht in des Menschen Macht. Meine Lebenskraft ist aufgebraucht. Aber nun Sie meinen Wunsch kennen und ihn nicht erfüllen, sind Sie verantwortlich für mein Leiden. Sie können mir helfen und thun's nicht. Sie lassen mich nun schon monatelang hinsterven, und anstatt daß es schnell vor sich gieng, thun Sie, daß es langsam geht. Die Qual verlängern, das allein liegt noch in Ihrer Macht. Sagen Sie mir doch wenigstens, daß Sie mir meine Bitte nicht erfüllen wollen, damit ich weiß, wie ich dran bin. Vielleicht finde ich dann noch selbst den Muth, mich besser zu betten. So reden Sie doch! So reden Sie doch!“

Hierauf sagte der Arzt: „Ich will wohl reden, lieber Freund, aber ich kann Ihnen nur mein Staunen ausdrücken. Sie haben mich in

Ihrem Schreiben gebeten, Sie zu vergiften. Welcher Arzt wird nicht entrüstet sein, wenn ihm ein Mord zugemuthet wird! — Ich aber, wissen Sie, war nicht entrüstet. Ich dachte, wenn die Krankheit unheilbar ist, weil alle Kräfte zur Neige gehen, dann ist es doch wirklich gewissenlos, ihn so lange leiden zu lassen. Man gibt ja kein momentan und heftig wirkendes Mittel, aber man gibt ein nicht minder sicheres, das sanfte betäubt und lähmt und auflöst. Und das, lieber Freund, hören Sie, das habe ich Ihnen gegeben! An jenem Tage, als ich Ihnen die gelben Pulver daließ, habe ich im Gedanken von Ihnen Abschied genommen. Morgen, dachte ich, wird nur noch ein bewußtloses, verlöschendes Geschöpf daliegen. Aber Sie, der so leidenschaftlich um den Tod bettelte, haben die Pulver gar nicht genommen."

"Die gelben Pulver vor einigen Tagen? Die in blaues Papier geschlagen waren? Die so widerlich schmeckenden gelben Pulver? Doctor, die habe ich genommen —"

"Ja, und wahrscheinlich zum Fenster hinausgeworfen!"

"Zu mir genommen! Ganz nach Vorschrift, von Stunde zu Stunde ein Pulver!"

Der Arzt blickte den Kranken betroffen an.

"Sie hätten die Pulver eingenommen?! Sie hätten diese Pulver in der That eingenommen?"

"Aber ganz gewiß!"

"Ich meinte anfangs, als Sie am nächsten Tage noch lebten, daß ich mich vergriffen hätte und versuchte ein solches Pulver an meiner alten Hauskatze. Das Thier verfiel in Starrkrampf und verendete am zweiten Tage."

Der Kranke schnellte aus seinem Lehnstuhle auf.

"Ich hätte — Sie hätten mir Gift gegeben?!"

"Und Sie hatten — trotz Ihrer Zusage — nicht die Güte zu sterben." Gereizt war der Doctor, geradezu aufgebracht. Lebhaft fuhr er fort zu sprechen: "Sie wollen krank sein? Ein Simulant sind Sie und nichts anderes. Ein Organismus, der von diesem Pulverchen nicht einmal ein bißchen Zuckungen bekommt, ist schon ein hartgefottener Sünder!"

"Dann bin ich eben schon zu sehr todt, um noch ordentlich sterben zu können", antwortete der Kranke bitter.

"Sie haben Galgenhumor", sagte der Arzt in anderem Tone, "doch ich versichere, Sie haben Grund zu wirklichem Humor. Wenn Sie sich nicht geradezu vor eine Eisenbahnmaschine legen oder in einen Hochofen springen, so erreichen Sie das Methusalemsalter. Erzählen Sie nach hundert Jahren meinen greisen Urenkeln, daß Sie mich, den Urgroßvater, ersucht hätten, Sie zu vergiften. Vielleicht ist einer davon Staatsanwalt und läßt Sie nachträglich noch einsperren."

„Ich weiß nicht, Doctor, was Sie reden!“

„Bei meiner Treue, wenn Sie, Sie unheimlicher Mensch, die gelben Pulver wirklich verzehrt haben! — Aber nein, Sie irren sich wohl nur oder renommieren —“

„Bei meiner Seele Seligkeit! Ich habe die Pulver gegessen!“

„Dann sind Sie immun. Dann ist Ihr sogenanntes Leiden nur die Folge überschüssiger Kraft, die nirgends hinaus kann, weil sie nicht bethätigt wird. Werfen Sie doch Ihre Kleinkunst, den Plunder, zum Satan und werden Sie Grobschmied- oder Maurergehilfe, oder Arbeiter auf einem Frachtenbahnhofe und schlagen Sie jeden Socialdemokraten todt, der es auf Achtstundenarbeit abgesehen hat. Sie bedürfen keiner Rast, Sie vertragen keine, Sie Urelement, Sie, Sie — na, Mensch, ich schweige!“

Der Arzt reichte dem Kranken mit großer Gebärde die Hand. Dieser war bloß verblüfft. Er war einer von denen, die in solchen Momenten nicht recht wissen ob — und deshalb annehmen, was ihrer Neigung entspricht.

In der nächsten Nacht bohrte es wieder im Kopfe, grub und krampfte es wieder in der Brust, zuckte es wieder in allen Nerven, aber nicht ganz so schlimm als sonst. Wenn man weiß, daß es nur das Rumoren der überschüssigen Kraft ist, erträgt man's wesentlich leichter, als wenn es das letzte Krampfen des vergehenden Lebens bedeutet. — Am nächsten Tage nahm er den Spaten und gieng in seinen Gemüsegarten. Zum Umfallen war ihm, so schlecht, aber er fiel nicht um. Er begann zu graben und Erde zu schaufeln, seine Glieder empörten sich über die Zumuthung und thaten rasend wehe, er aber dachte: Ihr habt das gelbe Pulver ausgehalten, ihr werdet auch das bißchen Anstrengung aushalten. Und sie hielten aus. — So trieb er's nun manche Stunde und manchen Tag und je müder er sich arbeitete, je schwächer war das Bohren in seinem Haupt, das Krampfen in seiner Brust, das Zucken in seinen Nerven. Natürlich, weil die Kraft anderwärtig aufgebraucht wurde. Das Vertrauen zu sich und seiner Kraft wuchs immer mehr, bis er sich das körperliche Arbeiten derart angewöhnte, daß er dabei blieb und allmählich vergaß, einmal krank gewesen zu sein.

Der Doctor aber hält seit diesem Falle seinen Puder mit zerriebenen Harzkörnern vermischt für ein ausgezeichnetes Heilmittel, denn man macht daraus das — gelbe Pulver. Das Pulver kann übrigens auch weiß sein, oder roth, aus Maismehl oder aus geriebenem Kalk, aus was immer, wenn es nur mit der gehörigen Dosis Suggestion versetzt wird.

## Aus der Ecke.

Von Otto Promber.

Ein gutes Wort läßt man verklingen  
Und schweigend ruhn wie jungen Most,  
Doch redest du von üblen Dingen,  
Bestellt man flugs die Extrapoßt.

\* \* \*

Über den dunkelsten Lebensweg  
Schlägt Arbeit einen sonnigen Steg,  
Und selbst die trübsten Seelenleiden  
Schmilzt sie um in heimliche Freuden.

\* \* \*

Schielst dir die Mißgunst in das Haus,  
Sucht sie den kleinsten Fleck heraus,  
Und macht zu jedem Fleck im Nu  
Noch einen großen Aleds dazu.

\* \* \*

Übe dich in kluger Raß,  
Gehst du in des Glückes Garten,  
Brich die Blüte nicht vom Ast,  
Kannst du eine Frucht erwarten!

\* \* \*

Triffst dich auch hartes Mißgeschick:  
Geh muthig vor! Halt niemals still!  
Der kommt zuguterleht zurück,  
Der nicht stets weiter kommen will.

\* \* \*

Schöne Phrasen und gleichende Reden  
Sind nur den wenigsten förderlich;  
Schmeicheleien sind leichte Kakeren,  
Aus bunten Kugeln fällt Asche auf dich.

\* \* \*

Was ist die Welt? Ein Freudenthal?  
Ein schönes Gasthaus? Jeden Falles!  
Ein Zuchthaus auch? Ein Jammerthal?  
Ein Tollhaus? Alles! Alles! Alles!

## Katholischer Kirchencultus.

Wenn ein kühler Norddeutscher einmal die Jahresrunde der kirchlichen Feste in einem katholischen Dome mitmachen würde, so hätte er in sein Tagebuch ein Erlebnis zu schreiben, das seine vorgefasste Meinung über den Wert des katholischen Cultus wahrscheinlich ein wenig ändern dürfte. Selbst wenn er sich sagen müßte, daß dieser Cultus mit dem Christenthume nichts zu thun hat, würde er doch zugeben müssen, es sei gut, daß es in der Welt auch solche Dinge gibt. Dinge, die einen Himmel bringen in das Leben von Millionen armer, weltlich abgeplagter Menschen, und die schon deshalb, weil sie die Menschen aus der Alltagsmisere herausheben und in das Bereich des Schönen und Symbolischen führen, zum Reiche Gottes gezählt werden müssen. Soweit würde der kühle Norddeutsche ohne Zweifel mitgehen. Er dürfte aber doch vielleicht auch zugeben, daß dieser katholische Cultus für viele unmittelbar ein Mittel zur Erhebung des Herzens zu Gott ist. Es ist halt einmal nicht zu ändern, daß besonders wir Bewohner südlicherer Zonen weniger mit dem puren Geiste, als vielmehr sozusagen sinnlich fromm sein können. Soll ja doch das Glück, das wir in der Religion zu finden hoffen, das Himmelreich, auch nicht ganz abstract sein, vielmehr in der Empfindung ruhen, in der Freude über Gott und in der Behaglichkeit eines guten Gewissens.

Diese Empfindungen von Gott und Himmelreich sucht die katholische Kirche besonders durch ihre Feste zu wecken. Sie sucht die Herzen zu stimmen. Und wenn diese weltlichen Herzen bei einer Festmesse gleichwohl auf halbem Wege zu Gott stehen bleiben, sich freuend an dem Glanze der Kirche, an den Klängen der Orgel, etwas anderes geht doch in ihnen vor, als gestern, da sie bei ihrer nüchternen Arbeit gewesen sind. Und wer nun gar ein bißchen Sinn für Symbolismus hat, der legt in das kunstvolle Gefäß des Cultus leicht den Geist des Christenthums und freut sich darüber, daß diesem Geiste auch eine irdische Verherrlichung gegeben wird. In diesen kirchlichen Begehungen und Darstellungen liegt gerade und genau so viel, nicht mehr und nicht weniger, als was der Gläubige hineinlegt. Keiner kann ein Bild verehren, der es nicht im Geiste thut. Hingegen kann ein Bildnis, in das der Betende seinen lebendigen Glauben legt, wie lebendig auf ihn zurückwirken. Alles Geheimnis und alle Gnade liegt in des Menschen lebendigem Glauben, nebensächlich, ob er im Cultus und im Bilde sich versinnlicht, gleichsam auch irdische Wesenheit annimmt oder nicht. Daß die Kirchenbesucher nach einem stimmungsvollen Feste befriedigt und gehoben nach Hause gehen, fällt

doch unter Umständen ins Gewicht. Leuten ohne Idealismus ist ja gar keine Kirche recht, und daß profaische Weltleute weniger für sich Brauchbares in der Kirche finden, als poetisch veranlagte Menschen, das kommt überall vor.

Die erhabene Einfachheit eines evangelischen Gottesdienstes wird den hartgesottenen Geld- und Gewinnmenschen ebenso kalt lassen, als das leuchtende, jubelnde Auferstehungsfest in einem katholischen Dome.

Zum Christen macht uns das Wort und das Leben. Christ zu sein, das hat mit dem Cultus nothwendig nichts zu thun, man kann es außerhalb, wie innerhalb des Cultus sein. Außerhalb des Cultus kann man's nur im Geiste sein, innerhalb desselben kann man den Geist versinnlichen und so unserem Herzen faßbarer und auf uns wirksamer machen. Je nach seiner Naturanlage entscheidet der Christ sich für's eine oder das andere. Solange in der Menschheit der Process, die Entwicklung vom Sinnlichen zum rein Geistigen, sich nicht vollzogen hat, wird der katholische Cultus immer Freunde finden. Auch ich stehe in dieser Entwicklung noch tief und suche für das Geistige gerne ein schönes Simbild. Im kirchlichen Cultus, vorausgesetzt, daß er würdig und mit Geschmack begangen wurde, habe ich doch alles stets auf das Evangelium bezogen. Mitten in der überfüllten, prunkvollen, gestaltenreichen Kirche suchte ich im einsamen Kämmerlein meines Herzens Gott nur im Geiste anzubeten.

Der katholische Kirchencultus führt im Jahreslaufe der Gemeinde den christlichen Himmel gleichsam melodramatisch vor. Ich will nur die wesentlichsten Scenen anführen, hundert Nebensächlichkeiten beiseite lassend. Die Kirche beginnt ihr Jahr ungefähr mit Anfang December. Die nächsten Wochen sind der Advent — Erwartung der Zukunft. Die Kirchen sind schmucklos, fahnenlos, es ist Bußzeit. Täglich wird vor Tagesanbruch eine Messe gelesen — als Zeichen der dunklen Vorzeit, ehe Christus geboren wurde. Diese Messe wird auch das Engeltamt genannt, wegen des Erzengels Gabriel, der zu Maria gekommen ist. Das Gotteshaus wird in Dämmer gehalten, die Orgel tönt leise und je näher dem Weihnachtsfeste, je geheimnisvoller wird es, gleichsam auf Behenspitzen schreitet die Kirche hin gegen den Stall zu Betlehem. Endlich die heilige Nacht. In einem Seitenschiff der Kirche, in kleinen plastischen Figuren die Darstellung der Krippe mit der heiligen Familie, den Hirten, der Stadt Betlehem im Hintergrunde und den lobsingenden Engeln. Um Mitternacht läuten alle Glocken, tausend Kerzen strahlen an den Altären, den Bildnissen, den Kronleuchtern — an den silbernen Leuchtern, goldenen Rahmen und Gewändern der Heiligenstatuen sich widerspiegelnd. Alles strahlt über den Häuptern der Menge und die Priesterschaft prangt in lichten, schimmernden Gewändern.

Aus schweren silbernen Gefäßen, die von Priestern oder Kirchendienern geschwungen werden, wirbelt berausgender Weihrauch und steigt



langsam, wie sichtbare Andacht, gegen das dunkle Emporium der Kirche. Ein hoher Mitternachtsgottesdienst beginnt. Zuerst singen Priester und Chöre lateinischen Lobgesang, genannt die Mette. Dann singt das Volk unter Orgel- und Glockenklang das „Großer Gott, wir loben Dich“. Diesem folgt das Hochamt mit allem Gepränge. Classische Musik wechselt mit deutschen, innigen Weihnachtsliedern, während am Hochaltare das Messopfer dargebracht wird. Selbst harte Herzen werden weich in dieser Nacht, so groß ist das Wunder. Wer nicht weinen kann über die Kindheit des Heilandes, der weint um seine eigene entschwundene Kindheit, da er noch so selig hatte glauben können. Das Lichtmeer, im Weihrauch halb verschleiert, scheint alle Gestalten über den Altären, an den Wänden lebendig zu machen, und manches fromme Gemüth ist versunken in Gottes schauen. Jeder katholische Priester darf sonst täglich nur eine Messe lesen; am Christtage jedoch liest er drei Messen, die eine (wie uns einst der Katechet erklärte) zur Erinnerung an die Gottheit Jesu, die zweite zur Erinnerung an die Menschheit Jesu und die dritte zum Danke für das Erlösungswerk. Da klingen denn in einer priesterreichen Kirche am Christtag vom frühesten Morgen bis in den hohen Mittag fast ununterbrochen die Messglöcklein, so daß die Andächtigen nicht wissen, welcher der gleichzeitigen Messen sie sich hingeben sollen und vor lauter Niederknien und Bekreuzen und Andiebrustschlagen zu keiner Herzenssammlung kommen können. Schon eine einzige Messe verlangt mehrmaliges Niederknien, mehrmaliges Sichheben, Bekreuzen und Andiebrustklopfen, wenn nun gleichzeitig in derselben Kirche drei und noch mehr Messen abgehalten werden, dann ist der Unruhe kein Ende. Doch der Glaube des Andächtigen, daß jede dieser Messen für ihn ein besonderes Verdienst ist, bereichert ihn mit Behagen, und mit Gnaden wonnig beladen kehrt er vergnügt heim zum Christmahl.

Die weihnachtliche Zeit dauert bis Maria-Lichtmess, am 2. Februar. Die Hauptfeste, außer dem Christtag, sind die Beschneidung Christi, Heiligendreikönig, an welchem Tage zur Krippendarstellung auch noch die Figuren der drei Könige aus dem Morgenlande mit ihrer Gefolgschaft kommen, und Maria-Lichtmess, da die Kirchenkerzen für das ganze Jahr geweiht werden. Auch wer in seinem Hause Kerzen haben will, wie sie bei schweren Elementarereignissen und bei Sterbenden angezündet zu werden pflegen, der bringt solche Kerzen am Lichtmestag mit in die Kirche, um sie weihen zu lassen. An diesem Tage wird auch die Krippendarstellung fortgeräumt und die Weihnachtszeit ist vorüber.

Reicher an Ceremonien ist die Osterzeit. Sie beginnt mit der vierzigtagigen Fasten. Die Altäre und Bilder werden mit dunklen Tüchern verhüllt, auch die Kronleuchter und die Kreuze, selbst die auf den Fahnenstangen. Keine Musikaufführungen in der Kirche, selbst die

Orgel tönt gedämpft. Am Aschermittwoch wird Asche aus gebrannten „Palmenzweigen“ geweiht. Die Gemeindemitglieder knien der Reihe nach hin, um vom Priester ihre Stirn mit Asche bereiben zu lassen. Obschon die Kirche gegen die Leichenverbrennung ist, so läßt sie doch beim Einäschern den Priester die Worte sagen: „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche!“ Am Palmsonntag ist Palmenweihe. Die Leute bringen Weidenbüschel in die Kirche, zur Erinnerung an die Begrüßung mit Palmzweigen bei dem Einzuge Jesu in Jerusalem. Die geweihten Weidenbüschel werden in der Procession um die Kirche getragen. Während dieser Procession werden in der Kirche die Kerzen ausgelöscht, zum Zeichen, daß nun die dunkle Leidenswoche kommt. Nur die Ampel des „ewigen Lichtes“, die vom Kirchenschiffe niederhängt, immerwährend, Tag und Nacht brennt, legt ihren rothen Schein auf den Altar. Auf der Kanzel liest der Priester aus dem Evangelium die Leidensgeschichte, wie auch an den nächstfolgenden Tagen.

Am Gründonnerstag um neun Uhr klingen Glocken und Orgel, dann verstummen sie bis am Charfreitag zur selben Stunde. Die Glocken ziehen nach Rom, sagt das Volk. Anstatt der Glocken wird in diesen zwei Tagen beim Gottesdienste und sonst zum Zeichen des Gebetes mit hölzernen Ratschen oder Klappern geläutet, auch auf dem Thurme. Die Altäre sind allen Schmuckes entkleidet. Am Gründonnerstag ist die Weihung der heiligen Öle und im Dome, der Bischofskirche, Fußwaschung. Der Bischof wäscht zwölf armen Greisen der Gemeinde die Füße und reicht ihnen Geschenke. An diesem Tage wird in einem Seitenschiffe der Kirche das heilige Grab aufgerichtet. Eine Grotte mit Altar, unterhalb in einer Nische ruht „der Leib des Herrn“. An beiden Seiten stehen die Figuren römischer Wächter. Das Grab ist umgeben von vielen Kerzen und flimmernden Glaskugeln, die rückwärts mit Ampeln beleuchtet, zuckende Lichter spielen. Als Zeichen, daß Jesus heimatlos geworden ist, wird vom Hochaltare die verschleierte Monstranze — das tragbare, reich mit Gold und edlen Steinen besetzte Hostiengehäuse mit der Hostie, auch das Allerheiligste genannt — in Procession zum „heiligen Grabe“ getragen, wo sie bis zur Auferstehungsfeierlichkeit zum Gebete ausgelegt bleibt.

Priester singen lateinisch Klagelieder des Propheten Jeremias. Von den Kerzen, die auf dem Altare stehen, wird eine nach der andern ausgelöscht, zum Zeichen, wie die Apostel den Herrn bei seiner Gefangennahme verlassen haben. Nur eine einzige dieser Kerzen bleibt brennend und dieselbe wird mit Geräusch und Getöse vor den Altar gestellt. Das deutet die gewaltsame Gefangennahme an.

Der höchste Grad der Wehmuth ist am Charfreitag. Die Kirchenfenster sind verhangen, kein Sang und Klang. Nur bisweilen ein paar Schläge mit der Klapper. Die Zeichen tiefster Geheimnisse vollziehen

sich lautlos. Messe wird an diesem Tage keine gelesen, denn der ganze Charfreitag selbst ist eine Messe. Priester nehmen vom Altare das verhüllte Crucifix, tragen es gegen die Mitte der Kirche, legen es dort auf die Erde, knien davor nieder und enthüllen allmählich Hände und Füße und den ganzen Leib der Gestalt Jesu — das bedeutet die Kreuzigung. Die Monstranze im heiligen Grabe erinnert an die Grablegung. Diese unter tiefem Schweigen vor sich gehenden Ceremonien wirken auf fromme Gemüther gewaltig und jedem steht Golgatha vor der betenden Seele. —

Am Charfamestag ist die Weihe des Taufwassers und des Feuers; letzteres in einem brennenden Scheiterhaufen vor der Kirche. Die Gläubigen nehmen davon mit nach Hause, legen das geweihte Feuer auf den Herd, wo es das ganze Jahr nicht ausgehen soll. Vormittags am Charfamestag bei der Messe klingen plötzlich wieder Orgel und Glocken, die ersten Osterklänge. Gegen Abend die hochfeierliche Auferstehung. Nachdem stundenlang vor dem heiligen Grabe gebetet und gesungen worden, kommen die Priester, singen lateinisch Lobespsalmen, singen mit ahnungsvoller, in gesteigerter Erwartung sich immer höher hebender Stimme das „Allelujah“, und plötzlich erschallt der Ruf: „Der Heiland ist erstanden!“ — Mit einem Schlage ändert sich die Stimmung. Die Musik fällt mit hellsten Klängen ein. Das Volk im weiten Kirchenraume kommt in Bewegung, rothe und weiße Fahnen tauchen auf, silberne Kreuze schweben über den Köpfen der Menge, auch das Bild des Auferstandenen mit der Fahne. Unter dem rothseidenen Baldachin trägt der Priester, von Lichtern umgeben, die Monstranze; Weihrauch wirbelt auf und zwei Glöcklein klingen vor dem Baldachin einher. So bewegt sich der Zug ins Freie, wo Pöller knallen, vom Thurm die Glocken schallen und also die Procession unter jauchzendem Allelujah dahinwallt. Es ist, als ob der Jubel sich fortpflanzte durch die ganze Natur: Er ist erstanden! Er ist erstanden! — Ein solches Ostern ist wohl imstande, manchmal auch ein kaltes, zweifelndes Faustherz aufzurütteln. — Ist die Menge endlich wieder in die Kirche zurückgekehrt, prangt diese im hellsten Lichte. Alle Fenster sind enthüllt, alle Kerzen brennen, alle Bildnisse stehen wieder in ihrem Glanze und der Hochaltar ist in reichster Seiden- und Goldeszier. Dann zieht das Allerheiligste, das zwei Tage lang abwesend gewesen, wieder in den Tabernakel ein. Über den Altar wird bei dröhnendem Volksgesang: „Großer Gott, wir loben Dich!“ das Bild des Auferstandenen gestellt.

Am nächsten Tage, Ostersonntag, „der König aller Tage“. Schon am frühen Morgen bringen die Leute Osterfleisch in die Kirche, das von dem Priester geweiht wird. Gleichsam das Osterlamm auch für jeden irdischen Tisch. Dann entfaltet sich je nach den Mitteln der betreffenden Kirche der Gottesdienst in möglichst großartigem Prunke, für Auge,

Ohr und Herz gleich berücksichtigend. Die Priester werden mit Windlichtern zum Altare geleitet, neben dem Altare wird die große Osterkerze angezündet, von nun an zu allen Gottesdiensten brennend, bis zum Feste der Himmelfahrt. An diesem Tage wird sie während des Hochamtes ausgelöscht — als Zeichen, daß von nun an Jesus nicht mehr auf Erden sichtbar ist.

Dann das Pfingstfest. In Gestalt einer Taube wird der heilige Geist vom Kirchengewölbe herabgelassen. . . . Hier scheitert die Sinnbildlichungstheorie. Wenn sie bei allen anderen Festen Berechtigung hat, hier nicht. Für den heiligen Geist gibt es kein anderes Symbol, als das Wort und die edle That. Würde der kirchliche Cultus auch hier, wie sonst symbolisch sein wollen, so müßte er zu Pfingsten alles Bildliche und Sichtbare fern halten und nichts als das Wort Gottes verkünden. Damit würde der Gemeinde am nächsten gebracht werden, was das heißt: Der heilige Geist. Bei aller Anerkennung des Sinnbildlichen: Ein Tag im Jahre sollte doch auch dem rein Geistigen geweiht sein.

Elf Tage nach Pfingsten ist Frohnleichnam, das Fest des Altars-sacramentes, des Mittelpunktes der Kirche. Frohnleichnam ist das „Siegessfest“, deshalb wird es stets mit dem größtmöglichen Pompe begangen. Dieses Fest ist in die schönste Jahreszeit verlegt, weil es sich im Freien abspielt. Priester und Gemeinde verlassen den engen Raum der Kirche und weihen die ganze weite Landschaft zum Gotteshause. Alle Bildstöcke und Kreuze, die an Straßen und Brücken stehen, werden geschmückt mit Zweigen und Blumen, Altäre werden gebaut im Freien und die Procession zieht auf den Fluren dahin. Ein solcher Frohnleichnamszug mit seiner langgestreckten, buntgeschmückten Menschenmenge, mit seinen bekränzten weißgekleideten, blumenstreuenden Jungfrauencharen, mit seinen Fahnen, Statuen, Lichtern, mit seinen lauten Gebeten und Gesängen, Musikspielen, Glockengeläuten und Pöllerknallen, ist in seiner Art einzig. Das ganze civilisierte Völkerleben bietet nichts Ähnliches. Biermal wird bei diesem Umgange Halt gemacht, wobei der Priester jedesmal in lateinischer Sprache ein Evangelium liest und dann mit der Monstranze den Segen ertheilt. Dieses Segnen mit dem Allerheiligsten kommt auch sonst beim Gottesdienste häufig vor, besonders vor und nach der Messe. Der Priester faßt mit beiden Händen die Monstranze, hebt sie, wendet sie dem Volke zu und schwenkt sie in Kreuzesform unter dem Klingen des Altarglöckleins. Die Andächtigen knien davor nieder, betreuzen mit dem rechten Daumen ihr Gesicht und klopfen auf die Brust — in Demuth vor dem Geheimnisse Gottes.

Eine weitere Gelegenheit zur Entfaltung kirchlichen Cultus sind die Marienfeste, deren das Jahr fünf zählt, die zahlreichen kleineren und Wallfahrtstage nicht zu rechnen. An diesen Tagen tritt das Frauen-

bildnis beinahe, bisweilen auch ganz an die Stelle Gottes. Cultusformen des Gottesdienstes, die sonst dem Sacramente geweiht waren, sie gelten jetzt nur „unserer lieben Frau“. Da kommen dann von Seite der Priester und des Volkes grobe Entartungen vor, die ganz außerhalb des Evangeliums stehen, eine Verehrung der Mutter des Herrn weit überschreiten, in ihrer heidnischen Schönheit und Pracht aber doch berückend wirken. Man bequemt sich eben einmal, Heide zu sein und sich kindlich zu freuen an der Vergöttlichung des reinen Weibes.

Die Verehrung der Heiligen, der Kirchenpatrone, Landespatrone, Namenspatrone, Innungspatrone, der Patrone in Wallfahrtskirchen u. s. w. — es gibt deren mehr, als das Jahr Tage hat — gleicht vielfach dem Mariencultus, und wenn gestern die Mutter Jesu an Stelle des Heilandes stand, so steht heute der heilige Josef, oder der heilige Johannes Nepomuk, oder die heilige Barbara an Stelle der Mutter Jesu.

So oft der katholische Clerus interpelliert wird, versichert er, daß es nicht eine Anbetung, nur eine Verehrung der Heiligen sein soll, drückt aber beide Augen zu und schweigt, wenn das Volk die „Verehrung“ thatsächlich bis zur Anbetung steigert.

Im Herbst kommt das Kirchweihfest, populär durch die Märkte, Tänze, Volksspiele und — Kaufhändler, die damit verbunden sind. Die Kirche steckt eine bunte Fahne auf den Thurm, der Priester besegnet die Kreuzzeichen an den Wänden, wo einst bei Einweihung der Kirche besondere Weihungen des Gebäudes vorgenommen worden sind. Das alljährlich wiederkehrende Kirchweihfest drückt die Freude der Gemeinde aus darüber, ein Gotteshaus zu haben und die Bitte, Gott möge dasselbe beschirmen. Ein katholisches Gotteshaus steht tagsüber immer offen und der Priester liest jeden Tag vor dem Frühstück die Messe. Ob in oder außer der Kirche Gott einen Morgenbesuch zu machen vor Beginn des Tagewerkes — fände ich nicht übel. Erinnern wir uns täglich einmal, daß wir nicht gerade dazu auf der Welt sind, um Geld zu verdienen, oder sonst was vorwärts zu bringen. Umsonst weisen die Thurmspitzen nicht himmelwärts. Der blaue Himmel oben ist ja freilich auch nur ein Symbol des hohen Himmelreiches, das der Christ in sich trägt.

Ein großes Feld in einer katholischen Kirche ist der Musik gegeben. Vor Jahren hat man in einzelnen Diöcesen den Versuch gemacht, bei Hochgottesdiensten allen deutschen Gesang auszuschließen, es sollten von Priester, Musiker und Volk nur lateinische Texte gesungen werden. Dieser Versuch ist an der Unmöglichkeit und an dem Unwillen der Bevölkerung gescheitert. Es war auch eine ganz unnöthige Herausforderung gegen den nationalen Geist. Man hat sie bereut. Nun darf der Deutsche auch beim Hochgottesdienst seinen Gott wieder in der Muttersprache anbeten.

Endlich kommt im Kirchenjahre der Gedächtnistag für die Verstorbenen. Die bunten Kirchengahnen, die seit Ostern auf den Stangen hingen, werden herabgenommen. Mitten in der Kirche wird ein schwarzer Katafalk aufgerichtet, an die Leuchter des Altars werden Bilder von Todtenschädeln gehängt und die Gebete und Messen dieses Tages, sowie Fasten und Almosengeben werden für die Verstorbenen aufgeopfert. In Trauerprocession, eine schwarze Fahne voraus, geht die Gemeinde auf den Friedhof zu den Gräbern der Angehörigen, um dieselben zu schmücken mit Blumen und Lichtern, und um zu beten, daß die armen Seelen bald vom Fegefeuer befreit und in den Himmel aufgenommen werden möchten. Das katholische Volk glaubt an ein wirkliches Fegefeuer, in dem die lieben Hingeshiedenen in Blut und Flammen brennen; die Kirche läßt es bei diesem Glauben, so furchtbar auch viele darunter leiden. Sie meint, diese Furcht, Angst und dieses Mitleiden mit den gepeinigten Seelen wirke heilsam. Thatsächlich ist das Fegefeuer der stärkste Beweggrund dafür, daß man für Geld so viele Messen lesen läßt. Die Messen, wie jeder Priester sie am Altare liest, können nämlich mit Geld erworben werden.

„Fünzig Kreuzer bis zu einem Gulden kostet das Stück“, müßte man sagen, wenn es angieng, den Handel um dieses hochheilige Gedächtnisopfer mit klaren Worten zu kennzeichnen. Die so gekaufte Messe wird dann vom Priester in der vom Käufer angegebenen Meinung aufgeopfert. Die Kirche hat für alles, je nach Bedarf ihre Auslegungen. Hauptsache ist aber, wie solche Dinge vom Volke aufgefaßt werden. Dieses weiß nur, daß man Messen kaufen kann, wie eine andere Ware, kauft sie um den vorgeschriebenen Preis und das Gute, was dabei herauskommt, ist, daß arme Messenpriester nicht verhungern müssen.

Diese Zeilen schreibt ein katholischer Christ, der den Rath des Apostels befolgen möchte: Prüfe alles und das beste behalte. Die Kirche aber will nicht, daß man in den Schätzen, die sie bietet, eine Auswahl treffe. Sie sagt, wer nicht alles, was sie darstellt, unbeschaut und unbedingt anerkenne, den könne sie nicht brauchen. Mir gefällt der größte Theil des katholischen Kirchencultus, er erhebt mich, bringt mir Stimmung zum Beten und Freude am Reiche Gottes — und doch wird die Kirche mich nicht brauchen können, denn wenn ich alles geprüft habe, so — verwerfe ich manches.

Nun werden evangelische Leser sich wundern, daß ich bei dieser flüchtigen Skizze gerade über das Wichtigste des christlichen Cultus nichts gesagt habe — über die Predigt. Predigt jeden Sonn- und Feiertag, aber das muß ich gestehen, wie in der Gegenwart die jesuitischen Polemik-Predigten gemeiniglich beschaffen sind, ist es besser, nicht von ihnen zu sprechen. Ich pflege mir demnach an hohen Festen den Gottesdienst so einzutheilen: dem Hochamte wohne ich in der katholischen Kirche bei, der Predigt — in der evangelischen.

Dieser Aufsatz hat ein paar scharfe Kanten bekommen. Wenn man die Vorzüge der katholischen Kirche bespricht, so wäre es unredlich, schweigend vorbeizugehen an jenen Schäden, die der Kirche gerade in unseren Tagen so gefährlich werden. Es sind genau dieselben faulen Schäden, die der Heimgärtner seit dreißig Jahren bekämpft — ob aus Haß gegen die Religion, oder doch ein wenig aus Liebe zu ihr, das möge sein Richter entscheiden. R.

## Allerlei Heiteres aus Italien.

Von Josef Widner.

### III.

#### Ein Ausflug auf den Feuerberg.

**S**euerspeiende Berge oder, wie wir sie nannten, „Feuerteufel“ habe ich als kleiner Bube wiederholt gemacht.

Ein Better von mir hatte als heimlicher Jäger ein Pulverhorn mit Messinghahn. Im Horn war Pulver, wirkliches Pulver, und davon stibizte ich hie und da eine hohle Hand voll und machte „Feuerteufel“. Ich knetete das Pulver in feuchtem Straßentoth, formte aus der willigen Materie einen kleinen Berg, etwa den bekannten „Franziskanerln“ ähnlich, bestreute die Spitze mit trockenem Pulver und zündete die Herrlichkeit an. Dann begann der kleine Teufel zu speien und trocknete, so oft er spie, etliche Körnlein, bis er sich selber völlig ausgespuckt hatte.

Einmal wollte ich die Sache recht wirksam machen und recht genau zusehen. . . . da fuhr mir der Teufel ins Gesicht, schwärzte meine Nase und versengte meine Wimpern und Brauen, und zum Nachtsche erhielt ich vom erbosten Better eine spanische Lektion mit einem gut deutschen Haslinger auf Hinterpommern.

Seit dieser Zeit hatte ich vor den feuerspeienden Bergen eine heilige Scheu, und als Student las ich mit einigem Gruseln, was der uns nächste Feuerberg, der Herr Besuw, in seiner Heimtücke schon alles angestellt, ja wie er ganze Städte verschüttet und zahllose Menschen gemordet hatte, ohne daß er je vom Gericht belangt und aufgehängt oder wenigstens eingesperrt worden wäre.

Aber . . . ein tapferer Schwabe fürchtet sich nicht, und so stand, da ich schon in Neapel war, bei mir fest, auch dem rauchenden Feuerteufel einen Besuch abzustatten und ihm ins runzelige Angesicht zu schauen, sei es auch, daß er mir abermals die Wimpern versenge oder gar ein paar Steine an den Kopf werfe.

Am Dienstag nach Ostern um 8 Uhr früh fand ich mich mit meinen Reisegefährten, dem Bruder Williram<sup>1)</sup>, der in Neapel die Schatten zu seinem Epos studierte, und einem preussischen Religionsprofessor, auf der Piazza dei Martiri ein, um mich durch die Firma „Cook and Son“ auf den Feuerberg verfrachten zu lassen.

Ein zerlumpter Italiener, dem die Fexen nur so vom Leibe hiengen, schritt auf mich zu und schrie mir ins Gesicht:

„Esel!“

Überrascht, mein Incognito gelüftet zu sehen, fragte ich höflich:

„Ja, woher kennst du mich denn, Bruderlein fein?“

Da wies es sich denn nach etlichen Wechselreden, daß er mich nicht einen Esel nennen, sondern mir einen Esel anbieten wollte zum Ritte auf den Berg, daß er aber sonst keines deutschen Wortes mächtig war — daher das drollige Mißverständnis.

Ich bedankte mich übrigens für die angenehme Aussicht, drei bis bis vier Stunden lang zum Gespötte aller neapolitanischen Gassenjungen auf dem harten Rücken seines Grauthieres zu liegen und mir alle Knochen im Leibe durcheinander rütteln zu lassen; da war die Fahrt im offenen Landauer und in der anregenden Gesellschaft guter Freunde doch viel angenehmer, und so mußte sich der Herr des Esels schon um einen anderen . . . Esel umschauen.

Der nichts weniger als schöne Wagen trug uns, nachdem wir der verspäteten Abfahrt wegen tüchtig aufgebeht hatten, durch eine Unzahl von Gassen und Gässchen und durch eine nicht endenwollende Vorstadtstraße nach Resina, das sich über der Stätte des alten Herculaneum erhebt.

Daß es uns trotzdem nicht langweilig wurde, dafür sorgte schon das liebe Volk, das es sich nicht nehmen ließ, uns zu Werken der Barmherzigkeit zu nöthigen. Wenn das Glend, das sich an den Wagen drängte und mit dem Wagen lief, gar zu gräßlich war, wenn da einer uns seine schrecklich verflümmelte Hand zeigte, dort ein bis zum Schatten abgekehrtes Weib den kranken Säugling in den Wagen hielt, als wollte sie uns damit beschenken, dann ließ der mildherzige geistliche Poet wohl einen Soldo nach dem anderen springen; endlich aber mußte selbst er Einhalt thun, denn der Soldi waren zu wenige, der Bedürftigen zu viele.

Ein etwa achtjähriger Knabe lief wohl zwei Stunden lang neben uns her. Zeitweilig schwang er sich, ohne daß der Wagen still hielt, zum Kutscher auf den Bock, dann sprang er plötzlich wieder ab und schlug mit einem Stocke den Pferden auf die Knochen, daß es klatschte,

<sup>1)</sup> Anton Müller, derzeit Cooperator in Innsbruck, bekannter katholischer Dichter.



dann verschwand er in dieser oder jener Gasse, um bald wieder hinter uns aufzutauchen.

Der Kutscher gab ihn für seinen Sohn aus, der auf dem Wege alle Geschäfte besorge und den er, dieweil er die Fahrt beschleunige, bezüglich des Trinkgeldes unserer Huld und Gewogenheit wärmstens empfehle.

Einen seltsamen Anblick bot eine rechts vom Wege sich erhebende Kaserne, in der eben die Recruten eingerückt waren. Alle Fenster des langen, vielstöckigen, roth angestrichenen Gebäudes waren voll von Recrutenköpfen und lebhaft gesticulierenden Armen, auf der Straße aber standen, in alle Farben des Regenbogens gekleidet, unzählige Weiber und Mädchen, die, von den Söhnen, Brüdern und Geliebten Abschied nehmend, einen Heidenlärm vorführten. Manche Mädchen hoben auf den Armen Fatschenkinder zu den Soldaten empor . . . wahrscheinlich zeigten die Mädchen ihren Brüdern den jüngsten Sproßling der Familie . . . was weiß ich . . . ich verstand ja außer dem „Addio Giuseppe“ und „Addio Marietta“ nicht ein Sterbenswörtchen!

Als wir, von Refina links abbiegend, langsam zwischen Weingartenmauern die Bergstraße emporfuhren, mehrten sich die Fremdenindustrieritter in geradezu beängstigender Weise.

Herzliche, von Schmutz starrende Kindlein, nur mit dem Hemde bekleidet, boten uns Zweige mit reifen Orangen oder Citronen oder auch nur eine Feldblume zum Kaufe an; Gassenbuben schlugen vor den Füßen der Pferde ihre Räder oder stellten sich an der Weingartenmauer auf den Kopf und wollten für diese Turnübungen bezahlt sein; ein Drehorgelmann entlockte seiner Musikruine die schauerlichsten Töne; ein Mann mit einem Stelzfuß erpiffte sich seinen Lebensunterhalt und erwies sich in seinem Fache geradezu als ein Künstler ersten Ranges; eine Musikbande, Fiedel und Mandoline, Flöte und Harmonika, schmeichelte unserem Ohre mit der melodiosen „Santa Lucia“, und schon wollten wir nach etlichen Kupferstücken in die Tasche greifen, da empörte uns das cynische Benehmen des Fiedlers, der mitten im Tacte abbrach und . . . sich gegen die Gartenmauer setzte!

Händler mit allerlei verzuckerten Früchten schwangen sich aufs Trittbrett des Wagens und fuhren ein gutes Stück mit, indem sie uns ihre Ware mit aufdringlichem Geschwätz anpriesen. Auch ein Händler mit allerlei Schmuck- und Nippgegenständen aus gepresster Lava erwies uns die Ehre und forderte für seine wertlose und gebrechliche Ware nach italienischer Sitte oder vielmehr Unsitte geradezu unverschämte Preise.

„Ja, mein lieber König aller Gauner“, sagte ich zu ihm möglichst höflich, „wir werden schwerlich ein Geschäft machen, weil du, du abgefemter Epikbube und geriebener Erzhalunke, ja kein Wort Deutsch, ich aber kein Wort Italienisch verstehe. So packe deinen Kram nur

wieder zusammen, du Haderlump, und such' dir eine andere Wurzen — hinter uns fahren Engländer!"

Da warf der Bandit einen stechenden Blick auf mich und erwiderte mit verbindlichem Lächeln:

"O . . . Eccellenza . . . ich sprechen auch Tedesco . . . deutschen Sprach. Adesso 'aben gefimsen . . . ma adesso gaufen der Signor . . . dieci . . . sehn Lire . . . diesen Armband!"

Nun saß ich im Pfeffer! Ich hatte gegen den Mann so viele Ehrenbeleidigungen ausgestoßen, daß mir eine gerichtliche Klage sehr zuwider gewesen wäre. Also brachte ich das Opfer und kaufte das Armband, das er um 10 Lire geboten hatte, um 6 Lire, wobei der Kerl 4 Lire gewann und demnach meine Grobheiten seelenvergnügt einsteckte.

Im weiteren Anstiege zwischen Weingeländen, üppigen Gemüsegärten, mit blühenden Früchten überdeckten Orangenhainen lockte uns eine Trattoria mit Lacrimae-Christi zu kurzer Rast. Das Lixer wurde mit 2 Lire (ungefähr gleich 2 Kronen) angeboten, mit einer Lira bezahlt und mit Wonne getrunken. Da sich jeder von uns eine Flasche beibog und wir kalten Imbiss von Neapel mitgenommen hatten, sahen wir einstweilen keiner Hungersnoth entgegen, ja wir konnten sogar auf das Mittagmahl in der theuren Restauration an der Stationen verzichten.

Bier Dinge erregten während der langsamen Weiterfahrt unsere Aufmerksamkeit ganz besonders: Einmal die unabsehbare Reihe von Wagen, in denen Cook seine gut zahlenden Gäste auf den Berg brachte und die sich bei den vielen Windungen der Straße ganz besonders stattlich ausnahmen; sodann das auf einem vorspringenden Bergrücken erbaute meteorologische Observatorium, der Beobachtungsposten, in dem Director Palmieri während eines gewaltigen Ausbruches, von glühender Lava umflossen, als tapferer Mann der Wissenschaft heldenmüthig ausharrte; hierauf der Anblick des zu Stein gewordenen Lavastromes vom Jahre 1872, den die Straße mehrmals überschreitet und der im Erstarren der brodelnden, aufquellenden Massen die merkwürdigsten Gebilde zeitigte und so die Phantasie anregt, daß sie die seltsamsten Gebilde, Salamander, Molche und Drachen, Kröten und Krokodile und weiß Gott was für scheußliche Höllenvieher zu sehen vermeint; endlich der mit jeder Viertelstunde herrlicher werdende, unvergleichliche Ausblick auf das Häusermeer von Neapel, die blühende Landschaft und das ewige Meer, das am fernen Horizonte Procida, Ischia und Capri zur schönsten Bucht der Welt einengen.

Von der unteren Station, 800 Meter über dem Meere, erleichtert eine 820 Meter lange Drahtbahn, deren bedeutendste, fast unheimliche Steigung 63 : 100 beträgt, den Aufstieg ganz bedeutend. Da die Fahrt auf dieser Bahn allein mit 18 Lire, die ganze Fahrt von Neapel und

zurück aber, die Bahnfahrt inbegriffen, mit 25 Lire berechnet wird, so empfiehlt es sich jedem Reisenden, sich gleich in Neapel in die Arme Cooks zu werfen.

In einer Höhe von etwa 1200 Meter über dem Meere endet auch diese Bahn.

Wir befinden uns nunmehr am Rande eines Aschenkegels, der beständigen Veränderungen unterworfen ist und in seiner beweglichen, bei jedem Schritte nachgebenden, heißen Masse das Festlegen der Schienen und eine Sicherung der Bahn unmöglich macht. Hier merkt der Reisende bereits an den warmen Schuhsohlen, dass er auf einem Feuerberge steht, und wenn er die Spitze seines Stockes in die Aschen- und Schuttmasse steckt, quillt ein zartes Rauchwölkchen heraus.

Hier begegnet man aber auch wieder der italienischen Prellerei, und es bedarf energischer Abwehr, will man nicht einen beträchtlichen Theil seiner Börse opfern. Wenn die Reisebücher sagen, es sei bedeutend besser geworden, seitdem Cook sozusagen das Monopol hier habe — Himmel, wie muß es vor Cook ausgesehen haben!

Man läßt sich's ja gefallen, dass einem nummerierte Führer zwei bis drei Lire abnehmen und einen den kurzen Weg von etwa 20 Minuten zum Krater geleiten — bedarf es ja immerhin des kundigen Weisers, will man sich nicht unnöthig einer Gefahr aussetzen; aber dass sich einem von allen Seiten noch theures Hilfspersonal (ajuti) anbietet und aufdrängt, wo ein kräftiger Mensch überhaupt keiner Hilfe bedarf, ist doch etwas arg. Es stecken übrigens selbst die nummerierten Führer mit dem nicht nummerierten Gesindel unter einer Decke und beziehen für Zuwendung eines Verdienstes eine Vergütung. Drum haben sie auch den beschwerlichen Weg, auf dem man bei jedem Schritte einsinkt und abwärts ruscht, gegen den Krater zu in schnurgerader Richtung angelegt. Der Reisende soll eben bald verzagen, die ihm aufgenöthigte Hilfe annehmen und dafür ordentlich blechen.

Wir waren kaum einige Schritte hinter unserem Führer einhergegangen, da sprang ein Kerl voraus und hielt mir eine Strickschlinge hin, dass ich mich anhalte und hinauf bugjieren lasse. Der Spass hätte nach langem Feilschen und fürchterlichem Geschrei etwa zwei Kronen gekostet. Damit aber nicht genug, packte mich ein anderer Kerl am rechten, wieder einer am linken Arme, und einer stieß von rückwärts, und der abgefemte Führer streckte seine Rechte mit der Miene eines mildherzigen Biedermannes gegen den steilen Weg, verdrehte die Augen, dass man das Weiße sah, und meinte:

„È molto difficile — — es ist äußerst schwierig, mein Herr; ohne diese Hilfsmannschaft kommen Sie unmöglich hinauf!“

Die Silberlinge aber in meinem Sacke, die stimmten einen leisen Klagegesang an; es war ein so schmerzliches Wimmern, daß ich mich ihrer erbarmte, die Hilfe mit kräftigem Rucke und schneller Wendung von mir abschüttelte und dem Führer barsch zurief:

„Sono montano . . . ich bin ein Sohn der Berge, meine Füße stapfen schon durch ewigen Schnee . . . was soll mir bei diesem käse-hohen Bergerl ein Führer!“

Der Mann verstand, daß da nichts zu ergattern war. Er fuhr, gegen die Helfer gewendet, mit dem Zeigefinger einigemale vor seiner Nase hin und her, und sofort warfen sich die Räuber, mich fahren lassend, auf andere Touristen; der Führer aber schlug einen weniger steilen Fußpfad ein, den wir bis dahin nicht beachtet hatten, und brachte mich und meine Gefährten auf gemächlich zu begehenden Schneckenwegen zum Rande des Kraters empor.

Eigentlich waren es zwei Krater, die sich da vor uns als zwei gewaltige, hellgelbe Trichter aufthaten. Der gegen das Meer zu war völlig unthätig und gestattete einen Blick in seinen Hals; aus dem anderen qualmten in dichten Strähnen, sich drehend und quirlend, sich überschlagend und entwirrend, sich endlich in des Himmels Blau verlierend, Rauchmassen, die, der Windrichtung gehorchend, bald diesen, bald jenen Theil des Kraterrandes deckten, uns aber nicht belästigten, da wir auf der Seeseite standen und den Wind nicht gegen uns hatten.

Ich will mich nicht heldenhafter machen, als ich in der That war: Ich fühlte kein Verlangen, in den Krater hinabzusteigen und den Cyclopen und anderen Feuergöttern einen Besuch abzustatten, und so begnügte ich mich, den Herrschaften da unten die leere Flasche, aus der der Führer den Rest des süßen Weines getrunken hatte, mit einem freundlichen Gruße hinabzuschleudern, ohne zu bedenken, daß die Schmiede da unten Durst haben und, mein Unterfangen als Hohn auffassend, mir die leere Flasche an den Kopf werfen konnten.

Auf dem Kraterrande aber rund herum zu gehen, das lockte mich, obschon der Führer, um uns trinkgeldmürbe zu machen, meinte, es sei das heute recht gefährlich. Als wir ihn jedoch versicherten, daß er auch etwas zu rauchen bekomme, warf er auf die unheimlichen Wolken einen prüfenden Blick und rief:

„Nur schnell, meine Herren, adesso possibile — jetzt kann es gehen!“

Damit schritt er auf dem hart unter dem äußeren Rande ausgetretenen Pfade hastig voran, ich und meine Genossen hinterdrein. Wir hatten aber kaum den vierten Theil des Weges zurückgelegt und uns dem Thale genähert, das den Namen Atrio del Cavallo führt und den Vesuv vom Monte Somma, einem ausgebrannten Nebengipfel trennt,

da wirbelte die Wolke mit all ihrem erstickenden Schwefeldampf auf uns ein und der Führer rief uns mit erregter Stimme zu:

„Facioletti, Signori — geschwind die Sacktücher vor den Mund, meine Herren!“

Ich gehorchte und stand mitten in der dichtesten Wolke und überlegte, einstweilen auf das Athmen verzichtend, ob ich zurücklaufen oder dem Führer folgen sollte. Leichtsinm und ein gewisser Ehrgeiz sagten mir, solange es der Führer aushalte, würde ich wohl auch nicht ersticken, und so gieng ich dem braunhäutigen Sohne des europäischen Stiefels tapfer nach, und siehe, die Wolke verzog sich und meine Lungen konnten die gewohnte Thätigkeit wieder aufnehmen. Bruder Williram aber und der preukische Religionsprofessor, die waren verschwunden, sie hatten, auf den unangenehmen Rundgang verzichtend, eiligst den Rückzug angetreten, indes ich auf heißen Sohlen weiter stapfte und nach einer guten Viertelstunde wohlbehalten zu meinen Freunden stieß.

Ob ich aber den Rundgang noch einmal machen würde, weiß ich nicht; denn der Gedanke, daß ein Fehltritt mich leicht in den Krater hätte schleudern können, und daß es dann völlig unnöthig geworden wäre, mich nach Gotha zu überführen, sträubte mir die wenigen Haare, deren ich mich noch erfreue, doch etwas zu Berge.

Bevor wir wieder im Wägelchen der Drahtbahn Platz nahmen, bezogen wir einen Beobachtungsposten, und da war es wirklich drollig, zu sehen und zu hören, wie die reisenden Herren und Damen den Aschenfegel hinauf befördert wurden.

Da leuchte ein entsezlich dicker Herr, vielleicht ein Sohn des bierreichen Münchens, hinauf . . . gezogen, gestoßen und geführt und sich den strömenden Schweiß von der Stirn wischend.

Dort brachten vier Träger eine gar vornehme alte Dame mit schneeweißen Haaren auf einem Sessel daher und luden diese lebendige Fracht, als die starke Steigung selbst diese Art von Beförderung nicht mehr gestattete, auf ihre Schultern. Eine junge Dame, wohl die Tochter der Greisin, schritt ängstlich hinterher, bereit, die Frau Mama in ihren Armen aufzufangen, wenn die Träger sie verlieren würden. Ein junger Herr, wohl der Schwiegersohn, folgte mit einer Miene, von der deutlich zu lesen war: „Wenn ihr die Alte oben nach innen abladet, soll ein gutes Trinkgeld nicht fehlen . . . Herr, erlöse uns von dem Übel. Amen!“

Ein junges Ehepaar aus der grünen Steiermark, der Mann im Lodengewande mit grünen Aufschlägen, auf dem Hut den Hahnenstoß, kam schnellen Schrittes herab und schimpfte weidlich, es sei ein Blödsinn, soviel Geld auszugeben . . . zu sehen sei ja außer dem bißchen Rauch ohnehin nichts. Die beiden halten zweifellos erwartet, daß der Besuz

ihnen zu Ehren eine Galavorstellung geben würde mit obligatem Feuerwerke, Steinwurf und Lavafluss.

So sind halt diese ungenügsamen Menschein — niemand kann es ihnen recht machen, nicht einmal der Besuch: Speit er, so schimpfen sie, speit er nicht, so schimpfen sie auch!

Da gefiel mir ein ellenlanger Engländer mit fuchsrothem Cotelettenbarte schon besser. Aufrecht wie eine Tanne, jede Führung durch eine leichte Handbewegung von sich weisend, schritt er dahin. Er verzog keine Miene, da er aufstieg, keine, da er oben stand und zuerst in den Bädeler und dann in den Krater blickte, keine, da er wieder herabkam — ihm imponierte offenbar gar nichts — aber er war dagewesen — Punctum!

Nun, ich war auch dagewesen, und ich danke dem lieben Gott dafür, daß es mir vergönnt war, die Träume meiner Jugend zu verwirklichen, von der Höhe des Besuchegels hinabzublicken auf all die zahlreichen Orte und dicht bevölkerten Landschaften, auf Pompeji, die Stadt der Todten, auf die prächtige gebirgige Landzunge von Sorrent, auf das leicht bewegte Meer, auf das leuchtende Neapel, auf die in stahlgraue Dämmerung tauchende Ebene von Capua, auf die mit Schnee bedeckte Kette des Appenin.

Und — was sich so verwirklicht hat — heute ist es mir wieder wie ein Traum, den ich aber mit Wonne fortspinne . . . vielleicht ist es mir noch einmal beschieden, das Land zu sehen,

— — — — — wo die Citronen blühen,  
Im dunkeln Laube die Goldorangen glühen,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrthe still und hoch der Lorber steht."

Vielleicht macht einer der Leser die Fahrt in das Zauberland, wo die Kunst Natur und die Natur Kunst ist; dann aber — dann erwarte ich, weil's schon so Sitte ist, von ihm — eine Ansichtskarte!

## Das niederdeutsche Volk in seinen Sprichwörtern.

Von Heinrich Hoops.<sup>1)</sup>

Über den Wert des Sprichwortes kann man verschiedener Meinung sein. Die einen sehen darin „die Verkörperung der Weisheit einer Nation“, „den einfachsten Ausdruck der Lebensphilosophie“, „die bündigste Zusammenfassung universeller Erfahrung“; die anderen halten alle Sprich-

<sup>1)</sup> Der „Heimgarten“ hat so oft Eigenarten des süddeutschen Bauernthums beleuchtet, daß ein Gegenstück einmal recht am Platze ist. Vorstehender Aufsatz, den wir der Zeitschrift „Das Land“ entnehmen, zeigt den Unterschied und die — Ähnlichkeit beider deutscher Volksstämme.  
Die Red.

wörter für „halbe Wahrheiten und ganze Lügen“. Ich denke, man kann aus den Sprichwörtern eines Volkes, wenn man sie alle zusammenfaßt, ein ungefähres Bild seines Charakters, seines Denkens, Fühlens und Wollens gewinnen.

Was sagen uns nun die plattdeutschen Sprichwörter über den Charakter dieses niederdeutschen Volkes? Wir greifen aus dem reichen Schatz derselben eine Anzahl heraus, um eine, wenn auch unvollkommene Antwort auf diese Frage zu finden.

Im allgemeinen fällt uns gleich ihre Verbheit auf. Man merkt, daß der niederdeutsche Bauer sein Werk nicht mit Glacéhandschuhen anzufassen pflegt. Die drastische Urwüchsigkeit mancher Sprichwörter wirkt wahrhaft schüttelnd. Das ist das vollsaftige Leben; das ist keine Décadence. Da wird das Kind beim rechten Namen genannt; viel Zuckerwerk bekommt es nicht, aber um so braver die Jacke voll, wenn's den Stock verdient hat.

Ich kann nicht finden, daß diese Gradheit und Verbheit, die uns auch bei manchen hochberühmten Abkömmlingen aus dem niedersächsischen Landvolk, wie bei Luther und Bismarck, entgegentritt, so sehr vom Übel wäre. Unsere Zeit lechzt nach gesunder Realistik — hier ist sie. Aber freilich, manche jene Sprichwörter sind reichlich stark mit dem Aroma unverfälschten Naturlebens gewürzt. Wir müssen daher auswählen. Und doch ist es sehr schade. Gerade die öffentlich unmöglichsten sind manchmal die treffendsten.

Viele Wörter lassen zwar erkennen, daß die Religion tief ins Volksleben eingedrungen ist, daß aber andererseits leichte, zum Scherzen und selbst zum Spotten aufgelegte Elemente mit bei der Arbeit gewesen sind. „Kummt all Dag was Nees<sup>1)</sup> up — ja de Jung, as he bäden<sup>2)</sup> schull.“ „Uhi' Herrgott weet<sup>3)</sup> allens, aber min Bagelneest weet he nich — ja de Jung — datt sitt in'n Doornbusch.“ „De lewe Gott is oof in'n Keller — ja de Mönk, da he to Wien güng“ — eine Satire à la Grünher gegen Klostermißbräuche. Ein, wenn auch wenig erbauliches Bild aus dem Leben malt uns das Wort: „So wahr as ik vör Gott stah, ik kann nich mehr gewen — ja de Slachter, da stünd he vor'n Ossen“; Onkel Bräsig würde sagen: „Entfamtiger Jesuwiter!“ und mit Recht. Eine unbedingte Wahrheit spricht das Wort aus: „Twee Globens<sup>4)</sup> up eenen Pähl, dat is eenen to veel“, und eine bittere Anklage gegen unsere Zeit, die die Zeitung an die Stelle der Bibel gesetzt hat, enthält das folgende in humoristischer Form: „So kummt Gott's Woord in Schwung — ja de Düwel, un smeet<sup>5)</sup> de Bibel öwer'n Luhn“<sup>6)</sup>. Wunderbar schön ist dieses: „Dat wüll wi stahn laten — ja

1) Neues. 2) beten. 3) weiß. 4) Glauben. 5) schmeißt. 6) über'n Zaun.

de Düwel, un güng bi't Krüüz vorbi“; mag es auch zuweilen in etwas anderem Sinne gebraucht werden, es zeigt doch die unbedingte Ehrfurcht, die auch der schlimmste Bösewicht im Grunde seines Herzens vor dem Kreuz Christi hat. Paul Göhre erzählt in seiner bekannten Broschüre: „Drei Monate Fabrikarbeiter 2c.“, dass einige von den Leuten, mit denen er während jener Zeit zusammenlebte, an Gott und Menschen herumgenörgelt hätten, aber vor der selbstlosen Liebe Christi hätten sie den Hut gezogen. „Dat wüll wi stahn laten — sä de Düwel, un güng bi't Krüüz vorbi.“

Wie sehr die Geistlichen sich hüten müssen, in übergeistlichen Ton zu verfallen, und wie sehr andererseits manche Menschen geneigt sind, das Leben von der rein materialistischen Seite aufzufassen, zeigt das derbe Sprichwort: „Wo de Messwagen<sup>1)</sup> nich hentummt, kummt Gott's Segen oof nich — sä Jan Timm.“ Der Volksmund lässt aber hernach in lehrreicher Consequenz denselben Jan Timm als Resultat seiner fruchtbaren Weltanschauung den ernstgemeinten Entschluss aussprechen: „Dat schall mi nich wedder passieren — sä Jan Timm — da musde he an'n Galgen.“

Wenden wir uns nun den Sprichwörtern zu, die auf das sittliche Leben des Volkes Streiflichter werfen, so tritt in der Beurtheilung desselben eine scheinbar sehr pessimistische Anschauung zutage. „Gott schuf den Menschen zulezt, ja, aber se sünd oof darnah.“

Um ganz in der Nähe anzufangen, muss ich leider verrathen, dass diese plattdeutschen Sprichwörter an dem Küster und besonders an dem Pastor auch nicht ein gutes Haar lassen. Nach diesen liebenswürdigen Zeugnissen der Volksmeinung wäre es am besten, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Besonders häufig wird den Pastoren Habsucht zum Vorwurf gemacht. „Ei is'n Ei — sä de Pape — da langde he nah't Gooße-Ei“<sup>2)</sup>. — „Mann vör Mann 'n Bagel — sä de Pastor — un mi 'n gebraden Gooß.“ — „Es ist nicht um meinethwillen, sondern um meinem dereinstigen Nachfolger nichts zu vergeben — sä de Pastor — do nööm he dat lezte Ei von de Wittfroo“<sup>3)</sup>. Es sind harte Vorwürfe, die den Geistlichen da gemacht werden. Viel Übelwollen und Geiz im Volke mag bei ihrer Entstehung mit thätig gewesen sein; aber ganz ohne innere Begründung können sie doch auch nicht sein. Um so mehr werden die Geistlichen darnach zu streben haben, durch ihr Verhalten solche Sprichwörter nach und nach in Vergessenheit zu bringen. Bei manchen besonders eingebürgerten wird's schwer halten, wie z. B. bei dem vielfach im Scherz gebrauchten: „Gott's Barmhartigkeit un Papen Begehrlichkeit heft nimmer'n Ende.“ — Mag nun auch mancherlei Mangelhaftes an den Pastoren sein, ganz so schlimm, wie das folgende

1) Mistwagen. 2) Gänse-Ei. 3) Witwe.



Spruchwort behauptet, sind sie doch wohl nicht: „'t Best in de Midden — sä de Düwel — da güng he twüschen twee Papen.“

So, nun bin ich mit den Pastoren fertig; jetzt sollen auch andere Leute an die Reihe kommen. Wen's trifft, der heule! Ich habe die Steine nicht gemacht; ich werfe sie nur in die Menge hinein.

„De Hunde und de Edellühd maekt keen Döhr achter sich to“ — so lautet das Ergebnis einer liebevoll nachdenklichen Beobachtung. Aber man hat auch von der Höflichkeit der Edelleute Proben erlebt: „Mit Verlöw<sup>1)</sup> — seggt de Edelman, und nimmt dem Buuren de Koh ut'n Stall.“ Man merkt, der deutsche Landmann hat lange unter den Vorrechten der Standesherrn geseufzt und geblutet.

Ganz schlecht kommen die Advocaten weg. Sie sollen es trefflich verstehen, aus dem trüben Gewässer ländlicher Proceßzucht die Karpfen herauszufischen. „Dat Geld mult'n<sup>2)</sup> von de Lühde<sup>3)</sup> nehmen — sä de Awkat, von de Bööm<sup>4)</sup> schüddeln kann id't nich.“ — „Dat wüß wi woll kriegen — sä de Awkat, da meente he dat Geld.“ — „Up de Bigelien<sup>5)</sup> lett sich good spälen — sä de Awkat, da kreeg he'n Schinken.“ — „Dem Geföhl nah hett de Mann Recht — sä dem Awkat, as em Gener en Lujedor in de Hand schöw.“<sup>6)</sup> — Aus dem „Rechtsgelehrten“ macht das Volk einen „Rechtsverkehrten“ oder auch „Rechtsverdreher“. „Mien Jung schall Awkat werden — sä de Buur, fiet he in'r School is, hett he noch keen wahr Woord snackt.“

Am einfachsten ist es, die Advocaten kurzerhand mit anderen Sündern zusammen in die Hölle zu stecken: „Gliek un gliek hört tohop — sä de Düwel, da harr he'n Awkaten, en Snieder, en Wewer un'n Müller in'n Sack.“ Die drei letzteren hat das Volk öfter beim Kragen. Es scheint fast, als ob es früher einmal wirklich Schneider, Weber und Müller gegeben hat, die es mit der Ehrlichkeit nicht genau nahmen. Wie wäre sonst wohl das Verslein entstanden:

„Müller mit sien Mattfatt,  
Wewer mit sien Spoolrad,  
Snieder mit sien Schnippelscheer —  
Wo kommt de drie Dewe her?“

Unerklärlich wäre sonst auch die Entstehung des Wortes: „Watt de Gewohnheit, nicht deiht — sä de Snieder, da smeet he'n Stück von sien eegen Tüg in de Eck.“

Auch anderen Handwerkern wird der Pelz gewaschen. Der Nadelmacher ist nicht für Überhastung bei der Arbeit: „Dat wör een von de Dufend,<sup>7)</sup> sä de Nadelmaker, Jung, gab hen un hal mi'n Krooß<sup>8)</sup> Beer.“ — Der Bäcker muß auch herhalten: „Dat hett keen Swerig-

<sup>1)</sup> Erlaubnis. <sup>2)</sup> muß man. <sup>3)</sup> von den Leuten. <sup>4)</sup> Bäumen. <sup>5)</sup> Violine. <sup>6)</sup> schob.  
<sup>7)</sup> Tausend. <sup>8)</sup> Krug.

keit — sä de Bäcker, as he dat Brot to licht makde.“ — „Gewohnheit is allens, Mieke — sä de Bäcker, da segte he mit de Katte den hitten Aben ut.“ Der Besenbinder wird mit seinem „Handwerk“ verspottet! „Gen Ackermann een Plackermann, good is doch, wer'n Handwerk kann, seggt de Besenbinner.“

Dem Doctor und Apotheker mag das Volk auch gern am Zeuge sicken. „'t is nu leider gesunde Lied — sä de Apteker to'n Dokter un Afdecker.“

Am häufigsten aber wird der Bauer vorgenommen. Nur einige wenige Proben: „'ne Arme kann Genen ebensosehr argern, as'n Rieke — sä de Buur, as he nah Geld freete.“<sup>1)</sup> — „Ja, ja, Se herwt wohl ehre Noth mit't Studeeren — sä de Buur, denn dat seh id an mine Ossen, dat Kopparbeit 'ne sware Arbeit is.“ — „Kummt de Buur an'n Staat, weet he keen Maat.“ — „Dat kost nicks — sä de Buur, da prügelt he sienen Jungen.“ — „Lat'n man treden, sä de Buur, Melk gewen deiht he nich.“ — Das Gesammturtheil lautet: „De Buur is'n Buur, is'n Schelm von Natur.“

Interessant ist es, zu erfahren, welche Stellung das niederdeutsche Volk in seinen Sprichwörtern zu der Frauenfrage einnimmt. Allzuviel Liebenswürdigkeit und Bartzgefühl wird man nach dem Bisherigen auch hierin kaum erwarten. Die einfache Lösung der Frauenfrage lautet: Heirate und thu in der Ehe deine Pflicht! Sollte eine Frau aber auf moderne Ideen von der Emancipation kommen, so wird sie „schlagend“ von ihrem Unrecht überzeugt.

Mit den Mädchen und Bräuten geht der Volksmund zunächst noch glimpflich um, ganz wie die jungen Burschen zu thun pflegen. Es geht ja häufig nach der treffenden Bemerkung eines biederen Mannes aus hiesiger Gegend: „Vor de Hochtied wölt se sik vor luter Leew<sup>2)</sup> upfreten un naher deiht't jem leed, dat se't nich dahn herwt.“<sup>3)</sup> — Da wird uns ein hübsches junges Mädchen gezeigt, das mit einem ganz unbeschreiblichen Gesicht auf die Rathschläge einer alten Frau halb hinhört: „Radet mi good — sä de Bruut, aber radet mi nich af!“ Dort hört ein anderes hold erröthend die Werbung des still Geliebten und soll sich erklären: „Nun denn — sä dat Mäken, un wull nich ja seggen.“ — „Jä schäme mi — sä dat Mäken, un höll'n Tweernsfaden<sup>4)</sup> vör de Ogen.“ — Für die Brautschau gelten die Mahnungen: „Est free sien Nabers Kind, denn weet he, wat he find't“ und „Linnen un Froonslühd mutt'n nich bi Licht köpen.“<sup>5)</sup>

Ganz anders springt das Sprichwort mit den Eheleuten und den älteren Frauen um. „Vämmten, heft du ook freet? — harr jener jung

<sup>1)</sup> freite. <sup>2)</sup> Liebe. <sup>3)</sup> gethan haben. <sup>4)</sup> Zwirnsfaden. <sup>5)</sup> laufen.

Ghemann seggt, as he bi'n Schaap vörbi gung, dat den Kopp hangen leet." — „Free du man erst -- sä de Scheeper to sienen Hund, denn schaft woll den Steert hangen laten." — „Böse Schuldners sittet ehren Wivern unnern Röcken." — „Ich segge nicks, mien Froo is achter." <sup>1)</sup> — Das gilt den Pantoffelhelden; aber es gibt auch Haustyrannen: „Recht heft du, Froo, aber swiegen<sup>2)</sup> mußt du!" — „Man mutt allens brufen,<sup>3)</sup> woto et good is — sä Klaus, da wischt he sich mit siener Froo ehr Schorten<sup>4)</sup> de Nähs' af." — „Dat Nöhdigst toerst — sä de Buur, da prügeld' he sien Froo un leet dat Beerde in 'n Graben liggen." — „Spais mutt sien — sä Hans, da kettelde<sup>5)</sup> he Gretjen mit de Messfork." — „Allens mit Maaten,<sup>6)</sup> sä de Snieder, da slog he sien Froo mit 'r Ehl.<sup>7)</sup> — Der Grund solcher Barbarei wird für manche Fälle die traurige Beobachtung gewesen sein: „De Froo kann mehr to't Finster rutlangen, as de Mann to't Schündöhr<sup>8)</sup> rinföhrt."

Alte Damen werden unbarmherzig mitgenommen: „Un ohle Hüüser un ohle Frooens is alltied wat to fliden." — So recht weise meint eine Alte bei der Besprechung des jüngsten Dorfunglücks: „Wenn't Unglück sien schall, kann man'n Finger in de Nähs'<sup>9)</sup> afbreken." — Mehr Gutes läßt der folgende Spruch an den alten Frauen:

„Een ohle Froo um een ohle Koh,  
Daar kummt Een noch wat von to;  
Man 'n ohlen Keerl un en ohl Beerde,  
De sünd keen Bohne weert."

Ein allerliebstez Eheleben scheint die alte Hattersch mit ihrem Manne geführt zu haben, die bei seinem Sterben ingrimmig die Worte hervor-  
stößt: „Dat sünd so siene Rücken!" — und ein niedliches Familien-  
bild malt uns auch das Bekenntnis: „Est deiht wat — sä de Jung,  
mien Badder sleit mien Moder, mien Moder sleit mi, un ich sla de  
Beeg." <sup>10)</sup> Gegenüber solch allgemeiner Prügelei ist es ordentlich wohl-  
thuend, den Rath zu hören: „Nüms sla sien Kinner dodt, man weet  
nich, wat' rut werden kann."

Das Capitel „Kindererziehung" bewegt das Volksgemüth lebhaft.  
„Je lewer dat Kind, je harter de Kohd'." — „Kinner mit Willen  
kriegt wat vör de Willen." — Das behagt natürlich den Sprößlingen  
nicht. Wir sehen einen solchen vor seinem Vater stehen und hören, wie  
er den Bürnenden zu entwaffnen sucht: „De Saak<sup>11)</sup> is nich to trooen,  
Badder — Badder, legg erst den Stock dahl." <sup>12)</sup> — Ein anderer be-  
klagt sich schwermüthig: „Wie kunnen as Bröder mit enanner leben,  
Badder, aber du wult ja nich." — Aber keine Sentimentalität! Strafe

1) hinten. 2) schweigen. 3) brauchen. 4) Schürze. 5) kichelte. 6) Maßen. 7) Elle.  
8) Scheunenthore. 9) Nase. 10) Ziege. 11) Sache. 12) nieder.

muss sein; sonst erfüllt sich die traurige Prophezeiung: „Jung up'n Schoot<sup>1)</sup> un old<sup>2)</sup> up't Hart.“<sup>3)</sup>)

Stiefkinder ebenso wie Stiefmütter stehen in üblem Ruf: „De will leben ahue Pien, de wahr<sup>4)</sup> sid vor Steeffinner un Winterwien!“ — „De erst 'n Steefmooder hett, kriegt of bald 'n Steeffoder.“ — Ergreifend und poetisch schön heißt es von der vielen Angriffen ausgelegten Lage der Witwen: „Weetfrooen Aled is lang, elkeen<sup>5)</sup> tritt 'r up,“ während von der Hilflosigkeit eines Witwers der Knittelvers spricht:

„De 'n Wedemann nimmt,  
De Pütt un Plünnen findt.“

Hunderte von Sprichwörtern ließen sich noch anführen, die eine Fülle von Lebensregeln, von praktischer Volksweisheit darbieten.

Es könnte nun aber jemand meinen: Diese Sprichwörter werfen doch ein sehr ungünstiges Licht auf den Charakter des niederdeutschen Volkes. Wieviel Unredlichkeit und Grobheit decken sie auf!

Doch gerade daraus aber, daß unser Volk in seinen Sprichwörtern jene Schattenseiten ans Licht zieht, kann man schließen, daß es sie hasst und verwirft. Wer das Böse fördern will, der thut es heimlich, bei Nacht und Nebel, und redet nicht davon am hellen Tage. Wer aber das Böse ans Licht zieht, der will es ausrotten. Das Anziehende nun ist bei dem niederdeutschen Volk der derbe, urwüchsige Humor, mit dem es meist diesen Kampf führt. Gerade wegen dieses goldenen Humors, der auf dem Grunde eines tiefen, das Gute ursprünglich liebenden Gemüthslebens ruht, lieben wir unser Volk. Und gerade durch diese Art der Moralpredigt zeigt es, daß es sich selbst achtet. Es verwirft sich nicht selbst in nervöser Übertreibung und liebloser Aburtheilung. Es sucht das Sinkende zu halten, wie eine Mutter ihr irrendes Kind. Es donnert mit polternder Stimme, während durch einen Spalt der Wolken das Auge der Sonne goldig schimmert. Gott erhalte dem Volke diesen echten Humor!

1) Schoß. 2) alt. 3) Herz. 4) hütle. 5) jedermann.

## Vom Maltathale und den Brillen des Pfründners.

Aus dem Tagebuche des Heimgärtners.

**W**as habe ich von so einer Bergpartie? Kann ich die Berge in den Sack stecken? Kann ich von den Gipfeln und Felswänden was herabbeißen? Kann ich die schöne Aussicht zusammenrollen, unter die Achsel nehmen und mit nach Hause tragen? So fragte mich einmal jemand, der

beim Biertisch saß und Karten spielte. — Die Berge in den Sack stecken, von den Steinen was herabbeißen, das kann zwar ich ebenfalls nicht, will es auch nicht, aber die schönen Landschaftsbilder zusammenrollen und mit nach Hause nehmen, das kann ich. Alle die Berge und Gletscher und Wasserfälle und Seen, die Landschaften, die ich je von Berggipfeln aus geschaut, im Archiv der Seele sind sie hinterlegt. Weder Namen noch Menschengesichter kann ich mir merken, aber viele Landschaften stehen in der Erinnerung jetzt schon dreißig, vierzig Jahre und länger, und recht oft, wenn's dunkel und still ist um mich, da packe ich sie aus, sehe sie mir an und freue mich an ihnen. Und selbst wenn mein leibliches Auge einmal erblinden sollte, bleiben sie mein Eigenthum so lange, bis Gott das letzte innere Lichtlein in mir auslicht.

Daher muß es mir jener Kartenspieler am Biertische, der nur das Herabbeißen und Indensackstecken kennt, schon nachsehen, wenn ich in Lust und Mühelal immer wieder ausziehe, um meine Bildersammlung zu vermehren. So auch dies Jahr, kaum der Schnee zerging. Das ist für Reisen und Thalwanderungen im Gebirge die beste Zeit. Die Eisenbahnzüge sind noch nicht überfüllt, die Gasthöfe sind noch demüthig, die Straßen sind nicht mehr schlammig und noch nicht staubig, die Flüsse sind wildlebendig, die Wasserfälle sind mächtig, die hohen Berge sind noch weit herab beschneit, so daß keine große Phantasie dazu gehört, um Gletscherlandschaften aus ihnen zu machen.

Von den Thälern Oberkärntens wird das Möllthal als das schönste bezeichnet. Darf ich verrathen, daß es ein noch schöneres gibt? — In Spital an der Drau aussteigen. Dort steht gegen Norden hin ein hoher Gebirgszug, dessen Vorberge uns schon Achtung! zuzurufen, obschon sie noch niedrig und sanft sind gegen jene, die im Hintergrunde stehen, wo dieser Gebirgszug aus gewaltige Tauerngrat stößt. Links am Drauthal, aus einer bewaldeten Engschlucht der Vorberge, rollt mit breiter wilder Wucht die Lieser hervor. Ihre bräunlich-grauen Wellen gehen so hoch, wie die eines bewegten Meeres, nur viel energischer und zielstürmischer — sie wollen hinab, hinab. Dieses Wasser ist das Kind der Berge und doch kennt es keine andere Gier, als hinab, immer hinab, der Niederung zu. Wir werden es noch sehen, wie ihm kein Stein zu hart ist, es schleift ihn ab, wälzt ihn davon, wie ihm kein Sprung zu hoch ist, nur um aus sonnigen Höhen in schattige Tiefen zu kommen. Und ist es draußen, dieses kindische Bergwasser in der Unendlichkeit des bitteren Meeres, dann Heimweh! Sachte steigt es in Dünsten auf, irrt in Wolken durch die Himmel und sucht sein heimathliches Bergland, wo es sich gerührt unter fließenden Thränen niederläßt, um sogleich wieder seine Flucht in die Niederungen zu unternehmen. — Wie nun das Wasser niederwärts strebte und der Mensch aufwärts, so begegneten sie sich in den bewal-

deten Bergschluchten zwischen Epital und Gmünd. In einem Nebenthale, ganz nahe an der Lieser und doch versteckt, liegt der Millstättersee. Dort ruhen sie ein wenig aus, die Fallenden und die Steigenden. Ein schöner, langer Hochsee, hinter waldigen Vorbergen in weitem Rund von weißen Bergen umgeben. Wasser mit Schiffchen, Matten mit Rindern, Wald mit Holzschlägern, Felsen mit Gamsen und Schneefeldern und dazwischen zierliche Landleute mit glücklichen und unglücklichen Menschen — das ist das Um und Auf dieser Gegend. Die glücklichen und die unglücklichen Menschen kommen zwar nicht just in Millstatt allein vor, dazu bedarf es nicht erst der jauchzenden Äpler auf den Bergen und der stummen Fische im See. —

Mit einem Weggenossen, der auch gegen Gmünd wanderte, unterhielt ich mich über das Wasser. Das Wasser, war sein Ausspruch, liebe er in allen Gestalten mit Ausnahme der im Trinkglase. Ins Trinkglas gehöre etwas weniger Niederträchtiges, etwas, das anstatt in die Tiefe zu trachten, zu Kopfe steigt. Darauf mein Entgegenen, dass man Flüssigkeiten kenne, die zu Kopfe steigen, dann aber den Kopf und was drau ist, in die Tiefen des Straßengrabens schleudern. Das ließ er gelten. Vorher waren wir lange an dem Punkt gestanden, wo die wüthende Lieser in die stille, glatt hinliegende Drau stürzt. Zehnmal so viel Kraft zeigt der aus den Hochthälern niederbrausende Bergfluß, als der gesänftigte Strom, doch wo die Lieser voll Leidenschaft in die Drau stößt, ändert sich diese nicht um ein Jota, trotz der Vereinigung mit dem großen Flusse wird sie für unser Auge nicht größer und nicht kleiner, sondern liegt wie vorher still und breit dahin. Und wenn wir nun die Lieser aufwärts verfolgten durch ihre Engthäler, da stößt auch auf sie mancher stattlicher Nebenfluß ein, ohne dass sie scheinbar größer wird. Allerdings dort, wo die Malta links aus dem Hochgebirge hervor kommt, und — es ist just vor den Thoren Gmünd's — mit ihrem lichten Gletscherwasser in die Lieser stößt, weicht diese vor dem Stoße ein wenig zurück und wird blaß. Das spricht für die Malta, die man näher kennen lernen muß.

Nachdem ich in Feldners Gasthose — ich sage nicht Hotel, denn dafür ist es viel zu deutschheimlich — mich ausgeruht und gestärkt hatte, war es halbwegs zu wagen mit dem Maltathale. Ein Einspänner beförderte mich, so weit es mit dem Wagen geht, und das ist etwa drei Stunden des Fußgebers. Das Thal hat hinter dem Dorfe Malta einen vorgeschobenen steilen Berghang, sonst ist es breit, sonnig und läßt sich ganz zahm an; Ortschaften, Gehöfte an den Berghängen, weit hinauf. Aber zur linken Hand oben hebt das Hochgebirge an sich zu entfalten in seltsamen Riesengebilden mit nördlichen Abstürzen, die seit der Welt Urständ noch nie ein Sonnenstrahl beschienen hat. So dräuen sie von ihrer blauenden Höhe finster nieder ins Thal, durch das zwischen

Matten, Felsblöcken und über Sandhalben hin der Fluß sich schlängelt. Dort hinten, wo das Thal sich scheinbar schließt, geht von brauner Felswand ein weißes Band nieder bis zur Thalmatte. Nach einer Stunde stehe ich staunend vor diesem Bande. Es ist der Wasserfall des Fallbaches. Man würde ihn stundenweit hören, wenn nicht jede Schlucht ihr eigenes Rauschen hätte. Der Fall ist über hundertfünfzig Meter hoch, also wesentlich höher als der Grazer Schloßberg von der Sohle aus. Er warf zu meiner Frühjahrszeit mindestens zehn Mühlbäche stets auf einmal herab. Hoch oben springt er aus dem Rinnsal der Rinne etwa fünfzig Meter in einer geschlossenen weißen Masse nieder, schwer und dick, als ob unendlicher Schnee herabflutete. Dann prallt er an einen Felsvorsprung, zerschellt zu einem breiteren, dichten Schleier, der in Tüchern wieder an fünfzig Meter niedergeht, sich dann zerfranst und in weißen Raketen herabzischt. Diese raketenförmigen weißen Wasserpfropfen lösen sich plötzlich, immer und immer wieder nachkommend. Keines dieser Tücher und Raketenbänder erreicht den Boden, alles zersprüht schließlich zu einer Nebelmasse, die wie ein Wolkenbruch unten ans Eis schlägt. Denn ein Krater aus Eis empfing zur Zeit diesen Wasserfall. In seinen Rachen entschwand der schwere weiße Nebelschwaden, um unterhalb der Eiswand wieder hervorzubrausen und dann wie ein gewöhnlicher Alpenbach weiterzurinnen, auf den Matten noch einige Bauernmühlen treibend, bis er sich mit der Malta vereinigt. Nie war ich je so lange vor einem Wasserfall gestanden als vor diesem. Er ist unerschöpflich an Mannigfaltigkeit, kommt jeden Augenblick in neuen Geflechten, Strähnen, Ausprühungen, Stäubungen, Raketen u. s. w. herab. Schwer und feierlich langsam fällt er, man kann bequem bis zehn zählen, bis die oberste Gieß unten ankommt. An hundert Schritte bleibt man diesem Wasserfall vom Leibe. Schon auf solche Entfernung steht man mitten im Gewitter, Regen und eiskalter Wind schlägt nieder, ein Sausen und Brausen und Donnern betäubt das Ohr und man ist bald naß bis an die Haut. Daß in der Sonne alle Regenbogenfarben spielen, daß je nach dem Luftzug ein dumpfes Brausen oder ein dünnes Zischen oder ein hohles Gurgeln oder ein säuselndes Singen oder ein windähnliches Rauschen herabkommt, weiß jeder, der Ähnliches gesehen. Es ist ein Lied von ewigen Dingen, jede Strophe anders seit undenklichen Zeiten, und in diesem Augenblick, als ich's hier in meiner Stube zu Graz schreibe und in diesem Augenblick, als du, mein Freund, es Gott weiß wo in der Welt liest, braust immer und immer das Lied von der Felswand nieder im Maltathale.

Als ob's nur dieser Fallbachfall allein so triebe. Als ob nicht gerade in demselben Thal, wenn auch weniger hohe, sonst aber noch weit gewaltigere Wasserfälle raseten! Man wende sich auf der Matte nur um und

sieht querüber in den Gößgraben hinauf, aus dessen Hintergrund die Ungethüme des hohen Reißeck, des Sauleck, des Tullneck niederstarren. Gleich am Eingang dieses Grabens der wuchtige Gößfall, weiter oben, wo die Waldnatur ins Starre der Felsen übergeht, der Zwillingsfall, zwei Wasserstürze nebeneinander, ein hoher und ein breiter, sich an Wildheit überbietend und einen aufsteigenden Nebel verbreitend ringsum. Den Fallbachfall rechts, den Gößfall links, so stehe ich bei einem Gehöfte, der Pflüglhof geheißen, am Ende des Maltathales. Von hier aus wird es eine viele Stunden lange, wilde Schlucht, in der kein Wagen mehr vorwärts kann, in der nur noch wenige Hütten zu finden sind, in der die Alpnatur in ihrer Ursprünglichkeit herrscht und jeden Culturversuch der Menschen zurückweist, Stege und Brücken mit Mühe und Fleiß gebaut, aber die Natur hat darübergeschrieben: Dermalen freiwillig gestatteter Weg! Die nächste Lawine, das nächste Hochwasser vernichtet ihn so gründlich, als sei nie ein Menschenfuß hier gewandelt. Nachdem ich vom Pflüglhof aus drei Stunden gegangen, gestiegen, geklettert bin über Querschluichten, Wasserstürze, Tümpel, Steinblöcke und Schründe, donnert's in allen Wänden. Ein feuchtkalter Luftstrom schlägt mir an die Wangen. Ich stehe vor den zwei größten Wasserfällen dieser Gegend, dem Hochalpenfall und dem Maltafall, an dem mit alten Fichten und Tannen umstandenen „blauen Tumpf“, wo die schäumenden und blauenden Wasser kreisen. Nur Gletscherwasser, denn hoch oben breiten sie sich ringsum, die Eisfelder, darüber kühn in den stillen kalten Himmel aufragend die Hafnerspize 3061 Meter, der Antogel 3252 Meter, die Hochalpenspize 3355 Meter hoch. Will ich noch einige Stunden vordringen, so biegt das Thal plötzlich links um und ich stehe am Rand des weithin starrenden Glendgletschers, überragt von dem finstern zerrissenen Schwarzhorn. Im Glend, so heißt dieses weltentlegene Hochthal, ein überaus herrlicher Gebirgskessel, wie die Touristen sagen, die morgen wieder fortgehen, ein unbeschreiblich trostloser Bergwinkel, wie die armen Hirten meinen, die monatelang in der starren Einsamkeit leben müssen.

Mir ist der Grazer Tourist sehr gut bekannt, der vor Jahren im Maltathale, unweit dort, wo der Fallbachfall ist, seine Augengläser zerbrochen hatte. Im Klettern den Hang hinan schnellte ihm ein Fichtenzweig ins Gesicht und die Augengläser flogen in den Abgrund. Es waren derer von Nummer sechs, und jetzt war der Mann, der allein im Hochgebirge stand, so viel als blind. Er sah, was zu allernächst an ihm war, im weiteren nichts, als das Weiß des Himmels und das Grau der Berge mit den verschwommenen Rändern. Ein nebelhaftes Bild, wie durch erblindetes Glas gesehen. Und er war doch weit hergekommen, um zu schauen. Er hatte nun die größte Mühe, zum Wege hinabzufinden,



ohne über Wände zu stürzen. Dort fragte er einen Steinklopfer, ob denn der in Malta oder drüben in Dornbach niemanden wisse, der Augengläser habe.

„Glasaugen meinen's? Schaun's her, die hab ich ja selber“, antwortete der Steinschläger. Ja, da hätte der Tourist erst Augengläser auf der Nase haben müssen, um zu sehen, daß der andere „Glasaugen“ auf der Nase hatte. Aber seine Freude war kurz; Steinklopfer tragen Augengläser, selbst wenn sie die adleräugigsten Wildschützen sind, Brillen aus Fensterglas, damit ihnen der Staub nicht ins Auge sprüht — „beim Steinerschlagen“. Hingegen wisse dieser Steinklopfer einen alten Pfründner im Dorf Malta, der Gläser trage, weil er sehr kurzsichtig sei. Der Tourist nahm einen Gaiknaben, der ihn zum Alten führte. Und siehe, der hatte Hornbrillen, die besser waren als keine.

„Was steigen's denn herum, wenn 's nix sehen!“ sagte er zum Touristen. „In die Schluchten wolln's eini? Gehn's, das is a grausliche Gegend. Wo sein's denn her? Aus Graz? Dort soll's ja eh schön sein, was gehn's denn nachher weg? Leihen thu' ich f' Ihnen schon, die Glasaugen, aber was Schöner's zum Anschauen soll'n Sie sich wohl suchen, als wie den Graben da ins Glend hinein.“

So wanderte der Tourist nun frisch bewaffneten Auges in das hintere Maltathal hinauf. Da wurde die Gegend immer düsterer und schauerlicher. Himmelhohe Berge und grause Abgründe. Alles Stein, Schutt, zerreißendes Wasser. Stellenweise hiengen die Felsen über, so daß sie herabzustürzen drohten. Der Tourist wagte sich kaum vorwärts, er schwindelte an den Stegen und Abgründen. Wilde Thiere glaubte er zu sehen, oben in den Nischen, Wölfe, Bären, sogar ein Lindwurm rechte feinen schauderhaften Kopf aus einem Felsloche hervor. Dann der versteinerte Schnee, der nimmer weggeht, der Eis- und Felsblöcke herabwälzt auf die Wiesen, wo nur ein kurzes Gräslein wächst. Alles öde, trostlos, nur krächzende Raben fliegen herum unter den Wänden und suchen nach Thieren, die verhungert sind. Dann diese schreienden Wasserfälle, wo man seit eigenem Wort nicht versteht und alles nass und frostig wird und Eiszapfen niederhängen mitten im Sommer. Dem Touristen graute, er gieng in dieser Wildnis nicht weiter. Wie, wenn hinter ihm eine Lawine niederfährt, daß er nicht mehr zurück kann? Ein Eingeschlossener, ein Verdammter in dieser kalten Hölle! Als nun auch die Nebel niederstrichen an dem wilden Berg, so daß ein frostiges Dämmern die ewig rauschende schauerliche Einsamkeit zudecken wollte — da dachte der Tourist ans sonnige, fruchtbare Hügelland draußen, wo es so gefahrlos und heimlich umherzugehen ist — ein Paradies im Vergleich zu diesen starren Schrednissen. Er kehrte um aus dem Glend, war froh, als er die dräuenden Wände

hinter sich hatte und wieder im Dorfe Malta war, wo es Sonne gab und Fruchtfelder und Menschen. Dem Pfründner gab er die Brillen zurück, hernach draußen in Gmünd kaufte er sich neue. Als er dann durch das Lieserthal hinab der Eisenbahn zuwanderte, begann es ihm leid zu thun, daß die wilden Berge zurückblieben. Er konnte es nun nicht begreifen, daß er Tags zuvor im hintern Maltathale eine solche Angst bekommen, daß er seine Absicht, über den Glendgletscher nach Mallnitz hinüberzuwandern, nicht ausgeführt hatte. Das ärgerte ihn jetzt, er kam sich feige vor.

Ich will dich aufklären, mein lieber Grazer Tourist. Du hast das Hochgebirge durch die Brille des Pfründners angesehen! — Schon der geschäftige Gebirgsbauer findet an den unfruchtbaren, unwirtlichen Alpenwildnissen nichts Anziehendes; und erst gar ein alter Pfründner, dessen Kindskopf das Wilde und Großartige ins Märchenhafte steigert und der die Hochgebirge mit Dämonen beseelt. Aber geschadet hat's dir doch nicht. Es ist ganz gut, wenn wir manchmal erinnert werden an die feindlichen Mächte, die in den Wildnissen schlummern. Sei es schon nicht größerer Vorsicht halber, so gewinnt das Gebirge doch neuerdings den Reiz des Geheimnisvollen, der ihm durch das ehrfurchtslose banale Touristenwesen und Unwesen fast ganz abhanden gekommen ist. Im allgemeinen möcht ich dem Touristen des Pfründners Brillen nicht anrathen, bisweilen jedoch soll er sie nur an die Nase stecken — — denn wenn die Ehrfurcht erlischt, dann ist es mit der Poesie des Hochgebirges vorbei.

## Ein „Sottloser“.

Gedenkblatt für Adalbert Svoboda von Peter Rosegger.

**E**ines Sommervormittags im Jahre 1870 fand auf dem Redaktionszimmer der Grazer „Tagespost“ ein erregter Auftritt statt. Zwei Herren waren unangemeldet eingedrungen und hatten den Chefredacteur leidenschaftlich zur Rede gestellt über die politische Haltung des Blattes. Das sei eine Schande für Graz, für ganz Steiermark! Sich bei diesem Kriege so demonstrativ auf Seite der Preußen zu stellen, mit dem österreichischen Erbfeinde es zu halten! Wo ein Zusammengehen mit Frankreich die beste und vielleicht einzige Gelegenheit wäre, das österreichische Vaterland wieder zu rehabilitieren. Alle Chancen seien für Frankreich, das Volk, das bei Königgrätz seine besten Söhne verloren, sei gegen Preußen, kein einziges Blatt im ganzen Lande habe die Stirn, so dreist für Bismarck und seinen neuen Raubzug Gefinnung zu werben wie die Grazer „Tagespost“. Sie, diese zwei Herren, glaubten, nicht

bloß im Namen ihrer Partei, sondern des ganzen Volkes zu sprechen, wenn sie die Redaction aufforderten, dieses Blatt endlich in gut österreichischem Geiste zu führen.

Der Redacteur, ein kleiner, untersehter Mann, hatte sein Haupt erhoben, so daß seine langen, blonden Locken über die breiten Schultern hinabglitten. Sein rundes Gesicht war hochgeröthet, seine Augengläser blinkten, noch mehr aber hinter denselben die kleinen, lebhaften Augen. Nachdem er sich von seiner Verblüffung etwas erholt hatte, entgegnete er den Herren mit leiser, vibrierender Stimme: „Erinnern Sie sich, meine Herren, daß es in Österreich noch Deutsche gibt, die ihren Erbfeind nicht in Deutschland, vielmehr in Frankreich sehen! Die „Tagespost“ ist das Organ dieser Deutschen in den Alpenländern und wird ihre Mission zu erfüllen wissen.“

Hierauf bemerkte einer der Herren, es wäre doch merkwürdig, daß man zum Leiter dieses deutschen Blattes gerade einen Tschechen ausgesucht habe. Der Schriftleiter ließ sich durch diese Impertinenz nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete: „Ich bin ein Deutscher, habe deutsche Lehrer gehabt und bin selbst deutscher Lehrer gewesen. Wollen Sie gefälligst das Zimmer verlassen!“

Er öffnete die Thür, und die Unterredung hatte ein Ende. Die „Tagespost“ blieb, was sie war, ein deutsch-österreichisches Blatt, von dem Johannes Scherr behauptete, daß es in Österreich die erste Zeitung gewesen, die schon zu Beginn des deutsch-französischen Krieges entschieden und leidenschaftlich für die deutsche Sache eingetreten war.

Vor kurzem ist jener Grazer Zeitungsredacteur Dr. Adalbert Svoboda als 74jähriger Greis in München gestorben. Deshalb kommen mir nun diese Erinnerungen zu Sinne. In dem Augenblick, wo der Leib eines Menschen hinsinkt, werden seine Werke ungestüm lebendig.

Svobodas Denken und Arbeiten war dem deutschen Volke treu, aber es hatte noch andere Bedeutung, die bisher nicht recht ans Licht gekommen. Dieses Mannes Wirken war bei aller Bescheidenheit fruchtbar wie Samenkorn unter der Scholle. Wenn in den Alpenländern heute freisinniger Humanismus, Volksliebe, Bildungsfreude, Kunstsinne etc. reift, so hat vor einem Menschenalter Svoboda den Samen dazu gelegt. Zwanzig Jahre lang, von 1862 bis 1882, war er Leiter der Grazer „Tagespost“ gewesen, unter ihm ist dieses Blatt einflussreich geworden, es war die erste Zeitung, die in viele Thäler der Alpen drang und von großen Gesichtspunkten aus Vaterlands- und Menschheitsinteressen erweckte und pflegte. Und doch ist Svoboda kein Journalist gewesen, dafür war er viel zu lehrhaft angelegt. Aber gerade so hatte er die Leser erzogen, gerade deshalb wurde sein Blatt ein Hauptkulturträger in den Alpenländern. Durchaus nicht bloß politisch — diese Culturseite ist ja so

wechselnd und flüchtig —, sondern auch und noch mehr national, gesellschaftlich, wissenschaftlich, literarisch. Also kann man wohl sagen, seine „Tagespost“ trug in bewegter Zeit die ersten Schwingungen des modernen Lebens in unsere Flecken, Dörfer und Gehöfte hinaus.

Journalisten im gewöhnlichen Sinn konnte Svoboda zu Gehilfen nie recht brauchen, er erzog sich seine Mitarbeiter selbst, auch die in der Provinz. Von jenen dilettantischen, geschwägigen Landberichten, die manche Zeitung ungenießbar machen, druckte er nicht einen einzigen in seiner ursprünglichen Form, jeden kürzte, stilisierte, durchgeistigte er; stilistische wie inhaltliche Geschmacklosigkeiten wirkten auf ihn wie ein Schlag ins Gesicht — thatsächlich, so suchte er mit dem Haupte zurück, wenn ihm dergleichen vors Auge kam. So hat mancher Dorfschulmeister erst durch ihn schreiben gelernt. Und mancher junge Literat, der seine Erzeugnisse zur Durchsicht und wohl auch mit hinterhältigem Wunsche zum etwaigen Abdruck daher brachte, hat von seinen strengen Correcturen, denen der vielbeschäftigte Mann sich stets willig unterzog, mehr gelernt als auf hoher Schule. Svoboda war eben geborener Lehrer. Aus Prag stammend, hatte er sich nach Steiermark gewendet und dort vor seiner Stellung an der „Tagespost“ auf dem Marburger Gymnasium als Professor gewirkt. Hier wie dort an richtiger Stelle. Hilfbereit nach allen Seiten, war er ganz besonders armen, strebsamen jungen Leuten ein väterlicher Freund. Mancher der heute in Land und Stadt Wirkenden verdankt ihm Lebensstellung und Ansehen. Ich gedenke der Auffindung und Weiterbildung literarischer Talente, wozu er ein besonders scharfes Auge und eine glückliche Gabe hatte.

Den allergrößten Dank bin ich ihm schuldig geworden. Als ich, ein Handwerkerlehrling im Waldgebirge, im Jahre 1864 „Gedichte zur gütigen Beurtheilung“ nach Graz geschickt hatte, irrtümlich an eine Adresse, die gar nicht existierte, kam die Sendung durch irgend einen Zufall in die Hände des Redacteurs der „Tagespost“. Einige Zeit nachher kam ins Waldland zu mir folgender Brief:

Gehrter Herr!

Graz, 22. März 1864.

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und finde, daß Sie eine vortheilhafte Vergabung besitzen, die eine sorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publicum aufmerksam machen. Früher müssen Sie mir jedoch genau und freimüthig mittheilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfschule erhält man sie nicht, und welche Gedichte Sie gelesen haben. Schicken Sie mir auch Ihre Erzählungen (die Sie in Ihrem Briefe erwähnen) ein, und geben Sie mir genau Ihre Adresse und jetzige Beschäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gern etwas für Sie thun. Was von Ihnen abgedruckt wird, soll honorirt, das heißt bezahlt werden. Vielleicht wird sich Jemand finden, der Ihnen eine bessere Lebensstellung anweist. — Schreiben Sie mir bald und seien Sie ganz offen gegen Ihren Ihnen aufrichtig ergebenen

Prof. Dr. A. Svoboda,  
Redacteur der „Tagespost“.

Wie unendlich mehr, als der gütige Brief andeutet, hat dieser Mann für mich gethan! Wenige Monate nach Empfang des Briefes sandte ich ihm frischweg alle meine Schriften — sie wogen 15 Pfund. Ein alter Bauer meiner Gegend, der eines Waldprocesses wegen die achtzehnstündige Fußreise nach Graz machte, hat sie in einem großen „Buckelkorbe“ mitgenommen. Im Herbst desselben Jahres stand ich selbst vor Dr. Svoboda, und da gab es folgendes Gespräch:

„Also Sie sind der Mann, der mir den Korb voll Handschriften geschickt hat? Manchmal nehmen Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe?“

„Bücher hab' ich halt nit gar viel, deswegen will ich mir ihrer schreiben.“

„Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie auch dann noch schreiben?“

„Weiß nit. Immer einmal kann ich abends halt nit einschlafen, wenn ich nit ein wenig dichten thu.“

„Sie sind Lehrling bei einem Bauernschneider?“

„Das ist g'wiß.“

„Gefällt Ihnen das Handwerk?“

„Oh, ganz gut. Aber können thu ich halt noch nit gar viel.“

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt kommen und was Besseres lernen?“

„Am liebsten wär's mir halt, wenn etwas von mir in die Zeitung hineingedruckt werden thät.“

Der Doctor zuckte mit dem Kopf zurück, wie immer, wenn ihn etwas unangenehm berührte.

„Lieber, junger Petrus!“ sagte er dann. „Bevor Sie etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Dafs ich von Ihnen etwas abdruckte, geschah nur, um Gönner zu suchen, die Sie ausbilden lassen möchten. Haben Sie erst etwas Tüchtiges gelernt, dann reden wir weiter vom Dichten. — Sie sind den langen Weg nach Graz zu Fuß gekommen?“

„Und will morgen wieder heim.“

„Einstweilen ja. Aber nicht zu Fuß, vielmehr auf der Eisenbahn.“

„Das tragt's halt nit.“

„Denn Sie werden ein großes Bündel mitnehmen. Ich gebe Ihnen Bücher mit.“ Er wies auf einen Stoß, der auf dem Tische lag. „Merken Sie auf! Diese Bücher mit dem rothen Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie nicht dichten sollen, und die gebundenen lesen Sie, um zu sehen, wie man's machen soll. Nachschreiben auch diese nicht, nur den Geschmack damit bilden.“ Die ersteren — Schundromane, die letzteren Classiker.

Als diese Bücher in ein großes Bündel gebunden waren, sagte Svoboda zu mir: „Dann noch etwas, Petrus! Ihr Röcklein, das Sie anhaben, ist soweit zwar ganz sauber, aber etwas zu dünn für schlecht Wetter. — Erlauben Sie!“ Damit zog er seinen schwarzen Rock mit dem rothen Seidenfutter aus, so dass er einen Augenblick in Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid schlüpfte. Den Rock hat er mir an den Leib gestreift. „Geben Sie bloß Acht, dass Sie nichts verlieren, in der Brusttasche haben Sie ein kleines Portefeuille!“

Als ich nachher die Treppe hinabstieg, war ich doch begierig, was das ist — ein Portefeuille.

Das war meine erste Begegnung mit diesem Manne, der es buchstäblich zu Stande brachte, für seinen Nächsten den Rock auszuziehen und hinzugeben.

Im darauf folgenden Winter bin ich durch sein unausgesetztes Bemühen nach Graz gekommen, und er ist dem freundlichen, armen, unbehilflichen Menschen viele Jahre lang in unentwegter Treue Stab und Stern gewesen. Denn es hat Mühe gekostet, diesen jungen, ungefügen, blöden Burschen so weit zu bürsten und zu kämmen, bis er zur Noth unter die „Gebildeten“ gezählt werden konnte.

Während er so seine Leute erzog, kam er in die Lage, ihnen auch ein Beispiel zu geben, wie der Mann seiner Überzeugung jedes Opfer bringen müsse. Im Jahre 1882 hatte es den Anschein, als sollte der Verlag der „Tagespost“ auf ein Wiener Geldinstitut übergehen und das Blatt dann seine Gesinnung ändern müssen. Da hat Svoboda sofort seine einträgliche Stelle niedergelegt. Es war voreilig, denn die „Tagespost“ blieb frei und das, was sie war. — Der von Natur aus stets muthig und optimistisch gestimmte Mann glaubte nun, von seiner wissenschaftlich-schriftstellerischen Thätigkeit leben zu können. Er übersiedelte mit seiner überaus zärtlich geliebten Familie nach München, mußte aber bald aus Existenzrücksichten die Redaction der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musikzeitung“ übernehmen. Neben dieser Frohnarbeit verfaßte er mehrere philosophische Werke, zu denen er schon lange Vorarbeiten gemacht hatte. So entstanden: „Kritische Geschichte der Ideale“, „Neue Musikgeschichte“, „Gestalten des Glaubens“ und „Ideale Lebensziele“.

Diese Werke enthalten eine Menge Stoff aus den Literaturen aller Völker und Zeiten und sind in einem eigenthümlich picanten, polemischen Stil geschrieben. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte jenes speculativen Materialismus der Siebziger-Jahre, der auf Grund bekannter oder auch nur halb bekannter Naturdinge eine Welt und einen Himmel des Geistes und des Gemüthes umstoßen zu können vermeinte. Vor allem sind Svobodas Schriften eine Polemik gegen alle positiven Religionen.

Wäre unsere gegenseitige Freundschaft nicht auf die große persönliche Wertschätzung gegründet gewesen, bei der gründlichen Verschiedenheit unseres Empfindens in dieser Sache hätte sie in die Brüche gehen müssen.

Im ersten Jahre meines Grazer Aufenthaltes waren wir eines Tages beisammengesessen und hatten geplaudert über Kunst, Kirche, Gott und Welt. Plötzlich stockte das Gespräch. Svoboda wurde unruhig und fragte, wie alt ich sei.

„Vierundzwanzig.“

„Ich weiß es. Also, da ist der Mensch schon stark. Werden Sie stark genug sein, eine Wahrheit zu ertragen, die ich Ihnen mittheilen muß?“

Diese Einleitung erschreckte mich sehr, denn ich hatte daheim eine kranke Mutter.

Er legte mir die Hand aufs Knie und sagte in seiner leisen, raschen Redeweise: „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Rosegger! Sie sprechen immer wieder von Gott. Wissen Sie, daß es gar keinen Gott gibt?“

Ich athmete auf.

„Wenn es sonst nichts ist. Das habe ich schon als Kind in einem Buche gelesen.“

„So? Und glauben doch immer noch an Gott!“

„Nein, glauben nicht. Wissen. Gewiß wissen, daß er ist, weil es nicht anders sein kann.“

Als er hernach bemerkte, in solchem Denken müsse man wissenschaftlich vorgehen, war meine Entgegnung, das thäte ich eben. Deshalb könnte ich die Nichtexistenz Gottes erst annehmen, wenn sie bewiesen sei.

Von diesem Tage ab ist unser Widerstreit über den Gegenstand nicht mehr verstummt. Ich blieb auf meinem Standpunkt stehen, er auf dem seinen, von dem aus er jedem, der ihn nicht theilte, nachgerade die Vollwertigkeit absprach. Sein Atheismus war von kindlicher Naivetät, er wollte jeden sofort dazu bekehren, aber nicht aus Haß gegen Gott, der war ja gar nicht, sondern aus Liebe zu den Menschen, die er mit seiner Enthüllung der Wahrheit von geistiger Knechtschaft befreien wollte. Er war in seiner Gottlosigkeit gut und glücklich, so glaubte er, daß es in ihr auch jeder andere sein müßte. Ich habe nie einen frommen Gläubigen gesehen, der liebevoller, opferwilliger, natur- und kunstfreudiger und abholder aller Gemeinheit gewesen wäre, als es Adalbert Svoboda, der „Gottlose“ war. Er war einer von denen, die der Einladung, als Arbeiter in den Weinberg zu kommen, ein heftiges nein entgegensetzten, doch aber in den Weinberg gehen und dort die Fleißigsten sind. Öfter als einmal habe ich ihm gesagt, daß er trotz seiner Glaubenslosigkeit in der That ein besserer Christ sei als mancher Kirchengänger und schwärmerischer Heiligthumsbetreuer, ja daß gerade er, der gütige, nächstenliebende, wahrheitsdurftige Mensch der beste Beweis Gottes sei — weil es ohne

Gott keine selbstlose Liebe, keine Freude an dem Wahren und Schönen geben könne.

Bei der Erziehung seiner Kinder war in gewissen heiklen Dingen jede Beschönigung und Brüderie ausgeschlossen. So früh, daß noch nichts zu verderben war, weihete er sie in die Geheimnisse des Lebens ein. Die Folge war, daß unbefangene, natürliche Menschen aus ihnen geworden sind. Er hatte die Absicht, seine Kinder ungetauft und confessionslos zu erziehen, kam aber davon ab. Er meinte, der Umstand, ob ihre Namen im Kirchenbuche ständen oder nicht, sei zu unbedeutend, als daß er deshalb ihnen die gesellschaftliche Stellung erschweren wollte. Als er in einem seiner Kinder früh religiöse Anlage zu bemerken glaubte, war er bekümmert. Worauf ihm einer, der frivoler war als er, den Rath gab: „Lassen Sie den Knaben bloß von einem katholischen Katecheten in der üblichen Weise Religionsunterricht ertheilen, und Sie erzielen an ihm in kürzester Zeit einen ausgepichteten Atheisten.“

Da Evoboda seine Grundsätze stets in seiner Zeitung und später in seinen Büchern zu verbreiten suchte, so war ihm natürlich eine große Gegnerschaft entstanden. Bei seinem überaus sensiblen Wesen empfand er jede Feindseligkeit, die man ihm persönlich anthat, auf das lebhafteste. Wenn aber irgend einer seiner Gegner auf ihn angewiesen war, und das geschah nicht selten, so erwies er ihm mit tausend Freuden Gutes, und alles war vergessen.

Geistesbildung und Wissen hielt dieser Mann für des Menschen höchstes Ziel. Und doch gestand er oft, um wieviel lieber er mit einfachen, warmherzigen Menschen verkehre als mit düntelhaften Gelehrten. Auf seinen häufigen Gebirgspartien kam er gern mit Landpfarrern zusammen, deren Christenthum weniger in Worten als in Werken bestand. Zur Zeit des Kulturkampfes, als mancher Geistliche sich von der Kirche abzuwenden begann, gründete er in Graz einen Schutzverein für ausgetretene Priester.

Seine Schriften fanden nicht immer den Beifall seiner Freunde. Sie waren stellenweise in einem satirischen Ton gehalten, der leicht abstoßen konnte und viele abgestoßen hat. Diesen Theil seiner Schriften konnte ihm nur der verzeihen, der ihn persönlich kannte. Wäre der Mann nicht ganz von jener Einfalt großer Seelen befangen gewesen, er hätte erkennen müssen, daß sein wissenschaftlicher Materialismus der größte Idealismus und daß sein störrischer Unglauben im Grunde die frömmste Gottesverehrung war. Weil er in der Natur so viele Unzweckmäßigkeit, in der Welt so viel Ungerechtigkeit, im einzelnen Menschen so viel Schlechtes und Elendes sah, weil das eine Welt sei, in der das Böse fortzeugend Böses muß gebären, deshalb konnte er nicht glauben an einen allweisen und allgütigen Gott-Schöpfer. Das heißt, sein Ideal



von Gott stand so hoch, daß nichts Irdisches zu ihm heranreichte und daß er lieber gar keinen Gott haben wollte als einen, von dem er glaubte, er mache seine Sache nicht gut. —

Das also war mein lieber Adalbert. Wie viele Einzelheiten gäbe es zu erzählen von diesem Manne, der ganz in dem aufgieng, was er stets so leidenschaftlich verneinte! Bierundsiebzig Jahre ist er alt geworden, aber seine Begeisterung für das Edle und Schöne ward nicht geringer, sein Abscheu aber vor Heuchelei, Dummheit und Brutalität aller Art immer noch mächtiger.

Zu den sich nach und nach einstellenden Gebrechen des Alters, wo andere wunderbar und launisch zu werden pflegen, wurde er im Verkehr mit Menschen nur noch liebevoller. Sein Sarkasmus gegen Andersdenkende war in einen milden Ernst übergegangen, der keinem sein Ich mehr streitig machte, mit ruhiger Entschiedenheit nur das seine wahrte. In seiner letzten Stunde, die ihn umgebenden Seinen tröstend, sagte er die Worte: „Wie ist es für mich gut sterben!“ — Liebreich, edel und also mit philosophischer Fassung, wie er gelebt, ist er am 19. Mai d. J. entschlafen. Im vorigen Sommer noch hatte der schon schwer kranke Mann in Begleitung seiner edlen Gattin, es war (nach dem Tode jener vorzüglichen ersten Frau, der Mutter seiner Kinder) die zweite, — aus München eine Reise zu mir in das Würzthal unternommen, um meine Familie und meine Heimat noch einmal zu sehen. In diesen zwei mir unvergeßlichen Tagen haben wir einander alle Kammern unseres Herzens noch einmal geöffnet. Ganz gieng er in meinen Plänen und Bestrebungen auf. Immer wiederholte der Atheist den Ausdruck seiner Freude über die neue evangelische Kirche daselbst, deren Erbauung zu fördern ich das Glück hatte. Und als er vom Plane hörte, in meinem Geburtswalde ein Schulhaus zu erbauen, griff er sofort in den Sack und gab dazu die erste Spende.

„Und bei der Eröffnung mußt Du dabei sein,“ sagte ich. „Ja, Freund Adalbert, Du vor allem gehörst dazu. Hättest Du Dich damals des Waldbauernbuben nicht angenommen, so gäbe es jetzt da oben im Walde kein Schulhaus. Müssen wir nämlich in einer Welt leben, wo Gutes fortzeugend Gutes muß gebären.“

## Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(5. Fortsetzung.)

Hochverehrter Freund!

Kriegsloch, 23. Mai 1884.

Hätten Sie was dagegen, wenn ich die Geschichte von der „rothen Schleife“ ins Juliheft des „Heimgarten“ druckte? Der „Heimgarten“ wird von Frauen gern gelesen; obgleich man keine belehrt, so möchte ich ihnen die amüsante Lectüre doch gerne gönnen.

Die Abendstunde des vorigen Sonntags ist mir eine der denkwürdigsten meines Lebens. Mich hat ein Etwas in Ihren Privatverhältnissen oft bekümmert, ich habe mir oft gedacht, vielleicht wäre es besser, wenn Sie sich jemandem gegenüber einmal recht offen aussprechen könnten und die Überzeugung hätten, daß Ihnen derselbe wahre Theilnahme und Discretion entgegenbrächte. Eben diese Discretion aber ließ mich keinen Versuch machen, Ihren Verhältnissen näher zu kommen. Nun, da Sie selbst mich eingeweiht haben, versichere ich Sie nochmals, daß ich Ihres Vertrauens würdig sein werde. Vielleicht geht mir Ihr Geschick näher, als Sie vermuthen, theurer Freund, aber ich werde auch in Zukunft niemals von selbst mit Ihnen davon zu sprechen anheben, sondern warten, bis und ob Sie das Bedürfnis haben, es zu thun. In diesem Falle sollen Sie einen Freund an mir haben, der Ihre Sache besser zu hüten versteht, als oft die eigene.

Mir ist es stets eine Beruhigung, denken zu können, daß für den Fall meines Todes verlässliche Leute um meinen letzten Willen wissen und ihn respectieren werden. Eine solche Beruhigung verschafft man sich am besten durch genaues Aufschreiben seines Willens und seiner Absichten. Sollte ich Sie überleben, verehrter Freund, so habe ich mir die vielen Jahre her, da Sie mein Kamerad sind, Ihre Meinungen und Äußerungen nicht umsonst eingeprägt, um vielleicht den Vollstrecker Ihrer Anordnungen damit unterstützen zu können. Kurz, für alle Fälle, Sie sollen wissen, wie wichtig auch mir Ihre Geschichte und Angelegenheiten sind. Indes hatte ich früher oft schon größere Angst um Sie, als gegenwärtig. Ihre ganz unermüdblich thätige geistige Kraft und Frische ist mir ein besseres Zeichen, als körperliches Wohlbehagen; ein klares Auge, mit dem Sie in die Welt blicken, ist mehr wert, als rothe Wangen. Das hohe Alter Ihrer Eltern ist auch eine Gewähr, und die regelmäßige Lebensweise und Schonung, die Sie beobachten, ist die größte Garantie. Ist es Ihnen nur erst gelungen, Ruhe und Gleichgewicht im Gemüthe wieder herzustellen, sich über Personen zu trösten, die bei aller Achtung, die ihnen gebühren mag, Ihrer doch nicht ganz würdig sind — dann wird sich das reiche und gesunde Leben Ihrer Seele gewiß auch wieder mehr auf den Körper erstrecken. Doch, all das wissen Sie besser als ich; ich möchte nur, daß Sie sich recht oft daran erinnern möchten. . . . Trachten Sie bei dieser Zeit, jetzt sobald als möglich aufs Land zu kommen. Mir thut die reine Ruhe unbeschreiblich wohl, ich vergesse auf alle Zeitungen, Buchhändler u. j. w. Auch das krankhafte Hängen an der Post schwindet. Möge mir Gott nur meine Familie wohlbehalten nachschicken und meinen theuren Freund erhalten!

Mit herzlichstem Grusse, hochverehrter Freund

Ihr treuer, dankbarer

P. R. Rosegger.

Lieber Rojegger!

Graz, 24. Mai 1884.

Ich schreibe im Trubel der Vorbereitungen zur Übersiedlung auf das Land. Einem Ihrer Wünsche entgegenzutreten, ist meine Sache nicht; wenn Sie sich also bezüglich der „rothen Schleife“ über das Bedenken hinwegsetzen, daß der H. zuviel von Hg. und vielleicht ein bißchen zuviel W. . . . . feindliches bringt, so will in Gottes Namen auch ich mich darüber hinwegsetzen. Für alles Weitere im Briefe einstweilen innigen Dank. Nachdem einmal die Schleusen geöffnet sind, wird zur Herzensergießung von leßthin gelegentlich manches nachzuholen, zu ergänzen und zu erläutern sein.

Ihr

R. Hamerling.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 30. Mai 1884.

Es geht doch nicht mit der Übersetzung der Stecchetti'schen Gedichte im „Heimgarten“; sie sind zu frivol für ein Volksblatt, und selbst die Polizei könnte Anstände machen, könnte von Gotteslästerung, Religionsverspottung reden und wieder einmal das Heft mit Hast belegen. Vielleicht finden Sie etwas anderes im beifolgenden Büchlein, bei Giusti z. B.

Ihr getreuer

Hamerling.

Liebster Rojegger!

Graz, 31. Mai 1884.

Meiner „Prosa“ ist es nun schon widerfahren, von der Kritik ziemlich seltsam auf- und angefaßt zu werden. Ein Artikel des „Pester Lloyd“ behandelt „Hamerling als Feuilletonist“ recht wohlwollend, meint jedoch, während ich als Dichter der Gegenwart schier nicht meinesgleichen hätte, wären wir als Feuilletonisten gar manche überlegen, z. B. Börne, Jules Janin, Spitzer, Speidel und Paul Lindau. Du lieber Himmel! fiel es mir denn ein, in meiner Prosa mit „Feuilletonisten“ als „Feuilletonist“ um den Preis zu ringen? Wenn ein Dichter Prosa schreibt, so wird er vielleicht nicht so amüßant plaudern wie Paul Lindau und nicht so witzig schreiben wie Spitzer, dafür wird er in kleinen Probestudien ein tieferes Denken, ein tieferes Empfinden niederzulegen haben, als das, worüber der Feuilletonist verfügt. Wenn meine Skizzen, Gedendblätter und Studien den Ton des Feuilletons anschlagen, so führen sie ihr Thema doch immer bis zu dem nachdentlichen Punkte, wo der Witz des Feuilletonisten aufhört und das Gemüth des Poeten oder der Ernst des Philosophen anfängt. Da reden freilich gewisse Leute hernach von „Docieren“, aber ich bin mir bewußt, daß der Vorwurf eines wirklich trockenlehrhaften Tons mir nicht mit Recht gemacht werden kann. Was ich in der „Prosa“ dem Publicum biete, sind Documente meines innern und äußern Lebens in den verschiedenen Epochen desselben, zur Ergänzung des Bildes, das man sich von mir als Dichter und Menschen macht. Ich kann nur wünschen, daß man über dem Inhalt nicht die Form, über der Form nicht den Inhalt unbeachtet lasse. Ich will weder als federfertiger Feuilletonist betrachtet sein, der aus nichts etwas macht, noch als einer, der Prosa nur so nebenbei zu Papier bringt und damit bloß ein stoffliches Interesse beansprucht.

Glückliche Pfingsten! Der hl. Geist ist ja Schutzpatron derer von der Feder!

Es grüßt Sie herzlich

Ihr

Rob. Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 4. Juni 1884.

In diesen „Hesperischen Früchten“ gibt es doch prächtige Sachen. Aber wenn ich nach Herzenslust stehlen könnte, ich wüßte, was ich nähme: Erstens einmal den ganzen Giuseppe Giusti, dann „Die Freundinnen“, „Das letzte Lebewohl“ und die zwei Charakterköpfe von Luigi Capuana. Indes werde ich mich mit den „Freundinnen“ oder dem „letzten Lebewohl“ begnügen, eins von diesen thue ich mit Ihrer

Verstaltung ins November- oder Decemberheft. Einige Monate später kopere ich dann die köstliche Sonette des Edmondo de Amicis.

Es ist doch eine rechte Freude, wie Sie uns hier die so charakteristische italienische Literatur in so liebenswürdigen, sympathischen Stücken nahegerückt haben. Was sind z. B. diese „beiden Tischreden“ trefflich! Was ist das für eine Grazie in diesen „Freundinnen!“ Ich denke aber, es wird ein gutes Theil des Preises auch dem Übersetzer gebühren. Am tiefsten bewegt und zugleich den Eindruck der Vollendung in seiner Art gibt das „letzte Lebenswohl“.

Besonders charakteristisch in der modernen italienischen Literatur erscheint mir der revolutionäre Zug. Ich wäre, dünkte ich, der friedliebendste conservativ angelegteste Mensch, und doch ist mir solch ein revolutionärer Zug auf den Höhen der Geister unendlich sympathisch. Ich weiß mir nicht jederzeit Rechenhaft über diesen Zwiespalt zu geben. Bisweilen erschrecke ich ordentlich vor dem wilden Haffe, den ich in mir selber entdecke, der sich gegen manches Bestehende kehrt und der bei meiner Nervosität öfter und weniger compact zum Ausdruck kommt, als es gut ist. Aber gerade in Momenten großer Energie fällt mir eine weiche Stimmung in den Arm: Mußt nicht! du triffst Menschenherzen! Weniger von dieser Schwäche, mehr von Consequenz, und Sie haben an mir einen Kobespierre.

Aber so wird man, wenn man recht viel moderne Dichter liest, und diese Italiener passen mir gerade wieder in den Kram.

Mir thun bisher die starken Winde hier nicht gut, das tracht und knarrt fortwährend ums Haus herum und bläst mir immer neuen Schnupfen in die Nase und Katarrh in die Lunge. Und doch ist mir noch besser im Freien, als im Hause. Arbeiten kann ich nicht, schreiben mit der Hand schwer, aber sonst bessert sich's wieder.

Möge es ums liebe Stiftinghaus sonniger und ruhiger sein!

Ihr dankbarer

P. R. Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 21. Juni 1884.

Mein körperliches Befinden ist nicht besser als das Wetter. Bin sogar bettlägerig, was man von diesen stürmischen Winden nicht sagen kann.

Einzelne Voranzeigen für neuen Jahrgang sind günstig. Für Novemberheft habe ich eine Novelle von Paul Heyse in Aussicht.

Es thut mir leid, Herr Professor, Sie denn wieder einmal so pressieren zu müssen; wenn Sie leidend sind, kann ich das umföweniger verantworten.

Zu meinem Brustkatarrh hat sich nun auch ein Magenkatarrh geschlagen; wenn die beiden miteinander Freundschaft schließen, dann weiß ich nicht, wie ich mich erwehren werde.

Doch hoffe ich baldiges Wiedersehen und bin herzlichst Ihr Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 15. Juli 1884.

Im nächsten Hefte erscheint ein „Offenes Schreiben an junge Antisemiten in Wien“, von dem ich wünschte, daß Sie im ganzen damit einverstanden wären, weil es ohnehin weder die Semiten noch die Antisemiten befriedigen wird. Man kann's ja mit keinem Theile halten und geht man schon den Mittelweg, so sollte man die Vorzüge beider Theile loben, was ich nicht gethan, sondern die Fehler beider Theile geschmäht habe. Ich bin aber von jungen Antisemiten schon mehrmals — wenn auch nur privatim — herausgefordert worden.

Wir haben heuer ziemlich viele Besuche; so war Starke aus Graz da, mit dem wir gestern einen Ausflug nach Alpel machten, wo er aus „Sinnen und Minnen“ Gedichte vorlas und mir damit meine Waldheimat wonnesam geweiht hat.

Nach dem Muster der Schaukel, die ich in Ihrem Garten gesehen, habe ich auch meinen Kindern eine aufrichten lassen und ist das eine wahre Lust. Ganz feltjam angemuthet haben mich die Blumensträuße, die Sie auf ihrer neuerrichteten Schaukel damals vorgefunden haben. Ich dachte mir, wie die Welt doch dankbar ist, aber verschämt. Selten wagt sie es, ihren feinfühligem Dichter offen zu ehren, nimmt jedoch manche gute Gelegenheit wahr, um ihm ihre Liebe anzudeuten. Ich kann Ihnen sagen, verehrter Freund, Sie würden erdrückt, wenn sich Ihre Leser freien Lauf lassen wollten. Seine zeitweiligen Schwärmer und Schwärmerinnen hat jeder Poet; aber Sie erobern Ihr Reich auf lange.

Heute ist Grasberger da, der klärte mich darüber auf, daß jenes Feuilleton über Sie in der Wochenschrift nicht Friedjung schrieb, wie ich einiger Anzeichen wegen so bestimmt glaubte, sondern Wechsel. Es traf sich eben, daß im Feuilleton einiges fast wörtlich vorkam, was ich und Friedjung einige Tage früher besprachen. Er forschte mich ein wenig aus, wie Sie zuhause leben, wird wahrscheinlich die Wichtigkeit des Feuilletons (von Wechsel) ein wenig haben erproben wollen.

Ich hätte Ihnen von der Schriftstellerin Helene Stöckl noch etwas auszurichten, aber mir steht vor Sommerhize der Verstand still. Da ist's freilich die höchste Zeit, zu schließen. Ihr dankbarer  
Rofegger.

Sehr lieber Freund!

Graz, 27. Juli 1884.

Die Julijonne hat meinen Zustand außerordentlich verschlechtert und schließlich jeden Gedanken aus meinem Gehirne hinweggebrannt, den einzigen ausgenommen, wie ich unter solchen Umständen bis Ende des Monats meiner Verpflichtung bezüglich eines „Heimgarten“-Artikels nachkommen solle. Immer klarer wurde es mir dabei auch, daß ich nach soviel Prosa, welche die letzten Hefte des „Heimgarten“ von mir gebracht, schlechterdings nicht wieder mit Prosa vor das Publicum treten dürfe, und so kam ich auf den verzweifelten Gedanken, ein Fragment des „Homunkel“ für Sie zurecht zu machen. Dies geschah und es wird das Manuscript längstens bis 1. August in der Druckerei sein. Es betitelt sich: „Die Affenschule“ und bildet ein an sich verständliches kleines Ganzes, 450 Verse stark, also in doppelspaltigem kleinem Druck — es sind kurze Zeilen — 4 bis 5 Seiten des „Heimgarten“ füllend.

Ich schließe, da ich Schmerzen und auch etwas Fieber habe und meine Kräfte für die Reinschrift der glücklich (?) vollendeten „Affenschule“ sparen muß. Haben Sie Rücksicht mit Ihrem herzlich ergebenen  
Rob. Hamerling.

P. S. Was Sie über die „Prosa“ sagten, hat natürlich meinem Herzen wohlgethan! Weiteres mündlich.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 30. Juli 1884.

Innig bedauere ich Ihr gesteigertes Unwohlsein. Ich hatte wohl auch schlimme Tage, seit wir uns gesehen. — Die „Affenschule“ ist mir schon recht, nur ist mir, als könne ein größerer metrischer Aufsatz nicht gut die erste Nummer des Jahrgangs bilden, und so gebe ich ihn als zweite. Ich bin aber sehr froh darüber, daß Sie mir diesen Beitrag geben. — Ich fürchte, in nächster Zeit aus einem traurigen Anlasse nach Graz fahren zu müssen. Meine Schwiegermutter, Frau Bichler, liegt im Sterben. Ihr dankbarer  
Rofegger.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 14. September 1884.

Eben erhalte ich folgenden Aufsatz zugesandt. Ich bitte Sie, ihn zu lesen und mir dann offen zu sagen, ob er für sich gut und wesentlich ist und in diesem Falle, ob es Ihnen nicht zu unangenehm wäre, wenn er im „Heimgarten“ erschiene.

Ich habe die Arbeit noch nicht durchgelesen, weil ich früher den Artikel in Westermanns Festschrift lesen möchte, der mir bis heute noch nicht zugekommen ist, auf den sich gegenwärtiger aber zu beziehen scheint. Ich wünschte schon seit lange, einen authentischen Aufsatz über Ihr Leben und Wirken im „Heimgarten“ bringen zu können, und da die Welt jetzt doch einmal überzeugt zu sein scheint, daß Hamerling nicht zu den Redacturen des „Heimgarten“ gehört, könnte ich es wohl umso leichter thun.

Ich dürfte demnächst auf einen Sprung nach Graz kommen, bis Ende des Monats gedenke ich ganz zu übersiedeln. Diese Zeilen nur in der Eile, denn ich habe wieder Gäste, die mich in Beschlag legen.

Herzlichsten Gruß

Ihr

Rosegger.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 17. September 1884.

Die Aufnahme eines mich betreffenden Artikels dieser Art wäre mir nach wie vor unerwünscht aus den bekannten Gründen und aus einigen andern, die ich Ihnen bequemer mündlich mittheilen werde. Um Ihnen weitere Mühe und Kosten zu ersparen, werde ich an Hrn. P. das Manuscript direct zurückgelangen lassen, mit dem Bedenken, daß Sie mir die Sache anheimgestellt und daß ich zc.

Ich freue mich, Sie sobald wiederzusehen. Auch ich denke Ende d. M. in mein Stadtquartier einzurücken. Herzlichen Gruß Ihr R. Hamerling.

(An Rosegger).

Horn in N.-D., 18. September 1884.

Euer Wohlgeboren! Es hat sich hier im Waldviertel eine Anzahl von Männern zusammengesetzt, um unserem großen Dichter Hamerling ein bleibendes Denkmal zu errichten; wir möchten gerne den harten Wahrspruch einmal Lügen strafen, daß man unter den Deutschen erst sterben müsse, um geehrt zu werden.

Soll aber unser Vorhaben Erfolg haben, so ist es geboten, daß hervorragende Schriftsteller und Gelehrte und Finanzmänner die Sache in die Hand nehmen. Daher richte ich an Euer Wohlgeboren die ebenso höfliche als inständige Bitte, einflußreiche und angesehene Männer für das Unternehmen zu gewinnen und einen Aufpruch zur Beitragsleistung für ein Hamerling-Denkmal zu erlassen.

Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir Ihre gütige Zusage bekanntgäben.

Mit der Versicherung meiner vollsten Verehrung

Ihr ergebener

Aurelius Polzer, Gymn.-Professor.

(An Hamerling).

Krieglach, 20. September 1884.

Hochverehrter Freund! Heute ist dieses Brieflein an mich gekommen. Ich glaube weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin indiscret zu sein, wenn ich es Ihnen vorlege. Ich möchte mich gerne an der Sache beteiligen, nur will ich früher Ihre Meinung hören, um die ich Sie bitte. Mich freut die Absicht der Waldviertler innig, nur muß die Realisierung derselben in einer Weise geschehen, die Ihnen nicht etwa unangenehm ist.

Besten Dank für Besorgung des Manuscripts von Herrn Dr. Harpff.

Herzlichst Ihr

Rosegger.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 22. September 1884.

Ich kann mir denken, daß Sie aus der Zuschrift des Hrn. P. nicht recht klug geworden. Ich wäre es auch nicht, hätte ich nicht aus dem bewußten Ausspruch des Hrn. Dr. Harpff erfahren, daß es sich um die Errichtung der steinernen H.-Büste in Schrems durch eine „bleibende“, d. h. bronzene handelt, für welche man nun

den unglücklichen Einfall hat, in weiteren Kreisen agitieren zu wollen. Ich habe sogleich an P. geschrieben, um weiteres Unglück, so gut als möglich, zu verhüten.

Der Ihrige

R. Hamerling.

Graz, 25. December 1884.

Recht schönen Dank, liebster Rojegger, für das reizende Büchlein; ich habe aber den Kalender an meine Mutter und die Bilderbücher an die kleine Bertha weitergegeben. Es ist nämlich seit ein paar Jahren gegen meine Grundsätze, mir zu Weihnachten etwas schenken zu lassen; ich habe Grund gehabt, es denjenigen, die mir etwas zu schenken pflegten, zu verbieten, und bekomme deshalb in der That nichts mehr. Das ist nicht so langweilig, als es auf den ersten Blick aussieht. Warum sollen wir Poeten uns etwas schenken lassen? Haben wir doch gewissermaßen alles. Die ganze Welt ist, wenn auch durchaus nicht im besondern, doch im allgemeinen unser. Wir haben zwar den ganzen Jammer der Welt, aber auch die ganze Weihnachts- und sonstige Lust derselben sozusagen im kleinen Finger. Die äußere Weihnachtsfeier besteht bei mir in der Regel darin, daß meine Mutter in dem einen und meine Wenigkeit in dem anderen Zimmer krank liegt. So war es auch diesmal; da ich aber den Weihnachtsbaum für Bertha vorher hatte in Bereitschaft setzen können, so gieng alles gut und es blieb nichts zu wünschen übrig. Hoffend, daß mindestens das Gleiche bei Ihnen der Fall gewesen, verbleibe ich Ihr

dankschuldigst ergebener

R. Hamerling.

P. S. Bald hätte ich vergessen, daß von Ihrer Sendung doch etwas in meinen Händen geblieben: das ganz kleine Kalenderchen im Goldgewande. Es soll mich durch das Jahr 1885 geleiten.

Sehr lieber Freund!

Graz, 4. Februar 1885.

Morgen wird sich Ihnen ein gewesener Literat, namens P. Lieder, vorstellen, welcher mich gebeten hat, eine Fürbitte bei Ihnen einzulegen, damit Sie eine Fürbitte für ihn einlegen bei der Gemeinde Krieglach, bei welcher er sich um einen erledigten Gemeindefreiberposten bewerben möchte. Unser Herr von Leitner hat ihn zur Taufe gehalten, was man ihm beinahe ansieht, denn er macht den Eindruck eines sauberen, anständigen Menschen. Schlimmes weiß ich nichts von ihm, als daß er das Geld seines Vaters in literarischen Unternehmungen verpußt hat. Aber ihr Geld werden ihm die Krieglacher ohnehin nicht geben, und da er kein Geld hat, so schadet es nichts, daß er damit nicht umzugehen weiß.

Ihr ergebener

Robert Hamerling.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 6. April 1885.

Schicken Sie mir da den Herrn Lieder und ich Ihnen den Herrn Paschligg — das sind noch Harmlose. Da hätte ich ganz andere auf dem Lager — von 1 Gulden aufwärts. Mancher, der anfangs um ein Darlehen von 50 fl. zuspricht, ist schließlich mit 30 Kreuzern zufrieden. Weniger bekommt bei mir keiner, außer er riecht nach Fusel, wie das bei den meisten zutrifft. Letzters wollte sich vor mir einer erschießen, wenn ich ihm nicht helfe; mit 30 Kreuzern habe ich ihm das Leben gerettet. Möglich, daß es nicht viel mehr wert war, er soll geradeswegs von mir in einen Brantweinschank gegangen sein.

Zu Anzengruber soll einmal einer gekommen sein mit der Drohung, er werde sich auf der Stelle erschießen, wenn ihm der Dichter nicht 3 fl. borge. Anzengruber darauf: Lieber Freund, verkaufen Sie bloß den Revolver und Sie haben die 3 fl.

Wer als vermögend gilt, ohne es zu sein, ist wirklich ein armer Teufel. Er weiß sich vor Bettlern nicht zu helfen. Wenn dann noch dazukommt, daß er auch für einen guten Kerl gehalten wird, dann kann er drauf gefasst sein, daß man ihm das Hemd auszieht. Will demnächst doch eine Kundmachung erlassen, daß ich lange nicht so edelherzig sei, wie man es meinen Schriften nach vermuthen will, daß ich vielmehr ein sehr bössartiger Mensch bin, der keinem Menschen was Gutes thun will, ein hartgesottener Egoist und halbweichgekochter Sünder! — Im Ernste, man wirkt nichts Gutes, wenn man fremde Bettelleute mit Gaben zumeist für die Schnapschenke fähig macht. Es würde besser sein, all diese Leute zur Thür hinauszujagen und seinen Säckel zu concentriren auf ein größeres gemeinnütziges Werk, wie ein solches jeder im Jahre einmal ausüben soll. Sonst vertranscht man sich und es geschieht nichts.

Eine andere Plage für mich sind die Zudringlichkeiten schriftstellernder Frauen, Gymnasiasten, Commis u. s. w. mit ihren Manuscripten. Das ist unglaublich! Weist man sie ab, so wird einem die eigene Anfängerschaft vorgehalten, als ob man's auch so gemacht hätte, und sucht man sie zu ermuntern, zu fördern, so kommt, selbst wenn's gelingt, in den meisten Fällen — literarisches Proletariat heraus. Nun, verehrter Freund, Sie wissen von dieser Plage ja noch mehr als ich, hätte ich nur auch die Geduld wie Sie.

Diese Zeilen schreibe ich im Bette, möchte noch weiterplaudern, mir thut aber die Hand schon weh. Die Zunge wäre ausgerastet, wenn Sie etwa heute oder morgen auf einen Plausch zu mir kommen wollten.

Herzlichst grüßt Ihr

P. K. Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Graz, 17. April 1885.

Fürs Erste schide ich hier die gewünschten Hefte, so auch das „Nullerl“, falls Sie es irgend einmal durchsehen wollen.

Fürs Zweite die bittliche Anfrage, ob Sie sich nicht vielleicht doch entschließen wollten, Ihre Jugenderinnerungen im „Heimgarten“ fortzusetzen. Wenn es Ihnen nicht allzusehr außerhalb Ihrer Pläne läge, so möchte ich inständig darum bitten.

Endlich die Anfrage, ob Sie mir nicht doch das Bismarckgedicht in seiner ursprünglichen Form für den „Heimgarten“ geben wollten? Ich rechne für diesen Jahrgang halt noch auf mindestens zwei Beiträge, und auf einen dritten (der ist freilich noch der allernothwendigste!) für das Octoberheft.

Da ich gesehen habe, wie flink und munter Sie, hochverehrter Freund, im Bette arbeiten können, wage ich meine Bitten mit umso größerer Dreistigkeit.

Ihr dankbarer

P. K. Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 12. Juni 1885.

Auf meinen Waldgängen habe ich immer Erscheinungen. Ich sehe Sie frisch und munter durch die Wälder des Stiftingthales, von Mariatrost, Ragnitz u. s. w. streichen, mit einem Buch oder Blatt Papier in der Hand und so das Leben genießen, wie es nur ein Dichter genießt und verdient zu genießen. Sehe ich recht? Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie an diesen schönen Tagen ans Bett gefesselt sein sollten. Wenigstens wandeln Sie durch Ihren stillen Garten unter den Obstbäumen, zwischen den Rosenbüschen dahin und die kleine herzige Vertba — wenn sie auf Ferien ist — hüpfst Ihnen voraus. Und die Frau Mutter sitzt irgendwo im Schatten oder waltet im Haus, in der Wirtschaft und genießt das Leben, wie es nur eine Frau und Mutter genießt und verdient zu genießen. Mein Landsitz mißfällt mir auch nicht, aber unvergleichlich poetischer, mannigfaltiger, inhaltsreicher ist der Ihre. Und



ich freue mich dessen; denn ich schmaroze im Geiste an allem mit, was Sie haben, wie ich leider auch mitleiden muß, wenn Sie krank sind.

Von meinem Befinden schweige ich — um den Neid der Götter nicht aufzuwecken.

Vor kurzem ist mir etwas Interessantes passiert. Die „Neuen Fliegenden“ in Wien brachten eine Erzählung: „Am Fenster der Liebsten“ von Oscar Lenz. Diese Erzählung ist wörtlich aus meinen „Feierabenden“ herausgeschrieben, sie ist von mir. Dieser Oscar Lenz, der sich meine Erzählung angeeignet hat, sich dafür von den „N. Fl.“ auch ein Honorar auszahlen ließ, ist ein Wiener und heißt: Eduard Paril. Ich wollte ihn natürlich sofort verklagen, trotzdem er allerhand lächerliche Ausflüchte hatte, die seine Schuld aber eigentlich erst recht klar darlegten. Dann bettelte und weinte er, ich solle ihn doch nicht zugrunde richten. Ich könnte ihn einsperren lassen, müßte aber die Klagekosten zahlen, weil er nichts hat. So stand ich von der Klage ab und begnügte mich mit einem Nachdruckshonorar von 20 fl., die mir die „Neuen Fliegenden“, froh, so wohlfeil aus der Klemme zu kommen, ausbezahlt haben.

Ist Ihnen so was schon passiert? Man kann's nicht wissen. Ich schreibe nächstens einen Artikel über literarische Gauner; Stoff habe ich genug dazu.

Mit herzlichstem Gruß, hochverehrter Freund, von Ihrem dankbaren

P. R. Rosegger.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 17. Juni 1885.

Die ausschweifenden Phantasiebilder am Eingange Ihres Schreibens, in welchem Sie von einem in den hiesigen Wäldern gesund und vergnügt herumspazierenden Hamerling schwärmen, sind hinausgeworfenes Geld: mit demselben Aufwande von Einbildungskraft konnten Sie eine Novelle von Hans Malser für den „Heimgarten“ schreiben, oder in einem anderen Blatte ein schönes Honorar verdienen. Freilich brauchen Sie nicht so zu knausern wie ich, da Sie bequem schon von den Abfindungssummen leben können, welche Ihnen die Redactionen für die von Spitzbuben aus Ihren Werken abgeschrieben und eingesandten Sachen schließlich immer auszuzahlen sich bereit finden. Ich argwöhne, daß Sie mit diesen Spitzbuben unter einer Decke stehen und das von denselben für Sie ergaunerte Honorar mit ihnen heimlich theilen. Solche Mittel, reich zu werden, verschmähe ich. Lieber ehrlich verhungern! Ich muß alles, was ich für den „Heimgarten“ liefere, nicht bloß selbst verfassen, sondern auch selbst abschreiben, was der schwerere Theil der Arbeit ist; Sie brauchen Ihre Sachen bloß drucken zu lassen, ein anderer schreibt sie ab, und Sie beziehen doppeltes Honorar dafür. Der zweite Theil Ihrer Hamburger Reise hat mir noch wehr als der erste gefallen; nur erschrecken, ja entsetzen Sie den Leser doch zu sehr durch die Streiflichter, welche Sie auf Ihr Befinden fallen lassen. Sämmtliche Abonnenten und Leser des „Heimgarten“ können sich Sie nur mehr in einem Hotel halbohnmächtig und einsam auf dem Sopha hingestreckt vorstellen, während durch Zeugen bewiesen werden kann, daß Sie die Nächte durchaus nicht immer in horizontaler Lage verbringen. Mit herzlichem Gruß der Mutter an Sie und die Ihrigen

Ihr getreuer

Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 6. August 1885.

Von Tag zu Tag wollte ich schon hinabfahren; habe mitunter ein wenig Sehnsucht nach dem Stiftinghaus, aber von Tag zu Tag halten mich neue Arbeiten fest. Das Octoberheft mußte gemacht werden und Correcturen einer neuen Ausgabe (Miniaturausgabe) meiner Schriften sind täglich zu besorgen. Dazu bin ich wieder mehr leidend, kurz, ich habe auch in den nächsten Tagen noch wenig Aussicht Sie zu sehen, darum grüße ich Sie durch dieses Blatt.

Durch die Scherzparallele der Helene Stöckl bin ich zu Ehren gekommen, obwohl ich sehe, dass es nur eine Scherzparallele ist. Ich hätte meiner Tag nicht geglaubt, dass sich über uns beide so was schreiben ließe.

Vor einiger Zeit habe ich S. beleidigt. Er schickte mir die ersten Hefte seines Werkes und ersuchte mich dafür um einen Artikel in der „Gartenlaube“ und um meine Meinung. Ich schrieb ihm, dass mir der geschichtliche, der concrete Theil des Werkes mit seiner erstaunlichen Fülle von angeführten Thatsachen außerordentlich gefiele, dass mir aber die philosophische Seite zu polemisch gegen Religion und idealere Weltanschauung sei. — Ich hätte letzteres just nicht zu sagen gebraucht, aber die oft geradezu fanatische Glaubens- und Seelenverfolgung hat auch mich nervös gemacht und ich habe es eben gesagt.

Hierauf ein Brief von S., in welchem er mich scharf abthut und sagt, dass er auf einen Artikel von mir in der „Gartenlaube“ verzichte. Der war aber schon geschrieben und ist bereits gescht. Ich behandle in demselben nur die im Werke erzählten interessanten Thatsachen und hoffe, dass ihn der Artikel wieder versöhnen wird. Sehr begierig bin ich schon, Ihre Meinung über das Werk zu hören. Ich denke, es wird ein sehr interessantes Buch, aber eigentlich wissenschaftlich ist es nicht. Man vermisst die Quellen. S. theilte mir mit, dass Sie in der „Münchener Allgemeinen“ über das Werk schreiben würden. Ich bitte, mich auf die Nummer aufmerksam zu machen, in welcher der Artikel enthalten sein wird.

Als Curiosum, dass ich vor einiger Zeit von einem Impresario in New-York befragt worden bin, ob ich im nächsten Winter in Amerika 50 Vorlesungen gegen ein Honorar von 50.000 fl. halten wolle! Das ist zum Lachen und zum Weinen.

Weil schon von Geldsachen die Rede ist, die etwas indiscrete Frage, ob Ihre diesjährige Gabe vom Ministerium schon „herabgelangt“ ist? Ich habe noch nichts bekommen. Oder sollte das Ministerium der Ansicht des „Obersteirerblatt“ sein, welches neulich behauptete, dass ich materieller Vortheile wegen jüdiich geworden sei, also von einer christlichen Obrigkeit nichts mehr brauche? Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

Liebwertester Freund!

Graz, 9. August 1885.

Was meinen Sie mit der „Scherzparallele“ der Helene Stöckl? Hat sie etwas Neues über uns vom Stapel gelassen? Mir ist nichts zu Gesichte gekommen. Vom hohen Ministerium ist auch an mich heuer noch nichts „herabgelangt“. Nur eine Frage: Haben Sie einen besonderten Grund und legen Sie Gewicht darauf, meinen selbstbiographischen Beitrag an der Spitze des Octoberbestes zu bringen, während dieser Platz doch sonst — und mit Recht, dünkt mich — einer Erzählung, Novelle u. dgl. vorbehalten bleibt? Wenn Sie das leicht ändern können und mögen, bitte ich mich davon „umgehend“ mit einer Zeile zu verständigen; ich kann die neue Anordnung dann auch der Druckerei mittheilen, damit Sie nicht doppelt schreiben müssen. Entschuldigen Sie die Flüchtigkeit und Eile dieser Zeilen!

Ihr getreuer

Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 10. August 1885.

Vom Bette aus schreibe ich. Unter Kreuzband erhalten Sie ein Heft des „Salon“, in welchem der Stöckl'sche Aufsatz steht; ich werde mir es seinerzeit schon wieder holen.

Was die Einreihung Ihres Beitrages ins Octoberbest anbelangt, so meine ich eine Erzählung an die Spitze des Blattes zu stellen ist keine Kunst, wer aber einen autobiographischen Aufsatz von Hamerling hat, der soll ihm aus idealen und materiellen Gründen den Ehrenplatz einräumen. Ihr dankbarer Rosegger.

Hochgeehrtester Freund!

Graz, 15. August 1885.

Das Heft mit der Stöckl'schen Scherzparallele sende ich Ihnen hierbei schönstens dankend zurück. Ich habe mir dieselbe von der kleinen Bertha vorlesen lassen. Als sie an die Stelle kam: „Hamering bietet Champagner“, da rief sie mit ernstlichem Unwillen: „Das ist nicht wahr!“ Sie hat nämlich erst bei einer einzigen feierlichen Gelegenheit etwas aus einer Flasche steirischen Champagners zu kosten bekommen und immer sehr bedauert, daß sich dergleichen jeither nicht wiederholte. Auch daß ich aus Marmor meißle und Sie aus Knieholz schnitzen, wollte sie nicht gelten lassen. Sie behauptet, der aus Holz schnitzt, das sei ich, weil ich ihr auf Spaziergängen im Walde aus Baumrinde Männchen zu schnitzeln pflege. — Daß ich „ganz Gedanke“ bin, ist vielleicht so wahr und so falsch, als daß Sie „lauter Gemüth“ sind. Ich habe es immer bedauert, das gedankliche Element in Ihren Schriften, das z. B. im „Gottlicher“ fast grüblerisch wird, verkannt zu sehen. Was mich betrifft, du lieber Himmel, so bin ich ja auch gemüthlich, wenn's verlangt wird; und wenn ich nicht dann und wann etwas weniges jodle und jucheze, so ist es nicht die Stimmung, sondern bloß die Stimme, die mir dazu fehlt.

Ihr getreuester

H. Hamering.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 21. August 1885.

Vor allem muß ich Ihnen sehr danken für den Beitrag zum Octoberheft. Ich habe mich nicht geirrt, daß ich diesen Aufsatz an die Spitze des Jahrganges stelle. Ich habe die Stimmungen eines jungen Studenten, dabei die eigenartige Jugend eines Poeten, noch niemals so gut und wahr geschildert gefunden, als in diesem Aufsatz. Ich erlaube mir aber gleich die Anfrage, für welche Nummer ich die Fortsetzung erwarten darf.

Mein Bedürfnis, mit Ihnen, hochverehrter Freund, wieder einmal zu plaudern, wird immer größer, aber mein Brustkatarrh ist so hartnäckig geworden, und habe ich mich bei einer Vorlesung in Neuberg glücklich wieder so verdorben, daß mir nur noch im Bett am wohlsten ist. Im Bett bin ich aber durchaus nicht so wacker als Sie, da kann ich weder schreiben noch lesen, da kann ich im Geiste nur die heutige Menschheit anschauen, und diese Beschauung ist nicht geeignet, das Leiden zu lindern.

Mein geistiges Leben ist jetzt nicht behaglich. Seit einigen Wochen wollen mich meine Mitmenschen zu einem Antisemiten machen. Ich bin es von Natur, allein man verlangt, daß ich so fanatisch gegen die Juden auftreten solle, als es der Partei erwünscht ist; was ich bisher gegen die Juden geschrieben, ist ihnen viel zu zahm; einige behaupten gar, ich sei ins Judenlager übergetreten, des jüdischen Zeitungsruhms wegen; in diesem Sinne schmäh't mich das „Obersteirerblatt“ zu wiederholtenmalen und bekomme ich viele Zuschriften, die mir<sup>1)</sup> das wiederholen und in aller Weise verlangen, daß ein Dichter Parteieninteressen vertreten solle und den Rassenstandpunkt über den allgemein menschlichen stellen müsse.... Selbst nahestehende Menschen führen gegen mich jeden Tag den Kampf und wollen einen Judenabslächter aus mir machen. Durch Kränklichkeit nervöser als sonst, nehme ich mir das zu Herzen und so habe ich nichts Gutes. Daher möchte ich Sie, verehrter Freund, haben, daß ich einmal wieder ein gleichgesinntes Wort hörte.

Es muß einem weh thun, wenn man sieht, wie sich jetzt alles in der Welt mehr als je zuschärft zu Kampf und Streit, daß keine Rücksicht und Willigkeit mehr

<sup>1)</sup> In Bezug auf meinen Aufsatz in den „Bergpredigten“, Seite 163—172.

ist, sondern nur die Leidenschaft herrscht. Weicheren Naturen ist es nicht gegeben, da mitzuthun. Wenn's heute oder morgen aus wird mit mir, eine solche Welt ist wirklich nicht schwer zu verlassen.

Auch zu wenig „deutschnational“ bin ich, obwohl es wenige dieser Partei geben wird, die wie ich dem deutschen Schulverein (durch Vorlesungen) schon mehrere tausend Gulden zuzuwenden konnten. Bei einem solchen Vereinsfest, zu dem ich vor kurzem wieder fast mit Gewalt hin und zum Lesen gedrängt worden bin, habe ich mich gerade gründlich verborben. Man glaubt nicht, wie weit ein fanatischer Parteistandpunkt einen sonst vernünftigen Menschen blind, unbillig und thöricht machen kann. Am allerwenigsten verzeiht man uns, daß wir manchmal etwas in Friedjung's Wochenchrift hineindrucken lassen. Das halten besonders die Grazer Studenten für einen Hochverrath an der deutschen Sache. Ich habe nur einen Stoßseufzer und der erleichtert mir das Herz: Der Teufel soll's holen! Dann rufe ich unsere großen Dichter an um Kraft, meinen Idealen treu zu bleiben und das Gezerter mit Verachtung zu ignorieren.

Seien Sie begrüßt

von Ihrem

Rosegger.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 25. August 1885.

Ihr Brief hat einen großen Eindruck auf mich gemacht; ich sehe nun, meine unfreiwillige Zurückgezogenheit hat das Gute, daß mir das Widerwärtige der Zeit und Welt nicht so unmittelbar auf den Leib rückt. — Was das so übel bekommende „Wohlthun“ betrifft, so werden Sie sich mit Rücksicht auf höhere Pflichten nach und nach wohl auch an das peinliche Neinsagen gewöhnen. Könnten wir der Welt nur dadurch etwas sein, daß wir Darfonds vermehren helfen, so verzichten wir auf Liebe und Popularität.

Ihr getreuer

Hamerling.

Graz, 8. September 1885.

Man kann sich nichts „Ritterlicheres“ denken, als die Kaltblütigkeit, mit welcher dieser ritterliche Hr. W. bereit ist, sich mit einer geladenen Pistole vor den Dichter Rosegger hinzustellen und ihm, wenn's glückt, eine Kugel in den Leib zu jagen! — Daß man einen kranken Dichter wegen solcher Lappalien mit Herausforderungen und Processen todtzubehen kein Bedenken trüge, ist ein Zeichen der im Parteileben überhandnehmenden Gemüthsroheit. Ich kenne zwar die Acten und Documente nicht, auf welche sich die Polemik zwischen Ihnen und Herrn W. gründet; aber nach Ihrem und Ihres Gegners „Eingefendet“ in der „Tagespost“ haben Sie die reinmenschliche Sympathie, das reinmenschliche Mitleid im Publicum auf Ihrer Seite.

Fast rührend war es mir zu sehen, daß Sie unentwegt auch in Ihrem steirischen Sängler-Festgruß das Evangelium zu predigen fortfahren, für welches wir Poeten leben und sterben.

Brüderlich ergeben

Ihr

Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 9. September 1885.

Ich hätte nicht gedacht, daß ich so wüthende Feinde hätte, die eine Gelegenheit provocieren, um auf mich loszustürzen. In den Lüften schwirren Gerüchte, ich sei von Juden bestochen, und man kann die Quelle der Gerüchte nicht finden.

Mein Gesundheitszustand ist sehr schlimm, ich kann jetzt auch vor Gram die Nächte nicht schlafen. Aber demüthigen mag ich mich nicht . . . .

Ihr dankbarer

Rosegger.

Liebster Rosegger!

Graz, 11. September 1885.

Ich ersehe aus Ihrem neuesten Schreiben, daß Ihnen der Alp, der Sie drückt, sobald als möglich von der Brust genommen werden muß. Selbstverständlich werde auch ich gerne das Meinige dazu beitragen.

Auf Ehrenerklärung und Widerruf von Seite meiner Gegner würde ich an Ihrer Stelle nicht sonderlich dringen. Wer solche Dinge gegen Sie vorzubringen fähig ist, wie daß Sie Ihres „Judenzeitungsruhmes“ wegen die Juden nicht scharf genug angreifen und daß Sie „von jüdischem Schachergeiste angekränkt“, deshalb „tief gesunken“ sind, der kann Ihnen Ihre Ehre nicht rauben, folglich auch nicht zurückgeben. Ich würde mich also in diesem Falle mit der öffentlichen Aufforderung an die Gegner begnügen, diese Anschuldigungen zu beweisen.

Ihr getreuer

Hametling.

Mein lieber Freund!

Graz, 27. September 1885.

Die Geschichte Ihrer Leiden seit Monaten ist ein interessanter Beitrag zur Leidensgeschichte der Deutschen in Oesterreich. Ich hörte bisher nur von Mißhandlungen der Deutschen durch die Czechen; nun sieht man, wie Deutsche von Deutschen behandelt werden. Aber nun dürfen Sie erst recht nicht verzagen. Nur sag' ich: Wenn Deutsche so handeln, so ruf' ich mit Thumelikus: „Ich bin kein Deutscher, will kein Deutscher sein!“ Und wenn das deutsch gehandelt ist, so ist's besser, daß wir czechisch werden. Ich kaufe mir morgen eine böhmische Grammatik.

Auf baldiges Wiedersehen!

Ihr

Hametling.

(Fortsetzung folgt.)

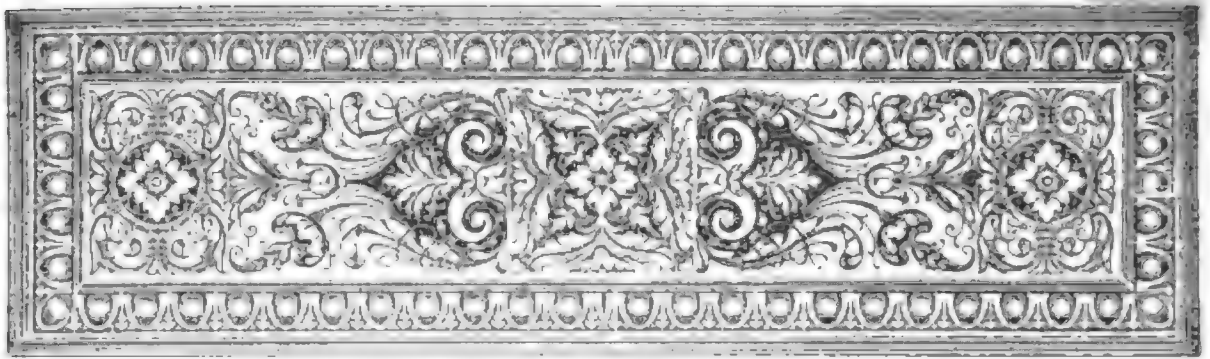
### Lehrerspruch.

Don einem Lehrer verlang' ich:

Daß aus dem Volk er ein Mann sei,  
 Daß er dem Volke voran sei,  
 Allem Hohen vereint ist,  
 Allen Muckern ein Feind ist,  
 Daß er mild und gerecht ist,  
 Und daß er kein Proh und kein Anecht ist.

Karl R. Fischer.





## Kleine Lanbe.

### Die Burenzeit — vorüber.

**J**a, diese vielen Monate vom Herbst 1899 bis Juni 1902, das war die Burenzeit. Nichts in diesen Tagen hat uns Deutsche so leidenschaftlich berührt, so beständig in Athem gehalten, als der Kampf dieses den Deutschen verwandten Volkes im fernen Südafrika. Wir haben darüber sogar anderer vergessen, die uns noch näher stehen. Mancher Gulden ist den Armen daheim entzogen worden, um nach Afrika zu rollen und dort den Freiheitskrieg führen zu helfen gegen die Engländer. Und recht so, denn es war ein begeisternder, ein antiker Kampf, der uns berührte wie ein altes Heldengedicht. Und ich glaube fast, daß in dieser Friedenszeit bei uns der Freiheitskampf der Buren auf manchen Zuschauer beinahe in derselben Art gewirkt hat, wie ein Heldengedicht. Wir waren hingerissen von dieser hohen moralischen Kraft, die an und für sich in unserer nur dem Praktischen und der materiellen Macht gewogenen Zeit eigentlich ein Anachronismus ist, wie etwa das Nibelungenlied. Ob die Deutschen bei geringerem Glück oder gar bei Unglück im französischen Krieg auch so standhaft geblieben wären, als die Buren vor ihrem unermesslich überlegenen Feind? Unter Napoleons Druck haben sie nicht durchwegs jene trotzig Tapferkeit aufrecht erhalten, als die Buren es in Sieg und Noth gethan. Darum standen wir so bewundernd da und riefen ihnen von unserer sicheren Statt aus ununterbrochen zu: Nicht nachgeben! Nicht capitulieren! — Jetzt, da die Sache entschieden ist, kann man es gar nicht begreifen, wie so viele unter uns haben glauben können, die Buren würden endlich doch siegen! Die Geschichte hat wohl Beispiele, daß ein kleines, kriegslustiges, in fremde Länder dringendes Heldenheer große Völker sich unterworfen habe. Aber ich kenne kein Beispiel, daß ein kleines friedliebendes, von einer rücksichtslosen und zielbewußten Weltmacht angegriffenes Volk für die Länge sich behaupten konnte. Wehe dem, der in den letzten Jahren solcher Gedanken sich nicht erwehren konnte, sie verbrannten ihm das eigene Herz und brachten ihn in den Geruch eines Antinationalen. Mein Lebtag hat keine verlorene Wette mich so bitter geschmerzt, als diese gewonnene. Ich wettete nämlich vor einhalb Jahren (ich glaube es war nach dem Siege Dewets) mit einem hochgemuthen Burenfreunde, daß die Buren endlich doch würden unterliegen müssen. Niemals! rief der Freund, sie werden siegen!

Und eigentlich hat er recht, und ich habe die Wette gottlob verloren. Moralisch haben die Buren gesiegt. Ihre Heldenkraft war beispiellos in unserer Zeit. Ihr Muth, ihre Klugheit, ihre Opferfreudigkeit, ihre Menschlichkeit auch gegen den Feind war das erhabenste Beispiel, das unseren Geschlechtern gegeben wurde. Um wie viel glorreicher wird in der Geschichte der Buren Niederlage leuchten, als Englands Sieg! In diesem jahrelangen Streite eines kleinen Bauernvolkes gegen ein ungeheures Weltreich hat sich, von Religion getragen, die Macht des Ideals,

des Freiheitsgedankens, des Rechtsbewußtseins, herrlich gezeigt. Gegen eine zehnfache Übermacht — das ist klar — hätten diese Vuren glänzend gesiegt. Gegen eine hundert- und tausendfache sind sie derzeit unterlegen, wenn es wirklich für England ein Sieg ist, mit einer solchen Übermacht die paar tausend Märtyrer ihrer freien Heimat überwunden zu haben.

War es vielleicht dieses Bewußtsein, das unseren Zeitungsblättern — auch jenen, die stets mit aller Glut sich für die kämpfenden Vuren begeistert hatten — das ihnen die Ruhe gab, mit der sie die Capitulation ausnahmen und die harten Bedingungen besprachen? Friedensbedingungen, mit deren unheimlicher Dehnbarkeit die Besiegten jederzeit zu Knechten gemacht werden können! — Man war abgefühlt. Mich dünkt, unsere Vurenbegeisterung war vielfach eine jener Art, die dem Erfolge nachläßt. Manches Blatt, das früher seine Begeisterung den Vuren zugewendet, wird dieselbe jetzt für die Königskrönung in England lodern lassen.

Wie rührend war die Friedensfreude in England! In diesem guten, gesitteten England! Endlich Frieden! — Heuchlerisches Volk! Als ob es den Frieden nicht längst hätte haben können! Als ob es nicht an ihm gelegen gewesen wäre, die Vuren in Ruh' zu lassen. Nenn, das gute Geschick bejubelten die Engländer, das ihnen bei diesem Siege endlich doch zugefallen war. Und nun kann die Welt beruhigt zur Tagesordnung übergehen, denn wieder ist ein kleines, braves, ideal angelegtes Volk aufgegangen in die ungeheure Krämerbude, zu der der moderne Mensch diesen Erdball umgewandelt hat.

R.

### Zu den Feuerausbrüchen auf den Antillen.

Schlage, lieber Leser, einmal die Karte von Amerika auf und betrachte die den Golf von Mexiko. Hat er nicht die Form eines ungeheuren Kraters, der gegen Osten hin schon zerfressen ist, so daß nur einzelne Randzacken und Riffe aus dem Meere hervorstehen? Ein Thondeckel von der Größe des Deutschen Reiches würde zu klein sein, um diesen mit Gewässern gefüllten Krater zuzudecken. Die Zacken und Riffe, die im Osten dieses Golfes aus der See emporragen, sind die Antillen, auf die gegenwärtig mit Entsetzen die Welt blickt. Das ganze Gebiet ist vulkanisch, alte Wunden des Erdballes entzündeten sich wieder und brechen auf. — Diese Erde, auf die wir unser Haus und Glück so gedankenlos zuversichtlich bauen, mahnt uns wieder einmal, woran wir mit ihr sind. Sie ist in ihrem Innern voll Feuer und nur vom Zufall hängt es ab, wo die Kruste dicker oder dünner, zusammenhängend oder gespalten ist. Nur vom Zufall hängt es ab, wann und wo die Kruste berstet und die Oberfläche mit flüssigem Feuer überschüttet wird. Die Gelehrten sagen, der Erdball habe die eigentliche Feuerzeit hinter sich und sei im Erstarren begriffen; aber es gibt auch Propheten mit der Botschaft, daß die Eiszeit hinter uns sei, daß die Erde immer mehr zu glühen beginne, bis sie explodiere und dann einmal einen kleinen lodernden Sonnenball spielen werde.

Die Katastrophe von Martinique und anderen Inseln der Antillen erinnert, daß in der westlichen Erdkugel das Feuer unruhig geworden ist. Der Berg Pelée, der nach mehrtägigen Vorzeichen am 8. Mai furchtbar losgebrochen ist, hat weite Landschaften, eine blühende Stadt und an 40.000 Menschen verschüttet. Viele dieser Menschen werden in geistiger Stumpfheit erstickt, erdrückt, erschlagen, verbrannt worden sein. Andere sahen das Unheil kommen, waren sich klar, was da vor sich gieng und konnten nicht fliehen. Noch andere legten dem Ausbruch anfangs keine so große Bedeutung bei, sie hätten vielleicht fliehen können mit schlechten Schiffen auf die wilde, offene See. Doch wer verläßt seine Heimat und geht einem dunklen, vielleicht

ebenso gefährlichen Schicksal entgegen, so lange es nicht am äußersten ist! Die am Abend noch hoffend zu Bette gegangen, waren am Morgen begraben in den glühenden Erdfloten, deren Flammen unter dem unermesslichen Aschengewölbe das einzige Licht dieses Tages gewesen. Von allen Einwohnern der Stadt St. Pierre, so las man, sei ein einziger mit dem Leben davongekommen. Ein Gefangener in schützenden Kerkermauern. Zur gleichen Zeit huben die Vulcane nachbarlicher Inseln an zu rauchen, Feuer auszuwerfen und Städte zu zerstören. Selbst im fernen Norden Amerikas wurde es unruhig unter scheinbar längst ausgebrannten Vulcanen, die Geyser des National-Parks kochten wilder und sprangen ungestümer als sonst. Die östliche Halbkugel hatte in diesem Mai Winter, als ob alles Feuer gegen Westen gewichen wäre, um dort die dünnere Erdrinde zu sprengen.

Da wurde nun manchem Menschen bang und er fragte: Was wird werden? Man nimmt wahr, daß Himmelskörper vergehen, sollte nicht einmal auch unsere Erde darankommen? Die Wissenschaft stellt es außer Zweifel. Und da schlugen die Bangenden in den Büchern nach, ob die Weltgeschichte schon solche Katastrophen zu verzeichnen hätte, wie sie sich entwickelten und endeten. Sie lesen von der mesopotamischen Sintflut, bei der alle Elemente außer Rand und Band gekommen waren. Sie lesen von der Zerstörung Pompejis und Herculaniums im Jahre 79, bei der viele tausend Menschen zugrunde gegangen. Sie lesen von einem andern Ausbruch des Vesuv im Jahre 1794, dessen Asbestaub ganz Neapel bedeckt und der später ganz Deutschland mit seltsamem Höhenrauch überzogen hatte. Sie lesen von einem 1721 stattgefundenen Erdbeben in Persien, bei welchem eine Stadt mit 8000 Menschen zerstört worden. Sie lesen von einem furchtbaren Ausbruch des Hekla im Jahre 1845 und sie lesen auch von der vulkanischen Katastrophe des Krakatua (1838) auf gleichnamiger Insel, welche an 50.000 Menschen vernichtet hat. — So begegnen sie vielen Ausbrüchen und verheerenden Erdbeben bis zu unserer Zeit herauf — und die Welt steht immer noch.

Denn, so groß darf man von der Erde nicht denken. Mit wenigen Ausnahmen macht sie Kleinarbeit. Langsam aber sicher, das ist ihr Wahlspruch. Einst habe ich an Rudolf Falb folgende Frage gestellt: Ist es nicht möglich, daß der Meeresboden irgendwo Löcher bekommt, daß das Wasser durch ungeheure Trichter sich in das glühende Erdinnere ergießt und daß durch die so erzeugten Dämpfe und Gase die Erdkugel explodiert? Darauf antwortete Falb beiläufig solches: Das Erstere ist nicht bloß möglich, es geschieht vielmehr fortwährend. Viele Erdbeben und Eruptionen werden ja darin ihre Ursache haben, aber das sind nur locale Erscheinungen. Die Meeresschichte, selbst die tiefste, ist im Vergleich zum Erdinnern nur wie das Thaumass an einem Apfel. Wenn sich alle Meere ins Erdinnere ergößen, so würde es immer noch zu wenig Wasser sein, um durch Dampf und Gase die Erdkugel zu sprengen.

So gewaltig große Naturereignisse in ihren Gegenden wirken, die Erde als Ganzes kehrt sich nicht viel darum, wenigstens einstweilen noch nicht. Wenn zur Nachtzeit der Schornstein der Dorfschmiede Feuer speit, so beunruhigt das wohl die Bewohner der angrenzenden Vogelneister, das Dorf aber bleibt ruhig. So fühlen sich auch die Menschen ungeschädigt, wenn sie ein paar Duzend Meilen vom Unheile entfernt sind. Es ist gut so. Aber begierig wäre ich doch, zu wissen, woran Meister Vulcan jetzt wieder schmiedet in seiner unterirdischen Werkstatt, daß seine Essen so grauig emporlodern in die Himmel! Wauen wir auf seinem Dache wohlgemuth unsere Nester wie bisher, aber seien wir nicht gar zu sehr überrascht, wenn eines Tages unsere Werke dahingebblasen werden sollen ins Nichts. Die ewigen Gesetze vollziehen sich, die Welt lebt — und es geht auch ohne uns. R.



## Das Adalbert Stifter-Denkmal.

Vierunddreißig Jahre nach dem Tode des Dichters hat das liebe Linz seinem herrlichen Adalbert Stifter ein Denkmal errichtet. So ist es gut, das ist die richtige Art. Wir eilen im allgemeinen zu sehr mit dem Denkmalbauen. Schier geradezu von der Bestattung fort gehen die Freunde zur Verathung und Constituierung eines Denkmalcomités, nicht eines aufs Grab, vielmehr eines auf den öffentlichen Platz. Und wie geht das mit Ach und Krach! Gebettelt muß werden, gepreßt müssen die Leute werden zu Theatervorstellungen, Concerten, Akademien u. s. w., alles fürs Denkmal, das man dem jüngstverstorbenen Dichter oder Künstler errichten will. Ist ein Dichter ohnehin niemals besonders groß für solche, die ihn persönlich gekannt, durch derlei persönliche Beuteltreterei wird er den Leuten nachgerade zuwider.

Es wird hoffentlich bald eine neue praktischere und sinnigere Art kommen, unsere Dichter zu ehren. Auf eine Anregung, die einmal im „Heimgarten“ gestanden, hat sich von Hamburg aus eine Vereinigung gebildet, die eine „Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung“ ins Leben ruft. Diese Stiftung wird sich dadurch bethätigen, daß sie Jahr für Jahr die Werke bedeutender Dichter ankauft, um sie im Volk zu verbreiten, an Volksbibliotheken, Schulen, an arme bildungsbeffiene Personen u. s. w. entweder ganz zu verschenken oder auf das allerbilligste zu vermitteln. Die größtmögliche Verbreitung in seinem Volke, das ist es, was jeder Dichter am meisten wünscht, und wodurch er seinen Namen am meisten geehrt fühlt.

Das ist aber nicht so gemeint, als ob von da ab großen Dichtern kein Denkmal mehr gesetzt werden sollte. Es soll bloß aus der Mode kommen, daß man den noch fast warmen Leichnam in Stein hane oder in Erz gieße. Der echte Lorbeer grünt erst um den tohlen Schädel. So etwa um die Zeit, wenn die irdischen Reste vermodert sind, kann die Denkmalfrage aufgeworfen werden. Bis hin sind die sonst häufig herrschenden Eliqueneinflüsse, persönliche Interessen der Eitelkeit u. s. w. wohl so ziemlich abgestorben, und das Denkmal, wenn überhaupt eins zustande kommt, entspringt wirklicher Dankbarkeit und Verehrung für einen großen Mann.

So ist es in Linz mit dem Adalbert Stifter-Denkmal. Kein Band der Lebenden mit der Person Stifters ist mehr vorhanden. Stifters Schriften hätten seit dreißig Jahren ja vergessen werden können, wenn sie eben — nicht unvergesslich wären. Ohne Trommel und Trompeten haben sie fortgewirkt, still und schlicht, haben das deutsche Gemüth immer tiefer ergriffen, bis endlich das Verlangen laut und mächtig wurde, ihm in der Stadt, wo der Dichter so lange gelebt und gewirkt und wo er gestorben, ein öffentliches Zeichen unvergänglicher Verehrung zu errichten. Ein Grabmal auf dem Linzer Friedhofe ist dem Dichter längst errichtet, in seinem heimatlichen Böhmerwald steht ein großartiger Denkstein schon seit Jahren. Linz hat die Krastprobe gemacht, wie lange es eine dankbare Stadt aushalten kann, ohne ihrer sich stets steigenden Verehrung öffentlichen Ausdruck verleihen zu müssen.

Jetzt steht das Erzbild auf einem der schönsten Plätze der Stadt, das moderne Geschlecht und die Geschlechter der Zukunft erinnernd, über alle Literaturlaunen hinaus auch wieder einmal den „Hochwald“ zu leien, oder „Das Haide-dorf“, oder „Abdias“, oder den „Nachsommer“, oder eine andere der wunderbar goldigen Dichtungen von Adalbert Stifter.

In diesem Sinne gewinnt jedes Denkmal an Bedeutung, je größer der Abstand ist vom Tode des Dichters bis zur Errichtung.

R.

## Andenken an Bosnien.

Vor kurzem ist in Graz ein Kriegerdenkmal enthüllt worden, das an einen Sieg erinnert, der uns nie eine besondere Freude bereitet hat, und auch an Opfer, die uns mit tiefster Trauer erfüllen. Das Denkmal an die bei der bosnisch-herzegowinischen Occupation im Jahre 1878 gefallenen Steirer. Die Namen der Männer, die ferne der Heimat, ohne recht zu wissen wofür, ihr Leben opfern mußten, sind hier zur ewigen Genußthumung in Stein eingegraben und lauten: Oberlieutenant Victor Wagner, Lieutenant Franz Weinberger, Corporal Josef Zingl, Tambour Josef Gauper; Infanteristen Franz Pehl, Johann Schelch. Officierstellvertreter Josef Wauer, Zugführer Hermann Bockenhuber, Gefreiter Mathias Schuster, Infanteristen Franz Friesenbichler, Anton Ladenhauf, Heinrich Schwarz, Anton Seemann. Oberlieutenant Wilhelm Rubin, Corporal Franz Berschek, Gefreiter Franz Stern, Infanteristen Johann Horwath, Simon Franz, Stejan Koitsch, Franz Durtich, Sebastian Bai, Karl Selolek, Franz Turnichel, Franz Zelischnik. Lieutenant Ludwig Vollis von Weinebach, Jäger Anton Benz, Simon Fadenberger, Johann Hausleitner, Josef Pierscher, Anton Schmölzer, Mathias Schweiger, Josef Schweiger, Josef Sölk, Johann Sprinz, Anton Weissenstein. Officierstellvertreter Josef Nedwed, Unterjäger Mathias Rohregger, Johann Rickenweiz, Jäger Josef Eggenberger, Thomas Fürstner, Ernst Machet, Anton Schienberger, Ferdinand Strehli, Martin Vorabber.

Die Enthüllung des Kriegerdenkmals, bei welchem sinnigerweise die „Bosniaken“ Spalier gebildet, gieng sehr feierlich vor sich. Wir wissen nicht, wie es ausgenommen werden wird, daß wir statt Nennung der beteiligten Honoratioren die Namen der armen Gefallenen hier angeführt haben. M.

## Eine neue Bibelübersetzung.

Der Herr Doctor Justinus Elinarius, Notar zu Davalno, hatte immer gehört, daß wir eine Staatsreligion haben. So fand er es zweckmäßig, die Sache amtlich zu behandeln und die kirchlichen Lehrbücher in den Kanzleistil zu übersetzen. Pflichteifrig machte er sich selbst an die Arbeit, indem er zuerst die Bibel vornahm, um sie aus dem längst veralteten orientalischen Jargon in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Von dieser sehr fleißigen, dankenswerten Arbeit geben wir hier den Anfang des ersten Capitels. Das erste Buch beginnt:

„Am Anfang wurde seitens Gottes der Himmel, beziehungsweise die Erde geschaffen. Die letztere war ihrerseits eine wüste und leere, und es war finster auf derselben. Des weiteren ist hervorzuheben, daß Gott das Licht von der Finsternis dergestalt zwecks Scheidung zeitlich in geeigneter Weise anordnete, daß er demzufolge in der Lage war, das Licht und die Finsternis Tag, beziehungsweise Nacht zu benennen, worauf derselbe sich dann der weiteren Aufgabe unterzog, in betreff der Meere, beziehungsweise der entsprechenden Flüssigkeiten der Atmosphäre, eine zweckdienliche Abgrenzung dermaßen zu bewirken, daß er hinsichtlich dieser vermittelt einer sogenannten Feste, welcher er den Namen „Himmel“ zu verleihen sich entschied, seither die Gewässer auf der Erde von den Gewässern, respective wasserhaltigen Gasen am, beziehungsweise im vorbenannten Himmel vollständig zur Trennung brachte, worauf dann mit Abend einerseits und Morgen andererseits der zweite Tag ebemäßig zum Abschluß gelangte.“

Wer von dieser Sorte mehr haben will, der möge sich an den Herrn Doctor selbst wenden. Wir fürchten fast, eine größere Probe von dieser „Staatsprache“ könnte dem Staatsanwalt nicht recht sein.

Schillers „Demetrius“. Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischen, von vier lebenden Bildern begleiteten Epilog von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.) Wäre es Schiller vergönnt gewesen, seinen „Demetrius“ zu vollenden, so hätte er uns jedenfalls mit diesem Drama das Höchste geboten, was seinem gewaltigen Geiste erreichbar war; so aber sank er in den ewigen Schlaf, eben da er die Hand nach dem voll entfalteten Lorbeer ausstreckte. „Er starb“, sagt Josef Bayer in seinem trefflichen Buche „Von Gottsched bis Schiller“, „nur zwei Schritte vor dem Gipfel seiner künstlerischen Höhe, die Kühner und Kühner in die Wolken emporwuchs — und ließ so der Nachwelt eine unbeschränkte Vorstellung von dem zurück, was er noch hätte schaffen, noch erreichen können.“ Der Torso seiner letzten Tragödie lockte viele Dichter, ihre Kraft zu versuchen, allein es gelang bisher keinem, sich zu der Höhe Schillers emporzuschwingen. Nun macht sich wieder einer an das so oft versuchte Wagnis, allein er wählt nicht die dramatische Form zur Vollendung des Fragments, sondern schlägt einen bisher noch nicht betretenen Weg ein, indem er das Bruchstück durch eine epische Dichtung ergänzt. Dieser Poet ist Martin Greif, der sich als Lyriker und Dramatiker trotz mancher ihm ungünstig gefinnten Kritiker erprobt hat und der deutschen Literatur eine große Anzahl schöner und wertvoller Gedichte und bühnenwirksamer, von nationalem Geiste durchwehter Dramen geschenkt hat. Greifs Darstellungsweise ist naiv, einfach, sie erinnert manchmal an den Holzschnitt unseres großen Holbein, aber es ist in ihr Kraft und Mark, und diesen für den Dichter so charakteristischen Eigenschaften begegnen wir auch in seiner letzten Arbeit. Er führt uns mit schlichten Worten den Verlauf der Demetrius-Tragödie vor, indem er die Muse selbst erzählen läßt, wie sich der große Stoff aufrollt und entwickelt. Greif gab also in seiner Ergänzung die richtige Lösung der schwierigen Aufgabe; das jäh abgebrochene Meisterwerk konnte in keiner würdigeren Weise vollendet werden. Zwischen das gewaltig wirkende dramatische Bruchstück und den erzählenden Abschluß schiebt Greif eine kurze dramatische Scene eine, die sich im Sterbezimmer des Dichters zwischen dessen nächsten Verwandten und Freunden abspielt. Sie dient dazu, den Schmerz um den Heimgang des edlen Gatten und Freundes zu schildern, aber auch den wehmißigen Ge-

danken auszudrücken, daß sein größtes Werk nun unvollendet bleiben soll. Martin Greif hat mit seiner Arbeit das Problem des Prätendentenstoffes in glücklichster Weise gelöst; der Dichter des „Prinz Eugen“ war der berufene Mann, diese Aufgabe zu Ende zu führen. Sein naiver Sinn sagte ihm, daß mit einem Dramatiker, wie Friedrich Schiller nur ein Dramatiker von gleicher Kraft und Höhe in die Schranken treten sollte und dürfe. Hoffentlich bleibt diese Arbeit Greifs seitens der Bühnenleitungen nicht unbeachtet; sie brauchen nicht erst auf den neunten Mai 1905 zu warten, um die für diesen Tag einzig richtige Dichtung aufzuführen; für jetzt und wohl auch für später noch wird diese Ergänzung der glücklichste Abschluß von Schillers Fragment bleiben. Emil Soffé.

Franz Grillparzer, sein Leben und seine Werke. Von August Erhard. Deutsche Ausgabe von M. Neger. (München. C. H. Beck. 1902.) Der große österreichische Dramatiker Grillparzer hätte es sich gewiß nicht träumen lassen, daß ein so umfassendes Buch über ihn und seine Werke, und sagen wir es gleich im voraus: das beste diesen Dichter behandelnde Buch, von einem Franzosen in französischer Sprache abgefaßt würde. Und doch ist es so, der Verfasser dieser Biographie, A. Erhard, ist ein Elsässer, Professor an der Universität in Clermond-Ferrand und hat die vorliegende Arbeit zuerst in französischer Sprache herausgegeben; sofort nach seinem Erscheinen wurde das Buch auch von der deutschen Kritik seinem hohen Werte nach gewürdigt. M. Neger in Wien hat eine gute Übertragung, beziehungsweise Neubearbeitung dieses Grillparzer-Buches vorgenommen und verschiedene schätzenswerte eigene Beiträge und Untersuchungen hinzugefügt. Das Ganze schildert nicht nur das Leben und Wirken Grillparzers allein, es liefert uns auch ein vortreffliches Bild des Geisteslebens im vormärzlichen Österreich überhaupt und zeigt den Verfasser als ausgezeichneten Kenner auf diesem Gebiete. Was den biographischen Theil anbelangt, so findet sich eine bis in Einzelheiten genaue Darstellung des Lebens unseres Dichters, sowie seiner Beziehungen zu den zeitgenössischen Wiener und anderen Persönlichkeiten, namentlich auch zu jenen auf musikalischem Gebiete. Im literarisch-ästhetischen Theile geht der Verfasser von der Schicksals-tragödie aus, in deren Rahmen ja die „Alnfrau“ fällt und bespricht in fesselnder, geist-

voller Weise die übrigen dramatischen Werke Grillparzers nach der Zeitfolge ihrer Entstehung. Der über 500 Seiten starke Band ist mit vortrefflichen Abbildungen versehen, welche z. B. Porträts Grillparzers in verschiedenen Lebensaltern, Bildnisse seiner Mutter, der Kathi Fröhlich, Schreyvogels, Bauernfelds, der Wohnstätten des Dichters, ein Facsimile seiner Handschrift und vieles andere bieten. Das Buch ist von warmer Begeisterung für den Dichter und seine Schöpfungen durchweht und liefert uns, wie erwähnt, das umfassendste Lebensbild desselben. Es mag den unzähligen Bewunderern unseres österreichischen Dramatikers aufs beste empfohlen sein. Schlossar.

**Der Idealist.** Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Domanig. (München. Allgemeine Verlags-Gesellschaft. 1902.) Ein Theaterstück gegen das Theater, gegen unser bankrotttes Theater, dessen Zustand je länger je mehr das Mitleid und die ernstesten Bedenken aller Einsichtigen erweckt; und ein Verurteilter: der Dichter der dramatischen Trilogie „Der Tyroler Freiheitskampf“ und „Der Gutsverkauf“ ist es, der in dieser actuellen Frage das Wort ergreift. Domanig führt uns hier einige Vertreter der herrschenden Richtungen vor: einen nervösen Oberlehrer mit seinem philosophisch zugespitzten „Nero“ von „echt römischem Milieu“; die Emancipierte mit ihrem überpfefferten Ehebruchsdrama, endlich Herrn Silberstein, der die Einleitung des von ihm dramatisierten Romans „La terre“ zum besten gibt. Diese Literaten sind indes mehr als Episodenrollen eingefügt, ihre Vorträge bilden gewissermaßen eine Ruhepause in Domanigs eigenem Schauspiel „Der Idealist“; denn wenn der Dichter zeigen wollte, wie es heute gemacht wird (und wohl auch, daß er selbst imstande wäre, es ebenso zu machen), so kommt es ihm aber offenbar bei weitem mehr darauf an, zu zeigen, wie es denn eigentlich gemacht werden soll: dazu hat er den „Idealist“ geschaffen. V.

**Wanderkameraden.** Gedicht von Anna Behnisch-Kappstein. (Eisenach. S. Kahle.) Leute, die Stimmung haben für Gott, Natur, Liebe, Treue und anderes, was uns den Muth des Herzens und den Frieden der Seele bringt, müssen sich von diesen reinen, liebenswürdigen Poesien angemuthet fühlen. R.

**Wir und die Humanität.** Von Alfred Klaar. (Berlin. Johannes Rade. 1902.) In klaren Darstellungen beleuchtet der Verfasser das Verhältnis zwischen den laut von der Gesellschaft verkündeten Forderungen der Menschlichkeit und ihrem praktischen Verhalten. An den verschiedensten

Gegenständen unseres socialen und geistigen Lebens (Armenpflege, Schule, Literatur), zeigt er die Widersprüche, die Solidaritätsgefühl und Zücht, Mitleid und Rücksichtslosigkeit überall entstehen lassen. In weiten Ausblicken und zusammenfassenden historischen Übersichten entwickelt er seine Ideen, kritisiert die bestehenden Zustände muthig und scharf, aber immer von dem Vertrauen beseelt, daß auch im Schoße unserer Gesellschaft die Ausöhnung der Gegensätze liegt, daß die Aufgaben, die er ihr stellt, gelöst werden können und sicherlich auch gelöst werden. Man kann also mit gutem Rechte hier von einer productiven Kritik reden. Die Liebenswürdigkeit, mit der diese Kritik bei aller Schärfe geübt wird, die schöne Sprache, in der das ganze Buch geschrieben ist, fesseln den Leser. Geradezu glänzend ist der Artikel über Nietzsche und die Nietzscheaner. Besseres über diesen Gegenstand ist noch nicht gesagt worden. R.

**Alpen-Flora für Touristen und Pflanzenfreunde** ist der Titel eines Taschenbuches, das gegenwärtig im „Verlag für Naturkunde“ zu Stuttgart in 10 Lieferungen erscheint. Das mit 40 Farbentafeln ausgeschmückte Buch stellt sich die Aufgabe, den Laien in die bunte Welt der Hochgebirgsflora einzuführen und ihn an der Hand kurzer leichtverständlicher Beschreibungen mit den wichtigsten und auffälligsten Alpenpflanzen bekannt zu machen. Den im Hochgebirgsland Einheimischen, sowie allen denen, die dort ihre Sommerfrische genießen, wird diese Alpenflora als ein belehrender Führer willkommen sein. V.

**Schützt die Kinder vor den geistigen Getränken.** Ein Aufruf an die Frauen aus dem Volke von Dr. med. Michael Schacherl. (Graz. Verlag des Arbeiter-Antialkoholisten-Vereines für Steiermark. 1902.) Wir heben aus der ebenso interessanten als populär geschriebenen Broschüre die Capitel hervor: Rabenmütter und Affenliebe. — Die trinkende Schuljugend. — Der narkotisierte Säugling. — Warum läßt man die Kinder geistige Getränke trinken? — Die Giftwirkung des Alkohols auf den kindlichen Körper. — Jede Frau und jeder Vater sollte die Broschüre, die in einer Auflage von 15.000 Exemplaren erschienen ist, lesen und beherzigen. V.

**Wie schreibe ich heute recht?** Auf diese jetzt so oft auftauchende Frage gibt ein unter demselben Titel von Prof. Hickmann bei G. Freytag & Berndt, Wien, herausgegebenes kleines Taschen-Wörterbuch für die allgemeine deutsche Rechtschreibung mit Angabe aller Neuerungen Auskunft.

**Ein Beitrag zur neuen Orthographie.** Von Eduard Freiherrn von Engert h. (Wien. Huber und Lahme.) Tritt vorwiegend für die Beibehaltung der alten Sprachschreibung ein.

Gutes Neues und bewährtes Alles in wohlfeiler Darbietung — diese Lösung der volksthümlichen **Hendel-Bibliothek** kommt auch in der heute vorliegenden neuen Bändchenreihe zur Geltung. Der Meister der Heimatkunst, der märkische Walter Scott, Willibald Alexis, ist wieder mit einem seiner besten vaterländischen Romane vertreten: „Der Wertwolf“. Der folgende Band: „Polnisches Novellenbuch“, Übersetzung von Albert Weiß. Die drei folgenden Bändchen: Fritz Reuter, „Kein Hüßung“, Friedrich Salm, „Der Fechter von Ravenna“, Emile Augier, „Familie Fourchambault.“

#### Büchereinlauf.

Österr. Verlagsanstalt Linz.

**Blumen und Blühe.** Neue Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern.  
**Mährische Geschichten** von Franz Schamann.

**Im tiefen Keller.** Dorfgeschichten aus dem niederösterreichischen Weinlande von Johann Peter.

**Colentanz.** Von Karl Strecker. (Hamburg. August Harms. 1902.)

**Salamanca.** Romantische Volksoper in drei Acten von Ferdinand Stechauner. Musik von Hans von Bois. (Wien. Österr. Theaterverlag. 1902.)

**Erbgift.** Schwank von Felix Ludwig Langenbach. München. (Bayerisches Colonialhaus.)

**Mein Psalter.** Ein Iyrisches Manuscript von J. M. Stowasser. (Wien. Selbstverlag. Unverkäuflich!)

**Wilde Rosen und Eichenbrücke.** Von Karl Schwerin. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

**Schneeflocken.** Ernst und Scherz im tollen Wirbel. Von Ferd. Stechauner. (Wien. C. Daberkow.)

**Für Herz und Gemüth.** Sennenlieder für eine Singstimme und Pianoforte. Componiert von Robert Handke. (Leipzig. Fritz Schuberth jun.)

**Lebensfreude.** Gedichte von Hermann Buchholz. (Berlin. Max Schildberger. 1902.)

**Dem Rhein entlang.** Ein Liederbuch. (Zürich. Lesezirkel Göttingen. 1902.)

**Goethes Briefe.** Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Zweiter Band (1780—1788). (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

**Mehr Licht.** Klarstellung des Grundgedankens in Goethes Faust, II. Theil, von Richard Gortler. (Darmstadt. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.)

**Deutsche Prosa.** I. Theil. Rednerische Prosa. Ausgewählt von Prof. Dr. J. Wyckgram. (Bielefeld. Velhagen u. Klasing. 1902.)

**Die Deutschen in Tolstois Schilderung.** Von Friedrich Dufmeyer. (München. Staegmeyer'sche Verlagshandlung.)

**Vom Irrthum zur Wahrheit.** Geschichten vom Übertritt römischer Katholiken zum Protestantismus. Fürs evangelische Volk erzählt. (Dresden. Franz Sturm & Co.)

**Wie steht du zu Christo?** Briefe über eine Lebenserfahrung von Charlotte Ernst. (Evangelischer Verlag in Heidelberg. 1901.)

**Deutsche Erde.** Beiträge zur Kenntnis deutschen Volksthumes allerorten und allerzeiten. Herausgegeben von Prof. Paul Langhans. 1. Jahrgang 1902. (Gotha. Justus Perthes.)


**Führer durch den Leitmeritzer Gau.** Von Julius Gierschick. (Leitmeritz. Dr. Karl Vidert.)

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft im Format 45 : 30 cm mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. — Heft V (20 Folioseiten). (München. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G.)

**Die Erfolge der heutigen modernen Arbeiterführer im Lichte der Wahrheit.** Zweite verbesserte Ausgabe von Franz Rauch. (Graz. 1901. Im Selbstverlage des Verfassers, Schönauergasse 99.)

**Über die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten.** Von Dr. P. J. Möbius. (Berlin. S. Karger. 1896.)

**Bunte Bühne.** Fröhliche Tonkunst, gesammelt von Richard Vatta, herausgegeben vom Kunstwart. 3. Folge. (München. Georg D. W. Callwey.)

 Vorstehend besprochene Werke ic. können durch die Buchhandlung „Leyskam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Schulhaus Krieglach-Alpel.

(9. Ausweis.)

Vortrag 10.706·70 Kronen. — Neuerdings bei Rosegger eingegangen in Kronen: Freiherr von Rokitsansky, Spielerhof 10. Oberlehrer Hilber, Traiskirchen 20. Gebel, Wien 6. Ungeannt, Rotterdam 11. D' Oberlander z' Knittelfeld 20. Deutscher Turnverein Radkersburg 30. — Aus Sachsen in Mark: Bei der Redaction der „Sächsischen Schulzeitung“ 121·25. Schule zu Mittweida durch Director Enzmann 10. Redaction der „Sächsischen Schulzeitung“ nachgesandt 9. Bei Schürmanns Gewerbebuchhandlung eingegangen 36·50. Schuldirector Meyer, Dresden-Strehlen 2. 21ste Bezirksschule in Dresden 3·25. Lehrer Schuster, Dresden 3. Overturnlehrer Bär, Freiberg 5. Oberlehrer Walther, Schlettau 2·50. Oberlehrer Muthesius, Weimar 1·50. F. O. Richter, Dresden 3. Ebert 3. — Übertrag 10.803·70 Kronen und 200 Mark.

Leider habe ich Anlaß, vor gewissen fremden Personen warnen zu müssen, die angeblich zugunsten der Alpel-Schule sich producieren oder sonstwie Gelder sammeln. — Überhaupt genügt die Summe nun völlig und danke ich allen Spendern auf das herzlichste. Etwaige weitere Einläufe kommen dem Erhaltungs-Fond der Alpel-Schule zugute.

Krieglach (Steiermark), 15. Juni 1902.

Peter Rosegger.



**Dr. W. J., Prag.** Sie wünschen für Ihr Liebchen eine schöne Grabchrift. Wir machen Ihnen den Vorschlag, die folgenden Verse eines alten Morgenländers zu wählen. Sie werden nicht leicht eine schönere finden:

Oft vor dir und mir hienieden  
Ward es Tag und wieder Nacht.  
Keine Dauer gönnt die Erde  
Ihren Töchtern, ihren Eöhnen.  
Dreum, wenn deines Fußes Sohle  
Diesen Staub berührt, hab Acht!  
Sicher war es einst das Auge  
Einer jugendlichen Eöhnen.

**G. H., Marburg in H.** Der Verfasser des „Ewigen Lichts“ weiß, daß die Wörter „Mildling“ und „Mietling“ natürlich nicht dasselbe bedeuten. Wenn er in seinem Roman auf Seite 320 das erstere wählte, so geschah das nicht irrtümlich, sondern absichtlich, weil es die richtige Stimmung wiedergibt. „Mietling“ hätte der Auffassung und der Verfassung jenes Tagebuchschreibers nicht entsprochen. Der Poet hat nicht zu fragen, ob Luther oder Grimm oder ein anderer ein Wort sanctioniert, sondern ob und wie er mit demselben eine bestimmte, beabsichtigte Wirkung erzielt.

**G. H., Wien.** Solche Übermenschen, wie Sie meinen, hat's schon vor Nietsche gegeben. Früher hat man sie — Lämmel geheißen.

**Kap. J. D. Jugsburg.** Sie besorgen, daß ich die permanenten Angriffe Ihrer römisch-kirchlichen Blätter auf mich Ihrem Buche und Ihrer Person entgelten lassen könnte. Wann habe ich Ihnen das Recht gegeben, so niedrig von mir zu denken?

\* Der im vorigen Hefte des „Heimgarten“ abgedruckte Brief an die Eltern wurde nicht, wie es dort heißt, von der Grazer Lehrerschaft an die Eltern vertheilt, sondern nur an der Doppel-Bürgerschule in der Marschallgasse und in jüngster Zeit beim „Elternabend“ an der Volksschule in der Nibelungengasse in Graz. Ferner sei erwähnt, daß dieser Brief von Herrn Bürgerschuldirektor Hans Trunk verfaßt und herausgegeben wurde und auch bei ihm zu beziehen ist, und daß das Reinerträgnis einem wohlthätigen Zwecke zufließt.

Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Juni 1902.)



## Ein Lied, ein Schwert und einen Gott!

Vom Ortler bis zum Rahlberg  
 Am reichen Donaustrand  
 Ist unsrer deutschen Ahnen Haus,  
 Ihr freies Heimatland —  
 Im Reich der Lannen.  
 Ob's Bayern oder Steiern heißt:  
 Die Drau, die Traun, die Donau fließt  
 Durchs Hochland der Germanen.

Die wildgewaltige Felsenburg  
 Stellt Ost und Westen gleich.  
 Es pocht ein einzig Volkeshertz  
 Durchs ganze Alpenreich.  
 Erhebt die Fahnen!  
 Es hat in Fried und Streit und Noth  
 Ein Lied, ein Schwert und einen Gott  
 Das Hochland der Germanen.

Rofegger.

## Zum Sängersfeste.

**I**n der großen, grünen Sängershalle eines obersteirischen Waldes sitzt ein einsamer Mann. Aber er ist nicht allein. Auf allen Wipfeln und in allen Büschen hocken und flattern gefiederte Säger, zu deren Gilde auch er gehört, nur daß er einer jener Vögel ist, die nicht mit dem Schnabel singen, sondern — mit der Feder. Aber er singt jetzt auch mit dieser nicht, er horcht. In den stillen Lüften über den Wipfeln ist eine wundersame Uruhu', die man mehr fühlt als hört. Es mag ja weit weg sein, weit hinter den Bergen, etwa wo das Hügelgelände beginnt und auf breiter Ebene die große Stadt steht. Irgendwo ist etwas, das klingend aufsteigt und schweigend durch die Lüfte geht über Berg und Thal bis an die Donau, die Elbe und den Rhein, bis zu den deutschen Meeren. Auf den Zinnen einer Halle flattern und knattern die Fahnen, aus der frohbewegten Menge steigt ein tausendstimmiger Chor auf — und das ist es, was hinzittert über alle deutschen Lande und auch den einsamen Waldsäuger mit ahnungsvoller Uruhu' erfüllt.

Sie singen den Lebensjubel des Volkes, sie singen von des Vaterlandes Herrlichkeit. — Von Süd und Nord, von Ost und West sind Deutsche beisammen und — o heiliges Wunder! — ihre Stimmen harmonieren! Neben dem Steirer steht der Schwabe, neben dem Bayern der Preuße, neben dem Sachsen der Rheinländer — und sie harmonieren! Der Landmann singt mit dem Fabriksherrn die gleichen Noten, der Geistliche mit dem Forscher vom gleichen Blatt, der Soldat mit dem Arbeiter das gleiche Lied — und sie harmonieren! Die Deutschen harmonieren! Da ist es kein Wunder, wenn die Bäume meines Waldes ihre Wipfel höher recken und alle Vögel horchen.

Der erste große Gesammtchor der Deutschen — aus ehernen Kehlen wurde er gesungen vor mehr als dreißig Jahren. Seither ist der Einheitsfang nicht mehr verstummt. Aus den erzernen Feuerschlünden sind Festglocken gegossen worden und die Wacht am Rhein wird überläutet von hellen Friedensliedern.

Wir Steirer waren damals freilich nicht dabei gewesen, als die Befreiungsschlachten donnerten, aber — wie unser Dichter sang — unser Herz hat mitgeschlagen — das deutsche Herz. Und wer mitgeschlagen, der will auch mitsingen. Der Steirer stand seit alten Zeiten auf deutscher Wacht, wenn auch nicht auf der am Rhein, denn solcher Strom ist ihm etwas entlegen. Die orientalischen Horden und Heere, ob sie nun Osmanen heißen oder Hunnen oder Magyaren — die jahrhundertlang auf den Straßen waren nach dem schönen Deutschland hin — an den harten Steirervesten und -Schädeln sind sie immer wieder zerschellt.



Deshalb haben diese Steirer, die einst in grauser Noth deutsche Cultur bewachten, ein frohes Unrecht mitzusingen, wenn Deutsche singen. Ja, sie haben sich nun sogar herzhast das Vorrecht genommen, in ihrer Hauptstadt ein Sangespodium zu errichten und alles, was deutsch und treu ist, einzuladen zu einem freudigen, herrlichen Singen.

Und wenn sie kommen, steirischer Heimgesang begrüßt sie und begleitet sie durchs Land. „Glücklich jeder, der a G'jang hat zan singa, dafs er's gleich auffa kann schöpf'n, wia mit an silbernen Eimerl, 's Lusti und 's Loadi, und all's, was im Herz'n nit Blak hat!“ So ruft auf dem Berge eine Stimme. Vom Schachen herab klingt es fedlich:

's Blabl vom steirisch'n Landl  
 Is lusti wohlauf in der Frua,  
 Und wer nit frisch singen und jauchzen kann,  
 Der is la steirischer Bua.

's Blabl vom steirisch'n Landl  
 Schlagt tapfer fürs Vaterland zua,  
 Und wer sich dem Feind nit vor d'Nas'n traut,  
 Der is la steirischer Bua!“

Deutsche, wenn sie zusammenkommen, haben sich auch etwas zu sagen. Weil man aber beim Reden leicht so deutlich werden kann, dafs man sich — missversteht, so wäre vorzuschlagen: wenig sprechen, mehr singen. Das Reden entzweit, das Singen eint. Der Mistton in einem Lied ist lange nicht so schlimm, als der Mistton in einer Rede. Wie wäre zu wünschen, dafs im österreichischen Parlament gesungen würde, statt geredet! Ein aus den besten Sängern des Reiches gewähltes Parlament oder Chantement, was gebe das den musikbegeisterten Wienern für ein Concert, und wie unvergleichlich billiger käme es den Ländern zu stehen, als unsere Redeschlachten, die immer nur einen Haufen Todte, moralisch zu Tod geschimpfte, aufweisen — sonst beinahe nichts. Der unselige Sprachenstreit würde in einen lustigen Sängerkrieg verwandelt werden, wobei der Deutsche den Tenor, der Ueche den Alt, der Pole mit seinem Brustton der Überzeugung den Bass singen könnte. Doch, wohin versteigt sich meine Phantasie; gute Menschen — solche, die singend sich alles gefallen lassen — wählt man niemals wieder, und böse Menschen singen keine Lieder.

Flüchten wir aus dieser bösen Abirrung wieder zurück ins Reich der Harmonie. Sollte dieses Reich nicht größer sein, als eine Sängerkhalle? Sollten sie, unsere Gäste, die weite Reise darum gemacht haben, um unter diesem entlegenen Dache ein paar Stunden zu singen und dann wieder heimzugehen? Sollten sie bloß gekommen sein, um ihre Stimmen hören zu lassen, die Blumen der Grazerinnen auf sich regnen zu lassen, Fahne, Hut und Becher zu schwingen und „Heil“ zu rufen? Der Gesang vergeht — wenn der Phonograph nicht mitthut — im Augenblick, als der Mund sich schließt, die Blume in wenigen Stunden

und die Begeisterung des Bechers hält nicht immer so lange an, als dessen Kagenjammer. Nein, gerade deshalb sind unsere lieben Gäste nicht gekommen. Diese Tage müssen einen tieferen Sinn haben als den, der in einem Volksfeste liegt. Der Gesang muss mehr bedeuten als Kunst. Das Lied muss ein klingender Schlüssel sein, der die Herzen öffnet. Vom Liede zur Geselligkeit, von Geselligkeit zur Traulichkeit, von Traulichkeit zur Freundschaft. Manches brüderliche Du wird geschlossen werden zwischen Männern der Donau, der Oder und des Rheins, mancher Bund besiegelt, der fürs Leben festhält.

In den letzten Jahrzehnten erst sind die Deutschen aller Zonen der Einheit ihrer geistigen und seelischen Interessen sich recht bewusst geworden. Nicht bloß Politik und Volkswirtschaft sind die verbindenden Fäden. Es gibt noch andere. So die Kunst, die Literatur. Die Süddeutschen lesen und hören und schauen die Werke norddeutscher Dichter, Sänger und Künstler, und umgekehrt. Es ist kein Vorurtheil mehr gegen ungewohnte Formen, Idiome und Anschauungen, soweit sie deutsch sind; man freut sich immer mehr, die Eigenheiten der Bruderstämme kennen zu lernen; so einigt die Kunst allmählich den Geschmack und die Richtungen des großen Volkes. Und dann das Reisen. Die Norddeutschen ziehen in hellen Scharen und freudigen Sinnes den Alpen zu. Wir und unsere Berge sind ihnen traut geworden wie ihre eigene Heimat. Wenn sie nach energischem Wirken im Beruf einmal Erholung bedürfen, wenn sie einmal frohe, sorglose Tage haben wollen, dann kommen sie zu uns. „Der Aufenthalt bei Euch ist für uns immer ein Sonntag!“ sagte mir einmal ein forscher Franke. Und wir Süddeutsche reisen nordwärts und können bestätigen, daß unser Vertrautwerden mit den Bewohnern und Einrichtungen der west- und norddeutschen Länder für uns in vielfacher Beziehung geradezu eine Hochschule bedeutet. Ich spreche gar nicht von den großen Dichtern und Denkern dort, denen wir das Haupttheil unserer geistigen Cultur verdanken, ich spreche von den modernen praktischen Vorbildern, die uns zugute kommen. So reichlich lohnt das deutsche Volk uns die treue, jahrhundertelange Wacht an der Osmanengrenze.

Unter solchen Verhältnissen ist unser Sängerfest keine Zusammenkunft lediglich aus Neugierde, zur Ergözung, zu Sang und Rede, zu Studienzwecken oder Vereinsport — es ist ein Fest treuer Brüder, die sich finden und wiederfinden. Mit dieser Zuversicht sollen die lieben Gäste kommen in unser schönes Land, und mit dieser Gewissheit sollen sie heimkehren in ihr glückliches Reich.

P. Rosegger.

## Bei Sedan.

Von Einem, der dabei war. Von Richard Voß.<sup>1)</sup>

Es war in den letzten Augusttagen. . . . Unter einem bleifarbenen, glühenden Himmel zogen wir im heißen Staube der Landstraße dahin: von dem lieblichen Bar-le-Duc fort und gegen Verdun zu. Das Ziel kannten wir nicht, wenigstens wußten wir keinen Namen. Wir wußten nur, welchem Ziel wir entgegenschritten: einem Schlachtfeld.

Schon wieder ein Schlachtfeld! Das wievielte seit einem Monat? Gluten! — Gluten!

Fahler, dichter Dunst entströmte der verdorrten Scholle, umbraute den Himmel, umwölkte die Sonne, die Morgen für Morgen blutig roth durch den Qualm drang. Es war ein böses Omen. Aber man achtete der Zeichen nicht mehr.

Wäre all das in diesen letzten Wochen vergossene Blut aufgewallt von der Erde, so hätte sich über Frankreich ein purpurfarbener Kaiserhimmel wölben müssen.

Jrgend wo da oben, der belgischen Grenze zu, wurde wiederum eine große Schlacht erwartet, eine Entscheidungsschlacht.

Also vorwärts!

Für mich war das Leben seit Wochen zu einem schweren, schwülen Sommernachtsstraum geworden; zu einer schrecklichen Fieberphantasie: ich hatte des Furchtbaren bereits mehr erlebt, als mein Gemüth zu ertragen vermochte, so daß ich mich unter einem immerwährenden Alpdruck, in beständiger dumpfer Betäubung befand, darin ich die Wirklichkeit fast als Hallucination empfand. Dieser Zustand feite mich anfangs gegen die Gluten des Tages und die Anstrengungen des Marsches. Auch concentrirte sich mein ganzes Gefühlsleben in dem einen Gedanken: wiederum eine Schlacht! . . . . Nur wer ein Schlachtfeld sah, kann das Grausen begreifen, das sich bei dieser Vorstellung eines jungen Menschen bemächtigt, der in den Krieg gieng, um nach besten Kräften Wunden zu verbinden und Schmerzen zu lindern.

Die Heerstraße, die wir zogen, war gezeichnet! Rechts vom Wege, links vom Wege ermattete Soldaten, zertrümmerte Wagen, gestürzte Pferde. Wir sahen kaum hin. Die Landschaft war öde; es mangelte an Proviant. Wir fühlten kaum, daß wir Hunger hatten. Nur der Durst quälte uns. Wir passierten Dörfer und wollten trinken. Aber die Einwohner hatten, bevor sie entflohen waren, die Brunnen verschüttet; oder sie sollten das Wasser vergiftet haben. Ich erinnere mich, daß an einigen

<sup>1)</sup> Aus „Allerlei Erlebtes“. Stuttgart Adolf Bong & Comp. 1902. Siehe „Grimgarten“ 1902, Seite 716.

Brunnen Wachen standen, die uns abhalten sollten, unseren grimmigen Durst zu löschen. Sie mußten bisweilen Gewalt anwenden; denn die Leute stürzten sich auf das Wasser wie Verschmachtende in der Wüste auf die Quellen einer Oase.

Ich glaube, es war am zweiten Tage, nachdem meine Sanitätscolonne mit den Truppen *Par-le-Duc* verlassen, als wir anfiengen Hunger zu leiden. Wir gelangten zu einem einsam gelegenen Gutshof, wo vor kurzem Brot gebacken worden war. Das war ein Jubel! Die frischen Brote wurden nicht requiriert, sondern — nicht immer gegen ehrliche Bezahlung — einfach genommen. Zu einer ordnungsmäßigen Austheilung kam es gar nicht; denn was wollten die wenigen Brotlaibe für so viele besagen?! Es bekam, wer sich nahm. Ich sehe mich noch, wie ich, schwächlich und bläulich und den Eindruck eines Knaben machend, in einiger Entfernung vom Hause zu Tode ermattet hingesunken war und mit gierigen Augen zuschaute, wie die Großen und Starken aßen. Es mußte köstlich schmecken! Plötzlich fühlte ich mich so entkräftet, als wäre ich schwer krank. Dabei keine Hoffnung, von der Tafel der Reichen auch nur einen Brosamen abzubekommen. . . . . Da wurde an meine Schulter gerührt, eine alte Bäuerin stand neben mir, die mir zuflüsterte: „Viens, pauvre petit!“ Sie gieng durch den Hof zum Haus, wo sie vor einer verschlossenen Thüre, mich erwartend, stehen blieb. Dann öffnete sie, zog mich sich nach und riegelte hinter uns zu. Ich wurde in ein Zimmer geführt, wo sich die Besitzerin des Gutes befand. Diese hatte mich vom Fenster aus beobachtet und durch meine große Jugend, mein blasses Aussehen sich rühren lassen. Die gute Frau fragte mich, ob meine Mutter noch lebte? Und erzählte mir, daß ihr einziger Sohn Soldat und nun in Deutschland gefangen sei. Dann gab sie mir zu essen: kräftige Fleischsuppe und ein köstliches Kaninchen-Ragout! Während ich aß, saß sie mir gegenüber, blickte mich unverwandt an und sagte leise: „Er hat noch eine Mutter! Wenn seine Mutter das wüßte! Wie seine Mutter sich freuen würde!“

Es war dies nicht die erste Gultthat, die ich im Feindesland von Feindeshänden empfing; und es sollte nicht die letzte sein.

Vorwärts! Vorwärts! Immer das gleiche Bild: eine braune Landschaft mit verlassenem Gehöften, verlassenem Dörfern und auf der Landstraße, von Staubwolken umhüllt, die bunte Schlange der deutschen Truppen sich langsam, schwerfällig dahinwälzend.

Kanonendonner, fern und dumpf, Schlag auf Schlag. Und bei jedem Schlage fuhr ein leises Zittern durch die Erde, als wäre sie ein in Angst und Grauen erbebendes Geschöpf.

Vorwärts! Vorwärts! Die fernem, dumpfen, grollenden Töne wirkten auf die Gemüther wie ein Zauberkraut. Keine Ermattung mehr,

kein Hunger mehr und kein Durst; kein anderer Gedanke mehr als: „Vorwärts! Nur vorwärts!“ . . . Man muß diese Magie an sich selbst empfunden haben, um das große und herrliche „Mit Gott für König und Vaterland!“ ganz begreifen zu können.

Aber es war schwer und wurde immer schwerer, vorwärts zu kommen, dem Kanonendonner entgegen, ihm immer näher und näher. Fliehendes Landvolk, oft mit seiner ganzen fahrenden Habe belastet, drängte uns entgegen, versperrte unseren Weg, Menschen in Verzweiflung, in Todesangst. Und hinter uns drein unser unaufhaltsam vorwärtswogendes Heer. Längst war ein Theil der Massen von der Landstraße abgewichen und stürmte über die Felder dahin. Jeden Augenblick vergrößerte sich der Menschenschwall, wuchs das Getöse, der Wirrwarr, der Drang. Oft bildeten fliehende Franzosen und dem Kampfplatz zueilende Deutsche einen lebendigen Knäuel.

Längst war es nicht mehr der Dunst des heißen Tages, in dem wir wie unter einer grauen Riesenglocke vorwärts drängten, sondern der Pulverdampf einer schrecklichen Schlacht verfinsterte den Tag. Die Traumstimmung, die mich ganz unwoben hielt, wurde immer intensiver und fiebernder. Nichts sah ich, nichts wußte ich in voller Deutlichkeit. Besinne ich mich recht, so führte die Straße zuletzt über eine Art von Hochebene hin, zum Rande eines Höhenzuges, von dem es alsdann in langen Windungen hinabgieng. Vor uns öffnete sich ein weites Thal, das durch ein ungeheures Naturereignis in einen mit wallenden, wirbelnden Dämpfen angefüllten Kessel verwandelt zu sein schien. In dem grauen glühenden Qualm sprühten Funken, zuckten Blicke, lohten Flammen. Es war darin ein unaufhörliches Knittern und Knattern, Prasseln und Rasseln; es war wie ein wildes, entfesseltes Element, das tosend und brüllend Berge zermalmte und die Erde aufriß. Es war die Schlacht!

---

Wir befanden uns in der Tiefe und in irgend einem Ort, darin der Kampf gewüthet hatte. Man sagte uns, daß die Schlacht vorüber sei, daß wir auch diese Schlacht gewonnen hätten. Man zeigte uns ein kleines Haus an der Landstraße und sagte uns: in diesem Hause hätten die Verhandlungen über den Sieg bei Sedan stattgefunden; diese Landstraße sei der gefangene Kaiser Napoleon gefahren; und das weiße, weit hinleuchtende Landhaus dort oben auf jenen Höhen, die wir herabgekommen, wäre das Standquartier des Königs von Preußen während der Schlacht gewesen.

Ein Schlachtfeld muß man gesehen haben — beschreiben läßt es sich nicht. Man zählt die Verwundeten auf, schildert die brennenden Dörfer, die rauchenden Trümmerhausen; man schildert den zerstampften,

aufgewühlten Erdboden, der auf Meilen und Meilen ein einziges, blutiges, grauenhaftes Todtenfeld ist — alles Worte, nur Worte!

Lange bevor ich das Gemälde von Stuck: „Der Krieg“ kennen lernte, hat mir meine Phantasie diese furchtbarste „Geißel Gottes“ in ähnlicher, grauenvoller Gestalt gemalt: auf einem Geisterross über das Schlachtfeld von Sedan trabend, der bluttriefende, entmenschte Genius des Völkermordes.

Zwischen Donchery und Sedan zieht sich der Fluss dahin. Wir lagerten auf der Seite von Donchery auf einer Wiese. Als ich sie hinabschritt und an den Strom gelangte, war die Maas an dieser Stelle über ihre Ufer getreten. Man erzählte sich: die Leichen der Erschossenen und die Cadaver der Pferde hätten oberhalb der Festung im Flusse einen breiten Damm gebildet und dadurch hätte das Wasser sich gestaut.<sup>1)</sup> Man zeigte mir auch die Insel, auf der die französische Armee gefangen gehalten wurde.

Und immerfort wurden Gräber geschäufelt, Todte begraben. Immer noch hörten wir bei Tag und Nacht jene gräßlichen Laute, die nicht von irdischen Wesen ausgestoßen schienen, die nie vergessen kann, wer sie vernahm. Es waren die schwer verwundeten Pferde, welche noch nicht hatten getödtet werden können. Mit aufgerissenen Leibern, mit hervorquellenden Gedärmen schleppten sie sich hin und schienen die Menschen anzuschreien, sie möchten ihnen die erlösende Kugel spenden.

Jede Stunde brachte neue Eindrücke, neue Ereignisse, neues Entsetzen. Ein Schlachtfeld ist der rechte Ort, wo des Lebens ganzer Jammer uns anpakt. Meine Pflicht führte mich in die Festung Sedan hinein. Die Gräben halb angefüllt mit fortgeworfenen französischen Waffen, Tornistern, Helmen; in den Straßen Leichname und eine pestilenzialische Luft; die Häuser geschlossen, die Bewohner unsichtbar. Unser Militär verhielt sich wundervoll ruhig und würdig.

Als das französische Heer gefangen nach Deutschland geführt wurde, war ich in dem Vorort Balan stationiert. In ununterbrochener, schier endloser Kette wälzte sich die besiegte Armee vorüber. Die einen apathisch und stumpf, die anderen gleichgiltig und frech, wiederum andere mit hassfunkelnden Augen, wuthentstellten Mienen, Schwüre der Rache und Verwünschungen murmelnd. Aber darunter schritten hoch aufgerichtet gefangene Helden, schritten von der Schmach des Vaterlandes niedergebeugte Tapfere, die nicht wagten, den Blick zu erheben. Manch Einem las ich vom Gesicht ab: „Warum traf uns keine deutsche Kugel mitten ins Herz?!“

Dieser Abzug der besiegten Franzosen aus Sedan war ein historisches Trauerspiel.

<sup>1)</sup> In Wahrheit war die Maas von den Franzosen durch einen Damm zum Austreten gebracht worden.

Eine bürgerliche Tragödie dagegen spielte sich in dem Hause ab, darin ich einquartiert lag. . . . Der Sohn des Hauses hatte sich am Straßenkampf betheilig, hatte aus dem Hinterhalt auf den Feind geschossen. Er wurde süßiliert.

Aber der Held des Dramas war nicht der gerichtete Jüngling, sondern das betagte Ehepaar. Ich hatte bis dahin nicht gewußt, daß solcher Jammer möglich sei! Wäre es wenigstens ein Jammer mit Thränen und Klagen, mit Ausbrüchen der Verzweiflung gewesen! Aber es war ein Jammer, dem selbst der Seufzer auf den Lippen erstarrt war.

Ohne Wort, ohne Klage thaten sie ihre Arbeit. Die alte Frau stand am Herde und bereitete für die Preußen das Essen; der Mann band im Garten das Spalierobst wieder auf, das gerade herrlich reifte und das durch die Kugeln Schaden gelitten hatte.

Ungefähr am dritten Tage nach der Schlacht wurde ich einem Lazareth beigegeben, welches sich wenige Minuten vor dem vollständig zerstörten und niedergebrannten Bazeilles befand. Es war ein alterthümliches stattliches Schloß, inmitten eines weiten Parkes. Die Bewohner hatten auch hier die Flucht ergriffen, und in die Säle, die Hallen und Gemächer waren die Schwerverwundeten geschafft worden — lauter Bayern, die bei Bazeilles heldenhaft gefochten hatten. Jeder Platz in dem großen Hause war in ein Schmerzenslager verwandelt, jeder Fegen Stoff mußte als Verbandzeug dienen. Es mangelte an Medicamenten. Das Glend war grauenvoll, die aufopfernde Thätigkeit der Ärzte erhaben über jedes Lob.

Die Verwundungen, die in diesem Hause gepflegt werden sollten, waren zum größten Theile so schwerer Art, daß die meisten Leidenden der Tod erlöste. Unter den Bäumen des Parkes war Grube neben Grube gegraben, jede Grube sehr breit und sehr tief, und oft war eines dieser Gräber binnen einer Stunde gefüllt! Wir waren froh, konnten wir einen, der doch nicht mehr zu retten gewesen, endlich hinaus schaffen, um den Platz des Todten einem andern zu geben, dem vielleicht noch geholfen werden konnte.

Das Schloß hatte hohe Kellerräume und diese kühlen Gewölbe waren als Amputationsäle eingerichtet worden. Hier leistete ich nach Möglichkeit Hilfe.

Tage und Tage wurde amputiert! Es nahm kein Ende! Ärzte und Gehilfen waren blutüberströmt. Die abgeschnittenen Gliedmassen wurden erst hinausgeschafft und eingegraben, wenn ihrer ein Haufen geworden.

Hier war ich Zeuge einer Amputation, bei der mich alle Fassung verließ. Das vollkommen zerplitterte Bein eines jungen Zuaven mußte am Oberschenkel abgenommen werden. Nur mit größter Mühe war der

Mann zu Chloroformieren gewesen; als jedoch die Arterien glücklich unterbunden, der Knochen bloßgelegt war und die Zerfägung bereits begonnen hatte, wirkte das Betäubungsmittel nicht mehr. Der Verwundete erwachte, sah, was mit ihm vorgieng, that keinen Laut, erbat sich eine — Cigarre! Und ohne einen Laut zu thun, die Cigarre rauchend, ließ er die Amputation an sich vollziehen.

Abends schickte man mich „zur Erholung“ etwas an die Luft. Ganz nahe beim Schloß, dicht vor Bazailles, befand sich eine weite Wiese, wo die Schlacht besonders gewüthet hatte. Sie erstreckte sich bis nach Balan hinunter und glich einem einzigen Kirchhof: Grab an Grab, Kreuz neben Kreuz! Es war der wonnevollste Herbstabend, solcher Friede in der Natur, solche Feierlichkeit. An diese Wiesen stießen die Gärten von Balan. Hier blühten Asters und Dahlien, reiften am Spalier Birnen und Äpfel — kaum daß hier eine Blüte geknickt, ein Zweig gebrochen war.

Das waren Contraste!

Nach einiger Zeit wurde ich nach La Moncelle beordert. Dieses liebliche Dorf liegt einige Kilometer von Sedan zwischen Hügeln und Gärten. Verschiedene verlassene Landhäuser waren zu Ambulanzen eingerichtet worden und hier blieb ich wochenlang. Die Sterblichkeit in unserem Lazareth war auch jetzt noch immer so erheblich groß, daß fortgesetzt jene breiten und tiefen Gruben nothwendig waren, die sich so fürchterlich schnell füllten. Wir Wärter waren des Abends derartig von Kräften, daß ich manche Nacht hinsank, wo ich gerade stand, ganz gleich, ob das neben einem Sterbenden oder einem Todten war. Das Wort „Jammer“ verstand man kaum noch: man hatte sich an den Jammer gewöhnt wie an irgend ein Übel. Und das war vielleicht das Schrecklichste.

Von der Ausdehnung des Schlachtfeldes bei Sedan konnte ich mir erst dann einen Begriff machen, als ich die Transportfähigen unter unseren Verwundeten nach einem belgischen Grenzort begleiten half, von wo aus sie mit der Bahn in deutsche Lazarethe geschafft werden sollten. Dieses weite, weite Schlachtfeld von Sedan steht jetzt als ein einziges ungeheures Grabgefilde in meiner Erinnerung. Es schien kein Ende nehmen zu wollen und erfüllte die Phantasie mit den Schreckbildern der dort stattgehabten grimmigen Kämpfe. Glaubte man endlich die Erinnerungsstätten hinter sich zu haben, so sah man immer noch einen neuen Grabhügel sich wölben, stieß man immer noch auf ein einsames Kreuz.

Auf einem dieser Verwundeten-Transporte sollte ich, der ich damals noch keine Ahnung hatte, daß ich jemals in meinem Leben Trauerspiele schreiben würde — und was für blutige: mit Leichenhügeln und Massengräbern! — der Zuschauer eines kleinen Familiendramas sein, das ohne



mich einen sehr gräßlichen, einen echt „Bosfischen“ Ausgang genommen haben würde . . . . Wir hatten uns mit unseren Verwundeten auf dem Wege zur Grenze verspätet; eine frühe, nasskalte Herbstnacht brach an, dicke Nebel fielen ein. Wir fanden uns nicht mehr zurecht, kamen von unserem Wege ab und fuhren schließlich in der Irre.

Die Nebel wurden dichter, die Nachtlust feuchter und kälter, unsere armen Verwundeten ächzten und litten heftige Schmerzen. Wir kamen durch kein Dorf, begegneten keinem Menschen.

Endlich, nach stundenlangem Umherirren, stießen wir auf ein kleines Gehöft, das stockdunkel lag und verlassen zu sein schien. Wir pochten und riefen und brachten dadurch nach sehr langer Zeit einen alten Mann und eine alte Frau zum Vorschein. Von diesen Leuten verlangten wir, sie sollen uns auf den rechten Weg weisen.

Sie wüßten den rechten Weg nicht.

Das sei ja nicht möglich, wurde ihnen entgegnet. Sie müßten ihn kennen, sie sollten ihn uns zeigen.

Jedoch: sie wüßten nun einmal den Weg nicht!

Und dabei blieben sie. Wir boten, wir boten Belohnung; jedoch: sie wüßten den Weg nicht! Wir forderten, drohten — sie wußten ihn auch jetzt noch nicht! . . . . Ob sie die einzigen Hausbewohner seien? Ja! Ob Mann und Frau? Ja! Ob sonst kein Haus, kein Mensch in der Nähe? Nein!

Wir mußten den Weg wissen. Aber die Leute wollten und wollten uns nicht zurechtweisen.

Sie waren besiegte Franzosen, wir waren siegreiche Deutsche. Sie wollten an der großen, an der ungeheuren Vergeltung, die man an uns üben würde, auch ihren Antheil haben, war er auch noch so winzig.

So blieben sie dabei: sie wüßten den Weg nicht!

Der Officier, der den Transport leitete, verlor die Geduld. Als alles Bitten, Vorstellen und Drohen nichts half, zog er seinen Revolver, hielt die Waffe dem alten Manne vors Gesicht und erklärte: er würde bis zwölf zählen. Wenn sie bis dahin nicht anderen Sinnes geworden, würde er losdrücken.

Noch sehe ich die beiden Leute! Hinfällige Gestalten in groben Arbeitskleidern. Sie standen dicht neben einander an der nächtlichen Landstraße, wie zwei graue Nebelbilder und regten sich nicht. Keine Bewegung thaten sie, kein Wort sprachen sie — auch nicht die Frau. Der Officier begann zu zählen, laut und langsam:

Eins — zwei — drei . . . .

Noch immer kein Wort, keine Bewegung. Noch immer kein einziges Wort der Frau.

Vier — fünf — sechs . . . .

Gott im Himmel! Noch immer stumm und starr!

Sieben — acht — neun . . . .

Stumm und starr! Stumm und starr!

Zehn . . . .

Da ertrug ich's nicht länger, da fiel ich dem Officier in den Arm. . . . Was ich ihm sagte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich außer mir war, daß der Franzose am Leben blieb, daß wir weiter fuhren: in den Nebel hinein, ohne auf den rechten Weg gewiesen worden zu sein. Als ich mich nach den beiden umschaute, standen sie noch immer dicht nebeneinander, sprachen nicht, regten sich nicht. So entschwanden sie mir im Dunst.

Wir gelangten bald in ein Dorf, wo wir unsere Verwundeten bergen konnten; denn um auf den rechten Weg zu kommen, war es zu spät geworden.

Einige Wochen nach der Schlacht von Sedan kamen aus Deutschland viele Hinterbliebene der gefallenen Officiere, um die theuren Todten aus Frankreichs Boden nach der Heimat zu führen und in deutscher Erde zu bestatten. Mir war der Auftrag, beim Öffnen der Gräber zugegen zu sein und den Leichnam, sobald er zum Vorschein kam und die Luft ihn berührte, mit Arsenik zu bestreuen.

Die Gräber einiger Gefallenen waren bekannt, bei anderen ließ es sich nur muthmaßen. Dann mußte gesucht werden. Ich begleitete Eltern, die ihre Söhne, Frauen, die ihre Männer, Brüder, die ihre Brüder suchten.

Bisweilen fanden wir den Gesuchten, bisweilen waren die geliebten Züge noch erkennbar — selten! Gewöhnlich mußten auch die Erkennungszeichen erst gesucht werden: die Farbe des Haares, ein Ring am Finger —

Eines Octobernachmittags gieng ich zum letztenmale über einen Theil des Schlachtfeldes. Es war tiefe Herbststimmung: welke, lautlos von den Zweigen herabsinkende Blätter; welke, vom Frost braun gebrannte Blüten; Nebelgeriesel und die Sonne bereits machtlos, den dichten Dunst zu durchbrechen.

Der Abend brach herein — ein unaussprechlich schwermüthiger, dunkler, sternloser Abend, an dem die Welt alle Hoffnung auf Licht hinter sich zu lassen schien.

Ich gieng durch Balan, an dem Hause vorüber, wo damals jene ärmste Mutter für uns das Essen bereitet, jener Vater die geknickten Zweige seiner Obstbäume aufgebunden hatte. Ich gieng durch das zerstörte Bazailles und dann über die Wiesen der Maas zu. Ich dachte an

das Erlebte; und wie ich über alles so recht nachdachte, ward ich mir plötzlich bewußt, daß ich mich nicht mehr jung fühlte, daß ich in diesen Herbstwochen ein anderer Mensch geworden war, ein sehr ernster, sehr trauriger Mensch.

Was ich in jener Nacht gedacht habe, gestaltete sich später zu einem Büchlein, welches ich „Nachtgedanken auf dem Schlachtfelde von Sedan“ nannte, und welches fast zu gleicher Zeit mit meinen „Visionen eines deutschen Patrioten“ erschien, diesem hyperphantastischen Werke, das zu meinem Kummer in dem neuen großen Deutschen Reich verboten ward, und mit dem ich die mühselige, dornenvolle, an Hoffnungen und — an Enttäuschungen überreiche Laufbahn des Schriftstellers begann.

Niemals zuvor hatte ich mir träumen lassen, in mir könnte ein Schriftsteller stecken — auf den Schlachtfeldern von Sedan wurde er in mir geweckt.

Von Sedan fort zogen wir dann weiter und weiter auf unserer glorreichen Siegesbahn durch Frankreich. Zunächst gieng es bis vor Paris.

## Sie konnten zusammen nicht kommen.

Eine tragische Liebesgeschichte mit gutem Ausgang von Rosegger.

Der Halter vom Schieberpass sprach im Dorfe beim Kaufmannshaus zu, nachdem er ins Auslagefenster geguckt hatte, ob auch Kirschbrantwein oder Weichselgeist vorhanden wäre. Er sah so etliche Flaschen, es konnte aber auch Öl sein oder Sauerwasser. Dann trat er ein: „Guten Morgen, Frau Stäuberin!“

„Ja, was willst denn?“ Damit stand sie vor dem Jungen in ihrer statlichen Gestalt. Das lichte Haar hatte sie franzartig um das Haupt geflochten und der lange, dunkelblaue Kittel rauschte, weil er gestärkt war. — Wenn nur ich auch gestärkt wäre, dachte der Hirte und lugte gegen eine der Flaschen. „Der Wirt braucht einen Sack Reis und ich soll ihn gleich mitnehmen. Zahlen thut er selber.“

„Gilt nicht“, antwortete sie und ließ ihm das Verlangte in den Korb packen.

„Haben's da auch Tabakpfeifen feil?“ fragte der Bote etwas flotternd.

Die Frau zog aus dem Pult eine Lade, da drinnen gab's derlei. Der Junge nahm eine hölzerne Tabakspfeife in die Hand, dann ein Pfeifenrohr, dann ein Taschenmesser, dann einen messingenen Uhrschlüssel,

dann einen blechernen Handspiegel, drehte solche Dinge eine Weile über und über und legte sie wieder in die Lade zurück.

„Haben's da auch einen Wechselgeist?“ fragte er dann langsam.

„Willst was oder nicht?“ fragte die Kaufmannsfrau und faßte die Lade fest an, daß der Inhalt reizelte.

„Hab' eh kein Geld“, antwortete der Halter träge und wandte sich unentschlossen dem Ausgang zu. Als er schon draußen auf dem Antrittsstein stand, kehrte er wieder um und sagte: „Bei der Frau Stäuberin han ih was auszurichten. Von der Alm. Vom Latschenwirt. Er laßt sagen, die Frau sollt' doch bald einmal hinaufkommen zu ihm.“

„So, der Latschenwirt?“ Ihr rundes rothes Gesicht war auf einmal noch viel röther. „Gehst eh gleich wieder zurück?“ fragte sie den Jungen. „Nachher sag' dem Latschenwirt, Du hättest Deine Post ausgerichtet und die Frau Stäuberin hätt' gesagt, er hätt' nach Migelbach nicht weiter, wie sie auf die Alm, und herab gienge es leichter wie hinauf. Hast es gehört?“

„Jo.“ Er stand und starrte drein und rührte sich nicht.

„Was willst denn noch?“

„Der Latschenwirt hat gesagt, ich thät gewiß ein Stamperl Wechselgeist kriegen. Zum Botenlohn. Bei der Frau Stäuberin.“

„Schau Du?“ und ihr Rundgesicht schmunzelte nicht uneben. „Daß mir Deine Post ein Stamperl Wechselgeist wert wäre, meint er? Recht ist's, da, komm' her einmal!“ Sie nahm eine der Flaschen und goß ein winziges Kelchgläschen voll. Der Junge setzte an und trank den rothen Geist wie Wasser und verkupte sich dabei, daß er ganz blau wurde und die Kaufmannsfrau ihre Hand wohl zehnmal auf seinen Rücken schlug, um ihn wieder zu Athem zu bringen.

Als er am selben Abend oben im Gebirge beim Latschenwirt zusprach, erzählte er, einen Wechselgeist hätte er wohl bekommen und Schläge hätte er auch bekommen.

„Und was hat sie gesagt? Kommt sie einmal herauf?“

„Das weiß ich nit.“

Dachte der Latschenwirt: 's ist wohl allemal am gescheitesten, man gibt dem Buben einen Kreuzer und geht selber.

Nur war es leider, daß er selber nicht gehen konnte, so flink seine Beine auch gewesen wären. Das Gehen hätte ihm viel weniger Mühe gekostet als das Bleiben, und das Sprechen viel weniger als das Schreiben, aber endlich war der Brief doch fertig:

„An die ehrsame Frau Amalia Stäuberin, Kaufmännin in Migelbach.

Vor etlichen Tagen habe ich einen Boten geschickt, der ist nig nuß geweest. Wann mein Brief nit mehr ausrichtet, alsdann thut's mir leid

ums Schulgeld, das mein Vater für mich hat springen lassen. Ich selber kann jetzt nit los vom Wirtshaus, jetzt im August ist die beste Zeit und darf man keinen Gast versäumen. Wenn ich ein Weib hätt', alsdann kunnt ich schon weg und alsdann wollt' ich wahrscheinlich nicht weg, weil's daheim im Nest auch schön warm sitzen ist, gelt? Wir wissen's halt allzwei beide, wie das ist verheirater Weis', haben's gleich' Unglück ausgehalten, und dessenthalben sollten wir auch jetzt allzwei beide nach dem gleichen Glück greifen — verstehst? Seit meinem letzten Aufenthalt in Nigelsbach, wo ich bei Dir den guten Kaffee hab' getrunken, muss ich alleweil dran denken. So ein Weiberl, das guten Kaffee kocht, thät mir halt taugen — und sonst auch. Ist bei der Wirtschaft der Mann, so fehlt's Weib, und Du wirst wahrscheinlich 's Umgekehrt sagen können, gleichwohl ich weiß, wie tüchtig Du seit Deines Alten Absterben haushalten thust. Im Alter hätten wir auch keinen großen Unterschied und jetzt bin ich bei dem guten Rath, Frau Stäuberin, Du sollst mich zum Mann nehmen. Spass und Ernst auch, Du wirst mit mir zufrieden sein. Willst überhaupt, so sag's, in Kleinigkeiten, wo wir etwan nicht gleich sind, werden wir schon gleich werden. Ich beschließe mein Schreiben, bei dem ich eh bin schwindend worden, und verbleibe Dein aufrichtiger Freund

Stefan Mairinger.

Einen halben Laib Emmenthaler Käse und zwei Kilo Sechzehner-Kerzen kannst mir auf Rechnung schicken, mit dem Steinführer.“

Mehr als ein Tintenbäckerl unterbrach die Schrift, die Zeilen waren auch etwas ungleich, hier so eng beisammen wie ein zärtliches Ehepaar, dort so weit auseinander, dass man zwischen den Zeilen hätte lesen können, wenn etwas gestanden wäre. Nein, dazwischen steht nichts, der Mairinger sagt's ganz ehrlich heraus, was er will — heiraten will er.

Die Frau Stäuberin hat schon eine zierlichere Schrift und treibt auch nicht Schweinezucht in ihren Briefen. Also antwortete sie ihm sittsam:

„An den hochgebornen Herrn Stefan Mairinger, Latschenwirt auf dem Schieberpass.“ Wenn einer so hoch auf der Alm daheim ist, da muss man schon „hochgebornen“ schreiben! denkt sie und kichert.

„Dein liebes Schreiben nehme ich für Ernst, erstens, weil man mit so wichtigen Sachen keinen Spass treibt, und zweitens, weil es einem Frauenzimmer mit dem Heiraten allemal gleich ernst ist, wenn nur ein Mann halbwegs an die Thür klopft. Wenigstens stehen wir im Ruf, dass wir schier nit derwarten mögen, bis einer kommt — wer den Ruf aufgebracht hat, weiß ich nicht, wir Weibsteute sind überhaupt so, wie uns die Männer herrichten. Das kannst Dir gleich merken, sollst

einmal mit mir nicht zufrieden sein. So, jetzt habe ich schon ja gesagt. Wenn Du ein Weib brauchst und ich einen Mann, da gibt's freilich kein besseres Mittel, als zusammenheiraten. Komm' nur ehzeit herab, daß wir alles ausreden können, und sollten sich derweil ein paar Gäste verlaufen, so mußt halt denken, besser die Gäste als die Braut. Käse und Kerzen gehen mit dem Steinführer ab.

Deine aufrichtige Freundin

Amalia Stäubinger."

Als sie den Brief durchgelesen hatte, hieb sie mit der Faust drauf. Ist's gut? Den Mannsbildern darf man keine Verliebtheit zeigen. Nicht einmal, wenn eine vorhanden ist. Wer gern kauft, dem schätzt man die Ware gleich theurer. Ist einmal so. Vielleicht habe ich ohnehin zu viel gesagt, daß er mir's nachher vorwirft, ich hätt' nach ihm geplangt. Zerknittert ist jetzt das Papier auch. Ei was, ich schreib' noch einmal. Sie schrieb den Brief das zweitemal:

„An den Herrn Stefan Mairinger, Latschenwirt auf dem Pass.

Dein Schreiben verstehe ich nicht und wenn Du was willst, so mußt schon so gut sein, selber kommen und anfragen.

Amalia Stäubinger."

Das ist besser.

Auf den Stefan Mairinger machten die paar Zeilen gar keinen läblen Eindruck. Recht hat sie. Das Heiraten ist kein Briefwechsel, da muß man selber zusammenkommen.

Beim nächsten Nebeltage, als kein Tourist vermuthet wurde, sperrte er sein Wirtshaus zu, die alte Magd, der er's nicht anvertrauen mochte, schickte er in die Preiselbeeren aus. Er selber gieng ins Thal nach Wigelbach.

Sie verabredeten es kurz und nüchtern.

„Über die ersten Dummheiten sind wir hinaus“, sagte der Latschenwirt und betrachtete sich den niedlichen, mit Waren vollgepfropften Kaufmannsladen. Sie erkundigte sich nach dem Ertrag des Latschenwirthshauses, und da dachte er, wirtschaftlich ist sie und das ist die Hauptsache. Dann begannen sie Zukunftspläne zu machen, wobei sich aber die Meinungen etwas complicierten, so daß der Mairinger auf seinen Pass hinauf mußte, bevor sie fertig werden konnten. Im Latschenwirthshause begann er hernach die Eheammer, die seit dem Tode seiner Ersten etwas öde und unordentlich geworden war, herzurichten. Schaffte sich ein paar haarige Gemsefelle an als Fußteppich vor den Betten und rothe Fenstervorhänge, damit das kalte Licht, das von den Eisfeldern herabkam, in Rosen getaucht wurde.

Die Frau Stäuberin ließ ihr Haus weißeln, die Fensterbalken grün anstreichen und Sonstiges in Stand stellen, damit dem neuen Herrn alles freundlich entgegenschaut. Dem neuen Herrn? Es wäre nicht zu ertragen, wenn sie nicht gleichzeitig die neue Frau über das Latschenwirthshaus werden würde!

Als der Latschenwirt demnächst wieder zu ihr kam, hatte er ein Steirerwäglein bei sich und zwei schwere Hengste drangespannt. Sie wartete ihm Blumenkohl auf — in ihrem Garten stand noch einer; er aß davon mit Mäßigkeit und meinte, von Blumenkohl sei er ein Freund, besonders gern aber esse er Speckknödeln. Dann packte er mancherlei Lebensmittel auf den Wagen und die Frau dazu, und so fuhren sie selbender davon durch das lange Schluchtenthal, hernach durch Wälder und über Almen hinan, am Quarzsteinbruch vorbei bis zum Bergjoch. Dort oben strich ein scharfer Wind, Frau Amalia zog die Tuchjoppe enger zusammen und sagte: „Husch, husch! Das ist ja ein Bärenloch, da heroben!“

„Über eine schöne Aussicht, gelt? Man sieht sogar die krainerischen Berge.“

„Um die geht's mir nicht“, antwortete sie, „mir sind schon die steirischen zu viel.“

In der Wirthsstube waren Gäste, mit denen die alte Magd nichts anzufangen wußte. Wenn der Mensch gestehen muß, daß er keinen Kellerschlüssel hat, so ist das nicht bloß darum zuwider, weil er dem Durstigen keinen Wein vorsehen kann, sondern vielmehr wegen des damit bekundeten Mangels an Vertrauen, den eine alte Magd, die redlich durchs Leben gegangen ist, nicht ertragen kann, ohne sich in einem Winkel zu verstecken und zu Tode zu schämen. Die Alte schämte sich nicht zu Tode, sondern durchstöberte das ganze Haus, als ob der Kellerschlüssel bloß verlegt wäre. Welch eine Erleichterung also, als der Wirt kam, und Welch ein Schreck, als sie an seiner Seite eine rundliche Frau sah! Der Latschenwirt ließ seiner werthen Gastin Hirschbraten mit Preiselbeersauce vorsehen. Sie aß ein wenig, dann legte sie Messer und Gabel auf den Tisch und sagte: Die Preiselbeeren habe sie sehr gern, aber das Hirschfleisch modere ihr zu stark.

Der Wirt wartete nun, daß sie mit den Gästen, zwei scharf ausgerüstete Hochtouristen waren es, ein paar freundliche Worte wechsle oder sie gar ein bißchen bedienen würde. Aber Frau Amalia blieb auf ihrer Bank fest sitzen und that fremd. Er sprach vom ungarischen Wein und vom Flaschenbier, sie sprach von Kaffee, Seife und Schnittwaren. Er sprach vom Wirthsgeschäft auf dem Schieberpass, sie von ihrer Kaufmannschaft zu Migelbach. Ein großes, unerfahrenes Herz hätte meinen müssen, diese zwei Leute paßten trefflich zusammen; was er nicht sei,

das sei sie, und umgekehrt. Ein kleines, erfahrenes Weltherz jedoch hätte nach solchen Anzeichen geschlossen, das gehe schief; was er nicht wolle, das wolle sie, und umgekehrt.

Indes freute Frau Amalia sich an dem geordneten Anwesen auf dem Bergjoch, und Herr Stefan rechnete insgeheim aus, welche Summe das schöne Kaufmannshaus sammt Geschäft in Migelbach einbringen werde. So kamen sie wohlgemuth auseinander und bei der Heimfahrt, da sie hinter dem Fuhrmann allein saß, konnte die Frau Stäuberin ihren Hochzeitsstaat überlegen — sie denke, ein Rock aus kirschrother Seide, mit schwarzem Sammtbesatz, dazu ein Pariserhütchen, wie es die Frau Kreisrichterin zu Martan trägt.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft kreuzten sich zwei Briefe, der eine gieng thal-, der andere bergwärts. Der erstere war so gestimmt:

„Liebe Mali!

Eigentlich fürchte ich's gar nicht. Du wirst schon in die Wirtschaft taugen, da heroben, Du wirst noch eine prächtige Wirtin werden, wie Du das Zeug hast. Jetzt schaut's freilich noch nicht viel gleich bei mir, aber wenn wir das Kaufmannshaus verkaufen, so bauen wir uns auf dem Sattel ein Fremdenhotel, wo ich schon lang dazu eine Freud gehabt hätt', aber alleweil zu wenig Geld. Das wird ein Geschäft werden im Sommer, wie kein zweites im Land, denn man muß mit dem Fortschritt halten und mein Vater selig hat oft gesagt zu mir: Bub, aus dem Latschenwirthshaus laßt sich was machen. Ich dent', liebe Mali, daß wir bald zum Pfarrer gehen, schreib' wann's Dir recht ist, bin alle Zeit bereit. Nicht' nur Deinen Taufschein her und wegen's Katechismus, das G'jäkel von der Ehe wirst eh noch wissen. Ich hab's schier vergessen und muß nachbessern. Dein lieber Stefan.“

Der Brief, der diesen kreuzend vom Thal zu Berge gieng, lautete also:

„Lieber Stefan!

Wir haben's lektens nicht recht ausgeredet und wirst eh froh sein, wenn Du vom Windloch da oben einmal befreit bist. Das Latschenwirthshaus geben wir derweil in Pacht, bis wir's gut verkaufen können. Das Migelbacher Geschäft vergrößern wir, mir liegt schon lang die Mehlhandlung im Kopf, vis-a-vis gegenüber von meinem Haus. In Wollstoffen wäre jetzt auch was zu machen. Werden schon zu thun haben allzwei und wird schon gesorgt sein, daß Dir nicht die Zeit lang wird in Migelbach, und mit Deinem guten Kopf lernst Du die Handlung in paar Wochen.

Kannst kommen wann Du willst, daß wir anfangen. Deine Amalia.“



Somit war das in allerbesten Ordnung und die zwei Briefe, die sich schon am nächsten Tage wieder kreuzten, waren noch kürzer und deutlicher gehalten.

Der von oben: „Das wird wohl nicht geschehen, meine Liebe, daß ich mein Vaterhaus im Stich lass! Da wird wohl das Weib dem Mann folgen müssen. Richt' Dich nur zusamm'n! Dein Stefan.“

Und der von unten: „Da werden's mich eher auf den Fraidhof hinaustragen, als wenn ich ins Latschenwirthshaus hinaufgeh'. Willst die Kaufmännin haben, so wird Dir schier nichts anders übrig bleiben, als Kaufmann zu werden. Deine Amalia.“

Nach diesem diplomatischen Notenwechsel zwischen dem Schieberpafs und Migelbach war es ein Weilchen still. Die Frau Stäuberin hatte schlechte Nächte und sie sann nach, wie der halsstörriqe Mann doch herumzukriegen wäre, damit sie mit dem Erlös des Latschenwirthshauses ihre Handlung vergrößern könnte. Vor der Hochzeit, wenn man auch wollte nachgeben, so muß es doch nach der Hochzeit sein, daß ich mir meinen Kopf aufsetze. Und die Mannsbilder, wenn man ihnen nicht folgt, werden gern grob und nachher ist der Teufel los. Na, das kann eine zuwidere Geschicht' werden.

Da erschien eines schönen Tages der Hirtenknabe wieder im Kaufmannshaus bei der Frau Stäuberin — er hätte was abzugeben, und langte säumig ein Brieflein hin. Dieweilen sie dasselbe las, lugte er wieder auf die Flaschen. Fest überzeugt, daß heute nichts für ihn ausfallen würde, wollte er den Weichselgeist wenigstens von außen ansehen. Mit den Augen kann man die ganze Flasche verschlingen, auch wenn sie einem nicht gehört, und kriegt doch keinen Rausch. Wie sehr war er verwundert, als die Frau Stäuberin ein Gläschen füllte und ihn freundlich einlud: „Geh her da, Bübel, und trink'. Da hast auch ein Zwieback zum Dazubeißen. Lass Dir nur Zeit und trink' aus, ich füll' schon noch einmal nach.“

Und was stand denn in dem Brieflein, das sie so froh gemacht hatte? In dem Brieflein standen die paar Zeilen:

„Schätzbare Frau Stäuberin!

Ich hab' mir's überlegt. Es ist das Gescheidere, wir lassen's sein. Daß wir einander nicht ins Unglück bringen. Nix für ungut. Sei so gut, mir einen Zuckerhut und zwei Kilo Kaffee prima Sorte auf Rechnung zu schicken. Mit Achtung Stefan Mairinger.“

## Die neuen Sloßen.

Ein Bauernbild aus dem Tatscherland von Franz Schehl.

**S**on dem Hügellande, welches in Steiermark die Wasserscheide zwischen Raab und Mur bildet, streichen trägen Laufes einige wasserarme Bächlein in paralleler Richtung dem Süden zu, um nach kurzem Leben in den Wellen der grünen Mur zu verschwinden, die hier seit Jahrhunderten deutsches und slavisches Volksthum trennt. Große Fruchtbarkeit kann man dieser Gegend nachrühmen und auch ihr Weinreichthum ist nicht ohne Bedeutung, obwohl man der hier gekelterten Bacchusgabe einen gewissen „Lettengeschmack“ zugesprochen hat. Die Bevölkerung dieses Landstriches zählt zu den wohlhabendsten des Kronlandes. Die geschilderte Gegend führt im Volksmunde den Namen „Tatscherland“, wahrscheinlich von der volkstümlichen Bezeichnung der hierzulande häufigen Kröte.

Auf einem mäßig hohen, lehmigen Hügel erhebt sich in dieser Gegend ein kleines Örtchen, geziert mit einer Pfarrkirche aus der Zeit Albrechts III. mit dem Bopse. Köstlich ist die Aussicht, die man von dieser Höhe, besonders von der Spitze des Kirchturmes genießt. Im Norden streift unser Blick den Schöckel, den Guller, Gößler und Patscher, überragt vom Hochlantsch, dem kegelförmigen Oßer und anderen Erhebungen der Fischbacher Alpen. Im Süden schweifen unsere Augen über die Windischen Bühel hinweg weit in die slovenische Steiermark. Sogar Jerusalem kannst Du, freundlicher Leser, von diesem Orte aus ersehen, freilich nicht jenes ferne in Palästina, woher die weltumstaltende christliche Lehre auch in unsere Thäler drang; aber das Jerusalem bei Luttenberg, welches den besten Tropfen Steiermarks credenzt, erschauen Deine neugierigen Augen.

Zu der Zeit des deutsch-französischen Krieges spielte sich in diesem freundlichen, friedlichen Örtchen auch ein Kampf ab, der nicht weltbewegend sich gestaltete, aber doch verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, weil sein Verlauf geeignet ist, in den Charakter unserer Landbevölkerung Einsicht zu nehmen. Schwer lenkbar ist der Sinn der steirischen Landbewohner und von einer einmal gefassten Idee ist der Bauer schwer abzubringen. Dies soll die nachfolgende, in ihren Grundzügen wahre Erzählung zum Ausdruck bringen.

In dieses Örtchen zog in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts in feierlicher Weise der neue Pfarrer ein, ein kunstsinziger, gebildeter Mann, erfüllt von dem Bestreben, seinen Pfarrkindern in jeder Weise ein Vorbild zu sein, den Sinn derselben in die besten

Bahnen zu lenken. Kaum hatte er die Regierung der Pfarre ergriffen, als er sich mit der Absicht trug, das unharmonische Geläute der stolzen Pfarrkirche, das weit im Lande vernehmbar war, zu entfernen und durch eines zu ersetzen, welches den reinen Dur-Dreiklang in Es zum Ausdruck bringen sollte. So wurde es mit dem angesehenen Schulmeister des Ortes vereinbart. Für diesen Gedanken wurde in gelegentlichen Unterredungen mit den einflussreicheren Pfarrkindern Stimmung gemacht; derselbe fand auch leicht Anklang, da die Bevölkerung streng religiös gesinnt und der Geistlichkeit in jeder Weise ergeben war.

Nun wurde die Kanzel benützt, um die Wichtigkeit der Sache den Gläubigen darzulegen; bei den Christenlehren wurde der Gedanke weitergesponnen und so die Bevölkerung, insbesondere die Gemeindevorsteher dieser großen Landpfarre gewonnen und opferwillig gestimmt. Es war nicht schwer, die nöthigen Geldmittel durch Sammlungen und Opfergänge aufzutreiben, da die Pfarrgemeinde für Cultuszwecke gern ein Übriges that, besonders zur Verschönerung des geliebten Gotteshauses.

Als die Barmittel vorhanden waren, wurden die vier Glocken der großen Pfarrkirche ohne jede Feierlichkeit vom Thurme genommen und an den Wohnsitz des Glockengießers zum Umschmelzen überführt. Bei der Herabnahme derselben, welche an einem nebeligen Herbsttage zur Zeit der Weinlese erfolgte, versammelten sich zahlreiche Ortsbewohner und auch Bauersleute. Wohl mag da mancher schweren Herzens gedacht haben, daß diese Glocken seinen Eltern zum letzten Gange geläutet, daß sie zu manchem Festtage erklingen haben, der für sein Leben von besonderer Bedeutung war. Die meisten Zuschauer sahen zum erstenmal die Glocken in allernächster Nähe; man hatte sich dieselben immer bedeutend kleiner vorgestellt. Gar lebhaft wurde die Frage ihres Geldwertes besprochen. Ein Bauer wußte zu erzählen, daß sein Urahn noch zu berichten imstande war, wie viele Thaler in diesen Glocken stecken. Nun gieng's ans Erzählen oder besser gesagt, ans Gifinden und Übertreiben.

„Mein Urgroßvater hat in der Gemeinde Rohrbach allein 100 Thaler für die Glocken aufgebracht“, berichtete ein altes Bäuerlein. Jeder wußte neue Summen anzuführen. Diese Beträge summirten sich zu ungeheuren Zahlen, weil einer den anderen übertrumpfen wollte.

Im Landvolke ist allgemein der unausrottbare Glaube verbreitet, daß der schöne und helle Ton der Glocken von einer ausgiebigen Silberbeimischung zum Glockengute abhängig sei und die alten Glocken mit außerordentlich vielem Silber legiert seien. Nun tauchte bei dieser Besprechung einer mit der Meinung auf, in den Glocken, welche in der Zukunft den Thurm zieren werden, möchte wohl weniger Silber zu finden sein. Mit dieser hämischen Bemerkung wurde ein neuer Rede-  
strom entfesselt.

Auf die verständige Ansicht eines Ortsbewohners, welcher die Ehrlichkeit des Glockengießers betonte, erwiderte ein Bauernbursche: „Sein Schaden wird dieser Umguss nicht sein.“ „Uns bringt er gewiß keinen Nutzen“, war die boshafte Rede eines anderen. „Möchte gern dabei sein, wenn der Glockengießer die ausgeschmolzenen Thaler im Geheimen überzählt und über die dummen Bauern lacht“, spann ein anderer das Gespräch weiter.

Ein Wort gab das andere; schließlich einigte man sich dahin, daß der Bauer wieder einmal von den „Herrischen“ wie immer übervortheilt sein werde. Mit solchen Geleithworten verschwanden die auf Wagen geladenen Glocken aus den Augen der Mißgünstigen.

Lange und stille Wochen giengen ins Land. Vom Thurme der Pfarrkirche erscholl kein Ruf zur Kirche; nur die kleinen Glocken einer Nebenkirche bimmelten zum Gebelläuten und als Einladung zum Gottesdienste. Man gewöhnte sich schließlich auch daran; der Lehrer allein, welcher in der damaligen „Thurm- und Strangperiode“ das Läuten der Glocken zu besorgen hatte, hatte eine heimliche Freude darüber, daß seine Arbeit in etwas für einige Zeit erleichtert worden war.

In den Gasthäusern des Ortes und auf dem Kirchplatze aber wurde an Sonntagen häufig in größtentheils launiger Weise von dem nicht mehr fernen Ereignis der Glockenweihe gesprochen. Man glaubte allgemein, die neuen Glocken werden größeren Kalibers als die alten sein. „Sonst hätte die Sache ja gar keinen Sinn!“ meinte ein besonders Gescheiter. Ein Witzbold erzählte nun, er habe in der Stadt schon die neuen „Bummerer“ gesehen; eine davon sei größer als „die Tiefel“ am Schloßberg in Graz. Das wollten nur wenige glauben. „Größer werden sie freilich sein als die alten“, das war die allgemeine Ansicht.

„Wenn nur der Thurm das Läuten mit den großen Glocken aushält“, meinte ein anderer. Er erzählte unter großer Aufmerksamkeit der Umstehenden, daß sich in einem ungarischen Grenzorte der Fall ereignet habe, daß die Glocken wohl im Thurm untergebracht, aber nicht geläutet werden konnten, ohne den Thurm zu gefährden.

„Wird halt ein neuer Thurm gebaut werden müssen, wenn sie im alten nicht Platz finden sollten“, bemerkte rasch der vor seinem Geschäft stehende Lederer Rauch. „Natürlich, weil das umsonst geschieht! Wir Bauern haben schon tief genug in den Sack gegriffen! Hätten sollen früher den Platz ausmessen“, entgegnete erregt ein Steinthaler Bauer.

„Der Bauer greift nur in den Sack, um das Geld einzustecken“, bemerkte launig der Lederermeister und entfesselte damit einen Sturm unter den anwesenden Bauern. Aber bald war alles wieder versöhnt,

als der Kirchenpropst, ein reicher Bauer, die Anwesenden aufforderte, dorthin zu ziehen, wo der Herrgott die Hand heraussteckt; er meinte damit das Gasthaus; dort wolle man auch gießen, aber keine Glocken, sondern eines hinter dem Tisch in den durstigen Schlund. Alles war damit einverstanden und trollte sich zum Bäcker.

So vergieng die glockenlose Zeit, und endlich lief das Gerücht durch das Land, die Glocken seien auf dem Wege. Die Osterfeiertage sollten durch das neue Geläute verherrlicht werden. An einem Sonnabende nahen dem Pfarrorte einige Wagen, welche als interessante Fracht die reich mit Blumen und Bändern geschmückten Glocken trugen. Mit Vorspann wurden dieselben den Berg hinauf befördert, und jung und alt erwartete das neue Wunder, das den heimathlichen Thurm zieren sollte.

Mit größter Neugierde und mit anfänglich frommer Ehen wurden die reich verzierten Kunstwerke betrachtet. Man versuchte, die Inschriften zu entziffern, was jedoch nicht gelang, da sie in der lateinischen Kirchensprache abgefaßt waren. Allgemein wurde nun der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die neuen Glocken bedeutend kleiner seien als jene, welche früher den Kirchturm zierten. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß hier festgestellt werden, daß das neue Geläute thatsächlich in geringeren Dimensionen hergestellt worden war, um der musikalischen Festsetzung in Bezug des Dur-Dreiklanges zu entsprechen; der Unterschied in der Größe zwischen den alten und neuen Glocken war jedoch ein unbedeutender, kaum in die Augen springender. Dennoch fand die Ansicht, daß die neuen Glocken Zwerge gegenüber den alten seien und mit den „Riesenglocken“, die man fortgeführt hatte, keinen Vergleich aushalten könnten, allgemeine Zustimmung.

Gar bald machte sich der Bauernwitz breit. „Schwer wird es den ‚Glöckerlan‘ nicht werden, am Gründonnerstag nach Rom zu fliegen und am Charismstag wieder zurück!“ meinte einer der Umstehenden. Damit war ein neues Stichwort gegeben. Von nun an gab es keine Glocken mehr. Es wurde nur mehr von „Glöckerlan“ gesprochen. Hohn und Spott ergoß sich über den Glockengießer, bald aber auch über den Pfarrer, der nach ihrer Meinung die Suppe eingebrockt hatte.

„Die kleinste habe man vom Spielfelder Bahnhof weggetragen“, höhnte einer. „Nein, von einer Almkuh sei sie fortgenommen worden“, meinte der zweite. Damit gieng man auseinander, und bald verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft des Geläutes, aber auch die Entstellungen und bissigen Aussprüche in die fernsten Bauernhöfe.

Am Palmsonntag versammelte sich die Geistlichkeit zur Weihe der Glocken. In- und auswendig wurden dieselben mit Weihwasser gewaschen, dann von außen mit Krankenöl, von innen mit Chrysam gesalbt und

durch angezündetes Rauchwerk von innen veräuchert. Mit der Ablefung des Evangeliums, welches erzählt, daß der Herr im Hause des Lazarus einkehrte und zu Martha sprach: „Eines ist nothwendig“, wurde die Feierlichkeit geschlossen. Langsam baumelten die Glocken, an Stricken gezogen, in die Höhe; von kundiger Hand wurden sie am Glockenstuhl befestigt, und nach kurzer Zeit hallten ihre Schläge weit über das Land dahin.

Der Schulmeister probierte am Clavier und constatierte die Übereinstimmung des Geläutes mit der bedungenen Tonart; die Geistlichen, der Lehrer, der Arzt und auch die Kirchenväter lobten den harmonischen Zusammenklang und waren höchst befriedigt.

Anders urtheilte das zahlreich herbeigeeilte Landvolk. Ihm konnte das neue Geläute nicht zusagen, weil der Stachel der Voreingenommenheit schon zu tief im Herzen des Landmannes saß. Der Bauer hatte sich eingeredet, die neuen Glocken seien zu klein; damit war ihr Urtheil gesprochen. Es gieng dahin, man höre sie in den entfernteren Ortschaften nicht; die Knechte und Mägde würden das Gebetläuten überhören und nicht zur rechten Zeit aufstehen; mit Recht würden sie sich damit rechtfertigen, daß sie die „Glöckerlan“ nicht hören.

Die Bemerkungen wurden immer böswilliger; man hörte die Glocken auch nicht mehr in der Nähe, nicht einmal am Fuße des Berges, auf dem die Kirche stand, zuletzt auch nicht mehr in dem der Kirche nahe liegenden Wirtshause, wohin man sich schimpfend und lästernd zurückzog. Die Bauern blieben beim Zusammenläuten dort sitzen und sagten, sie hätten keinen Ton gehört. Die ganze Kirchengemeinde schien taub geworden zu sein. Der Lederermeister, welcher den Bauern den Rath gab, ihre langen Ohren besser auszuputzen, wenn sie schwerhörig seien, hätte für diesen anzüglichen Witz trotz seiner Beliebtheit im Gasthause bald Hiebe bekommen. Auch der Lehrer mußte böse Worte hören, als er der Meinung Ausdruck gab, es sei ein wahres Glück, daß die Bauern nur taub und nicht auch taubstumm geworden seien, weil sie sonst sich nicht ausschimpfen könnten.

Die allgemeine Mißstimmung in der Gemeinde blieb natürlich der Geistlichkeit nicht verborgen. Dieselbe entschloß sich endlich, energisch gegen diesen böswilligen Klatsch aufzutreten und durch Predigten auf das verhekte und aufgeregte Volk zu wirken. Doch der Erfolg blieb aus. Die Bewohner blieben auch gegen jede Ermahnung und gegen die eindringlichen Darstellungen, welche von dem schönen, harmonischen Geläute handelten, taub. Der Bauernhohn wurde immer schärfer, besonders die Burschen übten ihren Witz an den neuen Glocken.

Nach und nach richteten sich die Spottworte besonders gegen die Geistlichkeit, welche sich sonst der größten Hochachtung erfreute, der man

sonst stets bedingungslos Heerfolge geleistet hatte. Vergiftete Biene flogen durch die Luft und trafen das Herz des Pfarrers, weil er die Anregung gegeben, das Geläute umgießen zu lassen.

Da sang einer:

Der Pfarrer Schwarzenböck  
Hat un're schönen Glocken weg.

Ein anderer wieder höhnte:

Die alten Glod'n klog'n,  
Die neugen Glöderlan sag'n:  
Wo hat er die Glod'n hinthan  
Der schwarze Mann?

So sang man auf den Straßen und bei geselligen Zusammenkünften. Statt Silber habe man Blei den Glocken beigemischt, darum höre man sie nicht mehr in die Ferne klingen. Die „Herrischen“, insbesondere die Geistlichkeit hätten dabei ihr Geschäft gemacht, ihren Sack gespickt; die alten Glocken wollten sie wieder haben.

Man hörte Spottverse, wie:

Die Glöderlan wispeln: bim, bam.  
Sie sag'n ganz in der G'ham:  
Das Silber haben's uns g'stohl'n,  
Die Herr'n soll der Teufel hol'n.

Oder:

Willst du die Glöderlan hörn,  
So muajst recht fleißig lojn,  
Sie sagn: Das Silber ist weg,  
Das rutsch den Herren in die Hojn.

Endlich wurde in allem Ernste verabredet, die Glocken vom Thurm zu werfen und dieselben zu zertrümmern. Der Thurm mußte streng bewacht werden, und man versuchte es, dem Lehrer den Schlüsselbund zu entreißen und in den Thurm zu dringen. Die Aufregung stieg von Tag zu Tag, von gewissenlosen Hebern geschürt. Die Behörden wurden aufmerksam; es wurde ein Gendarmerie-Posten in den Ort verlegt. Man wurde nun freilich mit den Äußerungen vorsichtiger, aber die Abneigung gegen die Glocken war geblieben. Noch immer hörte man im vertrauten Kreise auf der Regelsatt lustige und böswillige Verslein, die ihre Wirkung nicht verfehlten.

Sehr verbreitet waren die mit versteckter Anspielung gesungenen Spottverse:

Die neug'n „Glöderlan“ kleppern,  
Die alten Thaler scheppern,  
Früher hab'n's g'jumpt in der Glocken,  
Jetzt thuan's im Hosensack hoden.

Alles litt unter diesen Verhältnissen; die Geschäftsleute des Pfarrortes klagten besonders über den Niedergang ihrer Gewerbe, da viele Bauern an Sonntagen ihrer Pfarrkirche untreu wurden und die Nach-

barspfarren aufsuchten. Ein bisher nie gekannter Geist der Widerspenstigkeit hatte die Bevölkerung ergriffen und erstreckte sich bis auf die Schuljugend herab.

Am meisten zu bedauern war in diesem Kampfe der würdige Pfarrer, der es jederzeit gut mit der Bevölkerung meinte, an Bildung und ruhigem Auftreten viele seines Standes überragte. Ihm hatte sein Schönheitsfuss einen argen Streich gespielt. Es war nur Umdank und Haß, welche er für seine Liebe zur Kunst erntete. Ein schweres Magen- und Leberleiden arbeitete an seinem Untergange. Er sah sein Ende herannahen und hatte nur noch einen Wunsch, die Bevölkerung von seiner guten Absicht zu überzeugen, sie endlich mit seinem Werke auszuüben. Der Wunsch der Bauern gipfelte in dem Verlangen nach einer möglichst großen Glocke. Vorsichtig wurde nun über Wunsch des kranken Pfarrers den Bauern zu verstehen gegeben, daß sie bei gutem Willen auch in den Besitz einer größeren Glocke als Zuthat zu dem vorhandenen Geläute gelangen könnten.

Die Bauern bissen gern und leicht an, der Köder war zu schmackhaft. Sie konnten ihren Willen durchsetzen, wenn auch nicht vollständig. Für eine große Glocke hätten sie noch einige Sparpfennige übrig, meinten die Bauern. Nachdem so die Idee einer Ergänzung des vorhandenen Geläutes durch eine neue große Glocke in der Bevölkerung günstige Aufnahme gefunden und Befriedigung erregt hatte, trat die Geißlichkeit der Sache näher. Sammlungen wurden veranstaltet, Opfergänge in der Kirche wurden eingeleitet. Die flotten Märsche der Musik am Kirchenchor setzten Bauer und Bäuerin, Burschen und Mädchen in Bewegung; am Altare sah man manchen Silberthaler in die Opfertasse sinken und das Resultat war ein überraschendes. Es war nun genug Geld vorhanden, um ein tiefes B dem Geläute einzuverleiben. Die größte Glocke möge man gießen lassen, die im Thurme Platz finden aber auch geläutet werden könne, verlangte die Volkessstimme, die nach dem Sprichworte Gottesstimme ist. Rüstig wurde an die Sache gegangen. Das Geld war da und der Glockengießer hatte wieder Arbeit.

Zwei Jahre waren vergangen, bis die neue Glocke ihren Einzug gehalten. Nun wiederholten sich die Feierlichkeiten bei der Einholung der neuesten Glocke. Den Leuten wurde eingeredet, daß diese weitaus die größte in der Umgebung sein und die ehemalige große Glocke tief in Schatten stellen werde. Es wurde geglaubt. — Die Größe der neuen „Bummerin“ nahm täglich im Munde der befriedigten Leute zu und fieng schon an, mit der berühmten Sedauer Glocke zu concurrieren, welche der Sage nach auf Verlangen eines türkischen Paschas in Ungarn vom Thurme herabgenommen und auf einem niederen Glockenstuhle aufgehängt wurde, damit man den Klang derselben nicht tief hinein nach



Ungarn vernehme. Alles Böse, das den Glocken früher angedichtet wurde, verwandelte sich nun in Anerkennung. Im entferntesten Theile der Pfarre vernahm man nun das Geläute der Pfarrkirche. Die Gemeinde war ohne Mithilfe eines Special-Ohrenarztes von der Taubheit geheilt worden, bemerkte böshast der Lederermeister. Der Bauer hatte eben seinen Willen durchgesetzt und war zufrieden.

Nicht lange darnach läuteten die Glocken zu ungewohnter Stunde. Ihre Stimme verkündigte der betrübten Gemeinde, daß der Pfarrer des Ortes ausgelitten hatte. Er konnte noch die Befriedigung ins Grab mitnehmen, daß alles sich noch durch seine Nachgiebigkeit zum Besten gewendet hatte.

## Feuer!

Eine Geschichte aus Alt-Graz von Hans Malser.

Ältere Bewohner der Sackstraße in Graz dürften sich noch an die Frau Böllner erinnern. Sie wohnte in einem der murseitigen Häuser, die jetzt abgetragen sind, um dem prächtigen Murkai Platz zu machen, so daß über der Stelle, auf der sich unsere Geschichte zugetragen hat, jetzt die elektrische Bahn geht. Diese Frau war die Witwe eines Zollbeamten, weshalb sie die Böllner oder auch Böllnerin genannt wurde. Sie war noch bedenklich jung, so daß auf ihren Betteln an dem Hausthore beim „soliden Zimmerherrn“, der gesucht wurde, das Wort solid doppelt unterstrichen sein mußte.

Ein Stadtschreiber war es, der sich solide genug fühlte, um bei Frau Böllner als Zimmerherr petitionieren zu können. Nun aber der Zimmerherr vorhanden war, fehlte eigentlich das Zimmer. Zwar waren deren zwei da, eines als Seitencabinet, in welches man nur durch die Wohnstube der Frau Böllner gelangen konnte, und eines hoch oben als Dachkammer. Das erstere konnte nicht in Betracht kommen, der Schreiber gestand, er käme manchmal erst spät in der Nacht heim und müsse also seinen besonderen Eingang haben.

„Über junger Herr! Spät in der Nacht heimkommen soll man eben nicht!“ bemerkte die Frau mit mütterlicher Besorgnis. „Früh zu Bett und morgens früh aufstehen, ich sehe darauf und nehme nur solide Zimmerherren. Wenn Sie aber das Dachzimmer haben wollen, es ist auch recht nett, ganz passend für —“

„Für unsolide Zimmerherren, nicht wahr?“

„Mein Gott, bei jungen Leuten muß man ja immer ein Auge zudrücken.“

„Gut, Frau, wenn Sie eines zudrücken, so nehme ich die Dachkammer.“

Denn erstens war diese billig — sammt Einrichtung und Bedienung fünf Gulden monatlich. Zweitens hatte sie eine prächtige Aussicht auf die Mur, auf den Plabutsch und auf das Gasthaus „zum Königstiger“ gegenüber. Der Schreiber mietete sich also das Dachzimmer bei Frau Zöllner und war sein eigener Herr. Allein die Quartiergeberin fand, daß es nicht gut sei, wenn der junge hübsche Bursche sein eigener Herr ist. Die Regelmäßigkeit seiner abendlichen Heimkehr war nicht sehr groß, und mehrmals glaubte sie zu bemerken, daß er noch in der tiefen Nacht aufstünde und auf die Gasse gieng. Der Schreiber war nämlich, wie er gerne gestand, ein Freund vom lieben Mond, und den konnte man vom Dachzimmerfenster aus nicht recht sehen, er beleuchtete zwar die Häuserreihe jenseits der Mur, besonders den „Königstiger“, wo im Garten noch spät nachts lustige Kameraden zechten. Aber das sei zu wenig, vom lieben Mond wolle man mehr haben. Frau Zöllner erfüllten solche Wahrnehmungen mit Kummer, und sie sagte einmal zu ihm: Ein Mensch, der so mondsehnsüchtig ist, müsse ein Anliegen haben. Wenn er ein Anliegen habe, so möchte er doch zu ihr kommen, ihre Thür stehe ihm allzeit offen, weil sie sich verpflichtet fühle, Mutterpflicht an ihm zu vertreten. Sie sei verantwortlich für ihren Zimmerherrn und müsse ihn behüten.

Da gab's eine Nacht — es war eine mondlose — daß Julius, der Schreiber, in seinem Bette lag und schlief. Schief so sanft und süß, als ein junges, argloses Blut nur schlafen kann. Stille, friedliche Nacht. — — Bum! war plötzlich ein gewaltiger Knall. Die Zimmerwände schütterten, von der Decke rieselte Mörtel. Julius war erschrocken aufgefahren. Ein Kanonenschuß auf dem Schloßberg. Feuer! Wo kann es brennen? Der eine Schuß deutet auf die weitere Umgebung der Stadt. Daß man einer Penhütte in Gösting oder auf der Andriß wegen die ganze Stadt Graz aus dem Schlafe schreckt! — — Ein Blik — ah! Bum! Doch näher! Der zweite Krach zeigt, dachte der Schreiber, ein Feuer in der Graben- oder Geisdorfervorstadt an. Die armen Leute, die so schauerlich aufgeschreckt werden, und es brennt in ihrem eigenen Hause! Was wird für eine Noth sein in diesem Augenblick. — Blik, Bum! — Der dritte Schuß gilt der Vorstadt Jakomini. Gott, wenn der Mensch so vom Unglück überrascht wird, schlaftrunken rafft er das nächstbeste Gewand zusammen, stürzt zur Thür hinaus und im Vorraum lodert vielleicht die Glut. Er ist eingeschlossen in Qualm und Flammen, reißt das Fenster auf, will hinabspringen. So dachte der Schreiber und rückte sich im Bette zurecht. — Bum! Vierter Knall! Dann ist's da drüben in der Murvorstadt. Julius steht auf und öffnet das Fenster. Er schaut hinaus, ob nicht irgendwo die Rölthe auf-

steigt. Alles dunkel, auch beim „Königstiger“ schläft man. — Bum! — Sapperlot, fünfmal! Also in der inneren Stadt. Das ist nahe. Gottlob, daß kein Wind geht. Vor hundert Jahren, oder wann, soll ja der ganze Saß niedergebrannt sein. Er beugt sich zum Fenster hinaus um zu horchen. Nebst dem Klauschen der Mür ist verworrener Lärm, er weiß nicht recht von welcher Seite her. Über die Dächer herüber vernimmt er das Rollen der durch die Saßstraße fahrenden Wagen und siehe, einer der Schornsteine ist von derselben Seite her glutroth beleuchtet. Also Feuer in der Saßstraße. Auf dem nahen Schloßberge schlägt die Feuerglocke an, zuerst in zehn Schlägen, dann in zwölf, in fünfzehn, in zwanzig Schlägen, zum Zeichen, daß das Feuer wächst. Nun Menschenstimmen, lärmende, kreischende. Ein dumpfes Gepolter von unten herauf, ein Prasseln und Knattern, als würden Späne gebrochen. Es brennt im Hause!

Julius zieht rasch die Kleider an, natürlich das Beinleid verkehrt und die Stiefel verwechselt. Den Rock, den Hut und zur Thür. Diese ist abgesperrt. Er will den Schlüssel umdrehen, der steckt nicht, die Thür ist von außen abgesperrt. „Frau Böllner! Frau Böllner!“ schreit er. Was? Es scheint, sie will ihren Zimmerherrn gut aufbewahrt wissen, die Bettel! Er rüttelt an der Klinke. Diese bricht entzwei, bleibt ihm in der Hand; er schleudert sie wüthend an die Thür, sie schnellst zurück und ihm ans Bein. Nun stößt er dieses an die Thür mit aller Wucht, sie gibt nicht nach. Das Zimmer hellt sich von dem Reflex, den draußen die grellbeleuchteten Schornsteine und der über die Dachgiebel herüberwirbelnde Rauch hereinwerfen. Die Glocke am Schloßberg gibt fünfundzwanzig Schläge. Das Blasen der heranrollenden Feuerwehre wird vernehmbar — je zwei schrille, langgezogene Töne. Das Brausen und Knattern wächst an, Julius glaubt zu merken, daß zwischen den Fugen seines Fußbodens Rauch heraufkommt. Er hebt den Strohsessel und schleudert ihn an die Thür — sie bleibt fest. Er springt aufs Fenster und starrt in die Tiefe. Vor ihm das steilabfallende Ziegeldach, dessen Rand in die Luft hinausgeht. Wer da hinabrutscht, fällt wohl ein Duzend Klaster tief in die Mür. Er beginnt wieder zu schreien. Jen-seits der Mür stehen einige Häuser schon in der Feuerröthe, von den Flammen, die hinter den Dachgiebeln der Saßstraße sicher schon thurmhoch aufsteigen. Im Gasthause „zum Königstiger“ beginnen sich die Fenster zu beleuchten, die Leute sind aufgewacht und betrachten wohl die Feuersbrunst, die sie weit schöner sehen, als er in der Dachkammer, mitten drin stehend, fast wie Daniel im Feuerofen. Und der vermöge des Dachbaues doch nichts sieht, als den an seinem Fenster vorüberwirbelnden Rauch mit den Funken. Die Kellnerin Stanzi dort drüben, wenn sie wüßte, in welcher Gefahr er ist! Es denkt ja kein Mensch

an den armen Eingeschlossenen in der Dachkammer und es hört ihn niemand in dem Lärm, der allenthalben tobt, nur ertönt von den grellen Schlägen der Feuerglocke, die dreißigmal und öfter anschlägt — weil die Feuergefähr im Steigen ist.

Das Zimmer hat sich mit Rauch gefüllt. Wenn die Thür jetzt auch aufginge, es wäre zu spät. Sie geht ja ohnehin nicht auf und der arme Junge versucht es mit dem Klettern. Er steigt zum Fenster hinaus aufs Dach, reißt einen Ziegel los, um damit andere in Scherben zu schlagen, dadurch ein Loch in den Dachraum zu schaffen. Aber als das Loch offen ist, wirbelt stückender Qualm hervor. Ungeachtet dessen, in der einen Lücke auf den Latten hockend, schlägt er mehrere andere Löcher, um sich so hinüberzuwinden gegen einen Holzverschlag.

Zu jener Zeit waren an den Häusern nurseitig noch gewisse Holzverschläge und Holzschachte, die vom Dache senkrecht an den Wänden bis in die Mür hinabließen. Ein solcher Schacht war gerade in der Reparatur, so daß einiges Gebälke und Gerüste hervorstand. Den erreichte Julius mit seinem kagenfindigen Klettern und an ihm stieg er niederwärts. Er zerriß sich dabei das Beinkleid und zerschund sich die Hände, war aber schon wohlgenuth, weil er die Rettung sah. Endlich am untersten Balken stehend hatte er die Wahl, auf demselben einstweilen stehen zu bleiben oder ins Wasser zu springen. Er blieb stehen, mit dem Wasser war's immer noch früh genug, falls das Feuer nahe käme. Jetzt sah er die ersten Flammen, sie schlugen oben in der Wohnung seiner Zimmervermiettherin zum Fenster heraus. Die Scheiben waren herabgeklingelt und lustig brüllend freute sich das Feuer des Sieges. Auf den Dächern plätscherte das Wasser der Feuersprigen und ein Guss kam hernieder auf unseren Flüchtling. Ganz hell war es geworden und in der Mür züngelten die feurigen Schlangen des Wiederscheins. Hoch über dem Dache loderte die Flamme, ringend mit den zischenden Wasserstrahlen. Weiter hin auf den Dächern kletterten Feuerwehrmänner mit Schläuchen, jetzt auf dem First wie frei in Lüften stehend, jetzt von Rauch umqualmt. Und auch aus Julius Dachfenster sprühte die Feuergarbe. Ziegel, brennende Balken stürzten herab und Julius merkte, daß seines Bleibens auf diesem Stande nicht mehr lange sein könne. Niemand gewahrte seinen Hilferuf, keine Strickleiter kam herab; so stieg er ganz hinaus, um in Gottesnamen sich der rauschenden Mür anzuvertrauen.

Da vernahm er von drüben her Pfiffe. Ein Rahn glitt herüber vom anderen Ufer, gerade gegen ihn her. Drei Männer ruderten heftig und ein Frauenzimmer, das die Fackel schwang, rief klingend hell: „Wir kommen schon, Julius! Halt' Dich fest!“

Und es war das Rettungsschiff, das die Stanzi vom „Königstiger“ rasch ausgerüstet hatte. Die Mannschaft bestand aus dem städtischen

Flußwächter, dem Hausknecht und dem Oberkellner vom „Königstiger“. Die Stanzi mußte es schon in der Übung gehabt haben, mit einem guten Glase nach jenem Dachfenster hinüberzugucken; sie that's sofort, als dort das Feuer ausgebrochen war, und sie sah es, wie der Julius über das Dach kletterte und niederstieg zum Wasser. Und wie sie ahnte, daß kein Ausweg für ihn war — nun, da hatte sie die Expedition veranstaltet. Als der Kahn herankam und nirgends anlegen konnte, that der Burische einen flinken Sprung von seinem Balken, die Stanzi gab die Fackel hin und breitete die Arme aus, damit er nicht so hart sollte anprallen. Er traf's ganz genau und dann sind sie sachte hinübergerudert „zum Königstiger“.

Die Schläge der Feuerglocke hatten sich vermindert, man zählte fünfzehn, dreizehn, zehn, sechs — und dann hörten sie auf. Das Feuer war bezwungen. Auf den Dächern wurde es wieder dunkel, in den Fenstern glühte es noch lange, endlich erblindeten auch sie, und als der Tag aufgieng, stieg aus einigen Höhlungen und einem zerstörten Dachgiebel träger Rauch auf.

Jetzt müssen wir uns aber doch auch nach der armen Frau Zöllner umsehen, die ihre Schätze zwar gut aufzubewahren, aber nicht zu ver sichern verstand. Wie mag sie selber aus dem Brande hervorgegangen sein? Als Frau Zöllner, durch die Kanonenschüsse aus dem Schlafe geschreckt, gewahrte, daß im Erdgeschosse die Fettwarenhandlung brannte, erhob sie natürlich das Klagegeschrei, warf anstatt die Kleider ihre Bettdecken über, warf die Matrasen, die Sessel, die Waschbecken, die Lampen zum Fenster hinab auf die Gasse, wo die Sachen den Leuten an den Kopf flogen. Dann suchte sie in den Kästen ihre Schmuckgegenstände, ohne sie zu finden. Auf die Gasse stürzte sie, den Bettdeckenzipf hinter sich herzerrend, suchte sie nach Dienstmännern, daß solche ins Haus eilten und die Schränke, Bilder, Tische und andere Möbel hinaus schafften. Als das Stiegenhaus schon voll Rauch und Funken war, wollte sie noch das Sofa heraus haben und das Spinett. Die Männer erklärten, nicht mehr in die Wohnung zu wollen, die Frau schrie wie wahnsinnig, das grüne Sofa müsse sie noch haben, bis ihr die zu den Fenstern hervorbrechenden Flammen Antwort gaben. Da fiel ihr das Dachzimmer ein, auch dort habe sie noch Möbel. Keine Möglichkeit, die Stiegen stehen lichterloh im Feuer. Sie bejammerte das Bett, den Kasten im Dachzimmer — plötzlich war sie still und tastete nach ihrem Kopf. Der Zimmerherr! Ach, der wird längst auf der Gasse sein, der braucht ja nur auf- und davonzu gehen, hat nichts zu verlieren. Auf und davon?! Sie stöhnte. Es war ihr eingefallen, daß sie spät abends an die Dachkammerthür geschlichen ist, dort gehorcht, ihn schnarchen gehört, und dann leise den Schlüssel umgedreht hatte.

Gerade zur Zeit, als ihr das nun alles klar wurde, stürzte der Dachstuhl ein und aus dem Dachzimmer waberte die Lohr auf.

Jetzt war Frau Böllner betäubt. Auf dem Eckstein des Pichler'schen Hauses, dessen Ecke in die Gasse hereinstand, kauerte sie nieder. Ein Geist flüsterte ihr etwas zu, sie hörte ihn kaum, eine Ohnmacht drohte, da kam's ihr bei: Fest sein jetzt! Nichts verrathen! — Sie wurde in das Haus gebracht, mit Kleidern versehen und mit einer warmen Suppe gelabt. Dann konnte sie nicht mehr an sich halten, sie habe Angst um ihren Zimmerherrn, ob ihn niemand gesehen hätte? Die wenigen Leute der Nachbarschaft, denen der kleine Schreiber bekannt war, wußten nichts von ihm. Der junge Mensch habe einen festen Schlaf, meinte Frau Böllner, sie fürchte, er könne im Dachzimmer oder bei der Flucht über die Stiege verunglückt sein.

Das müsse sie anzeigen bei der Behörde, wurde ihr gesagt. Bald war es laut durch die ganze von Neugierigen wogende Sackstraße, auch ein Mensch sei verbrannt! Um so grauenhafter sah sich die Brandstätte an, aus deren Feuerpfuhl der rothe Rauch aufstieg. Nach Vermögen und Werten wird nicht viel gefragt, aber ein Mensch verunglückt, da kümmert sich alles, er ist das Eigenthum aller und in dem Augenblick, wo ein Mensch mit zugrunde geht, wird das Unglück für jeden eine persönliche Angelegenheit. Man redete erregt durcheinander. Es hätte ja niemand denken können, daß hoch oben im Dache jemand schlafe! Frau Böllner, wenn's eine Mietpartei von ihr gewesen, hätte müssen aufmerksam machen, er hätte gewiß können gerettet werden. Mein Gott, im Schreck und eigener Gefahr könne man halt nicht an alles denken, entschuldigten andere. — Nein nein, an einen Menschen müsse man schon denken! Sie habe sich doch sonst immer als seine Beihülferin und Freundin ausgespielt. Das sei auch eine, die nur das Geld einstecke und sich weiter um Hausgenossen nicht kümmere.

Frau Böllner hörte solche Reden, hastig huschte sie vorüber und das Sonnenlicht war ihr arg zuwider, weil sie vor aller Augen wie auf den Pranger gestellt war — so kam es ihr vor. Nicht über den Hauptwachplatz wollte sie gehen; durch das Hafnergäßchen, dann hinter der Franziskanerkirche durch die Neue Welt huschte sie dem Rathhause zu, um den Tod ihres Zimmerherrn Julius Trachasz zu melden. Von einer Kanzlei in die andere wurde sie gewiesen. In einem dunklen Vorzimmer hatte sie zu warten, ziemlich lange. Bei diesem Warten begann sie zu weinen. — Der arme junge Mensch, wie er aufgewacht sein mochte, das wilde Feuer in nächster Nähe und der Ausgang verschlossen! So schrecklich sterben müssen! Und eine solche Schuld! Wer wird sie von dieser fürchterlichen Schuld befreien! — Am liebsten hätte sie ihren Kopf an die Wand gestoßen, so heftig, daß alle Gedanken und Erinnerungen auf

einmal todtgestoßen worden wären. Aber sie fürchtete das Kopfsweh, blieb nur sitzen und wimmerte in sich hinein.

Endlich kam der Amtsdienner herangeschlürfelt, schnauzte sie an und jetzt sollte sie eintreten. In der Kanzlei saßen mehrere Beamte, ohne weiter aufzuschauen. Einer fragte, was sie wünsche. Eine Todesanzeige? Das sei im Nebenzimmer. Und im Nebenzimmer am Schreibtisch saß — ihr Zimmerherr Julius Trachasz. Als er sie sah, warf er die Feder weg, sprang auf: „Was steht zu Diensten?“

Sie stieß einen Schrei aus und wollte ihm um den Hals fallen. Er schob sie von sich.

„Ich glaube, Frau Böllner, sie kommen, mir meinen Tod zu melden. Weil ich in der vorigen Nacht verbrannt bin. Aber wie so wissen Sie denn das so genau? Weil Sie mich eingesperrt haben, nicht wahr?“

„Ach, verzeihen Sie mir doch, liebster Herr Julius!“

„Frau Böllner! Als Sie mich aufgenommen auf Ihr Dachzimmer, habe ich versichern müssen, daß ich Ihnen nichts schuldig bleiben würde. Das werde ich auch nicht. Zahn um Zahn — Schloß um Schloß! Ich werde Sie nun auch einsperren!“

Eine so rasche Wendung machte sie, daß der Mantel flatterte, dann stob sie zur Thür hinaus.

Herr Julius ist ihr nachgelaufen. Auf einem Flecke blieb er stehen, stemmte die Arme in die Seiten und lachte laut. — Wo der Schreiber von dieser Zeit an, da er Abbrandler geworden — sich einlogiert hatte, ist nicht genau sicher zu stellen. Man weiß nur, daß er noch öfter als früher beim „Königstiger“ aus- und eingieng. Ein paar Monate später wird's wieder helle. Der Amtschreiber Julius Trachasz bezog mit seiner jungen Frau eine einfache, aber recht gemüthliche Wohnung in der Jakominigasse. Und auch dort brannte es. — Das Feuer am eigenen Herde.

## Klagen und Hoffen.

Gedichte von Th. A. Fischer.

### Der verlorene Reim.

Wenn die Stadt mich umpfeift und umzischt und umsaust,  
 Vom Hammer umstampft und vom Dampfe umbraust,  
 Gezerret von der Eile, geplagt vom Genuss —  
 Wie kommt es, daß fernhin ich lauschen muß?  
 Ich habe den Reim verloren!

Wohl hör' ich ein Wort wie aus Wiese und Wald,  
 Wo auf stiller Straße ein Posthorn schallt,  
 Wo der Brunnen sprudelt im Mondenschein  
 Und das Mägdelein huscht zum Stelldichein:  
 Ich habe den Reim verloren!

Sonst ist man gewandert mit fröhlichem Sang  
Und ruhte am Wege und freut' sich am Klang  
Der emsigen Sense, und scherzend dabei  
Webt Bilder ins Büchlein das fleißige Blei!  
Jetzt hab' ich den Reim verloren!

Heut' sausen die Jungen gekrümmt auf dem Rad,  
Wie Affen sich plagend, die Stirn wie im Bad,  
Kein Athem zur Rede, kein Athem zum Lied,  
Ein Auge, das Wolken und Vögel nicht sieht:  
Ich habe den Reim verloren!

Wo ist der Altar mit dem heiligen Brand?  
Der betende Ausblick? Der Kranz in der Hand  
Für Reinheit, Gesundheit, für weibliche Zucht,  
Seit das Faule ward Schönheit, zernagt ward die Frucht?  
Ich habe den Reim verloren!

Veraltet sind Goethe und Schiller zumeist,  
Mitleidiges Lächeln weckt Körner und Kleist.  
Ideal und die Schönheit sind weiter nichts nutz,  
Man sucht das Reale in Glend und Schmutz:  
Ich habe den Reim verloren!

Und statt Iphigenien und Gretchen im Faust,  
Statt Käthchen und Dorothea — mir graust!  
Was sonst als anmuthig, naiv uns entzückt,  
Ward ein Viertel blutarm, drei Viertel verrückt!  
Ich habe den Reim verloren!

Komm', gib mir das Buch, drin die Nachtigall singt,  
Drin der Flieber erduftet, das Flötenspiel klingt,  
Drin das Leid nur als Echo der Luft uns erschallt  
Und das Herz uns bewegt in süßer Gewalt!  
Ich habe den Reim verloren!

### Ach, die Sichel ist zerbrochen!

Ach, die Sichel ist zerbrochen!  
Was der Acker freundlich trug,  
Was die rauhe Hand erworben,  
Ist nun lange nicht genug!

Ach, die Sichel ist zerbrochen!  
Und der Schnitter frohes Lied  
Vor dem Lärmen der Maschinen  
Mit der Lerche geht und flieht!

Ach, die Sichel ist zerbrochen!  
Von des Pflügers saurem Schweiß,  
Von zufried'nem Dankesstammeln  
Hört man nur noch jagenweil'.

Ach, die Sichel ist zerbrochen!  
Erntekranz, er muß vergehn;  
Denn die dampfgetrieb'nen Räder  
Lassen keine Blume stehn.

Ach, die Sichel ist zerbrochen!  
Gott vom Himmel sieh' darein!  
Von der Menschheit unsrer Tage  
Menschheit will errettet sein!



## Vöglein spricht:

Bib, pib!  
 Hast du mich lieb?  
 So will ich dir ein Nestlein weben  
 Aus weichem Flaum,  
 Drin wie im Traum  
 Sich singen soll dein süßes Leben!

Bib, pib!  
 Hast du mich lieb?  
 Doch nicht im Rauch von tausend Essen,  
 Der Sonnenluft  
 Und blauen Duft  
 Der Waldesferne macht vergessen:

Bib, pib!  
 Hast du mich lieb?  
 Ich bau' dein Nest in hohen Buchen,  
 Du Sonnenkind!  
 Dort singt der Wind;  
 Nichts Niedriges soll dort uns suchen!

Bib, pib!  
 Hast du mich lieb?  
 Ich zeig' das helle Vöglein dir zum Tranke  
 Und schlichte Kost;  
 Und kommt der Frost  
 Und zieht nach Sünden uns Herz und Gedanke:

Bib, pib!  
 Hast du mich lieb?  
 So flüchten wir mit tausend unsrer Lieben  
 Den alten Weg,  
 Den weisen Weg,  
 Den ew'ge Liebe uns ins Herz geschrieben!

Bib, pib!  
 Hast du mich lieb?  
 Dann, Hunger, bleib' zu Haus, und Schmerz,  
 und Klage!  
 Den Flügeln trau'!  
 Des Nordens Grau  
 Wird wandeln sich in Licht und goldne Tage!

## Der deutsche Ritterorden und die Marienburg.

Von Leopold v. Beckh-Widmannstetter.

**W**ohl haben die hohen kahlen Schornsteinhalse der Fabriken die zinnenbetränzten und epheumrankten Thürme der mittelalterlichen Burgen als Wahrzeichen eines Landschaftsbildes abgelöst. In reichen Überlieferungen leben letztere und voraussichtlich noch geraume Zeit fort. Ja, sogar ihr körperliches Dasein wird dort und da nicht allein kärglich gefristet, manchmal unter großem Aufwande wieder hergestellt. Solche Sorge wurde in den letzten Decennien schon manchem ehrwürdigen Denkmale der Vergangenheit zutheil, bei dessen Anblick der Beschauer unter dem Schauer des Bewunderns oder auch Grauens, sich in das Leben und Denken einer ferneren, aber doch nicht allzufernen Zeit versenken kann. Gönnen wir darum neben uns dem Alten neidlos den bescheidenen Raum. Seien sie uns Zeugen der Wandlung, welche die Völker durchlebten, Mahner an die Vergänglichkeit alles Daseins. Umsonst haben die Bewohner jener kräftigen Bauten nicht gelebt, und auch wir sind bestrebt, uns möglichster Erhaltung der Culturdenkmäler unserer Zeit zu versichern, damit auch wir etwas an unsere Enkel vererben können.

In diesen Tagen am 5. und 6. Juni wurde in Deutschland, und zwar in Ostpreußen das Weihfest der Wiederherstellung einer solchen Burg, der Marienburg mitten in der Provinz Preußen gefeiert. Und o hört! Fünf Millionen Mark haben die nüchternen

Deutschen, die Preußen, auf die Wiederherstellung einer alten Ritterburg verwendet. Des deutschen Kaisers Majestät war persönlich bei der Weihe zugegen.

Das muß aber dann eine ganz besondere Burg sein? Ist doch unsere Riegersburg bei Feldbach auch ein solches Baudenkmal, die sich unter Brüdern sehen lassen kann, obschon nur ein Weib, die reiche, dabei ehrentugendhafte Freifrau Elisabeth Galler die letzten Bauten daran im 17. Jahrhundert hat vollführen lassen.

Ja wohl, eine ganz besondere Bewandnis hat es mit jener Burg. Mit der Wahl des Grundes (Ortes) und der Gründung hat es, wie alles bei den Deutschen, seinen Grund, und die Nähe des Polenlandes gab noch einen Grund mehr dazu. Und weil meine geehrten Leser gespannt sind, ein Mehreres zu erfahren, so will ich nach bescheidenen Kräften mein Bestes versuchen zu erzählen, was es da in großen Umrissen Erzählenswertes gibt.

Dort droben an der Ostsee zwischen der Weichsel und der Memel (dem Niemen), südlich begrenzt vom polnischen Volke, lebte ein urkräftiges eigenartiges tapferes Volk, welches zufrieden war mit der kargen Nahrung, die es aus seinen vielen Seen an Fischen, dann den umgebenden Sümpfen, wenigen Äckern, Weiden und dichten Wäldern an Wildbret und spärlichem Korn holte, und darüber hinaus nur verlangte, es in seinen Freiheiten und mit seinen Göttern ungestört zu lassen. Daß manchmal so eine kleine Lust nach Einfällen in fremde Gebiete mit beilief, um sich dort Feiertags-Vecerbissen zu holen, sei darum nicht verschwiegen. Dieses unter Häuptlingen stehende Volk nannten die Polen die bei den Keussen oder Russen Wohnenden: Po-Keussen, P r e u ß e n.

Der Eifer, auch diese Leute zu besseren und friedsameren Menschen zu machen, ihnen christliche Lehren beizubringen, lenkte die Aufmerksamkeit des von der unruhigen Nachbarschaft häufig belästigten polnischen Herzogs Konrad von Massow auf eine Gemeinschaft frommer und tapferer Männer, welche ihm helfen sollten, die Preußen zu unterwerfen.

Es waren dies die Brüder des im Jahre 1191 im heiligen Lande gegründeten Ritterordens der Deutschen vom Hause Mariens in Jerusalem, welcher sich rasch zu großer Macht entwickelte und schon am Oster- oder Großen-Sonntag des Jahres 1199, das wäre also am 18. April jenes Jahres, sich das heute Groß-Sonntag genannte Gebiet in der steirischen Mark an der Drau ersiegt hatte. Sollte es mit Jahrzahl und Tag nicht genau stimmen, so sei auf die Sage gewiesen mit dem Beifügen, daß diese Erwerbung jedenfalls vor den 31. August 1219 fiel und daß dieselben Ritter um das Jahr 1210 im sogenannten Burzenlande in der Gegend des heutigen Kronstadt

in Siebenbürgen zur Abwehr gegen die Rumänen ebenfalls allerlei mannhafte Ritter- und kaum etwelche Schelmenstücke verrichtet haben. Diese Rittersleute waren ganz besonders geschult in den Künsten christlichen Gehorsams, von dessen umfassender Wichtigkeit unsere Jugend gewöhnlich durch Schillers: „Kampf mit dem Drachen“ gründlicher als durch die erbaulichen Lehren der Herren Katecheten überzeugt wird.

Diesen löblichen, allein seligmachenden christlichen Gehorsam sollten die Ritter nun auch den Preußen beibringen, und weil die nicht gutwillig wollten, mit Gewalt.

Im Jahre 1226 kam eine Reconoscierungspatrouille, im Jahre 1228 ein größerer Trupp Streiter, und im Jahre 1231 begann das Befehrungewerk, wider welches sich die alten Preußen aber so gediegen tapfer, modern gesagt bürenmäßig ausdauernd wehrten, daß das Kaufen drei und fünfzig Jahre bis 1283 dauerte.

Der tapferste und zugleich edle Held der Preußen war ein Häuptling der Matanger am frischen Haff: Herus, nach seinem christlichen Namen Heinrich Berg geheißten, welcher endlich 1371 bei Braunsberg aufs Haupt geschlagen, von seinen Besiegern in unchristlichem Rachetriebe getödtet worden ist.

Von 1283 ab galt das Land, rücksichtlich seiner religiösen und Freiheitsbedürfnisse beruhigt, zugleich der Staat des deutschen Ritterordens fest begründet, welcher sich durch die Vereinigung mit dem „Schwertorden“ schon im Jahre 1238 auch über Livland, Esthland und Kurland ausdehnte.

Ein solcher Staat brauchte auch eine Hauptstadt. Beiläufig in der Mitte des bis 1274 gewonnenen Gebietes zur Sicherung des Landes zwischen der Weichsel und dem Rogat, zugleich der Straße aus dem Kulmerlande bis zum Haff an der Dösee, wurde auf einem halbinselförmig in den Rogatfluß hineinragenden Hügel nächst dem Dorfe Alyem zuerst eine starke Wehrburg und daneben aus dem bescheidenen Dorfe eine Stadt gegründet, beide nach der Schutzpatronin des Ordens Marienburg geheißten. In diesen Mittelpunkt der unter eigener Landeshoheit gestandenen Gebiete wurde 1309 die Regierung des Ordenslandes und der Sitz des Regenten, welcher den Titel Hochmeister führte und des deutschen Reiches Fürst gewesen, verlegt. Von da an wurde von der Marienburg aus durch 150 Jahre einer der blühendsten und mächtigsten Staaten des alten deutschen Reiches und noch alle die anderen reichen Besitzungen des Ordens in Deutschland, Italien, Sicilien, Spanien und Griechenland regiert. Aus ihnen besaß der Orden die deutschen Besitzungen bis zum Jahre 1809, wo Kaiser Napoleon als Protector des Rheinbundes und zumeist zum Vortheile der Fürsten des Rheinbundes die reichen Güter des Ordens an die

Länder auftheilte, in deren Gebiet sie gelegen waren, wodurch die Königreiche Bayern, ganz besonders aber Württemberg reichliche Vergrößerung erfuhren. Seither blieben dem deutschen Ritterorden nur die zwei in Oesterreich gelegenen Ordensprovinzen, Ballei Oesterreich und Tirol, dann die stattlichen Güter des Hoch- und Deutschmeistertums in Mähren und Schlesien, welche Se. Majestät Kaiser Franz I. von Oesterreich verschmähte, einzuziehen. Vermöge dieser Kennzeichnung der mittelalterlichen Besitzesfülle des deutschen Ordens sei noch daran erinnert, daß auch die Ordensbesitzungen in der Steiermark von der Marienburg aus regiert wurden. Die steirischen Besitzungen waren ziemlich groß, bestanden in Graz aus dem deutschen Hause in der Sporgasse, der Kirche am Leech und dem größten Theile der Gründe von der Glacisstraße bis zum Hilmteiche, dann am Grazbache ein großer Theil der Gründe, auf welchen jetzt die Jakomini-, Klosterwies-, Grazbach-, Schießstatt- und noch einige dahinter liegende Gassen erbaut sind. Die Herrschaft Commenda am Leech war eine der größten im Lande. Außerdem besitzt der Orden noch heute die Herrschaften Groß-Sonntag und Meretitzen bei Pettau.

Aus dieser Machtfülle wird begreiflich, daß aus der Marienburg, wie Fachleute versichern, der großartigste, herrlichste und festeste Pracht- und Wehrbau zugleich geworden ist, welchen deutsche Bauleute in allen Ländern, wo deutsche Laute klingen, je hervorgebracht haben. Darum ist über die Marienburg allein eine seit Beginn dieses Jahrhunderts anschwellende Literatur in gebundener und ungebundener Redeweise entstanden, welche übereinstimmend den Bau als „die Burg aller Burgen“ preisen, deren Wert dadurch gehoben wird daß es nach Anlage und Durchführung ein Werk rein deutscher Art ist.

Aus den vorhandenen Abbildungen und Plänen ist die großartige Anlage dieses Bauwerkes zu entnehmen, welches aus Hochschloß, Mittelschloß, Borschloß, Niederschloß und den Borwerken besteht, für die Vertheidigung vier Ringe, den Wehrgang am Fuße der Grabenmauer, einen solchen über der Grabenmauer, als dritten den über dem Parkam und als vierten den Wehrgang im Hochschlosse besitzt — alles freilich nur zur Vertheidigung wider die Waffen der Bauzeit kurz vor Erfindung des Schießpulvers und nach dieser Erfindung auch für die Vertheidigung in der ersten Zeit der Büchsen und Karthauen adaptiert, wie das im Vorbau untergebrachte Ordenszeughaus mit Schmiede, Geschützgießerei und Steinhof beglaubigt.

Im ältesten Hochschlosse, dem die Marienkirche angebaut ist, befindet sich der auf drei schlanken Pfeilern ruhende Capitelsaal und im Südflügel des Oberschlusses das Refectorium (den Conventspeiseremter) und die Herrenstube. Ersteres erscheint in allen Abbildungen als ein auf sieben Pfeilern ruhender Raum, in welchem Kaiser Wilhelm im Sep-

tember 1894 an die Vertreter der westpreußischen Städte in einer seiner zündenden Ansprachen die Marienburg als „die Hochburg des Deutschthums gegen den Osten, von welcher die Cultur in alle Lande gieng,“ pries. Als die „Perle der Marienburg“ wird des „Meisters Sommer-Kemter“ (Erholungsraum) geschildert, ruhend auf einem einzigen Pfeiler, der bei der Belagerung der Beste 1410 zwar wohl aufs Korn genommen, allein glücklicherweise nicht getroffen wurde. Merkwürdig ist noch der Versammlungsaal der Brüder bei festlichen Anlässen, der „große Kemter“, 30 Meter lang, 16 Meter breit und 9 Meter hoch, dessen fesselndes Spitzbogengewölbe von drei schlanken achteckigen Pfeilern getragen wird.

Und tief drunten, da gibt es Keller, drei Stockwerke tief, wo das edle Rebenblut lagerte, geliefert von den Comthureien am Rhein, Main, Neckar, von Mainau am Bodensee, nicht minder von Bozen und Trient an der Etzsch, dann aus Gumpoldskirchen in Osterreich und vom Temner im Luttenberger Gebirge der Steiermark. Die drei letzten Marken können einen steirischen Pilger auch jezo noch legen, wenn er in Wien wie natürlich zum Stefansdome wallfahrt und nach vollbrachter Huldigung vor dem Allerhöchsten, knapp daneben beim Wirt im Deutschen Hause Erholung sucht. Auch da kann er Keller finden, drei Stockwerke in die Tiefe.

Wer ist es nun, der die Grundlage schuf, dass all diese Herrlichkeit entstehen konnte. Es ist Ein Mann, ein Einziger! dem Geiste und der Thatkraft nach der Ahnherr des von uns allen gekannt, theils bewunderten, theils gehassten, von niemandem jedoch verachteten Mannes, dessen Leib nun im Sachsenwalde den letzten Proceß durchmacht, der keinem Sterblichen erspart bleibt: Otto v. Bismarck.

Wo irgend die Vergangenheit des deutschen Ritterordens aufgerufen wird, erscheint die hehre Gestalt des thüringischen Ritters Hermann v. Salza, welcher zwanzig Jahre nach der Gründung des Ordens 1210 zu seinem vierten Meister gewählt wurde, von da ab bis zu seinem Tode († Salerno 20. März 1239) durch fast dreißig Jahre die Regierung nicht nur des deutschen Ritterordens, sondern in politisch schwer durchführter Zeit mit und neben dem Reichsoberhaupte die Leitung der Angelegenheiten des Deutschen Reiches in Germanien, Italien und im Oriente führte, als der Freund und erste Berather Friedrichs II., der glänzendsten Kaisergestalt aus der großen Hohenstaufenzeit. Gewiss, auch Salza wird nicht von allen geliebt gewesen sein, denn auch er griff bis ins Mark und in die Knochen in das bewegte Getriebe seiner Tage, doch mit einer von Klugheit gezügelten Kraft, die ihm die Erfolge, und was noch mehr bedeutet, deren Sicherung auf eine lange Dauer brachte. Wiederholt hat er, so-

lange er lebte, die Conflicte zwischen Kaiser und Papst ausgeglichen und erst von seinem Tode an neigte sich der Stern der Staufer, um Deutschland dann den Wirnissen des Interregnums zu überantworten.

Aber das was er selbst vom Jahre 1226 an mit feinsten diplomatischer Gewandtheit, behütet von seinem in so trefflicher Schule gleichfalls zum klugen Staatsmanne herangereiften Heermeister in Preußen, Hermann Balk, säete, gedieh zunehmend und aus den von ihm gelegten Keimen erhob sich die Hauptstadt des Deutschordensreiches an der Ostsee in Preußen, Livland und Esthland, die Marienburg, als ein Werk der Vereinigung der Tugenden ritterlicher Tapferkeit und mönchischer Demuth im Christlichen Samariterdienste.

Es ist in der schwachen menschlichen Natur gelegen, dass solche Tugenden auf die Dauer in einer Gemeinde nicht erhalten blieben. Der Staat des deutschen Ritterordens war reich geworden, auf dem Boden, wo vor zwei Jahrhunderten die Wildnis nur von bescheidenen Holzhäuten unterbrochen war, entstanden unter der Ordensherrschaft etwa 60 heute blühende Städte, es seien nur genannt Braunsberg, Königsberg, Kulm, Küstrin, Thorn, Tilsit, Elbing, Marienburg, Memel, Stargard, zahlreiche Ortschaften, ein wohlhabender Bauernstand, unter deren Angehörigen etwelche die Ducaten in Fässern verwahrt haben sollen, wie angeblich der noch nicht gar lange verstorbene Seifensiedermeister Dironet am Grazer Griesplaz die den „ältesten Leuten“ in angenehmster Erinnerung stehenden lieben, alten „Silberzwanziger“. Und aus der noch älteren Stadtanlage zu Danzig wurde ein nordisches Venedig, der Ordensstaat ein Glied des mächtigen Hanfabundes.

Diese Machtfülle erklärt, dass der Hochmeister Ulrich von Jungingen mit 83.000 Streitem dem Könige von Polen mit seinen 150.000 Männern im Felde von Tannenberg am 15. Juli 1410 die Schlacht anbieten konnte. Ich liebe nicht die gewöhnlichen Geschichten vom Verrath, glaube an sie meist und zwar auch da nicht. Soweit die Berichte über die Schlacht entnehmen lassen, brachte die mangelnde Zahl den Deutschen das Verderben nicht, sondern der Mangel des klugen Maßhaltens im Glücke — am Schlachtfelde wie außerhalb desselben im bürgerlichen Walten, das Bild der damaligen Zustände im Ordensstaate.

Die Schlacht gieng verlore». Der Ordensmeister und die gesammte Ritterschaft deckte todt das Schlachtfeld — ein Einziger soll auf die Marienburg entkommen sein und wurde dort in Strafe genommen — weil er kam.

Hätte ein überlegener Geist dies Ordensheer geleitet und in demselben der Geist der Unterordnung: die Deutschen von Riga, Dorpat und Reval brauchten heute nicht um ihre Stammeseigenart zu kämpfen, die Grenzen des deutschen Einflusses wären möglicherweise weiter im Osten zu suchen.

Vom Schlachttag bei Tannenberg hub der sichtliche Verfall des Ordensstaates an. Mehrere der späteren Hochmeister waren tüchtige Männer vom besten Willen, allein wider die übermächtige sittliche und politische Gegenströmung vermochten sie nichts.

Der Keim für eine andere Gestaltung ward wenige Jahre nach Tannenberg gelegt, und es läßt sich nicht leugnen, daraus erwuchs das Bessere. Am 29. September 1402 hatte der deutsche Ritterorden vom deutschen Kaiser Sigismund, auf dessen Hilfe der Hochmeister dann vergeblich baute, die Neumark um 63.000 Ducaten gekauft. Ohne das Unglück von Tannenberg wäre es wohl wieder der Orden gewesen, welcher auch die Mark Brandenburg gar leicht hätte erwerben und da im Norden Deutschlands ein ganz überlegenes Staatengebilde hätte ausgestalten können.

Es kam anders und nach einigen Umständen gerade umgekehrt.

Fünf Jahre nach Tannenberg, am 30. April 1415, verkaufte Kaiser Sigismund die dem Deutschen Reiche heimgefallene Markgrafschaft Brandenburg um 150.000 Ducaten dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern. Damit trat unter kräftiger persönlicher Führung ein neues Fürstengeschlecht in den Vordergrund, welches dann von dem mittlerweile nothleidend gewordenen Ordensstaate die Neumark kaufte und nach hundert Jahren, 1525, durch eine der im politischen Leben vorkommenden, nicht gleichmäßig beurtheilten Verschiebungen, sich auch den in kurzer Zeit erfolgten Anfall des preussischen Ordenslandes sicherte, welches dann durch die 250 Jahre späteren Theilungen Polens seine Abrundung erhielt.

Knapp vor dem Eintritte der folgenschwersten „Verschiebung“ des Jahres 1525 meldete sich genau im Jahre MDXXIII (1524) Meister Martinus Luther aus Wittenberg mit einer gedruckten Ermahnung im Schlosse Königsberg an, welche die nachfolgenden Umwälzungen wirksam anbahnte. Ein Ritter, der das weltlich Schwert führen solle, taue nicht, zugleich ein Mönch zu sein. In der Überschrift räth er seinen „lieben Herren deutschen Ordens“ von der „unkeuschen Keuschheit“ sich zur „rechten ehelichen Keuschheit“ zu befehren, und sein Rath fiel auf gar fruchtbaren Boden.

So entwickelte sich das neue Preußen und endlich das heutige Deutsche Reich aus jenen Anfängen, welche durch die Brüder des deutschen Ritterordens vom Jahre 1226 ab in unaufhörlichen ritterlichen Kämpfen begründet worden sind, für welche die Marienburg durch 150 Jahre der Centralisationspunkt für alle weiteren Gestaltungen abgab, so daß das erlauchte Oberhaupt des Deutschen Reiches dieses Kleinod unter den nationalen Baudenkmalern des Ostens, die Wiege der Cultur Preußens, vollzutreffend als das Wahrzeichen des Deuththums im Osten während der letzten Festtage bezeichnete.

## In der Wandlung des modernen Culturlebens.

Von Anton August Baaff.

Das neunzehnte Jahrhundert hat mit förmlichen Triumphen des All-Realismus und Massen-Materialismus nun seinen Abschied gefeiert. Massenbildungsfortschritt und Massenarbeit führten in der zweiten Hälfte desselben zur Massenmacht, und je massenmächtiger die mit immer mehr sich verbessernden Fortschrittsmitteln ausgerüstete Leitungs-Menschheit sich seit Jahrzehnten entwickelte, desto rascher, übersichtlicher und selbstsicherer wurde ihr Vorwärtsdringen. Steilstufen und Schroffen, die zu überwinden sonst Jahrhunderte nöthig waren, nahm das neue, mit den erhöhten Kräften des Dampfes, des Blitzstromes, der verbesserten Gesamtschulbildung ausgerüstete Geschlecht in eben so vielen Jahrzehnten. Aus der wachsenden Menge gleichartiger Erscheinungen, wie aus der hiezu benötigten übersichtlichen Erfahrung und Zusammenfassung gewann das Leitgeschlecht eine raschere und reichere Erfahrung als sonst, aus der übersichtlichen Erfahrung — Selbstsicherheit, aus der Selbstsicherheit immer größere Unternehmungsbereitschaft, Urtheilsschärfe, aber auch — Rücksichtslosigkeit! Erkenntnis und Thatkraft traten allherrschend voran, Gefühl und Empfindung wurden stetig zurückgedrängt, oder mit Leitworten gesagt: Der Realismus, förmlich zum Allmachtmaterialismus fortschreitend, drängte die ideale Lebensrichtung immer rücksichtsloser zurück. Es kam der Massenaufschwung des Verkehrs, des Handels, der Industrie, der Geschäftswissenschaft, des Geldwesens, hiemit die Herrschaft des Capitalismus und Materialismus, die in raschen Sägen zur Spitze der Allherrschaft fortstürmten. Zwischen diesen Sprüngen mußten auch Glaube und Sitte, Kunst und Wissenschaft allerlei Erschütterungen und Umsturzversuche erleiden. Je mehr der aufwachsende Materialismus seine Kraft fühlte, desto mehr zwang er auch Wissenschaft und Kunst oft sclavisch in seine Dienste. Er ließ sich auch eine eigene Philosophie ausarbeiten. Diese bekämpfte und verwarf selbstverständlich als Dienerin ihrer Zeit nicht nur allen und jeden irgendwie idealen Aus- und Ausblick, sie verneinte überhaupt jeden weltenleitenden Geist. Statt des erhabensten Urgeistes wurde der — Ur . . . Stoff als aller Welten Urgrund und Ausgang auf den Altar der Zeit erhoben.

Die materialistische Forschung und Wissenschaft schwelgte förmlich in den Herrschaftstriumphen der Allmacht des gott- und geistlosen Ur-Stoffes und Nur-Stoffes, und unsere heutige Cultur trägt zum großen Theile die Folgen dieser über-einseitigen zersetzenden Richtung an sich. Glaube und Kunst, Sitte und Volkswesen sind seit Jahrzehnten rastlos unterwühlt worden.



Die Massencultur hat, je weiter sie mit dem Materialismus vor-  
 schritt, den innersten Halt verloren. Sie krankt und schwankt. Der  
 einstige Weltmittelpunkt-Mensch, der noch glaubte, um sein Dasein drehe  
 sich ein ganzer ungeheurer Schöpfungsplan, wurde durch die neuere  
 Weltforschung aus dieser Weltherrschaftsstellung vertrieben und fiel,  
 vom Materialismus gelenkt, fast ohne Halt dem ideallosen, gemeinen  
 Nützlichkeits- und Genusstriebe anheim, der ihn immer tiefer hinabführte  
 bis in die breiten Niederungen des heutigen Massenmaterialismus. Mit  
 der idealen Selbsthaltung verlor der „Moderne“, der von einem „Ewig-  
 keitsgeiste“ endlich bis zu einem bloßen armseligen Lebensmietling für  
 40 bis 50 Sonnenjahre herabgekommen war, alles „Pathos“ des ein-  
 stigen idealen Höchstmenschenthums, ja, er hasste und höhnte es in einer  
 Art Lumpen- und Galgenhumor und wendete sich dann immer Leichterem,  
 Vergänglicherem, Frivolem im Tagesgenusse zu. (Man vergleiche die  
 Lebens- und Kunstzustände der letzten Jahrzehnte mit ihrer Erwerbs- und  
 Genusshaft, ihren Kunstausartungen, politischen und socialen Massenaus-  
 wüchsen.) Das neunzehnte Jahrhundert schloß mit einem großen  
 materialistischen Gesamtgewinn, aber zugleich auch mit einem geistigen,  
 künstlerischen, sittlichen Niedergange. Der Tiefstand desselben scheint  
 endlich überschritten zu sein. Ein Theil der Zeitgesellschaft müht sich  
 wieder ersichtlich, den Nur-Materialismus neu zurückzudrängen und in  
 idealer Richtung wieder emporzusteigen. In immer neuen Kreisen dämmert  
 die Erkenntnis: Die Philosophie des Materialismus steht in der Sack-  
 gasse fest, sie kann nicht weiter und ihre Cultur ist im Verfall. Treten  
 wir den Grundanschauungen derselben näher, so finden wir, daß der  
 einst alles „überwindende“ Ur-Materialismus heute selbst auf einem wissen-  
 schaftlich überwundenen Standpunkte festliegt.

Die Welterkenntnis-Wissenschaft der Neuzeit fußte auf den Lehr-  
 sätzen: Das Weltenganze entstand und besteht aus der Urzeugung, das  
 heißt: es beruht aus der Herkunft und Entwicklung des Belebten aus  
 dem Unbelebten. Was wir wahrnehmen, erforschen und denkend erfassen  
 können, spricht in der That in gewissem Sinne dafür. Soweit es sich  
 absehen läßt, gibt es eine Ureinheit des Stoffes und Lebens sowie eine  
 unendlich scheinende Entwicklung des Lebens aus der Einheit und größten  
 Einfachheit ins Mannigfaltigste und Vollkommenere. Doch beim „Urstoff“  
 und bei der „Urzeugung“ hört der Weiterschritt der Nur-Stoff-Weisen  
 auf! Der Materialismus bleibt schließlich im „Urschleim“ (scharfere  
 Kritiker sagen: im Urschlamm — siehe modernen Naturalismus und  
 Kanibalismus in Leben und Kunst!) stecken und kann nicht weiter. Er  
 allein ist für uns Menschen somit unzureichend. Er scheitert an der  
 Frage: Woher der Urgrund? Woher der Urstoff? Ist er ein bloßer  
 Zufall? Und mehr noch! Woher die Urgesetze mit ihrer ungeheuren Vor-

sehungsgröße, die den Urstoff zu den harmonischen, lebensfähigen Gestaltungen und Entwicklungen begabten? Selbst, wenn wir annehmen wollten, daß Stoff und Kraft sich selbst die nöthigen richtigen Entwicklungsgeetze in uralten Zeiten tastend suchen und schaffen, wie und durch wen kämen die Grundbedingungen hiezu in den Urstoff? Besteht der Urstoff nur aus geistloser leitungloser Masse, wie konnte der unermesslich großartige Schöpfungs-Urgedanke auch nur in seinen ersten Keimen so entstehen, daß ihm eine so großartige Entdeckung sicher war?!

Ist alles nur blindes Ohngefähr und schließliches Treffen des Lebensrichtigen, Lebensfähigen nach blinden millionenjährigen Versuchen des geistlosen, gedankenlosen Welt-All-Stoffes? Warum können dann wir Menschen selber denken und planen, erkennen und ahnen? Erscheint es nicht widersinnig, unnatürlich, anzunehmen: der Geistlose, Denk- und Willens-Unfähige habe den Geist in der Schöpfung, das Gedankenlose den denkenden Menschen erschaffen? Ist es im Erdenleben nicht umgekehrt? Hier beherrscht die Kraft des denkenden planenden Menschengestes den Stoff. Und im Großen und Größten der Weltenschöpfung sollte es ganz verkehrt sich verhalten? Wo bliebe da die Einheit der Urkraftgeetze? — Wie, warum und wozu sind wir Menschen dann überhaupt zu einem Geistesbegriffe und Geistesleben gekommen? Ist nur das selbst-eigene Versuchen der Urstoffe der Allschöpfungsgrund, so wäre es auch denkbar, daß die Menschheit selber allen weiteren Zufallsversuchen willkürlicher Welterschöpfungskräfte überliefert würde.

Die nur materialistische einseitige Welterschöpfungslehre kommt mit ihrem Hauptsatze der Urzeugung immer wieder auf den toden Punkt des Nichtweiterkönnens! Die fortschreitende wissenschaftliche Forschung hat die Lehre von der Urzeugung aus einer Verschanzung in die andere vertrieben, bis Preyer ihr nach den fortgesetzten Niederlagen dieser Lehre ein letztes zweifelhaftestes Versteck in der Annahme der sogenannten „Probien“ zu schaffen versucht hat. Diese werden als so winzig angenommen, daß sie auch mit den vollkommensten (!) Vergrößerungsgläsern nicht wahrgenommen werden können (!) und erst in längerer Fortzeugungsreihe die niedersten Wesen hervorbringen! Also aus den an der äußersten Grenze des Nichts streifenden „Probien“ soll die Schöpfung entstanden sein?!

Dann ist der Glaubenssatz zahlreicher Völker: Aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen, immer noch viel verständlicher — vor allem aber viel — ehrlicher und kein eitler Wissenschafts-Nihilismus! Übrigens bleiben wir bei der gestrengen ernsthaften Wissenschaft. Wie lautet ihr Forschungsergebnis? Rudolf Virchow, dessen achtzigster Geburtstagsgedentag jüngst mit so vielem Aufwande liberalistischer Reclame gefeiert worden ist, die er gar nicht benötigt, denn er ist als Forscher und

Gelehrter ersten Ranges längst anerkannt, gerade dieser Oberst-Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts erbrachte den unwiderlegten Nachweis, daß die Selbsterzeugung und Urzeugung (*generatio aequivoca*) aus der unbelebten Masse nirgends stattfindet, sondern daß stets nur Zelle wieder aus Zelle entstehen könne! Jede Zelle ist eine geschlossene Einheit. Wer aber gab ihr diese?! Der Urnebel und Urdunst?

Wenn der im Rückzuge begriffene Materialismus sich hinter die „Probien“-Dunstwand versteckt, so irrt er, der sonst alles Gewicht auf das mechanisch Greif- und Fassbare, Nachweisbare, Reale — verlegt, auf ein Gebiet hinüber, das er schon grundsätzlich niemals betreten darf, will er sich nicht selber widersprechen. Doch selbst dieses letzte Deckmittel versagt seine Wirkung.

Die Geschichte der materialistischen Urzeugungslehre (der Archigonie, Autogonie, Plasmogonie, wie auch der Nekrobiose) erweist es klar, daß diese Materialistenlehre im Lichte der Forschung stets weiter zurückweichen mußte. Wenn sie nach der Ansicht einzelner Kreise der Wissenschaft immerhin noch nicht ganz entbehrlich zu sein scheint, so ist dies nicht begründet, und Gelehrte wie Preyer haben Recht, wenn sie die Entstehungserklärung des Lebens eben nicht für möglich halten; daß sie mindestens in der ganz einseitigen Form der materialistischen Richtung nicht möglich sei, muß sich endlich zur festen allgemeinen Überzeugung gestalten. Damit ist die Grundlage der Gewaltherrschaft des modernen Allmaterialismus im Wesen erschüttert, und es muß aus den obersten Kreisen der wirklich Gebildeten wiederum die thatkräftige Arbeit zur Wendung und Erneuerung beginnen — oder besser: entschieden fortgesetzt werden. Es muß immer allgemeiner erkannt und anerkannt werden: Das heutige Culturleben steht in einer bedeutsamen Wendung. Sie ist nöthig zur künftigen Erneuerung, nöthiger noch zur Rettung bereits arg erschütterter allgemeiner Culturerrungenschaften. Der Verfasser dieses hat für diese Wendung auch in der Blütezeit des Ausartungs-Materialismus unerschütterlich gekämpft und sie nachweisbar bereits vor zwei Jahrzehnten mit voller Überzeugung verkündet. Heute machen sich die Zeichen des Reformstrebens immer deutlicher. Wie fast stets gehen die Dichter unseres Volkes hierin voran; selbst jene, welche die materialistische Mode ziemlich lebhaft mitgehalten haben, sind zur Besinnung und — Wendung gekommen. Einer derselben gesteht nun offen: Vieles in der modernen geistigen Entwicklung spricht für die Rückkehr zur idealistischen Weltanschauung. In künstlerischer Hinsicht der Niedergang des aus dem Zusammenbruche des Naturalismus hervorgegangenen Wechselbalges der „Artistik“; in politischer Beziehung das Erwachen des kritischen Gewissens und daraus folgend die Preisgebung unhaltbarer (materialistischer) Lehren (ehernes Lohngesetz, Katastrophen- und Glends-

Theorie) in der Socialdemokratie — in wissenschaftlicher Beziehung die Niederlage der materialistischen Weltanschauung. Die Einsichtsfähigen sollen und müssen es endlich erkennen: Die Wendung ist angebahnt. Dafs sie sich im rechten Flusse und heilbringend zur Befruchtung einer neuen edleren Cultur entwickle, dazu sind alle berufen und verpflichtet, die sich noch einen Drang zum Besseren gerettet haben.

## Touristische Zeit- und Streitfragen. <sup>1)</sup>

Von Reinhard E. Petermann.

**I**m 18. Jahrhundert priesen Rousseau und seine Nachahmer die heilige Ruhe der Natur, ihre stillen Harmonien und den tiefen Frieden, mit dem ihr Anblick das menschliche Gemüth erfüllt. Von diesem tiefen Frieden wollen nun freilich die Darwinianer nichts wissen und behaupten, in der Natur herrsche derselbe wüste Kampf ums Dasein wie unter den Menschen. Man kann aber den Kampf in der Natur zugeben und doch das Gefühl haben, dass auch die Anschauung des 18. Jahrhunderts richtig ist.

Einmal überwiegt nämlich in der freien Natur durchaus das Anorganische und die Pflanzenwelt, bei der sich der Kampf ums Dasein jedenfalls ohne Schmerz abspielt. Das Entzücken über einen Hain prächtiger Bäume wird daher nicht im mindesten durch die Erwägung getrübt, dass, um den Baumriesen Gedeihen zu ermöglichen, andere Gewächse in der Nachbarschaft verkümmern mussten. Die Thierwelt hinwieder spielt in der Landschaft nur eine kleine Rolle und kommt überdies den Menschen meist in freudig erregtem Zustande zu Gesicht. Den sorglos gaukelnden Schmetterling, die tirlierende Lerche, den schlagenden Fink nehmen wir oft wahr, das unter Krankheit, Frost und Hunger leidende Wild nur selten. Zudem sind es ja nicht die körperlichen, sondern seelische Leiden, welche dem Menschen die Natur, im Gegensatz zu dem friedlosen Getriebe der Welt, voll Frieden erscheinen lassen. Nur der Mensch grämt sich um Vergangenes und hat Sorge um die Zukunft. Nur er empfindet jene Disharmonie des Lebens, welche ihn zuweilen den Kreis der Menschen fliehen und die Harmonie der Natur aufsuchen heifst. Das ist dann der sentimentale Naturgenuss der Rousseau'schen und Schiller'schen Zeit, welcher einige Ähnlichkeit mit der Weltflucht der einstigen Anachoreten hat.

<sup>1)</sup> Diese zeitgemähe Betrachtung, die manchen neuen Blick aufthut ins Touristenwesen, entnehmen wir auszugsweise der „Osterreichischen Touristen-Zeitung“. Die Red.

Aber auch dem modernen Naturgenuss wohnt ein beschauliches Element inne. Wenn wir von Bergeshöhe in die grenzenlose Tiefe des Weltraumes schauen, die uns ein blaues Firmament erschließt, und uns der heiligen Ruhe erfreuen, die ringsum herrscht, oder wenn uns die Schönheit der Alpenflora fesselt mit ihrer Fülle reizender Formen, welche die Natur scheinbar spielend hervorbringt, endlich wenn uns weiter Horizont auf ferne Thäler, Bäche, Dörfer u. s. w. zu leichtem, mühelosem Spiel der Gedanken anregt, von dem wir uns willenlos leiten lassen — in allen diesen Fällen verhalten wir uns vorwiegend receptiv, und unser Vergnügen ist ein beschauliches, das, weil es (im Wege der Sinne) das Gemüth mit Harmonie erfüllt, nicht geeignet ist, kritische Stimmungen oder den Geist der Debatte aufkommen zu lassen.

Wie oft geschieht es, dass sich wildfremde Leute zu Beginn einer Bergpartie treffen und, wenn sie gemeinsam die Schönheiten der Natur genossen haben, als gute Freunde scheiden. Dagegen setzen sich zum Kartenspiel oft dicke Freunde nieder und stehen auf als böse Feinde. Beim Kartenspiel ist eben ein Hauptvergnügen des einen Partners, der Gewinn, nothwendig das Mißvergnügen des anderen, beim Naturgenuss gewinnt einer umsomehr, je mehr der andere gewinnt.

Der Naturgenuss ist jedoch ein ungemein flüchtiger Genuss. Er dauert nur so lange, als wir uns angesichts einer Naturschönheit in Empfindungen bewegen, d. h. in jenem Zustande befinden, in welchem noch die unmittelbare Wirkung der schönen Formen und Farben auf das Auge dauert, oder die folgende Anregung zu Gedanken nicht weiter geführt hat, als zu losen, auf keinen bestimmten Zeitpunkt gerichtetem Gedankenspiel. In dem Augenblicke dagegen, wo wir ein bestimmtes Ziel ins Auge fassen, z. B. das Panorama zu entwirren suchen oder Vergleiche anstellen oder gefundene Alpenpflanzen zu bestimmen trachten, in diesem Augenblicke hört der reine, beschauliche Naturgenuss auf, und seine Stelle nimmt die mehr active wissenschaftliche Beschäftigung mit der Natur ein.

Nun muß aber der Naturfreund, schon ehe er zu seinem Genusse kommt, früh aufstehen und mehr oder minder gewaltige Gebirgsmärsche machen; der beschauliche Naturgenuss erscheint somit auch an eine Abart turnerischen Sports geknüpft und diese, wie die Wissenschaft, als zwei active Bethätigungen, nehmen ihn sozusagen in eine Zwickmühle: die Wissenschaft, indem sie die Empfindungen und das Gedankenspiel in Gedankenarbeit verwandeln will, die sportliche Tendenz hingegen, indem sie dem Naturgenuss den Geist auszutreiben und ihn in körperliche Arbeit und Nervensensationen aufzulösen strebt.

Da die Touristik in der unlösbaren Verbindung von Naturgenuss, Wissenschaft und Berggymnastik besteht, ist auch der Gegensatz zu den

drei Bestandtheilen untrennbar von ihr, und immer wieder tritt uns entgegen: auf der einen Seite das Bestreben, zu vergeistigen, auf der anderen der Drang nach bloßer Körpergymnastik und Nervenerschütterung, zwischen beiden das Behagen an sentimentaler Empfindung oder hygienischem Wohlleichtsgeuss. Nun zu sagen, man solle eben die richtige Mitte einhalten, ist ein Gemeinplatz und nichtsagend wie ein solcher. Alter, Wissen, Charakteranlagen, Gesundheits- und Lebensverhältnisse bedingen, dass auch in der Touristik jeder sein besonderes Jaste milieu hat. Ein allgemein Richtiges gibt es nur in wenigen Rücksichten, so z. B. wenn alle darüber einig sind, dass ein Mann, der für eine Familie zu sorgen hat, lebensgefährliche Touren nicht machen soll. In den meisten anderen Fällen hat jeder selbst zu erkennen, was ihm dienlich sei. Wenn man daher die Generalfrage der Touristik, ob das Meier mehr zu vergeistigen oder zu versportlichen sei, immer wieder aufs Tapet bringt, kann die Absicht nicht sein, allgemein gültige Regeln zu verkünden. Ja, wenn man bedenkt, wie alle Fragencomplexe der Touristik fortwährend mündlich und schriftlich durchgeframt werden, erscheint es schon schwer, einen oder den anderen Gesichtspunkt aufzufinden. Betrachtungen wie die meinen haben daher vor allem den Zweck, das Bekannte neu zu gruppieren und dadurch vielleicht einen oder den anderen anzuregen, seine eigenen Ansichten weiter zu entwickeln.

In dieser Absicht möchte ich nun zunächst drei Fragen berühren, welche sich aus dem innigen Zusammenhange zwischen Naturgenuss und Körpersport ergeben: das Alleingehen, das führerlose Gehen und die lebensgefährlichen Touren.

Das Alleingehen steht in einem gewissen Connex mit dem sentimentalen Naturgenuss. Seine Vertheidiger rühmen nämlich vor allem, dass es so recht die köstliche Ruhe des Gebirges ausgenießen lasse. Nur der Alleingeher sei ganz frei und könne ohne Rücksicht bei dem, was ihn interessiert, verweilen, um in die Dinge mehr einzudringen. Beim Alleingehen gewöhne man sich auch so recht, auf alle Schwierigkeiten zu achten und sie selbstthätig zu besiegen, und das Alleingehen erziehe in höchstem Maße dazu, seine physischen Kräfte, seinen Gesundheitszustand, sein touristisches Können richtig abzuschätzen, das Wetter zu beurtheilen u. s. w. In Summa: Der von fremdem Geplauder verschonte Alleingeher ist die höchste Darstellung des reinen Verhältnisses zwischen Mensch und Natur. Demgegenüber verweisen die Gegner vor allem auf die specifischen Gefahren des Alleingehens und namentlich darauf, dass vor dem Ohngefähr eines plötzlichen Unwohlseins, eines fallenden Steines, eines Fehltrittes oder Ausgleitens selbst der Meistertourist nicht sicher sei. Überdies sei der Alleingeher zwar vor fremdem Geschwätz gefeit, aber auch mancher Anregung beraubt. Vier Augen sehen besser als zwei

Augen, und selbst der Kundigste könne oft gewinnen, wenn er vernähme, wie sich die geschauten Dinge in einem anderen Kopfe malen.

Wir kommt hiernach vor, als ob die Frage des Alleingehens, rein touristisch betrachtet, sehr einfach liege. Der Alleingehende hat die ungestörte Vertiefung in die Natur und in seine Gedanken voraus, dagegen trägt er unbedingt größere Gefahr, nicht nur wenn er so waghalsig ist, sich auf einen frisch beschneiten, spaltenreichen Gletscher zu wagen, sondern auch in gewöhnlichem, aber von Menschen nicht begangenen Terrain. Es kann einer ja bei einer Winterpartie aufs Eiserne Thor auf Glatt-eis ausgleiten, sich ein Bein brechen und, wenn er vor Schmerz liegen bleibt, erfrieren. Wenn nun aber in den touristischen Debatten über das Alleingehen nur die touristischen Momente ins Feld geführt werden, in der Absicht, durch Schilderung der Genüsse des Alleingehens dazu anzuregen, oder, was öfter der Fall ist, in der Absicht, durch Erwähnung der Gefahren des Alleingehens davon abzuhalten, so geht man offenbar von der Voraussetzung aus, daß die Entscheidung der Frage auf touristischem Gebiete liege.

Das scheint nun nicht ganz der Fall zu sein.

Sie alle werden die Wahrnehmung gemacht haben, daß die Zahl der Alleingehenden an Sonntagen und in unserem Wiener Touristenrevier verhältnismäßig klein ist gegenüber der Zahl der Alleingehenden, die man in der Reisesaison in den fernen Alpen antrifft. Schon dieser Umstand gibt einen Fingerzeig, was die Ursachen des vielen Alleingehens sind.

In unserer Zeit möchten viele, wenn sie 14 Tage auf Urlaub gehen, am liebsten die ganze Alpenkette abgrasen. Meistens stellt man eine recht große Liste von zu machenden Bergen und diese natürlich so zusammen, daß sie möglichst Berge enthält, die man noch nicht kennt. Da ist es nun selbst für den, der viele Bekannte hat, nicht so leicht, einen Partner zu finden, der die gleichen Absichten und zur selben Zeit Urlaub hat. Nun hat es aber gerade in der Großstadt viele Leute, die wenig Verkehr pflegen oder ganz für sich leben. Diesen fällt es selbst dann schwer einen Partner zu finden, wenn sie sich mit ihrem Tourenplane accomodieren wollten. Es hat ferner Menschen, die von Natur misanthropisch sind, und Leute, die von berufswegen tagelang so viel mit anderen Menschen zu reden haben, daß es ihr liebstes Sonntagsvergnügen ist, wenn sie sich einmal ausschweigen können. Es gibt unleidliche Menschen, z. B. unverträglich und borstig gewordene alte Junggesellen, die von anderen gemieden werden, und durch üble Erfahrungen verbitterte Menschen, welche selbst die anderen meiden. Mancher ist so wetterwendisch, daß er sich erst im letzten Augenblicke zu einer Tour entschließt, wenn seine Freunde schon vergeben sind, ein anderer hängt von einem launischen Chef ab und weiß oft Samstag nachmittags noch

nicht, ob er abends in Gnaden zu der geplanten Kaxpartie entlassen wird. Sehr viele Menschen schließen nur schwer neue Bekanntschaften, und wenn ihre früheren Bekannten just Tarokbrüder und Billardspieler sind, fehlt es ihnen aus diesem Grunde an Tourengenosfen. Kurz, es gibt hunderterlei Veranlassung, um allein zu touristern, und unter 100 Touristen, welche allein gehen, thun dies vielleicht 99 aus Gründen, welche mit der Touristik nichts zu thun haben. Würde es keine Touristik geben, so würden die meisten der jetzigen Alleingehrer jeder für sich radeln, jeder für sich ins Theater gehen u. s. w. Mit touristischen Argumenten dürfte sich daher meiner Meinung nach die Zahl der Alleingehrer weder sonderlich vermehren, noch vermindern lassen.

Das allerdings ist richtig, dass, wenn jemand aus außertouristischen Gründen zum touristischen Alleinwanderer geworden ist, er dann die schon erwähnten Vorzüge des Alleinwanderns kennen lernt und sich mit der Zeit einredet, er gehe dieser Vorzüge wegen allein.

Es ist auch selbstverständlich, dass einzelne Alleingehrer, ebenso wie gesellige Touristen, allmählich vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten und schließlich auch schwierige Touren unternehmen. Das gehört jedoch auf ein anderes Blatt.

Der ganz normale Mensch, bei dem besondere Ursachen nicht obwalten, wird fast stets ein geselliger Tourist sein, schon weil es angeborenes Menschenbedürfnis ist, sich über seine Eindrücke gegen eine theilnehmende Sorte sofort — nicht etwa erst in der nächsten Nummer einer Fach- oder Tageszeitung — auszusprechen. Einem solchen Menschen kann man die schönsten Schilderungen des Alleingehens zu lesen geben — er wird dieses doch in der Praxis fade finden und bei der geselligen Touristik bleiben. Umgekehrt wird der Alleingehrer, weil er meist aus außertouristischen Ursachen allein geht, durch touristische Argumente in der Regel nicht veranlasst werden, von seiner Gewohnheit abzugehen.

Fassen wir nun das führerlose Gehen im Gebirge ins Auge, so haben wir wieder die rein touristische und die sociale Seite der Frage zu unterscheiden. In touristischer Hinsicht ist das wichtigste offenbar, eine Regel zu finden, welche kurz und bündig besagt, unter welchen Umständen führerlose Touren gemacht werden können. In eine solche Regel braucht man Bedingungen, die schon bei mit Führern gemachten Touren gefordert werden müssen, nicht extra aufzunehmen, z. B. dass alle Theilnehmer gesund und frei von Unwohlsein sind, und dass nicht ungewöhnliche Jahreszeit, Neuschnee oder schlechtes Wetter bei einer Tour obwalten, welche schon unter normalen Umständen das Können der betreffenden Touristen nahe erschöpft.

Die Regel darf aber auch die Anforderungen an technisches Können, welche sie stellt, nicht detaillieren, denn sonst kann sie entweder



keine allgemeine, auf alle Fälle passende Regel sein, oder müßte, um jeden möglichen Fall zu berücksichtigen, zu einem Handbuch des Bergsports anwachsen. Schließlich wäre jedoch selbst mit einem solchen Handbuch oder Katechismus nicht gedient. Denn wie man nach einem Buche keine Schuhe machen oder Maschinen bauen kann, so lernt man auch den Gebrauch von Pickel, Seil und Steigeisen und das Beurtheilen von Gefahren und Schwierigkeiten nur im Terrain; hat man's aber hier gelernt, so braucht man kein Buch mehr. Es geht hieraus hervor, daß eine Regel über das führerlose Bergsteigen die technischen Anforderungen nur in der Form enthalten kann, daß sie entsprechende frühere Leistungen der Touristen zur Voraussetzung macht.

Man könnte z. B. die Regel so fassen: Eine bestimmte Bergfahrt kann ohne Beziehung von Berufsführern unternommen werden, wenn:

1. Der Leiter die Partie bei ungefähr gleich schweren Touren schon selbständig geführt hat oder, falls die Tour seine erste selbständige Führung ist, wenn er sich unter einem qualifizierten Berufs- oder Amateurführer schon im Führen bei ungefähr gleich schweren Touren geübt hat;

2. die übrigen Theilnehmer schon Touren von ähnlicher Schwierigkeit unternommen haben. Ist dies bei einzelnen Theilnehmern nicht der Fall, dann soll der Leiter der Partie die Betreffenden wenigstens von leichteren Touren her kennen und ein Urtheil über ihre Leistungsfähigkeit haben, und es soll auf jeden Touristen, der bisher nur wesentlich leichtere Touren als die geplante gemacht hat, ein zum Führer in dem betreffenden Terrain qualifizierter Tourist kommen, der eventuell wie ein Berufsführer Hilfe leisten kann.

Fraglich ist, ob man nicht noch

3. fordern soll, daß wenigstens einer der Theilnehmer die zu machende Route selbst schon kennt.

Die Regel dürfte so ziemlich das aussprechen, was zur Zeit bei den gemäßigten Touristen jeder Couleur Übung ist. Sie paßt auch sowohl auf leichte Berge und Anfänger, als auf schwierige Touren geübter Touristen und behindert den Führerlosen nicht im Fortschreiten von leichteren zu schwereren Aufgaben.

Eine Schwierigkeit, die Regel anzuwenden, liegt jedoch in den Vergleichen, die man anstellen soll. Man soll vergleichen zwischen schon gemachten Touren, die man aus der Anschauung kennt, und der erst zu machenden Tour, die man in der Regel aus der Anschauung noch nicht kennt und über die man Informationen vom Hörensagen oder aus der Literatur einholt. Diese Vergleiche fallen also umso leichter unrichtig aus, je mehr sich die vorhandenen Beschreibungen der fraglichen Route widersprechen, und je weniger ausführlich und anschaulich die Angaben der nachgeschlagenen Specialführer sind.

Für die Wichtigkeit der Aufgabe, sich vor Antritt einer Tour über ihre Beschaffenheit durch ein Surrogat der Anschauung zu unterrichten, liefert, abgesehen von der rastlosen Thätigkeit zur Verbesserung der Führerbücher im allgemeinen, einen Beweis die Beliebtheit der Benesch'schen Führer, welche in der Detaillierung der Wegbeschreibungen sehr weit gehen und die Wege nach ihrer Gefährlichkeit classificieren. Wie weit wir aber noch von dem Ziele sind, in den Specialführern brauchbare Surrogate der fehlenden Anschauung zu haben, erhellt, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie denn das Ideal eines Specialführers eigentlich beschaffen sein sollte.

Ein solcher idealer Specialführer würde die eminent lebensgefährlichen Sporttouren nicht behandeln. Touren, wie der Raxenkopfstieg, die Südwand des Dachsteins, die Nordwand der Plangspitze kann man erwähnen und ihre allfällige Specialität kurz charakterisieren, vollständige Beschreibungen aber gehören nicht in ein für weitere Kreise bestimmtes Buch, sondern sollen in speciellen Bergsportbüchern gesammelt werden, welche die gewissermaßen aus der gutbürgerlichen Ordnung der Touristen heraustretenden Meisterkletterer für ihresgleichen schreiben würden. Der für weitere Kreise bestimmte Specialführer würde von den Anstiegen auf einen Berg nur die gebahnten oder markierten Routen und von diesen in ausführlicher, plastischer Darstellung namentlich jene behandeln, auf welchen man besondere Schönheiten und charakteristische Eigenheiten des Berges kennen lernt. Bei Schilderung der leichten Anstiege würde die successive Entwicklung des Panoramas, sowie der Wechsel des Gesteins und der Flora zu charakterisieren sein, letztere so, daß bei Schilderung des einen Weges die Frühjahrsflora, bei Schilderung eines anderen Weges die Frühsommerflora u. s. w. berücksichtigt wird. Bei den schwierigen Steigen wäre Art, Länge und Dauer der Schwierigkeit anzugeben und anzudeuten, wie sich die betreffende Steigpartie in den verschiedenen Jahreszeiten gestaltet. Die Classification der Steige wäre doppelt, nach Gefährlichkeit und technischer Schwierigkeit und unter Berücksichtigung der Länge der schwierigen und gefährlichen Stellen zu geben.

Wenn einmal so gearbeitete und womöglich gut illustrierte Specialführer für die verschiedenen Gebiete der Ostalpen vorliegen, wird es auch möglich sein, eine Classification der wichtigsten Anstiege auf alle namhaften Ostalpengipfel zu liefern, d. h. eine Übersicht, welcher z. B. der Tourist, der schon die Teufelsbadstube absolviert hat und nun den Wasserfallweg im Gesäuse machen will, leicht entnimmt, daß es sich hier um zwei versicherte Wege handelt, deren Schwierigkeiten der Art nach ungefähr gleich, was Intensität und Dauer betrifft, aber etwas verschieden sind. Es wäre eine Art vergleichender Wegkunde der Ostalpen

geschaffen, welche zur Zusammenstellung von Touren in verschiedenen Ostalpengebieten sehr gute Dienste leisten könnte.

Die vergleichende Wegkunde, zu welcher heute in Hef' „Hochtourist“ und in Berbers' „Gipfelverzeichnis“ die ersten Anläufe vorliegen, und die idealen Specialführer wären Mittel, um das Verhältnis zwischen Touren, die man schon gemacht, und solchen, die man erst zu machen gedenkt, genauer, als heute möglich ist, kennen zu lernen, und somit auch geeignet, anschaulicher als die derzeitigen Führer darüber zu belehren, ob man zu einer geplanten Tour überhaupt befähigt sei, und ob man einen Berufsführer braucht oder nicht.

Wir hätten also 1. eine Formel, welche angibt, unter welchen Bedingungen Touren führerlos unternommen werden können, und 2. vergleichende Wegkunde und Specialführer, welche es ermöglichen würden, die in der Formel geforderten Vergleiche möglichst richtig anzustellen. Jetzt bleibt nur noch eine Kleinigkeit zu berücksichtigen: nämlich, ob in der Praxis über Mitnahme oder Nichtmitnahme eines Führers nach solchen touristisch-sachlichen Erwägungen entschieden wird, oder ob nicht etwa in der Mehrzahl der Fälle die Entscheidung durch außerhalb der Touristik liegende Momente herbeigeführt wird? Dies leitet uns auf einige hier in Frage kommende außertouristische Momente, und zwar das social-ethische Moment, das Moment der Ambition und den Geldpunkt.

Das social-ethische Moment bestimmt einen Touristen dann, wenn er die Mitnahme eines Berufsführers deshalb unterläßt, weil er nicht wünscht, daß seines Vergnügens halber ein anderer Mensch Plage haben oder Gefahr laufen soll.

Berufsführer verunglücken zu allermeist bei den eminent gefährlichen Touren und, so oft eine solche Tour angetreten wird, liegt streng genommen der Fall vor, daß ein Mensch, um einem anderen zu einem Vergnügen zu verhelfen, für relativ geringes Entgelt sein Leben — ja, wenn der Berufsführer verheiratet ist, auch die Existenz seiner Familie — riskiert. Bei gewöhnlichen Touren hinwieder ist es sehr häufig, daß Führer und Träger durch Aufpackung übermäßiger Lasten in gesundheitschädlicher Weise strapaziert werden. Man hat nämlich in den Führerordnungen zwar nominiert, was der Führer ohne speciellcs Entgelt tragen muß, allein es sollte auch nach billigem Ermessen der die Führerbücher ausstellenden Behörde für jeden Führer und Träger nach Maßgabe seiner Individualität festgesetzt werden, was der Mann gegen Übertaxe in maximo tragen darf. Es kommen in dieser Hinsicht arge Schindereien, namentlich seitens der bei uns reisenden Ausländer vor. Man ladet einem armen Teufel die Bagage einer ganzen Gesellschaft auf, rennt bergan und wickelt sich, auf der Höhe angelangt, behaglich in die Plaiids, während der total durchschwitzte Träger fröstelnd im Wind dasteht und

sehen mag, wie er es anstellt, keine Lungenentzündung zu kriegen. Freilich ist dieses Verfahren noch menschlich gegenüber dem, was englische Touristen im Himalaya verüben. Man nimmt da durch das Klima verweichlichte Eingeborene auf die Gletscher mit, läßt sie in leichtem Anzug und schlechter Beschuhung über das Eis laufen, und wenn einer „hin wird“, so — ist das noch ein gutes Resultat, denn es hätten mehr „hin werden“ können. Man trägt nicht Sorge dafür, daß die Eingeborenen ordentlich für die Bergfahrt equipiert werden, und wundert sich, wenn die Leute nichts aushalten und auskneifen. Diesen Umstand erwähne ich besonders, weil einige Engländer soeben eine große Himalaya-Expedition unternehmen, zu welcher auch österreichische Touristen mitgenommen wurden. Wie ein Österreicher dem reichsdeutschen Dr. Meyer zur Erstersteigung des Kilimandscharo, werden vielleicht Österreicher den Engländern zur Erstersteigung der höchsten Himalayagipfel verhelfen.

Doch um wieder zu unseren Bergführern zurückzukehren. Es liegt weder im wahren Interesse der Alpenbevölkerung, noch in jenem des Staates, daß die Leute, ähnlich den Zermatter Führern, infolge von Überstrapazen degenerieren, oder im Falle einer Verunglückung sammt ihren Familien ausschließlich auf die vom Alpenvereine geschaffene Führerversicherung angewiesen bleiben. Daher meine ich, daß in den Führerbüchern neben den Führertaxen auch nach der Gefahr der betreffenden Tour abgestufte Beträge eingesetzt werden sollten, welche der Tourist zugleich mit der Führertaxe dem Führer zu übergeben und dieser an die staatliche Führerversicherungscasse abzuführen hätte. Es entspreche durchaus der Gerechtigkeit, wenn jeder Tourist nach der Zahl und Gefährlichkeit der Touren, welche er mit Berufsführern unternimmt, zur Versicherung der Letzteren herangezogen würde. Ähnliche Bestimmungen wären übrigens zu Gunsten der Treiber bei den Hochjagden zu treffen.

Gehen wir nun zu dem führerlosen Wandern aus Ambition über.

Die Befriedigung darüber, ein vorgesehtes Ziel ohne fremde Beihilfe erreicht zu haben, die Erfahrung, daß man in der Beurtheilung und Überwindung von Schwierigkeiten ganz anders geschult wird, wenn der Berufsführer fehlt, der alles zeigt und gleich mit thätiger Nachhilfe zur Hand ist, endlich der Stolz darauf, das zu führerlosen Touren unbedingt nöthige höhere Maß von Thatkraft und Entschlossenheit bethätigt zu haben, — all diese Umstände erklären zur Genüge, warum so viele Touristen ambitionieren, führerlose Touristen zu werden. Namentlich ist dies bei den Jüngern der Fall, welche noch eifriger nach Lorbeeren streben.

Ihrem Ursprunge nach ist diese Ambition nicht touristisch. Denn sie kommt, um nur Sparte heranzuziehen, beim Amateur-Luftschiffer, beim Rudern auf der Donau u. s. w. gleichfalls ins Spiel. Immerhin

gibt es kaum eine menschliche Bethätigung, welche so allgemein und vielfach Gelegenheit böte, die eben erwähnten Charaktervorzüge zu entwickeln, als das führerlose Wandern. Die ethische Bedeutung der Ambition, ein Führerloser zu werden, kann daher nicht leicht zu hoch veranschlagt werden, ja es scheint begreiflich, wenn die Führerlosen diese Ambition als ein touristisches Specificum in Anspruch nehmen.

So wirksam aber auch die Ambition im touristischen Leben sein mag, noch viel häufiger als von ihr wird in der Frage, ob ein Führer zu nehmen sei oder nicht, doch von einem anderen Factor entschieden, der durchaus außerhalb der rein touristischen Erwägungen liegt: dem Geldpunkt. Bei unseren Sonntagspartien mag er noch hinter der Ambition rangieren, bei den Urlaubstouren in fernere Alpenbezirke trägt er jedoch entschieden in erster Linie dazu bei, wenn so viele und namentlich mittlere und leichtere Touren, bei welchen sich die absolut größte Zahl der Unglücksfälle ereignet, führerlos unternommen werden.

Wollte man nun streng an der Raison und an der vorhin aufgestellten Regel festhalten, worauf ließe das hinaus?

Alle Welt ist darüber einig, daß die Touristik zu den veredeltesten Genüssen der Menschheit gehört, und ihre Verbreitung in den weitesten Kreisen zu wünschen sei. Nun gilt aber die Besteigung sehr hoher Gipfel so ziemlich allgemein als das Ultra des touristischen Genusses. Sollen also diese Berge auch dem „Manne mit schmaler Geldkass“ zugänglich sein, so muß man ihm wohl gestatten, sich zu ihrer führerlosen Besteigung zu präparieren, und das kann wieder nur durch führerlos unternommene schwierige Touren im Sonntagsausflugsgebiete geschehen. Wie sollten Touristen, welche die Nacht durchwandern, um das Schlafgeld zu ersparen, und ihren Tagesproviand im Rucksack mittragen, um mit verfügbaren drei bis vier Gulden ihre Raytour zu bestreiten, hohe Führerlöhne aufstreiben?

Wenn sich so geübte, unerschrockene Touristen dann im Hochgebirge führerlos an den Dachstein oder das Rißsteinhorn, nach einiger Übung selbst an den Großglockner wagen, ist die Malraison kaum größer, als wenn ganz Ungeübte aus dem Flachland ins Gebirge kommen und hier führerlos sogenannte leichte Touren, wie über die Pfandelscharte und das Hochjoch, oder auf den Hochkönig machen. In allen diesen Fällen tritt der Drang, Großes und Erhabenes zu sehen, in Widerstreit mit dem Geldpunkt, und wenn gegen die touristische Raison gehandelt, d. h. kein Führer genommen wird, so ist zwar das Motiv der Bergbesteigung ein touristisches, allein das Motiv des Zuwiderhandelns gegen die touristische Raison liegt außerhalb der touristischen Argumentation und verweist die ganze Sache vor ein anderes Forum. Welches Forum hier gemeint ist, illustrieren die Worte eines hervorragenden Alpinisten,

welcher kurz und bündig erklärt: „Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß auch ich der Meinung bin, daß kein Bergsteiger führerlos gehen sollte, bevor er nicht in Begleitung der besten Führer mehrere Jahre hindurch Erfahrung und Übung erworben hat.“ Dieses vom „hohen Ross“ oder besser gesagt, vom „hohen Geldsack“ herab abgegebene Dictum eines Führerlosen beweist am besten, daß viele, welche gegen das führerlose Gehen eifern, eigentlich meinen, Hochgebirgstouren seien ebenso wie Jagd, persische Teppiche und Champagner Luxusdinge, und Luxus dürfe sich eben nur der Wohlhabende erlauben, in unserem Falle derjenige, der das Geld hat, jahrelang mit den besten Führern zu wandern.

Das Hereinspielen der socialen Frage in die Touristik führt mich dazu, auch die oft ventilirte Frage zu streifen, warum gerade in die Touristik so viele, die nicht „vom Bau“ sind, dreinzureden suchen?

Ein Grund liegt offenbar darin, daß bei keiner menschlichen Friedensbethätigung, auch bei keinem anderen Sporte, die Möglichkeit, unbehelligt von polizeilichen und sonstigen Staatseingriffen mit dem eigenen Leben und dem Leben anderer zu schalten, in solchem Maße gegeben ist, wie bei der Touristik. Dem Touristen wird fast eine Verantwortung eingeräumt wie dem Arzte. Zudem steht die Touristik jedermann frei und wird — einschließlich von Touren wie in unseren Wienerwald — thatsächlich von mehr Menschen ausgeübt, als alle anderen Sporte zusammengenommen. Wie jeder Mensch sich für einen halben Meteorologen hält, weil er ja jeden Tag das Wetter beobachtet, so hält sich auch jeder eigentlich im gewissen Maße für einen Touristen, weil jeder ab und zu einmal einen Berg besteigt. Sogar wer nur den Raxlenberg oder den Semmering mittelst Bahn besiegt hat, glaubt schon in der Bergregion einigen Bescheid zu wissen. Daß aber so viele auch in der eigentlichen Touristik ihre Stimme erheben, kommt davon, weil eben in die Touristik so viele nichttouristische Momente hineinspielen.

(Schluss folgt.)

## Kirchen austrauben.

Von Peter Rosegger.<sup>1)</sup>

Am Ostermontag, wenn im Bauernhaus die Leut beim Mittagmahle sitzen, da sagt gern der eine: „Heut is Ostermontag, heut sollt ma nach Emaus gehn.“ — Und darauf allemal ein anderer: „Nach Ebn — aus gehn, das is bei uns a Kunst im Gebirg.“ — Ist so Bauernspass. Aber der Hausvater verweist: „Gescheiterweis reden! Is heilige Sach!“

<sup>1)</sup> Ein älteres Stück, für öffentliche Vorlesung neu bearbeitet und auf Wunsch hier wiedergegeben. Die Red.

Vormittags bei der Predigt haben sie gehört, daß nach Jesu Tod die Jünger betrübt umhergegangen sind. Dann ist ihnen ein Fremder begegnet und hat gegrüßt: „Mit Euch sei Friede!“

Zum Gedenken daran gehen an diesem Tag die Bauern gern über die Felder und nachher a bissel ins Wirtshaus. Das ist ihr Emaus.

Als ich noch Kind war in der Waldheimat, ist mir einmal etwas Besonderes zugestoßen auf dem Gang nach Emaus.

War zuvor in der Fastenzeit ein fremder Tagwerker in unser Haus gekommen und hat um Arbeit gebeten.

Denkt sich mein Vater: „Is hiaz schon nit viel Arbeit, so kann er uns ja fasten helfen. Er soll dableiben.“

Die Mutter aber sagt, der Mensch thät ihr nit gefallen. Er hätt einen krummen Blick.

„Freilich, weil er schiagln thut“, sagt mein Vater. „Hätt unser lieber Herrgott Dir a sölichts Aug geben, thätst halt Du schiagln.“

„Da hast eh recht“, sagt die Mutter und lacht, und den Tagwerker haben sie aufgenommen zum Fastenhelfen.

Trixl hat er geheißten.

Darauf spricht einmal ein Handwerksbursch zu, sieht den Trixl und sagt heimlich, den thät er kennen, der wär schon amal im Kotter gefessen.

Fragt nachher der Vater den Trixl: „Bist Du nit schon einmal im Kotter g'essen?“

„Aber natürlich!“ sagt der Tagwerker.

„Därf ma fragen, warum?“

„A halt ja därfst fragen. Weil ih dem Pfänder Eine ins G'sicht hab geben. Weil ih die Steuer nit hab zahlen können, hat er mir die Kuh wollen forttreiben. Alsdann, so hab ih mich g'wehrt, hab ihm Eine geben. Nachher hat er statt der Kuh miß forttrieben.“

„Wenn's sunst nix is!“ sagt der Vater und lacht.

„Na, sunst is nix“, sagt der Trixl und lacht auch. Und denkt: A Gusto, wie sich der anplauschen laßt.

Wie also nachher die Ostern gekommen sind, da sagt die Mutter: „Weil uns der Trixl brav schneeschaufeln und fasten geholfen hat, so soll er ah 's Osterfleisch mit uns essen.“

Und wie wir bei der Mahlzeit sitzen, da laßt der Trixl seinen krummen Blick ein parmal hin- und herzucken und sagt: „Heut sollt ma nach Emaus gehen.“ Und zu mir: „Gehst mit, Büabel?“

„Na, versteht sich! Kinder ins Wirtshaus!“ ruft die Mutter.

Auf das der Trixl: „Waldbäurin! Bom Wirtshaus is ka Red. Bei mir schaut das Christenthum anders aus. Der Gang nach Emaus

is a heiliger Gang. A heiliger Gang, mei liabe Waldbäurin! Zu der Kreuzkapellen gehen wir 'nauf — beten!“

Da hätten Vater und Mutter nichts dagegen und so bin ich mit dem Trixl gegangen.

Die Kreuzkapelle — eine Stunde weit hinten im Gebirg, in der Waldeinsamkeit. In der Fastenzeit war Zulauf gewesen, Wallfahrer haben dort ihre Andacht verrichtet, ihr wundes Herz getröstet und Geld geopfert. Dreimal im Jahr hat der Pfarrer von Kirchdorf 's Opfer-schüsserl in der Kreuzkapelle ausleeren lassen: zum großen Frauentag, zu Allerseelen und nach Ostern.

Das war unser Emaus. „A heiliger Gang!“ wie der Trixl auch noch unterwegs versichert hat.

Bei einer Wegscheid bleibt der Trixl stehen: „Geht der Weg da links nit zum Schützenhof?“

„Wohl, wohl, der geht zum Schützenhof.“

„Is 's wahr, daß er so viel Sachen hat, der Schützenhofer?“ fragt er.

„Die Leut sagen's“, sag ich.

„Nachher kommt er in d'Höll“, drauf der Trixl. „Aus Nächsten-liab sollt ma machen, daß er in'n Himmel kommt.“

„Is eh wahr“, sag ich.

Sind weitergegangen durch den Wald. Unter den Bäumen ist noch Schnee gelegen, braune Fichtennadeln darunter vom vorigen Jahr und Hasenspuren vom heurigen.

„Wenn am nur der Teufel nit so that anfechten!“ sagt der Trixl.

Endlich kommen wir zum Unger. Rings umstanden von schwarzen Tannen und am Rand die weiße Kapelle mit dem spitzen Thurm und den Rundfensterlein an beiden Seiten. Und wie der Trixl fromm demüthig seinen Hut vom Kopf zieht, an die Thür geht und niederdrückt an der Schnalle — ist's zugesperrt.

Der Trixl macht einen Pfiff und sagt: „Da hab'n mer's! Jetzt is der Teufel zua!“

Nachher geht er rund um und um und beim Fensterl sagt er zu mir: „A Spindel wie Du kann eini. Und schiebst einwendig ba der Thür den Kiegel z'ruck. Gelt Vuberl. Daß ma nachher fleißi beten können all zween. Thuat miß eh der Teufel schon wieder reiten.“

„Das wär schon der Müß wert“, denk ich mir, steig dem Trixl auf die Achsel, tauch das Fensterglas zurück und er schiebt mich hinein wie einen Pfropsen.

„Hau!“ schrei ich, „'s geht nit füri und 's geht nit ruckwärts. Stecken bleib ih.“

„Macht nix“, sagt er, „alsdann kann der Wind nit eini.“ — Aber endlich ist's so weit, daß ich drinnen hinabflieg auf den Altartisch.



„Nurweh, den Schädel hab ich mir ang'schlag'n.“

„Das macht nix“, sagt er. „Schiab just amal den Kiegel z'ruck.“

„Aber es is koana.“

„Patsch! Wird doh a Kiegel sein. A jede Thür hat an Kiegel.“

„Der Kiegel is eing'sperret. 's Thürg'schloss hat an Eisenmantel.“

„Oh verdammt!“ sagt mein Trixl, „nachher wär's mit'n Beten nix. — Aber Du, hörst, Buberl, liabs. Schau a bissel um und um, weil Du schon drinnen bist. Sag mir amal, was is denn alles drinnen?“

„Was herinnen is? Na, was wird denn lauter herinnen sein? Kirchenbänk sein halt da.“

„Und?“

„Und Bilder auf der Wand.“

„Und — weiter?“

„Und nachher der Altar.“

„Und auf'm Altar?“

„Na, Trixl, mit deinem Fragen! Was wird denn sein auf an Altar? Kerzenleuchter werden halt sein. Und a Kreuz.“

„Ja, ja, das woasß ih gleichwohl, Tröpfel, dass auf an Altar kane Schmalzpfannen steh'n werden. Muasß aber ah noh was anders zu sehen sein, wenn Du gut schaust. Auf dem Altar.“

„Ja richtig. A Lichtpußen is ah da. Und a weißes Tuach. Und a Holzschüsserl.“

„A Holzschüsserl?“ sagt draußen vor der Thür der Trixl. „Was denn für a Holzschüsserl?“

„Na halt, wo 's Opfergeld drein is. Die Kreuzer. Und die Sechserln.“

„Die Sechserln, sagst? Viel? — Dass aber unser Pfarrer z' Kirchdorf gar so leichtsinnig mag sein. Hat er 's halt schon wieder nit abholen lassen. — Na, wenn ma nit überall nachschaut. Auf ja und na kunnt einer da sein, den der Teufel reitet. Wo 's so viel schlechte Leut gibt, heutzutag. — Geh Pub, gib's heraus, 's Schüsserl, beim Fenster. Buberle, geh, mach', dass ma hoamkommen, 's wird ehzeit finster.“

Ich denk nach und sag: „Na, Trixl, das thu' ich nit. Kirchen ausrauben!“

„So is 's! Kirchen ausrauben kunnten sie, die schlechten Leut, wenn ma's Geld nit gleich that aufheben. Gib's nur außa. Ih glang schon.“

„Na“, sag ich, „Kirchen ausrauben thua ih nit.“

„Aber Lapperl, wer sagt denn was von Kirchen ausrauben! Mir zween so was! So dumm reden, da! Auf dem heiligen Gang da! Der Herrgott wird dih noh amal recht strafen, dih. — Dem Pfarrer tragen ma 's Geld abi. Hat mir's g'schafft, dass ih's holen soll — wenn's amal sein kunnt.“

„So hol's, Trixl!“ hab ich g'sagt.

„Aber Narr, wenn ih nit einikann beim Koch. Gleichwohl miß deine Vaterleut durch und durch auß'hungert haben in der Fastenzeit. Du bist amal drinnen. Mach koane G'schichten, Buberl, brav's, und gib's außa. Kriagst nachher was, von mir, was Schönes — amal.“

Gleichwohl es alleweil dunkler wird in der Kapelle, geht mir doch ein Licht auf und ich schrei: „Na, das Geld geb ih Dir nit außi, Du Lump' Du schlechter!“

Auf das wird er wild, hebt an zu fluchen: „W—a—a-s? Du Teufelsbua! Wann ih hiaz eini kunnt! Dei Glück, daß ih nit eini kann! Wo hab ih's denn, mei Messer? Der erste Kopf, der jetzt beim Fenster außa schläft, den schneid ih ab, wie an Krautgebel!“

So schreit er eine Weile, und schimpft und verspricht mir alle Todesarten. Aber ich denke: Du kannst nicht herein und ich trauch nicht 'naus. Bin mäuserlstill g'west und hab mich nimmer gerührt.

Endlich muß dem Trixl langweilig worden sein, oder hat er befürchtet, es könnten Leute kommen — er ist davongeschlichen durch den Wald.

Ich habe gewartet in der Kapelle, bis der Wurzen-Toni kommt mit dem Schlüssel und das Abendglöckel läutet. Dem hab ich nichts gesagt als: „Beim Fensterl bin ih einag'schlossen, aber nimmer außi. Ih rath dir's, trag's Opfergeld zum Pfarrer.“

Nachher auf dem Heimweg ist's schon finster gewesen. Und wie ich durch den dusteren Wald hingehe, bissel einen Born und bissel eine Angst in mir — da sehe ich zwischen den Stämmen ein rothes Licht auf mich zukommen. Alleweil näher kommt's, und wie es ganz nahe ist, erkenne ich, wer mir begegnet. Andächtig bin ich niedergekniet, da sagt er: „Mit Dir sei Friede!“ und geht vorüber.

Und ist's der Pfarrer, der auf dem Bersehgang mit dem Allerheiligsten zum Schützenhof hinaufgeht. Dort oben hat der Bauer auf einen Dieb geschossen, der sich in der Abenddämmerung ins Haus geschlichen und in den Kasten hat einbrechen wollen.

„Herr Pfarrer!“ hat der Verwundete gejammert, „ih bin a hautschlechter Mensch. Herr Pfarrer, ih versprich Buäß und Besserung!“

„Ist's aber auch wahr?“

„Mein Gott, ih woäß's ja nit. Wann der Teufel nit wär! Ih wollt ja a guater Mensch sein, ih wollt ja.“

Sagt der Pfarrer: „Auch mit Dir sei Friede!“

## Der Briefwechsel zwischen Robert Samerling und Peter Rosegger.

(5. Fortsetzung.)

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 8. August 1886.

Da sich meine geplante Fahrt nach Graz und zu Ihnen von Woche zu Woche verschiebt, so gebe ich durch dieses Blatt ein Lebenszeichen von mir. Ich bin jetzt wieder einmal von Alpel niedergestiegen ins Thal. Oben habe ich mich sehr wohl befunden; die Absonderung von den Fremden, die heuer das Thal durchfluten, der Verkehr mit Bauersleuten, die Waldgänge und der Sonnenschein auf den Bergen haben mir sehr wohl gethan — ich habe es wie einen frischen Aufguss Jugendzeit empfunden. Endlich habe ich Zahnschmerz und Ohrenreizen bekommen, was wohl der gesunden Alpenluft zuzuschreiben ist.

Die Nachricht von Ihrem Befinden beschäftigt mich viel und ich habe mich sehr zu zähmen, daß ich nicht wieder mit meinen Rathschlägen komme. Ich habe solche Eingriffe in die persönliche Freiheit anderer während meiner vieljährigen Kränklichkeit von den alten Weibern gelernt. Ich hoffe für die Besserung Ihres Befindens von der Herbstzeit.

In diesem Moment kommt etwas, das mich vom Schreibtisch wieder fortreißt. Ich breche also kurz ab. Mit innigstem Gruße

Nächstens mehr.

Ihr dankbarer

Rosegger.

Mein hochverehrter Freund!

Krieglach, 24. August 1886.

Endlich allein, und dahim im eigenen Hause! Keinem andern, als Ihnen, möchte ich es gestehen, aus Furcht mißverstanden zu werden: Ich trage schwer an der „Berühmtbeit“; sie glißert mir zu viel und ich empfinde, wie hohl sie ist! Als auch in Alpel keine Ruhe war, und dort nur schwieriger die Leute zu füttern und unterzubringen sind, stieg ich wieder herab nach Krieglach. Hier brachte denn jeder Tag Besuche; jeder einzelne war mir lieb, doch alle zusammen sind mir zu viel. Es geschieht mir aber recht, warum heuchle ich! Jeden versichere ich, daß mich sein Besuch freue und durchaus nicht eigentlich störe, und wenn er fragt, ob er noch länger bleiben dürfe, so „ist das sehr schön, leider daß ich nichts bieten kann!“ Ost bin ich langweilig und den Fremden gegenüber mürrisch bis zur Todsünde, aber die Herrschaften verharren in heldenmüthigster Geduld. Ich mache Partien, sie begleiten mich; ich brenne ihnen durch, sie warten, bis ich komme. Zumeist sind es durchreisende Ausländer, auch Sommerfrischler des Mürzthales; viele haben nicht einen Band noch von mir gelesen und kommen nur, damit sie ihren Bekannten jagen können, sie seien dagewesen. Viele haben ernstere Anliegen, so ist ein Zuzug von jungen Malern, die meine Werke illustriren wollen und zu dem Zweck allerhand schöne Bilder herzeigen. Die Damen wollen Handschriften, Urtheile über Gedichtes u. i. w. Und ich bin oft unwohl und habe den Kopf voller Arbeit und Sorgen. Leute, wie Brandstetter, Morre, Grassberger, Maler Schmiedhammer, die da waren, genieren mich nicht, solche beanspruchen nicht, daß man sich ihretwegen aus der Tagesordnung hebe. Brandstetter hat meine Frau modelliert, vortrefflich gelungen. Auch Herr und Frau Rienzl, die wir heute

erwarten, sind uns im höchsten Grade lieb, weil wir uns gegenseitig nicht mehr als Fremde empfinden. Wenn Sie, verehrter Freund, und ihre Mutter bei uns wären, dann freilich gewänne das Leben hier einen weiteren Inhalt. Ihre Anwesenheit bei uns würde mich für vieles entschädigen, über vieles erheben, und über zwei Dichter hätten die Leute vielleicht doch nicht Courage. Nun, da solche Freunde schon einmal nicht kommen wollen, so muß man sich schon mit den „Verehrern“ herumschlagen, so gut es geht; sie bringen ja bisweilen allerhand schöne Sachen und Geschenke mit, wodurch sie mich nur noch mehr besangen machen und belasten.

Mitte September lehren die größeren Kinder nach Graz in die Schule zurück. Wir gedenken bis Mitte October dazubleiben, um uns in stillen Spätherbsttagen auszuschmausen.

Nach einer stundenlangen Unterbrechung, es war eben ein guter Bekannter aus Wien da, habe ich vor Postschluß gerade noch so viel Zeit, um meine Zeilen kurz zu schließen, wobei freilich Sie im Vortheil sind. Ich hätte noch manches zu plaudern gehabt.

Ihr

Kofegger.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 7. September 1886.

Was Ihren Krankheitszustand anbelangt, fiel es mir wohl nie ein, über denselben leichtfertig zu urtheilen, wie ich ein solches Urtheil auch von anderer Seite niemals gehört habe. Ich bin ja selber kränklich und obgleich unser Leiden sich nicht aneinander messen läßt, so ahne ich doch, wie hart es Ihnen sein muß und wie mißlich, ja unerträglich ein solcher Zustand ist. Aber so, wie ich immer sinne, mein eigenes Leiden zu lindern, zu heilen, obzwar ich viele Beweise habe, daß alle Mittel und Versuche am Ende nichts Wesentliches thun, so sinne ich auch über Ihr Leiden und auf allerhand Versuche, dasselbe zu lindern, umsomehr, da ich oft gehört habe, daß selbst hochgradige Gedärmskrankheiten durch geänderte Lebensweise u. geheilt werden. Sie dürfen mir derlei Bemerkungen nicht verübeln; ich leide ja auch mit Ihnen und es ist schon ein Trost für mich, wenn ich über Mittel zur Heilung nachdenken und mit Ihnen darüber sprechen kann. Es handelt sich gar nicht darum, was da die Leute zu Ihrer Lebensweise sagen, es handelt sich um Gotteswillen darum, daß Ihnen, hochverehrter Freund, leichter und behaglicher geschähe. Es kann und darf ja nicht sein, daß Sie Ihre künftigen Jahre in diesem traurigen Zustand verbringen müßten. Nur sind die Mittel, die man vorschlägt, so schrecklich abgebraucht und geradezu trivial, und ich getraue mich nicht, darüber zu sprechen, sondern werde an Ihrem Zustand still nebenher leiden, und insofern eigentlich mehr leiden als der Kranke selbst, weil ich noch nicht wie er über sein Schicksal resigniert bin.

Sie hätten von dieser Welt noch so viel zu fordern, und gleichwohl ich meine, daß Sie in der geläuterten Seele und dem errungenen Frieden des Herzens den besten Theil für sich haben, so ist Ihnen das Leben doch auch noch anderes schuldig. Ich bin immer der Zuversicht, daß sich Ihr Leiden verlieren muß, daß Sie einen, von großen Schmerzen befreiten freundlichen Nachsommer genießen werden. Sie sehen ja den veröhnenden, freudebringenden Engel neben sich — die liebe Vertha; an diesem Kinde verehere ich die Absicht des Himmels, der eines seiner edelsten, hochgemuthesten Söhne nicht vergessen will. Die Menschen, die Sie durch Ihre Dichtungen erschüttert, erquidt und erhoben haben, müssen Ihnen freilich heute ihren Dank schuldig bleiben; ich weiß von dieser Dankbarkeit, die das deutsche Volk für Sie hat, eigentlich mehr als Sie selbst, sie begegnet mir auf meinen Reisen überall.

Mein Befinden ist gegenwärtig leidlich. Heute erwarten wir Brandstetter, der uns das österreichische Damenquartett mitbringen wird. Morgen nach Alpel, wo deutsche Volkslieder gesungen werden. Im Wald ist derlei weit schöner, als im Salon.

Mit herzlichstem Gruß, hochverehrter Freund,

Ihr dankschuldbiger

Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 17. September 1886.

In meiner Herzensfreude über das herrliche Gedicht: „Kornblume“ habe ich selbes sofort aus Schorer's „Familienblatt“ in den „Heimgarten“ setzen lassen, selbstverständlich mit Quellenangabe. Sollten Sie aus irgend einem Grunde den Nachdruck des Gedichtes im Octoberheft nicht wünschen, so wäre es wohl noch früh genug, es der Druckerei zu schreiben. Ich hoffe aber, daß Sie mir diesen Edelstein nicht ausbrechen werden.

Ihr

Rosegger.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 18. September 1886.

Gegen die V. n. ü. h. g. der „Kornblume“ habe ich gar nichts einzuwenden; nur bitte ich, statt „Kornblume“ als Titel „Ich liebe mein Österreich“ darüber zu setzen. Schon im Schorer'schen Blatte wollte ich dies so geändert haben, kam aber mit meiner Willensäußerung zu spät. Mit vielen herzlichen Grüßen aus dem Stiftungshause.

Ihr

R. Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Graz, 18. März 1887.

Unser heutiges Gespräch über meine Vorlesereisen regte mich zum Nachdenken an. Sie haben hierin gewiß recht, daß so etwas leicht zur Gewohnheit werden kann, so gut, wie das viele Schreiben und Büchermachen, welches letzteres für mich aber gefährlicher zu werden droht, auch in Bezug auf die Anstrengung. Ich habe ein Weib und vier Kinder, einen alten Vater und arme Verwandte zu versorgen, das möge meine Vorlesereisen zum Theile rechtfertigen (soweit sie überhaupt für mich was abwerfen).

Vorlesungen auf eigene Faust zu halten, widerstrebt mir, und es wäre selbes auch nicht ganz so praktisch, als es aussieht. Fast all die Herren, die heute in Deutschland lesen, machen es wie ich, sie lassen sich einladen, und ein sicheres kleines Honorar ist ihnen lieber, als ein unsicheres großes. Falb hat mir oft gesagt, wie froh er wäre, wenn er auch eingeladen würde; seine Vortragsreisen auf eigene Faust sind trotz des guten Renommées, das ihm vorausgieng, oft recht zweifelhaft gewesen in Bezug auf die Einnahmen. Ein Verein, der den Vorleser einlädt, besorgt das H. e. r. e. i. n. t. r. o. m. m. e. l. n. des Publicums viel besser, als es der Vorleser selber thun kann und will, dafür behält sich der Verein auch den Gewinn.

Ich gebe zu, daß meine Abneigung gegen Vorlesungen zum eigenen Benefice nicht eigentlich begründet werden kann, aber sie ist da, und im Publicum — ich weiß es — ist ein Vorurtheil da, daß ein Poet lediglich für Geld sich nicht ausspielen dürfe. Bücher nebenbei für Geld schreiben, ist doch was anderes; wenn ich meine Bücher nicht schreibe, so bleiben sie ungeschrieben; wenn ich meine Bücher nicht vorlese, so kann sie ein anderer lesen. Als Dichter bin ich Producent, als Vorleser — Handelsmann, der nur vermittelt, aber nichts schafft. Das ganz nebenbei. Zumeist ist das Publicum, welches in solche Vorlesungen geht, nur neugierig

auf die Person des Vorlesers; der lässt sich also für Geld ansehen. Das kann man zu Gunsten des eigenen Säckels nicht leicht thun, eher für einen wohlthätigen Zweck, so wie ich ja vornehme Damen kenne, die für einen wohlthätigen Zweck sich in einen Bazar stellen und Blumen, Champagner und Käse verkaufen.

Ich bin im ganzen egoistisch genug und muß mir heimlich oft den Vorwurf machen, daß ich für das Allgemeine zu wenig leiste, zu wenig Arme theile, zu wenig Noth lindere, wo es möglich wäre. Das Bewußtsein also, durch eine Vorlesung einen wohlthätigen Verein, eine gute Sache unterstützt zu haben, ist mir moralisches Bedürfnis und läßt mich die Unannehmlichkeiten einer Vorlesung überwinden.

Ich muß gestehen, daß ich ja dennoch leicht zu viel auf Gelderwerb ausgehe. Trotzdem ich weiß, daß Geld für das Glück der Nachkommen sehr wenig maßgebend ist, muß ich achtgeben, daß der Sparmeister in mir dem Boeten nicht über den Kopf wächst. Aber die Angst, etwa von fremden Leuten wieder einmal abhängig zu werden, heßt mich zum Sparen. Wenn ich einmal todt sein werde, werden die einen staunen darüber, daß ich so viel, die anderen, daß ich so wenig hinterließ. Im Nekrolog macht sich's aber am besten, wenn es heißt, daß „er arm wie eine Kirchenmaus gestorben ist“.

Wenn man nur erst ganz so weit wäre, unbekümmert um die öffentliche Meinung genau das zu thun, was das eigene Gewissen verlangt! Ob ich dann aber Vorlesungen rein zum eigenen Vortheile halten könnte, das steht dahin.

Jedenfalls freue ich mich wieder auf den Sommer, wo man von Einladungen zum Vorlesen mehr verachtet zu sein pflegt.

Mit herzlichstem Gruß

Ihr

P. K. Mosegger.

Liebster Mosegger!

Graz, 18. März 1887.

Ich achte Ihre Ansicht, daß der Erwerb durch öffentliche Vorlesungen ein des Dichters weniger würdiger sei als der durch Bücherschreiben, aber ich theile sie nicht. Wenn übrigens der Grundsatz, immer nur zu einem wohlthätigen Zweck zu lesen und sich mit einem Honorar zu begnügen, Sie in Ihrem eigenen Bewußtsein höher stellt, so wird diese Gesplogenheit Ihrem Ansehen im Publicum eher schaden, da man voraussehen wird, Sie trauten sich nicht zu, durch eigene Anziehungskraft ein volles Haus zu machen, um so mehr, da Sie selbst sich zuweilen dahin äußerten, man fahre materiell besser, wenn man sich mit einem festgesetzten Honorar begnügt — was im allgemeinen, aber nicht für alle Fälle gelten und man sich einzelne lohnende Ausnahmen in Graz und Wien gestatten dürfte. Und selbst auf diejenigen, welchen Sie gestehen, es widerstrebe Ihrem Gefühl, anders zu handeln, werden Sie damit keinen Eindruck machen, denn unlogische Gefühle kann man zwar haben, aber nicht begreifen, wenn ein anderer sie hat, glaubt also lieber nicht daran. Wir anderen wenigen aber, die daran glauben, können nur bedauern, daß Ihr Gefühl, Sie dürften als Vorleser ehrenhalber gar niemals für das Wohl und die Zukunft der Ihrigen etwas thun, ohne zugleich für das Gedeihen des Leserkreises in K., des Touristenclubs in N., des Baumkraxelvereins in B zu sorgen, Sie zu einer Überanstrengung Ihrer leiblichen Kräfte veranlaßt, welche verhängnisvoll für Sie werden könnte.

So meint es in diesem Punkte Ihr stets aufrichtiger Freund

Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Graz, 21. März 1887.

Vielen Dank für Ihr Schreiben; es war aber nicht meine Absicht, Sie zu einer schriftlichen Antwort zu veranlassen, so wertvoll mir auch jede Zeile von Ihnen ist. Sie haben meiner Vorlesungen wegen im ganzen freilich nicht unrecht. Wenn ich aber nur darum auf meine Vortheile verzichten wollte, damit die Leute mich für bescheiden und edel halten sollten, dann wäre ich ein vollendeter Narr. Ich gebe in manchem noch zu viel auf die öffentliche Meinung, aber in dieser Sache handle ich nur nach meiner Empfindung, und es wird so gut sein müssen.

Gegenwärtig lese ich mein Tagebuch aus den Jahren 1865, 1866. Nicht bald hat mich etwas so sehr verstimmt, als der Vergleich von damals und heute. Die Aufzeichnungen sind voller Trivialitäten, nichts als Unreife in Empfinden, Denken und Form. Überall Armuth und Unterthänigkeit und überall das empfängliche, warme, heitere, dankfrohe Herz. Wie glücklich hat mich damals jedes freundliche Wort, jedes Wohlwollen Fremder gemacht, wie selig jedes Buch, Theater oder anderer Kunstgenuss. Wie innig habe ich mich an Menschen angeschlossen, wie merkwürdig vornehm war manchmal meine Gesinnung, mein Handeln, ohne dass ich es beabsichtigte. — Ich hatte keine Ahnung, dass ich mich so sehr geändert! Mancher, manche, für die ich damals jahrelang schwärmte, sind mir gleichgiltig geworden; mancher, der mir Liebes erwiesen, ist seither geradezu vergessen worden. Heute bin ich kühl, berechnend, geradezu eigennützig im Vergleich zu damals; und manchem, der mir damals herzlich Gutes gethan, bin ich seither nicht genug dankbar gewesen. — Ist es das Altern, das mich so sehr geändert? Ist es der erweiterte Weltblick, die Menschenkenntnis? — Damals, als ich in die Stadt und an die Handelsakademie kam, fühlte ich einerseits wohl die schweren Aufgaben, die mir zugefallen, andererseits aber war mir zumuthe, als hätte ich das Ziel des Glückes erreicht. Heute bin ich unbefriedigt. Damals war ich leidenschaftlicher Katholik und war „unwandelbar fest überzeugt, dass ich Recht hatte“. Auch andere, politische, künstlerische Ideale, die mir damals felsenfest standen, sind sachte vergangen und haben anderen Platz gemacht. Dieser Wandel in mir selbst, den ich jetzt gewahr werde, hat mich verstimmt. Zwar wusste ich, dass der Mensch mit den Jahren und Verhältnissen sich ändert, aber so gründlich hatte ich mir die Änderung nicht gedacht. So kann ich auch auf meine heutigen Ideale, die ebenso „felsenfest stehen“, keine Zuversicht haben, und man wird sich nicht mehr erlauben dürfen, auf seine eigene „Überzeugung“ zu pochen.

Der Alte bin ich nur geblieben in der Liebe zur Beschaulichkeit, in der Neigung zum Grübeln und in dem Bedürfnisse, mich mitzutheilen. Diesem letzteren entspringen auch vorstehende Zeilen, eine Art Osterbeichte an Sie, mein hochverehrter Freund. Mein Bestreben war stets, in mir eine gewisse Einheitlichkeit zu schaffen und zwischen meinem Denken und Handeln ein ganz wenig Harmonie zu erzielen.

Um schließlich noch einen andern Gegenstand zu berühren, möchte ich mich bei guter Gelegenheit einmal mit Ihnen in ein Gespräch einlassen über das Schöne und das Gute. Ich fühle nämlich, dass sich hierin mein Denken etwas von dem Ihren unterscheidet, es kann aber sein, dass solches nur auf Missverständnis beruht.

Ihr

Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 18. Juni 1887.

Da ich nun sieben Wochen lang still gewesen bin, so denken Sie sich, dass es mir sieben Wochen lang ganz erträglich ergangen ist. Die kühle Bitterung hat

mir wohlgethan, ich stieg viel in Wäldern und Bergen um, das Alleinsein war mir Seligkeit, denn der Verkehr mit den vielen Leuten in den Städten macht mich den Winter über allemal leutescheu und der Sommer ist so gut und heilt mich wieder. In der ersten Hälfte des Sommers nehme ich mir alljährlich vor, gar nicht mehr in den Steinhausen zurückzukehren, in der zweiten Hälfte, wenn die Nebel werden und die Nächte wachsen, wird aus dem Steinhausen allmählich eine Stadt, in der es bequem und gedeihlich zu weilen ist. Wie es in diesem Jahre sein wird, weiß ich noch nicht; jetzt im Juni steht mir die Stadt als das abschaulichste Übel in Erinnerung, besonders das tolle und armselige Treiben der Stadtleute. Die wenigen Freunde, die ich dort besitze, müssen wohl eine große Gewalt haben, daß sie mir den Widerwillen vor der Stadt allemal überwinden helfen. Jetzt ist's leicht, jetzt sind auch Sie nicht mehr im Gemäuer; Sie im Grünen, ich im Grünen, das ist eine traute Nachbarschaft, trotz der elf Meilen, die uns auseinanderhalten.

Seit es warm wird, seit die Wiener anheben, dieses stille Thal zu durchschwärmen, ist mein Behagen dahin. An Arbeit treibe ich nur, was der „Heimgarten“ begehrt. Das habe ich mir vorgenommen, ich will mich nicht mehr ausschroteln für alle Welt und nicht mehr abquälen für die Familie, der man doch den größten Dienst erweist, wenn man am Leben und gesund verbleibt. Meine Kinder verdienen einen gesunden, heiteren Vater.

Es fällt Ihnen wohl auch auf, daß in letzter Zeit sich die Einladungen für Beiträge zu Festblättern u. in dreierlei Weise mehren. Wie verhalten Sie sich dagegen? Ich beantworte nur die allerwenigsten. Die Einladungen zum Vorlesen für nächsten Winter in Deutschland lehne ich auch ab. Der Kronprinzenpaar-Nimbus, der ein paar Wochen lang so herrlich mein Haupt umstrahlt hat, ist erbleicht, seitdem auch der Lustigmacher U. . . in Abbazia beim Kronprinzen geladen war. Das wird mich aber nicht hindern, fürs Octoberfest den Tag beim Kronprinzen in zierlichen Worten zu beschreiben. Vor einiger Zeit schrieb mir der Obersthofmeister Graf Bombelles, der damals auch dabei war, und anknüpfend an Abbazia nannte er mich Freund. An jenem Tage, als ich diesen Brief beantwortete, stand in der Zeitung die Notiz, daß bei einem Feste in Wien das im Programme stehende „Deutsche Lied“ auf Wunsch des Kronprinzen unterblieben sei. Diese Nachricht gab meinem höflichen Schreiben an Grafen Bombelles eine Schattierung, die jede Aussicht auf einen Orden nachgerade untergraben will.

Ich las, was Sie für das Prager „Frühlingsfest“ geschrieben, und habe mich an der feinen Ironie, die im Gedichtchen lag, sehr ergötzt. Auch die neuen Epigramme in der „Deutschen Post“ las ich, sowie den Beitrag zur „Frankfurter Schützenzeitung“. Das Epigramm vom Esel, der auch Esel bleibt, wenn man ihm die Ohren stutzt, wird wohl in den „Heimgarten“ müssen. Natürlich merkt's kein Leser, den es angeht, und der es merkt, daß es ihn angeht, der ist schon keiner mehr.

Mit herzlichstem Gruß an alle drei

Ihr

Rosegger.

Freund!

Graz, 7. Juli 1887.

Ihre lieben sanften Zeilen flossen mir wie Öl wohlthuend ins Gemüth, nachdem ich eben ein paar ziemlich raube Stöße hatte auszuhalten gehabt. Der Herr, den Sie bei mir getroffen, hat sich nach seinem Besuch in krankhaft gereiztem, bitterbösem Ton beklagt, er sei „ungnädig“ behandelt worden, obgleich ich ihn mit Herz-



lichkeit empfangen, mit Herzlichkeit entlassen und nicht ein Wort gesprochen habe, das ihn hätte verletzen können. Aber er scheint ein begeistertes Eingehen auf seine Tragödie erwartet zu haben, das aus verschiedenen Gründen unthunlich war. Ich mußte einen langen Brief schreiben, um mich mit ihm ein wenig aneinanderzusehen, und hatte eben erst den Tag zuvor einen ähnlichen Brief an einen anderen guten Freund zu schreiben gehabt, der vor Weib und Kind Thränen vergossen hatte über meinen Undank, weil es mir unmöglich gewesen war, für einen antijeminitischen Volkskalender, an dessen Herausgabe er mitbetheiligt ist, einen Beitrag zu liefern.

Ach Gott, was sind wir heutigen Menschen doch für ein nervöses, aufgeregtes, bissiges Geschlecht! Sähe man nicht manchmal an anderen, wie häßlich diese Gereiztheit ist, man wüßte gar nicht, wie sehr es sich empfiehlt, auch die begründete nach Kräften zu zügeln.

Vor ein paar Monaten schickte mir ein junger Mensch aus einem böhmischen Städtchen ein kurzes Gedicht und bat demüthig um mein Urtheil über sein Talent. Ich antwortete ihm kurz, daß ich aus diesem Gedicht noch keinen Schluss auf sein Talent zu machen wage. Darauf kam von seiner Seite ein vier Quartseiten langer Brief voll Flegelien, der begann: „Also in meinem Gedicht wäre kein Talent zu finden und ich wäre kein Dichter? Haha! Und ich Thor glaubte seit Jahren Talent zu besitzen und ein Dichter zu sein — ein besserer als mancher anderer, ein besserer sogar, verzeihen Sie, als Sie!“ — Buchstäblich wahr! — Ich danke Gott herzlich, daß ich nun in der Lage bin, mit Verusung auf diesen Flegel jede derartige Begutachtung fortan kurzweg abzulehnen.

Stets der Ihrige

Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund!      Krieglach, 2. September 1887.

Da Sie zu jenen seltenen Menschen gehören, die — wenn auch selbst im Leide — sich an dem Wohlbefinden anderer freuen können, so theile ich Ihnen wieder Einiges aus meinen gegenwärtigen Tagen mit.

Vor kurzem hat mir der Minister schreiben lassen, daß ich bei der steiermärkischen Landes-Finanzdirection wieder 500 fl. beheben kann. Ich hatte unter bewußtesten Umständen darauf verzichtet, darum freut mich die Sache doppelt.

In Bezug auf Einladungen zu Vorlesereisen gehe ich nach Ihrem Rathe vor: nicht zu oft, aber so viel Honorar als möglich. Ich fahre dabei nicht schlecht, mache aber auch interessante Erfahrungen. Da habe ich z. B. drei Jahre hintereinander für den D. L. in Wien gegen ein Honorar von je 100 fl. gelesen. Vor kurzem schreibt mir dieser Verein, daß er durch meine Vorlesungen ein Reinerträgnis von 1100 fl. erzielt habe, und bittet mich, wieder für nächste Saison unter den bekannten Bedingungen zu lesen. Ich antwortete, daß ich in der Lage sei, meine nur geringe Kraft möglichst hauswälderisch verwerten zu müssen, und daß ich es für gerecht hielte, für die Zukunft das Reinerträgnis meiner Vorlesungen mit dem betreffenden Vereine zu theilen. Unter solchen Umständen verzichtet der Verein auf mich. Mir kann es recht sein.

Vor kurzem war der Bürgermeister von Graz bei mir, um mich anzugehen, daß ich ein Volksstück für die Kronprinzentage in Graz schreiben solle. Ich weigerte mich, so lange, bis er ungehalten ward, dann sagte ich zu. Die Aufgabe ist schwer. Solche Sachen kann ich erstens nicht. Und dann? Für ein fest-

liches Theater ein Bauernstückel bei festlicher Beleuchtung und Fräcken. Außer eines Prologs von Schloßfar kommt nichts vor als mein Stück; das müßte also Gewicht haben. Andererseits wird nur was Lustiges gewünscht — zum Lachen. Jetzt nehme ich die Sache leicht und lache auch. Wird was wird, ich schicke das Ding schon in wenigen Tagen ein und will mich nicht weiter umsehen.

Ihr

Rofegger.

Lieber, hochgeehrter Freund!

Graz, 4. September 1887.

Daß Vereine, die von einer mit hundert Gulden honorierten Vorlesung 1100 fl. Reingewinn hatten, Ihren Anspruch, weitere Vorlesungen gegen Theilung des Reingewinnes zu veranstalten, damit erwidern, daß sie lieber auf Sie verzichten, als hierauf einzugehen, finde ich so recht charakteristisch. Sie sehen, wie wenig solche Leute, die von einem frankten Dichter 1000 fl. geschenkt haben wollen, das Opfer Ihrer Zeit, Ihrer Anstrengung und Ihres Talentes zu würdigen wissen und mit welchem rohem Egoismus sie die Kräfte eines Dichters, der doch auch für sich und die Seinigen zu sorgen hat, auszubenten suchen.

Wünschen Sie, daß ich die 500 fl. für Sie behebe und Ihnen schicke? Sie brauchen zu diesem Behufe nur die Statthaltereii-Anweisung nebst Ihrer Quittung in meine Hände zu liefern:

In herzlichster Treue und Ergebenheit

Ihr

Robert Hamerling.

Wertester Freund!

Graz, 6. October 1887.

Da die Druckerei wieder, wie schon einmal, unachtsamerweise den Schluß eines Abschnittes meiner „Stationen“ als Schluß des Ganzen bezeichnet hat, so werden wir wieder, wie schon einmal, das Publicum durch eine kleine Notiz am Schlusse des nächsten Hefes über das Versehen aufklären müssen.

Ihr „Besuch beim Kronprinzen“ im letzten „Heimgarten“-Hefte ist ganz merkwürdig und in seiner Art ein feines Cabinetsstücklein; einen Orden aber wird Ihnen selbes vielleicht nicht eintragen.

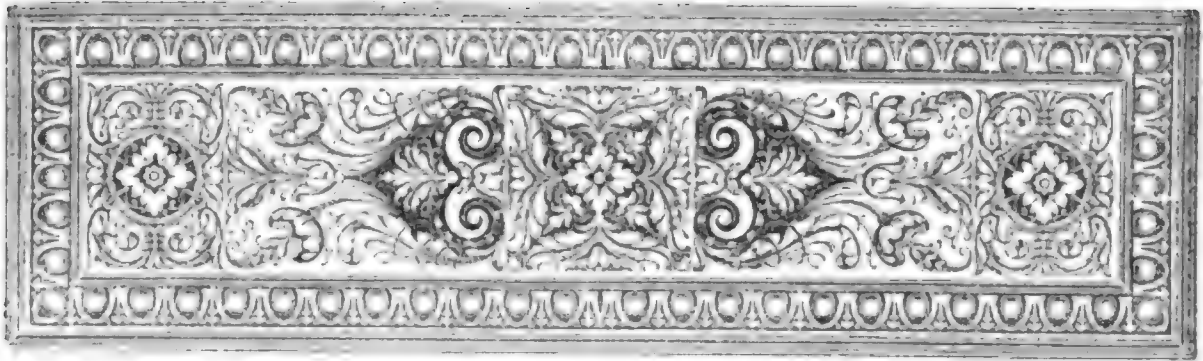
Gar zu lange müssen Sie nun doch nicht mehr in Kriegslach bleiben; ich werde mich freuen — so elend ich bin — Sie wieder hier zu wissen und über Dinge mit Ihnen zu sprechen, über die sich nicht gut schreiben läßt.

Mit wärmster Theilnahme

Ihr treu ergebener

Robert Hamerling.

(Schluß folgt.)



## Kleine Lanbe.

### Volkslied.

Es springt ein güldener Brounen  
Aus heißem Herzen auf,  
Er spiegelt in der Sonnen  
Des Menschen Lebenslauf.

Es steigt ein ewiges Klingen  
Zu Gottes Himmel an,  
Das Höchste muß man singen,  
Weil man's nicht sagen kann.

Kein Adler mag sich heben  
So hoch zum Himmelszelt,  
Als deine Lust am Leben  
Im Jauchzen aufwärts geht.

So tief legt sich der Müde  
Zur letzten fühlen Rast,  
Als du dein Leid im Liede  
Zur Ruh' gebettet hast.

Rofegger.

## Die drei Evangelisten Kants.<sup>1)</sup>

Vor kurzem ist ein Buch erschienen, worüber H. St. Chamberlain unter anderem das folgende sagt:

„Von den vielen großen Deutschen besitzt kaum einer einen so wahrhaft vorbildlichen Wert, wie Immanuel Kant. Und doch bleibt er dem Volke — auch dem Volke der Gebildeten — unbekannt. Auch der seit zwanzig Jahren immer lauter erschallende Ruf „Zurück zu Kant!“ hat bisher für die Kenntnis des lebendigen Menschen wenig gesfruchtet; er galt ja nicht dem Menschen, sondern dem Metaphysiker, und zwar fast ausschließlich dem Erkenntnis-Theoretiker, nicht dem Moralisten, noch weniger der ganzen Persönlichkeit. So bleibt denn Kant für die übergroße Mehrzahl ein Name, ein bloßer Name, und doch verdiente er Volksthümlichkeit im selben Sinne wie sein Zeitgenosse und Landsmann, der Große Friedrich. Denn dieses stille, zurückgezogene Leben — ganz der Selbsterkenntnis und dem abstracten Denken gewidmet — ist zugleich ein Leben der rastlosen That und der eisernen Selbstzucht. Könige und Dichter kann man einer Nation zur Bewunderung hinhalten, zur Nachahmung kaum; an Kant dagegen kann jeder schlichte Mann sich ein Beispiel nehmen. Kant ist zugleich Typus und Ideal. Es ist durchaus nicht nöthig, Kants Philosophie zu verstehen, es ist durchaus nicht nöthig, wenn man sie versteht, ihren Sätzen zuzustimmen, um die Größe der Persönlichkeit zu begreifen. Kant ist der freieste Geist, der je gelebt: denn nicht nur wahrte er seine Unabhängigkeit nach außen gegen jeden — das ist ja das Wenigste, wenn auch schon aller Achtung wert — sondern er kämpfte einen Befreiungskampf gegen sich selber durch und befreite sich von allem uns angeborenen Ehrgeiz nach Ruhm und Auszeichnungen, weicht grundsätzlich jeder Ehrung, jedem Ruf an andere Universitäten, jeglichem lodenden Lebensstand aus, um frei über sich selber verfügen zu können. Und diese Freiheitsleidenschaft — eine echt deutschinnerliche im Gegensatz zum angelsächsischen Wahne einer ewig unmöglichen politischen Freiheit — dringt bis in die letzten Falten des denkenden Hirnes ein. Gleich in seiner ersten Schrift tritt der dreiundzwanzigjährige Jüngling Newton, Leibniz und anderen Berühmtheiten entgegen; „ich stehe in der Einbildung“, sagt er, „es sei zuweilen nicht unnütz, ein gewisses edles Vertrauen in seine eigenen Kräfte zu setzen“; und er hofft, es werde ihm „für kein Verbrechen ausgelegt“, wenn er großen Männern zu widersprechen „sich die Freiheit herausnehme“. So schritt er nun weiter, ein gelehrter und dennoch freier Mann, ein Mann, der sich nicht vor Autoritäten beugte, sich nicht an Schulen angliederte, sondern ganz er selber war. Das ist die höchste Freiheit: die Freiheit der unbedingten Wahrhaftigkeit.“

Ich habe mir oft gedacht, daß das Leben Kants — dieses äußerlich ereignislose, ganz innerlich gelebte — nur von einem Dichter würde geschildert werden können; der Chronist geht ja in diesem Falle fast leer aus. Man wird lächeln, ich glaube aber, diese Gestalt gehört in ein Epos. Hätten Schiller oder Goethe das Zeitalter Friedrichs des Großen episch behandelt (was beide einmal beabsichtigt zu haben scheinen), so hätten sie unsern Kant in wenigen Strichen am Horizont hingemalt, wie etwa Homer den Nestor, überlebensgroß und dadurch erst so groß, wie er war. Doch die Extreme berühren sich, und in Ermangelung des Epos empfehle ich heute den Lesern ein schlichtes Buch, das soeben erschienen ist, und von dem zu

<sup>1)</sup> Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen der Zeitgenossen Zachmann, Worowski, Wasianski, neu herausgegeben von Alfons Hoffmann bei Hugo Peter in Halle a. S. 1902.

wünschen wäre, jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau fühlte sich verpflichtet, es zu lesen. Es handelt sich um den Neudruck der seit vielen Jahren im Buchhandel nicht mehr erhältlichen Schilderungen Kants durch drei Männer, die ihn persönlich gut gekannt hatten: Zachmann, Vorowski und Wasianski. Diese Schilderungen erschienen alle drei in Königsberg im Jahre 1804, wenige Wochen nach Kants Tod und bilden noch heute die unentbehrliche Grundlage jeder Lebensskizze Kants. Keiner von den Dreien ist Fachphilosoph gewesen; Zachmann war Schuldirektor, die anderen beiden Geistliche. Bei keinem finden wir also ein näheres Eingehen auf Kants Metaphysik, ja, bei Vorowski fühlt man deutlich eine gewisse theologische Abneigung gegen Kants ganze Denkweise. Um so wertvoller sind diese Schilderungen. Kants philosophisches Lebenswerk besitzen wir ja, wir kennen es besser als seine Zeitgenossen; „nach hundert Jahren wird man meine Schrift erst recht verstehen“, sagt Kant selber; insofern sind wir im Vortheil; doch den lebenswürdigen und verehrungswerten und in so vielen Beziehungen nachahmungswürdigen Mann, den kennen wir nicht, und der ist es, den wir durch Zachmann, Wasianski und Vorowski kennen lernen.

Alle drei Erzähler zeichnen sich durch eine wohlthuende Schlichtheit aus. Es weht uns dieselbe landsriiche, unverdorbene Luft entgegen. Von einer Panegyrik ist keine Rede; nur Zachmann läßt sich hin und wieder von seiner warmen Verwunderung für den unvergleichlichen Mann hinreißen; sonst herrscht die echt nordische Nüchternheit und Sachlichkeit und jene Scheu vor Lob, die so vielen Preußen eigen ist, als fürchteten sie, Anerkennung könnte nach Schmeichelei riechen. Kant selber hatte ähnlich empfunden, und er sagt: „Ich vermeide aus natürlicher Abneigung alles, was einem Pomp ähnlich sieht, und möchte daher die mir zugedachte Ehre gerne verbitten.“ Recht wenig „pomphaft“ schreiben denn diese seine Schüler über ihn, stilistisch sind ihre Schriften wertlos, die Kunst, Bücher zu schreiben, war ihnen fremd; Wasianski allein erzielt mehr als einmal mit unbewusster Kunst ergreifende Wirkungen. Sonst aber handelt es sich um einfache Erzählungen: eine Menge Einzelheiten über sein tägliches Leben, wann er aufstand und schlafen gieng, wie er sprach und vortrug, wie er mit Freunden verkehrte, sein Benehmen bei Tisch und auf Spaziergängen, sein Anzug, seine Eigenheiten; dazwischen allerhand Anekdoten und Erinnerungen, aus denen manchmal urplötzlich das Auge des großen Mannes aufleuchtet und uns einen tiefen, tiefen Blick zuwirft, den wir nie mehr vergessen können. So erzählt z. B. Wasianski: „Ernste Lieblichkeit strahlte aus Kants Gesicht, als er mit innigem Entzücken erzählte, wie er einst eine Schwalbe in seinen Händen gehabt, ihr ins Auge gesehen habe, und wie ihm dabei so gewesen wäre, als hätte er in den Himmel gesehen.“

Wasianski ist an Geist und Gemüth ein weit bedeutenderer Mann als die andern beiden; sein kleines Buch gehört zu den ergreifendsten, das mir in der deutschen Literatur bekannt ist, und nirgends tritt uns die persönliche Größe Kants und die Erhabenheit seiner Sittenlehre und seiner stählernen Selbstzucht mächtiger entgegen, als hier, wo sie dem hinfälligen und zuletzt langsam hinsterbenden Kranken die Würde eines Helden verleihen. Wer diese Seiten lesen kann, ohne Thränen zu vergießen, der ist nicht wert, als Mensch geboren worden zu sein.

So gliedern sich also diese drei Zeugnisse aneinander und führen uns durch das halbe Jahrhundert, von 1755 bis 1804; nicht zwar in bewusster, planmäßiger Chronologie, doch besser als dies, indem sie den Eindruck, den Kant in den verschiedenen Phasen seines Lebenslaufes, vom dreißigsten bis zum achtzigsten Jahre, auf seine Umgebung machte, mit naivem Unbewußtsein wiedergeben. „Das Gute hat eine unwiderstehliche Gewalt, wenn es angeschauet wird“, schreibt einmal Kant;

das ist die Wirkung, die diese Lebensschilderungen hervorbringen; wir schauen das Gute an — den erhabenen guten Mann — und werden durch den Anblick bessere Menschen, als wir waren.

Diesen Anblick jedem Deutschen verschafft zu haben, der die geringe Summe von zwei Mark daran wenden mag, um seinen großen Landsmann persönlich kennen zu lernen — das ist das Verdienst des Herausgebers Alfons Hoffmann und der Verlagshandlung von Hugo Peter in Halle.“

Diese glänzende Beurtheilung kann ich dort nicht unterschreiben, wo Chamberlain sagt, daß die Aufzeichnungen der drei Männer über Kant stilistisch wertlos seien. Ich möchte nur wünschen, daß der große Philosoph einen so guten Stil geschrieben hätte, als diese seine Jünger. Ihre klaren, einfachen Darstellungen haben mich den Kant'schen Geist besser verstehen gemacht, als seine eigenen philosophischen Schriften, deren Stil mir einfach gräulich ist. Von Kants unsterblichen geistigen Werken iagen seine drei Lebensschilderer fast nichts, sie hielten sich nur an das Beispiel dessen, der so lebte, wie er lehrte. Sein Leben war die populäre Übersetzung seiner Lehre, darum nenne ich die, die es beschrieben, seine Evangelisten. R.

### Über die deutsche Schrift

hielt zu Hamburg Herr Lehrer Muthorst einen Vortrag, dem wir folgenden Gedankengang entnehmen: Seit Jahrzehnten sucht der in weltbürgerlichen Ansichten befangene Verein für Lateinschrift die Verdrängung der deutschen Schrift durch die römische zu beschleunigen. Um diesen Bestrebungen entgegen zu arbeiten, hat sich zu Berlin der Aldeutsche Sprach- und Schriftverein mit seiner Zeitschrift „Heimdaal“ gebildet. Diesem Vereine gehörte u. a. auch der General-Postmeister Dr. Stephan an, der sehr warm für die heimische Schrift eintrat. Von den Lateinschriftlern wird der Bruchschrift vorgeworfen, sie sei schwerer lesbar als die lateinische, erschwere den Ausländern das Erlernen der deutschen Sprache und stehe an Formensönheit hinter der Antiqua zurück. Dem ist aber entgegen zu halten, daß die deutsche Schrift dem Auge viel mehr Ruhepunkte darbietet und ihm auf die Dauer viel angenehmer ist. Lateinische Handschriften sind meistens viel schwerer zu entziffern als deutsche. Lange genug sind wir dem Auslande nachgelaufen und wollen nun nicht auch noch unsere Schrift preisgeben. Engländern und Franzosen ist die Edschrift übrigens als Zierschrift am Kopfe von Zeitungen und auf Titelblättern der Bücher schon lange sehr gut bekannt. Es ist Geschmackssache, die eine oder die andere Schriftart schöner zu finden. Eigenartiger, und darum in deutschem Sinne schöner als die glatte lateinische ist die deutsche Schrift gewiß. Vergessen dürfen wir auch nicht, daß Albrecht Dürer an ihrer Ausgestaltung mitgearbeitet hat. Folgerichtig tritt auch R. Mielke, der Vorkämpfer für eine deutsche Volkskunst, für deutsche Schrift ein. Er verlangt mit Recht, daß die deutsche Schrift auch auf Freimarken und Münzen Verwendung finden möge, für deren künstlerische und abwechslungsreiche Ausgestaltung bei uns so gut wie nichts geschieht. Leider können sich die Lateinschriftler auf Jakob Grimm berufen, der die deutsche Schrift verwarf. In diesem Falle hat der Gelehrte Grimm den deutschhämlichen Forscher bei Seite geschoben. Wir stellen ihm Bismarck entgegen, der deutsche Schrift liebte. Erfreulich ist es, daß in den letzten Jahren in Heer und Presse der Schriftfrage wieder mehr Aufmerksamkeit zugewendet wird. Den deutschen Zeitungen fällt es nicht ein, dem Drängen der Lateinschriftler zu folgen und sich etwa in ein römisches Gewand zu hüllen. Mit der ausblühenden deutschen Bewegung wächst auch wieder das

künstlerische und völlige Verständnis für heimatliche Schrift. Deutschnationale Vereine und Verbände sollten zähe und planmäßig der deutschen Schrift Vorschub leisten und besonders bei Anschaffung von Drucksachen und Druckstempeln nur die deutsche Präge wählen und verlangen. Neuerdings wirkt die Schreibmaschine der deutschen Schrift sehr entgegen. Deutschnationale Vereine sollten daher nur Schreibmaschinen mit deutscher Schrift kaufen, wie Hammond u. a. sie herstellen, die sich leicht auch für fremdsprachlichen Briefwechsel in lateinischer Schrift benutzen lassen. In den Grenzmarken unseres Volksthum's wäre die Verdrängung der heimatlichen Schrift eine schwere Schädigung des Deutschtum's. Wer weltbürgerlich gesinnt ist und sich einen „gelehrten“ Anstrich geben möchte, wird die lateinische Schrift bevorzugen. Wer aber die Heimat liebt und ehrt, wird versuchen, mit der deutschen Schrift auch deutschem Volksthum'e und deutscher Art zum Siege zu verhelfen.

## Singvögel.

### An einen, der mir meine Berge schmähete.

Mühsam erklimm ich mir den hohen, steilen,  
Den höchsten Gipfel. Ich weiß: Menschenlos  
Ist's nicht, auf lichten Höhen zu verweilen;  
Doch höchster Reinheit Augenblicke bloß —  
Unendlichkeiten werden sie ertheilen.

Hat einmal dich der Morgenstrahl umwoben,  
Bevor er streifend in den Thälern lag;  
So hat die Sonne dich zum Freund erhoben.  
Kehrst du dann auch zurück in niedern Nebeltag:  
Du nimmst mit dir, was du empfangen droben.

Standest du einmal über jenem Brodem,  
Darein die niedere Stumpfheit selbst sich hüllt;  
Strebtest du aufwärts und entrannest so dem  
Knechtenden Zwange, der die Thäler füllt,  
Und sogst nur einmal voller Klarheit Odem —

In jener Thäler Schatten, in dem feuchten,  
Dem dumpfen, der dir einst den Muth benahm,  
Wird dir hinfort die Seele strahlen, leuchten,  
Wie Moses' Antlitz, der vom Berge kam.

Elise Schenk.

### Dachstein.

Dort ragt er empor, vom Aare umkreist,  
Von Gamsen mit Angst nur erklettert,  
Wenn jählings sich ihm die Lawine entreißt  
Und donnernd ins Thal niederschmettert —  
Dort steht er, der Dachstein, der riesige Greis,  
Die Krone von Felsen, das Stirnband von Eis,  
Als König der norischen Alpen.

Quirill Holzmeister.

### Der kranke Bergsteiger.

Matt und krank, was willst du noch,  
Sie gesund und froh!  
Und zufrieden wär ich doch,  
Blieb es immer so!

Schwalbe, Schwalbe, deinem Flug  
Wird das Meer zu weit;  
Raum zu ruh'n ist drin genug  
Für die Ewigkeit.

Wie bescheiden nimmst du nun  
Jede Gabe gern!  
Kannst du wirklich nichts mehr thun,  
Als ihr bleiben fern?

Möchte für sie tragen lang  
Alle Erdenpein,  
Schritte fröhlich mit Gesang  
In die Nacht hinein.

Was mir die Gefahr auch gab,  
Hab zu wild gelebt!  
Doch verdient sein frühes Grab,  
Wer sich selbst begräbt.

Grabe drum im Alpengrund  
Mich in Blumen ein:  
Weiter will ich und gesund  
Für die Liebste sein!

Karl Berger.

### Maria Grün.

Ein Kirchlein steht im Thale,  
Das heißt Maria Grün;  
Des Waldes Wipfel neigen  
Sich kosend darüber hin.

Und trittst, ein stiller Beter,  
In seine Halle du ein,  
Da zwitschert herein durchs Fenster  
Sein Lied Waldbögelein.

Die Fichtenzweige niden  
Vergnügt den Taft dazu:  
Das Zwitschern und Wogen wiegt dich  
In süße, dämmernde Ruh'.

Ein hehres Dunderantli,  
Mit Augen versöhnend und lind,  
Zeigt dir, wie klein und vergänglich  
Deine eigenen Leiden sind.

Dann schreitest du leichten Herzens  
Heraus in des Abends Glüh'n.  
Im Walde verklingt das Glöcklein:  
„Ave Maria Grün!“

Gustav Appelt.

### Lebensdramatik.

Lebe nicht schwer, lebe nicht leicht,  
Nicht kurz, nicht lang, wie es dir dünkt;  
Du hast den Ruhm, hast wohl genügt,  
Wenn auch nicht dich, so doch andre vergnügt.

Ziele aufs Ende, Ende ist Ziel,  
Du bist der Spieler, alles ist Spiel;  
Maske und Stellung nimm in Bedacht,  
Haben manch anderm Fix-Gage gebracht.

Lobe und lästere nach Rollen-species —:  
Unsere Bühne braucht Maulgenies;  
Lästerst du Gott, so leugne ihn nicht —  
Sans Regisseur, Freund, geht es nicht.

Andreas Königsbauer.

### Der Gefallenen auf der Bühne.

Wie nickten die lieben Blümlein  
So gelb und blau und roth,  
Und nun in theuren Gläsern  
Prahlen sie noch im Tod.

Auch du, du schönste Blume,  
So früh, so früh geknickt!  
In meinen Operngläsern  
Hab ich dich wieder erblickt.

Andreas Königsbauer.

### Das elfte Gebot.

Wie mögen wir halten die zehn Gebot',  
„Du sollst nicht tödten!“ „Du sollst nicht stehlen!“  
Wenn uns nicht mahnt ein elftes Gebot:  
„Du sollst kein lebendes Wesen quälen!“ R.

### Wintertag.

Das ist ein weißer Wintertag. —  
In meiner Seele schlägt  
Ein leiser Taubenschlag,  
Der sie zum Himmel trägt,  
Zu einer weißen Wolke hin,  
Auf der die Sonne steht . . .  
Und meine Unschuldlieber ziehn  
So still wie ein Gebet.

Anton Reut.



## In der Sterbestunde!

Vor kurzem las man das folgende Geständnis eines katholischen Priesters, der wohl kein Menschenkenner ist:

„Frühmorgens war's, da klopfte es an meine Thüre und die Stimme des Messners rief: „Eine Frau im Personalhaus bittet Hochwürden dringend um das Versehen.“ Rasch kleidete ich mich an, holte aus der Kirche das Allerheiligste und beflügelte meine Schritte hin zur Wohnung der Kranken. Eingetreten in das Zimmer, fand ich in ärmlichem Bette liegend ein krankes, in den besten Jahren stehendes Weib, abgemagert zum Skelette und sich windend und krümmend im Übermaße der Schmerzen. Auf den ersten Blick war ich mir bewußt, daß ich es mit einer Sterbenden zu thun habe. Obschon der Armen die Stimme in der Kehle fast stecken blieb und die entsetzlichen Herzkrämpfe ihr den Athem bellemmten, prägte sie nach dem üblichen „Gelobt sei Jesus Christus“ noch die Worte heraus: „Hochwürden, sind Sie mir nicht böse, daß ich Sie zu so früher Stunde rufen ließ, doch ich mußte diese Zeit wählen, wo mein Mann auf der „Schicht“ ist, denn der will mir das Versehenlassen um keinen Preis erlauben. Katholisch bin ich geboren und erzogen worden, katholisch habe ich gelebt und katholisch möchte ich auch sterben. Ich fühle es, daß es mit mir zu Ende geht und ohne Versehen will ich nicht den Weg ins Jenseits machen.“

Nach abgenommener heiliger Weichte schickte ich mich an, der Schwerkranken die heilige Communion und die letzte Ölung zu spenden. Doch die Sterbende bat mich, ein wenig inne zu halten und eher noch ihren sechzehnjährigen Sohn R. an das Bett zu rufen. Ihr Wunsch war mir Befehl, und aus der Menge der vor der jetzt geöffnieten Thüre Knieenden und Stehenden trat der Gerufene heraus, hin vor die Mutter. Die letzte Kraft ihres siechen Körpers und ihrer klanglosen Stimme zusammenfassend, sprach die Sterbende nun zu ihrem Kinde: „Du weißt es, R., wie ich mich allezeit bemüht, Dich gut zu erziehen. Du weißt, wie oft ich's Dir ans Herz gelegt habe, fleißig zu beten, gerne in die Kirche zu gehen und stets auf Gott zu vertrauen. Du aber verlachtest nur meine liebevollen Mahnungen und wurddest wie Dein Vater. Nur um eines noch möchte ich Dich jetzt, wo ich in die Ewigkeit, wie Du siehst, hinübergehe, bitten, daß Du, wenn Du der lebenden Mutter nicht geachtet hast, hörst auf Deine sterbende Mutter: „Kehre um, werde ein braver Sohn der katholischen Kirche und bete dann für Deine verstorbene Mutter!“

Sprachlos stand der Sohn vor ihr, ein Zug sichtlicher Verlegenheit lag auf seinem gerötheten Antlitze und ohne ein Wort der Erwiderung trat er zurück. Was weiter in seinem Innern vorgegangen sein mochte, weiß ich nicht?“

Hat der Priester, der das so selbstgefällig erzählt, eine Ahnung davon gehabt, welchen Eindruck diese Geschichte auf unbefangene Leser machen muß? Ist es nicht, als ob die Willenlosigkeit und natürliche Todesangst der Sterbenden ausgenützt worden wäre, um den Sohn noch für die römisch-katholische Kirche zu gewinnen? Ist es ein Wunder, daß Männer ihre Weiber nicht versehen lassen wollen, wenn sie fürchten müssen, daß ihnen dadurch ihre Kinder abspenstig gemacht werden könnten? Hat dieser Priester eine Vorstellung davon, welchen Conflict die Mutter in ihrer letzten Stunde mit den angeführten Worten ins Herz ihres Kindes gesenkt haben mußere, daß dem Sohne, der die Mutter verlor, in diesem Augenblicke auch der Vater entfremdet werden sollte, daß der Zunder der Gegnerschaft und Feindschaft gelegt wurde zwischen Vater und Sohn? Der junge Mensch ist auf diese Weise für die römische Kirche wahrscheinlich nicht gewonnen worden, hingegen hat die öffentliche Darstellung des Priesters — so viel ich weiß — mehrere Austritte zur Folge gehabt.

R.

## Deutschthümelei.

Um Anhang im Volke zu haben, gebärdete sich die „Demokratie“ deutsch und „Deutschthum“, „deutscher Geist“, „deutsche Redlichkeit“, „deutsche Freiheit“, „deutsche Sittlichkeit“ wurden nun Schlagwörter, die niemanden mehr anwidern konnten, als den, der wirkliche deutsche Bildung in sich hatte.

Während Goethe und Schiller den deutschen Geist über die Welt ergossen ohne vom „deutschen“ Geiste auch nur zu reden, erfüllen diese demokratischen Speculanten alle deutschen Buch- und Bilderläden, alle sogenannten „Volks-“, das heißt Actien-Theater, mit groben, gänzlich schalen und nichtigen Bildungen, auf welchen immer die anpreisende Empfehlung „deutsch“ und immer wieder „deutsch“ zur Verlockung für die gutmütige Menge aufgeklebt ist. Und wirklich sind wir soweit, das deutsche Volk damit bald gänzlich zum Narren gemacht zu sehen: die Volksanlage zu Trägheit und Phlegma wird zur phantastischen Selbstgefällsucht verführt; bereits spielt das deutsche Volk zum großen Theil in der beschämenden Komödie selbst mit und nicht ohne Grauen kann der sinnende deutsche Geist jenen thörichten Festveranstaltungen mit ihren theatralischen Auszügen, albernen Festreden und trostlos schalen Liedern sich zuwenden, mit denen man dem deutschen Volke weismachen will, es sei etwas ganz besonderes und brauche gar nicht erst etwas werden zu wollen.

Richard Wagner.

## Wie Sachsen singen.

### 's Teibz'ger K.

Dass mir'sch nich sprechen genn, das Ga,  
Trotz unsern Sprachscheneer,  
Bildt sich nur das nich ein etwa!  
Denn sprechen gennen genn mersch ja, —  
Awwer 's macht uns zewiel Niehe. Edwin Vormann.

### Der kluge Hund.

Im Worzner Rathsgeller treimen de Herrn  
Ihren Spass mit'n Gastwertsbudel gern:  
Där gann abordiern und Schildwach stehn  
Un uff zwee Beenen dorch's Zimmer gehn,  
Holt jeden d'n Hut un de Gummischuh  
Un macht'n de Diere uff un zu.  
„Ree“, jagt d'r eene, „alle bonnehr!“  
Dän Gerlichen<sup>2)</sup> is ooch nisch ze schwer.“

„Där,“ meent ä zweeter, „där teischt sich nie, —  
's is wärrlich ä hellisch Kluges Bieh!“  
„Ja,“ ruft ä dritter, „dän macht nisch ärre:  
Där Hund is gecheiter wie sei  
Härre!“  
Da spricht d'r Bergemeester d'r Stadt:  
„So änn Hund haw ich ooch emal  
gehatt!“

Georg Wätlicher.

<sup>1)</sup> à la bonhour. <sup>2)</sup> Gerlichen.

### Rhapsodie.

In der Nähe von Meissen am Rabenstein  
Hubbt nachts ene Hexe of enem Been.  
Hubb, Alte, hubb, hubb!

Es kriegte das Kind durch en Zauberdrank  
Zeitnehmens enen hubbenden Gang.  
Hubb, Alte, hubb, hubb!

Se hatte verheert enes Grafen Kind,  
Schlecht wie de Hexen nu mehrichtens sind.  
Hubb, Alte, hubb, hubb!

Doch de Strafe des Himmels bleibt nimmer aus:  
Jetzt hubbt se nu selber bei Nacht und Graus.  
Hubb, Alte, hubb, hubb!

Se hubbt, dass se fast de Balance verliert,  
Und dervor steht der Teifel und commandiert:  
Hubb, Alte, hubb, hubb! Mitado (von der Planig).


 Bücher.

**Karthäuser Geschichten.** Novellen und Skizzen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann.) Es kurz zu sagen, die deutsche Literatur ist um eine klassische Humoreske reicher, seit Ernst „Die Kunstreise nach Hümpeldorf“ geschrieben, die den Schwerpunkt dieses Buches bildet. Originelleres, Frischeres, Übermüthigeres, Sarkastischeres und zugleich Wärmeres und Tieferes in solcher Art wird man nicht oft lesen. Wer so erzählen kann, der braucht nicht bange zu sein, daß man bald auch seiner novellistischen Kunst jene allerwärmste Bewunderung zollen wird, wie den Theaterstücken Otto Ernsts. Die übrigen Erzählungen der Sammlung sind als feine Arabesken um „Die Kunstreise nach Hümpeldorf“ geschlungen. Nein, doch nicht bloß als Arabesken. Novellen wie der „Karthäuser“ und besonders „Anna Menzel“ sind bedeutsam für sich. „Anna Menzel“, diese rührende, ja erschütternde Geschichte einer einsamen Dienstmagd, sollten gerade recht viele Hausfrauen lesen. Wer sie gelesen, der wird sie so leicht nicht vergessen. Das ist mehr, als Unterhaltung. R.

**Verzweifelt.** Geschichte eines Theologie-Studierenden. (Dresden-Blasewitz. N. v. Grumbkow 1902.) Diese verzweifelt moderne Geschichte eines armen Menschen soll jeder lesen, dem der Glaube an Gott — Lappalie ist. Vielleicht bekommt er darauf hin eine andere Meinung. Allerdings scheint es, daß der Held dieser Geschichte ein Unglücksmensch war, dem überhaupt die persönliche Eignung fehlte, ein brauchbarer zufriedener Mensch zu sein. M.

**Gedichte von Franz Floth.** (Prag. J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung. 1902.) Erzählungen finden in einer Zeitschrift die meisten Leser, Gedichte die wenigsten. Daher ist es vielleicht nicht überflüssig, auf Gedichte aufmerksam zu machen, die durch viele Jahrgänge des „Heimgarten“ zerstreut und mit Franz Floth unterzeichnet sind. Wenn nun der Leser, was sehr wahrscheinlich ist, diese Gedichte lieb gewinnt, dann sage ich ihm auch, daß dieselben und noch andere dazu in einem eigenen Bändchen erschienen sind, das er sich kaufen soll, wenn er wieder einmal echte und schlichte Poesie haben will. R.

#### Büchereinlauf.

**Wien—Nizza.** Drei Novellen von Anna Claud-Saar. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Der Untergang von „Weltredem“.** Ein Roman aus dem Leben von Bernhard Speckmann. (Zürich. Casar Schmidt. 1901.)

**Memento mori!** Roman aus dem Hochgebirge von Adolf Ott. (Stuttgart. Adolf Bong u. Comp.)

**„Verstiegen?“** Ein alpin-psychologischer Roman von A. Dessauer. (München. A. Schupp.)

**Seine Madonna.** Sittengemälde in vier Aufzügen von Gräfin v. Wedel-Bérard. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Die Intriguen der Gräfin Elisabeth Seefeld-Alard.** Ein Hofroman in zwei Abschnitten aus den Memoiren eines souveränen Fürsten. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Die Memoiren des Königs Milan.** Zehn Capitel aus dem Leben des ersten Serbenkönigs. Nach seinen hinterlassenen Papieren erzählt. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Die Schallenseiten des Frauenstudiums.** Von Sidonie Grünwald-Berlowitz. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Die Grafen Saffes.** Moderner Sittensroman von Johannes Östring. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Erinnerungen eines Gebirgspfarrers.** Von Heinrich Keller. (Frauenfeld. J. Huber)

**Bei uns z' Haus.** Genrebilder aus dem Wienerleben von Vincenz Chiavacci. Dritte Auflage. (Stuttgart. Adolf Bong & Comp. 1902.)

Aus dem Verlage von Karl Krabbe in Stuttgart:

**Der Adonis vom Molarathal** und andere Novellen. Von Richard Voss.

**Blüthiges Blut.** Römische Novellen von Richard Voss.

**Cantalus, Mutter und Kind.** Zwei Novellen von Paul Heyse.

**San Vigilio.** Novelle von Paul Heyse.

**In zwölfter Stunde.** Von Friedrich Spielhagen.

**Sonnwend'.** Drama in drei Acten von Emil Herzer. (Weimar. Dramaturgische Anstalt. 1902.)

**Regina Bertolina.** Drama in vier Aufzügen von Gräfin von Wedel-Bérard. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Vom Wildhag.** Leichte Strophen von Rudolf Brendli. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Auf sonnigen Pfaden.** Von A. Attenhofer. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Blänge aus stiller Welt.** Gedichte von Eugen Sutermeister. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Sonnenwende.** Gedichte von Ph. Jaab. (Darmstadt. Joh. Witz. 1902.)

**Olegien und andere Gedichte** von Theodor Souday. (Gannstadt. G. Reichels Hofbuchhandlung.)

**Schiffel.** Ein Dichterleben. Von Johannes Proelss. Volksausgabe. (Stuttgart. Adolf Bong & Comp.)

**Christus im modernen Geistesleben.** Christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart von E. Pfennigsdorf. (Schwerin. Fr. Bahn. 1902.)

**Redigten.** Von Dr. Josef Müller, Herausgeber der „Renaissance“. (Selbstverlag des Verfassers, München, Herzogspitalstraße 14/4.)

**Blänge aus stiller Welt.** Von E. Sutermeister. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Der südafrikanische Krieg.** Ein Heldengedicht von H. Scharfenmeyer. Revidierter I. Theil: Von London bis Bloemfontaine; II. Theil: Durchs Burenland. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Recht und Unrecht im Boerenkriege.** Eine historisch-politische Studie von Friedrich Gery. (Berlin. John Edelheim.)


**Der Culturwert der Frau einst und jetzt.** Von Elise Hasse. (Dresden. Konrad Weiske's Buchhandlung. 1902.)

**Die Physiologie der Wonne.** Von Paolo Mantegazza. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Siciliana.** Auf Goethes Pfaden. Von Ed. Müller-Waldeck. (Zürich. Casar Schmidt.)

**Radfahrersünde und Automobilunfug.** Von Dr. Emil Jung. (München. August Schupp. 1902.)

**Eisenerz in Wort und Bild.** Herausgegeben vom Alpenverein Innerberg durch seinen Schriftführer Adolf Reiskner. (Eisenerz.)

 Vorstehend besprochene Werke u. können durch die Buchhandlung „Legkam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Aufruf der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Schon oft ist von deutschen Dichtern der Gedanke ausgesprochen worden, daß aller Ruhm und alle Ehre, mit denen Mit- und Nachwelt sie schmücken können, ihn nichts ist gegen die frohe Hoffnung, im Herzen ihres Volkes eine bleibende Stätte zu finden.

Gustav Freytag war es, der zum erstenmale klar und bestimmt darauf hinwies, daß man einen großen Dichter so gut wie durch ein Denkmal durch die Begründung einer Stiftung ehren könne, die seine Schriften auch nach seinem Tode im Volke verbreite. Als es sich im Jahre 1874 um die Errichtung eines Denkmals für den eben verstorbenen Fritz Reuter handelte, machte Freytag den Vorschlag, man möge kein gewöhnliches Denkmal setzen, sondern lieber die Volksbibliotheken fortgesetzt mit den Schriften Reuters versehen. — Und in jüngster Zeit ist derselbe Grundgedanke u. a. in ansprechendster Form von Rosegger versprochen worden: „Die Denkmäler erstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge. Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken . . . . Wenn das Capital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden auf Zinsen angelegt würde und aus denselben jährlich hunderte von Werken des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig vertheilt werden möchten — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges Denkmal!“

Das Verlangen unseres Volkes, seine großen Dichter kennen zu lernen, ist mehr und mehr gestiegen, die Befriedigung dieses Verlangens aber leider noch oft genug aus Geldmangel unmöglich.

Sicherlich wird deshalb die Begründung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit Freuden begrüßt werden. Sie will unseren großen Dichtern das unvergänglichsie Denkmal dadurch setzen, daß sie Jahr für Jahr unsere Volksbibliotheken

(insbesondere auf dem Lande und in kleineren Städten) mit den Meisterwerken der Literatur versorgt und auch deren sonstige Verbreitung durch Herstellung gut ausgestatteter billiger Ausgaben, soweit solche noch nicht vorhanden sind, fördert.

Allerdings, die Mittel, die zusammenkommen müssen, um die Stiftung auf eine der Bedeutung der deutschen Literatur würdige Summe zu bringen, sind erhebliche.

Die Stiftung soll sich, wie erwähnt, nicht auf das Deutsche Reich beschränken; soweit die deutsche Zunge klingt, soll sie ihre Wirksamkeit — und ihr Werben — entfalten. Alles, was zu der großen Einheit des deutschen Culturkreises gehört, soll theilhaben an ihren Segnungen und beitragen können, sie zur Blüte und Kraft zu bringen; unseren großen Dichtern zum unvergänglichen Denkmal!

Die Beiträge werden in jeder Höhe entgegengenommen von der Deutschen Bank, Berlin, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositencassen; der k. k. Postsparcasse, Wien, auf Conto Nr. 859.112; der Schweizerischen Volksbank, Bern, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositencassen; dem Cassenwart der Stiftung, Dr. Ernst Schulze, Hamburg.

Alle Briefe, Anfragen u. s. w. werden an den genannten Herrn oder mit der Aufschrift „Deutsche Dichter Gedächtnis-Stiftung, Hamburg“ erbeten.

Aus dem Gesamtvorstand:

Dr. Hans Hoffmann, Wernigerode, 1. Vorsitzender; Privatdocent Dr. Emil Reich, Wien (Grillparzer-Gesellschaft), 2. Vorsitzender; Otto Ernst, Hamburg (Literarische Gesellschaft); Dr. J. Loewenberg, Hamburg (Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung); Dr. Ernst Schulze, Hamburg, als engerer Vorstand.

Diesen Ausruf unterstützen unter vielen anderen:

Reichskanzler Graf B. von Bülow, Berlin; Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, k. k. Minister für Cultus und Unterricht, Vicepräsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien.

## Schulhaus Krieglach-Alpel.

(10. Ausweis.)

Vortrag 10.803·70 Kronen und 200 Mark. — Neuerdings bei Rosegger in Krieglach eingegangen in Kronen: Tischgesellschaft Grogger, Obdach 10. U. Schein, Dresden 2·35. Durch das „Neue Wiener Tagblatt“ 40. Pfarrer Straßer, Grindwald 9·40. „Scherlein der Witwer“ 10. U. Eger, Moskau 25. U. Weigand, Teplitz-Schönau 10. Paul Raef, Moskau 5. Durch die Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag eingelangt von: F. Melanichel, k. k. Geometer, Wien 10. Österr. Touristen-Club, Wien (1. Sammlung) 50. Frau Marie Lowak, Mährisch-Weißkirchen 60. Österr. Touristen-Club, Wien (2. Sammlung) 38·60. Leipziger Lehrerverband 58·55. Alpine Gesellschaft d'Heißthaler 153. Robert Kern, Wien 50. Übertrag 11.335·60 Kronen und 200 Mark.

Leider habe ich Anlaß, vor gewissen fremden Personen warnen zu müssen, die angeblich zugunsten der Alpel-Schule sich producieren oder sonstwie Gelder sammeln.

Krieglach (Steiermark), 7. Juli 1902.

Peter Rosegger.

## Postkarten des „Heimgarten“

**H. G., Weidlingbach.** Ich habe jene städtischen Sonntagstouristen, die nur auf die Berge gehen, um Alt und Neotria zu treiben, einmal der Berge Urath genannt, den die Stürme wieder zu Thale fegen. Das war vor zwanzig Jahren, und auch die ernstesten Touristenvereine haben damals sich gegen das frivole Unwesen der Fergerei oft beklagt. Seither hat das Touristenwesen sich veredelt. Es gibt immer noch staubige Seelen, die auch der Bergsturm nicht zu reinigen vermag, im ganzen ist die Liebe zur großen Natur der Hauptantrieb, weshalb so viele unter oft unsäglichen Anstrengungen das Hochgebirge besteigen. Nicht jeder schwierige Auf- oder Abstieg unter Lebensgefahr ist ein „Bravourstückchen“ — er kann auch bisweilen eine opferbegeisterte Huldigung für die heilige Gottesnatur bedeuten. R.

**J. G., Linz.** Von Karl May ist im „Heimgarten“ seit 1878 nichts erschienen. Inwiefern die nun gegen diesen Schriftsteller von clericaler Seele erhobenen schweren Anklagen sich rechtfertigen, können wir nicht bestimmen. Er soll pornographische Schriften verfaßt haben, von denen er nachher behauptet, daß sie der Verleger in seine Bücher geschmuggelt hätte (!), und er soll die von ihm als persönlich erlebt beschriebenen Reiseabenteuer nicht erlebt, sondern daheim in seiner Schreibstube — erdichtet haben. Wir haben, offen gestanden, diesen Mann immer nur für einen — Dichter gehalten. Die schlimmste Anklage gegen Karl May ist die, daß er aus Geschäftszwecken sich für einen Katholiken ausgegeben, während er heimlich Protestant sei. Diesen Vorwurf wird er allerdings nicht auf sich sitzen lassen dürfen.

**F. K., Leoben.** „Ich habe“, schreiben Sie, „nach fast jeder katholischen Predigt die Kirche beunruhigt verlassen. Nachdem ich mir die Woche über alle Mühe gegeben hatte, meine Pflichten zu erfüllen, stets Gerechtigkeit und Nächstenliebe zu üben, rein zu leben und mich unserem Herrgott zu vertrauen, wurde bei der Predigt immer noch und vor allem anderes verlangt. Besonders, daß ich gewisse Dinge für wahr halten sollte, die ich nicht glauben kann, nicht kann, so sehr ich mich auch bestrebe, es geht gegen meine Natur. Und dieser bei jeder Predigt immer wieder neu erweckte Zwiespalt hat mich verzagt gemacht. Seit ich nun die evangelischen Predigten besuche, stimmt mein Glauben, mein Wollen und mein sittliches Ideal mit dem des Predigers überein, das stärkt mich und macht mich froh.“ Wir

(Geschlossen am 10. Juli 1902.)

können nicht unterlassen diese Stelle abzu-  
drucken, weil sie gewiß das Anliegen vieler  
ausdrückt und weil sie die Nothwendigkeit zeigt,  
daß jene Prediger, die immer nur dogma-  
tisieren und nebenbei polemisieren, es in Zu-  
kunft anders werden einrichten müssen.

**M. J., Wien.** Das anspruchslöse Ge-  
dichtchen, welches gelegentlich des ersten Kaiser-  
besuches auf dem Hochschneeberg am 18. Juni  
d. J. von Fräulein Riegler aus Buchberg vor-  
getragen wurde, hat seinen Weg in die Öffent-  
lichkeit gefunden, aber — wie es bei tele-  
graphischer Vermittlung der Mundart kaum  
anders möglich ist, etwas verstümmelt. Es  
lautet thatsächlich wie folgt:

### Die Almerin begrüßt den Kaiser.

Geunt lunt ih janchend wern!  
Geunt tema d' Weanaherrn.  
Daner is eztra dabei,  
Auf den ih miß siggerisch,  
Saggerisch gfreu!

Geunt han ih alls banand,  
D' Landsleut und 's Hoamatland,  
Die Almen im sunnign Strahl,  
Und endlih mein Kaiser,  
Mein Kaiser amal.

Denkt han ih oft auf diß,  
Gwart' han ih lang auf diß,  
Hät' dir frei allerhand z'sagn.  
Giaht, weilsd dastest vor mir,  
Hats mir mei Red verschlagn.

G'statt, daß ma redn viel  
Wölln ma sein bettn still  
Für unsern gütigen Herrn.  
Daß er uns lang noh bleibt,  
Mir habn ihn gern.

**Gl. L., München.** Der gute Wille allein  
genügt halt nicht. Ich bin ja durchaus nicht  
so mächtig und einflussreich, als viele glauben.  
Dazu kränklich und müde. Ich vermag die  
Wünsche und Anliegen, die an mich gestellt  
werden, zumeist nicht einmal zu beantworten,  
geschweige zu erfüllen. Schließlich ist es immer  
noch besser, man vereinigt seine geringen Kräfte  
auf ein kleines Werk, das dann gelingt, als  
man zerstückelt sie auf große, bei denen man  
sich aufreibt, ohne etwas auszurichten. R.

**Hersford.** Selbst wenn es Zeit gäbe,  
alle einlaufenden Briefe zu beantworten, haben  
Sie uns die Beantwortung Ihres Briefes  
ganz unmöglich gemacht. Ihr Name wie Ihre  
Adresse sind unleserlich. Der Empfang uns  
eingesandter Bücher wird nur im „Heimgarten“  
bestätigt.

**F. H., Brünn.** Ewiges Träumen ist so  
unfruchtbar wie ewiges Schlafen. Probieren  
Sie, einmal einen Ihrer Träume zu verwirk-  
lichen. Thatlosigkeit macht die Seele bang.



## Der Seelenforscher.

Von Hans Malser.

Von älteren Leuten der Gegend wird die außerordentlich seltsame Geschichte heute noch erzählt.

Der Erzähler beginnt mit der Franzosenzeit.

Die Feste Hohenfalken lag in Trümmern. Eines berühmten und berüchtigten Rittergeschlechtes jahrhundertelanger Wohnsitz, war sie uneinnehmbar auf ihrem hohen Felsen und beherrschte das Thal mit dem stattlichen Fluß und der Landstraße, mit den Dörfern und Meierhöfen, mit den schönen Waldbergen weit und breit.

Da waren jedoch eines Tages schlimme Gäste gekommen, ein Corps aus dem Franzosenheere. Die Eindringlinge hatten den letzten Sprossen des Rittergeschlechtes im Kampfe erschlagen und sich hierauf in der stolzen Felsenburg heimisch gemacht. Die Rüstkammer hatten sie geplündert und mit den Lanzen und Harnischen aus uralter Zeit im weiten Schloßhofs Turniere abgehalten. Den prächtigen Rittersaal mit den finsternen Bildnissen der Ahnen und den üppigen Gemälden aus dem römischen Fabelreiche hatten sie zu einer Reitschule gemacht. Durch das große Redehorn des Thurmes hatten sie Hohn und Spott hinabgerufen in das Thal, wo der angst- und kummervolle Landmann seine kleine Habe zu wahren suchte. Und als sie endlich an allem ihren Muthwillen ausgelassen hatten,

ließ der Feldherr, der zu einem nächtlichen Brückenbaue über den Fluß eine Leuchte benötigte, die Feste in Brand stecken.

Manches Jahr ragten die fahlen, röthlichen Mauern über das Bergland hin; kein Burgwart hütete die Stätte, kein Förster bewachte die großen Waldungen, kein Jäger schützte das Hochwild. Herrenlos schien das große Rittergut, und manch verdächtige Gestalt strich in der Wildnis umher und kletterte im Gemäuer, nach goldenen Schätzen suchend und sich schließlich mit halbverkohnten Geräthen und rostigen Eisenresten zufrieden gebend.

Da kam ein Mann in die Gegend, welcher Papiere mit sich trug, daß er die Besitzungen der Hohensalkner käuflich an sich gebracht habe. Ein wunderlicher Mann, schlank und behendig, wie von einem beständigen Zucken und Beben durchschauert, stets schwarz an Kleidung und blaß im Gesichte. Er hatte lange, dunkle Locken, die sich ringelten und stets lebendig schienen, er hatte ein großes Auge, in das niemand zu schauen vermochte, weil es glühte und sprühte, fast wie der Sonnenstern. Die Lippen dieses Mannes waren lebhaft roth, darüber lag der Schatten eines Schnurrbartes; die eingefallenen Wangen waren fahl wie Asche, die hohe Stirn war schneeweiß und glatt, und die Augenbrauen lagen daran wie zwei kohlschwarze Raupen. Blühende Jugend und hohes Alter waren gepaart in diesem Antlitz, in der ganzen Gestalt. Er konnte höflich lächeln, aber wenn er sprach, so hatte er eine tonlose Stimme. Der deutschen Worte war er nicht vollständig mächtig; wenn er allein gieng, und er gieng oft und gerne allein, so redete er eine fremde Sprache, ähnlich, wie sie die Franzosen gesprochen hatten, und er redete so laut, als ob ihm zur Seite jemand gienge, mit dem er sich unterhielte.

Dieser Mann, der neue Besitzer von Hohensalken, nannte sich Marquis de Saint Mario.

Am Fuße des Berges, auf dem die Ruine stand, war eine Waldwiese; hier ließ er lichten und baute sich ein Wohnhaus, welches in wenigen Jahren zu einem stattlichen Schlosse heranwuchs. Das Äußere dieses Schlosses glich völlig seinem Besitzer, es war ein Gemisch von uralter und moderner Bauart, voll Thürmchen und Zacken und Ertern, und doch dem Zwecke und der Bequemlichkeit entsprechend. Epheu rankte das Mauerwerk hinan und einzelne Theile des Gebäudes waren förmlich verfleckt im finsternen Dickichte eines Wildparkes.

Das Innere dieser Burg aber war noch seltsamer. Der Besitzer hatte es, mit Ausnahme weniger Gemächer, die er zu Prunk und Pracht einrichten ließ, angefüllt mit alten Bildern, Statuen und Gemälden, mit Büchern, Globen, Messwerkzeugen, Thontiegeln und Menschen-Gerippen. Zwischen diesen und ähnlichen Gegenständen gieng der blasse Mann



stundenlang hin und her, ohne daß er sich viel mit einem oder dem anderen beschäftigte. Die Dienerschaft des Hauses bestand aus lauter Personen männlichen Geschlechtes, die, theils eben auch Fremdlinge, nicht viel weniger geheimnisvoll waren als der Herr selber. Sie führten, was Küche, Keller, Garten und Würfel anlangt, einen ziemlich bunten Haushalt; am zurückgezogensten und einfachsten unter ihnen lebte der Hausherr.

Die Leute der Umgebung waren anfangs viel um diese neue Wirtschaft herumgeschlichen, aber als sie Geheimnisvolles und immer nur Geheimnisvolles entdeckten, da zogen sie sich allmählich zurück und nannten das neue Haus am Fuße der Beste Hohenfalken aufs Geradewohl das ZauberSchloß.

Je ängstlicher aber die Leute den Marquis mieden, desto eifriger begann er sie aufzusuchen. Wo es in der Gegend einen Jahrmart, oder ein Hochzeitsfest, oder eine Begräbnißfeier, oder ein Elementarunglück, oder ein anderes Ereignis gab, da kam der blasse Mann auf seinem Rappen geritten und besah sich die Dinge, ohne irgend welche Theilnahme zu bezeigen. Verschlossen und ernst ritt er von dannen. Eine dreifache goldene Hochzeit wurde gehalten, der Festfreude war kein Ende; der Marquis hatte kaum ein halbes Lächeln. In einem Dorfe wüthete ein Brand, zerstörte vierzig Menschenwohnungen und zwölf Menschenleben; der Marquis bewahrte seine eherne Ruhe. Wie man Hunde füttert, so ließ er den Obdachlosen, Hungernden silberne Gaben vor die Füße werfen.

In stillen, ereignislosen Zeiten wurde der Mann wochen- und monatelang nicht gesehen; er schloß sich in seine Gemächer ein, oder er irrte in den Wäldern, oder er saß oben in der Ruine Hohenfalken und redete laut in seiner Muttersprache. Wilde, zerrissene Worte waren es zumeist; ein einzigmal aber schlug er sich die flachen Hände in das Angesicht und schluchzte. Diese Ruinen schien er lieb zu haben. Sollten sie etwa ein Bild seines Lebens sein?

Landleute, die ihn zuweilen doch beobachteten, waren über den schwarzen Mann im Reinen. Er hatte seine Seele dem Teufel verschrieben und auf diese Weise die ungeheueren Reichthümer erlangt, über die er verfügte; aber die Zeit ist nahe und der Böse wird ihn holen, und dann wird das herrliche Schloß und alles, was der Unglückliche geschaffen hat, in die Erde versinken.

Doch in den Wäldern gibt es auch verwegene Menschen, die allzeit bereit sind, mit dem Teufel anzubinden. Wüste, unheimliche Gesellen kamen und boten dem Marquis ihre Dienste an. Die Wüstesten und Unheimlichsten nahm er auf, gab ihnen geringe Arbeit und großen Sold. Manchem verhieß er schwere Schätze; manchem drohte er mit dem Blut-

gerichte; — und alles mit derselben Miene und Gelassenheit. Er spielte mit den Menschen und ergözte sich still an ihren Lüsten und an ihren Schmerzen.

Da der Erzähler keiner von denen ist, die den Schwerpunkt ihrer Darstellungen auf die Spannung legen, so möge der Schleier nicht länger über unserem einmal vorgeführten Manne ruhen.

Marquis Saint Mario gehörte einem alten Adelsgeschlechte Frankreichs an. Aber er war besonders geartet und schlug schon in der Jugend einen Weg ein, den Aristokraten sonst nicht häufig zu gehen pflegen. Er stieg — sank, sagten seine Blutsverwandten — zum Volke nieder. Er saß in den Schulen neben dem Bürgerssohne, er eignete sich der Geistesarbeit, dem Gelehrtenthume. In seinem 24. Lebensjahre war er Meister in der Geschichte der Philosophie. Dabei befand er sich wohler als bei Thierheken des aristokratischen Sportes. Zwar brachte ihm seine Lebensweise von Seite des Adels manchen Spott ein; daß er jedoch darauf nicht achtete, zeigte er durch seinen nächsten Schritt: Er nahm ein Bürgermädchen — die Schwester eines Studienfreundes — zur Frau. Nun brach freilich der Sturm los. Seine sonstigen Freunde unter den Aristokraten sagten sich augenblicklich von ihm ab; seine Geschwister stießen ihn aus ihrem Kreise, seine Eltern versagten ihm ihren Segen und drohten ihn zu enterben. Der junge Mann achtete auch das nicht; auf der Hochschule zu Paris nahm er eine Professur an und lebte glücklich mit seiner herzenguten Gattin. Diese gebar ihm nach einem Jahre ein Söhnlein. Der Vater eilte damit voll Herzensfreude zu seinen Blutsverwandten; diese fertigen ihn höhneud wie einen Bettelmann ab — sie wollen keinen Zwitterling in ihrem ruhmreichen Geschlechte. Wuthknirschend eilt der Marquis nach Hause, verschweigt aber seinem Weibe die maßlose Kränkung. Er kann diese aber nimmer verwinden, seine Heiterkeit ist zerstört und sein eheliches Verhältnis trägt er zwar gelassen, aber schwermüthig, als sei es eine Bürde. Mittlerweile dringen auch zu der jungen Mutter die derbsten Verhöhnungen von Seite der Verwandtschaft ihres Mannes. Sie wähnt, daß sie sein Unglück sei, daß sie ihren Gatten in Schmach und Elend stürzte — und sie beschließt, sich für ihn zu opfern. Eines Tages ist sie mit dem Kinde verschwunden, und ein Brief, den sie zurückläßt, bittet um Vergebung, daß sie auch den Kleinen mit sich genommen, aber sie werde ihn in England, wohin sie zu Verwandten ziehe, mit Muttertreue pflegen und ihn nach Jahren dem Vater zurückgeben. Er, der Gatte, aber möge sich mit den Seinen wieder auszuöhnen suchen und die glänzende Bahn seines Geschlechtes wandeln. Die Zeit der Prüfung werde vorübergehen und mit Gutem enden.

Dieser Brief hatte den Marquis völlig rasend gemacht. Mit der Eile und Wuth des Sturmes flog er nach Calais, aber das Schiff war

abgegangen. Abgegangen von Frankreich und nicht gelandet in England. Durch einen Sturm verschlagen und gestrandet war es unterwegs; nur wenige der Reisenden konnten gerettet werden. Das Weib mit dem Kinde war unter den Verlorenen.

Und seit jenem Tage lag auf dem Antlitze des Marquis jene eherne Ruhe, jener Schatten der Dämonenhaftigkeit. Manches Jahr lebte er noch zu Paris, aber anstatt zu seinen Höhen der Gesellschaft emporzusteigen, besuchte er den Scharfrichter in seiner Zelle und ergöhte sich an der Guillotine. Mit einem ewigen Haß hatte er sein Herz umpanzert. Er fluchte seinen Blutsverwandten, die sein Weib und Kind in den Tod gehehrt; den adelsstolzen Seinen zur Rache war er schon daran, Freimann zu werden und es vom Schaffote aus der Welt zuzurufen: Seht her auf diesen rothen Mann, das ist ein Marquis de Saint Mario!

Da starben seine Eltern. Nimmer wollte er seinen Theil des Erbes den Verwandten preisgeben. Er raffte die Summe zusammen und eilte damit aus dem Lande.

In jenem deutschen Gaue der Alpen, den der Dachstein und der hohe Schwab bewachen, im stillen waldigen Thale, am Fuße der Ruine Hohenfalken haben wir ihn gefunden.

Hier wollte der Marquis durch Arbeit und Studien seinen Schmerz betäuben und seinen Menschenhaß ertöden. Letzteres gelang ihm scheinbar, doch, sein Herz wollte nicht mehr erwärmen. Er betrachtete die Menschen nur als Wesen, vor denen er sich zu schützen und die er sich nutzbar zu machen habe, ungefähr wie er es mit den Raubthieren seiner Wälder hielt. Und die Menschen waren schier der einzige Gegenstand seines Studiums. Die landläufigen Forschungen in der Naturgeschichte, die Hypothesen über Gott und Weltall, denen er sich sonst hingeeben, waren ihm gleichgiltig geworden. Nur die Menschenseele wollte er noch durchdringen nach allen Richtungen, um den Urgrund zu entdecken, aus dem jener göttliche Herzensadel hervorsprossen kann, wie er ihn bei seinem Weibe gefunden, und in dem jene Bestialität geboren wird, wie er sie an seinen Blutsverwandten erfahren.

Darum suchte der Marquis Saint Mario das Volk auf in seinen Freuden und Leiden — da ja nur bei solchen Erschütterungen der Menschen Seelen hervorbrechen in ihrer Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit. Aber anstatt die Absonderlichkeiten zu erschauen, fand er die Regel, die er doch längst kannte. In Freuden oder Schmerzen sind sich die Menschen in der Regel eben gleich.

Zuweilen war dem Marquis zumuthe, als müsse er diesem oder jenem das Herz aus dem Leibe reißen und mit dem Seciermesser zerlegen können. In Gerichtssälen und Gefängnissen fand er sich ein; Epi-

täler und Irrenhäuser durchwandelte er. Gute und Unglückliche begegneten ihm — aber er wollte Engel und Teufel sehen.

Diese seltsame Studienrichtung des unglücklichen Mannes steigerte sich zum Gang und endlich zur Manie. Sein Geisteszustand war krankhaft geworden und führte nun manche beobachtungswerte Absonderlichkeiten hervor, die er an anderen so vergeblich suchte.

Mehrmals hatte er mit seinen Wirtschaftspersonen, die er wie Leibeigene behandelte, die gewagtesten Experimente angestellt. So ließ er eines Tages eine Magd in sein entlegenstes Gemach kommen. Als er die Thür verschlossen hatte, zog er ein scharfes Messer hervor und sagte leise: „Liebes Kind, bereite dich vor, jetzt mußt du sterben!“ Schon gedachte er sich an der Todesangst zu weiden, da rief die Magd: „Du schlechter Schandfleck, das ist kein Spaß!“ und schlug ihm aus Angst und Zorn die Hand in das Gesicht.

Er lächelte gar eigen und versetzte: „Wacker, du hast die Prüfung gut bestanden. Dem Muthigen gehört die Welt. Da nimm, das ist dein; es sind zehntausend Gulden, die dir geschenkt sind.“

Er lauerte nun auf die seelischen Äußerungen der Beschenkten.

Diese stand verblüfft da und nachdem sie das Paket eine Weile hind und hergewendet, frug sie: „Zehntausend Gulden, ja, wieviel ist das?“

„Groß' Haus und Hof kannst du dir kaufen und einen Bräutigam dazu!“

Da hub freilich das Gesicht der Magd an zu leuchten. — „Ja, wie viel mag der Bräutigam wohl wert sein?“ frug sie weiter.

„Ein braver Bräutigam,“ entgegnete der Marquis, „bei Gott, der ist wohl allein seine zehntausend Gulden wert.“

„Nachher,“ stotterte die Magd, „nachher thu' der Herr das Geld nur selber behalten; einen braven Bräutigam hab' ich schon.“

Sehr befriedigt entließ der Marquis die Person. Das Geld war ihr geschenkt. Aber die Geschichte endete doch auf unverhoffte Weise. Als die Magd des andern Tages die beiläufige Größe ihres plötzlichen Reichthums erfuhr, verlor sie den Kopf, und sie mußte auf mehrere Wochen in den Gewahrsam des Irrenhauses gebracht werden.

Die nächste Umgebung des Marquis begann nun zu flüstern, der Herr sei total verrückt, und in der ganzen Gegend wußte man es nunmehr, der schwarze Mann sei kein Zauberer, sondern ein Narr. Aber Geld floss in Strömen aus von dem neuen Schlosse Hohensalzen, und da legte sich doch jeder an die Ufer und schöpfte, wo nicht mit Kübeln, so doch mit den hohlen Händen: und wie sonst der Zauberer gemieden war, der Narr wurde umworben.

Wohlan, so hatte der Marquis zur Ausführung seiner seltsamen Ideen und Launen viel Stoff und Werkzeug. Und um so eifriger be-

trieb er sein „Studium“. Freilich war es längst nicht mehr der Forschungstrieb, der ihn zu den — Seelenproben anspornte, es war die Lust an der Herzensfolterung, das Ergötzen an den durch Angst, Schreck, jähe Freude gehehten Gemüthern. Zwar war der Marquis längst zur Überzeugung gelangt, daß einfachere, ungeschulte Leute im allgemeinen ihr Geschick mit größerer Fassung, Ergebung und Stumpfsheit tragen, als vom Glücke begünstigte, feingebildete Menschen, und er bedauerte nur, daß er keinen Mann um sich hatte, der die höchste Stufe der Kultur erklimmen, einen tiefen Geist mit einer großen Seele vereinigte; an einem solchen Menschen müßten mittelst Schreck, Angst, Hoffnung und wohl auch durch die aufgestachelten Leidenschaften die erfolgreichsten psychologischen Studien zu machen sein. Er suchte sich den Seelenzustand eines Naturforschers vorzustellen, in dem Augenblicke, da unter seinen Füßen plötzlich ein Vulcan losbricht. Er suchte sich die Empfindung eines Künstlers zu vergegenwärtigen in dem Momente, da die höchsten Meisterwerke der Erde gleichzeitig auf seine Sinne einwirkten.

Aber seine dämonenhafte Sehnsucht wurde durch all das nicht gestillt. Der Menschen Seele, sagte er sich, ist eigentlich doch ein plattes Ding und durchwegs den Naturgesetzen unterworfen, ist sie bald erschöpft.

Da fiel dem Marquis eines Tages ein Feld ein, auf dem er die menschliche Seele bisher noch nicht weiden gesehen; auf die Pfade und Irrpfade der Religion war er seinem körperlichen Wilde noch nicht gefolgt. Sofort begann er, religiösen Fanatikern nachzustellen, schilderte ihnen den gewaltigen Gott, die Engelschöre und die gnadenreiche Maria, schilderte ihnen das Märtyrertum der Blutzeugen und die Listen des Teufels, malte ihnen den Himmel in üppigsten Farben, machte ihnen die Hölle heiß. Der Marquis Saint Mario hatte in der Kindheit viel mit Jesuiten verkehrt, das kam ihm nun zustatten. Manch ungeahnter Farbenstrahl dämmerte ihm aus dem Menschengemüthe entgegen.

Einst auf der Waldwanderung war es, daß der Marquis in eine entlegene Brantweinschenke trat. Saß ein hagerer Kohlenbrenner darin, der murmelte ein- fürs anderemal vor sich hin: „Warum muß gerade ich ein so blutarmer Teufel sein? Meine Kinder leiden Hunger, haben kein Brot; ich leide Durst, der Wirt borgt mir keinen Schnaps. Warum muß just ich so ein Glendmensch sein!“

Saß plötzlich der schwarze Mann von Hohensalken neben ihm und rief: „He, Bruder, wer wird so traurig sein auf der schönen Welt? Willst mir deine Seele verschreiben, so sollst du Geld im Überflusse haben!“

„Seel' verschreiben,“ entgegnete der Köhler, „warum denn nicht? Aber? —“

„Was, ihr habt Bedenken?“

„Das Schreiben hab' ich nicht gelernt.“

„Thut nichts. Rißt eueren Arm, taucht diese Feder in euer Blut und zeichnet damit auf dieses Blatt ein Dreieck.“

Als der Marquis es sagte, ließ er schon die Goldmünzen klingen; da raffte der Kohlenbrenner das Taschenmesser auf, stach sich in den Arm und that, wie ihm vorgeschrieben war.

Und als das rothe Dreieck auf dem Papiere stand, barg der Schwarze das Blatt hastig in seiner Brusttasche und sagte heiser lachend: „Brüderlein, jetzt bist du ewig mein!“ — Er forschte nach der Wirkung seine Worte, und plötzlich rief er: „Kennst du mich?“

„Freilich,“ antwortete der Köhler. „Du bist ja der Teufel!“

Des weiteren verzog der Waldmensch keine Miene. Den Hut hob er ab und strich die Goldstücke ein und rief herrisch nach Schnaps.

Fast verdrießlich über so geringe Ausbeute verließ der Marquis die Hütte. Als er aber später durch finsternes Waldesdickicht schritt, stürzte jählings der Köhler mit gezücktem Messer, es war ein in Weibwasser getauchtes, hervor und verlangte das Papier mit der Unterschrift zurück. Der Marquis hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Blatt von sich zu werfen und zu fliehen. Diese Seelenaüßerung des Kohlenbrenners war ihm eigenartig und kräftig genug gewesen.

Und durch all das und Ähnliches gedieh endlich die Überspannung des Marquis Saint Mario bis zum Äußersten. Religiöse Gemüther hatten ihm vertraut, daß sie kein Leid auf Erden und nicht den Tod und nicht das Fegfeuer so sehr fürchteten, als das jüngste Gericht, „wenn der Gottmensch kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.“

Richtig, das war es. Ein Urtheil, das über eine glückliche oder qualvolle Ewigkeit entscheidet, das mußte doch alles überragen und die menschliche Seele auf das höchste Stadium der Exaltation oder Desperation emporschrauben. Das mußte der Marquis Saint Mario noch sehen und sollte es sein Vermögen kosten.

Aber wie?

Eine lange Zeit trug der wunderliche Mensch in seinem krankhaften Geisteszustande die Idee mit sich herum; allein die Erfüllung eines solchen Wunsches lag doch offenbar jenseits der Grenze . . .

Jenseits? wer behauptet das? Mit Geld ist Tod und Himmel und Hölle zu kaufen, warum nicht auch das Übrige der vier letzten Dinge — das Gericht?

\* \* \*

Eines Tages zog ein Musikant die Straße des Thales entlang. Es war ein Jüngling, noch bartlos, aber mit sonnenverbrannten Wangen,

mit blauen Augen und goldlockigem Haar. Schlank und ebenmäßig gewachsen stand ihm die Kleidung prächtig, die er trug und die den jungen Mann als einen Sohn des schönen Tirolerlandes empfahl.

Dieser wandernde Musikant kehrte unweit von Hohenfalken in einer Schenke ein.

Bald auch wußte es die ganze Gegend, daß ein Zitherspieler angekommen. Und als es Abend ward, kamen sie zu Paaren herbei, die Burschen und Mädchen, lauter junges, warmes Blut, und der Wirt ließ eine Stube zum Tanzboden eignen.

Der Marquis Saint Mario ritt auch zur Lustbarkeit. Er setzte sich in einen düsteren Winkel der Schenke, von dem aus seine glühenden Augen die ungezähmte Freude der Bechenden, den heiteren Reigen der Tanzenden beobachten konnten. Der junge Musikant saß am Ofentischchen und seine ernstern, zuweilen völlig traurigen Gesichtszüge wollten sich zu dem übermüthigen Klingen und Schrillen und Jauchzen seiner Saiten schier nicht schicken; abwesend schien seine Seele und das Instrument nur der großen Fertigkeit seiner Finger überlassen.

Der Marquis beobachtete den jungen Mann mit Interesse und dachte bei sich: Noch eine Kindesseele das; in dem ist der Dämon der Liebe noch nicht aufgewacht. — Wie, wenn man einen wilden Feuerbrand schleuderte in dieses junge leichtherzige Völklein?

Der Marquis befahl dem Wirt, daß dieser den Obstmost wegschütte, der auf allen Tischen in den Gläsern stand, und dafür Wein bringe, so viel Wein, daß er von den Tischen auf den Boden riesle, daß man in der Schenke schwimmen, daß sich jedes heute tanzende Paar im Weine baden könne.

Und richtig, die Leuten ließen sich's nicht zweimal sagen. Wein tranken sie, die Burschen wie die Mädchen, denn es war ihnen heiß; sie wußten nicht, daß dieser kühle Trank noch heißer macht. Auch der Musikant trank sein Glas, jedoch besser erfahren, trank er es bedächtig — wurde aber bald heiter dabei. Und schon hüpfen nicht mehr die Finger allein, es hüpfte auch seine Seele auf den Saiten. Weich und liebewarm klang es und neckisch dabei, und völlig trozig, aufbrausend, übermüthig, jauchzend. Und wieder zitterte Sehnsucht in den Saiten, und einschmeichelnd, bittend waren die Töne, in Hast und Leidenschaft giengen sie über, und da war es, als sprühten Funken aus den Fingern des Jünglings und das Tonstück glühte und loderte und die Flammen schlugen wild durch den brausenden Tanzboden.

Selbst der Marquis wurde eigenthümlich warm, wie schon seit vielen Jahren nicht mehr; mit Ungeduld sah er den Scenen der nächsten Stunden entgegen.

Bald kamen die Scenen. Der Wein that seine Schuldigkeit; eine arge Verwirrung brach aus, ein Streit erhob sich unter den Tanzenden und die Belustigung endete mit einer wilden Schlägerei.

Der Marquis selbst hatte einen Stuhlfuß über den Rücken bekommen, ehe es ihm gelang, den Weg ins Freie zu finden. Sehr nachdenklich ritt er nach Hause und seine psychologischen Studien waren auch diesmal wieder ganz anders ausgefallen, als er erwartet hatte.

Als der Herr zu Hohenfalken des andern Tages auf seinem Waldgange an der Kapelle vorüberschritt, die am Fuße der Feste Hohenfalken stand und von den Leuten hoch verehrt wurde, sah er in dieser Kapelle den Musikanten knien. Mutterseelenallein kniete er vor dem Bildnisse und betete. Er schien mit Inbrunst zu beten, seine Wangen waren geröthet, sein Auge war feucht. Unbemerkt beobachtete ihn der Marquis lange Zeit; war denn das der Jüngling, der gestern so wild, glühend und leidenschaftlich in den Saiten gewühlt hatte? Der muß einen großen Fonds von Leidenschaften und religiöser Empfindung in seinem Herzen tragen. Ein solche Paarung des Ursprünglichen und der Gemüthsbildung muß doch gewiß eine reiche Seele geben.

In dem unheimlichen Manne wurde eine mächtige Begier wach, und ein Gedanke dämmerte ihm auf, der wie ein Blitzschlag durch alle seine Nerven zuckte.

Als der Musikant endlich sein Gebet vollbracht hatte und aus der Kapelle trat, schritt ihm der Marquis entgegen, und sagte: „Verzeihen Sie, junger Mann, daß ich Ihren beschaulichen Morgengang unterbreche. Wollen Sie mir gestatten, daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücke für den genussreichen Abend, den sie mir gestern durch Ihr Spiel bereitet haben?“

„Ich trage Ihren Dank bereits mit großem Vergnügen in meiner Tasche, Herr,“ antwortete der junge Mann, „Ihr Goldstück schätzt sich höher, als mein Erwerb einer ganzen Woche.“

„So dürften Sie mir vielleicht eine Bitte verzeihen,“ sagte der Marquis mit der Liebenswürdigkeit eines Franzosen, „wollten Sie, junger Künstler, nicht in mein Haus eintreten, um sich nach Belieben auszuruhen und gütlich zu thun für so manche Strapaze, die Ihre Laufbahn Ihnen wohl bereiten mag.“

„Sie sind freundlich, Herr,“ entgegnete der Musikant mit einem Anstande, der Leuten seinesgleichen sonst kaum zuzutrauen ist, „doch wäre es Unbescheidenheit von mir —“

„Davon keine Rede; wenn Sie monatelang die Gastlichkeit meines Hauses genießen, mit einem Saitenspielchen machen Sie alles quitt. Also, Sie schlagen mir die Bitte nicht ab?“



Er schlug sie nicht ab. Er gieng mit dem Marquis dem Schlosse zu, und hier wurde dem Jünglinge sofort ein prächtiges Zimmer aufgethan und ein Diener beigegeben.

Neugierig besah er anfangs die üppigen, farbenreichen und formschönen Bilder und Statuen, die ringsum angebracht und derart waren, wie sie auf ein jugendliches Gemüth anfangs vielleicht einen verletzenden, bald aber einen durchaus behaglichen, reizhaften Eindruck machen. Er besah die schmeichelnden Spiegel mit den goldenen Rahmen, die feinen Stoffe der Geräthe, die goldenen Armleuchter, die bunten Fußteppiche, von deren Kostbarkeit er kaum einen Begriff hatte. Dann aßte er sich baß an Speise und Trank, und schließlich streckte er sich auf ein Sopha.

So giengen mehrere Tage hin, und der arme Saitenspieler genoß das Leben der Reichen. Mehrmals nahm er seine Zither unter den Arm und suchte den Schloßherrn, um ihm aus Dankbarkeit aufzuspielen. Allein der schwarze Herr ließ sich kaum sehen. Da der Marquis dieser Tage viel und geschäftig mit seiner Dienerschaft verkehrte, was stets in welscher Sprache geschah, so hatte er für seinen Gast nicht viel Zeit, gleichwohl er im Vorübergehen die höflichen Grüße desselben mit ausnehmender Freundlichkeit erwiderte.

Saß denn der junge Tiroler auf seinem Zimmer und spielte Zither. Aber sonderbar, diese gab hier einen so öden, traurigen Ton, daß sie den Spielmann eher betrübe, als erheiterte. Dann wieder gieng er thatlos umher, gieng in den grünen Wald hinaus, gieng zur Kapelle, wollte auch zur Feste emporsteigen, da wurde ihm aber gesagt, es seien die Zugbrücken niedergebroschen, auch falle immer Steinwerk aus dem Gemäuer, und es sei also nicht rathsam, sich der Ruine zu nahen.

Ein altes Buch lag in einem Winkel seines Gemaches, darin las er manchmal aus Langerweile; es waren Betrachtungen über die vier letzten Dinge.

Fast schwermüthig wurde der junge Mann, eine seltsame Beklemmung fühlte er, als ob etwas Böses über ihn kommen müsse. So beschloß er denn, das unheimliche Haus bald wieder zu verlassen.

Am letzten Abend war es noch, als der Diener schon die Armleuchter anzündete und das köstliche Mahl auftrug, welches der Musikant auf seinem Zimmer stets allein verzehrte, an diesem Abende noch versuchte der junge Mann ein kleines Spiel. Da sprang jedoch plötzlich die erste Saite, und unmuthig schob er das Instrument in den Winkel — Sein Kopf war ihm schwer, er gieng bald zur Ruhe . . .

In derselben Nacht — es war eine stille mondhelle Herbstnacht — schwankte, von vier Männern getragen, ein Sarg hinau gegen die alte Feste Hohensalken.

Ein erschütternder Posaunenstoß.

Der junge Musikant erwachte auf seiner engen harten Lagerstätte. Er fuhr sich einmal über die Augen, da stieß sein Ellbogen auf eine rauhe, kalte Wand, an welcher Sandkörner niederbröckelten. Durch eine schmale Öffnung herab fiel ein blasser Dämmerchein. Ein sehr dumpfes Donnerrollen war zu hören.

Einen Moment besann sich der Jüngling, wo er sich denn befinden mochte, dann fühlte er plötzlich die Bretter um seinen Leib, fühlte Hobelspähne unter seinem Haupte — sprang entsetzt empor. Und siehe, um ihn waren die vier Wände des Grabes, und als sein Auge über den Rand desselben hinausblickte, da sah er das fahle geborstene Gemäuer des Leichenhofes, und alle Gräber waren offen, und aus allen Grüften stiegen Gestalten in Leichentüchern hervor.

Beide Hände presste der Ärmste auf sein Angesicht, mit einem lauten Gestöhne sank er in seine Grube zurück.

Nach einer Weile schlug er wieder die Augen auf, und dann stieß er sich die Faust an die Stirne und rief mit ächzender Stimme: „Kann ich denn nicht aufwachen, um des ewigen Gottes Willen! — Oh, das ist ein fürchterlicher, fürchterlicher Traum!“

Zu den Furchtsamen aber gehörte der Tiroler nicht. Wieder reckte er den Kopf über das Grab hinaus, und da sah er, wie seine Nachbarn ihre Ruhestätten bereits verlassen hatten, wie sie hinschwebten zwischen dem Gemäuer, theils mit, theils ohne Kerzenflämmchen, dem Richter entgegen.

Da faßte sich unser Auserstandener ein wenig. „Pfui, Ludwig,“ sagte er zu sich, „die andern all' gehen schon ruhig ihren Weg, und du allein bist das Hasenherz, du aus dem Tirolerland! Das Sterben ist vorbei, hast kaum was verspürt davon, so wird dich der jüngste Tag auch nicht umbringen. Frisch auf denn und hab' guten Muth. Bist ein armer Tiroler Musikant gewesen, was kann dir denn geschehen!“

Mit einem kräftigen Ruck schwang er sich über das Grab hinaus, aber das lange Leichenkleid legte sich recht eng um seine Beine, er konnte kaum den gewohnten Schritt gehen. An offenen Gräbern, in denen noch die leeren halbvermoderten Särge lagen, gieng er vorüber und dem Zuge der Todten nach. Ein goldlockiger Knabe gesellte sich zu ihm, der war gar betrübt und bedeutete den Auserstandenen, daß er sein Schutzengel sei, und daß er ihn nun zum Richterstuhle geleiten werde.

Ein wunderliches Zischen und Brausen war in dem Gemäuer, über welchem ein blasser, trüber Schein lag; ein Stöhnen und Heulen gieng durch die Luft, und aus Fernen lönte, kaum hörbar noch, der Posaunenschall.

Die Wände, an denen der Erstandene und sein Begleiter vorüber-  
schritten, waren völlig roth gebrannt und zum Theile geborsten vor dem  
Weltbrande und dem Beben der Erde, so der Auferstehung voraus-  
gegangen sein mußte. Und plötzlich that sich zur Linken der Wandelnden  
eine ungeheure Kluft auf, aus welcher Rauch und bluthrother Feuer-  
schein wüß hervordrang. Aus diesen Gründen kam das Heulen. Halbnachte  
und phantastische Gestalten und Ungeheuer schossen umher zwischen den  
Flammen und Gluten, theils sichtbar, theils verdeckt in Qualm und Schatten.

„Schließe die Augen, mein Schützling,“ sagte der Schutzengel,  
„wir gehen an dem Abgrunde der Hölle vorüber.“

„Die Augen schließe ich nicht,“ dachte sich der Tiroler, der seine  
angeborene Gelassenheit und selbst den gewohnten Humor vollständig wieder  
gewonnen hatte, „im Himmel läßt sich's hernach doppelt behaglich leben,  
wenn man die Hölle zuvor gesehen hat.“ — Er blickte in die wüste  
Schlucht hinab. Er glaubte, wie er ja belesen war, die Verdammten  
der Bibel zu sehen, den reichen Prasser, den falschen Judas Ischarioth,  
den linken Schächer. Auch andere bekannte Gestalten, wie sie ihm im  
Leben wohl begegnet sein mochten, vermeinte er unter den Heulenden zu  
erkennen.

Da war einmal ein salzburgischer Wirt, der hatte dem armen  
Musikanten die Nachtherberge versagt — dort saß er an glühende  
Ketten geschmiedet. Da war einmal ein kärntnerischer Hammerschmied,  
der hatte unserem hungernden Musikanten einen falschen Eecher in den  
Teller geworfen; dort kauerte er und grub mit blutigen Fingern im  
Felsgestein, als sollte er die Schmachthat für ewig verscharren. Da  
war einmal ein steirisches Mägdlein zart, da hatte ihm alle Saiten  
verstimmt, das hatte ihm die Hahnenfeder und den Gamsbart ver-  
worren, das hatte ihm's angethan; — dort an der hellen  
Blut. . . . Nein, sie war es nicht. Die steht gewisslich an  
der Himmelsthür und wartet. Aber andere völlig verschwommene Ge-  
stalten, von ungeheuerlichen Wesen geheßt, hasteten durch den Ort der  
Schrednis; — es waren gewiss jene Menschen, die seine armen Eltern  
verfolgt. Und endlich sah der Musikant auch den blassen Mann in  
schwarzer Kleidung, seinen Gastherrn, den Marquis Saint Mario. Er  
wurde eben von zwei Henkern einer sprühenden Feuergrube zugeschleppt.

„Was hat doch dieser gute, großmüthige Mann verbrochen?“ frug  
der Tiroler entsetzt seinen Schutzengel.

„Und das weißt du nicht?“ antwortete dieser, „freilich, das kannst  
du nicht wissen, die Unthat ist in der finsternen Nacht geschehen. So  
höre denn, mein armer Schützling, der Marquis Saint Mario hat dich  
im Schlafe ermordet, und zu einer Zeit, als du im Zustande der Tod-  
sünde warst!“

Und weiter gieng der seltsame Lauf, gieng nun an einer Anhöhe empor. Jedoch waren an beiden Seiten stets die Ruinen untergegangener Herrlichkeiten, und der Blick war eingengt, und das blasse, ungewisse Licht war über allem. Am Himmel stand kein Stern und keine Wolke, alles war grau und öde.

„Schülerling,“ sagte plötzlich der Engel, „hier hat der Gottmensch für so viele vergeblich gelitten; wisse denn, wir wandern eben durch die Stadt Jerusalem.“

Einmal wendete sich der Jüngling aus Tirol um, und sah eine graue verhüllte Gestalt, die nur wenige Schritte hinter ihm herwanke.

„Wer ist das?“ frug er seinen Schutzgeist, und der Engel antwortete: „Das ist das böse Gewissen.“

Und als sie immer zwischen Steinen und ragenden Mauern gegen das Thal Josaphat kamen, wo bereits manche Grabgestalt harrte, siehe, da prangte auf hoher Felsenwarte, schier in den Höhen des Himmels, das Kreuz von Golgatha.

Dieses Zeichen auf stiller Stätte, seine Arme ausstreckend über die bangende Todtenschar, war fast schauerlicher anzusehen als vorhin der Höllensput. Ein mächtiges Tönen war in den Lüften, ein Licht gieng plötzlich aus dem Kreuze, grell und blendend wie Sonnenstrahlen, und dennoch bleich und geisterhaft. Es warf lange finstere Schatten und die Dinge standen noch unheimlicher in diesem Lichte. Auf ferneren Höhen zogen die Scharen der Heiligen und Seligen und der Engel, Psalmen singend, und ein liebliches Klingen, wie von silbernen Glocken zitterte heran.

Und in solcher Stunde stieg der Richter nieder.

Ein langes, weißes Kleid wallte um die Glieder des menschgewordenen Gottessohnes. An den Händen prangten die Male der Nägel, auf dem schönen Haupte lag die Dornenkrone. Das Antlitz war edel und streng und unser armer Freund vermochte kaum den Blick des Richters zu ertragen. Auf einem Felsenthron lieh der Gottessohn sich nieder und bereitete seine Hände aus zur Rechten und zur Linken. Und siehe, da theilte sich die Schar der Auferstandenen und es zog der kleine Theil zur Rechten und der große zur Linken.

Nur unser guter Musikant stand unentschlossen da, und als er sich endlich gegen des Richters rechte Hand wenden wollte, rief eine gewaltige Stimme: „Halt! — Sünder, deine Wege waren auch auf Erden nicht Gottes Wege — du bist die Straße der Welt gewandelt!“

Da hub der Schutzengel, der den Auferstandenen begleitet hatte, an zu schluchzen. Und die graue Gestalt, die ihnen von einiger Entfernung nachgezogen war, wankte ein wenig näher.

Der junge Musikant sah, er war nun auf sich selbst gestellt. Er hatte alles zu gewinnen und nichts zu verlieren; doch, er wußte sich rein von schwerer Schuld, und das weckte seinen Muth.

„Herr,“ sagte er gegen den Richter gewendet, „ich bin der StraÙe der Welt gewandelt, weil du mich auf die StraÙe der Welt gesetzt hast. Ich bin der Schwache und Mühselige, als den du mich gemacht hast. Du bist der Allmächtige und Allwissende, du hast es vorhergesehen, was mit mir sein wird, warum hast du mich erschaffen?“

„Schweig, Tollkühner!“ rief die Stimme.

„Herr!“ sagte der Jüngling und seine Augen und Wangen glühten, „du hast mir die Sprache gegeben. Und stehe ich schuldig da, so klage ich dich an, du hast mir die Sünde gegeben.“

„Ich hätte sie von dir wieder genommen, abgewaschen mit meinem Blute. Aber du hast die Gnadenmittel verschmäht, bist in der Todssünde gestorben.“ So die Stimme.

„Hab' ich den Meuchelmörder gedungen?“ rief der Bursche. „Dein Auge wacht über die Welt, aus deinem Geisterchor ist der Schutzengel, den du mir gegeben hast. Und frag' ihn, der war stets bei mir von meinem ersten Muttersegen an bis zu dieser Stunde, der wird wissen, was ich gethan hab'. Ich weiß mich keiner Erbsünde schuldig, als der, daß ich arm geboren worden bin. Musik gemacht hab' ich deiner traurigen Welt und ein wenig gebettelt dabei.“

„Mit deinen wollüstigen Tönen hast du die Jugend verführt!“ versetzte die drohende Stimme.

„Wer gab ihr die Ohren, zu hören?“ sagte der junge Mann, „Herr, verzeih' mir mein Wort, aber ich will mein Recht. Ich hab' dich angebetet und deine Gebote geachtet nach Kräften. Ich will's nur sagen, mir hätt's besser gehen können auf Erden. Meine Vor-Eltern waren reich genug, haben gewiß mit dir um den Himmel geschachert. Ich bin hinausgestoßen worden in die Noth, meine Mutter ist verdorben im Elend, meinen Vater hab' ich niemals gesehen. Aber zufrieden war ich mit dem Geschick und ich habe nicht gemurrt — habe, Herr, auf deine Gerechtigkeit vertraut, auf diesen Tag gehofft . . . Wenn du mich, o Richter, zu den Verlorenen wirfst, so möge sich ewig an deine Gottheit hängen diese graue Gestalt, das böse Gewissen. Ich kenne es nicht.“

„Deine Gotteslästerung allein schon verdient die Verdammnis!“ donnerte des Gewaltigen Stimme.

„Herr!“ sprach trotzig der junge Mann, der sich vor dieser Majestät durchaus nicht fürchtete, „Herr, ich rede nach dem Verstand, den du mir gegeben hast. Ist der im Himmel nicht gestattet, so schicke mich denn zur Hölle.“

Jetzt war ein tiefes Schweigen, man vermeinte die Felsen ächzen zu hören vor der Wucht des Bornes, die nun loszubrechen drohte.

Der junge Mann aus dem Tirolerlande stand bewegungslos da und zerballte in der Faust den Faltenwurf seines Leichenkleides.

Endlich erhob sich wieder die Stimme auf dem Fessenthron und sagte mit einer seltsamen Weichheit: „Dein Gewissen, mein Sohn, ist klar und rein, wie die Luft deiner Alpenheimat. Du bist der Würdigsten einer, gehe in meine Himmel ein; dein Platz ist bei David, dem König und Saitenspieler.“

Ohne Dank und Gegenwort blieb der Jüngling unbeweglich stehen. Und als ihn sein jubelnder Engel von dannen führen wollte, wies er den Arm zurück, stellte sich an den Fuß des Felsens und blickte unverwandt auf die Todten, die da wandelten. Die graue Gestalt war verschwunden; hingegen wandte ein uralter Mann mit langem, weißem Bart herbei und frug den Jüngling, was er hier mache und ob er nicht mit ihm kommen wolle in den Schoß Abrahams.

„Ich warte hier auf Vater und Mutter,“ antwortete der Jüngling, „nur an meiner Eltern Seite will ich in das Himmelreich eingehen.“

„Sie sind verdammt!“ rief jetzt wieder die fürchterliche Stimme. Stöhnend fuhr der junge Mann zusammen, und in den Felsen gellte Hohn gelächter.

Ein eisiger Hauch glitt an seine Stirne, da fand der Jüngling sich und seine Lage wieder.

„Verdammt!“ murmelte er. Dann sprang er empor und rief: „Warum?“

„Sie haben die eheliche Treue gebrochen.“

„Wehe!“ schrie der junge Mann, „das ist kein Gottesgericht, das ist Verleumdung und Trug.“ Er zog einen Ring vom Finger: „Hier der Brautring meiner Mutter, den hat sie heilig bewahrt bis zum Sterben! — O du meiner Mutter einziges Erbe, du meiner Mutter letzter Segen, banne du die fürchterlichen Phantome, die mich heute umgaukeln!“

Der Goldreifen klang in den Felsen. Der Greis mit dem schnee-weißen Barte hub ihn auf, führte ihn an sein Auge, that einen gellenden Schrei: „Mein Weib, mein Kind!“

Wie ein wüster Herrentanz fuhr alles durcheinander. Kaum gelang es dem „Schutzengel“ noch, dem Gepeinigten ein Tröpfchen des besäubenden Trankes beizubringen, und das ganze Gaukelspiel war zusammengebrochen.

\*

\*

\*

Der junge Musikant lag erschöpft auf dem weichen Bette seines Zimmers im Schlosse Hohensalcken. Er konnte nicht genug jinnen und kopfschütteln über den wilden, närrischen Traum.

Der Marquis saß am Lager und hielt mit beiden Händen die fiebernde Rechte des franken jungen Mannes, und er konnte nicht satt werden, den goldenen Ring daran zu küssen. Dieser Ring war das Wahrzeichen; er trug eingegraben den Namen: Marquis de Saint Mario und das Datum des Hochzeitstages, an dem dieser Reisen an die Hand des geliebten Mädchens übergegangen war. Der Marquis hatte sein Kind gefunden.

Sein Kind, das er so grauenhaft peinigen lassen mochte.

Nicht nach England war sein Weib mit dem Knaben gegangen; es wollte entsagend ganz aus dem Kreise des adeligen Gatten entkommen, um seine Zukunft nicht mehr zu beirren. Freilich hatte die Gute an den Herzenszustand eines liebenden und unglücklichen Mannes und Vaters nicht gedacht, ja freilich an der echten Liebe des Marquis sogar gezweifelt. So floh sie, eine Deutsche von Geburt, über den Rhein und den deutschen Alpen zu. In einem Winkel Tirols ließ sie sich nieder, lebte von ihrer Hände Arbeit und erzog ihr Kind. Ehe noch der Knabe erwachsen, erlag sie dem Kummer und dem Glende, ihrem Sohne nichts hinterlassend, als die Kunde von einem reichen, vornehmen Vater, der zu Paris wohne, und als den Ring. Kaum achtete der heitere Junge der Sage, auch hat ihm der Ring, den er stets am Finger trug und verehrte, das Herz niemals schwer gemacht. Von einem alten Jägermanne lernte er das Zitherspielen und erwarb sich eine solche Fertigkeit in dieser Kunst, daß er als fahrender Künstler damit sein Brot gewann. — So die Erzählung des Musikanten. — —

Und nun dem Burschen nach der Fiebernacht gesagt wurde, er sei Herr in diesem prächtigen Schlosse und der Marquis Saint Mario sei sein leiblicher Vater, da währte er nichts anderes, als er schlafe und der schwere Traum dauere noch fort.

Und schließlich — ist hier der Erzähler selber in Verlegenheit. Seine Gewährsmänner, die er nach den thatsächlichen Vorkommnissen jener Nacht frug, haben ihm eine bestimmte und erschöpfende Antwort verweigert. Jedenfalls muß nicht allein im Kopfe des Tirolerburschen, sondern auch auf der Feste Hohensalcken etwas Seltsames vorgegangen sein, denn in der weitläufigen abgründe- und zinnenreichen Ruine fanden sich noch lange Zeit danach allerlei Spuren, die den Leuten der Umgebung unerklärlich waren.

Gewiß ist nur, daß der junge Musikant in den Tirolerleidern das Schloß Neu-Hohensalcken nicht mehr verließ, daß er wie ein Sohn des Hauses in demselben schaltete und waltete; daß er sich endlich aus Tirol

eine Gattin heimholte, ein schönes, liebes Weib, welches wie er, das liebliche Zitherspiel verstand und übte.

Und gewiss ist auch, dass seit jenen Tagen der Einkehr des jungen Musikanten in Hohenfalken der seltsame Geistesbann des Marquis gebrochen war, dass der blasse, finstere Mann keine Gier mehr hatte, die Tiefen menschlicher Seelen zu erforschen, außer er konnte in den heiteren Gemüthern seiner kleinen Enkel lesen.

Doch hat der Marquis de Saint Mario ein hohes Alter nicht erlangt. Hoch oben in dem Gemäuer der Feste wurde er eines Tages todt gefunden. Und er liegt auch in der altersgrauen, epheumrankten Burg begraben.

## Der Herkules in der Ebermühle.

Von Louise Seidl-Derschmidt.

**H**ör werdet mir's nicht glauben, Leut', wenn ich's euch je kund erzähl', wie's mir in der Ebermühl' ergangen ist.

Ich war damals ein junger Bursch, bei dem 's Herz voll Lieb, die Hosensäck' und der Geldbeutel aber leer g'wesen sind — und, versteht sich, mein' Lena hat auch nichts g'habt. G'heirat' hätten wir gleichwohl dennoch gern, d'rum hat's halt g'heissen: Hast nichts, so schau, dass d' zu was kommst!

Arbeiten! war's Gebot.

Wie's geht in der Welt, so hab' ich lang' kein' Platz als Knecht g'funden, der was tragen hätt'; die guten Bauern sind eh' versorgt g'wesen und mit ein' schlechten Dienst ist niemandem geholfen.

Freilich — in der Weit hidan — da hätt' ich schon mein Fortkommen gefunden. Bin beim Militär gewesen und eine Zeit lang Bursch beim Regimentsarzt. Das war ein anders Essen, als die Bauernkost mit lauter roggene Knödeln! Rindfleisch und Bratl alle Tag und eine Accurateß' bei allem! Nicht zum sagen! Der ist euch heikel g'wesen! Aber 's hat auch alles g'spiegelt und glantz in der schön' Wohnung, und im G'wand hat er das kleinst' Fleckel nicht g'litten. A ja, eine Ordnung lernt man schon beim Militär!

Gut hätt' ich's dort g'habt und hätt' bleiben können — aber, d' Lena halt, d' Lena! Die hat mich heimgezogen. Und was ich hab' than für d' Lena, damit wir haben heiraten können, das macht mir nicht gleich einer nach.

Also, wie ich einmal daheim war um die Osterfeiertäg, verrath' mir d' Lena, dass in der Ebermühl um Georgi wieder ein Knecht geht; — „da,“ hat's g'sagt, „könnst gleich einste'h'n!“



Mir gibt's ein Riß, wie ich das hör', denn von der Ebermühl hat man allerlei reden g'hört, aber nicht viel Gut's. Dienstbot ist ihnen keiner blieben, obwohl der Lohn ein guter war und das Haus mitsammt den Gründen zu den schönsten in der Pfarr' g'hört haben.

Warum 's die Ebermühl g'heißen hat, weiß ich nicht recht; der Herr Pfarrer hat g'sagt, vor Zeiten hätt's in unserer Gegend noch Wildsau geben und Wölfe und Bären und anderes Viehzeug, davon kämen die Namen Sau- oder Ebermühl, Bärnöd, Fuchsbühl, Wolfsau — und wie's dann alle heißen, die Örter. Möglich ist's schon, daß er Recht hat, der Herr Pfarrer. Aber wenn mich einer fragen thät, warum mein neuer Platz die Saumühl, oder nobler die Ebermühl hat g'heißen, ich könnt' eine andere Antwort geben.

Mit der damaligen Ebermüllerin bin ich in d' Schul gangen. Ein feins, saubers Dirndl ist's gewesen von ein' großen Bauernhaus — aber g'lernt hat's nichts. Hat der Herr Lehrer greint, so ist ihr' Mutter daherkommen und hätt' am liebsten g'fiennt, so hat ihr 's Dirndl erbarmt, — und G'schichten hat's dem Lehrer erzählt, daß halt ihr Marei gar so schwach und zartlich wär und er möcht' nur Geduld haben, sie wär' eh so viel g'scheit, nicht zum sagen, was für Einfäll' sie dabeim vorbrächt'!

Der Lehrer hat dann die Alte schön langsam bei der Thür hinaus-taucht und hat g'sagt: „Schon recht!“ und hat's Kreuz hinter ihr g'macht. Er hat's kennt, da is bei der Alten wie bei der Jungen schad' um's Schmalz.

Wenn aber ein Bauerndirndl Geld hat und ist noch sauber dazu, da wird nicht viel mehr g'fragt, wie's sonst ist. Da kommen Bidl-Leut genug, zugeh'n thut's d'rum, wie um frischback'ne Semmeln. So ist's auch kommen, daß das Marei Saumüllerin worden ist, kaum daß 's recht aus ihrem Kinderg'wandl d'rausg'wachsen ist.

Wie's g'heirat haben, bin ich auch bei der Hochzeit g'wesen, als Musikant, und hab's g'sehen, wie's der Pfarrer in der Kirchen zusammengeben hat. Bei der Mahlzeit hat der Herr Pfarrer auch dabei sein müssen und hat ihnen gern die Ehr gegeben, denn er war ein gar g'meiner Herr.<sup>1)</sup>

Und wie's der Hochwürden schon im Brauch g'habt hat, daß er alles, was er denkt und sinnt, für sich hinsagt, so hab' ich's vernommen, was er sich für Gedanken gemacht hat.

Als sich das neu' Ehepaar nach dem Essen zu einem Tanzel angestellt hat, hat er ihnen nachg'schaut, ein paarmal mit dem Kopf genickt und gebrummt: „Ein Herz und zwei Dalken!“

<sup>1)</sup> Leutselig.

Und hat eine Pris' Schnupstabaſt in ſeine Naſ' g'schoben, wie eine kleine Heuſuhr.

„Gaptſchi!“ hat's ihn g'riſſen — und ich hab' g'ſagt: „Helf' Gott, daſſ' 's wahr iſt.“

Na, und ſeit der Hochzeit ſind d' Jahr' vergangen und ich ſollt' Knecht in der Ebermühl werden.

Zu Georgi bin ich eing'standen, und mein' Lena hat mir auftragen, ich ſollt' ausharren und überſtatt<sup>1)</sup> thun, ihr z' Lieb', wenn mir die Arbeit z'viel wird.

So bin ich halt hingegangen in die Mühl' und hab' g'ſagt: „Da wär' ich in Gott's Nam'!“

„G — — g — gut!“ ſagt der Ebermüller in ſeiner ſtigerzeten Weiß' — „p — p — probiern wir's halt miſſamm! Eiſ' herzu und ſchneid' Dir ein Brot ab!“

Ich laſſ' mir das nicht zweimal ſchaffen und ſchieb' das Tiſchtuch zurück, daſſ' ich in die Tiſchlad' hineinkann, wo's Brod und 's Meſſer liegt.

Da iſt's geweſen, als ob auf dem Tiſch ein Gebirg' aufſtünd' — Das Tiſchtuch iſt ſtehen geblieben wie ein Brett.

„Hübſch ſchwarz iſt's in Eurer Stuben,“ ſag' ich und ſchau rundum, „habt's leicht ſchon lang nimmer g'weißent?“

„A wohl na!“ ſagte die Müllerin, „wie wir g'heirat' haben, hat's der Vater recht ſchön weißnen laſſen.“

„Da muß ich halt doch bald d'rüberriichten“, ſag' ich, „ſoviel ich an Euern Kindern ſeh', die da herumlaufen, muß es ja ſchon ein zehn Jahrln her ſein.“

Gleich den erſten Tag hab' ich ang'fangen zum Stubenauspuzen.

Hint' beim Ofen iſt das Doppelbett g'standen und dazwiſchen war ein Gang, daſſ' man hinzu hat können.

Da hat's freilich der Beſen nimmer than.

Die Müllerin hat's in der G'wohnheit g'habt, alles in das Winterl zuſammeng'lehren. D'rum iſt ein Miſthaufen dagelegen, daſſ' man mit der Hand nimmer unter's Bett' hätt' greifen können, und vom Ofen-thürl' aus iſt's ganz eben weggegangen.

Vom Stubenboden iſt man da aufg'stiegen wie auf eine Tribüne. Da hab' ich halt eine Miſtkreil' genommen und hab' aufgehackt. Lügen thu' ich nicht, drei groſſe Heuſchwinge voll hab' ich hinausgeſchleppt, das nicht dazugerechnet, was ich mit dem Beſen hab' kriegen können.

Derweil wird's zum Kochen Zeit und ich mußst' die Müllerin zum Ofen laſſen. Wie ich aber die Häfen geſehen hab' und ſchau ihr beim

<sup>1)</sup> über Macht.

Suppenanrühren zu, da ist mir der Appetit vergangen. Ich hab' die Fenster ausgehenkt, die ganz finster waren vor Fliegeng'schmaß und Rufs, und weil bei der Mühl' der Bach vorbeigegangen ist, hab' ich sie gleich in den Bach g'henkt.

Wie's mir zum Essen schrei'n, sag' ich: „Mir ist nicht recht gut, ich mag nichts.“

Bin aber geschwind zu meiner Lena in's Dorf hinauf und hab's beten: „Bitt' Dich gar schön, Dirndl, hungern thut mich,“ und hab' ihr's erzählt, dass d' Müllerin nicht einmal ein' Kochlöffel hat.

„Wart,“ sagt d' Lena, „da nimmst ihr ein' mit, mein Vater schnibelt's selber, 's Stuck zu zwei Kreuzer, und jetzt iss', Bub! Erdäpfel-nudeln haben wir halt.“

Ich hab' mich ang'essen und bin wieder in die Mühl hinab. Da hab' ich zuerst das Suppenhäfen genommen und ein scharf's Messer. Damit hab' ich abg'scherret, was inwendig d'rau war an Mehlkrusten, hab's mit Sand gerieben auswendig und einwendig wohl eine halbe Stund', bis man hat doch sehen können, dass 's ein eiser's Häfen mit schwarzem Anstrich ist; dann ist's Eiszeug d'rankommen, die Anrichtschüssel, überall die gleiche Arbeit.

Wie ich aber über's Anrührhäfen komm', da hab' ich's packt und um den ersten Stein g'haut, dass die irdenen Scherben davong'sprungen sind. Da ist ein zweit's Häfen umgefugelt aus Mehlpapp, der steinhart worden ist, wie bei ganz alten Weinfässern, wo der Weinstein noch hält, wenn die Daufeln<sup>1)</sup> brechen.

„Müllerin,“ hab' ich g'sagt, „schau Dir Dein G'schirr an! Jetzt an! Jetzt räum' ich Dir's ein in den frischgeriebenen Kuchelkasten, so machst Du's von jetzt ab auch! Aber schau, ein neu's Anrührhäfen mußt schon wagen, mir ist's zerbrochen beim Abwaschen. Und da hast ein' Kochlöffel und ein' Sprudler, die nimmst zum Mehlanrühren, wenns d' willst, dass ich in Dein Haus bleib'. Merk Dir's, die Schüsseln und 's Eiszeug, die mußt nach jedem Essen abwaschen in warmem Wasser!“

„Ja hau!“ sagt die Müllerin, „Du sagst ja! Aber wenn am Häfen im Rand ein Mehl bleibt, ist's doch schad', wenn man's hinunterwascht. Wird ja ein zweit'smal die Suppen um das besser!“

„Folg' mir nur, sonst geh' ich Dir auf der Stell'! Das Abwaschwasser, wenn's Du schon so wirtschaftlich sein willst, kannst den Sauen ins Trank schütten, dann hat das bissel Mehl, das Dir derbarmt, auch eine Verwendung. Aber kein Ofenruß darfst nicht dazu bringen!“

<sup>1)</sup> Dauben.

So ist der erste Tag vergangen und ich war noch lang mit der Stuben nicht fertig. Drei Tag hab' ich braucht, bis alles ordentlich geweißent, gewaschen und gerieben war.

Da hat's den Müllerleuten freilich wohl than und haben mich schier g'lobt.

Im Stall, Leut', da hab' ich noch das größt' Wunder erlebt. Da hat d' Müllerin selber g'füttert, und Stundenlang ist's draußen gewesen und ist nie fertig geworden. Und wenn man wann der will in den Stall gegangen ist, so hat's Vieh den Kopf vom Futterbarren wegdreht und hat herdang'schaut.

„W—w—w—as muß denn das sein,“ meint der Müller, „d—d—dass 's B—vieh nicht frisst?“

„Müller,“ jag' ich, „laßt's mich auf acht Tag in den Stall, ich hoff', daß ich's z'recht bring. Aber das sag' ich Dir, wenn Du oder sie mir in den Stall kommts, derweil ich arbeit' — aushauen thu ich Euch!“

Was hab'ns thun wollen? Froh hab'ns sein müssen, daß's einen g'funden haben, der ihnen einmal den Saustall räumt.

Ich schau nun gleich im Futterbarren nach — und denk mir: Was ist das für ein eigen Ding? Ein Grüberl, nicht größer als zwei hohle Händ' in dem ungeheuren Futtertrog und rundum alles steinfest! Nimm ich ein großes Stemmeisen und probier, ob was hergeht. Freund, da sind aber Trümmer g'flogen wie Mauerziegelu so groß und immer geht's noch tiefer hinein. Endlich komm' ich auf den Grund und seh' den schönsten steinernen Futtertrog, den man sich denken kann — aus einem Stück gehauen mit dem Stallboden. So hab' ich jedem Vieh Raum g'schaffen für sein Maul, hab' noch mit einem Strohwaschel alles sauber ausgewischt und dann das G'sod<sup>1)</sup> fürg'schüttet. Aber da hätt's sehen sollen, wie das Vieh g'fressen hat!

Auf dem Stallboden, könnt's Euch denken, war's gar völlig aus. Wie ich da g'stuft und g'hakt hab! Drei Tag' lang haben mir die Glieder darnach noch weh than.

Wie ich aber fertig war, hab' ich's Vieh austrieben und einen Hausbuben zum Hüter ang'stellt. Derweil nehm ich eine Brunnröhren und leit das Wasser vom Mühlgang, der hinter dem Stall auf dem Gefluder ist, hinein in den Stall und laß' es bei der vordern Thür über den Wiesenrain in den Bach zurückrinnen. Hat eine schöne Farb' g'habt, die Mistsuppen!

Grad, wie ich's Vieh eintrieben hab' und anhäng' und fütter, geht der Müller herbei.

<sup>1)</sup> Futter.

„M—m—muß doch n—n—achschau'n, w—wie's Dir g—eht,“  
 stigerzt er, und ich führ' ihn hinein und laß' ihn zuschau'n, wie's  
 Vieh frisst.

„Ja, w—w—wie bist denn da angangen? Frei könnt' einen selber  
 der G—g—gusto kommen.“

„Freilich,“ sag' ich, „wenn Du aus einer Schüssel essen sollst, die  
 nie pußt wird, geht Dich leicht auch ein Grausen an. Jetzt könnt's schon  
 wieder selber füttern, aber den Trog alle Tag ausräumen, sonst ist mein'  
 Arbeit für nichts.“

Am härtesten ist's ankommen, daß bei der Wäsch' eine Ordnung  
 worden ist. Das ist halt Weiberleutsach' und ich hab's auch nicht recht-  
 mäßig verstanden. Was das Meinige war, das hat schon mein' Lena  
 übernommen, aber die Hauswäsch, Tisch- und Handtücher, Kindswäsch  
 und Bettwäsch hat doch auch einmal gründlich gereinigt werden sollen.

Freilich, viel ist nicht dagewesen. Im Bett sind's oft auf dem  
 Stroh gelegen, wie's der Herrgott erschaffen hat, die kleinen Kinder  
 hat's in ein paar Fegen eing'wickelt und Hemden und Unterhosen haben's  
 nur in ein' Feiertag anzogen. Mit die paar Stücklein hat die Müllerin  
 nicht viel Umständ' g'macht.

Wie gut sie's verstanden hat, will ich jetzt erzählen. Sie hat einen  
 abg'nähten Unterkittel g'habt und mit hundert Fleck und noch mehr  
 Löchern, daß neun Katzen keine Maus mehr hätten finden können.

Da fällt's ihr ein, sie möcht' ihn einmal waschen, weiß aber nicht,  
 wie sie's anstellen soll. Ich hab' mir denkt, weit kann's nicht fehlen,  
 wenn ich ihn in den Bach einweich — da kann doch alles ordentlich  
 ausarbeiten, was d'rin ist. So hab' ich den Kittel packt und im Bach  
 mit großen Steinen niederg'schwert. Fast hat er nicht untergehen wollen,  
 aufbläht hat er sich wie ein Luftballon, und bei einem Paar wär' er mir  
 davong'schwommen. Glaub't's, sie hätt' den Kittel ordentlich herausg'rippelt?  
 Nein, liegen lassen hat's ihn wohl acht Tag lang, und im Bach hat man  
 einen grauen trüben Streifen eine Viertelstund weit verfolgen können.

Weil's indessen doch nicht hat ohne Kittel umgehen können, so  
 hat's einen Blandruckenen hervorg'sucht — an dem wohl auch kein  
 Sterndl mehr zum Erkennen war und handbreite Fransn unten herum  
 g'hängt sind. Und in der Seit' hat ein Zwickel g'fehlt, wenn's für-  
 g'stiegen ist, da ist sie daher gekommen wie die Theaterpielerinnen in der  
 Stadt, die ich g'sehen hab', wie ich noch Soldat war. Da hab'ns ein  
 Stück aufg'führt, das hat „Die schöne Lena“ g'heißen — und weil die  
 Meine auch Lena heißt, hab' ich mir's ang'schaut.

Die Griechenweiber und Göttinnen haben auch so einen Schlij in  
 der Seite g'habt wie die Müllerin, aber säubriger waren's, und auch  
 's G'wand schöner als der ihr Blandruckittel.

Endlich ist ihr doch eing'fallen, den Abgenähten aus dem Bach zu thun. Aber daß's ihn ausg'wunden hätt', dazu war's z'faul. Sie hat'n eben als tropfnasser herauszogen und auf'n Gartelzaun g'hängt zum Trocknen.

Gewesen ist mir oft, ich renn auf und davon. Aber, was mich g'halten hat, das war's Gedenken auf der Vena ihr kleins weiß' Häusl mit den blißblanken Fensterscheiben und den grünang'strichenen Zaun ums Hausgarten. Da hat alles g'funkelt und glänzt, und kein Stammerl Unkraut hat's in den Gartelbeeten g'litten. Samstag am Feierabend ist's gern am Hausbankel geessen und hat auf mich g'wart', denn sie hat g'wußt, ich komm' mit meinem Wäschbinterl.

„Halt's aus noch ein Zeittl, bis Du den Jahrlohn kriegst,“ hat's mich tröst', wenn ich ihr recht klagt hab', „dann heiraten wir und fangen unser eigene Wirtschaft an. Ich hab' schon eine Lad voll neuer Leinwäsch und Haar (Flachs), und Federn spart mein' Mutter schon jahrlang von unsere Gans. Na ja, 's Häusl ist für kleine Leut' soweit gut eing'richt', hab' nur noch ein bissel Geduld!“

Na, und die Zeit vergeht und's Licht verbrennt, und so ist auch mein Jahr in der Ebermühl' ausworden. Der Müller hat mir am Hochzeitstag noch die Brauttruben g'führt und so haben wir uns verabschiedet.

So lang wie ich hat's keiner mehr ausg'halten in der Ebermühl. Und, wie man sich's hat denken können, so ist's kommen: Die Leut' haben abg'wirtschaft und heut' ist die Mühl längst verkauft und in anderen Händen.

Fragt's mich, was worden ist aus der Familie, bei der ich ein Jahr lang mein Brot g'essen hab'?

Der Müller ist gestorben — auf dem Stroh versteht sich, und sie lebt bei einer verheirateten Tochter auf einem kleinen Häusel in der Nachbarpfarr.

Die Jung', scheint's, ist ein wenig braver g'rathen, als die Alt', was mich arg wundert — sie ist aber auch die einzig' von den vielen Kindern, die's g'habt hat, die sich herausg'macht hat. Viele sind klein gestorben, zwei Töchter hat im Dienst bei den Bauern hidan — sind aber nur so Halbpelzer<sup>1)</sup> und einer der Buben geht betteln und steht Sommer und Winter im Dorf herum, arbeit' nix, fauft Schnaps und matschgert Tabak — eine Last für die Gemeinde und eine himmel-schreiende Anlag' gegen seine Leut', die ihn in Schmutz und Unordnung haben aufwachsen und verkommen lassen.

<sup>1)</sup> Schwachköpfige.

Da steht und geht er, zum Gespött der schlimmen Buben und auch vieler unvernünftigen Alten; mir aber kann er in die Seel' hinein erbarmen, weil ich ihn g'sehen hab', wie er tauf't ist worden als ein Kugelrund's, kernfrisches Bübel, aus dem hätt' was anders werden können.

So war's in der Obermühl. Wie's mir später gangen is in der Vena ihrem weißen Häusl, das erzähl' ich ein andersmal, wenn's mir zulosen wollt's.

## Vasenkippel.

Aus einem Schreibeuche mitgetheilt von Peter Rosegger.

**D**ann wurde ich Schauspieler. Unsere Gesellschaft war eine wandernde, weil man uns überall sehen wollte. Wo wir einmal waren, da mochten sie uns nicht fortlaffen, bevor sich nicht jeder von uns förmlich losgekauft hatte. Mein schauspielerisches Talent war sehr groß, doch wollte es nicht recht heraus; zwischen Lunge und Leber mußte es sich verklemmt haben, denn wenn ich von der Leber weg sprechen wollte, versagte mir regelmäßig der Athem. Doch war ich der Beliebteste der ganzen Truppe und rettete manches Stück. Man gab Ritterstücke und Tragödien. Aber die Leute wollen lachen. Ich hatte nämlich mehrmals die Rolle tragischer Helden bekommen, ich wollte sie gar nicht lustig spielen und sie wurden doch lustig. Das ist das Unbewußte — die Genialität. Der Alte war die erstenmale verdrießlich über die, wie er sagte, unpassend erregte Heiterkeit, als aber dann das Haus zum Plätzen voll ward, so oft ich in tragischen Rollen auftrat, erkannte er meine hinreißende Kraft und versprach mir, wenn ich auch das Bettelaustragen übernehmen wollte, eine Erhöhung der Gage. Wir sagten nicht „Gasche“, sondern Gage, wie es geschrieben wird, nur wenn der Director manchmal aufgebracht war, denn der Mann litt an Zähzorn, verfiel er in den alten Fehler und nannte uns Bagasche, bis der rothe Louisel ihm einmal höflich nahelegte, daß er doch keinen solchen Aufwand treiben solle, alldieweilen wir nur auf die zwei letzten Silben Anspruch machten. Denn die Gagen wurden nicht so regelmäßig zugestellt, wie die Rechnungen unseres Herbergsvaters.

Der rothe Louisel — wegen seiner rothen Gesichtsfarbe und des ziegelblonden Haares so geheißten — hatte allerhand Einfälle; er verfertigte Theaterstücke, neue, und besserte alte aus. Der Schiller und der Shakespeare waren auf unserer Bühne nämlich nur möglich, wenn der Louisel die letzte Hand angelegt hatte. Aber er war komisch, dieser Louis Gruber; während er auf Befehl des Alten ganze Seiten streichen mußte,

streckte er seine krumme Nase und sagte, das Feine siebe man durch, das Grobe, die Kleie, sei gut für die Säue. Der Louisel war ein gemüthliches Haus und seiner geringen Begabung gemäß stets bescheiden. Er hatte etwas Geist und Gemüth, aber kein Taschenmesser. Wir beide tranken beim Wirt nicht immer noch Eins, wie die alten Deutschen, sondern immer nur Eins. Und wenn es dann zum zahlen kam, sagte der Louisel manchmal zu mir: „Thu' mich auch gleich mit ab, Walter, Du weißt, der Alte hat wieder einmal nicht gegagt.“ Bis er aber seine Gage erhielt, würde er für den ganzen Tisch zahlen. Einmal wurde er von uns andern daran erinnert; er antwortete beim Wort bleiben zu wollen und für den ganzen Tisch zu zahlen — es war ein großer viereckiger Eichentisch — falls dieser etwas verzehre. Das waren aber nur faule Fische; wir Umßißenden hatten uns, wenn er bei Taschenmesser war, nicht zu beklagen. — Es verstand sich von selbst, daß für zwei solche Kerle, wie der rothe Louisel und der Heldenspieler Walter, die Welt der Bretter zu enge werden mußte. Der Louisel hatte wieder einmal ein Stück geschrieben, und ich sollte einen meineidigen Bauern geben, der sehr fromme Reden im Mund führte, dabei seine Blutsverwandten betrog, dann bei einer Geistererscheinung sich bekreuzen will, aber die Hand nicht heben kann, mit der er einst den falschen Eid geschworen. Eine abscheulich langweilige Rolle. Ich hätte trotzdem daraus etwas gemacht, wenn der Dichter nicht darauf bestanden hätte, mich spießgenau an den Text zu halten und nicht ein einziges Wort zu extemporieren. Ich dachte gleich, daß sich diese kleinliche Principienreiterei rächen würde. Wenn dem Schauspieler etwas Besseres einfällt, als der Souffleur weiß, warum nicht sagen! Daß geniale Menschen, die mit reicher Phantasie begabt sind, an Gedächtnisschwäche leiden, ist eine alte Erfahrung. Und da ein guter Schauspieler sich auf den Souffleur nicht verlassen soll, so war ich eben wieder ganz auf mein eigenes Ingenium angewiesen bei derselben Premiere. Der erste Act gieng vorzüglich, ich heuchelte flott darauf los, als bewegte ich mich allen Ernstes in der guten Gesellschaft, und schwur mit salbungsvollster Frömmigkeit den falschen Eid. Gegen Ende des zweiten Actes jedoch, wie der Louisel als Geist erscheint, komme ich plötzlich aus der Fassung und kann nicht weiter. Der Geist zischelt mir Flüche zu, die gerade auch nicht im Buche stehen; das verehrungswürdige Publicum beginnt zu kichern, mir wird ganz blau vor den Augen, der Souffleur schreit mir den Text her, das macht mich erst recht irre. „Halt's Maul!“ rufe ich ihm zu, „lass' Dich einsalzen mit-sammt Deinem Büchel. Weiß es lang' schon was drinnen steht, besser als Du!“ Die Leute werden unruhig, da ich schon einmal entgleist und in meinem eigenen Fahrwasser bin, so trete ich vor und rede lustig ins Haus hinein: „Verehrungswürdige! Was sollen's denn noch sitzen bleiben bei



der Hize! Den ganzen dritten Act lang! Daß Sie's nur wissen, der Meineidige hat halt ein böses Gewissen, und wie er sich vor dem Geist bekreuzen will, kann er die Hand nicht heben, es trifft ihn der Schlag, er fällt zusammen und wird vom Teufel geholt. So — da habt Ihr die ganze Geschichte." — Der Vorhang fällt, aber — weil ich zu weit vorne am Rande stehe — zum Glücke hinter mir, so daß er mich von den drohenden Mächten trennt, hingegen dem rasenden Publicum aussetzt. Das rast, aber vor Vergnügen, und wer das nicht miterlebt hat, weiß nicht, was Applaus ist. Von der vordersten Reihe herauf wird mir der Riesenblumenstrauß gereicht, der dem Autor des Stückes bestimmt gewesen. Ich sage noch tiefgefühlte Worte unaussprechlichen Dankes im Namen des Dichters, da höre ich rufen: „Selber behalten! Selber essen!“ Das dämpfte etwas, für was halten sie mich denn, daß ich Blumen essen soll?

Das Ende ist zu errathen. Das Stück hatte keines, an diesem Abend, aber das meinige schien gekommen zu sein. Klipp und klapp zerreißen wollten sie mich. Der Director wollte gar nicht aufhören, mir Backenstreichs zu versetzen, rechts und links, so daß vor meinen Augen allemal die Funken stoben. Umgekehrt, wie bei einem Donnerwetter, wo zuerst der Blitz und dann der Schlag erfolgt. Der Louisel war halb gebrochen hinter einer Coullisse gesessen, aber nun, da es galt, einen Mord zu verhindern, eilte er herbei, um mich aus den Händen des Tyrannen zu befreien. Jene aber, die sich mit meinem Blumenstrauß befaßt, brachen plötzlich in ein mächtiges Spectakel aus, sie hatten darin, verborgen wie eine Schlange unter Rosen, eine riesengroße Leberwurst entdeckt. Diese sensationelle Entdeckung änderte — wie das schon oft so vorkam — den Lauf der Geschichte. „Volkes Stimme ist Gottes Stimme!“ declamierte der Alte — er hatte keinen üblen Bass — „und wenn's dem Publicum recht ist, so kann's uns umso lieber sein.“ Wir zogen uns in das Theaterrestaurant, zum Schöpferwirt, wo unser Logement war, und der Director hat zur Wurst das Bier gezahlt.

Nach solchem Erfolge — der weder dem Zufall noch dem Talente, sondern einzig nur dem Ingenium zuzuschreiben war — litt es mich natürlich nicht mehr länger bei der Schmiere. Ich wollte mich bloß einmal im Burgtheater engagieren lassen. Vorher aber eine Künstlerreise durch Amerika, denn später bekommen erste Kräfte für derlei Seitensprünge keinen Urlaub mehr.

Aber nun spreche ich aus schlimmer Erfahrung. Keinem Collegen von der Kunst möchte ich rathen, so aus dem Stegreif zu reisen. Man extemporiert wohl auf der Bühne, aber nicht nach Amerika. Das muß gut memoriert sein und für den Mimen ist der Impresario noch weit wichtiger als der Souffleur. Ich kam natürlich gar nicht hinüber. In

Bremerhaven haben sie mich zurückgewiesen; sie ahnten in mir einen Defraudateur und ahnten recht. Wollte ich nicht das größte, mindestens zweitgrößte Genie Europas nach der neuen Welt hinüberbugfieren? Auf der Rückreise wendete ich mich wiederholt an Mäcene, wovon die meisten Zwei-, andere auch Fünf-, einige sogar Zehnpfennigstücke gaben. Ich sah nun, daß meine Ruhmesbahn starke Krümmungen hatte. Eine davon führte mich aufs Schloss, wobei ich den Vortheil, der in einem einseitigen Berufswechsel lag, sofort erkannte. Ablenkende Nebenumstände bleiben unberührt; es sei vor allem kurz angemerkt, daß ich mir auf jenem Landschlosse einen Herrn aufgenommen habe.

Ein Baron, im übrigen ein ganz netter Mensch. Nur etwas hochmüthig. So ließ er zum Beispiel seine Stiefel jeden Tag stundenlang antichambrieren vor seiner Zimmerthür. Mir folgte er, obichon ich wenig zu sprechen pflegte, nahezu auf den Wink; besonders wenn ich ihn zum Diner befaß, gehorchte er augenblicklich. Doch hatte er seine Capricen. Ich besaß in seiner Lade immer gute Cigarren, er aber verdeckte mir regelmäßig den Schlüssel dazu. Ich galt als Erzieher seiner nächsten Umgebung. Waren aber ein paar lederne Kerle dabei, die manchmal ein bißchen gewichst werden mußten, wenn sie Politur annehmen sollten. Doch auch die Pantalons, Jaquets und Paletots mußten täglich mit dem Stocke gezüchtigt werden. Derlei züchtet natürlich die Galle, und eines Tages, als ich diese nichts weniger als angenehme Aufgabe an einem unordentlichen Pantalon erfüllte, stak zufällig schon der Herr darin. Wegen dieses Versehens gab es Verdruß. Der Herr faßte mich am Kragen, warf mich an die Wand und stieß mich mit einigen Fußtritten zur Thüre hinaus, daß ich die Treppe hinabkollerte. Diesen Wink verstand ich so, als ob mich der Herr nicht in seinem Hause haben wolle. Da ich soweit immer mit ihm zufrieden gewesen war, so that ich seinen Willen und gieng davon.

Nun wieder freier Weltbürger. Doch das ist kein Beruf, der seinen Mann ernährt, weshalb sich meine Ideale anderen Richtungen zuwendeten. Mebejische Neigung zur Arbeit hat meinen Charakter nie besudelt und wenn die Staatseinrichtung in Preußen bürgerliche Existenz nur gegen Arbeit garantiert, so hatte ich dafür nur ein Lächeln der Verachtung. Weil mich aber Frost und Hunger — ich will brutal aufrichtig sein — zu einem Erwerbe zwangen, so gieng ich auf dem Stadtplatz von Lichtenfelde zu einem Sicherheitswachmann hin und schleuderte ihm einen Schimpf ins Gesicht. Er blickte mich an, zuckte die Achseln und wandte sich einer anderen Weltgegend zu. Na, mein Gott, was soll ein Nothleidender dann nur anfangen! In Osterreich ist es doch bei Arreststrafe verboten, eine Amtsperson zu beleidigen. Glauben denn diese Herren Preußen, man wird ihrer mistigen Krotter wegen einen Diebstahl begehen? Wartet mal,

meine ganz jescheuten Pickelhauben, ich will euch noch curios zwingen, mir ein warmes Winterquartier zu verschaffen. Am Marktplatz, der voller Zeugen war, stieg ich auf eine Brunnenstufe und schleuderte eine Majestätsbeleidigung gegen den König von Preußen, daß das Krämer-volk nur so niederzuckte vor Schreck. Nun brauchte ich nicht mehr lange zu warten; zwischen zwei untadelhaft strammen Adjutanten marschierte ich dem Arreste zu und der Richter verbürgte mir zuvorkommend drei Monate. Das genügt. Dann ist April, die Straßen sind trocken und die Ruhmesbahn führt dann hoffentlich schnurgerade nach Wien. Man will aber nicht mit leeren Händen kommen.

Ich hatte einmal gelesen, daß ein Hauptmerkmal von Genialität ununterbrochene Schaffenslust sei. So fragte ich meine Thorwache, ob sie ungefähr wisse, was ein Dichter ist. „Na nu! Glauben Sie man, wir sinn so ungebildet, um nich zu wissen, wer das Lied jedichtet hat: Ei was kraucht im Busch herum? Mir scheint, es is Napolium! Wir kennen unsern Joethe uswendig — wissen Sie!“ „Schön. Dann werden Sie auch Verständnis haben für die Persönlichkeit, der zu dienen Sie die Ehre haben. Es wird für Sie noch viel Trinkgeld abfallen, wenn Sie die Fremden in dieses Local führen, in welchem Goethe der Zweite interniert war. Ja wohl, mein Herr, Goethe der Zweite! Ich schreibe hier einen neuen Faust!“

„Ach Herrje, is nich der alte noch jut?“ sagt das Rhinoceros, brachte aber doch Tinte, Feder, Papier und Streusandbüchse, worauf ich ihn kurz entließ. Mein Schreibtisch war aufs beste eingerichtet und ich gieng an die Arbeit. Das heißt, ich versuchte die Feder, ob sie nicht spießig sei, und das Papier, ob es nicht die Tinte durchlasse. Soweit alles in Ordnung, übrigens . . . Man kommt sich in solchen Stunden, trotzdem einem nichts einfällt, etwas einfältig vor. Plötzlich jedoch hatte ich's — ein wahrhaft classischer Stoff! Sofort begann ich zu schreiben vom Liebespaar, das nicht zusammenkommen soll und deshalb einen Doppelselbstmord begehen will, sich aber in dem Mittel vergreift. Die Einfälle purzelten nur so herbei, einer nach dem andern, bis mir auch noch einfiel, daß die ganze Geschichte der rothe Louisel einmal erzählt hatte. Um so besser, ist gleich ein Zeuge vorhanden, daß sie wahr ist. Wenn's nach mir so viele wissen sollen, warum soll's vor mir nicht auch einer gewußt haben! Es liegt nur daran, das Stück auf die Bühne zu bringen, ehe mir etwa der Rothe den Stoff stiehlt.

Bis das Frühjahr gekommen, war die Majestätsbeleidigung so gründlich herausgehungert, daß meine Seele wie eine weiße Taube vom Mund auf hätte können ins Berliner Königsschloß fliegen. Dann begannen zwischen Preußen und Osterreich die diplomatischen Verhandlungen, wobei ersteres den kürzeren zog. Preußen wurde nämlich verhalten, mich

an Oesterreich abzugeben, und zwar franco und recommandiert. Als ich unter sicherem Geleite angekommen wieder auf der Scholle des geliebten Vaterlandes stand, zu Jung-Bunzlau, haperte es mit der Sprache. Bei der gründlichen Ausbildung in meiner Jugend war auf die süßen vaterländischen Laute der tschechischen Sprache vergessen worden. Was anfangen? Für das Burgtheater war es keine Jahreszeit, so gieng ich nach Karlsbad. Aber nicht, weil ich mir auf der preußischen Festung etwa den Magen verdorben hätte, denn vielmehr als Gesandter! Aus dem Notenwechsel zwischen den Regierungen hatte es sich nämlich ergeben, daß mein Vater nach Karlsbad zuständig war, und so sandten sie mich dorthin, um die Gemeinde zu vermögen, mir die weiteren Subsistenzmittel auszuwerfen. Ich verzichtete darauf, nachdem diese Stadt mich nun blindlings verleugnete und mir jegliche Ehrengabe verweigerte. Meine Absicht, mich der Chirurgie zuzuwenden, indem ich mich in einer Badeanstalt als Heizer und Frottierer unterzubringen suchte, mißlang. So gieng ich in Staatsdienste und nahm ein Amt als kaiser-königlicher Straßenschotterer an. Hier konnte ich aber gerade einmal die menschliche Undankbarkeit studieren. Ist es glaublich? Nicht eine einzige der Herrschaften, wie sie da auf der Straße, die ich ihnen bereitet, zwei- oder vierspännig vorüber rollten — nicht eine einzige hat mich gegrüßt, den ganzen Sommer über nicht eine einzige. Erst gegen den Herbst hin fiel es einem Herrschaftskutscher ein, mit der Peitsche nach mir zu hauen, weil ihm der Schotter zu grob war. Komisch sind die Leute. Ihm gefiel der grobe Schotter nicht und unsereinem soll der grobe Kutscher gefallen!

Endlich um die Zeit von Allerheiligen konnte ich mich aufmachen nach Wien. Zum Behufe ethnographischer Studien wählte ich den Fußweg. Er ist auch etwas näher als die Eisenbahn, die mehrmals um die Ecke biegt. Unterwegs traf ich einen Naturarzt, einen drolligen Patron. Der suchte mich für seine Grundsätze zu gewinnen, er wollte partout das menschliche Leben verlängern. Dem sagte ich es! Ob er denn glaube, daß die Natur ein langes Leben der Personen wünsche? Bei der ungeheuren Zahl an Mehrgeburten! Warum gab die Natur uns den Alkohol, den Tabak, den Heißhunger und die Weiber? Doch offenbar zur Kurzweil, das heißt, um uns das langweilige Alter zu ersparen! Wenn alles darauf ausgeht, die Zeit zu verkürzen, wieso kann es der Heilkünstler wagen, das Leben zu verlängern! Solch gemeingefährliche Leute sollte man gar nicht frei herumgehen lassen! — Na, wie der Mann gestuzt hat! Einem schlichten Wanderer hätte er diese philosophische Auffassung wohl nicht zugetraut. Er meinte wahrscheinlich, sie wäre auf meinem Sack gewachsen. Während dieser Erörterungen wanderten wir gerade durch die böhmischen Wälder. Da packte mich mein Begleiter,

der Naturarzt, ganz jählings an der Gurgel, warf mich hin und sagte, er wolle mir die Zeit verkürzen. Da ich mich nicht mehr zu erwehren vermochte, so wollte ich ihm meine Habe schon freiwillig abtreten. Da wurde er von einem heranrasselnden Wagen verschleudert und ich war froh, den gelehrigen Heilkünstler, der plötzlich so — kurzweilig geworden war, los zu sein.

In Wien hatte ich einen Freund. Es war der Baron, auf dessen Landschloß ich einmal Erzieher gewesen. Er besaß ein Palais auf der Ringstraße und hätte sich über meinen Besuch gewiß herzlich gefreut, wenn er nicht gerade verreist gewesen wäre. Um in der Burg eine Audienz zu erwirken, beim Theaterintendanten, das war eine Angelegenheit späterer Tage, bis mein neuer Anzug fertig sein würde. Da ich an diesem Abende also weiter nichts anzufangen wußte, gieng ich in ein Vorstadttheater. Weder der Cassier, noch der Billeteur erkannte mich, ich war nämlich vorher noch nie dort gewesen. Das Theater war zum brechen voll; ich hatte einen der obersten Plätze genommen und konnte mich ganz in das neue Volksstück vertiefen, das gegeben wurde. Allen Respect, das heiße ich Komödie spielen — und schreiben! Die können es um einiges besser als weiland wir von der Schmiere, mit Einschluss des Louisel, der auch just kein Plattschädel gewesen ist. Ein Landpfarrer, der sein Stubenmädchen liebt und es mit einem andern frauen muß. Mag bitter sein! Und ein halbwilder Mensch, der ihn verrathen hat und doch nachher zum Pfarrer kommen muß, weil seine Mutter ins Wasser gegangen ist. — Nach meiner Ansicht war diese Figur verhaut. Inconsequente Charakterdurchführung. Was kommt er denn zum Pfarrer, wenn er ihn nicht leiden mag? — Ich blieb indes bis zum Schlusse — um etwas besonderes zu erleben.

Als der Vorhang gefallen, brach ein solcher Beifallsturm los und ein Lärmen nach dem Verfasser, daß dieser, von zwei andern gezerrt, auf die Bühne kam. Ein Mensch — mir kommt er bekannt vor. Den muß ich ja schon — Wo mag ich ihn nur — Jesses und Josef, ist das nicht der Louisel? Der rothe Louisel — wenn er heute gleichwohl schwarz ist auf und auf und blass im Gesicht vor Aufregung. Der Louisel ist's! „Louisel! Collega!“ schreie ich und klatsche mir die Hände zuschanden. „Louisel! Collega!“ Aber er hört's nicht, denn die tausend anderen Lärmen noch abscheulicher. Immer wieder kommt er heraus, der Popularitätshascher, ich schwente das Sacktuch, es war freilich nicht mehr weiß, er sah es nicht, er sah und hörte mich nicht, so tief war er ver-tölpelt in seinen Erfolgsdusel. — Armer Junge!

Nun endlich beschaute ich mir auch den Theaterzettel recht. Meiner sig! L. Gruber! — Gruber schrieb sich doch der Rothe. Daß mir das nicht gleich auffiel! — Natürlich lief ich wie wahnsinnig durch alle

Gänge, verlaufe mich in alle Winkel, fand aber nicht den Eingang auf die Bühne. Diese verdammten Stadttheater! Wie einfach war es doch bei uns auf dem Lande, zur Bühne zu kommen! Vom Unger durch das Stadthor, und drinnen war man. Aber hier die Schlamperei! Wohin man wollte, dahin kam man nicht; und wohin man nicht wollte, dahin kam man. Am hinteren Ausgang, wo die Schauspieler sich entfernten, habe ich ihn erwartet. Nach einer Weile kam er mit mehreren aufgeregten sprechenden Herren heraus. Ich flog ihm um den Hals: „Louisel! Ich bin's, ich, der Walter!“ Vor eine Straßenlaterne zog ich ihn, er schaute mich erstarrt an. Er murmelte was. „Das Stück hast Du gemacht!“ rief ich fast toll vor Vergnügen. „Louisel! dieses großartige Stück! Bist aber doch ein Mistvieh, Du! Wenn man noch Du sagen darf zu Dir!“

„Du sagen schon,“ antwortete er sich fassend, „das — das andere aber kannst Du für Dich behalten.“

„Nicht böse sein, Brüder!“ Immer wieder von neuem mußte ich ihn umarmen, den Gefeierten. Mehrere Männer schleppten ihm Kränze nach, einer rief den Fiaker. Jetzt erst wurde es mir klar, wie gern ich den Louisel hatte. „Märrisch werde ich Dir vor Freude!“ rief ich, „dieses Wiedersehen! Ein solches Wiedersehen! Anabe, dieser Abend wird gefeiert. Gefeiert, wie die Götter keinen in ihrem Kalender haben.“

„Du mußt mich schon entschuldigen,“ sagte er zerstreut, wie Dichter immer sind, „ich bin heute in einen kleinen Privatkreis geladen.“

„Genier' Dich nicht, alter Freund! Jeder Kreis ist mir recht, auch der privateste, wenn nur Du drinnen stehst. Große Gesellschaft habe ich, so viel Du weißt, nie geliebt. Da sind mir die gemüthlichen Zirkel weit angenehmer. Wohl auch hübsche Damen, wie? Na, heute will ich Dir das Vorrecht, Löwe zu sein, nicht streitig machen. Colossal lieb von Dir, daß Du mich mitnimmst!“

Diemeilen bemerkte ich, daß ihm mein Anzug aufgefallen war. „Der ist etwas malerisch, Junge, was? Nun, den neuen hat der Schneider noch nicht fertig.“

„Bei welchem läßt Du denn arbeiten?“ fragte er.

„Das weiß ich im Moment noch nicht. Beim kaiser-königlichen Hofschneider, denke ich.“

„Nicht wahr, Walter,“ sagte er freundlich aber verteufelt bestimmt, „Du bist so gut und kommst nächster Tage einmal zu mir. Warte, ich will Dir meine Adresse aufschreiben.“

„Dein Stück muß ins Burgtheater!“ rief ich begeistert.

Er stieß jenes kurze heifere Lachen aus, das wir bei ihm immer das ungläubige Lachen genannt haben.

„Lass das gut sein, Louisel!“ sagte ich, „es soll meine Sorge sein. Das Stück kommt in die Burg!“

Mittlerweile überreichte er mir das Papier mit der Adresse und unter demselben — ich erkannte es schon im Greifen. Nur wusste ich nicht wie viel. Damit war ich aber auch entlassen. Der Schlucker! Gedrückt fühlte er sich in Gegenwart eines künftigen Hofchauspielers. Diesen Abend wollte gerade er einmal der Hahn im Korb sein in seinem Privatkreis. Ich will ihm's nicht verdenken. Aber neugierig war ich doch. Kaum der Wagen davongefahren, gieng ich hart unter die Laterne. Zehn Gulden! Schundig, bei diesem vollen Hause. Und für morgen ist dieser verliebte Pfarrer wieder angelegt. Ich höre, die ganze Woche hindurch. Ein Schweineglück! Lasse Zeit, Louisel! Das Glück ist kugelrund.

In wenigen Tagen war ich so weit beisammen, daß ein Antrittsbesuch bei der Intendanz gemacht werden konnte. Ich ließ mich also melden, doch war Seine Gnaden diesmal nicht zu sprechen. Es werden Tage kommen, mein lieber Herr, wo Du bei Walter antichambrierst! Dann unterhielt ich mich leutselig mit dem Diener im Vorzimmer. Natürlich war die Rede von dem neuen dramatischen Stern, der aufgegangen.

„Ich bitte Sie,“ sagte ich, „noch heute wäre dieser Mensch bei der Schmiere! Ganz natürlich! Seinen Erfolg hat er mir zu verdanken, mir einzig und allein. Wenn meine Bemühungen nicht schon in kleinen Theatern das bißchen Talent zum Leuchten gebracht hätten! Ist übrigens ein guter Junge, wird sich hoffentlich noch machen, wenn er die Rathschläge vernünftiger Freunde nicht in den Wind schlägt.“

„Sie kennen also diesen Anzengruber?“ fragte der Diener ergebendst.

„Anzengruber? Nein, den kenne ich nicht. Wieso?“

„Weil Sie sagen, daß er Ihnen den Erfolg verdankt.“

„Ich spreche vom Louisel. Von Gruber, wenn Sie die Güte haben wollten, etwas weniger zerstreut zu sein.“

„Wenn Sie vom Verfasser des Pfarrers sprechen, lieber Herr,“ versetzte der Kammerdiener unangenehm dreist, „so heißt derselbe nicht Louisel, sondern Ludwig, und nicht Gruber, sondern Anzengruber. Früher ein fahrender Komödiant; seit kurzem ein kleiner Polizeibeamter soll er sein. Heute steht's in allen Blättern.“

In solchen Momenten greift der klügste Mensch sich an den Kopf. Ist das möglich? Ist eine solche Falschheit möglich? Hat sich der Mensch jahrelang unter falschem Namen herumgetrieben, hat seine Freunde damit beschwindelt und hat schließlich noch die Frechheit, Polizeibeamter zu werden!

Ein Komödiant müsse doch Komödie spielen können, hatte damals der gute Cerberus an der Pforte der Intendanz treuherzig gesagt. Zum Teufel, ja, das muß er können. Verstellen muß er sich können, das muß er! Aber — wie es sich später zeigte — der Hund gieng weiter. Da hat er sich immer gleisnerisch für einen kleinen, bescheidenen Kerl geberdet, und in Wahrheit war's ein großer Mann! — Nein, eine solche Verstellung überschreitet die Grenzen!

## Der Menschenkäfig.

Pariser Idylle von Emile Zola.

Am „Jardin des Plantes“ war es eines Tages einem Löwen und einer Hyäne gelungen, ihre Käfige zu öffnen, die nur nachlässig verschlossen gewesen waren.

Ein heller Morgen war's und lustig leuchtete die Sonne am Rande des bleichen Himmels. Unter den mächtigen Kastanienbäumen herrschte die feuchte, dämpfige Frische des werdenden Frühlings. Die beiden biederen Bierfüßler, die soeben reichlich gefrühstückt hatten, wandelten durch den Garten mit schlenderndem Behagen, indem sie zuweilen stillestanden, um sich zu belecken und mit Wollust die Annehmlichkeit des herrlichen Tages zu genießen. Am Ende einer Allee begegneten sie einander, und nach Austausch der üblichen Höflichkeiten setzten sie ihren Spaziergang gemeinschaftlich fort, in traulich kameradschaftlichem Geplauder. Es dauerte aber nicht lange, da fieng der Garten an, sie zu langweilen; auch kam er ihnen sehr klein vor. Sie beriethen nun, welchem Vergnügen sie ihren Tag widmen sollten.

„Meiner Treu“, meinte der Löwe, „ich hätte nicht übel Lust, eine Grille zu befriedigen, die mir schon lange im Kopf herumgeht. Es sind jetzt viele Jahre her, daß diese Menschen gelaufen kommen, um mich in meinem Käfig anzustarren und anzustarren, wie rechte Einfaltspinsel. Ich habe mir daher fest vorgenommen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit hinzugehen, um mir diese Kerle in ihrem Käfig anzuschauen, selbst auf die Gefahr hin, ihnen ebenso dumm zu erscheinen, wie sie mir . . . Ich schlage Dir also einen kleinen Spaziergang nach dem Menschenkäfig vor.“

In diesem Augenblick begann das erwachende Paris zu pusten und zu schnarchen, so dröhnend, so gewaltig, daß die Hyäne wie gebannt stehen blieb und voll scheuer Unruhe hinhörchte. Dumpf und drohend klang die Stimme der Stadt herauf. Hervorgebracht durch das Gepolter



der Wagen und das Geschrei in den Straßen, glich dieses Lärmen einem tollen Wuthgeheul, vermischt mit Stöhnen und Todesschreien.

„Mein guter Gott!“ murmelte die Hyäne, „sie erwürgen sich gewiß in diesem Käfig. Höre nur, wie sie zornig sind und wie sie brüllen.“

„Wahrhaftig, sie machen einen gräulichen Lärm“, sagte der Löwe. „Vielleicht quält sie gerade ein Thierbändiger.“

Das Getöse schwoll immer mehr an, so daß die Hyäne wirklich Angst bekam.

„Meinst Du, daß es klug sein wird, sich da hineinzuwagen?“ fragte sie furchtsam.

„Bah, sie werden uns nicht fressen“, antwortete der Löwe. „Zum Fenster auch, komm nur! Die Menschen scheinen sich ja recht nett herumzubalgen, und das wird uns wohl zu lachen geben.“

\* \* \*

In den Straßen schlichen sie bescheiden an den Häusern entlang. Wie sie an eine Kreuzung kamen, wurden sie plötzlich vom Strom der Menge mit fortgerissen. Sie folgten diesem Zuge, der ihnen ein interessantes Schauspiel versprach. Bald befanden sie sich auf einem weiten Platz, auf dem sich ein ganzes Volk bis zum Berquetschen drängte. In der Mitte war ein Gerüst aus rothem Holze aufgeschlagen. Aller Augen waren darauf gerichtet mit einer Art von gierigem Verlangen und Vergnügen.

„Siehst Du“, sagte mit leiser Stimme der Löwe zur Hyäne, „dieses Gerüst ist ohne Zweifel ein Tisch, auf dem man eine gute Mahlzeit auftragen wird für alle diese Menschen, die sich schon die Zunge danach lecken. Nur erscheint mir der Tisch dort ein wenig klein für diese Horde von Hungrigen.“

Raum er diese Worte gesprochen hatte, stieß die Menge ein Gemurmel der Befriedigung aus, und der Löwe erklärte, jetzt müßten die Speisen ankommen, wahrscheinlich brächte sie der Wagen, der dort in tollem Galopp heranzufuhr. Aus dem Wagen zog man einen Menschen heraus, setzte ihn auf das Gerüst und schnitt ihm mit großer Geschicklichkeit den Kopf ab. Sodann legte man den Leichnam in einen anderen Wagen und beeilte sich, ihn flüchtend vor dem Heißhunger der Menge zu bergen, die, ohne Zweifel aus Nahrungsgier, laut aufheulte.

„Schau, man ißt den nicht!“ rief enttäuscht der Löwe.

Die Hyäne fühlte einen leisen Schauer durch ihre Borsten gehen. „Zu was für Ungeheuern hast Du mich geführt“, sagte sie vorwurfsvoll zu ihrem Genossen. Sie tödten, ohne Hunger zu haben . . . Um Himmelswillen, trachten wir so schnell als möglich von ihnen wegzukommen!“

\* \* \*

Als sie den Platz verlassen hatten, schlugen sie die Richtung nach dem äußeren Boulevard ein und giengen ganz behutsam an den Quais entlang. Wie sie zur Altstadt kamen, bemerkten sie hinter der Notre-Dame-Kirche ein langes, niedriges Haus, in das die Vorübergehenden eintraten, wie man in eine Marktbude tritt, um irgend ein Phänomen zu sehen, und das sie mit verwunderten Gesichtern wieder verließen. Übrigens bezahlte man weder beim Hinein- noch beim Herausgehen etwas. Der Löwe und die Hyäne giengen der Menge nach und da sahen sie nun, ausgestreckt auf lange Platten, Leichname liegen, deren Fleisch von Wunden durchlöchert oder wie vom Wasser aufgedunsen war. Die Zuschauer betrachteten in stummer Neugierde mit kühlen, ruhigen Blicken die todtten Leiber.

„Nun, was sagte ich?“ murmelte die Hyäne. „Sie tödten nicht, um zu essen. Schau doch, wie sie die saftigsten Nahrungsmittel verderben lassen . . .“

Als sie sich wieder auf der Straße befanden, kamen sie an einem Metzgerladen vorbei. Ganz roth war das Fleisch, das hier an blanken eisernen Haken umherhieng; hoch hinauf an den Wänden war es aufgestapelt und in dünnen Fäden rieselte das Blut daraus hervor auf die Marmorplatten des Bodens. Duster und roth leuchtete die ganze Halle.

„Sieh doch“, sagte der Löwe, „Du behauptest, daß die Menschen nicht essen. Da haben sie einen Vorrath aufgehäuft, mit dem die ganze Colonie unseres Gartens auf volle acht Tage versorgt werden könnte . . . Ob das wohl Menschenfleisch ist?“

Die Hyäne hatte, wie bereits bemerkt, reichlich gefrühstückt.

„Pfui“, sagte sie, indem sie sich abwendete, „das ist ekelhaft. Mir wird ganz übel vom Anblick dieser Fleischmassen.“

\* \* \*

„Bemerkst Du“, nahm nach einiger Zeit die Hyäne wieder das Wort, „bemerkst Du diese dicken Thüren und die riesigen Schösser daran? Die Menschen sperren sich durch Holz und Eisen von ihregleichen ab, aus Furcht, von einander verschlungen zu werden. Und an jeder Straßenecke stehen Leute, mit Säbeln bewaffnet, um den öffentlichen Anstand aufrechtzuerhalten. Sind das wilde Bestien!“

Im selben Augenblicke raste ein Automobil vorüber, das ein Kind unter seinen Rädern zerquetschte, so daß das Blut ausspritzte bis in des Löwen Gesicht.

„Aber das ist ja entsetzlich“, rief er aus, indem er sich mit seiner Pfote säuberte. „Man kann ja nicht zwei Schritte im Frieden machen. Es regnet Blut in diesem Menschenkäfig . . .“

„In der That“, meinte die Hyäne, „sie haben diese rollenden Maschinen nur erfunden, um so viel Blut wie möglich zu bekommen. Das sind vielleicht die Pressen, um aus den Leibern das Blut zu kelteren. Seit kurzem bemerke ich auch auf Schritt und Tritt verpestete

Buden, in deren Hintergrund Männer saßen, die aus hohen Gläsern eine rothe Flüssigkeit tranken, die gewiß nichts anderes ist als Blut. Sie tranken große Mengen dieses rothen Saftes, wahrscheinlich um sich bis zur Wurdwuth zu berauschen, denn in mehreren dieser Locale sah ich, wie die Trinker einander mit den Fäusten niederschlugen.“

Ich begreife jetzt auch“, nahm der Löwe wieder das Wort, „die Nothwendigkeit des großen Baches, der mitten durch ihren Käfig fließt und den sie Seine nennen. Er reinigt den Käfig und nimmt alles vergossene Blut mit fort. Die Menschen müssen ihn selber hieher geleitet haben, aus Furcht vor der Pest wahrscheinlich. Auch werfen sie alle Ermordeten da hinein . . .“

„Wir wollen lieber nicht mehr über die Brücke gehen“, unterbrach ihn die Hyäne zusammenschauernd . . . „Bist Du nicht auch müde? Es wäre vielleicht klüger, jetzt heimzuwandern.“

\* \* \*

Ich konnte den guten Thieren nicht Schritt für Schritt folgen. Der Löwe wollte alles sehen und die Hyäne, deren Schreck bei jedem Schritte wuchs, mußte ihm wohl oder übel folgen, da sie es nicht um alles gewagt hätte, den Rückweg allein anzutreten. Als sie an den Börsenpalast kamen, erreichte sie durch inständiges Bitten wenigstens so viel, daß man nicht da hineinging. Es drangen aus dieser Mördergrube solche Klagelaute, ein so gräuliches Geschrei, daß sie zitternd vor der Thür hielt und ihr die Borsten zu Berge standen.

„Komm' schnell, schnell!“ rief sie und versuchte, den Löwen mit fortzuziehen. „Das ist gewiß der Schauplatz des allgemeinen Gemetzels. Hörst Du das Seufzen und Stöhnen der Opfer und das Freudengeheul der Henker? Es muß die Schlachtbank sein, die alle Metzgerbuden versorgt. Machen wir um Himmelswillen, daß wir weiterkommen!“

Der Löwe, den auch bereits die Furcht ergriffen hatte und der schon den Schweif einzog, gab gerne nach. Er floh nur nicht geradezu, weil er ja seinen Ruf des Muthes und der Tapferkeit nicht auf das Spiel setzen durfte. Noblesse oblige! In seinem Innersten aber klagte er sich schon der Verwegenheit an und sagte sich, daß ihn das Gebrüll von Paris diesen Morgen doch hätte zurückhalten sollen, in diese wilde Menagerie einzudringen.

Der Hyäne klapperten vor Furcht die Zähne und beide schlichen vorsichtig weiter und trachteten, nach Hause zu kommen.

\* \* \*

Und siehe da, plötzlich erhebt sich ein dumpfes Gebrause von den Ecken des riesigen Menschenkäfigs her. Die Läden schließen sich, die Sturmglocke schlägt an und sendet ihr beängstigendes Stöhnen und Wimmern durch die Luft.

Bewaffnete Menschenhaufen stürmen durch die Straßen, füllen sie, reißen das Pflaster auf und errichten in Eile Barricaden. Das Gebrüll der Stadt ist verstummt, schweres, düsteres Schweigen herrscht ringsum. Die menschlichen Bestien schleichen lautlos, sie kriechen längs der Häuser hin, lauernd, sprungbereit. Bald auch schnellen sie empor, das Gewehrfeuer beginnt, von der tiefen, ernsten Stimme der Kanone begleitet. Das Blut fließt, die Todten liegen mit dem Gesichte in den Gassen und Bächen, die Verwundeten jammern. Es haben sich im Menschenkäfig zwei Streithaufen gebildet und nun vergnügen sich die Ungeheuer damit, sich untereinander zu erwürgen.

Sobald der Löwe begriffen hatte, warum es sich da handelte, rief er aus: „Mein lieber Gott, errette uns aus der Bedrängnis! Ich bin gehörig bestraft dafür, daß ich dem thörichten Gelüste nachgab und diese fürchterlichen Fleischfresser aufsuchte. Wie sind doch unsere Sitten milde im Vergleich zu den ihren! Niemals morden wir uns und fressen uns untereinander auf.“ Und sich zur Hyäne wendend, fuhr er fort: „Gehen wir schnell! Nehmen wir Reißaus! Spielen wir nicht länger die Beherzten! Ich für meinen Theil gestehe, daß mir vor Schreck die Knochen im Leibe zittern. Suchen wir denn schleunigst aus dieser barbarischen Gegend fortzukommen!“

Voll Scham und Schauder und banger Furcht ergriffen Löwe und Hyäne die Flucht. Immer schneller und verzweifelter stürmten sie dahin, vom Entsetzen gepeitscht. Die schrecklichen Erinnerungen an die Erlebnisse dieses Tages stachelten ihre Schritte zu überstürztem Laufe.

So kamen sie athemlos beim „Jardin des Plantes“ an. Noch sahen sie sich zitternd um. Dann erst wagten sie, sich auszuzeichnen. Aber eiligst warfen sie sich in einen leeren Käfig, dessen Thür sie mit allen Kräften hinter sich verschlossen. Und nun ergossen sie sich in freudigen Beglückwünschungen über ihre glückliche Wiederkehr.

„Mich“, sagte der Löwe, „soll nichts in der Welt jemals dazu bringen, meinen Käfig zu verlassen, um mich in dem der Menschen herumzutreiben. Es gibt doch kein Glück und keinen Frieden außerhalb dieser meiner behaglichen civilisierten Zelle . . .“

\* \* \*

Wie er die Hyäne die Eisenstäbe des Käfigs einen nach dem andern sorgsam abtasten sah, fragte er: „Was untersuchst du denn so eifrig?“

„Ich sehe nach“, erwiderte sie, „ob diese Stangen auch fest genug sind, um uns ausreichenden Schutz zu gewähren gegen die Wildheit der Menschen.“

## Höflichkeit in der Familie.

Wenn meine Großtante — Tante Julie — hörte, wie jemand wegen seiner besonderen geselligen Talente, seiner Heiterkeit und Höflichkeit übermäßig gepriesen wurde, dann pflegte sie bedenklich ihr mit einer großen schwarzen Spitzenhaube verziertes Haupt zu schütteln. Sie schob die Hornbrille, die ihr bei solchen Gelegenheiten immer die Nase herunterrutschte, sorgfältig in die Höhe und sagte zweifelnd: „Hm — hm! Gassenengel — Hausteufel!“ Tante Julie war sehr für solche kräftige Sprüchlein und traf auch meistens den Nagel auf den Kopf. Mir wollte damals der Sinn dieses Sprüchleins freilich gar nicht einleuchten. Aber wenn man im Laufe der Jahre seine Erfahrungen macht, dann wird einem manches klar, und heute schüttle ich wohl selber manchmal den Kopf, wie die gute, alte Tante Julie, und denke an ihr „Gassenengel — Hausteufel!“

Höflichkeit in der Familie! Wo wird sie richtig geübt und gepflegt? Draußen freilich, auf der „Gasse“, da ist man höflich, man muß es sein, man ist ja auch dazu erzogen, man übt Höflichkeit ganz mechanisch, man wäre ja ein Rüpel, wenn man eben nicht höflich wäre. Sogar der tölpelhafteste Junge in den lieblichen Flegeljahren zieht auf der Straße doch — wenn auch linksich genug — die Mühe, mäßigt die Stimme, versucht seine überflüssigen und störenden Gliedmaßen einigermaßen nach Art der übrigen Menschheit zu gebrauchen. Zu Hause freilich, da hat er das nicht nöthig, da kommt er in das Zimmer mit der Mühe auf dem Kopf, als ob er ein Nest junger Spagen darunter hüten müßte, da gröhlt er in den unlieblichsten Tönen, da flegelt er sich auf allen Sitzgelegenheiten herum nach Herzenslust. Und der Herr des Hauses, der noch eben vor der Thür verbindlich und liebenswürdig mit einem Bekannten sprach oder galant einer Dame die Hand küßte, ist ein ganz anderer, sobald er in seinem Heim ist. Er bietet kaum einen guten Tag, er spricht in mürrischem oder gleichgiltigem Ton; er würde es sonderbar finden, wenn er seiner Familie mit „Höflichkeit“ begegnen sollte. Die erwachsenen Söhne, die draußen die galantesten Cavaliere sind, benehmen sich den Schwestern gegenüber recht gleichgiltig und oft recht unhöflich und haben auch für ihre Mutter keine liebenswürdigen Aufmerksamkeiten. Gott, man ist ja froh, wenn man all die gesellschaftliche Lünche einmal abblättern kann, wenn man sich „gehen lassen“, sich's „bequem machen“ kann.

Es wäre traurig, wenn dies „sich gehen lassen“, „sich's bequem machen“ einem wirklichen Bedürfnis entspränge. Menschen, die

nur nach außen mühsam einen gewissen Schliß zeigen, eine Höflichkeit heucheln, die sie im Grunde lieber in rechte Unhöflichkeit verkehren möchten, sind eben heuchlerische, rohe Geschöpfe. Und das sind doch immer nur wenige unter vielen. Aber diese häusliche Formlosigkeit ist mehr ein Ausfluß von Gleichgiltigkeit, ein Bequemlichkeitsfehler, ein Erziehungsfehler. Der überarbeitete Hausherr, die nervöse, verärgerte Mutter lassen ein wenig ihrem Ärger freien Lauf, achten in ihrer Abspannung nicht auf Form und Ton. Die unerwachsenen Kinder folgen ihrer natürlichen Neigung zur Formlosigkeit, und wenn diese nicht wegezogen wird, wächst sie immer mehr und mehr.

Wir Deutsche könnten uns in dieser Beziehung ein Beispiel an den Engländern nehmen. Der Engländer hält auch in seinem Hause streng an höflichen Formen fest. Er ist immer Gentleman. Der Verkehr mit der Frau, den Kindern, den Dienstboten, bewegt sich in den höflichsten Formen. Das sind freilich Ueßerlichkeiten. Aber solche Ueßerlichkeiten wirken doch recht bestimmend auf das ganze Familienleben. Nur ein Beispiel: Im Mittelstande wird die englische Familie immer nur in tadellosem Anzug zum „Diner“ erscheinen. Die Frau des Hauses wird auf dem einfachsten Kleide stets irgend eine kleine Verschönerung anbringen, die Kinder sind frisch gewaschen und frisiert, der Hausherr erscheint nicht im Arbeits- oder Hausrock. Das wirkt auf den ganzen Ton ein, auf die ganze Stimmung.

In dieser Beziehung hapert es bei uns noch ganz bedenklich. Der Verkehr der Familienmitglieder unter einander leidet an einer sehr bedenklichen Formlosigkeit. Und doch wäre es so leicht, da Besserung zu schaffen. Ein Befehl in freundlichem Tone gegeben, ein Wunsch, freundlich ausgesprochen, wird ganz anders erfüllt, als ein gleichgiltig oder gereizt hingeworfener. Ein höflicher Verweis wirkt beim rüpelhaftesten Jungen mehr als ein heftiges Schimpfwort. Eine kleine Artigkeit, zur rechten Zeit erwiesen, begütigt manche Verstimmung. Und die kleinen Höflichkeiten des täglichen Lebens wirken auf den ganzen Verkehr der Familie unter einander sehr günstig ein. Die Kinder werden ihre Eltern ganz anders achten, wenn diese sich selbst mit gegenseitiger Achtung behandeln. Sie werden unter sich verträglicher und liebevoller sein, wenn die Eltern streng darauf halten, daß sie auch höflich zu einander sind; daß die Jungen den Mädchen kleine Dienste erweisen müssen, sie niemals rauh und tölpelhaft behandeln dürfen. Wie viel trägt es bei zum guten Ton im Hause, wenn die Familienglieder sich bei jedem Ausgang von einander verabschieden, wenn auch nur mit zwei freundlichen Worten und mit einem Hinweis auf ihren Ausgang. Wie sonderbar ist man berührt, wenn man in einer Familie hört, daß die erwachsenen Kinder ausgegangen sind, aber niemand weiß, wohin. Ohne

dabei etwas Unrechtes zu vermuthen, sagt man sich doch, daß der innere Zusammenhang in solcher Familie ein sehr lockerer sein muß.

Übrigens ist Höflichkeit in der Familie auch in manch anderer Hinsicht empfehlenswert. Ein zu solcher Höflichkeit erzogener Mensch ist ganz anders an Selbstbeherrschung gewöhnt als ein anderer, der sich im Familientreise nach Belieben „gehen lassen“ kann. Er wird auch diese Selbstbeherrschung nicht so leicht verlieren, denn sie ist ihm eben durch die dauernde Gewöhnung zur zweiten Natur geworden. Selbstbeherrschung aber ist eine so außerordentlich wichtige und nothwendige Eigenschaft, daß man kühn sagen kann, das größere oder geringere Maß davon bestimme das Schicksal des Menschen, seinen Lebensgang und sein Glück.

Und schon deshalb allein handelt die Mutter weise, die ihre Kinder lehrt, auch im engsten Kreise höflich zu sein, die in ihrem Haus auf gute Formen, auf Zuverlässigkeit untereinander, auf kleine äußerliche Beweise der gegenseitigen Anhänglichkeit hält. Erziehung ist Gewohnheit, Tugend ist Gewohnheit! Warum soll gerade die Tugend der Höflichkeit nicht durch die Gewohnheit befestigt werden?

Wie würden wir es finden, wenn etwa eine Mutter nur darauf sähe, daß ihre Kinder vor fremden Menschen die Wahrheit sagen, daß sie aber im Familientreise nach Herzenslust lügen dürften? Undenkbar, nicht wahr? Aber warum soll man denn nur gegen fremde Menschen höflich sein und zu Hause diese Höflichkeit beiseite stellen?

Die gestrengen Hausherren aber, die gar zu gerne sich mehr oder weniger „gehen lassen“, und die halb und ganz erwachsenen Herren Söhne, die an dem Maß ihrer „Forsicht“ gegen die Schwestern, und leider Gottes auch manchmal gegen ihre Mutter, den höheren oder geringeren Grad ihrer „Männlichkeit“ abmessen, mögen sich's gesagt sein lassen: „Höflichkeit gegen Fremde ist eine Nothwendigkeit, Höflichkeit in der Familie ist das Merkzeichen ihrer Geistes- und Herzensbildung“. Und es gehört wirklich wenig dazu, um Tante Juliens Sprüchlein in ein anderes, erbaulicheres umzuwandeln. „Bist Du höflich drauß, — Sei es auch zu Haus.“

„Das Blatt der Hausfrau.“

## Unsere sieben Sachen.

Von Peter Rosegger.

Es geht der Spruch von den „sieben Sachen“. „Hast du deine sieben Sachen?“ fragte mich meine Mutter, wenn ich gerüstet für den Schulweg war. „Die haben ihre sieben Sachen beisammen!“ heißt es von Leuten, die sich ein Vermögen erworben. Man soll also sieben Sachen

besitzen. Aber welche sieben Sachen! Wenn der Schulbub sein Buch mit hat und sein Sacktuch und seinen Taschenteitel und sein Stück Brot, so ist er zur Noth ausgerüstet, er braucht nicht einmal sieben. Ja es gab Zeiten, wo selbst von den vieren mir eins oder das andere abgieng. Der Wohlhabende, der Reiche braucht allerdings sieben, aber auch nicht mehr. Das Kleid, das Dach, den Tisch, das Bett, die Seife, das Werkzeug, das Spielzeug. Das ist alles, was ein Mensch braucht; nicht bloß der Wilde, auch der Culturmensch kommt damit aus. Er kommt nicht bloß damit aus, er hat einen Überschuss. Mit den genannten sieben Sachen, was eben dazu gehört, deckt er seine Bedürfnisse, seinen Erwerb, seine geistigen und künstlerischen Forderungen, denn zum Werkzeug gehört für den geistig Arbeitenden das Buch, zum Spielzeug Theater, Musik, ja alle Künste und Vergnügungsfächer. Mit dem Spielzeug wird ihm so vieler Luxus zugestanden, daß es schon bedenklich ist.

Die meisten Leute klagen, daß sie zu wenig Sachen hätten, weil sie deren wirklich oft nicht sieben haben. Wenigstens nicht die sieben gewissen. Aber ich kenne auch reiche Leute, die klagen. Nicht über zu viele Sachen klagen sie, über diese Last hört man niemanden jammern, und doch läuft vieler Jammer darauf hinaus. Sie klagen über die Verwaltungs- und Erhaltungsmühen, über die Sorgen, klagen über die Unruhe ihres Lebens, über Mangel an Behaglichkeit, an Gemüthlichkeit, an Zeit für ein ruhiges Zusichselbstkommen. Woher kommt dieses Ungemach? Sie haben zu viel Sachen.

Leser! Halte einmal Umschau über deinen Besitz. Vieles ist, das dir Freude macht. Aber ist nicht am Ende auch vieles vorhanden, das dir mehr Sorge macht als Freude, mehr Last als Lust? Du hast eine Wohnung mit vielen Zimmern, die angefüllt sind mit schönen Dingen. Wie oft ist es denn, daß du diese Dinge mit Freude betrachtest, daß du recht einfältig glücklich in ihrem Genuße schwelgen kannst? Zumeist begnügst du dich damit, daß fremde Leute ihren heimlichen Neid in laute Bewunderung umsetzen: „Ah, haben aber Sie schöne Sachen!“ Das ist oft so ziemlich die ganze Genugthuung für deine Sorge, daß die Dinge nicht verderben, für deinen Ärger mit den dienenden Geistern, derer du bedarfst, um sie täglich in Ordnung zu halten, für den Zorn, wenn etwas zerbrochen wird oder abhanden kommt, oder wenn ein Gewerbsmann oder Händler dich bei diesen Dingen übervorthelt. Besinne dich nur einmal, die vielen schönen Sachen belasten dich, verkümmern deine Freiheit, deinen Humor, deinen leichten Sinn. Und bedenke, wenn du erst gar Landhäuser und Schlösser hättest! Eins für das Frühjahr, eins für den Sommer, eins für den Herbst zum Aufenthalt, und Stadtwohnungen in Wien, Graz, München. Auch in Paris könntest du dir eine halten. Welche Unruhe das ganze Jahr, das Einpacken, Auspacken,



die Reise hin, die Reise her. Eine Freizügigkeit, die näher besehen nichts ist als eine recht missliche Gebundenheit an den Besitz, an Leute, die ihn dir herrichten und hüten sollen. Dein ganzes Denken und Interesse geht auf deine Besizthümer, auf ihr Conservieren und ihr Vermehren, und jedes Mißgeschick damit macht dir Kummer und täglich zitterst du vor dem Verlieren von etwas, das du — nie besessen. Wem gehören denn die Dinge, dem, der sie hat, oder dem, der sie genießt? Frage dich, wie viel du von deiner Habe wirklich genießt, mit Behagen und Freude genießt? Berthun, verschlemmen, das meine ich nicht, das ist nicht genießen. Sich damit prahlen und prunken, das meine ich auch nicht, ich meine einen Genuss, der Freude, Gehalt und Wert in dein Leben bringt. Wie wenig von unserem Besitz genießen wir in diesem Sinn. Das allermeiste liegt wie todt um uns herum und wartet, bis wir dahin sind, dann bekommt es Füße, flieht in alle Weiten und sucht wieder andere zu äffen. Die Dinge besitzen mehr uns, als wir sie besitzen, sie bestimmen unser Leben, beherrschen unser Gemüth, tyrannisieren unsere Neigungen. Nur das allein ist unser Eigenthum, das sich uns anpaßt, unserem Charakter, unserem höheren Willen gehorcht, das mithilft, uns selbst zu finden aus uns heraus. Die Dinge, die wir besitzen, dürfen niemals Selbstzweck sein, sondern Mittel und Werkzeuge zur Erhöhung unseres persönlichen Wesens. Wenn ein Bild in meinem Zimmer, das zehntausend Gulden gekostet hat, mir nicht ein seelisches Wohlbehagen verurjacht, so ist es des Abstaubens nicht wert. Wenn ein Seidentleid, das alle zehn Jahre einmal angezogen wird, Tag für Tag vor Staub und Motten zu schützen ist, wenn der persische Teppich nicht genug gepflegt werden kann, als daß ihn die Schaben fressen, wenn täglich der Zank mit Dienstboten ist, weil sie Porzellanvasen nicht fleißig genug reinigen oder gar durch Ungeschicklichkeit gefährden, dann sind diese Dinge kein Gut, sondern ein Übel. Anstatt daß wir sie aufbrauchen sollen, brauchen sie uns auf. Es gibt Leute, die wirklich nur ihrer Sachen wegen leben. Mir ist eine alte Frau bekannt, eine Witwe, die aus besseren Zeiten her nichts besitzt, als eine Menge von alten Möbeln, Bildern, Spiegeln, Vasen, Krügen, Wäsche, Teppiche u. s. w. Sie braucht dazu eine geräumige Wohnung, um alles unterzubringen. Sie selbst wohnt nicht in dieser Wohnung, sondern sucht sich in anderen Häusern herum als Bedienerin und Wäscherin das Geld mühsam zu verdienen, um die Wohnung bezahlen zu können. Die wenige freie Zeit, die ihr bleibt, benützt sie nicht, um sich auszuruhen, in die freie Luft zu gehen, oder bei Bekannten sich zu zerstreuen, sondern vielmehr dazu, ihre Möbel abzustauben und die übrigen Dinge vor Motten zu schützen. Damit müht sie sich stets bis zur Erschöpfung, und ihre Befriedigung besteht schließlich nicht darin, soviel Sachen zu besitzen, sondern in der Thatsache, wieder eine lästige

Arbeit hinter sich zu haben. Man kann nicht sagen, daß Pietät sie an die wertlosen Sachen bindet, von den meisten weiß sie gar nicht mehr, woher sie stammen und wie sie dazu gekommen.

Ich habe erfahren, wie wertvoll Dinge sind, die man bedarf, die einem täglich Vergnügen bereiten. Habe aber auch erfahren, wie lästig die Sachen werden können, wenn ihrer so viele werden, daß man nicht mehr Ordnung mit ihnen zu halten vermag, daß es Mühe und Opfer kostet, sie unterzubringen und zu bewahren. Dann gebe man sie weg, wird man rathen. Das ist leichter gesagt, als gethan. So zuwider einem das Gerassel im ganzen ist, so schwer kann man sich von dem einzelnen trennen. Dein Schrank ist überfüllt, du willst Raum schaffen, sobald du aber irgend ein Stück in die Hand nimmst, um es wegzugeben, wird es dir vorkommen: Nein, es sei doch schade darum, es wäre ja ganz hübsch und — es thut dir leid. Das kommt, weil es dir in diesem Augenblick allein gegenübersteht, weil du in diesem Augenblick, wo es sich um Trennung handelt, zu ihm eine persönliche Beziehung hast. Es ist auch mit Menschen so, jeder einzelne kann einem lieb und wert sein, aber die Menge ist uns zuwider, sie entwertet den einzelnen.

Am meisten empfinde ich es bei den Büchern. Zehn gute Bücher zu besitzen ist köstlich, tausend gute Bücher zu besitzen, eine Qual. Nicht bloß, weil im Kasten eins das andere in den Hintergrund drängt, auch in unserem Kopf geht dasselbe vor. Zehn Bücher, die dir entsprechen, machen dich als Persönlichkeit vollkommener als deren tausend, wenn du alle lesen willst; die tausend zerstreuen dich, anstatt dich zu sammeln, sie stumpfen dich ab, das Kostbare wird alltäglich und hat schließlich nicht mehr Wert für dich, als das Gewöhnliche. Aber hast du erst einmal die tausend Bücher, so ist es schwer, vielleicht unmöglich, sie auf gute Art los zu werden. Fast jedes einzelne, wenn du es nimmst, um es hinzugeben, schreit dir ans Herz. Selbst das unbedeutendste Buch, wenn es das einzige wäre, das du besitzest, wie unschätzbar! — Aber endlich, die Schränke bersten, du beginnst die Bände herauszunehmen, an denen dir am wenigsten liegt. Das ist schon nicht die richtige Methode. Hebe die heraus, an denen dir am meisten liegt, um sie zu behalten. Das übrige laß fahren. Du thust es aber nicht, denn du bist von Büchern bereits besessen.

Ähnlich geht es mit den anderen Sachen. Es gelingt wenigen, sich zu befreien. Denen es gelingt, die haben keine Reue. Wenn jemand z. B. durch ein Elementarunglück plötzlich um seine tausenderlei Sachen kommt, so erscheint der Verlust im Augenblick hart, ist aber bald verwunden, als man glaubt. Das Nothwendige, das man sich wieder anschafft, macht einem mehr Freude als früher der ganze Wust. Wust! Ja, das ist dafür das rechte Wort. Jeder, der einmal zu übersiedeln hat, wird bei-

stimmen; man schenkt aber trotzdem nichts hin und ist trostlos, wenigstens ärgerlich, wenn etwas Schaden leidet. Der sogenannte Besitzer ist mit den Sachen verwachsen, statt persönlich zu bleiben, ist er — sachlich geworden.

Wer erinnert sich nicht daran, daß ihm Sachen die Weihnachtstimmung oder das Osterfest oder sonst einen bedeutungsvollen Lebenstag verdorben haben! Das Abstauben und Scheuern und Aufputzen und Herrichten und Bergen, der Trubel im Hause. Die fremden Leute, das Gelaufe und Begreine der Sachen wegen! Alles wird drunter und drüber geworfen, du mußt fliehen, willst du deine eigene Haut retten. Die Hausfrauen werden nervös, die Diensthoten unwillig, du wirst ärgerlich. Es gibt nichts mehr, keine Innerlichkeiten, keine Ideale — nur Sachen. Und zwar die allergewöhnlichsten Sachen, die oft gar keine andere Bedeutung haben, als die, daß sie da sind und einen Platz brauchen. Solcher Sachen wegen wird die ganze Familie aufgeboten zur Plage und Hast, wird jede Feststimmung, jedes seelische Behagen mit diabolischer Wuth geopfert. Und wenn das nicht bloß alle heiligen Zeiten, sondern täglich vorkommt?! So lebt manche Familie nur für ihre Sachen, und ihre Sachen hat sie nur, um sie in Ordnung zu halten. Diese Ordnung aber ist jener fatale Stein, der jeden Tag niederrollt und jeden Tag hinaufgehoben werden muß, um wieder niederrollen zu können.

Das Beste, Bornehmste und weitaus das Bequemste wäre: Wenig aber gediegen. Ein geräumiges Zimmer zum Wohnen müßte jedem genug sein. Darin findet alles Nothwendige Platz, und wenn dieses Nothwendige aus gutem Stoff ist und edle Form hat, dann ist nicht bloß für das Nützliche, sondern schon auch für die Schönheit gesorgt.

Jene Agenten, die heute nach allen Seiten hin das Land durchlaufen, um in jedes Haus — „Cultur“ zu tragen, oder vielmehr Schnas, die hätten wir uns vom Leibe zu halten. Sie geben uns Dinge und nehmen uns Persönlichkeit. Sie überhäufen unser Leben mit Sachen, die es ersticken. Für den, der überhaupt kein tieferes Leben hat, mögen die Sachen ja taugen — als Kinderspielzeug. Er soll sich mit dem Trödel beschäftigen, um ihn sorgen, sich über ihn ärgern wie er will — für den Staub seiner Seele sind das die richtigen Staubfänger. Mensch sein und wahrhaft glücklich sein aber kann man nie durch Sachen, immer nur im Geiste. Von diesem Standpunkte des Geistes aus rechtfertigen sich solche Dinge, an denen Geist ist. Das sind jene besetzten Sachen, in denen liebe und heilige Erinnerungen wohnen. Solche in Ehren, solche engen unsere Persönlichkeit nicht ein, sondern erweitern sie. Das Erinnerungszeichen ist in diesem Sinne auch keine Sache mehr, sondern ein Geist, deshalb ist es nicht aufgezählt unter den sieben Sachen, die wir nöthig haben.

Wer also statt sieben Sachen deren siebenhundert hat, die er alle versorgen soll, der ist ob solcher Belastung recht zu bedauern, besonders wenn's noch eine erbliche Belastung ist, bei der er sogar die Freude des Erwerbens nie genossen. Er könnte sich aber — falls er noch nicht zu sehr sächlich geschwächt wäre — auf eine Weise helfen. Er suche hundert Personen auf, die nichts haben. Unter diese vertheile er seine siebenhundert Sachen so, daß jeder beiläufig die bewußten sieben bekommt. Und sollte ihm bei solch klipper Theilung selbst nichts bleiben — um so besser. Dann steht ihm die Freude bevor, sich die sieben Sachen zu erwerben und dadurch erst wirklich zu besitzen.

## Der oststeirische Rigi-Kulm.

Ein Spaziergang in der Heimat.

**N**ach den starren, zackigen Wippen des Hochgebirges sucht man gerne wieder einmal die zarten Wellen des Hügellandes auf. Dort die Natur in ihrem Kampf, hier in ihrem Frieden. Hier ist alles im Gleichgewicht, still und freundlich bietet unter lauem Himmel das Erdreich seine Gaben. Wenn man dort oben einen harten Tag lang steigen muß, um von einer dreitausend Meter hohen Felsenspitze eine Fernsicht zu gewinnen, so macht man hier einen Morgenspaziergang auf den kaum ein Drittheil so hohen Kulm, um eine noch viel weitere und mannigfaltigere Aussicht zu genießen.

Den alleinstehenden blauenden Berg siehst du in ganz Mittelsteier, wie er aus dem Hügelgelände pyramidenförmig aufragt und auf seiner Höhe weiße Streifen und Punkte trägt, als wäre es Alpenschnee. Das sind Gebäude — eine Kirche fürs Morgengebet und ein Wirtshaus fürs Frühstück. Doch, wie frei und sanft er auch dasteht, dieser Kulm, weit drinnen im grünen welligen Hügelmeer — es ist nicht allzuleicht, an ihn heranzukommen. Wer von Graz aus eine Stunde auf der Eisenbahn fahren will, bis zur Station Gladnik-Neudorf, wer von dort aus in einem zweistündigen Fußmarsch gen Osten hin drei Hügelzüge und drei Thäler übersehen will, auf einer Straße, die durch Buchen- und Fichtenwald und Auen geht, durch Ortschaften und Gärten, der kommt in das Dorf Buch, hinter welchem der Berg, der so weit und großartig in die Ferne winkt, sich ganz sachte und bescheiden anhebt. Von Buch aus ein gemächliches eineinhalbstündiges Steigen, um dort zu sein, wo man sein will, wenn fünf Stunden früher, etwa beim Anblick des Kulm vom Grazer Schloßberg aus der Wunsch sich regte: Auf jenem blauen Berge will ich stehen.

Die Landleute der Umgebung steigen schon seit Jahrhunderten auf den Kulm, der Aussicht in — die Ewigkeit wegen. Die Spitze des Berges haben fromme Stifter zu einem Kalvarienberge mit den Kreuzwegstationen hergerichtet. Ganz auf der Höhe, nahe der Mauernische mit dem lebensgroßen Christuskreuz, ist ein Thurm, in welchem des Morgens und des Abends und bei drohenden Gewittern Glocken geläutet werden. Die hellen Klänge tragen Andacht hinaus in die hunderte von Ortschaften, Schlössern und Gehöften, die im Riesengarten nach Osten, Süden und Westen viele Meilen weit hingestreut sind.

Ja, ein Garten, anders kann man's nicht sagen. Im Mai habe ich hinabgeblickt vom Kulm auf die Landschaft. Sie lag im duftigen Blau ihrer Waldschachen, im frischen Grün ihrer Matten, im hellen Weiß ihrer blühenden Obstbäume. Die weite Gegend ist ein einziger Obstgarten, das haben wir schon auf der Thalwanderung gesehen. Die Höfe und Hütten stehen im Schleier der Obstbäume, die Dörfer sind durchsetzt und umgeben von Obstbäumen, an den Wegen und Straßen Obstbäume, an den Bächen und Teichen und Steinhausen Obstbäume. Die Wiesenränder und Waldraine sind bestanden von Obstbäumen, mitten auf Feldern und Weiden Obstbäume, in weiß und rosa üppig blühende Obstbäume. Am Gemäuer des Dorfkirchhofes anstatt Cypressen lachende Obstbäume, die ihre Blüten hinstreuen über die stillen Hügel. Nichts fehlt zum Paradiese, auch nicht Adam und Eva. Aber da mischen wir uns nicht drein.

Unsere Lust liegt im Schauen. „Ein Genuss, der deshalb so edel ist, weil man ihn durch persönliche Mühe verdienen muß!“ sagte jener Philosoph, der auf einem Eisel zur Bergeshöhe ritt. Der schwitzende Eisel soll nur seine Ohren gespitzt haben, als jener so großartig von seiner „persönlichen Mühe“ sprach. Nun, unser Schauen ist wirklich persönlicher Erwerb, darum ist uns, als müßten wir schreien vor Freude. Oder schweigen vor Seligkeit. — Die Schweizer nennen den höchsten Punkt ihres Rigi: Kulm, so wollen wir unsern Kulm: Rigi nennen — den mittelsteirischen Rigi. Er ist danach. Im nördlichen Halbrund stehen die näheren Berge, vom Grazer Schöckel an, der uns eine schoberförmige Gestalt zeigt, über die Lantschgruppe, das Teufelsteiner Gebirge, den Rabenwald, den Maßenberg bis zu seinem Ausläufer, dem Ringkogel bei Hartberg — welch ein prächtiger Kranz! Über Sättel, durch ferne Engthäler herab winken einige Schneehäupter der Murthaler Alpen, der Trofaiacherberge, des Stuhleck's und des Wechsels. Von alpiner Schönheit ist das nördlich zu unsern Füßen liegende Thal von Anger, mit seinem weißen Straßenbunde, mit seiner schlängelnden Feistritz, mit seinen dunklen Waldhängen, mit seinem traulich sich an den Berg schmiegenden Markte Anger. Der Ausblick nach Osten und Süden — unbegrenztes Hügelgelände bis tief ins Ungarland hinab. In näherer Umgebung er-

fennen wir — ich nenne nur einige — die Ortschaften Stubenberg, St. Johann, Raindorf, Hartberg, Bischelsdorf, Fürstfeld, Kirchberg und gegen Westen Gleisdorf, Kumberg und das weißthürmige Weiz, das überaus freundlich daliegt am Fuße der sachte ansteigenden Alpen. Der Grazer schaut mit besonderem Verlangen nach Westen aus, denn er kann seinen Schloßberg nicht einen Tag lang entbehren. Dort, weit hinten, wo mächtig hohe langgestreckte Bergrücken stehen, ragt dazwischen aus silberweißem Dunste das dunkle Hügelchen. Da setzt der Grazer sein Fernrohr an und findet den Glockenthurm, den Uhrthurm — und ist's zufrieden. In düstigen Fernen des Hintergrundes baut sich das Gebirge an der Kärntnergrenze auf und weiter südlich über dem Bacherrücken das Gezacke der Sulzbacheralpen. Im Süden weit hinter den scharfen Erhebungen der Niegersburg, des Gleichenbergkogels, die croatischen Berge. Selbst die südlichen Ausläufer des Kulm, die, von unten gesehen, auch noch ganz stattlich aufragen, von unserer Höhe aus sind sie Hügel unter Hügeln — recht niedergeschlagen vom culminierenden Kulm. Nun — Berge sieht man beinahe von jedem Berge aus. Das Eigenartige am Kulm ist dieses tief untenliegende Hügelland, aus dem er aufsteigt wie eine Insel aus dem Meere, dessen bunte Wogen im Sturme erstarrt sind. Nein, dieses Bild stimmt nicht, es hat nichts von dem weichen Frieden, der da unten liegt über dieser wunderbar lieblichen Landschaft.

Die Leute nennen den Berg auch Maria-Kulm, ist aber nicht derselbe, von dem die berühmten Räuber stammen. Nicht einmal im neuen Berghotel geht's hier säckelträumerisch her. Es ist ein stattliches Touristenhaus mit anständiger Verpflegung und guten Betten. Der wackere Wirt hat die Rechnung ohne die Eisenbahn gemacht. Er war einst redlicher Geschäftsmann gewesen zu Graz. Da hatte er eines Tages eine Partie auf den Kulm gemacht und eine so unbeschreibliche herrliche Fernsicht getroffen, daß er sagte: dieser Berg hat eine touristische Zukunft, und sich sofort entschloß, sein Erspartes dranzusetzen und auf dem Kulm ein Hospitium zu erbauen. Maßen zur Zeit auch von dem Bau der Eisenbahn durchs nahe Feistritzthal die Rede war. Wenn Puch Bahnstation geworden wäre, so hätte dieser Berg ganz unfehlbar einer der beliebtesten Ausflugsplätze besonders der Grazer werden müssen. Das Kulmhotel wartet auf den Eisenbahnzug. Der hat Verspätung, vielleicht noch zwanzig Jahre lang, und der Herbergsvater hat auf dem Kulm nicht mehr so gute Aussicht, als an jenem ersten Tage. Und doch, Vater Zidek, hast du den besseren Theil erwählt, daß du den staubigen, nicht immer sehr wohlriechenden Stadtdunst vertauschest um diese reine, friedsame Bergnatur. Es mag ja öde sein manchmal im Berghause, wenn es Abend wird, zu den Fenstern schimmert das trübe Grau der verschwom-

menen Gegend herein, die frostige Stube ist leer — nicht ein einziger Gast sitzt drin. Noch das Abendläuten und Deine Milchsuppe, dann nichts mehr, als weltferne, genusslose Abgeschlossenheit und Nacht. Und wenn man sich vorstellt, dass in der Stadt zu dieser Stunde die bunten Vergnügungen erst angehen — Concerte, Theater, Wirtshäuser, Kaffeehäuser und so weiter! Der Gegensatz mag recht verstimmen; ich rathe Dir, suche bald das Bett auf. Dann hingegen am Morgen! Unendliche, blendende Sonnenflut erfüllt das weite Land, in kühler Thaufrische grünen die Wiesen, auf allen Bäumen jubeln die Vögel und ein freudiges Blühen und Prangen überall, dass Du hell jauchzest vor Lust! Zur selben Stunde erwachen die Städter mit schwerem Kopfe, reiben sich mißmuthig die Augen und blicken in den Nebel der lärmenden Gassen hinaus, und es hebt zwischen ewigen Mauern wieder das einförmige Tagewerk an. Glücklich jeder Stadtwurm, der für ein paar Stunden ins freie Land hinaus kann zu jener Natur, die so groß und göttlich Du als Dein eigen hast. Halte Dich an Deine kleine Landwirtschaft; es wird eine Zeit kommen, da viele es Dir nachmachen, aber keinen so schönen Platz mehr finden werden. Das heutige Hinausströmen der Touristen aufs Land ist nur ein Vorspiel zur großen Stadtflucht. Einst wird man nicht nur den Richtungen der Eisenbahnen folgen, sondern vielmehr nach allen Seiten ins Land hindringen, um nicht bloß ein Sonntagslandmann, sondern auch ein Werktagsbauer zu sein. Diese Zeit wird kommen. Und erlebst Du sie nicht, Alter vom Berge, so hast Du trotzdem durch Deinen muthigen Tausch nicht verloren, nur gewonnen. Mache es stets wie viele andere, die nie einsam werden können, weil sie bei sich selbst sind, und wenn schon nicht jeden Tag fremde Gäste in Deinem Hospize eintreten, so kehre Du in Dich selber ein und stelle Dir vor das Glück, in freier Natur ein froher Mensch zu sein. — So, Kulmwater Zideck, das habe ich Dir zum Abschiede sagen wollen. Dem es ward bald Zeit zum Abstieg.

Nach einer Stunde Aufenthaltes auf der Höhe begann der Gesichtskreis bedenklich grau zu werden und die Berge im Hintergrunde hüllten sich in Schneegestöber, denn es war der Wonnemonat Mai. Unten in Buch hatte ich noch einen Besuch zu machen bei meinem alten Schullehrer Gustav Weberhofer, der — seit ich ihn vor dreißig Jahren das leztmal gesehen — sich auch im Grünen ein stilles Plätzchen auserlesen hat. Über dem Kulm gieng ein zarter Schleier nieder und es begann zu meinem Ärger Wasser zu regnen. An demselben Tage gieng drüben auf der anderen Seite der Erdkugel ein anderer Regen nieder über ein unglückliches Land und seine Bewohner. Der Feuerregen vom Berge Pelee auf Martinique — — Wir denken zu selten daran, in welchem gesegnetem Lande wir leben!

R.

## Ennsthaler Volksleben.<sup>1)</sup>

Von Karl Reiterer.

Im Ennsthalerischen ist's üblich, daß man Sterbenden „zuspricht“. Es gibt eigene Zuspriecherinnen, von denen man sagt, daß sie gewisse Gebete können, die den Teufel vom Todtenbette bannen. In meinem Domicile Weißenbach existiert so eine „Zuspriecherin“, die eine gewisse Popularität unterm Volke genießt. Ich erhielt von ihr ein Gebet, das beginnt:

Hilf mir, o Herr, aus Angst und Noth,  
Verlaß mich nicht in meinem Tod.  
Gib mir auch wahre Neu' und Leyd,  
Ehvor mei' Seel' vom Leib abscheid'.

Solches sagt die Zuspriecherin den Sterbenden, die selbst nicht mehr reden können, auf dem Todtenbette vor. Man bittet um Verzeihung wegen aller Sünd' und Schuld und wünscht sich ein seliges End'. — Man bittet auch vom Grund des Herzens, der böse Feind weich' in den letzten Schmerzen.

Manche Angehörige eines Sterbenden bitten auch einen Geistlichen, daß er komme, dem auf dem Todtenbette Liegenden die Seele „auszusprechen“. Wer schon gesehen hat, wie manche Sterbende schiech thun, wenn es zum „Eisenabreißen“ wird, der begreift es, warum man die Seel' auszusprechen läßt. Will einer nicht gleich mit dem Tode abgehen, so sagt man: Der und der muß aber lang „streiten“.<sup>2)</sup> Muß ein Sterbender lange mit dem Tode ringen, so deutet dies das Landvolk immer übel und mancherlei Kerzelweiber erhalten Gesprächsstoff zu mancherlei Tratsch, wie ich es leider schon oft genug auf dem Lande beobachten konnte. Ich dachte mir jedesmal: „Schaut lieber darauf, wie es Euch einmal geht beim Sterben; vielleicht auch nicht besser!“ Und es fällt mir hiebei der Ausspruch eines Steinschlägers ein, den ich in Stangls Gasthaus in Weißenbach vernahm und der da lautet: „Wie mehr einer im Leben oft maulte, wie verzagter ist er beim Sterben; und gerade die, die im Leben nichts nuß waren, recken die schlechtesten Gefrierer beim Sterben.“

Wie es beim Sterben auf dem Lande ceremoniell hergeht, ebenso viele Bräuche trifft man, die bei der Geburt eines Kindes zur Geltung kommen. Wenn im Ennsthalerischen die Gevattersleute mit dem Täufling zur Wöchnerin zurückkommen, so hält man 's Kind in einen Brotschrank: damit ihm zeitlebens die Nahrung nicht mangle. Man be-

<sup>1)</sup> Seit December 1899 von mir gesammelt.

<sup>2)</sup> Mit dem Tode kämpfen.



hauptet: Auf die Gevattersleute kommt es beim Täufling viel an, denn jede dritte Ader des Kindes schlägt nach dem Gevatter und umgekehrt. Der Volksmund sagt, Trunkene, Zähornige, Geizige oder Hofärtige soll man nicht zu Gevattersleuten nehmen. Wie der Gevatter ist, heißt es, so pflegt auch das Kind zu werden.

Der Gfotter  
Is überm Voda,

sagt man. Es will damit ausgedrückt werden, daß das Kind mehr die Untugenden des Gevatters als des eigenen Vaters ererbt.

Wenn ein Kind das „Nachtweinen“ hat, so kommt die Gevatterin und zieht dem Kinde stillschweigend das Hemd überm Kopf ab. Eigenartig ist der Brauch, daß der Vater eines neugeborenen Kindes, wenn er nach der Geburt seines Sprösslings das heilige Abendmahl empfangen hat, daheim das Kind anhaucht und unter seinen Rock gibt: damit 's Kloane kuani Schmerz'n beim Zahnen kriagt.

Vielfach legt man dem Säugling auch Gertraudbücheln in die Wiege. Wenn so ein Büchel, sagt das Landvolk, wirken soll, muß man es heimlich unter das Tuch eines Altars legen, bei dem ein Priester Messe liest. Nach dem Messelesen steckt man das Büchel wieder zu sich. Ich traf in Donnersbachwald ein solches Gertraudbüchel beim vulgo Rabenhaupt und wollte es käuflich erwerben. Aber der seitdem verstorbene Besitzer der Rabenhaupt-Realität, der ein abergläubischer Mann war, überließ mir das Büchel um „schwarzes“ Geld nit. „Was glaubn's dem, Herr Schulmeister“, sagte er, „ih wurd so a Büchel auslossen?“ „Warum denn nit?“ forschte ich. „Weil oan do alles Glück vom Haus weichet“, war die Antwort; „man konn nit wissen, zu wos so a Büchel olls guat is, zum Schoßhebn und ollahond.“ Ich mußte mich damit begnügen, etwas vom Büchel abzuschreiben, und ich setze ein paar Zeilen hieher: „O du liebhabender Gott, du weißt meine Gedanken, du briffest alles, was nichts ist; du verlassest keinen, der auf dich hoffet“ u. s. w.

Eigenartig sind auf dem Lande die sogenannten „Foschingbriaf“. Wenn sich irgendwo unterm Jahr ein „dummes“ oder heiteres Stücklein im Dorfe ereignet, so hört man die Leut' sagen: „No, dös kimmt wohl ah in Foschingbriaf.“ Ich will einige Auszüge eines solchen Foschingbrieses, den man um die Mitternachtsstunde beim Feuerwehrralle zu Untergrimming vorlas, im Folgenden bringen:

Der Steinmaurer,<sup>1)</sup> der is der Präses,  
Weil er meist thoa muass, wos sie will,  
Und noch'a kummt glei der Herr Jesses,  
Weil 'n die Pfaunrin losst nit aus'n Spiel.

<sup>1)</sup> Fleischer in Untergrimming.

Man sieht, in die „Faschingbriefe“ kommen auch heitere Vorkommnisse aus dem Familienleben, wenn sie oft auch noch so delikater Natur sind.

In Neuhaus<sup>1)</sup> olli Hausbfiha,  
Die wern von eanan Weib regiert,  
Stieglechner, Sten- und Kraskniha  
Zu nennen sicher ah gebürt.

Die Bürgger<sup>2)</sup> sammt eahn' Burgamoasta  
Hob'n ah a vier a fünf so Herr'n,  
Darunter Schul-, Schneid- und Schuastamoaster  
Und Weber no zum nennen wär'n.

Wenn sich nachts einer verspätet, so kommt er auch in den Faschingbrief; der Bäckermeister Herr Weiß in Iröning hat's erfahren müssen, denn im vorgenannten Briefe heißt es:

In Iröning drüben der Herr Weiß  
Fuhr mal beim licht'n Tag nach Haus,  
Gewöhnlich löscht bei solcher Reij'  
Umsonst man die Laternen aus.

Den dicken Wirt von St. Martin,<sup>3)</sup>  
Den warf der Sturmwind in den Schnee,  
Wie er so gieng gen Neuhaus hin,  
Und hoch rekt er die Füß in d' Höh'.

Beim Steueramt irgendwo ent'n  
Geh't's, hört ma, nit recht richti zua,  
Doch fürcht ma uns, sie that'n uns pfänd'n,  
Trum loss' ma diese Herrn mit Ruah.

Man sieht, vor dem Volkswig gehen selbst die „gefürchteten“ Herren vom Steueramte nicht sicher.

Von den Volksbräuchen, die an Originalität nichts zu wünschen übrig lassen, nenne ich noch 's Jungfernaufwöcka in Schladming. Am Vorabende des „Gottsleimastages“ sagen die Schladminger Hausmütter zu ihren Töchtern: „Dass mir morg'n zeitli in der Frua aufsteht's, sonst werd's nit ferti.“ — „O doch, Mutter,“ antwortet die Annamirl, und wenn ich scho' verschlaf, so überhör' ich doch nit 's Jungfernaufwöcka.“ Bevor ich noch näher darauf eingehe, in welchen ceremoniellen Bräuchen 's Jungfernaufwöcka besteht, citiere ich den derben Bierzeiler, der dem Volkswige entsprang:

In Schladming, meine Leut',  
Es ist schier zum daschröcka,  
Hob'n d' Menscher tiaf'n Schlof,  
Müass'n f' Jungfern aufwöcka,

was mir mein Bruder Pepi, der seinerzeit einige Jahre lang in Schladming als Lehrer wirkte,<sup>4)</sup> mittheilte. Von ihm erfuhr ich auch, dass am

<sup>1)</sup> Neuhaus bei Iröning. <sup>2)</sup> Bürgg im Ennsthale. <sup>3)</sup> St. Martin a. d. Salza.  
<sup>4)</sup> Von 1888—1897.

Frohnleichnamstage vor Tagesgrauen zwei Pfeiferlbuam und ein Trommler durch den Ort ziehen, um die Mädchen, die ehrjamen Jungfrauen, aus dem Bette zu trommeln, was in diesem Falle wörtlich zu nehmen ist, wenigstens in der Beziehung, was das Trommeln, wie mein Bruder sagte, betrifft. Am Gottsleichnamstage heißt's, wie man spöttelt, „auf drei Finger vor Tags“, ehe der Tag anbricht, meint man, denn jede weiß: Es ist zum Prangengehen. Als Jungfern gehen sie prangen, die Mädchen, und das erheischt, versteht sich, viele Vorbereitungen. Das Jungfernaufwöcka ist also, wie der Leser sieht, eine Art Tageweille, dem das Pöllerschießen beim Ave Maria-Läuten folgt. Überhört eine schon das Trommeln und Pfeifen, so wird's gewiß beim Pöllerkrauchen „munter“. Halt ja! Und wer auch die überhört, die nimmt's aus 'm Bett, wenn die Marktmusikanten bald darauf durch die Häuserzeilen marschieren. „Ich, wenn ich so eine Jungfer wär', natürlich, ich spräng z'gleichender Füß' aus'm Bett, wenn ich die Musikklang' höre,“ soll eines Tages der alte Holzer zu meinem Bruder gesagt haben.

Vorsichtige Jungfrauen sollen am Gottsleimasabende, wie ich vernahm, überdies noch den heiligen Sanct Veit anrufen:

Heiliger Sanct Veit,  
Wäkt auf mi zu d'r Zeit!

Oder man betet zu den armen Seelen, daß man zur rechten Zeit aufwacht, und wer ein übriges thun will, betet die fünf Wunden, welches letzteres Volksgebet beginnt: O Jesus, durch deine heiligen fünf Wunden; durch die rechte Hand. Hernach kommt die linke Hand, der rechte und linke Fuß und zuletzt die heilige Seite d'ran.

Ein weiterer hübscher Volksbrauch im Ennsthalerischen ist's „Braunnudelbochen“ auf d'r Alm. In der letzten Nacht, die die Sennerin in der Almhütte verbringt, bäckt sie nämlich eine Krapsenart, Braunnudel genannt, zum Unterschiede von den Erdnudeln,<sup>1)</sup> die man nicht bäckt, sondern aus der Erde gräbt. Es ist somit, was ich nebenbei bemerken will, ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Braunnudel und einer Erdnudel. Warum man jene Krapsenart die Braunnudeln nennt, weiß ich nicht bestimmt, ich vermuthete aber, diese Krapsen nennt man deshalb Braunnudeln, weil sie eine besonders tiefbräunliche Farbe bekommen, was das Backen in Rindschmalz macht. Die Sennerin auf der Alm hat eben nur Rindschmalz, das ihr vom Almherrn in unbeschränkter Quantität zur Verfügung gestellt wird. Schmalz, kann man sich denken, hat jede Sennerin genug in der Almhütte, denn wozu wäre man sonst ein Almdirndl? Da der Almabtrieb beim Äpler als etwas Feierliches gilt, so bäckt man auch Krapsen in der Hütte, die später,

<sup>1)</sup> Kartoffeln.

wie wir hören werden, zur Vertheilung gelangen, und der Leser, wenn er von einem hübschen Sennirndl eine Braunnudel<sup>1)</sup> vorgehalten bekommt, ich verwette was, er greift auch zu; wenn er schon den Krapsen nicht isst, so behält er ihn zum „Ungedenken“ ans Sennirndl gut auf, ich rede nur aus Erfahrung, denn ich, wie ich noch im Waldlande (Donnersbachwald)<sup>2)</sup> war, habe von manchem Sennirndl eine Braunnudel bekommen, wenn's von der Alm heimgefahren ist, und dass mich der Leser nicht falsch versteht, muss ich erzählen, dass es im Gebirgsdorfe Donnersbachwald und Donnersbachau üblich ist, auf die Straße zu rennen, wenn man im Herbst zur Zeit des Almabtriebes Rufscheingeläute vernimmt. „Die Moarküah kemmen“, heißt es beispielsweise, und alles stürmt auf die Straße, die liebe Jugend voran. Jedes will eine Braunnudel von der Brenntlerin<sup>3)</sup> bekommen, doch eine Braunnudel bekommen nur die Bekannten, die guten, nur so etwa die „besseren“ Leute, der Schulmeister auch dabei. Wenn ich mich „Schulmeister“ tituliere, so sei nebenbei bemerkt, dass ich damals im Waldlande den Bauern stets nur der Schulmeister war. „O, der Herr Schulmeister auch da?“ sagte die Sennin, „e, der muss wohl auch eine Braunnudel bekommen und seine Dirndlein, d'Viserl, Jderl und Gusterl, auch eine.“ Und hernach griff sie in den Korb, um vier Braunnudeln herauszulangen: den größten für den „Schulmeister“, die übrigen drei für seine Töchterlein. Doch nicht vom Braunnudelbetteln, sondern vom Braunnudelbochen wollte ich erzählen. Und dass ich meinem Vorhaben nachkomme, sei bemerkt, dass 's beim „Braunnudelbochen“ recht „zugeht“ auf d'r Alm, denn — nicht die Sennin ist in dieser Nacht mit'm Halter allein in der Hütt', sondern es kommen auch unterschiedliche Burschen vom Thale herauf. „Herr Schullehrer“, sagte mir eines Tages der Paunzbirn Peter, „gehen S' auch mit auf d' Alm?“ Was thun? „No, Braunnudelbochen helfen.“ Ei, denk' ich mir, was ist denn das? No, werd'n es schon sehen. Also gieng ich, damals noch Junggeselle, auf d'Alm. „Eö,“ versicherte mir begeistert der Peter, „do geht's um, in der lezten Nacht auf d'r Alm, da müß'n S' ob'n sein!“ „No, no, so geh ich halt mit, Peter,“ sage ich, „mit Verlaub, Peter.“ „Nix von Laub, all's von Holz,“ schäkerte der Bub, ein kaum dreifüßhoher Knirps, der Witz in sich hatte. Ja, groß war er nicht an Gestalt, der Peter, aber groß war er dafür im Witzereigen. Die ganze Zeit, welche wir auf dem Wege zur Alm zubrachten, unterhielt mich der Bub. Schau, denk' ich mir, hast es errathen. Hoffentlich ist's beim „Braunnudelbochen“ auch so lustig. „In Goldbach, Etael, Mörtschbach, Todtenkar, Ebenbach, Blotscher<sup>4)</sup>, überall kennen's

<sup>1)</sup> Man unterscheidet auch Hochzeitnudel (Hochzeitskrapsen), und eine Abart davon sind die Zahlnudeln. <sup>2)</sup> 1886—1896. <sup>3)</sup> Sennin. <sup>4)</sup> Almen im Gemeindegebiete Donnersbachwald.

mich," prahlte der Bub. „Wo gehen wir denn hin, Herr Schulmeister, auf welche Alm, mein' ich?" „Mir ist das alles eins. Gehe du dorthin, wo du glaubst, daß wir gut aufgehoben sind." Der Peter blinzelte ein wenig mit den Augen, zum Zeichen, daß er mich verstanden habe. „Wenn's auf mich darauf ankommt, so geh'n wir in's Todtentar," sagte der Peter, „die Festner Hanna ist sov'l eine commode Brenntlerin. Herr, die bocht gute Braunnudln!" Mir lief das Wasser im Munde zusammen. Ich durfte gar nicht denken auf die guten Braunnudel. Doch, was red' ich da? „Peter," sage ich zu meinem Begleiter, „jezt sag' mir 'mal, was geschieht denn da alles in der letzten Nacht auf d'r Alm?" „Was alles geschieht? Die Brenntlerinnen der Nachbarschaft, welche erst später heimsfahren, kommen zusammen bei der, die die Braunnudeln bocht. Die Halter und Buben vom Thale sind auch da, und hernach wird gesoffen, gejodelt, gesungen — und weiß Gott auch — denn auf d'r Alm, Herrl, das wissen S' eh, da gibt's koa Sünd." „Ja, wenn man eine Schöne find'," wende ich ein. „O, da wird sich's nit fehl'n." Dabei schmalzte der Bub mit der Zunge, und ich dachte mir: No, das kann für mich wieder was sein, da werde ich wieder Eindrücke übers Volkzleben im Ennsthalerischen gewinnen.<sup>1)</sup> Habe mich auch nicht getäuscht. Und wenn du, lieber Leser, mir noch ein wenig Geduld und Aufmerksamkeit schenkst, so will ich weiter erzählen, aber mich kurz fassen: Ich und mein Begleiter stiegen — es war ein herrlicher Herbstabend — plaudernd bergan, und in zwei Stunden waren wir bei der Hütte der Festner Hanna. „Grüß Gott, Hanna," rief ich und jauchzte einmal. 's Dirndl, nit mehr jung, sondern schon auf der älter'n Seit', schaute mich fragend an, hernach lispelte sie dem Peter ins Ohr: „Was hast denn da für einen halbherrischen Schlunzgerling bei dir?" „Das ist kein halbherrischer Schlunzgerling, mein liebs Dirndl, das ist unser Herr Schulmeister." Ich reichte der Sennin die Hand, und die Dirn entschuldigte sich: „U, hiaz hätt' ih eahna bol nit kennt . . . G'hört hob ih eahna jo wuhl scho öster." „So, g'hört? Wo denn?" „No, in der Kirch', wie's d'Orgel schlag'n." „Ach — so." Das Dirndl lugte mich groß an, gleichsam, als wollte sie fragen: Was will denn der da? „O, nichts, nur ein bissel zuschau'n beim Braunnudelbochen, Hanna," sagte ich. „Da darf der Herr nicht zuschau'n, da muß er aufschau'n, denn beim Zuschau'n sieht man ja nichts." Daß ich's kurz mache: Was wahr ist, ist wahr, und das ist auch wahr: Gut unterhalten hab' ich mich beim Braunnudelbochen. Der Hönig schnaps hat's auch mir angethan. Der Honigschnaps? wird der Leser fragen. Und was ist denn das für ein Gesöff? Das ist kein Gesöff, sondern das ist ein Göttertrank. Wer ihn einmal ver-

<sup>1)</sup> Ich habe derlei immer beobachtet, und bin einst sogar mit dem kürzlich verstorbenen Pfarrer Schwarzfogler mit den Heuziehern mitgegangen.

suchte, der weiß was zu erzählen, und wenn's in einer Almhütt' recht hoch hergeht, so kriegst einen Hönigschnaps, Brantwein mit Honig, dazu neugebackene Nudeln, was will man noch mehr? Kein Wunder, dass mein Begleiter bald anfing zu singen:

Mei Schatz is a Schwoagrin  
 Got sechs und sieb'n Soas,  
 's zohlt sich nit aus,  
 Dass ich's Schwoagrin hoak'.

## Touristische Zeit- und Streitfragen.

Von Reinhard E. Petermann.

(Schluss.)

Auf das Capitel der gefährlichen Touren übergehend, möchte ich zunächst erinnern, dass der Gegensatz zwischen alter und neuer Touristenschule einiges mit dem Gegensatz zwischen der akademischen und secessionistischen Kunststrichtung gemein hat. Es ist eben der uralte Gegensatz zwischen den alternden Vertretern des Bestehenden und der Jugend, die — allerdings oft nur in unklarem Drange — das werdende Neue verfißt. In unserem Falle liegt das Neue darin, dass sich, wie jede Technik, auch die Technik des Bergsteigens in den letzten Jahrzehnten sehr vervollkommnet hat und die Begriffe gefährlich und schwierig auf immer weniger Berge angewendet werden. Zu Schultes' Zeit würde man den Wiener, der führerlos von Buchberg auf den Schneeberg gestiegen wäre, einigermaßen für einen Waghals gehalten und getadelt haben. Noch in den Vierzigerjahren, als Fischer v. Röslerstamm die erste Auflage seines Schneebergbüchleins erscheinen ließ, wurde der Schneidergraben als sehr bedenklicher und schwieriger Schneeberganstieg betrachtet, Schneidergraben und Breite Ries oder gar die Wildfährte der Rax galten sogar noch vor 25 Jahren als schwierig und gefährlich, und wer damals Dachstein, Glockner, Ortler, Jungfrau und dergleichen Gipfel erstiegen hatte, wurde zu den Touristen von Rang gerechnet. Ich kam ein Duzend Jahre später dazu, diese Gipfel zu ersteigen und da — waren sie schon zu abgetakelten Größen geworden. Heute werden Berge, auf die nur lebensgefährliche Sporttrouten führen, wie die Fünffingerspize, als Typen von Mudebergen beschrieben.

Die fortwährende Übung in den Bergen entwickelt das technische Können der Touristen quantitativ und qualitativ. Man macht nicht nur schwerere turnerische Stücke als früher, sondern beschränkt sich auch nicht mehr auf einzelne Kletterstellen. Letztere werden serienweise überwunden, man klettert halbe und ganze Tage lang und blickt nicht mehr ab und

zu von schmaler Leiste oder dürftigem Tritte in schauerliche Abgründe, sondern setzt sich dieser Sensation stundenlang aus, stumpft sich dadurch gegen sie ab und entwickelt so die Fähigkeit, trotz eminenter Lebensgefahr mit aller Ruhe technische Schwierigkeiten zu überwinden.

Die Übung so außerordentlich gefährlicher Kletterei und die Befiegung von Problemen wie die Südwand des Dachsteins, wird seinerzeit sehr jenen Touristen zustatten kommen, welche die höchsten Himalayagipfel ersteigen werden. Denn diese immens hohen Gipfel bieten den Berichten zufolge nicht nur qualitativ riesige Schwierigkeiten, sondern diese Schwierigkeiten übertreffen auch quantitativ, an Dauer, so diejenigen der höchsten und schwierigsten Hochalpengipfel, daß nur der, dem in den Alpen alles „Wurst“ geworden ist, auf Sieg im Himalaya rechnen darf.

Abgesehen von den Himalaya-Aspiranten, deren Zahl nicht besonders groß sein dürfte, ist bei der Mehrzahl der eminenten Sportkletterer in den Alpen wohl die Lust an der Strapaz, die fast an die Kasteiungen der Asketen erinnert, sowie die Lust an Gefahr und Sensation Selbstzweck. Eine Koryphäe der Hochtouristik, G. Lammer, hat dies schon vor längerer Zeit mit bisher nicht wieder übertroffener Anschaulichkeit auseinandergesetzt. Überdies wird, daß es bei den Klettereien nur auf die Lust an der Gefahr und der Sensation ankommt, nicht auf den Naturgenuss, dadurch bewiesen, daß bei den Sporttouren höchst selten einmal fünf Minuten Zeit bleibt, die „Essenz jeder Bergfahrt“, das Gipfelpanorama zu genießen. Woher soll denn Lust und Muße zum Genießen des Panoramas kommen, wenn man den Gipfel strapaziert betritt, noch viele Stunden aufregender Kletterei vor sich hat und nicht ganz sicher ist, ob man überhaupt lebend zu Thale kommt?

Nun kann man wohl annehmen, daß, wer mit wirklicher Lust die Gefahren der Alpen aufsucht und besteht, gewöhnlich ein Kraft- und Energiemensch, eine höchst active Natur, ja manchmal ein Gewaltmensch ist. Allerdings nicht ganz ein Gewaltmensch im gewöhnlichen Sinne, denn die gewöhnlichen Gewaltmenschen sind es gegen andere Menschen, während der touristische Gewaltmensch vor allem ein Gewaltmensch gegen sich selbst ist. Wie in Nestroys „Holofernes“ kämpfen in ihm ein Ich, das am Leben hängt und zur Bequemlichkeit drängt, mit einem anderen eisernen Ich, das ohne Rücksicht nach Zielen strebt. Solche höchst energische Naturen hat es in der Touristik auch früher gegeben. Ich erinnere nur an den Vater Corbinian Steinberger, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit nichts als einem einfachen Stock, einem Stück Brot und einem Seidel Wein bewaffnet, allein auf den Großglockner anstieg. Ich erinnere auch an den halbblinden Barth, der im Kalkgebirge schwere Klettertouren machte. Gab es nun einzelne solche Wagehälse zu einer Zeit, wo die Berge infolge Unkenntnis und des Mangels von Schuy-

hütten noch schwieriger waren, die Technik des Bergsteigens in ihren Anfängen lag und der Bergsteiger noch wenige waren, wie kann man sich da wundern, wenn sie heute zahlreich sind, wo die Touristen nach Tausenden zählen, die Technik des Bergsteigens eine vervollkommnete ist und die schwierigsten Berge dadurch, daß man sie mindestens aus der Literatur kennt, einen Theil ihrer Gefahr verloren haben!

Es ist aber noch ein Umstand zu erwähnen, nämlich, daß infolge allgemeiner Zeitverhältnisse die Kraftnaturen bald häufiger, bald weniger durch ernstere Dinge als Sportsachen in Anspruch genommen werden.

Nach der großen Revolution und den Napoleons-Kriegen, welche hübsch viele Kraftnaturen dahingerafft hatten, waren die Menschen der blutigen Greuel und Sensationen gründlich satt. Daher brach die Biedermeierzeit des Vormärz an, in welcher Gymnastik als roh galt, selbst die Männer sich zarte Verse in die Stammbücher schrieben, und alle Welt mit Vorliebe in niedlichen Anlagen wandelte, wo es von der Liebe und Freundschaft gewidmeten Tempeln wimmelte. Ein Menschenalter dauerte diese Epoche, dann waren die Kraftverluste der Kriege wieder ersetzt, die Menschen der Harmlosigkeit satt — es wurde wieder anno 1848 die schärfere Tonart angeschlagen. Die vielen Kriege und politischen Bewegungen boten aber noch genug Beschäftigung und Sensation für die activen Naturen. Auch wurden die Alpen eben erst durch die Eisenbahnen erschlossen und boten in ihren gemäßigten Regionen noch zu viel zu entdecken, als daß man gleich hätte das Schwierigste anpacken mögen. Bis 1871 sehen wir daher weder die Touristik, noch die Sporte besonders an Ausbreitung gewinnen.

Was ist nun aber seither geschehen? Ein ganzes Menschenalter ist in tiefem Frieden verflossen, das Menschengeschlecht hat sich mit kaninchenartiger Fruchtbarkeit vermehrt wie in keinem früheren Zeitalter, und an Kraftnaturen ist eine große Überzahl da, für welche die parlamentarischen und sonstigen verfügbaren Leithammelrollen umsoweniger ausreichen, als die relative Zahl der selbständigen Berufswirkungskreise immer kleiner, die relative Zahl der Dienenden, Abhängigen immer größer wird. Dazu kommt, daß eine von mächtiger Staatsgewalt gestützte Rechtsordnung jeden Drang zum Abenteuer im Keime ersticht, während gleichzeitig die vielen Bequemlichkeiten des Lebens eine Reaction gegen die zunehmende Verweichlichung erzeugen.

In früheren Zeiten, als blutiger Aufruhr, Fehden, Hinrichtungen, Hexenverbrennungen und dergleichen Vorfälle Tagesereignisse waren, hatten die Menschen nicht nur ausreichende Sensation im Städtel, sondern die Sensationen waren auch derart, daß sie unter den Gewaltmenschen tüchtig aufräumten. Heute hat der größte Theil der Kraftnaturen nichts als den Sport, und daher kommt wohl, nebst der Niezsche'schen Sehnsucht,



sich à la Renaissance-Menschheit „auszuleben“, der Zudrang zu den Sporten, namentlich zur Touristik, welche den Vorzug hat, dass das Auffuchen der Gefahr jederzeit möglich ist, jedem offen steht und mit der Polizei in keine Conflictte bringt.

Allgemeine Zeitverhältnisse sind es also nicht in letzter Linie, welche der Touristik heutzutage besonders viele Kraftmenschen zuführen, hyperactive Naturen, denen nicht darum zu thun ist, die stillen Harmonien der Natur und ihren tiefen Frieden aufzusuchen, sondern die umgekehrt in der Natur erscheinen, um mit ihr zu kämpfen und sie zu besiegen.

Berschlöße man diesen Kraftnaturen die gefährlichen Bergrouen, so würden wahrscheinlich nicht zahme Touristen aus ihnen, sondern Athleten, wüthende Automobil- und Bicyclefahrer, Boxer und dergleichen. Wäre damit viel gewonnen?

Nun ist ja allerdings richtig, dass das Beispiel der Kraftnaturen auch auf einzelne andersgeartete Individuen ansetzend wirkt. Wir Menschen sind nun einmal so beschaffen, dass wenn man Einem sagt: „Du, Gewaltmensch du!“ er behaglich schmunzelt, als zu einem Complimente, während das Lob, ein friedfertiger Mensch zu sein, mit einer Miene entgegengenommen wird, als hätte der Hörer in einen sauren Apfel gebissen. Infolge dieser weitverbreiteten menschlichen Schwäche kommt es nun sicher vor, dass Leute, die ihrer Natur nach für den zahmen Naturgenuss geschaffen wären, dank bösem Beispiele sich der höheren Kletterei ergeben. Mächtiger als die Eitelkeit wirkt aber doch noch wohl der Trieb der Lebenserhaltung und die Genussfreude, und ich halte es daher für zweifelhaft, ob die Zahl jener, welche nicht aus innerem Kraftgefühl, sondern aus Eitelkeit sich der gefährlichen Sporttouristik anschließen, eine nennenswerte ist.

Die Berichte über gefährliche Touren zerfallen bekanntlich in zwei Classen. Die erste umfasst jene rein sachlichen Beschreibungen, welche sich auf umständliche Erörterung der schwierigen Stellen und deren Überwindung beschränken. Diese Berichte dürften infolge ihrer abschreckenden Dürre wohl nur von jenen gelesen werden, die schon Kletterer sind. In Hinsicht auf Verlockung anderer können sie als unschädlich betrachtet werden. Bleiben also die packenden Schilderungen. Ja, wodurch sind diese aber packend? Doch nur, weil der betreffende Tourist es versteht, uns durch Herbeiziehung der verschiedenartigsten Momente seinen ganzen Anstieg plastisch vor Augen zu stellen und uns seine Sensation miterleben zu lassen, die nicht nur aus Gefahrmomenten, sondern auch aus einer Fülle anderer Wahrnehmungen besteht. Schilderungen dieser Art sind die gefährlichen, sie wirken anreizend, und sie, die oft zum Schönsten unserer alpinistischen Literatur gehören, wenn sie auch selten das Extrem-Gefährliche behandeln, müsste man also ausmerzen, weil — ja warum eigentlich?

Tausende lesen diese Schilderungen und erfreuen sich daran, ohne sich dadurch zu Touren über ihre Kräfte hinreißen zu lassen. Sie sehen nämlich ganz gut ein, daß der Zauber der Schilderung zum großen Theile darauf beruht, daß der Autor zu den Begnadeten gehört, welche strammen Sport, Naturempfinden und wissenschaftliche oder ästhetische Betrachtung der Natur zu vereinen und alles, was sie erlebten, darzustellen wissen.

Ruht aber der Reiz der Darstellung hauptsächlich auf der packenden Beschreibung der Gefahr, dann sagt sich die Mehrzahl der Leser weise: „Eines schickt sich nicht für alle“ und bleibt bei ihren Leisten. Kraftnaturen, die sich von solchen Schilderungen angespornt fühlen, gleich nachzuturnen, würden, wenn diese Schilderungen aus der neuesten Literatur ausgemerzt wären, wohl die vorhandenen älteren Schilderungen sich zu verschaffen wissen und sich an diesen begeistern. Für sie sehe ich keinen Ausweg und glaube, daß man das Schicksal walten lassen muß.

Wirken läßt sich wohl nur auf jene jüngeren Adepten der Touristik, welche nicht infolge eines ungebändigten Naturells der Sporttouristik zutreiben, sondern sich einfach vom Beispiel, von der Lectüre, die ihnen gerade unterkommt, und von dem Interessanten, das sie bietet, leiten lassen. Es ist dies die weitaus überwiegende Majorität der touristischen Jugend, jene Mehrzahl, die, wie vorhin erwähnt, schon im Triebe der Lebenserhaltung und nach Genuß wirksame Gegenmittel gegen die Verleitung auf lebensgefährliche Pfade hat. Wie diese Jugend zu allen Zeiten beschaffen ist, darf man sich bei ihr von salbungsvollen Ermahnungen nicht viel versprechen.

Wichtiger ist schon, ihr zu zeigen, wie groß das Feld der Touristik ist und einen wie kleinen Theil des Interessanten in diesem Felde der Klettersport einnimmt. Das wichtigste aber bleibt: Durch welche Mittel macht man das große Feld der Touristik, d. h. das Wissensgebiet, das sie umfaßt, anziehend genug, um dem mächtigen Zauber der sportlichen Sensation ein Paroli zu bieten?

Wie früher bemerkt, ist der reine Naturgenuß flüchtig, indem er jeweils, vor einer Aussicht, einem Blumentepich, einer schönen Wald- oder Felscenerie, nur so lange dauert, als das freie Spiel der aufkeimenden Gedanken anhält. Nun ist aber klar, daß dieses Spiel umso seltener sich einstellt und umso kürzer dauert, je weniger Gedanken überhaupt in einem Menschen vorrätzig sind, und je weniger Vorstellungen also durch Dinge, die man sieht, erweckt werden können, anders gesagt: je weniger man von den Dingen weiß, und je mehr der Gedankengang auf eine bestimmte Kategorie von Dingen hingelenkt ist. Zum Bauer, der einen Berg hauptsächlich mit Rücksicht auf die Viehweide beurtheilt, die er bietet, ist in dieser Hinsicht ein nicht übles Pendant der Klettersex,

der an einem Berg nur die Felsen und diese ausschließlich vom Standpunkte der Erstkletterung betrachtet. Sieht man von der Stärke der Naturempfindung ab, die mit Schärfe des Geistes und Kenntnissfülle nicht immer parallel geht, so erscheint also im allgemeinen schon der reine Naturgenuss von der Menge der Kenntnisse abhängig, die man über die Gebirge und die Natur überhaupt besitzt. Noch mehr aber ist dies mit der auf den Naturgenuss folgenden activen Beschäftigung mit der Natur der Fall. Je mehr man von den Dingen weiß, desto mehr interessiert man sich für jedes Einzelne, und desto zahlreicher sind die Objecte des Interesses. Der Wissende tritt unter die Naturdinge wie in einen Kreis guter Bekannter, der Unwissende wie in einen Kreis fremder Menschen.

Wie sieht es nun mit dem Wissen bei dem touristischen Nachwuchs der Gegenwart aus?

Sicher ist, dass die heutige Jugend früh einen großen territorialen Überblick gewinnt. Das Fortschreiten vom Wienerwald zur Kar und zu den Ennsthaler Alpen vertheilte sich bei einem älteren Touristen leicht auf zehn und mehr Jahre; bei den heutigen jungen Touristen dagegen oft nur auf ein bis zwei Saisons.

Bei Wintertouren über den Nebeln der Tiefe in Sonnenschein zu stehen, war vor fünfundzwanzig Jahren die Erfahrung weniger — heute kennen das schöne Schauspiel schon die jüngsten Touristen.

Die Vorträge mit Skioptikon, gute Photos in Zeitschriften und Büchern haben die Kenntnis der mittlerweile genauer erforschten Gebirge der Erde stark verbreitet und gestatten früher nicht möglich gewesene Vergleiche. Kurz: die heutige touristische Jugend gewinnt viel rascher einen größeren touristischen Horizont.

Aber — nun kommt der Pferdefuß: in der Kenntnis der engeren Heimat ist man doch oberflächlicher, als man früher war. Die heutige touristische Jugend kennt mehr Berge, aber sie kennt trotz besserer Karten, Panoramen und Führer keinen genauer — außer in den Kletterregionen.

Die Jugend ist ungeduldig und nimmt sich nicht die Zeit, z. B. auf die Geschichte der besuchten Bergreviere einzugehen, sich das Panorama der Berge näher zu zergliedern, sich für die Lebensverhältnisse der Bewohner zu interessieren u. s. w. Ja, sie beschäftigt sich nicht einmal eingehend mit dem Gestein, in dem sie klettert, oder mit der alpinen Flora. Von der Schule her an den leichten Anschauungsunterricht gewöhnt, ist sie vielfach dem mühsameren Kenntniserwerb in den Alpen abhold und umso abholder, je mehr sie sich im Terrain durch Kletterei abstrapaziert.

Wer es für wünschenswert hält, dass sich die Zahl der Naturfreunde mehre und dass sich im Gebirge nicht allein Kletterer ausbilden,

der muß auch wünschen, daß den Interessen des Naturfreundes durch billige und doch gute, auf dem Principe des Anschauungsunterrichtes basierende Hilfsmittel entgegengekommen werde.

Nicht minder wichtig ist jedoch, daß der Tourist in den Bergen volle Bewegungsfreiheit genieße. Diese Bewegungsfreiheit erscheint nun zur Zeit einigermaßen bedroht. Schon haben wir Berge in den Alpen, welche dem Touristen ganz versperrt sind, wie der Gölser, und Berge, welche gerade im August, dem Haupttouristenmonat abgesperrt werden, wie der Große Bösenstein; auch findet man bereits Tafeln an einzelnen Alpenorten des Inhalts: vor Besteigung des XJ-Berges möge beim Förster angefragt werden, ob die Besteigung erlaubt ist. Man möchte vielleicht diese vereinzeltten Absperrungen nicht für so wichtig halten, weil ja doch die Mehrzahl der Reviere noch offen ist, oder höchstens an einzelnen Jagdtagen abgesperrt wird. Es ist aber nicht zu übersehen, daß die Jagdlust aus den Kreisen der Hocharistokratie in die Kreise der Fabrikanten, reichen Kaufleute zc. herabsteigt, daß neben den großen immer mehr kleine Jagdpächter austauschen und daß diese schon deshalb ihre unzeitgemäßen Rechte schärfer ausüben, weil ihre Vergnügungsbezirke nicht so zahlreich sind wie jene der großen Herren. Reussieren nun einzelne mit ihren Absperrungsmaßregeln, so wird das Beispiel mit der Zeit immer mehr Nachahmung finden, besonders wenn der Gebrauch weiter um sich greift, heimische Jagdreviere an Reichsdeutsche, Franzosen, Engländer und selbst Amerikaner zu verpachten.

Das fehlte uns noch, daß zu Gunsten solcher fremder Jagdpächter uns die heimischen Berge verboten würden!

Insolange die Wälder und Berge nicht verstaatlicht sind, was aus den verschiedensten Gründen ein Gebot der Zukunft ist, sollten daher Landesgesetze die Frage dahin regeln, daß die totale Absperrung ganzer Berge verboten und die Absperrung der gebahnten Wege, besonders der markierten, auf kurze Jagdperioden eingeschränkt wird.

Anderseits wäre freilich zu wünschen, daß die Markierung nicht in Übermarkierung ausarte. Das allzu massenhafte Markieren in einzelnen Gebieten ertötet nicht nur das Vergnügen am Selbstsuchen des Weges und an der Selbstorientierung, sondern lastet den betreffenden touristischen und Verschönerungsvereinen auch solche Mühen und Kosten auf, daß darunter oft die Erhaltung der geschaffenen Markierungen leidet. Auch das kommt häufig vor, daß schon die Anlage der Markierung nicht zweckmäßig ist. Solange der Weg ungetheilt, ohne Abzweigung hinzieht, drängt sich Marke an Marke, da kommt eine Abzweigung, und nun fehlt das Zeichen. Zuweilen ist dies, weil die Forstorgane markierte Bäume umgehauen haben. Da wäre nun wieder eine Verordnung gut, des Inhalts, daß Markierungen erworbene Rechte sind, und daß vor

dem Aushauen der Bäume längs einer markierten Wegstrecke der markierende Verein verständigt werden müsse, damit er rechtzeitig die Umlage der Markierung veranlassen könne.

Würde sparsamer markiert als bisher, so ließen sich mit der Markierung hübsche Nebenzwecke verbinden. Man könnte z. B. längs mancher Haupttroute die Markierungszeichen numerieren und in angemessenen Intervallen Höhengoten und Entfernungsangaben anbringen, was dem Touristen nicht nur zur Beurtheilung der schon gemachten und noch zu machenden Wegstrecke angenehm, sondern auch im Hinblick auf die Erweiterung des Panoramas und den Wechsel der Flora anregend wäre. Solche Auffassung der Markierungsfrage könnte einiges dazu beitragen, die Lust an der Erwerbung neuer Markierungsgebiete gegen die Lust an der Verbesserung der innegehabten Gebiete zu stärken, womit manche kleine Streitfrage der Touristik vermieden wäre. Und darauf kommt viel an. Die Touristik soll möglichst viele große Zeitfragen, aber recht wenig kleine Streitfragen haben.

## Der Briefwechsel zwischen Robert Samerling und Peter Rosegger.

(Schluss.)

Hochverehrter Freund!

Graz, 19. Jänner 1888.

Hier schicke ich das interessante Buch über Dickens zurück; ich habe mir aus demselben manches Nützliche entnommen. Meine Vorlesungen sind freilich nur Spielereien gegen die von Dickens, dieser war eben auch ein genialer Geschäftsmann; das Geld hat ihn gehehrt. Wenn einmal der Arzt stets an seinem Redepult stehen muß, wenn sie ihn nach der Vorlesung immer wieder auf das Sofa legen müssen — und er fährt noch fort zu reisen und zu lesen, so hat er keine Ausrede mehr, daß ihm die Dinge wohl bekämen. Ich mache jährlich ein paar Reisen, wovon aber keine über 14 Tage dauert; sie strengen mich allerdings sehr an, aber die Thätigkeit ist eine andere als die daheim beim Schreibtisch, und dieser Wechsel thut — wie ich glaube — meinem Gehirn wohl. Am nächsten Montag reise ich wieder ab, soll am 24. Jänner in Dresden, 25. in Görlitz, 26. in Dresden, 27. in Weimar, 28. in Sonneberg, 29. in Coburg, 30. in Meiningen, 31. in Altenburg, 2. Februar in Bremen und 4. in Varmen lesen. Ich habe mich nur für den Fall verpflichtet, als es mir nicht zu stark wird, strengt mich die Sache an, so breche ich die Reise ab. Längstens 7. Februar will ich wieder daheim sein.

Daß die Wiener Blätter fast ausnahmslos den „Homunkel“ ignorieren, ist doch ein Zeichen der Zeit oder vielmehr der tiefen Demoralisation der Presse. Nun, so kann das wunderliche Buch in aller Stille seinen Weg machen — und das ist seiner am würdigsten. Die Recensenten, ob sie loben oder schimpfen, ob sie in der

„Neuen Freien“ sind oder im „Heimgarten“, ändern doch nichts an einem solchen Werke und an der Mission, die es zu erfüllen hat.

Ihr dankschuldiger

P. R. Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Graz, 24. März 1888.

Wir beide haben — wie fast in allem — auch in Bezug auf die Eitelkeit des Dichterruhms die gleiche Ansicht. Aber eines ist doch beachtenswert.

Ich möchte wohl wünschen, daß Sie, mein verehrter geliebter Freund, es so recht wüßten, wie dankbar die Menschen für Ihre Werke sind, wie hochgeehrt Ihr Name allenthalben ist. Ich komme ziemlich viel herum und erfahre das. Wenn ich in der Fremde bin und von Graz die Rede ist, so ist doch fast allemal die erste Frage: Dort lebt ja Hamerling? Wie geht's ihm?

Von einigen nergelnden Journalisten abgesehen, die aber auch nicht immer so sehr aus Bosheit verreißen, sondern vielmehr aus Eitelkeit, um an einem großen Werke ihr Zünglein und Geißlein zu wehen und damit ihrem engen Kreise zu imponieren (ich kenne Hunde genug, welche nur große Leute anklaffen, nicht aber Kinder), ist ja die Stimme über Sie eine ehrerbietige.

Die journalistischen Sottisen gegen den „Homunkel“ finden im Publicum nicht viel Anklang. Es wird nicht lange dauern, so werden sie ganz verstummt sein und man wird die sittliche und wohl auch die ästhetische und philosophische Größe dieses Werkes erkennen. Ich für meinen Theil habe eine nur kleine Anzahl von Lieblingsbüchern; den „Homunkel“ muß ich ihr anreihen. Das, was ich in meinen Bergpredigten gewollt, sehe ich hier philosophisch vertieft in einem vollendeten Kunstwerke vor mir stehen. Was Sie hier mit milderndem, versöhnendem Humor geschrieben, das empfindet die Welt wie eine zornige Züchtigung, ein Beweis, wie schuldig sie sich fühlt und wie sehr recht der „Homunkel“ hat.

Es hätte alles seinen besten Gang, nur eines sollte sein, gesund sollten Sie sein! Da sehe ich vor mir die bewunderungswürdigen Helden: den deutschen Kaiser und meinen Hamerling — in ihrer Krankheit, unter physischen Leiden in unge-trübter Seelenstärke Bedeutsames schaffend! Wie schäme ich mich, den schon ein wenig Asthma oder Zahnschmerz ganz arbeitsunfähig und stumpfsinnig macht! Sie sind mir auch als Leidender ein Vorbild, das ich wohl bewundern, aber nicht erreichen kann.

Ihr dankschuldiger

P. R. Rosegger.

Mein hochverehrter Freund!

Krieglach, 27. Mai 1888.

Es ist eigentlich eine sehr lössliche Zeit, die ich hier ganz allein in meinem Hause zubringe. Die Lustschlösser, die man baut, werden durch nichts und niemanden gestört, es ist das angenehmste Eheverhältnis und Familienleben, so lange es immer noch heißt: Weib und Kind kommen bald nach. — Vor einigen Tagen erhielt ich aus Wien einen anonymen Brief, der sich darüber beklagt, daß Hamerling im Maiheit Antisemit geworden, wo ohnehin jetzt für die Juden eine schreckliche Zeit sei! Nun, ich glaube, solche Antisemiten könnten sich die Juden immerhin noch gefallen lassen; wir werden nichts beitragen zu jenem blutigen Juden-krawall, der in Wien sich vorbereitet.

Was Sie mir bei meinem letzten Besuche mitgetheilt haben, thut immer leise in mir weh, so oft ich daran denke. Wer es denn sein mag, der unverdientermaßen den Theil des irdischen Glückes genießt, der Ihnen gehört und den Sie tausendfach verdient haben?

Seien Sie, hochverehrter Freund, herzlich begrüßt von Ihrem dankschuldigen  
P. R. Rosegger.

Sehr werter Freund!

Graz, 11. Juni 1888.

Den Schluß der Biographie werde ich für das Septemberheft liefern und das Manuscript am 1. August der Druckerei übergeben. Auf die Augenblicke, wo ich die mir meist einzig erträgliche Rückenlage im Bette mit emporgezogenen Beinen verlassen und etwas schreiben kann, lauere ich jetzt Tag und Nacht wie der Jäger auf das Wild.

(Diese Anfangszeilen meines Briefes schreibe ich um 2 Uhr nachts. Gott helfe weiter!) Seit acht Tagen sind wir auf dem Lande. Mein Befinden ist derart, daß ich zwar nicht Pessimist, aber verrückt oder blödsinnig zu werden fürchte. Die ununterbrochene, niemals eine wirkliche Pause gönnende Dauer jämmerlicher Verschwerden, denen schlechterdings mit keinem Mittel beizukommen ist, hat etwas unsäglich Ausreibendes, Nervenaufregendes, Seele und Leib Verstörendes. Ende Mai war der Director der Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg zu mir hieher gereist, um die Verlagsübernahme meines literarischen Nachlasses für den Fall meines Ablebens mit mir ins Reine zu bringen. Er sagte mir, daß vom „Homunkel“ die Auflage 5000 Exemplare stark gemacht und hievon bisher ungefähr die Hälfte verkauft worden, was einem Absatz von zwei bis drei gewöhnlichen Auflagen binnen sechs Monaten gleichkommt. In der vorletzten Nummer der „Deutschen Wochenschrift“ soll ein Artikel von Linke über meine Vertheidigung des „Homunkel“ stehen. Könnten Sie mir das Blatt senden? Ich stelle es Ihnen auf Verlangen wieder zurück. Leid thut es mir, daß ich über den Abschluß von „Martin der Mann“ mit Ihnen nicht mehr persönlich sprechen konnte. Sie haben durch die Art der Ausführung mich mit dem Bedenklichen versöhnt, welches der Stoff bei nackter, knapper Angabe der Hauptsachen für mich hatte. Diejem Roman ist der Vorzug eigen, daß, obgleich er in mancher Beziehung der Psychologie Pohn zu sprechen scheint, die beiden Hauptfiguren doch mit so meisterlicher Folgerichtigkeit gezeichnet und durchgeführt sind, daß alles so kommen konnte und mußte, wie es kam. Und so ist dem Leser schließlich, wie der Juliana, alles recht. Ungetrübtes Wohlsein und Behagen Ihnen und den Ihrigen wünschend  
Ihr stets ergebener  
Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 19. Juni 1888.

Ich sehe wohl, Sie können nicht anders leben, keine bessere Diät brauchen als jetzt, und doch wäre ich übergelüchlich, wenn irgend ein Ruck aus ihrem gewöhnlichen Leben stattfände, damit man von demselben eine etwa günstige Wendung der Krankheit hoffen könnte.

Wenn Sie sich nur entschließen könnten, einmal einen Arzt zu rufen, macht er's nicht besser, so doch auch nicht schlechter, wenigstens zur Beruhigung wäre es mir. Und wenn ich es bedenke, Sie sind sich und uns, die Sie lieben, und der Welt das schuldig, die Welt soll n:e sagen können: er hat nicht wollen, es könnte anders stehen, wenn er einen Arzt hätte u. s. w. Ich gebe ja auch auf die Ärzte nichts im allgemeinen, aber manchmal sind sie doch imstande einen guten Rath, eine Linderung zu verschaffen, das habe ich oft erfahren. Manchmal rief ich den Arzt nur der Umgebung, meiner Familie, willen, da hat er erst recht das Seine gethan, er war da. Ich möchte also gern, daß Sie einen Arzt rufen lassen, der Ihre Krankheit gewissermaßen studieren müßte. Ich kann ja nicht mehr zusehen, wie Sie dahinsiechen und haben niemand um sich als zwei alte Frauen, die gewiß ihr Bestes leisten wollen, aber hierin halt nichts verstehen können. Ich habe Sie oft und viel gebeten, geliebter Freund, aber so innig nie als jetzt: Nehmen Sie einen Arzt.

Seien Sie mir doch nicht böse dieses Briefes wegen! Und wären Sie böse, und ich hätte es im vorhinein gewußt, ich hätte ihn doch schreiben müssen. Es ist mir fast unerträglich, wenn ich mir vorstelle, wie Sie hinliegen und leiden und niemanden haben, mit dem Sie Ihr Leiden sachgemäß besprechen könnten.

Mit innigstem Gruß                      Ihr dankschuldiger                      P. R. Rosegger.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 5. August 1888.

Im Schlusssartitel meiner Lebensbeschreibung gebe ich auch ein bißchen Rechenschaft von meinem „geselligen Verkehr“, und bei dieser Gelegenheit habe ich auch mit einigen Worten eines besonders guten Freundes gedacht. Ich hoffe und wünsche sehr, daß der Herausgeber des „Heimgarten“ von diesen wenigen Worten keines streiche, noch durch eine Redactionsnote die einfache reine Wirkung des Gesagten abschwäche. Er hat weder die Pflicht noch das Recht, zu merken und zu behaupten, daß die Sache ihn angehe — kann also mit seinem Takt darüber schweigend hinweggehen und sie passieren lassen. Ich bin nach wie vor ins Krankenbett gebannt; mit umso herzlicherem Interesse und Vergnügen lese ich, wie Sie in Gottes schöner Welt umhergaulen und sich des Lebens freuen.

Ihr

R. Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 8. August 1888.

Heute habe ich Ihren Septemberheft-Beitrag gelesen. Wie überhaupt diese Bekenntnisse erstens ihres hohen Sinnes, zweitens ihrer Gewissenhaftigkeit auch im kleinen wegen mir stets rührend und erhebend waren, so erreicht bei dem letzten Capitel diese meine Empfindung ihren Höhepunkt. Es ist nicht anders denkbar, als daß diese Aufzeichnungen bei allen empfänglichen Seelen dieselbe Wirkung hervorbringen. Bei mir kommt freilich noch vieles dazu. Gerade in der letzten Abtheilung sehe ich wiederholt in vielen Dingen eine große Ähnlichkeit unseres Seelenlebens. Ich erwähne nur das Unbehagen in der Vorstellung, persönlich mißkannt zu werden und den Drang, sich im kleinen wie im großen persönlich zu rechtfertigen oder Mißverständenes klarzustellen. Manche mögen das „kleinlich“ nennen, ich halte es für eine gute Eigenschaft, die theils aus der Liebe zur Wahrhaftigkeit, theils aus der Achtung für die Mitmenschen entspringt.

Und nun — mit den Worten, die Sie „dem bekannten Ungenannten“ widmen, haben Sie mir eine Überraschung bereitet, die mich fast erschüttert hat. Ich bin wahrhaftig stolz auf diese Anerkennung, die Sie mir schenken. Die Freude für mich wäre eine große gewesen, auch wenn Sie mir das nur unter uns mitgetheilt hätten. Aber ich lasse dieses Zeugnis recht gerne drucken, es ist das ehrendste, das meiner Person je geworden ist und werden kann.

Es ist jetzt gerade zwanzig Jahre, seit ich von Ihrer Freundschaft geführt und gehoben durchs Leben gehe. Ich habe Ihnen zu danken bis zu meinem letzten Athemzuge, zu danken für alle Liebe, Treue und Geduld. Sie fänden freilich keinen Freund, der es herzlicher mit Ihnen meinte als ich; allein Sie verdienten für ihren persönlichen Verkehr einen Geistesgenossen, der nebst guten Herzeigenschaften über alle Vorzüge einer hohen wissenschaftlichen Bildung verfügte und so stets ein erschöpfender Gedankenaustausch möglich wäre, auf den Sie bei mir verzichten müssen, ohne es mir auch nur ein einzigesmal merken zu lassen, wie wenig ich doch eigentlich nach dieser Richtung hin entsprechen kann. Fast alle Vortheile unserer Freundschaft habe ich.

Wenn ich Ihnen nun danke, daß Sie Ihre Lebensbekenntnisse in meinem „Heimgarten“ niedergelegt haben, so gewinnt dieser Dank tiefere Bedeutung der Zeilen wegen, die Sie mir gewidmet haben.



Ihre Mahnung bei unserem Abschiede am 19. Juni, ja das Leben zu genießen, ist bei mir auf fruchtbaren Boden gefallen. Meine Gesundheit ist, gottlob, nicht schlimmer als im vorigen Sommer. Was Ihr Befinden anbelangt, so hat mich Ihre im Aufsatz neuerdings so kräftig betonte Freude zur Arbeit und der Wille dazu überaus angenehm berührt. Dieser Wille macht Sie noch gesund! Wenigstens in dem Grade, daß Sie alle Ihre literarischen Pläne verwirklichen können.

Verehrungsvoll                      Ihr                      P. A. Rosegger.

Sehr werter Freund!

Graz, 15. December 1888.

Meine Mutter hat der Frau Stirner gegenüber ihr Bestreben ausgesprochen, daß Sie nun schon dreimal mich besuchten, ohne bei ihr einzusprechen. Es verräth sich hierin wieder das äußerst feine Gefühl meiner Mutter für die geringsten Schwankungen in der Bezeigung jener Verehrung und Zuneigung, welche sie beansprucht und an welche meine Freunde sie gewöhnt haben. Das Verlangen, den Fortgenuss dieser Verehrung ungeschmälert zu behaupten, ist nun fast das einzig lebendig rege Gefühl, das in dem Gemüthe der hochbetagten Frau zurückgeblieben ist. Auch mir liegt daran, daß ihr derselbe erhalten bleibe, zum Theile schon deshalb, weil jede Verschlimmerung ihrer Laune auch meine Stellung ihr gegenüber verschlimmert. Sie würde entschieden mir die Schuld beimessen, wenn sie ein wirkliches Erkalten gegen sie bei Ihnen voraussetzen Anlaß hätte. Ich bitte Sie dringend, sehr lieber Freund, ändern sie nichts an dem bisherigen Benehmen gegen die „waltende Macht meines Hauses“! Ich werde mich Ihnen dafür aufrichtig verpflichtet fühlen.

Herzlich ergeben                      Ihr                      Robert Hamerling.

Hochverehrter theurer Freund!

Krieglach, 6. Jänner 1889.

Heute habe ich wieder einmal in „Sinnen und Minnen“ gelesen. Mit feuchtem Auge drängt's mich, Sie zu grüßen.

Ich bringe den letzten Weihnachtstag (Heilige drei Könige) in meiner Heimat zu und fahre morgen nach Graz.

Ihr                      Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Graz, 16. Februar 1889.

Ich habe die „Neue Presse“, die „Deutsche Zeitung“ und die „Presse“ durchgesehen und keinen Bericht über die Jordanfeier gefunden. Weiliegend sende ich ein paar ausländische Stimmen über den Kronprinzen.

Wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen dienen könnte; ich fürchte nur so oft, mit solchen Sachen mehr zu belästigen, als gefällig zu sein; ich kann mir aus diesem Grunde auch nicht erlauben, Sie so oft zu besuchen als ich möchte, um vielleicht nach Ihren Wünschen zu forschen und mancherlei zu besprechen, was uns nahe geht. Mir kommt auch vor, als verstünde ich es nicht, Sie zu überzeugen, wie innig an Ihrem Geschick Antheil nimmt

Ihr treuer, dankschuldiger

Rosegger.

Hochverehrter Freund!

Graz, 23. April 1889.

Diesmal sang ich unter Fieber und Ohnmachtsanfällen mein Aeluja. Seit Samstag hält mich eine Halsentzündung darnieder, welche nun aber besser ist. Am Ostermorgen, unmittelbar nach dem Frühstück, fiel ich plötzlich in eine tiefe Ohnmacht, welche über fünf Minuten gedauert haben soll. Ich sah es vor meinen Augen auf einmal finster werden, dachte noch: „Jetzt kommt etwas!“ Weiter weiß ich nichts mehr, bis ich mich später auf drei Stühlen ausgestreckt liegend fand, mit Wasser und Eßig übergossen. Ähnliches hatte ich noch nie gehabt; ich hatte mich

die Tage vorher über etwas sehr gekränkt, sonst wüßte ich keine Ursache. Der Arzt jagt: Plötzlich im Kopfe eingetretene Blutleere. — Also ein mißlungenes „Schlagel“. Wenn's auch das erstemal verpfuscht war, vielleicht macht auch hier die Übung den Meister. Ich möchte wohl gerne noch eine Weile leben, allein ich bin auch bereit, wenn's aus wird. Wie Gott will.

In der nächsten Woche will ich nach Krieglach mit einem Theil meiner Familie. Früher will ich Sie, verehrter theurer Freund, noch — wenn auch nur auf einen Augenblick — sehen.

Ihr dankbarer

Rosegger.

Lieber, hochgeehrter Freund!

Graz, 24. April 1889.

Ihre Mittheilung hat mich erschreckt, aber ein „mißlungenes Schlagel“ ist das nicht. Ein Ohnmachtsanfall und ein Schlaganfall sind zwei himmelweit verschiedene Dinge. Ohnmachtsanfälle kommen sehr häufig vor, manchmal selbst bei ganz Gesunden, und haben nicht sonderlich viel zu bedeuten. Wer ist nicht schon einmal in Ohnmacht gefallen? Sollte Ihre Natur dazu eine gewisse Neigung haben, so würde daraus nur folgen, daß Sie sich hüten müssen, viel allein zu sein, z. B. auf Reisen, um nicht in hilfloser Lage davon überrascht zu werden; obwohl aus einer Ohnmacht der Mensch im Nothfall von selbst wieder aufwacht und die Sache dann vorüber ist.

Für Schlaganfälle sind Sie nicht alt genug (wenn auch bei Gottes Allmacht nichts unmöglich ist). Blutleer sind wir alle, das ist schlimm, aber man darf es nicht für noch schlimmer ansehen, als es ist. Das mußte ich Ihnen in aller Geschwindigkeit sagen. Noch immer beneidet Sie

Ihr alter

Hamerling, gewesener Mediciner.

Sehr lieber Freund!

Graz, 2. Mai 1889.

Ich befinde jeden Abend zwischen 5 bis 7 Uhr mich in einem Zustande von unbeschreiblich qualvoller Art, wo ich meiner nur halb bewusst und meiner nicht mächtig bin. So gestern. Da kam Ihr Brief. In der Aufregung meines peinvollen Zustandes meinte ich mich augenblicklich gegen die Voraussetzung, daß ich nicht aufs Land gehen wolle, vertheidigen zu müssen, und warf hastig ein paar überflüssig-energische Zeilen aufs Papier, die Sie mir sogar übel nehmen konnten.<sup>1)</sup> Verzeihen Sie dem schwer Kranken, müde Gebehten! Ich thue alles, um die bisher unmögliche Übersiedlung in den nächsten Tagen möglich zu machen.

Ihr

Hamerling.

Hochverehrter Freund!

Krieglach, 18. Mai 1889.

Meine Frau schreibt mir, daß Frau Östirner und Fräulein Vertba jetzt in Ihrer nächsten Nähe wohnen, das freut mich herzlich und ich glaube, das ist für jetzt die beste Lösung. Es muß für Sie ja auch eine Beruhigung sein, diese zwei treuen Menschen immer in Ihrer Nähe zu wissen. Ich getraue mich kaum zu erkundigen nach Ihrem Befinden.

Wenn es Ihnen schwer ankommt, schreiben Sie mir nicht, oder gelegentlich nur eine Zeile auf einer Karte wie es steht.

Mit herzlichsten Grüßen

Ihr

Rosegger.

<sup>1)</sup> Diese Zeilen nicht vorhanden.

Die Red.

Hochgeehrter Freund!

Graz, 20. Mai 1889.

Wäre es Ihnen noch möglich, in die gedruckte Correspondenz des Heimgarten=Hestes für Juni folgende Zeilen gütigst einzuflechten? Es wäre mir aus einem bestimmten Grunde höchst erwünscht.

„Robert Hamerling, der seit Jahren kranke Dichter, schreibt uns: Es scheint nur sehr wenigen Personen bekannt, dass ich krank, schwer krank bin, und mein Leidenszustand, wie ich ihn im „Heimgarten“ und in der jetzt vorliegenden Buchausgabe der „Stationen meiner Lebenspilgersfahrt“ geschildert, seither sich ungemein verschlimmert hat. Ich bitte Sie deshalb, verehrter Freund, Ihrem Leserkreise gefälligst mitzutheilen, dass ich für die briefflichen Bezeugungen edelster Sympathie mit innigster Rührung dankbar bin, dass aber die Möglichkeit persönlicher Begegnungen und Unterredungen bei meinem gegenwärtigen Zustande völlig ausgeschlossen ist.“

In dem Umstande, dass Bertha und Frau Ostirner jetzt in demselben Hause mit mir wohnen, liegt eine kleine Bequemlichkeit für die beiden, aber durchaus keine „Lösung“. Mit Rücksicht auf die Mutter muß ein äußerst discreter Gebrauch von der Nähe gemacht werden, so dass ich die beiden zwar täglich einmal eine halbe Stunde sehe, aber darauf verzichten muß, mir jene Pflege und Hilfe, die nun immer ernstlicher nöthig werden dürfte, da ich mich im Bette fast gar nicht mehr rühren kann, leisten zu lassen.

Ihr

Hamerling.

Die letzten schriftlichen Worte Roseggers an Hamerling:

Mein theurer, hochverehrter Freund!

Krieglach, 31. Mai 1889.

Je schöner diese Frühjommertage sind, desto trauriger ist mir, wenn ich an Sie und Ihre Lage denke. Ich meine, wenn Sie jetzt im Stiftinghause wären, dass Sie durch die Fenster etwas Grünes sähen, Landluft und Landfrieden hätten, ob Ihnen nicht doch ein wenig erquicklicher wäre? Sie werden sich halt doch entschließen müssen, sich über die Treppen in den Wagen tragen zu lassen. Ich sehe voraus, dass Frau Ostirner und Fr. Bertha mit Ihnen ins Stiftinghaus ziehen, von diesen Menschen dürfen Sie sich jetzt nicht mehr trennen und sei es wie immer. Sie werden ja gewiss noch einen oder den anderen Wunsch haben, der erfüllbar wäre. Sie haben mir nie Gelegenheit gegeben, Ihnen meine Freundschaft zu beweisen, so darf ich fragen, ob ich denn nicht doch etwas für Sie thun könnte?

Ich schließe meine Zeilen so betrübt, als ich sie begonnen habe.

Mit innigstem Gruße

Ihr

P. R. Rosegger.

Lieber, hochgeehrter Freund!

Graz, 4. Juni 1889.

Zur weiteren Erklärung des Sachverhaltes drängt es mich, Ihnen noch Folgendes mitzutheilen: Die beiden Zimmer im Stiftinghause, welche ich im Sommer bewohne und einzig bewohnen kann, sind anfangs Juni den ganzen Vormittag, weil von keinem Sonnenstrahl getroffen, noch empfindlich kalt, so dass ich in den letzten Jahren immer wochenlang an heftigen Rheumatismen zu leiden hatte. Ich würde deshalb, bloß der gesundheitlichen Rücksicht folgend, das Stiftinghaus immer erst Mitte Juni beziehen können, und ebenso Mitte September es schon wieder verlassen müssen, denn auch der Herbst bringt mir dort nichts als die empfindliche Verschlimmerung meines Befindens, besonders nach der rheumatischen Seite hin. Aber die Leute fragen seit dem ersten schönen Tage des April: „Ja, was ist's denn? Geht er noch immer nicht aufs Land? Das wär' doch das erste, wenn er krank ist.“ Ich kann nicht hinter jedem her sein und ihm sagen, wie sich

die Sache verhält. So gelte ich als Hansnarr. Aber selbstverständlich will ich auch die Mutter, sowie Vertha und Frau G. nicht allzu lange schmachten lassen. So übersiedle ich denn meist, wenn sonst möglich, in den ersten Junitagen und harre meist aus bis Ende September. Das Stiftinghaus ist ein angenehmer und gesunder Aufenthalt; er war es auch für mich, als ich noch jeden Tag und zu jeder Tageszeit beliebig ins Freie gehen konnte; jetzt ist er es für mich entschieden nicht mehr, ganz abgesehen davon, dass er mir durch die bewußten häuslichen Verhältnisse aufs peinlichste verleidet wird. Aus diesem Grunde hätte ich dies Jahr um jeden Preis gern einen anderen Sommeraufenthalt gewählt, wäre der Gedanke nicht unter meinen Umständen schlechterdings unausführbar gewesen.

Grollen Sie nicht Ihrem ohnedies vom Schicksal schon genug geprüften und gestrafierten  
Hamering.

Liebwertester Freund!

Graz, 10. Juni 1889.

Am 7. fand die Übersiedlung statt. Auch eine Leidensstation, und wahrlich nicht eine der leichtesten meines Lebens! Ich fand bei dieser Gelegenheit, dass mein Unterkörper förmlich gelähmt sei. Vom freien Stehen konnte nicht die Rede sein. Zwei Dienstmänner brachten mich über die Stiege. Im Freien empfing mich der freundliche Sonnenschein und der selbstverständliche, unvermeidliche kalte Wind. Seither nun habe ich im Stiftinghause, Pechvogel, wie ich nun einmal bin, vorläufig nur Unglück und Verdruß jeder Art gehabt, so dass ich schier verzweifeln könnte. Ich hatte zum alten Leiden einige episodisch auftretende Leidensanfalle neuer Art zu überstehen. Aber erfreulich ist, dass meine rheumatische Disposition heuer viel mäßiger austritt, so dass ich alle die Zeit, seit ich auf dem Lande bin, die Fenster wenigstens des Nebenzimmers bei offener Verbindungsthüre offen halte und beständig die Gartenluft athme. Wegen der Artikel für September und October seien Sie unbesorgt.

Ihr

Hamering.

Die letzten schriftlichen Worte Hamerlings an Rosegger:

Hochgeehrter Freund!

Graz, 17. Juni 1889.

Das Exemplar der „Stat.“ hatten und haben Sie von mir zu erwarten und ich sandte es Ihnen deshalb nicht, weil Sie dies abgelehnt und geäußert, Sie würden das Buch in Empfang nehmen, sobald sie nach Graz kämen; da der Inhalt Ihnen wohlbekannt, könnten Sie warten. Ich würde es gleich heute gesendet haben, aber da das Buch in keinen Einwurfskasten geht, so kann es nur bei der Hauptpost abgegeben werden, zu welchem Zwecke ich morgen Frau G. in die Stadt schicken werde. Mein Befinden verschlimmert sich leider noch immer, wie stets in dieser Jahreszeit.

Ihr warm ergebener

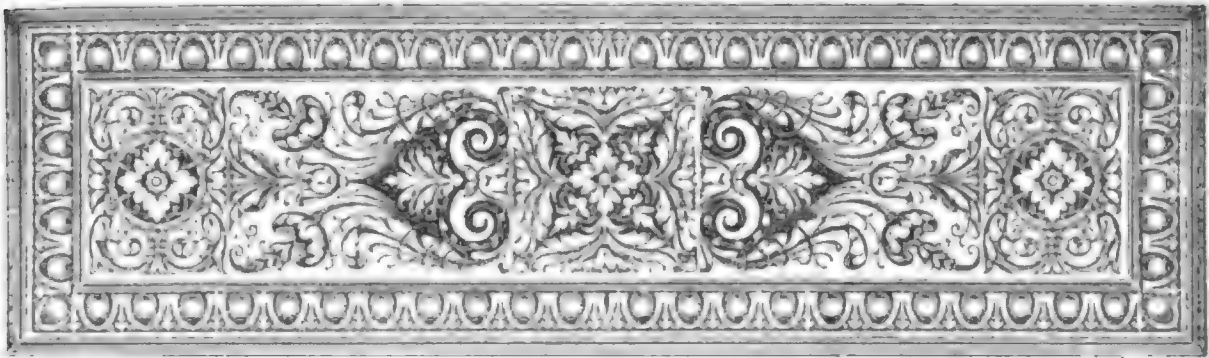
Hamering.

Rosegger besuchte in diesen Tagen seinen Freund mehrmals. Am 13. Juli 1889 ist Hamering gestorben.

Auszug aus dem Testamente Robert Hamerlings ddo. Graz, 27. November 1887.

„§ 5. Meinen Freund P. R. Rosegger bitte ich, meinen Siegelring, welcher den mir am Beginn meiner literarischen Laufbahn vom k. k. Internuntius Grafen Prokeisch-Osten geschenkten türkischen Talisman enthält und den ich viele Jahre auch am Finger getragen, als Andenken an mich freundlich anzunehmen.“

Der Talisman ist ein Edelstein mit türkischer Inschrift, welche zu deutsch lautet: Naher Sieg in Gott!



## Kleine Laube.

### Aus Heimgärtners Tagebuch.

Im britischen Reiche geht die Sonne nicht unter. Weil nämlich — wie ein Weiser gesagt hat — der Herrgott die Engländer nicht einen Moment aus den Augen lassen darf, denn sonst machen sie eine Dummheit oder eine Schlechtigkeit. Einem Krämervolk ist nichts zu gemein, wo es andere übervorthen kann. Wenn einer den andern aus Noth zu benachtheilen sucht, so wird das mit Recht Betrug oder mindestens Lumperei genannt. Wenn ein großes Volk ein kleines thierisch brutal vernichtet, so heißt das hohe Politik. Nun, die Gentlemen da drüben treiben — hohe Politik.

Als die Vuren geknebelt waren, verlangte es den König nach der Krone. Er hatte sie zwar längst, seine Machtgelüste waren befriedigt, die ganze Welt neigte sich vor Eduard. Aber die Eitelkeit hatte einen unstillbaren Heißhunger nach der wirklichen zackigen Krone, und der Mann wollte es mit leiblichen Augen sehen, wie die ganze Welt vor ihm auf dem Bauche liegt. Also ließ er's nach allen Winden ausrufen, man möge kommen und sehen und staunen und im Staube liegen, denn er wolle sich die Krone auf's Haupt setzen lassen — er, der König von Gottes Gnaden. Mich macht es immer nachdenklich, wenn Fürsten sich König von Gottes Gnaden oder Erbarmung nennen lassen. Auf wen bezieht sich da die Gnade, auf den Fürsten oder auf das Volk? Als er aber die Hand nach der Krone ausstreckte, sprach Gott: „Halt, Eduard! Nicht wann du willst, sondern wann ich will!“ Sie waren schon beisammen aus aller Welt, und just in dem Augenblick, als sie auf's Knie sinken wollten vor der gekrönten Majestät, hat der Allmächtige den hochmüthigen Herrn gedemüthigt.

Es kann ja dem Bravsten passieren, daß er am Vorabende seines Ehrentages erkrankt, doch auf den Höhen des Gottesgnadenthums werden solche Zufälligkeiten — Gottesgerichte genannt.

Auch wir in Oesterreich haben auf politischen Höhen ein Gottesgericht erfahren. Jene „nationale“ Partei, die immer durch Reinheit zur Einheit gelangen wollte, ist glücklich durch unreinheit zur Uneinheit gekommen. Die Partei spaltete sich in Sünder und Verleumder, beide von ausgiebigster Art. Durch ein öffentliches Herumzerren abscheulicher Geschichten viele Monate lang wurde der deutsche Gedanke, so weit er in dieser Partei zeitweilig glücklichen, zeitweilig auch unglücklichen Ausdruck gefunden, entehrt und vernichtet. Ein Glück noch, daß die religiöse Bewegung, die durch einige Männer dieser Partei einen äußeren, aber widerlich fanatischen Anstoß erhalten, sich frühzeitig von ihren politischen Einflüssen befreit hat. Freilich hat das „Loz von Rom“ eine politische Verächtung und

Bedeutung für solche, die in Rom eben nur einen politischen Machtfactor sehen, aber solche stehen abseits der religiösen Seite dieser Bewegung, die sich seit Jahrzehnten im Volke vorbereitet hatte und nur eines äußeren Anstoßes bedurfte, um sich zu entfalten. Die Bewegung ist weniger durch absichtliche Agitationen vorbereitet worden, als vielmehr durch die moderne geistige Entwicklung im ganzen und auch durch Überhebungen und Ärgernisse der Kirche, die leider nicht abgeleugnet werden können.

Kirchlicherseits ist es also nicht recht und auch nicht klug, wenn man immer vom „Loß von Rom-Schwindel“ spricht. Die Bewegung mag vielen unangenehm sein und man kann bedauern, daß sie nothwendig wurde — aber Schwindel ist sie nicht. Es mögen bei dieser großen Kraft- und Wertmehrsprobe manchmal Ungebürlichkeiten vorkommen auf beiden Seiten, das ändert aber nichts an dem redlichen Ernste solcher, die im Evangelismus jenes tiefere religiöse Leben zu finden hoffen, das ihnen in der römischen Kirche nicht erreichbar war.

Wenn evangelische Geistliche sich abgewöhnt haben, jede Ausartung in der katholischen Presse, auf der katholischen Kanzel u. s. w., der ganzen Kirche zur Last zu legen, und sich andertheils abgewöhnt haben, die Fehler der Kirche den einzelnen Priestern auf das Kerbholz zu schreiben, so wird's wohl auch den katholischen Wortführern nicht unmöglich sein, zwischen einzelnen Verstößen protestantischerseits und der großen Sache des Evangeliums einen Unterschied zu machen. Denn daß es im Principe beiden Kirchen ernst ist damit, das geistige Reich Gottes auf Erden zu verbreiten, das sollte ja doch jeder Einsichtige anerkennen. —

Alles, was nicht geistig ist, muß fallen. Auf Seite 663 des „Heimgarten“ habe ich eine Fahrt nach Venedig und eine Besteigung des Markusturmes geschildert. Als ich damals so im Halbdunkel im Innern des trozigen Quaderngemäuers gemächlich hinschritt, war mein Gedanke: Du gewaltiger Thurm, tausend Jahre bist du schon gestanden, hast der Stadt Entstehen, Macht, Herrlichkeit und Verfall geschaut und wirst noch tausend Jahre stehen. Wie du Venedigs erster warst, wirst du auch Venedigs letzter sein, immer noch in dieser Gestalt starr gegen Himmel ragend, wenn längst von dem Eintagsflieglein, das jetzt in dir emporfriecht, kein Stäubchen mehr vorhanden ist! — Sechsendneunzig Tage später strich durch den Raum, den der Markusthurm ein Jahrtausend lang ausgefüllt, die leere freie Luft.

Alles, was nicht geistig ist, muß fallen. Deshalb ist es eigentlich auch Thorheit, geistigen Verdiensten körperliche Denkmäler setzen zu wollen. Ist das Geistige echt, so überdauert es jeden Stein und jedes Erz und ist sich selbst ein Denkmal.

Daß die Deutschen zu ihren Dichtern in keinem sehr traulichen Verhältnisse stehen, ist nichts Neues. Und eben weil es nichts Neues ist, gehört es nicht immer in die Zeitung. Wenn die Leute sich weigern, ihr Scherflein für ein Dichterdenkmal beizutragen, so ist das weder ehrend für den Dichter noch für die Leute, und man sollte die Sache nicht stets an die große Glocke hängen. Wenn sich ein Denkmalcomité constituirt und dann zehn und mehr Jahre lang mit Ach und Weh öffentlich betteln muß, bis schandenhalber ein Betrag zusammen kommt, der immer noch viel zu wenig ist, und wenn in den Blättern theils mit demüthiger, theils mit greinender Miene Jahr für Jahr weiter gebettelt wird, so soll dieses Comité sich ja nicht einbilden, daß es damit den Dichter ehrt. Es entehrt ihn. Denn es zeigt öffentlich nicht die Ehren an, die man einem Dichter anthut, sondern die man ihm versagt. Es documentirt mit seinen erfolglosen Aufrufen ununterbrochen, wie wenig ein Dichter seinem Volke gilt. Also fort mit diesen schmählischen Denkmal-

schonerrereien, die — mit wenigen Ausnahmen — ein moralisches Fiasco bedeuten und oft nur persönlicher Eitelkeit entspringen und Heuchelei sind. Wer sich Dichtern schon an die Rockschöße hängen will, der lese und verbreite ihre Werke. Denkmäler nur, wenn man gerne dazu beiträgt. Doch selbst in diesem Falle — wäre manchmal anderes nicht noch nöthiger? Das deutsche Volk hatte gar manchen Dichter und Künstler, der im Leben darben mußte, nach dem Tode aber einen schönen Denkstein bekam. Wie heißt es in der Schrift? Sie baten um Brot und ihr gabet ihnen — einen Stein!

## Karl von Lutterotti.

Von Franz Goldhann.

Am 13. Juli fand in der Stadt Imst (Tirol) die Enthüllung eines Denkmals für den schlichten, warmherzigen Volksdichter und Alpenfreund Karl von Lutterotti statt.

Hier einiges aus dem Leben des Tiroler Dichters. Karl von Lutterotti zu Gazzolis und Langenthal wurde am 16. Februar 1793 als Sohn eines Subermalrathes zu Bozen geboren. Seine Gymnasialstudien machte er in Innsbruck. Am denkwürdigen 12. April 1809 sah er, auf einem Fensterbalken stehend, der Erstürmung von Innsbruck durch die Bayern zu, bei welcher Gelegenheit er eine Kugel in den Fuß bekam, so daß er lange Zeit hinkend blieb. Nach Abschluß des Gymnasiums betrat er die juristische Laufbahn und bezog, wie es nach Aufhebung der Innsbrucker Universität im Jahre 1810 bei Tiroler Studenten üblich war, die königl. bayerische Hochschule in Landshut. Am 1. Juni 1815 trat Karl von Lutterotti als Gubernial-Conceptspraktikant beim Kreisamt in Imst ein und begab sich 1853 als Kreisamts-Protokollist in den Ruhestand. 1837 war seine Vermählung mit Sophie von Wörz zu Sprengenstein erfolgt, welche Verbindung kinderlos blieb. Am 20. Juli 1872 starb Lutterotti im 80. Lebensjahre zu Imst.

Bescheiden war die Lebensstellung und amtliche Laufbahn Lutterottis, dafür entfaltete sich sein außeramtliches Wirken umso reicher. Offener Sinn für alles Schöne in der Natur und im Menschenleben, unverwundlicher Humor und ein goldenes Herz waren ihm vom Schöpfer verliehen und so kam es auch, daß ihm der Umgang mit der Natur und das Studium des Volkslebens in seinen mannigfaltigen Erscheinungen zu Quellen reinsten Genusses wurden.

Lutterotti sammelte Tiroler Volkslieder und wendete seine besondere Aufmerksamkeit den Volkstrachten zu; letztere — sowohl die nord- als die südtirolischen — zeichnete er mit großer Gewissenhaftigkeit nach der Statur. Und auch das Volksleben als solches wußte er richtig zu erfassen und zu kennzeichnen. Mit seinem Verständnis fand er das Wesentliche im Leben der Bauern, wie er sich in Anschauungsweise, Sprache und Sitte geltend macht, heraus, und stellte es dann in trefflichen, großentheils realistisch gehaltenen epischdramatischen Dichtungen dar.

So entstand die Sammlung: „Gedichte im Tiroler Dialect von Karl von Lutterotti“, welche im Jahre 1854 bei Felician Rauch in erster, 1877 in zweiter Auflage erschien, und sich, wie Adolf Pichler bemerkt, durch Lebenswahrheit, scharfe Charakteristik, heiteren Humor und kräftige Verbheit auszeichnet.

„Insoferne sind die Gedichte“ — sagt Dr. Ludwig von Hörmann in seinem Werke über Lutterotti, Verlag Wagner, Innsbruck — „abgesehen von ihrem poetischen Werte, eine nicht unwichtige Quelle sowohl für den Sittenforscher als besonders

für den Sprachgelehrten, der aus diesen Probestücken die Hauptvarietäten der österreichisch-bayerischen Mundart in Tirol, wenigstens im Grundcharakter kennen lernen kann.“

Als Beweis dafür, welche Bedeutung Lutterottis Gedichten von deutschen Gelehrten beigemessen wurde, möge hier ein Brief, den Professor Firmenich, der weithin bekannte Herausgeber von „Germaniens Völkerstimmen“, an unseren Dichter richtet, Platz finden. Firmenich schreibt:

„Hochgeehrtester Herr! Meinen wiederholten, innigsten Dank für die mir zugesandten neuen Beiträge zu „Germaniens Völkerstimmen“. Das Buch hat mir große Freude gemacht, es wird eine Fundgrube für das Nationalwerk in Bezug auf die Mundarten Tirols sein. Es wird für Sie auch angenehm sein, daß Ihre schätzbaren Leistungen durch „Germaniens Völkerstimmen“ den Sprachforschern Deutschlands, ja, der gesammten deutschen Nation zugänglicher gemacht werden. Sie haben sich in der That durch dieses treffliche Buch ein großes Verdienst auf dem Gebiete der deutschen Dichtung und der Sprachforschung erworben. Mögen Sie in dem Danke, den ich Ihnen dafür ausspreche, gleichsam die Stimmen des deutschen Vaterlandes erkennen. Hätte sich Deutschland in jeder Landschaft und in jedem Gebiete solcher Arbeiter zu erfreuen, so würde die Nation in dieser Beziehung einen wahren Schatz besitzen, dessen Wert erst die kommenden deutschen Geschlechter ganz zu würdigen wissen werden. Der Stein, welchen Sie dem großen Baue der Nation beifügen, ist ein kostbarer. Für solche Vertretung in „Germaniens Völkerstimmen“ kann Ihr schönes Vaterland Tirol Ihnen einen aufrichtigen Dank spenden. Mit den freundlichsten und herzlichsten Grüßen! Ew. Hochwohlgeboren Dr. Firmenich. Berlin, 23. Juli 1856.“

Der Leser lernt in Lutterottis Dichtungen, trotzdem die Persönlichkeit des Dichters nie selbständig hervortritt, doch aus Äußerungen, die er den auftretenden Personen in den Mund legt, auch den Menschen Lutterotti kennen, den Mann, mit dem Herzen voll Nächsten- und Heimatliebe, den aufrichtigen Volksfreund, kurz, den echten Tiroler, der sich in den Herzen aller, welche ihm nahe standen, ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

## Das vierblättrige Kleeblatt.

(Eine Legende.)

Als einst Maria, Josef und das göttliche Kind den traurigen Weg der Flucht ins Aegyptenland einschlugen, wanderten sie oft lange und weit, ehe sie in jenen dürren, steinigen Gegenden einen Brunnen oder einen grünen Rasenfleck fanden. Einst konnten sie fast nicht mehr weiter vor Müdigkeit. Der heiße Wüstenathem hatte ihnen die Zunge ausgedörrt, die Füße brannten und auch der Esel, das sonst so genügsame Thier, das außer ihren Habseligkeiten noch den hohen Knaben trug, hatte seit langem keine Distel, geschweige denn etwas Grünes gesehen und wollte fast zusammenbrechen. Da, als sie so in dumpfer Versunkenheit sich weiterschleppten, hastete Marias Blick plötzlich am Boden und mit einer raschen Bewegung bückte sie sich, pflückte ein Kräutlein ab und seliges Lächeln erheiterte ihre bekümmerten Züge. Es war ein vierblättriges Kleeblatt und bedeutete in der Üppigkeit seines Wachses gut ernährten Boden, eine Quelle und damit Labjal. Rettung für Mensch und Thier in nächster Nähe. Freudestrahlend betrachtete sie das Kleeblatt, dann zeigte sie es Josef, der lächelte, und dann dem Kindlein, das lächelte auch, aber vor hoher



Gottseligkeit. Dann barg sie es in ihrem Busen, denn für eine sinnende Frau ist nichts ohne Bedeutsamkeit, und sprach: „Deine drei Blätter bedeuten Glaube, Liebe, Hoffnung. Glaube hat uns verbunden, Liebe gab uns unsere göttliche Weihe und Hoffnung hat uns bis hieher geführt. Jetzt ist noch ein viertes hinzugekommen — das Glück. Ein Lichtstrahl göttlichen Einverständnisses auf unserm Pfad, damit wir wissen, daß wir nicht irre gehen. Und so sei denn du, bescheidenes vierblättriges Kleeblatt auch künftig jedem, der dich findet, ein Symbol des Glückes, eine, wenn auch dunkle Ahnung, daß es bald unterwegs ist — wie eine Dase in der Wüste.“

E. Koch.

## Singvögel.

### Verleugne Dich selbst!

Petrus: „Domine! quo vadis?“

Christus: „Venio Romam, iterum crucifigi.“  
(Alte christliche Legende)

Petrus floh aus Romas Mauern,  
Floh des droh'nden Kreuzes Noth.  
In der Öde Abendshauern  
Klang ihm Gottes streng Gebot:  
„Petrus! Flieh' nicht Schmerz und Tod!“

Und er hemmte seine Schritte;  
Ihm erklang's wie Engelsbitte  
Aus des Rebels Lichtgewühl.  
In der Gräberstraße Mitte<sup>1)</sup>  
Stand er, — nirgends Haus noch Hütte —  
Da tönt fernes Thiergebrüll!  
— Rings ist alles todenstill.

Und er schaut im Geist die Armen  
Vor der Tiger Rachen stehn.  
Wehe! Gott hat kein Erbarmen,  
Christus selbst hört nicht ihr Flehn!  
Schon die Rachen lauernd spähn.

Schauernd wandt' er Rom den Rücken;  
Sah nur noch mit scheuen Blicken  
Stolzer Tempel Säulenreihn —  
Welche goldne Dächer schmücken —  
Ferne Drohung zu ihm schiden  
In des Mondes flücht'gem Schein;  
Schneller Rebel hüllt sie ein.

Eilends nach Neapels Meere  
Flieht er durch die Stille hin.  
In der nächtlich schwarzen Leere  
Plötzlich Lichtgebilde ziehn,  
Schwebt ein überirdisch Glühn.

In der öden Straße Mitte  
Naht ihm eine Lichtgestalt;  
Wandelt leis mit hehrem Schritte,  
Blickt mit himmlischer Gewalt.  
Sphärenklang vom Himmel schallt.

Petri Glieder reuig beben:  
Hat er nicht dies heil'ge Leben,  
Leidend selbst, am Kreuz gesehn?  
Herz und Sinne zu ihm streben,  
Bittend sich die Hände heben,  
Stammelnd bleibt er vor ihm stehn:  
„Herr! — Wohin, Herr, willst Du gehn?“<sup>2)</sup>

Jener spricht: „Ich sah Dich zagen,  
Sah vor'm Tode fliehen Dich!  
Wieder, wie in früh'ren Tagen,  
Willst nicht leiden Du für mich?  
Drum ward Mensch ich noch einmal,  
Will mit diesem Leib ertragen  
Nun auch Deines Kreuzes Qual!  
Sieh! Nach Rom jetzt gehe ich,  
Dass man noch mal's kreuz'ge mich!“<sup>3)</sup>

Da erscheint ein Kreuz hoch droben,  
Mondbeglänzt in dunkler Nacht;  
Helle Engelschöre loben  
Frommen Leidens Siegesmacht.

Petrus sah das Kreuz am Himmel,  
Sah am Herrn die Wunden roth:  
Und zurück nach Rom's Getümmel  
Gilt er in Qual und Noth —  
Litt den schweren Kreuzestod.

Dr. Henry Meyer.

<sup>1)</sup> Die auf beiden Seiten mit Gräbern besetzte „via Appia“, die von Rom nach Neapel führte.  
<sup>2)</sup> „Domine! quo vadis?“ <sup>3)</sup> „Venio Romam, iterum crucifigi!“

## Gottes Nacht.

Durch die mondverklärten  
Stillen Frühlingsgärten  
Wandeln stumm ein Mädchen und ein Mann.  
Von der Liebe ihrer Seele  
Singt im Busch die Philomele,  
Wie nur sie von Liebe singen kann.

„Dein ist meine Jugend,  
Dein ist meine Jugend,  
Alles Dein in dieser Wartefrist!  
Auf mein Glück im Himmelsgarten  
Will ich gern mit Freuden warten,  
Du mein Bräutigam, o Jesus Christ!“ — —

Fern in dumpfer Zelle  
Kniet bei Ampelhelle  
Eine Nonne vor des Heilands Bild.  
Mit den hochgehob'nen Händen  
Bringt sie des Gebetes Spenden,  
Das den blassen Lippen heiß entquillt:

Nieder sieht das bleiche  
Gütige, wunderreiche  
Haupt des Heilands. — — Und zur gleichen Frist  
Schwebt es ob den beiden andern,  
Segnend ihr verklärtes Wandern.  
Gott ist immer wo die Liebe ist! — —

Franz Karl Singler.

## Himmel und Erde.

Wenn sich zwei liebende Herzen vereinen,  
Gibt's ein Frohlocken in himmlischen Höhen,  
Tanzen die Englein, die Kleinen, die feinen,  
Mild bei olympischem Harsengelötn.

Ja, wenn zwei liebende Herzen sich eien,  
Gibt's ein Frohlocken in himmlischen Höhen,  
Tanzen die Englein, die Kleinen, die feinen,  
Mild bei olympischem Harsengelötn. — —

Wie sie auf rosigen Beincen sich wiegen!  
Wie sie die Händchen sich reichen so hold!  
Wie sie durch purpurne Säle und Stiegen  
Leuchtend sich biegen, wie Kränze von Gold!

Plötzlich — ein Schrei — und das holde Getriebe  
Schwindet. Es dunkelt im himmlischen Saal.  
Weh, wie vergänglich ist irdische Liebe!  
Dampf aus der Tiefe wimmert die Qual. — —

Franz Karl Singler.

## Das Glück.

Das Glück gieng heut' ganz nah an mir vorbei  
In einem goldgesäumten Purpurleide,  
Ein wenig — mein' ich — streift es meinen Arm —  
Ein ganz klein wenig.

Ich aber kantt' es nicht und blickt' es staunend an,  
Weil es so glänzte, und in Demuth beugt ich mich,  
Wie einer Gottheit, die auf Erden wandelt —  
Wie einer Gottheit.

Es gieng an mir vorbei und schleifte stolz  
Noch seines Purpurleides Saum nach sich;  
Und plötzlich kam's mir: Sieh, das war das Glück!  
Das war das Glück!

Ich blickt ihm heißerglühend nach: es wandte  
Ein wenig noch das Antlitz über seine Schulter  
Nach mir und frug: „Was hieltest Du mich nicht,  
Als ich Dir nah war?“

Ganz nahe war ich, nimmer wend' ich mich  
Zurück auf meinem Wege.“ — Sprach's und rauschte —  
Das grausame — hinweg . . . Ich aber stand in Thränen . . .  
Das grausame!

Wollt' ich nun wohl, ich hätt' es nie gesehen?  
Nein, nein! Ein wenig hat's mich doch gestreift,  
Und ein klein wenig Glanz kam doch in meine Seele —  
Ein wenig Glanz! — Else Schenk.



**Aus der slavischen Welt.** Von Teja Vitkus von Tröl. Poesie und Prosa. 2 Bände. (Leipzig. Paul List.) Ein seltsames Gemisch von Klängen durchzittert sie, diese slavische Volksseele: Erobererstolz und knechtische Hingabe, wilde urwüchsige Leidenschaft der alten Nomadennatur und mädchenhaft zarte Empfindsamkeit des Verstohlenen, glühender Vaterlandstrieb und Einsamkeitshang . . . all das wetterleuchtet da durcheinander, verschwommen, ziellos, phantastisch-verträumt, ohne die läuternde, gestaltende Kraft klaren Wirklichkeitssinnes, aber immer poesievoll, immer hinreißend . . . V.

**Bowlen und Pflösch.** (Leipzig. J. J. Weber.) Ein Rezeptbüchlein zur Bereitung von allerlei herzzstärkenden Getränken mit einigen Stücklein in Poesie und Prosa, so für durstige Seelen ergötzlich zu lesen sind.

Georg Schwenk in Loschwitz hat ein Gemälde geschaffen, das ihn als Künstler wie als Menschen ehrt und das auch die von uns vertretenen Gedanken mit zur Anschauung bringt. Er hat dem Werke die zutreffende Bezeichnung „Cru der Natur“ gegeben mit dem weiteren Kennwort:

„O reine, göttliche Natur,  
Du schaffst aus dumpfer Qual Erlösung,  
Auf deiner lichtigewobnen Spur  
Erlüthet Freude und Genesung.“

Offenbar gibt der Künstler hier in Worten und Gestalten ein Stück Glaubensbekenntnis. V.

#### Büchereinlauf.

**Anna Römer.** Roman eines Verschmähten von Karl Borimann. (Selbstverlag. Platt N.-O. 1902.)

**Weißt du was Sünde ist?** Novelle von Heinr. Förster. (Planegg. Verlag Veritas.)

**Als die Brautnacht kam.** Liebesroman von Gustav Adolf Müller. (Bremershaven. L. v. Vangerow.)

**Das Erwachen.** Roman von N. Bergmann. (Leipzig. Georg Wiegand.)

**Fegefeuer.** Roman aus den Bergen von Richard Huldshiner. (Hamburg. Alfred Janssen. 1902.)

**Der Stillungspreis.** Erzählung aus dem Leben eines landwirtschaftlichen Casinos von Franz Langauer. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1902.)

**Siordam Bruno.** Ein Drama in fünf Aufzügen von Karl Hiln.

**Herdfeuer oder Luxus und Frauenehre.** Dramatisches Volksstück in 4 Acten von Karl Richard Leistner. (Waltersdorf, Böhmen. Selbstverlag des Verfassers. 1902.)

**Am Nikolotage.** Volksstück in drei Aufzügen von Gustav Streicher. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Verlag „Rübezahl“ Friedland in B.: Sammlung nordböhmischer und schlesischer Mundarten.

**Aus 'em Pulkatelgebirge.** Schlesiſche Gedichte von Karl Klingk.

**Sieder und Weisen.** Von Josef Stibig. **Edelwild.** Drama in einem Acte von Franz Grundmann.

**Kunst bringt Sunst!** Dichtung von Paul Dieh. (Cassel. Ernst Hahn. 1902.)

**Im Banne der Dichtung.** Von Paul Dieh. (Cassel. Max Siering. 1900.)

**Neue Gedichte.** Von Karl Knodt. (Mühlheim-Ruhr. R. Schimmelpfenig. 1902.)

**Erlebt, Erdacht und Milempfunden.** Gedichte von Gabriele v. Kochow. (Paul List. Leipzig.)

**Mirvana und Samsara.** Chaselen von Peter Philipp. (Dresden. E. Pierson.)

**Balders-Blut. Tellstätten.** Zwei Dichtungen von Emil Kessel. (Rumburg. Heinr. Pfeifer.)

Neue Literaturanstalt. Wien:

**Stolze Träume.** Von Rudolf Trabold.

**Glick und anderes.** Gedicht von Karl Röttger.

**Rug Blas.** Drama in fünf Acten von Victor Hugo. Frei bearbeitet von Karl Bleibtreu.

In der Bibliothek der Gesamtliteratur sind erschienen:

**Die Abenteuer Huckleberry Finns.** Von Mark Twain.

**Das Heidebuch.** Lieder zum Ruhme und Preise der Heide. Gesammelt von Heinz Bothmer.

**Demetrius.** Ein dramatisches Fragment von Friedrich von Schiller.

**Wildfeuer.** Dramatisches Gedicht von Friedrich Palm.

**Der falsche Woldemar.** Vaterländischer Roman von Willebald Alexis.

**Wesen und Wirkung des römischen Systems und die Mittel zu seiner Abwehr.** Von E. R. Zelenka. (Halle a. S. E. Strien. 1902.)

**Was lehrt uns Harnack?** Von Dr. Felix Perles. (Frankfurt a. M. J. Kaufmann. 1902.)

**Auf fernem Wacht.** Heerrufe und Heimgrüße von Karl Pröll. (Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt.)

**Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl.** Von Charles Darwin. Aus dem Englischen von Paul Seliger. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

**Von Continent zu Continent.** Ein „Soli der Gloria“, Denkschrift über die Concertreise des Leipziger Solo-Quartetts für ev. Kirchengesang nach Rußland, Deutschland und den Vereinigten Staaten Nordamerikas im Herbst 1900 von Bruno Röttig. (St. Petersburg. Ev. Blätter für junge Männer in Rußland.)

**Kurzer Abriss der Elektrizität.** Von Dr. L. Graeh. (Stuttgart. J. Engelhorn.)



Ich bin aber bereit, diesen Beitrag durch 4 weitere Raten auf Kronen 1000.— zu erhöhen, wenn die geplante Anstalt auf einer Höhe von wenigstens 1000 Meter errichtet wird.

In Graz selbst könnte ja eine Abtheilung eines bestehenden Spitals für die schwer Kranken, die einer steten ärztlichen Beaufsichtigung bedürfen, eingerichtet werden; die leichter Kranken sowie die aus dem Spital als gebessert Entlassenen sollten aber in einer im Gebirge gelegenen Anstalt untergebracht werden.

Das Höhenklima, das ja auch Gesunde stärkt und kräftigt, ist gewiß auch bei den Lungenkranken ein wichtiger Heilfactor.

v. P.\*

\* Im kath. Schulvereinskalender 1903 von Fr. Eichert heißt es: „In S. Rieger (Pseudonym Reimmichl) steckt ein großes Dichtertalent, in seiner Art so bedeutend wie das vielgerühmte Talent unseres weltbekannten Landsmannes P. Rosegger. Aber zwischen den beiden ist ein großer Unterschied. R. schreibt seine Bauerngeschichten für die „Gebildeten“, er stellt der abgespannten stets nach Neuem lüfternen Lesewelt seine Bauerngestalten gewissermaßen zur Schau und richtet sie so her, wie es dem großen Lesepublicum gefällt. Darum findet sich in seinen Geschichten so manches, was ein reines Gemüth abstößt und ein gläubiges Herz im Innersten verwundet. Aber gerade diese pikante Sauce behagt dem lüfternen Gaumen der meisten Leser. Anderes der „Reimmichl“. Er schreibt seine Geschichten für sein liebes Tirolervolk, er fragt den Kuckuck nach dem Lobe der beschnittenen und unbeschnittenen Zeitungsjuden oder nach dem Wohlgefallen der modernen, an allen Lüften satt gewordenen Kulturwelt. Er schreibt sie mit dem warmen Herzen eines Volksfreundes, es schwebt ihm ein

viel höheres Ziel vor, als der blasierten Lesewelt einen willkommenen Sinnesfibel zu bereiten. Wenn Reimmichl sein herrliches Talent in den Dienst jener Gewalten stellen wollte, denen z. B. Rosegger dient, dann würde sein Name durch alle Lande fliegen.“ So steht's im katholischen Kalender. Dem „Reimmichl“ gönnen wir das Lob, das er wirklich verdient, den Rosegger und das gebildete Publicum beneiden wir um Feinde, die so blindwüthig drauf loschimpfen und verdächtigen, daß ein bißchen Höherhängen schon genügt, um ihre Bosheit, Lüge und Thorheit klarzustellen.

Dr. J. W., Innsbruck. Das beste, was unseres Wissens bisher über Ehrhards Werk: „Der Katholicismus und das neunzehnte Jahrhundert“ gesagt wurde, finden Sie im Julihefte des „Grenzboten“. Der Aufsatz ist unterzeichnet von C. J., was wohl Carl Jentsch heißen wird.

\* Das uns als Original zugesandte Gedicht „Dachstein“ (Seite 873) soll sich in einem Gasthause bei Ischl an der Wand vorfinden und dort mit dem Namen „Eduard Bauernfeld“ unterschrieben sein.

J. J., Wartberg, Mürztal. Die Eröffnung des Waldschulhauses in Krieglach-Alpel wird im September stattfinden. Der Tag wird noch angezeigt werden.

Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

## An unsere Leser!

Der siebenundzwanzigste Jahrgang des „Heimgarten“, der mit dem nächsten Hefte beginnt, soll den Lesern etwas Unerwartetes bringen. Ein Roman von Peter Rosegger unter dem Titel „Leben“, der sich durch den ganzen Jahrgang erstrecken wird, behandelt einen alten und doch höchst zeitgemäßen Stoff, nämlich das Leben des Heilandes, in so eigenthümlicher Weise, wie es bisher wohl nie geschehen ist. — Außerdem wird der neue Jahrgang reich an Erzählungen, volksthümlichen Schilderungen, Zeitplaudereien u. s. w. sein, alles in jener freimüthigen Art, die man von dem Herausgeber des „Heimgarten“ und seinen trefflichen Mitarbeitern gewohnt ist.

### Die Verlagshandlung.

(Geschlossen am 10. August 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Korlam“ in Graz.

~~ANNALS~~

Princeton University Library



32101 042855658

